DAS TAGE-BUCH

Herausgeber: Stefan Großmann

Geleitet von
Stefan Großmann und Leopold Schwarzschild

Berlin 1925
6. Jahrgang
2. Halbjahr



* STEFAN GROSSMANN * ERSCHEINT JEDEN SONNABEND * TAGEBUCHVERLAG M·B·H * JAHRGANG VI HEFT 27 * HERAUSGEBER

DAS TAGEBUCH

geleitet von
Stefan Großmann und Leopold Schwarzschild

BERLIN, 4. Juli 1925

INHALT:

Einzelverkaufspreis 60 Goldpfennige



DAS TAGE-BUCH

GELEITET VON
STEFAN GROSSMANN UND LEOPOLD SCHWARZSCHILD

INHALTS-VERZEICHNIS

6. Jahrgang / 2. Halbjahr
1925

POLITIK, GESCHICHTE, WIRTSCHAFT:

KUNST, LITERATUR, PHILOSOPHIE, WISSENSCHAFT, ERINNERUNGEN UND DERGL.

FILM:

TISCH MIT BÜCHERN:

DICHTUNGEN, SATIREN, APHORISMEN:

GLOSSEN:

ZEICHNUNGEN:

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Juliwoche

Scheidet ein sozialdemokratischer Minister aus seinem Amt, so bleibt nichts von ihm übrig, nicht eine Spur seines Waltens. Als z. B. Herr Siering aus dem preußischen Handelsministerium schied, es war ein ganz leichter, schmerzloser Tod, da war im inneren Apparat dieses wichtigen Ministeriums gar nichts verändert. Die alten Geheimräte walteten und verwalteten einst wie jetzt. (Der Einzige, der sein Ministerium im Innern einigermaßen durchgeknetet hat, war Herr Köster, und die Spuren seiner Umorganisierung spürt Herr Schiele noch heute. Schon daß er den alten Backenzahn v. Lewald kräftig ausriß, bedeutet mehr als ein Dutzend trefflicher Erlässe). Was wird übrig bleiben, wenn Otto Braun eines Tages das preußische Staatsministerium verläßt? Nichts als Herr Weißmann, der seinem Eynern oder Hermes mit ebenso viel Treue und Ueberzeugung dienen wird wie heute Otto Braun. Es ist ein wahrer Jammer, daß die Sozialdemokraten, wenn sie Minister werden, so gar keine Helfer sich zu finden wissen. Wie einsam auf weiter Flur stand Hilferding im Reichsfinanzministerium, und so knickte der erste Sturm das schwache Wiener Blümchen. Otto Braun, Ostpreuße, ist widerstandsfähiger, er ist so robust, daß er sogar seinen Weißmann aushält. Freilich nur mit etwas ramponiertem Ansehen. Was Weißmann sich als Vertreter und Stimmführer Preußens in den letzten Wochen geleistet hat, hat in München schmunzelnde An-



Staatssekretär Weißmann

erkennung gefunden. Es ist Weißmann im Reichsrat einmal gelungen, das Gesetz über die Wiederaufnahme der Verfahren vor dem bayrischen Volksgericht zu Fall zu bringen. Hübsche Situation: Im Reichstag mühen sich die Genossen ab und lassen nicht locker, um das Gesetz durchzubringen, im Reichsrat stellt ihnen Otto Brauns Gehilfe, Herr Weißmann, ein Bein und macht ihre ganze Arbeit zuschanden. Zum Glück ist es bei der nächsten Reichsratssitzung gelungen, Herrn Weißmann fernzuhalten, und so konnte das Malheur korrigiert werden. Aber Herr Weißmann begnügte sich mit der praktischen Schlappe nicht, er lud die Journalisten zu sich und hielt ihnen ein Theoretikum über die Teilbarkeit der preußischen Stimmen im Reichsrat. Wieder eine hübsche Situation: Severing und Otto Braun und in dieser Frage sogar der ganze Landtag bemühen sich, die Einheitlichkeit und Unteilbarkeit der preußischen Stimmen im Reichsrat festzulegen. Das ist nach Ansicht aller Staatsrechtler eine Sache, die nur den preußischen Landtag selbst angeht. Da stellt sich Herr Weißmann hin, Otto Brauns Gehilfe, und gibt eine ganz falsche, nur den Bayern genehme Theorie zum besten, daß hier bloß durch ein Reichsgesetz Abhilfe geschaffen werden könne. . . . Die armen preußischen Abgeordneten der Sozialdemokratie waren vor den Kopf geschlagen, soweit sie noch einen besitzen, geschlagen von Herrn Weißmann, des eigenen Genossen eigenem Helfer . . . Es ist nicht anzunehmen, daß Otto Braun das preußenfeindliche Spiel seines Staatssekretärs strafen oder wenigstens stören wird. Alle diese sozialdemokratischen Minister sind ja von bewunderungswürdiger Langmut. Wo wäre Herr Weißmann schon, hätte er diese Streiche gegen einen deutschnationalen Minister gewagt! Aber Braun ist gütig, Siering war gütig, Hilferding war gütig. Dank dieser Güte bleibt in allen Ministerien, wenn der Sozialdemokrat sie verläßt, nicht eine Spur ihres Waltens übrig. Die alten Preußen, ärmer an Güte, aber fester im Willen zur Macht, haben standhaftere Positionen zu errichten gewußt!

Der 28. Juni war ein trauriger Gedenktag, es jährte sich zum sechstenmal der Tag, an welchem der V e r t r a g v o n V e r s a i l l e s unterzeichnet ward. Schon in diesen sechs Jahren hat sich das monströse Werk nicht als so haltbar erwiesen, wie seine Konstrukteure glaubten. Die tollsten Bestimmungen des Versailler Vertrages, die Paragraphen über die Kriegsverbrecher und über die Auslieferung sind bloß Papier gewesen, Papier geblieben. Die wirtschaftlich wichtigsten Bestimmungen, jene über die Reparation, sind in mühseligen Verhandlungen umgestaltet worden, und noch ist, wie alle Kundigen wissen, das letzte, für die Zukunft bindende, nämlich pünktlich realisierbare Uebereinkommen noch nicht gefunden. Es gibt in Frankreich viele, in England einige Leute, die mit Austen Chamberlain glauben oder glauben

machen wollen, daß nur die „Leute von Bedlam“ (der berühmten englischen Irrenanstalt) daran denken „sechs Jahre nach dem Vertrag von Versailles Europas Grenzen von neuem festzusetzen.“ Diesen Vertragsfetischisten hat J. L. Garvin im „Observer“ vom 28. Juni die tröstlichste Antwort gegeben: „Diese Bemerkung mag ihren Wert für die Gegenwart haben: für die Zukunft hat sie ihn keineswegs. Jeder Deutsche von heute weiß, daß eine beizeiten vorgenommene Revision des Vertrages von 1871, eine Revision mit Hinsicht auf Elsaß-Lothringen, weiter nichts als eine Maßnahme weit voraussehender Staatskunst gewesen wäre. Die großen Anstrengungen, diese Revision des Frankfurter Friedens zu verhindern, waren vergebens und verderblich, und die Verhinderung dieser Revision wurde schließlich zu einem der Hauptgründe des Weltkrieges. Auch die Leute, die einst voraussagten, daß die Balkangrenzen von 1878 entweder mit Tinte oder Blut neu geschrieben werden würden, wurden ihrer Zeit „Leute von Bedlam“ genannt. Und auch die Männer, die heute den den Osten betreffenden Teil des Versailler Vertrags von 1919 nicht für sacrosanct halten, werden einst aus Bedlam erlöst werden und recht behalten. Wehe dem Andenken irgend eines Staatsmannes, der dieses Recht nicht erkennt! Laßt uns Geduld üben, aber uns nicht über die Wirklichkeit täuschen“.

Im Etat des Ministers Schiele steht ein Posten, an den man sich bei der Wiederkehr von Rathenaus Todestag erinnern sollte: der Fonds zum Schutze der Republik. Er wurde nach der Ermordung des einzigen deutschen Außenministers geschaffen, um die Republik und ihre Führer gegen die Umstürzler und Mörder zu schützen, die sich damals in den rechtsradikalen Organisationen zusammengetan hatten. Zwischen dem Finanzministerium, das schon damals unter der unvergeßlichen Leitung Hermes’, des Gottes der Papierhändler, stand, und dem Innenministerium entbrannte ein Kampf, wer das Geld auszugeben hätte. Das Finanzministerium war immer wenig an der Republik interessiert. Es wußte für das Geld keine bessere Verwendung, als der Reichskanzlei ein zweites Automobil zu kaufen, in dem Kriminalbeamte hinter dem ersten Beamten des Reiches ständig herfahren sollten. Das Reichsministerium des Innern faßte die Sache anders an. Es glaubte die Republik am besten dadurch schützen zu können, daß es ihr Form, Wert und Symbole gäbe; so wurde der Reichskunstwart bei seinen staatsgestaltenden Arbeiten unterstützt, Kultur und Geist der Republik näher gebracht. Kein Wunder, daß Herr Schiele für diesen Posten kein besonderes Interesse hat. Aber höchst wunderbar, daß auch die republikanischen Parteien sich nicht dafür interessieren, was eigentlich die deutschnationale Regierung zum Schutze der Republik tut. Sie müßten sich mit ihren Anfragen — wenn sie den Mut hätten, sie zu stellen — freilich weder an

das Verfassungsreferat noch an den Reichskunstwart wenden, sondern an das politische Referat, das unter Herrn Jarres neu geschaffen ist. Natürlich! denkt der Laie. Denn der Schutz der Republik ist doch eine hochpolitische Angelegenheit. Durchaus nicht! erwidert der Fachmann. Sondern nur, weil zufällig das politische Referat personengleich ist mit dem Reichskommissar für die Ueberwachung der öffentlichen Ordnung. Oder, um es deutlicher zu sagen: aus dem Fonds, der zum Schutze der Republik gegen rechtsradikale Umtriebe geschaffen worden ist, wird die Kommunisten-Bekämpfung des Reichskommissars finanziert, über deren Vorzüge und Nachteile schon mancher ängstliche Betrachtungen hat anstellen müssen. Man frage nur in Leipzig nach!

Wenn man sich von Kennern der Geschichte erzählen läßt, wie die Engländer sich in längst vergangenen Zeiten darum aufgeregt haben, das Recht der Steuerbewilligung zu erringen, dann kann man sich eines mitleidigen Lächelns nicht erwehren. Wir haben bekanntlich die freieste Verfassung der Welt. Mehr Grundrechte, als ein gesunder Staatsbürger vertragen kann, sind feierlich darin festgestellt. Offenbar denken die wackeren Leute, die uns Durchschnittsmenschen als Erwählte des Volks im Parlament vertreten, daß wir nunmehr auf so primitive Rechte wie Etatskontrolle verzichten können. Oder ist es anders zu erklären, daß noch immer im Reich wie in Preußen mit Notetats regiert wird, die von den Parlamenten in Bausch und Bogen angenommen worden sind, weil die Kontrolle bei der eigentlichen Etatsberatung ja doch nachkäme? Die Finanzminister schmunzeln. In diese Notetats läßt sich manches unterbringen, was der gründlichen Beratung nicht entgehen könnte. Kommt aber die zwischen Krisen und Klamauk, mit denen unsere Parlamente sich lieber beschäftigen, glücklich auch noch an die Reihe, so ist das halbe Jahr herum, es herrscht Ferienstimmung und — lieb Vaterland! — es lohnt schließlich nicht mehr. Aber selbst wo es noch lohnte, beugt sich das Parlament. Unsere Opposition wird sich doch nicht am Etat erhitzen! Im Gegenteil, sie stimmt einer Abmachung zwischen Reichstag und Reichsfinanzminister zu, wonach kein Antrag auf Etatserhöhung im Plenum vorgebracht und angenommen werden kann, der nicht vorher im Ausschuß behandelt worden ist. Herr von Schlieben kann es sich leisten, sich von den Deutschnationalen das Vertrauen aussprechen zu lassen. Denn die Republikaner beweisen ihm ihr Mißtrauen dadurch, daß sie ihm völlig freie Hand lassen. Dann haben sie doch hinterher die Entschuldigung aller artigen Kinder: wir sind nicht dabei gewesen.

In einem Anfall von Hellsichtigkeit hat sich die Republik die Stelle eines Reichskunstwartes geschaffen. Der Name allein war ein Programm. Der Aufgaben gab es unzählige. Von

den unverwendbaren Germaniamarken an über all die neuzuschaffenden Hoheitsabzeichen bis zu den grundsätzlichen Möglichkeiten, eine freiheitliche Formgebung des staatlichen Lebens als beste Propaganda für die republikanische Verfassung zu verwerten: das wäre ein Feld gewesen, auf dem ein ganzer Stab begeisterter und fähiger, von beamtlicher Enge und bürgerlichen Vorurteilen freier künstlerischer Menschen hätte schaffen können. Aber die Republik, repräsentiert durch ihren Staatssekretär für Schule und Bildung, der eifersüchtig auf dieses weite Gebiet neben dem engen Zirkel seiner Betätigungsmöglichkeiten war, bekam Angst vor der eigenen Courage und sabotierte die Arbeit des Reichskunstwartes, indem sie ihm Mittel für eigenes Wirken und für die Gewinnung freier Mitwirkung versagte. Gezählte achttausend Reichsmark hat der Reichskunstwart für alles, was er außer seinem eigenen Gehalt noch brauchen könnte, für die Bezahlung von Entwürfen, für Reisen, für Preise und alles andere. Als er den Versuch machte, sich im Parlament einen höheren Zuschuß zu verschaffen, stieß er erst recht auf den Widerstand der Bureaukratie — freilich mehr der parlamentarischen als der gouvernementalen. Wenn wir schon einmal einen guten Gedanken haben und wenn sich schon einmal ein guter Mann findet, um ihn zu verwirklichen, dann findet sich bestimmt auch die Kleinlichkeit der Zeitgenossen, die alles verdirbt.



Reichskunstwart Dr. Redslob

Walhalla ist nicht nur der Himmel der Arier. Es ist auch eine Ruhmeshalle, die Ludwig I. von Bayern an der Donau bei Regensburg hat errichten lassen, um die berühmten Deutschen, die töricht genug waren, bei Lebzeiten nicht zu merken, daß Bayern die Heimat aller großen und freien Geister ist, wenigstens nach ihrem Tode an den richtigen Platz zu bringen. Dabei kann man sich füglich mit dem Kopf begnügen, auf den es bei solchen Leuten ja ankommt. Ludendorff hat schon seinen Erdenwandel richtig gelenkt und ist in München gelandet, wo er sich heimisch fühlt. Es war also recht überflüssig, daß die völkische Fraktion des bayerischen Landtages auch noch beantragt hat, sein Haupt in der Walhalla aufzustellen. Um so überflüssiger, als er ja einstweilen

von Kopf bis zu Füßen durch Münchens Straßen schreitet und dank seiner teutonischen Eigenschaften sicherlich auch einmal in die wahre Walhalla eingehen wird. Man sollte deshalb ohnehin die jüdischen Geistesgrößen für die irdische Verewigung in Walhalla bevorzugen, da sie jedenfalls der himmlischen doch nicht teilhaftig werden. Was sollten sie auch mit dem ewigen Eber anfangen, dessen Keule immer wieder nachwächst, wenn die Helden das Beste davon verschlungen haben. Ist aus solchen Gründen der Antrag von der bayerischen Regierung, die das irdische Himmelreich an der Donau verwaltet, etwa abgelehnt worden? Nein — sondern weil in unwahrscheinlicher Weisheit der Stifter der Ruhmeshalle bestimmt hat, daß kein Sterblicher darin Aufstellung finden darf, ehe er nicht zehn Jahre verstorben ist. So hat es auch mit Ludendorff noch gute Weile. Heil uns!

KIA-LUEN LO

DIE WAHRHEIT ÜBER SCHANGHAI

Dieser Artikel ist von einem chinesischen Gelehrten und Journalisten geschrieben, der in ganz China bekannt ist und an der chinesischen Wiederaufbaubewegung acht Jahre lang werktätig mitgearbeitet hat.

Der Kampf um die industrielle Freiheit und der Kampf um die nationale Freiheit bilden zusammen die beiden Hälften ein und desselben Problems. Wir wollen den Kampf um die industrielle Freiheit näher betrachten.

Bei allen gegenwärtigen chinesischen Problemen dürfen wir nicht vergessen, daß China erst vor kurzem eine industrielle Revolution durchgemacht hat. Hier ist eine solche Revolution bei weitem ernster und gefährlicher als in Europa. Aus zwei Gründen: 1. sie kam plötzlich und ist angefüllt mit all den mechanischen Erfindungen, die sich in Europa in mehr als zwei Jahrhunderten allmählich angesammelt haben; 2. die chinesische Arbeiterschaft hat nicht nur gegen die chinesischen Kapitalisten zu kämpfen, sondern auch gegen die beherrschenden fremden Kapitalisten, hinter denen Ausnahme ihre imperialistischen Regierungen stehen.

Die hochentwickelte ausländische Industriemaschinerie hat Chinas armselige industrielle Organisation und Chinas Gewerbe verdrängt. Der von den Ausländern diktierte Zoll, — bloß 5 vom Hundert — für alle importierten Güter, ob nun Rohmaterial oder Fertigfabrikat, ist vollkommen unvermögend die im Kindesalter befindliche einheimische Industrie zu schützen; infolgedessen gibt es eine skruppellose Ausbeutung billiger Arbeitskraft durch fremde Kapitalisten. Diese ausländischen Kapitalisten schließen ihre Fabriken in ihren eigenen Ländern und errichten sie in China, indem sie das Rohmaterial in China selbst beziehen oder es von

anderswo dank der niedrigen chinesischen Zölle importieren und indem sie die billige chinesische Arbeitskraft für die Fertigstellung der Waren ausbeuten.

Hauptsächlich infolge der ungeheuren Arbeitslosigkeit und der Ausbeutung durch ausländische Kapitalisten sind die Verhältnisse der chinesischen Arbeiter unsagbar elend. Der Schreiber dieses will, trotz seiner persönlichen Kenntnis der Lage, seine Feststellungen hauptsächlich auf den autoritativen „Bericht der Kommission über Kinderarbeit" stützen, der im Juli 1924 veröffentlicht wurde. Dieser Bericht ist doppelt autoritativ, weil die Kommission sich aus ausländischen Experten zusammensetzte, die vom Munizipalrat in Schanghai im Juni 1923 gewählt wurden. Dieser Munizipalrat wiederum besteht aus ausländischen Kapitalisten und wird nach alter Herkunft von den ausländischen Konsuln zusammengestellt.

Der Durchschnittslohn der Arbeiter schwankt zwischen 16 bis 30 Schillingen im Monat, eine Summe, die unterhalb des Betrages liegt, der zur Aufrechterhaltung des nackten Lebens in Schanghai notwendig ist. Eine Arbeiterin bekommt 2½ bis 6 Pennies pro Tag (20—48 Pfennig). Da gibt es keine Ruhezeit vor oder nach dem Kindsbett für eine verheiratete Frau. Da gibt es keine Lebens- oder Unfallversicherung, keine Entschädigung, keine Altersversorgung usw.

Die Arbeitsstunden für Männer, Frauen und Kinder werden nach Schichten berechnet, die zwischen 12 bis 15 Stunden ohne Unterbrechung liegen, wobei nur 1 Stunde Essenszeit gewährt wird. „Die Kinder müssen häufig während der ganzen Arbeitszeit stehen. In manchen Industrien ist Tag- und Nachtarbeit die Regel, wobei zwei Schichten à 12 Stunden bestehen." Die Kommission überzeugte sich, daß Unternehmer junge Kinder aus den ländlichen Bezirken erhalten, für die sie den Eltern je 2 Dollar im Monat zahlen. Indem er solche Kinder an die Werkstätten und Fabriken zur Arbeit abgibt, kann der Unternehmer einen Profit bis über 4 Dollar im Monat je Kind machen. Viele von den beschäftigten Kindern sind sehr jung, sicher nicht älter als sechs Jahre. Die Kinder sind meistens ganz elend untergebracht und ernährt. Sie bekommen kein Geld und ihre Lebensbedingungen sind nichts anderes als die der Sklaverei. Junge Kinder, die arbeiten sollen, aber von der Ermüdung übermannt sind, liegen in jedem Winkel schlafend herum, einige im Freien, andere in Körben unter einer Decke von rauher Baumwolle.

Die Fabrikarbeiter in Schanghai organisierten sich erst 1919 nach dem Generalstreik. Sie haben beständig an die Arbeitgeber und an den Munizipalrat wegen besserer Behandlung appelliert, sind aber immer abgewiesen worden. Ihre Hauptquartiere sind oft von der Munizipalpolizei (die unter ausländischem Befehle steht) ausgehoben und unterdrückt worden, weil sie so anmaßend waren,

ihre Menschenrechte zu fordern und deshalb „Bolschewiken“ oder „rote Terroristen“ sind und von den „Russen“ bezahlt werden.

Es ist wert, erwähnt zu werden, daß von den 1 740 556 Spindeln in Schanghai 967 432 den Briten und Japanern gehören. Der Rest ist auch zum größten Teil unter ausländischem Kapital. Während des Weltkrieges machten die Chinesen, denen Baumwollspinnereien gehörten, oft sehr gute Geschäfte. Aber infolge des Anwachsens der fremden Konkurrenz, des Mangels an genügender Kapitalreserve und des niedrigen Zolles, machte einer nach dem anderen Bankrott. Ein sehr bekannter chinesischer Besitzer, der früher 3 Spinnereien mit mehr als 20 Millionen Dollar Kapital hatte, hat jetzt nichts hinterlassen. Ein anderer hat seine Spinnerei dadurch gerettet, daß er eine ausländische Anleihe von 5 Millionen aufnahm.

Als die Kommission dem Munzipalrat einige Vorschläge machen sollte, ließ man sie wissen, daß sie vor allem erwägen solle, „inwieweit es angängig sei, die Kinderarbeit innerhalb der ausländischen Niederlassung zu regulieren oder einzuschränken, ohne die Industrien, die Kinder verwenden, zu schädigen, welche Industrien doch mit jenen außerhalb der Niederlassung konkurrieren müßten.“ Der Verfasser kann nur sagen, daß g a n z Schanghai praktisch eine Niederlassung ist und daß die einheimischen Fabriken in der Chinesenstadt ganz unbedeutend sind und daß die ausländischen Werke außerhalb der Niederlassung, unter dem Schutze der Exterritorialität, ebenfalls frei von der chinesischen Rechtsprechung sind. So fällt das Problem der Verbesserung der chinesischen Arbeiterverhältnisse zusammen mit der Frage der Aufhebung des ganzen Systems der Exterritorialität.

Die fremden Kapitalisten setzen die grausame Praxis der Ausbeutung fort, weil sie behaupten, daß, wenn sie sich dazu verstehen würden, barmherzig zu sein, sie von der Konkurrenz der einheimischen Industrie gehandicapt würden. Die einheimischen Industriellen werden entgegnen: wenn die ausländischen Kapitalisten mit mehr Kapital, besserem Bankkredit und unter besonderem Schutze nicht geneigt sind, die Arbeitsverhältnisse zu bessern, wie sollen wir die Existenz unserer Industrie erhalten, um gar nicht von Konkurrenz zu sprechen, so ist der Zirkel vollständig. Aber es ist nicht unmöglich, ihn zu sprengen, wenn einer die Initiative ergreifen will.

1. Vor allem soll der Munizipalrat sofort Schritte unternehmen, um die begünstigte Partei, die ausländischen Kapitalisten, zu veranlassen, im Notfall sogar zu zwingen, die Initiative zu ergreifen und sofort einige Verbesserungen der Arbeitsbedingungen zu gewähren. Dies ist ein Akt dringender Notwendigkeit, um die gegenwärtige hohe Spannung der sozialen Anklagen und nationalen Erbitterung in China zu vermindern.

2. Dann soll die chinesische Regierung eine Serie gutdurch-

dachter Arbeiterschutzgesetze erlassen, die Allgemeingültigkeit haben, d. h. die von ausländischen und einheimischen Kapitalisten eingehalten werden müssen, ob sie nun innerhalb oder außerhalb der „Niederlassung“ sich befinden.

3. Ein Ueberwachungssystem muß sofort errichtet werden, indem man ausländische Experten, die nach Namen und Tat eng mit der europäischen Arbeiterbewegung verbunden sind, einlädt, gemeinschaftlich mit den Chinesen tätig zu sein.

4. Hauptsächlich aber muß das ganze System der Exterritorialität ausgetilgt werden, jenes System, das den fremden Imperialisten so viele Immunitäten und Privilegien gegeben, das sie zu deren Mißbrauch verführt und das die ganze ökonomische und administrative Struktur der chinesischen Nation ganz und gar verelendet hat.

Der erste Vorschlag wird kein Gehör finden; der zweite kann nur nominell von der chinesischen Regierung verwirklicht und wird sicherlich von den fremden Kapitalisten nicht beachtet werden; der dritte ist praktisch nur eine Folge des zweiten; und der vierte ist der fundamentalste, da er an die Wurzel alles Uebels rührt, aber er ist der schwierigste, weil keine imperialistische Regierung seine Verwirklichung zulassen wird.

SIGMUND KUNFI
(Wien)

DER KAMPF IM LUFTLEEREN RAUM

Es war vor einigen Menschenaltern, vor urdenklichen Zeiten: im Juli 1914, schlenderte ich in der Down-town von New York. Wie so vieles andere, ist auch der Name des Platzes aus meinem Gedächtnis weggeschwemmt oder vielleicht auch überlagert worden. Kurzum, es gibt oder vielleicht gab es nur in der New York City einen Platz, um den herum merkwürdige Straßen liefen, jede eine abgesonderte Welt für sich, denn in jeder wohnte, handelte, liebte, zerstreute sich eine Nation für sich. Die Straßen liefen in einem Kreis um den Platz mit dem dem Gedächtnis entfallenen Namen, und machte man in einer Stunde den Rundgang, dann kam man in eine italienische Stadt, in die magyarische Gulyas-Avenue, in ein polnisches Dorf, in eine russische Ortschaft, in eine chinesische Niederlassung. Hart im Raume stießen sich dort die Völker, die die Peitsche des Elends über das große Wasser trieb, die aber dort, im Herzen der so unamerikanischen Hauptstadt der U. S. A., ein Stück ihrer Heimat mit allem ihrem Schmutz und mit allem ihrem Zauber entstehen ließen. M. Phileas Phogg des seligen Jules Verne und sogar die Weltumsegler von heute waren richtige Schnecken der Raschheit gegenüber, mit der man dort eine Reise in einer Stunde um die Welt herum machen konnte, und wie Odysseus vieler Männer Städte und Gesinnung kennenlernte.

* * *

Diese Weltreise in New York kommt mir immer in den Sinn, wenn ich jetzt die um die Wiener Ringstraße gelagerten Caféhäuser besuche, in denen die Schiffbrüchigen der verschiedenen Revolutionen ihre politische Heimat und ihre Zelte aufgeschlagen haben. In dem einen hat die ukrainische Regierung ihren Sitz, in dem anderen sitzt Kroatien zu Rat, in dem dritten steckt die ungarische Revolution ihre Köpfe zusammen, Italien, Polen, Bulgarien, Albanien, Mazedonien schickten gute Stücke ihrer Vergangenheit — oder auch ihrer Zukunft — um die Marmortische der Wiener Caféhäuser.

So saß ich vor kurzem in dem bulgarischen Wien mit einem sonderbaren Mann beisammen, von dem es nicht so leicht und einfach zu sagen ist, von wannen er kommt und wohin er fährt. Die drei Tische um uns herum waren von handfesten und schweigsamen Gesellen besetzt, die Leibgarde des Mannes, deren Aufgabe es war, darauf zu achten, daß sich niemand ihm nähere, dem oder der zuzumuten war, daß der Browning nur locker in der Tasche sitzt. Seitdem Rajko Daskalow in Prag auf der Straße fiel und Todor Panizza im Wiener Burgtheater mit Peer Gynt zusammen seinen Untergang fand, kann sich niemand daran stoßen, daß bulgarische Emigranten sich der Sorgfalt ihrer Regierung in der Fremde durch ergebene Landsleute zu entziehen suchen. Mein Freund ist Grieche von Geburt, was ihn nicht hinderte, türkischer Abgeordneter nach der jungtürkischen Revolution zu werden, um heute die Fäden der föderalistischen Bewegung in Mazedonien in den Händen zu halten und die Zukunft Bulgariens in partibus infidelium zu betreuen.

Als Emigrant und Publizist ist es meine Aufgabe geworden, in bescheidenem Wirkungskreise der Anwalt all dieser verkrachten, niedergebrochenen Revolutionen und geknechteten Völker zu werden und, soweit es möglich ist und mir gerecht dünkt, ihre Sache vor einem Teil der öffentlichen Meinung zu vertreten. Die Nachrichten, die aus Bulgarien kommend mit Hammerschlägen auf das Gewissen jedes noch nicht ganz vertierten Menschen niedersausen, lenkten das Gespräch auf dieses Land, das heute das Sorgenkind aller Aufrechten und Wohlwollenden sein müßte, denn was dort geschieht, ist mehr als entsetzlich. Der Weltbogen der Konterrevolution wird im südlichen Europa von Primo de Rivera, Mussolini, Tsankoff und Horthy getragen. Die Wahl tut weh, aber die schwarze Palme gebührt dem Professor Tsankoff und den dunkeln Leuten, deren Aushängeschild er ist.

Die Parteien, Gruppen, Klassen und einzelne, die sich gegen ihn auflehnen, verwahren sich in ihrer überwiegenden Mehrzahl dagegen, daß sie Kommunisten seien; gewiß muß man kein Bolschewist sein, um ein System, wie die Generale Wolkow und Lazarow es begründeten, das auch vor der Aburteilung von Gymnasiasten beiderlei Geschlechts nicht zurückschreckt, zu be-

kämpfen und zu verabscheuen. Aber es ist unbestreitbar, daß die bulgarischen Aufstandsbewegungen stark kommunistisch gefärbt sind, daß Moskau an ihnen ein besonderes Interesse nimmt, daß gewiß russische Waffen an dem bulgarischen Ufer des Schwarzen Meeres zu landen verstehen, und daß auch das Geld der Dritten Internationale seinen Weg in die Gebirgsdörfer Bulgariens findet. Bulgarien ist das Operationsgebiet von Grigorij Zinojew. Die Tatsache, daß die bulgarische Regierung Agent-provocateurs und Spitzel hält, um die Kommunisten hie und da aufzuputschen und so sich den Vorwand zu schaffen, um sich einer p. t. bürgerlichen Welt, die sich so gern ängstigen läßt, als der Hort der bürgerlichen Weltunordnung vorschwindeln zu können, steht außer Zweifel. Aber ebenso zweifellos ist es, daß die bulgarische Bauernpartei mit einem trockenen Auge nach dem Westen, mit einem nassen aber nach Moskau blickt, und daß die Verbindungen der bulgarischen Bauernpartei mit Moskau nicht fester, aber auch nicht lockerer sind, als die des kroatischen Bauernführers Raditsch waren, bevor er in Belgrad zu Kreuze kroch. Die großen Massen lieben aber die eindeutigen Entscheidungen, die geraden Linien und haben kein Verständnis für Nuancen; sie sind wirklich evangelisch in dem Sinne, daß sie sagen: Dein Wort sei: ja, ja oder nein, nein, und was darüber, ist vom Uebel. Nicht alle Franzosen, wahrscheinlich die wenigsten waren Jakobiner, als der Wohlfahrtsausschuß eingesetzt wurde, aber die Jakobiner erhoben ihre Idee zur leitenden Kraft der französischen Revolution. Und so ist Bulgarien, soweit es heute gegen Tsankoff kämpft, ob es will oder nicht, kommunistisch. Die Tat ist von den Absichten unabhängig und setzt ihre eigenen Gesetze: Tsankoffs größte Kraft und Schwäche ist, daß er Moskau zu seinem Widersacher hat.

Man kann nun ruhig behaupten, daß noch niemals in der Geschichte ein so wurzelloser, so unsinniger, so widerspruchsvoller Kampf geführt worden ist. Der Kommunismus hat zwei Antlitze, und die objektive Geschichtschreibung wird es feststellen, wenn er einmal seinen Kreislauf vollendet haben wird, daß darin seine geschichtliche Bedeutung lag: dem Osten zugewendet stellt er sich als eine Agrarrevolution dar, die den Feudalismus liquidierte, vor allem in Rußland, und zum mächtigsten Anstoß wurde, die Agrarrevolution in allen Ländern, die sie noch nicht vollzogen haben, auszuführen; dem Westen kehrte er sein sozialistisches Angesicht zu und scheiterte restlos.

Was will aber der Bolschewismus in einem Lande wie Bulgarien? Nehmen wir an, daß morgen ein Putsch, ein Aufstand, eine Revolution glückt und die von Moskau propagierte Einheitsfront der Arbeiter und Bauern die Macht erobert. Was kann eine Sowjetrevolution Bulgarien geben? Industrie, geschweige denn Großindustrie gibt es im Lande überhaupt nicht, zum Sozialisieren ist folglich noch nichts da, und es müssen Menschenalter ins Land

gehen, bis ein vernünftiger Mensch dieses Problem überhaupt stellen kann. Wie sieht es aber auf dem Lande aus? Der Wirtschaftstheoretiker der Kommunistischen Internationale, dem ich unter nicht geringen Mühen derzeit die Stellung eines volkswirtschaftlichen Redakteurs der ungarischen sozialdemokratischen Zeitung „Nepszava" erobern half (was ja ein Beweis der nicht eben übertriebenen Ansprüche ist, die der „Akkumulator der Weltrevolution" an ihre ersten Leute stellt), Eugen Varga, ein geschäftiger, betriebsamer Schriftsteller, der trotz seiner philosophischen Studien dem Laster der schon von Descartes getadelten übereilten Verallgemeinerungen nur allzu leicht verfällt, hat vor kurzem ein kleines Büchlein mit seiner emsigen Schere zustande gebracht: „Material über den Stand der Bauernbewegung" (Verlag Carl Hoym Nachf.). Diesem aus kommunistischem Gesichtspunkt gewiß nicht angreifbaren Buch ist zu entnehmen:

Die Klassengliederung der bulgarischen Bauernbevölkerung:

Zwergbauern bis zu 2 Hektar . . .	424 898
Kleinbauern von 2 bis 10 Hektar . .	386 728
Mittlere Bauern von 10 bis 30 Hektar	111 632
Ueber 30 Hektar	9 609

Ist bei dieser Bodenverteilung, die wohl an sozialer Demokratie nichts zu wünschen übrig läßt, eine Agrarrevolution denkbar und sozial oder ökonomisch möglich? An der sozialen Verfassung einer Gesellschaft, wie sie aus diesen Zahlen hervortritt, kann und soll auch eine Revolution nichts ändern, wie ihr ja im Grunde genommen auch keine Konterrevolution sozial etwas anhaben kann.

Wenn man sich erst diese grundlegenden sozialen Tatsachen vergegenwärtigt, wird einem der verbrecherische Wahnsinn der Kämpfer von links und rechts in Bulgarien in seiner ganzen Größe sichtbar. Es ist ein rein politischer, ideologischer, persönlicher Kampf, es ist wirklich der Kampf um die Futterkrippe, die nicht sehr gefüllt ist und die auch kaum ausgiebiger gemacht werden kann.

Bulgarien ist ein Bauernland, ein demokratisches Land, in dem die Herrschaft für lange Zeit den Bauern gehört, Tsankoff ist ein Versuch, die Intelligenz und die in der Entwicklung begriffene Bourgeoisie, die aber beide nach der sozialen Struktur der Gesellschaft nur eine geringe Rolle spielen können, zur herrschenden Klasse zu erheben: das ist das Konterrevolutionäre an seinem Tun, das ist das Bolschewistische in seiner Politik, denn nur eine Diktatur kann die Minderheit zur Herrschaft bringen. Aber es ist ein Treppenwitz, wenn auch ein blutiger, ein schmerzender, empörender Treppenwitz der Geschichte, daß die bulgarischen Bauern, die nur in demokratischen Formen herrschen können und werden, heute als die Preisfechter der Diktatur zur Ader gelassen und um ihr erstgeborenes Recht von rechts und links betrogen werden.

All dies sagte ich in der bulgarischen Caféhausreservation Wiens dem Mann, auf den dieser Kampf im luftleeren Raum, der in seiner Adoptivheimat geführt wird, den Todesschatten wirft. Er konnte mir nichts Beweiskräftiges antworten, aber in seinen Augen blitzte der tödliche Haß von Menschen, in deren Familien der natürliche Tod etwas Seltenes ist. Bulgarien teilte immer die Schicksale Rußlands, meinte er und schritt mit seiner stummen Leibgarde dem unsicheren, schwarzen Schicksale zu . . .

ARCHITEKT HUGO HÄRING

BAURAT, NEIN — BAUHERR

Der Gemeindekassierer ist der Herr über die Gemeinden geworden. So nur war es möglich, daß ein Mann von der glatten Unbedeutendheit des Herrn Böß Oberbürgermeister von Berlin werden und auch nach der Inflationszeit bleiben konnte. Den geistigen Aufgaben seines Amtes steht Herr Böß mit vollkommener Ahnungslosigkeit gegenüber und er teilt diese hoffnungslose Armut mit den Führern aller Parteien in der Stadtverordnetenversammlung, angefangen von dem pedantischen Schulmeister Merten bis zu den kommunistischen Schreihälsen. Welcher von all diesen mit Zeitungsbrei gefüllten Köpfen hat gewußt oder auch nur geahnt, was Paulsen, ein Schulschöpfer, wollte und begonnen hatte? Man verjagte den Einzigen, der aus der vertrockneten uralten Lernschule ein vielräumiges Haus des Wachstums der Großstadtjugend bauen wollte. Man hat jetzt die entscheidenden Probleme des Städtebaus vor die Augen gerückt bekommen. Wer, im Berliner Rathaus, hat auch nur eine Ahnung von der Bedeutung und von den Zusammenhängen des Bau- und Wohn-Problems? Hier versucht ein junger Baumeister anläßlich des Abgangs des Stadtbaurats Elkart, den man freudig nach Hannover — armes Hannover! — ziehen läßt, aus der Lage des Berliner Stadtbaurats die tiefere des großstädtischen Bauherrn zu entwickeln. Man darf nicht hoffen, daß die Herren im Rathaus diesen tieferen Gedankengängen folgen können — der geistige Konkurs der Stadtverordnetenversammlung und ihrer Bürgermeister scheint unabänderlich — aber die Berliner, die weiter als über den nächsten Tag hinaus denken, werden diese Betrachtungen eines Baumeisters im Sinne jenes erschöpfenden Goethe-Wortes aufnehmen: Bauen ist Gesinnung!

Von dem neuen Stadtbaurat, der in Berlin zu wählen ist, erwartet man, daß etwas wie eine Wundertat von ihm ausgehe, man erwartet von ihm die Befreiung von einem Alp, dem Wirrwarr der städtebaulichen Sorgen. Im Hinblick auf den einzelnen Kandidaten weiß man dann nur das sicher, daß der das Wunder nicht schafft. Auch nicht der genialste Kandidat. Wenn sich früher die Städte Architekten gehalten haben, deren Aufgabe es eben war, die Bauten der Stadt zu entwerfen und auszuführen, schön, vorbildlich, der Würde der Stadt entsprechend, so war das eine klare und gute Sache. Heute ist davon nicht viel mehr übriggeblieben als das Amt. Zwar behaupten noch einige, daß es immer noch Aufgabe der Stadt sei, dem Stadtbild zu einem schönen Ansehen zu

verhelfen, aber die meisten wissen doch schon, daß die Sorge um die schönen Gebäude keine wesentliche und keine dringliche Aufgabe mehr ist. Man ruft heute nach Wohnungen, Verkehrsregelungen, nach Straßenführungen, nach Städtebau, Großsiedlungsplänen und ähnlichen Dingen. Die politische Umgestaltung wirkt sich auch hier aus, und man erkennt allmählich, daß das Bauen von Städten politische Voraussetzungen hat. Solange diese politischen Voraussetzungen in einer Umwälzung begriffen sind, ist auch das Problem der Städte in Gärung versetzt. Man kann dieses Problem nicht durch einen tüchtigen Fachmann einfach lösen. Selbst wenn die berühmten Fachleute sich nicht zur Zeit der Kaiser hätten leise allen politischen Gehalt ihres Berufes entziehen lassen. Denn als Schöpfung und Werk der Gesellschaft kann die Stadt nur werden nach dem Plane einer politischen Struktur. Also letzten Endes nach der Plansetzung eines geistigen Bauwillens. Vielleicht, daß die werdende politische Gesellschaft überhaupt keine Städte mehr bauen wird. Spengler behauptet, daß bis jetzt alle Kulturen am Großstadtproblem gescheitert sind. Noch ist die Frage offen, ob wir in Zukunft weiter Großstädte bauen werden oder nur Gartenstädte, ob weiter Millionenstädte oder nur Städte bis zu 700 000 Einwohnern. Oder werden wir vielleicht Großstädte, Gartenstädte und andere Siedlungsbildungen in ein System gegenseitiger Funktionsleistungen einbauen und einbinden? Alle diese Entscheidungen fallen auf den Boden einer geistpolitischen Planwirtschaft, in Erkenntnis und Auswirkung aller äußeren Umstände und Gegebenheiten. Kein Städtebauer und kein Stadtgewaltiger kann vom eigenen Kirchturm aus die Funktionsbestimmung der eigenen Stadt nach eignem Wunsch und Willen vornehmen. Diese Planwirtschaft ist abhängig von der Struktur der politischen (und freilich mehr noch, der unpolitischen) Gesellschaft. Die jüngsten Siedlungsbildungen stehen alle unter der Wirkung dieser Tatsache; sie sind alle Gebilde einer neuen politischen Struktur. Technische Geister wollen uns einreden, daß dieser Plan nur ein technisches Problem sei. Aber Gestaltbildung ist immer die Schöpfung eines Willens, nicht eine Summe technischer Leistungen. Technische Leistungen selbst erhalten ihre Sinngebung erst und nur durch ihre Wirkung in diesem Plane einer geistigen Ordnung. Die Amerikaner haben sich zwar zum Ziel genommen, auch das Geistige in die Ordnung der Materie einzubinden, aber wir unterscheiden uns eben in diesem Punkte von ihnen, indem wir das Materielle in die Ordnung des Geistigen einzufügen suchen. Das Technische ist der Sport der Amerikaner. Sie gestalten nicht, sie beuten nur aus. Ihr Städtebau ist die Wirkung dieser Ueberbetonung des Technischen. Der Amerikaner löst seine Probleme unbekümmert um ihre geistige Sinngebung. Er löst darauflos, wie die Probleme kommen, eins nach dem anderen, denn das bringt Umsatz, Produktion, erhält das Getriebe. (Wie lange noch? Nicht unsere Sorge? Vielleicht nur

zu bald auch unsere Sorge.) Ist solches Tun auch das unsere? Soweit es das unsere ist, brauchen wir nur Amerikaner zu werden. Doch reicht es bei uns bestenfalls zu Pseudoamerikanern, denn das bißchen Fordismus, das wir uns jetzt zulegen wollen, macht noch keine Amerikaner aus uns. Sind wir auch weniger tüchtig, so ziehen doch gerade daraus einige Menschen die Kraft zu glauben, Europa habe außer technischen und wirtschaftlichen Problemen noch tiefere Sorgen, Sorgen um eine neue Form des Lebens, wozu vor allem eine neue Form der politischen Gesellschaft gehört.

Nun können freilich die Städte nicht ruhig dasitzen und warten, bis die neue Gesellschaft ausgereift ist. Es gilt zu handeln. Wir wissen jetzt, was von den technischen Leistungen eines Stadtbaurates erwartet werden kann und was nicht. Wir wissen, daß die Sinngebung seiner Leistungen nicht aus der fachlichen Leistung selbst, sondern aus ihren Wirkungen in einem Plane höherer Ordnung kommt. Man erwartet zu viel von einem Stadtbaurat, wenn man von ihm erwartet, daß er selbst diesen Plan einer höheren Ordnung aufstelle. Denn schon in Richtung eines solchen Planes zu handeln, erfordert staatsmännischen Geist, politisches Denken bis zur schöpferischen Leistung. Solche Wesenheit ist selten anzutreffen bei einem Mann hoher bautechnischer Leistungen, selten auch bei einem Mann hoher baukünstlerischer Gestaltungskraft. Deshalb ist es wichtiger, zuerst den Mann zu finden, dem man es zutrauen kann, daß er Wege auffinde, welche in Richtung einer werdenden Struktur verlaufen. Deshalb ist es wichtiger, die verlorengegangene Bauherrschaft wieder aufzufinden und aufzurichten, welche die Bauaufgabe in einem höheren als nur technischen Verstande stellt. Es fehlen die Bauherren. Der Baurat ist kein Bauherr; der Baurat baut, was der Baurat will, d. h. er denkt vom Fach aus. Eben das ist falsch. Eben das versperrt dem Bauen den Weg zu neuen Gestaltungen. Gewiß ist der Architekt heute ganz allgemein in die Notlage versetzt, selbst die Probleme der Bauherrschaft aufzustellen, weil die Bauherren keine Bauherren mehr sind, weil sie außer dinglichen Ansprüchen keine geistigen Ansprüche mehr zu stellen haben. Woraus ja auch die Not der Baukunst stammt. Das ist nur in technischen Dingen, in der Industrie anders. Da ist eine Bauherrschaft einer klaren planbewußten Willensbildung, da ist auch das Bauen auf schöpferischen Wegen. Die Misere beginnt jedoch sofort, sobald man den Boden dieser Willensbildung verläßt, sobald man aus der Wirtschaft des Materiellen in das Reich des Geistigen übertritt. Hier ist nur Hilflosigkeit und Planlosigkeit mit all ihren Folgen. Was ist in unserem Sinne also ein Bauherr? Als Bauherr im weitesten Sinne sprechen wir jeden Geist an, der baut, d. h. der die Dinge nach einem bestimmten Plane ordnet. Der Wille zu bauen ist der Wille zu ordnen. Es ist der Wille, sie zu einem neuen Ganzen so zu ordnen, daß dieses Neue eine indivi-

duelle Gestalt und eine Lebensfähigkeit habe wie etwa der menschliche Körper.

Freilich erwarten wir nun nicht, daß jeder Bauende Bauherr sei in diesem höchsten und schöpferischen Sinne, aber wir erwarten, daß ein Bauherr doch wisse, was Bauen heißt. Daß Bauen heißt, Entscheidungen zu treffen, welche Bekenntnisse enthalten, und daß Häuserbauen nur ein besonderer Teil ist des allgemeinen Bauens und Aufbauens, an dem wir alle, jeder einzelne täglich und stündlich, Anteil nehmen. Bauen ist Gesinnung, sagte Goethe. Wir müssen wissen, daß wir unsere Gesinnung offenbaren, wenn wir bauen. Es hat nichts mit Bauen zu tun, wenn man die Schöpfungen und Gestaltungen vergangener längst verbrauchter Planbegriffe, Säulen, Gesimse und ähnliche Dinge, immer wieder umgruppiert und neu arrangiert. Das ist das Bauen des Gebildeten. Bauen ist aber die elementarste Tat des Menschen und nicht eine abgeleitete. Dies müssen wir wissen vom Bauen, denn es führt ja zu nichts, immer nur vom Verfall der Kultur zu reden und nicht daranzugehen, einmal wieder einen Stein in die Hand zu nehmen für den Bau einer neuen Kultur. Aber unbehauene Steine nehmen, nicht die alten Kapitäle wieder einmauern! *In Berlin fehlt seit Jahren ein Bauherr, nicht ein Baurat.* Es wird sich in Berlin — und auch in anderen Städten — nichts ändern, wenn ein Baurat gewählt wird. Welche bauliche Arbeit war z. B. in den letzten Jahren in Berlin zu leisten? Es waren zunächst Wohnungen zu schaffen. Die erste Frage war: Wo sind die 120 000 Wohnungen zu bauen, die beansprucht werden. Sie wurden und werden gebaut, wo gerade baureifes Gelände zur Verfügung steht. Schon diese Entscheidung, offenbar selbstverständlich, schneidet gleichwohl tief ein in das Schicksal Berlins. Die Ansiedlung einer halben Million Menschen erfolgt, im Hinblick auf Berlins weitere Bildung, planlos wie vor dem Krieg. Es fehlt jedwede Siedlungspolitik, welche die Besiedelung in Rücksicht auf die zukünftigen Aufgaben der Stadt lenken würde. Es kann sein, daß man diese Menschen heute an Orten ansiedelt, die weit entfernt sind von den Orten, an denen sie später einmal Arbeit finden werden, oder daß sie auf einem Boden angesiedelt sind, der einmal für andere Zwecke benötigt wird. Man handelt wohl nach bestem Wissen, man handelt gleichwohl ohne größeren Plan. Den größeren Plan zu finden ist nicht Sache eines Stadtbaurates oder Städtebaudirektors, das ist Sache eines Bauherrn, ist eine staatsmännische, politische, großorganisatorische Leistung eines Bauherrn, die höchste Geistigkeit verlangt. Der Baurat ist hier Diener, nicht Herr. Die zweite Frage ist: *Wie* sind die Wohnungen zu bauen? Man müßte zunächst zwar fragen, *für wen* sind sie zu bauen, aber diese Frage soll überschlagen werden, weil sie auch in Wirklichkeit überschlagen wird, denn für so differenzierte Dinge ist bei der ohnehin generellen Arbeit keine Zeit. Masse Mensch. Also wie sind die Wohnungen

zu bauen? Das wichtigste an Wohnungen sind die Grundrisse. Man sollte annehmen, wenn man viele tausend Male ein und denselben Grundriß ausführt, der Hunderttausenden von Menschen Wohnung und Heim sein wird, daß man anstreben würde, daß dieser Grundriß durchaus vollkommen sei. Man hätte verschiedene Wege beschreiten können, solche Grundrisse herbeizuschaffen, statt dessen hat man in den Aemtern unter Elkarts Führung jene stumpfen, unfreien, beengenden Grundrisse festgelegt, welche zwar ziemlich alles enthalten, was eine Wohnung enthalten soll, denen es aber auch gelingt, auf die kleine Fläche von 80 qm soviel würgende Armseligkeit zu bannen, daß sie in der Tat auch ein Ausdruck und Denkmal unserer Zeit sind. Masse Mensch.

Und wenn man einige moderne Architekten, wie etwa Taut oder Miës van der Rohe, beauftragt, einige Baublöcke zu „entwerfen“, so sind diese Grundrisse und ihr Geist auch für diese Männer bindend. Was man ihnen noch zu ändern erlaubt, wenn ihr Gewissen gegen solche Gesinnung anrennt, ist belanglos: der Auftrag sinkt in einen Fassadenentwurf zusammen, das ist gerade das, was jede große Baugesinnung bekämpft und erst hier bekämpfen muß. Auch hier fehlt der Bauherr, der über Wert und Unwert der Grundrisse aus Einsicht in den Geist der Dinge entscheidet, der sozial genug fühlt und denkt, um den Grundriß zu ermitteln, der einem arbeitenden Stadtmenschen einen Rest Freude in der Wohnung zu retten sucht. Und nun die Ausführung der Bauten. Es ist nicht der leiseste Versuch gemacht worden, bei dieser umfangreichen Massenherstellung von Wohnungen das Problem dieser Massenherstellung, das Problem einer besseren und billiger herzustellenden Wohnung, anzufassen und zu untersuchen. Das bauwirtschaftliche Problem beschränkt sich darauf, die Zimmergrößen nach vorrätigen und gangbaren Balkenlängen zu bestimmen. Denn, sagt Elkart, wir machen keine Experimente. Das ist derselbe Geist, dem wir das Schießpulver, die Dampfmaschinen, die Autos, Luftschiffe und ähnliche Dinge verdanken, oder irre ich mich? Kann man nun schließlich erwarten, daß die Finanzierung der Neubauten in einem anderen Geist geschehe? Es ist bekannt, daß diese Finanzierung sich auf die Hypotheken stützt, welche aus den Erträgen der Hauszinssteuer stammen. Man hat aus diesen von der Allgemeinheit aufgebrachten Erträgnissen auch dreiprozentige Hypotheken an private Unternehmer gegeben, um den Bau von Wohnungen auch in der Privatwirtschaft zu fördern. Dagegen ist nichts einzuwenden. Aber was ist geschehen? Die Beleihung erfolgt pro Wohnung und nach Zimmerzahl. Also, sagte sich der spekulative Kopf: kleine Zimmer, viele Wohnungen, viel Geld. Die erste Hypothek gibt die Bank, die zweite kommt aus der Hauszinssteuer, den Rest des Baugeldes hat der Wohnungsuchende aufzubringen. Der Spekulant muß dazu von ihm auch noch eine Miete haben, welche die Hypothekenzinsen und seine son-

stigen Leistungen decken, und dann nach 4 oder 5 Jahren die normale Mietzinsleistung. Der Terrainbesitzer ist nunmehr Hausbesitzer geworden. Aus Mitteln der Allgemeinheit; dazu schwer belastete Mieter in Wohnungen, wie sie seither auch bautechnisch noch nie ein Unternehmertum zu bieten wagte, in die man eben nur zieht, wenn man auf der Straße sitzt oder heiraten muß, und aus denen man wieder herauszieht, sobald es irgend möglich ist. Hierauf bezieht es sich, was kürzlich ein Wohnungspolitiker sagte: Wir haben keinen Wohnungsmangel mehr, sondern nur eine Wohnungsnot. Denn diese Spekulantenwohnungen fanden nicht alle Opfer. Das alles ist unter Elkarts Führung möglich gewesen. Daraus soll ihm selbst kein besonderer Vorwurf gemacht werden, denn das alles gehört eben nicht zum Amt eines Städtebaudirektors. Das ist Sache einer Bauherrschaft. Und wie die Stadt einem Amt nicht Dinge aufbürden soll, die von diesem Amt gar nicht geleistet werden können, so ist es ebenso falsch, daß die Stadt ihren Aemtern einfach überläßt, was ihnen von Amts wegen zusteht. Eine Stadt hat, unbekümmert um ihre Aemter, darauf bedacht zu sein, die besten Leistungen heranzuholen, von wo sie zu haben sind. Das gilt natürlich ganz allgemein, aber hier im besonderen für alle eigentlichen baulichen, städtebaulichen Einzelaufgaben, Verkehrsführungen, Platzgestaltungen usw. wie für die Aufgaben des Hochbaus. Köln hatte Schumacher für eine bestimmte Großaufgabe herangeholt, und dieser Vorgang verdient Nachahmung. Die besten schöpferischen Kräfte sind für die Aufgaben der Großstädte gerade gut genug. Diese Aufgaben sind zudem heute so mannigfaltig, daß sie von einem einzelnen Menschen gar nicht mehr bezwungen werden können. Die Städte sollen sich die Freiheit bewahren, für die jeweiligen Großaufgaben die jeweils geeignetsten Männer verpflichten zu können, ohne Rücksicht auf vorhandene Aemter, und sollen darauf verzichten, diese Männer immer gleich in ein Amt zu stecken. Kein Fachmann kann in einem Amt der Gefahr entgehen, die Allüren eines Bauherrn anzunehmen, was immer zu einer Katastrophe führt. Solche Männer auszuwählen, sie mit bestimmten Aufgaben zu beauftragen, sich auch mit ihnen zu beraten, sie nach dem großen Plane eines bauenden Willens einzusetzen, ist Sache einer Bauherrschaft. Diese ist wichtig, die Aemter der Stadtbauräte sind, wenn nicht überflüssig, so doch ohne entscheidende Bedeutung.

MORITZ HEIMANN

EINEM FÜNFZIGJÄHRIGEN

Was man mit zwanzig weiß,
Hat man mit fünfzig erfahren;
Der Wein, erst trübe und heiß,
Kühlt, güldet und glänzt mit den Jahren.

* * * KÖNNEN LEHRER SCHMERZ EMPFINDEN?

Sechs Jahre vor dem letzten Kriege fragte der Journalist (der wohlfeile tuts immer noch) die neckische Frage: Können Primaner Schmerz empfinden? Seitdem sind nun schon viele, sagen wir: einhundertundsiebzehn Jahre verflossen, und es ist an der Zeit, den Spieß umzudrehen: Können Lehrer Schmerz empfinden? 1908 suchte man den Pädagogen, vor dem die Schüler sich nicht ängstigen, 1925 herrscht lebhafte Nachfrage nach dem Lehrer, der sich vor seinen Schülern nicht fürchtet.

Zu einem, der sich einbildete, „darüber zu stehen", und den wir deshalb den Philosophen nennen wollen, kam jüngst ein Studienrat (so heißen die staatlichen Pädagogen heute), ein Mann „in den besten Jahren", mit guter wissenschaftlicher Vorbildung, lebendig sich mehrenden Kenntnissen, auch ästhetischem Sinne, vom Kriege mitgenommen, aber bereit zur Begeisterung, nicht nur bereit, sondern tagtäglich mit seinen Schülern zusammen, mit ihnen arbeitend, spielend, wandernd — kurz, in einem Verkehr, den anzusehen dem Menschenfreund das Herz im Leibe lacht, ihn die unzufriedenen Eltern des Undanks, den Staat der Unterbezahlung zeihen läßt.

Vielleicht aber ist solches Zusammenleben des Erwachsenen mit den Jungen jenem Studienrat, was dem Fisch das Wasser ist, selbstverständliches Element? folglich unsinnig, ihn zu preisen, da er durchaus nicht altruistisch ausschweift, mit Stirner zu sprechen, sondern gesund und seelengleichgewichtig das tut, wozu er berufen ist?

Doch hören wir ihn selbst, da er mit dem Philosophen sein Lebensthema zu verhandeln kam.

Er: Und nun bin ich skeptisch geworden —

Ph.: Zur rechten Zeit. Gerade das fehlte Ihnen noch, dem bösartigen Idealisten, der nur lächelte, wenn junge und alte Kollegen ihm über die Schläge und Püffe klagten, die ihr „persönliches Empfinden" und „die Würde des Stoffes" von der Pedanterie, der Ichsüchtigkeit, der Kleinlichkeit der Jugend empfingen.

Er: Zum Ueberdruß werden die Ziele der Schule, also auch unserer Schule, verhandelt. Nur letzte Fragen, bitte, — darunter tun wirs nicht. Je allgemeiner, desto leerer die Begriffe. „Persönlichkeit" ist das neue Zauberwort: Ziel der Ausbildung. Früher hieß es: die Sachen, heute heißt es: der Junge.

Ph.: Ist das nicht herrlich? „Der Sabbath wurde für den Menschen geschaffen, und nicht der Mensch für den Sabbath."

Er: Und der Mensch ist wertvoller als eine Idee, gewiß . . .

Ph.: Und jeder ixbeliebige, auch der begabte, Junge ist eine Herrlichkeit für sich, ein König; eine Idee dagegen . . . aber kommt das nicht doch sehr darauf an?

Er· Nein, darauf kommt es nicht an, sondern, wenn nunmehr jede Schule ihren Lehrplan festlegt — alle sind jetzt dabei; bislang gab es nur „Richtlinien" —, dann gilt bei dieser Festlegung erstens und letztens: der Junge und nicht der Stoff . . .

Ph.: Wozu eigentlich und überhaupt der Stoff?

Er: Im allgemeinen vielleicht, weil er das für den Jungen sei, was die Luft für den Fahrradreifen. Im besonderen aber: damit etwas da sei, um befragt zu werden, ob was für den Jungen passe. „Haben Sie nicht eine etwas kleinere Dampfmaschine? Bitte, zeigen Sie mir doch noch ein etwas größeres Modell, ich brauch eines für einen Fünfzehnjährigen, der aber aussieht wie ein Zwölfjähriger. Können Sie mir eine Dichtung nennen für den Sekundaner Z. passend? Es sitzen zwar andere um ihn herum in der Klasse, aber ich muß annehmen, daß Z. die Norm ist, sonst käme ich nämlich nie zu überhaupt einer Dichtung. Iphigenie von Goethe? paßt nicht für diese Klasse. Ich mag sie noch so herrlich interpretieren, es langweilt sie. Reineke Fuchs? Nein, die Klasse lehnt den heiteren Spott ehrlich ab. Hesses Demian? Stiftet Unordnung im Bürgerlichen, ohne den Segen des Schrecks für einen solchen Typus, pardon, ohne Einzelne . . ."

Ph.: Sie werden ironisch. Wo bleibt Ihre Begeisterung für die jungen Menschen?

Er: „Ich hab' mein' Sach' auf nichts gestellt." Das heißt, ich möchte, ich hätt' es. Vielleicht gelingt's mir, tapfer diesen Weg zu beschreiten; vielleicht streife ich jene fatale, ministeriell gewünschte „Erlebniswärme" von mir ab und werde der Regisseur, der die Puppen tanzen läßt. Nein, das Gleichnis ist schlecht: die Puppen tanzen ja nach dem Willen eines Dichters, eines Einzelnen. Die Schüler dürfen aber nur nach sich selbst tanzen. Das, nämlich, ist der neue Arbeitsunterricht . . .

Ph.: Und Sie vermessen sich nicht, außer Shakespeare, dem das Anschauen der Welt genügte, auch noch der Regisseur einer solchen Welt zu sein? Und wollen, als Erwachsener, nicht nur Mittel zum Zweck, sondern auch selbst „etwas" sein? nicht ganz auf sich selbst verzichten?

Er: Glaubenssatz: die Schule soll die Welt sein. Freilich, die Reben bespritzt man, zu ihrem Heil, mit Vitriol. Und wenn ich schon die begeisternde, mystische Narretei mitmachen wollte, daß die Schule die Welt sei — und nicht nur deren ein Minimum — woher nehm ich die Kraft — nicht nur des tiefen, ruhigen Auges, sondern auch der mächtigen Aenderung, Verbesserung? die Fähigkeit, Sachwalter der Weltdinge und Sachwalter der Individuen zugleich zu sein?

Ph.: Vielleicht trifft beides zusammen in einer Gegend, wo Fuchs und Hase einander Gute Nacht sagen. Ja, da scheint

es zu hausen: mit dem einen Ohr dem Trab der Jungen geneigt, — mit dem andern dem Brausen oder Schweigen der Dinge, aller Dinge lauschend . . .

Er: Der Galvanismus in kindertümlicher Darstellung — das läßt sich hören, auch machen. Der Galvanismus bleibt, was er ist. Kant für Kinder? Vielleicht bleibt auch Kant. In der Formulierung. Vielleicht, ich bin nur nicht ganz sicher. Aber nun klopfen Sie einmal sämtliche Stücke der Weltliteratur an nach einer nachgiebigen Stelle, in die der junge Mensch einschlüpfen könnte . . .

Ph.: Sie vergessen, daß es ja Stücke gibt, extra für die Jugend gedichtet. Allerdings, nach Storm, darf derjenige, der für Kinder schreibt, nicht für Kinder schreiben . . .

Er: Das Unmögliche soll möglich gemacht werden. Denn die moderne Unterrichtsstunde soll ja „lebensnah" sein (merken Sie dies neue, abergläubische Wort!) Sie soll nicht nur der Kamin sein, an dem die Märchen der Welt erzählt werden: sie soll in die Breite und Tiefe alle Empfindungen anregen, als deren siegreiche Abbreviatur dann der Tasso oder die Ilias auftaucht in reiner, unverminderter, unvermehrter Gestalt, schön wie die Venus aus dem Schaum des Daseinsmeeres . . .

Ph.: Sie scherzen. Das kann nur Gnade, das kann nur Glück des Augenblicks sein.

Er: Nein, das soll jede Stunde sein. Trotz Lagarde, der Geschichte und Literatur „auf alle Fälle der Universität überweisen" wollte, „da Gymnasiasten für ein auch nur annäherndes Verständnis der einen wie der anderen nicht lange genug gelebt haben". Gerade weil der Unterricht nicht zu einem wirklichen Urteil, zu einer wirklichen Erfahrung führen kann — gerade darum soll er es . . .

Ph.: Revoltiert da nicht der Mensch? Soll nicht gerade der Lehrer das Menschliche ehren?

Er: Im Schüler soll er es ehren, jedenfalls theoretisch. Aber nicht im Lehrer, der hat sich wie überall einfach für seinen Beruf zu opfern . . .

Ph.: Aber wenn der Mensch nicht mehr da ist, ist der Lehrer doch längst gestorben. Dagegen reagierte doch eigentlich die ganze Neuerung?

Ich: Gescheites, warmes, wissendes Fragen, das heißt heute „Fragengeklapper". Ein von der Autorität der Dinge stammendes Wort des Erwachsenen heißt Vergewaltigung. Und es wurde das Raisonnement der Jungens unter sich „eingeführt", auf „friß Vogel oder stirb" angereizt, über welche Stoffe auch immer. Es sind nun nämlich doch gewisse Stoffe vorgeschrieben. Unter den für den Erzieher „so ungemein interessanten" Fragen und Glossen der

Klasse wird der Phönix eines schönen, hochherrlichen Gedankenfluges abgewürgt — h e r r lich war er, aber hier durfte er es nicht sein, durfte nicht H e r r sein —.

Ph.: Ein Raisonnement, selbst ein geleitetes, kann doch niemals die Vorbereitung für die Wirkung eines geistig, das heißt einmalig, Vorhandenen, eines großen Werkes sein?

Er: Ich sagte es ja schon: J e d e Stunde s o l l ein solches Erlebnis sein. Goethe wollte den Deutschen das Wort „Gemüt“ auf 30 Jahre verbieten, vielleicht käme die Sache ihnen dann wieder. Möchten wir das verheerende „Erlebnis“ aus unserer Sprache tilgen! Da soll ich um 8 Uhr erlebnisreif für Schleiermacher, um 9 Uhr für Klopstock, um 10 Uhr für Gottfried Keller machen und sein . . . Eine wahre Satyriasis des Geistes . . . Als ob es nicht eine innere Figuration der Dinge gäbe so gut wie der Menschen. Und da laufen sie herum, Studienräte und Direktoren, pustend und keuchend, gute Menschen wie Wozzek, gehetzt wie Wozzek, und rufen: „In Ruhe reifen, in Natur wachsen lassen!“ auch die Denkschrift sagt's: „Wertvolle Schularbeit kann nur aus beruhigter Seele, aus Muße und Freiheit erblühen“ . . .

Ph.: Und kein anderer Gesichtspunkt für die Auswahl des „Stoffes“?

Er: Doch! die wissenschaftliche Psychologie.

Ph.: Es könnte ja f ü r die sprechen, daß sie immer nur bestätigt, was der gute Menschenverstand, der unspiritualisierte, naive, sinnliche, schon immer wußte . . .

Er: Wenn ich der Kultusminister wäre! Trockenheit, Trockenheit, Trockenheit! würde ich gebieten, um von der unaufhörlichen Nässe des beständigen „Erlebens“ einmal loszukommen . . .

Ph.: Um als erbärmlicher Ketzer in die Löwengrube geworfen zu werden! Las ich es doch bei Karl Hillebrand, Nietzsches „letztem Humanisten“: „Achtung . . . immerhin ein empfehlenswerteres als das neumodische Erziehungsprinzip der Kameradschaft zwischen Lehrer und Lernenden.“

Er: Fast bin ich soweit. Aber was ist die Pflicht meines Tages? Muß ständig juckend fragen: „Nehmen Sie Stellung dazu! Was haben Sie von dem Gesagten für sich persönlich? Was für Ihren Willen? Ihr Gemüt? Ihren Intellekt?“ usw. usw., entsetzliche Reihe! Und möchte statt der Notzucht der Nähe dem Zauber der Fremdheit huldigen und Hegels Gymnasialrede vom 2. September 1809 zitieren . . .

Ph.: Und wissen aber auch, daß das Beste am Dogma der Ketzer ist, den es schafft.

Er: Und muß lernen, gewisse Fragen zwar ernst, aber nicht schwer zu nehmen.

Ph.: Und humorige und ironische Geduld!

Er: Das widerspricht sich. Geduld gehört zu dulden. Also ist Geduld ein Leiden.

Ph.: So trösten Sie sich vielleicht mit denen unter den Schülern, die eine innere Ruhe immun macht gegen jenes „empfohlene beständige Aufreizen zum Räsonnieren."

Er: Dafür werd ich büßen müssen. „Sterilisierende, seelenaustrocknende Denkweise!" werden Sie rufen. Und statt „lebensnah" geliebt zu werden, werde ich Autorität heißen und „objektiv" . . .

Ph.: Mit einer eigenen, rein persönlichen, durch die Persönlichkeit (und Persönlichkeit ist Autorität, das ist ihr reiner, unmißbrauchter Sinn) objektiven Art.

Er: Und die Jugend?

Ph.: „Die Jugend findet den Unfanatismus eines so potenzierten Menschen unbegreiflich, weil sie noch nicht begreifen kann, daß eben dieser Unfanatismus ein Glied, eine Bedingung der Freigeisterei selbst ist und ein derartiger Mensch schon damit fast genug tut, daß er noch existiert und als solcher nicht zugrunde gegangen ist —" (Gast an Overbeck über J. Burckhardt, 6. Dezember 1879). Und sie braucht es auch nicht zu begreifen.

COLIN ROSS

DAS TOTENSCHIFF

Der Administrator eines Kabons, einer großen Tabakplantage in der Umgebung von Medan, hatte uns zu einem großen Fest eingeladen. Seine chinesischen Kulis feierten ihren Totengedenktag.

Jeder chinesische Tote bekommt ja alles ins Jenseits mit, was er drüben braucht: Kleidung, Nahrung, Hausgerät, bei den Reichen auch Rikschas und Dienstkulis. Freilich nicht in natura, sondern man fertigt papierne Nachbildungen, die man auf dem Grabe verbrennt. Allein die Toten können doch nicht ewig von den einmal mitgegebenen Vorräten zehren. Sie brauchen Nachschub, und den schickt man ihnen von Zeit zu Zeit auf einem Papierschiff, das man anzündet und brennend auf einem fließenden Gewässer aussetzt.

Als wir auf dem Kabon ankamen, waren alle Angehörigen der Plantage, angefangen vom Administrator bis herunter zum letzten Kuli, auf einer Wiese versammelt. In deren Mitte stand das Totenschiff, aber nicht etwa eine Dschunke, wie man sie früher fertigte. Bewahre — wir leben doch nicht umsonst im Zeitalter des Dampfes. Und so hatten die Kulis aus Bambus und Papier die Nachbildung eines Ozeandampfers gefertigt, der mit all den für die Seelen der Verstorbenen bestimmten Gaben beladen war. Als letztes wurde noch ein Dokument dazu gelegt, das der Administrator unterschreiben

und siegeln mußte. In diesem Schriftstück wünschte die Verwaltung der Plantage dem Schiffe glückliche Fahrt und den Toten bestes Wohlergehen. „Das muß ich unbedingt ausstellen, siegeln und unterschreiben," meinte der Administrator zu mir, „es ist gar nicht abzusehen, was geschehen würde, wenn ich das nicht täte."

Den Anfang der Festlichkeiten machte eine Vorführung einer wandernden chinesischen Schauspielertruppe, wie sie über das ganze Indien ziehen, in dem chinesische Kulis arbeiten. Wie heute fast allgemein üblich, bestand die Truppe nicht mehr aus Männern, sondern aus kleinen Mädchen. Komisch genug sahen die langen Bärte und schweren Rüstungen zu den Puppengesichtern und kindlichen Körpern aus.

Nach der Vorstellung opferten der Kapitän und die Vormänner vor dem Totenschiff. Dann wurde dieses angezündet. Ein Dutzend Kulis ergriffen das brennende Schiff, luden es sich auf die Schultern und rannten damit, was sie nur konnten, dem nahen Fluß zu. Aber die Flammen griffen rasch um sich. Ehe sie noch das Wasser erreicht, mußten sie das in Flammen gehüllte Schiff fallen lassen, und es war eigentlich nurmehr das ausgebrannte Gerippe, das auf den Fluß abgelassen werden konnte und kläglich die Strömung hinuntertrieb.

Am Abend waren wir mit der Familie des Administrators und den Assistenten Gäste des Chinesenkapitäns. Ein Schuppen war ausgeräumt und als Theater hergerichtet, auf dem die Schauspielertruppe ihre Vorstellung gab. Für uns war auf dem Bretterpodium eine Art Loge aufgebaut. Der Kapitän und seine Frau — eine Indochinesin in kostbarster Seide und überreichem Schmuck — machten die Honneurs.

So ein Kapitän ist meist ein schwerreicher Mann. Er wirbt die Kulis und schließt häufig mit den Plantagen für alle von ihm Angeworbenen gegen eine feste Summe ab. Es ist ein sehr lohnendes, aber auch ein etwas lebensgefährliches Geschäft. Seit der Administrator die Plantage verwaltete, war dies der dritte Kapitän. Beide Vorgänger waren von ihren Leuten erstochen worden. Doch auch der Verwalter selbst trug an der Brust und den Armen die Spuren manchen Kampfes mit den Kulis.

Als erstes wurde Tee serviert. Wir nahmen kleine Schlucke und spuckten sie sorgfältig in die vorgehaltenen Taschentücher wieder aus. Die Chinesen brühen ihren Tee nur mit warmem, nicht mit kochendem Wasser auf. Ein unvorsichtiger Schluck kann einem Typhus bringen. Den Sekt, der darnach kam, schlugen wir aus, da der Boy vergessen hatte, die Gläser aus dem eigenen Service mitzubringen. Die Holländer auf den Plantagen sind von einer fast krankhaften Ansteckungsfurcht. Sie wissen warum.

Lärmend und tobend hatte die Vorstellung eingesetzt. Die Kulis lauschten, auf dem Boden hockend dem Spiel, aber nur zum kleinsten Teil. Die Mehrzahl gruppierte sich um die Bankhalter im

Hintergrund des Schuppens, und alsbald begann allenthalben ein wildes Hasardieren. Von der Bühne her gellten die grellen, hohen Stimmen der Schauspielerinnen, dröhnten die Trommeln der Kapelle. Ab und zu kreischte in einer der spielenden Gruppen Streit auf. Von den Wänden des Schuppens her, wo die Garküchen aufgeschlagen waren, zog übler Küchendunst durch den Raum. Wenige blakende Petroleumlampen warfen trübes Licht auf die verzerrten gelben Gesichter und die spiegelnden glattrasierten Schädel. Zwischen allen hindurch bewegte sich mit einem gefrorenen Lächeln auf den Lippen der Kapitän, ungewiß, ob ihn nicht in dieser Nacht das Schicksal seiner Vorgänger ereilt.

KLAUS PRINGSHEIM

NEUES ÜBER NEUE MUSIK

Es ist in der Musik wie in allen Fächern: wir haben Berufsschriftsteller, die nicht vom Fach sind, und Fachmänner, die nicht wissen, was und wie man schreibt; der — lesbare und lesenswerte — Fachschriftsteller ist selten: in einem Land, dessen Schrifttum so tief undemokratisch ist wie seine Leserschaft. Der Deutsche, sozusagen, kennt nur die Wahl, Bonze zu sein oder Laie, Respekt zu fordern oder zu haben. „Davon verstehe ich nichts", sagt er, wenn sichs um ein fremdes Ressort handelt — und: „Davon verstehst du nichts", wenn ein Fremder in seins gerät. Ob Publikum oder Publizist, lesend oder schreibend, er ist Spezialist im eigenen, Ignorant in jedem andern Fach; Horizont haben — bedeutet, ein Stümper oder ein Schwätzer sein.

Selbstverständlich, das ist übertrieben; schlimm genug, daß es nur übertrieben ist. Doch erfreulich, daß die Ausnahmen zunehmen . . . Da ist ein Buch „Richard Strauß und die neue Musik", Walter Schrenk heißt sein Verfasser: ein Musiker, und von der Zeitung her gewohnt, für Leute zu schreiben, die es nicht sind. Diesmal wendet er sich an die hundertneunzigtausend Belehrungbeflissenen, die der „Wegweiser-Verlag" (Berlin) im „Volksverband der Bücherfreunde" organisiert hat und systematisch mit Bildungsstoff versorgt. Er kommt ihnen nicht als unerbittlicher Fachmann, aber sie werden, wenn sie sich mit seinem Buch befreunden (wozu schon ihr Name sie verbindet), den Gewinn einer erheblichen Horizonterweiterung zu buchen haben. Der große Moderne des wilhelminischen Menschenalters, der Meister der neu-romantischen Unsinfonie, der geniale Vollender und Ausbeuter des nach-wagnerschen Orchesters wird in allen Phasen seiner Entwicklung gezeigt; sehr geschickt — man muß schon gerissen sein, um die Absicht zu merken —, wie dabei der Autor, in seiner Darstellung vom jungen, zukunftwärts gerichteten Revolutionär zum arrivierten Nutznießer der eigenen Vergangenheit

führend, von seinem Hauptthema „Richard Strauß“ den Uebergang findet zu seinem Lieblingsthema „Neue Musik“, deren Verteidigung, Verherrlichung sein heimliches Ziel war: daß es mit der alten nicht weitergeht, sollte am Beispiel des alternden Strauß demonstriert werden.

Schrenks Buch ist viel besser als die These, die er verficht. „Der Nährboden der Tonalität ist erschöpft“ — so lautet, summarisch formuliert, seine Botschaft. Eine negative Lehre, wie man sieht — so sinnvoll wie der Satz: Die deutsche Sprache ist verbraucht —, und sie hat als einziges Positivum eine Negation erzeugt, das Schlagwort: A t o n a l i t ä t. (Auf deutsch: Nie wieder tonal!)

A-Tonalität, Nicht-Tonalität, Um-Gottes-Willen-nicht-Tonalität —: unmöglich, die Lebensregel einer Kunst zu finden, deren kategorischer Imperativ ein kategorischer Bannfluch ist. Unmöglich? Nicht für Schönberg. Der hat sich ein neues Musiksystem ersonnen und in diesem System — der „Zwölftonreihe“ — ein neues Idiom, daß hinter ihm die Jahrtausendsprache der Tonalen als ein kindliches Lallen zurückbleibt. Ein professioneller Destrukteur, meinen die Leute, die seine Sachen hören; sie irren. Man muß lesen, wie so etwas zustande kommt, welch Unmaß konstruktiven Scharfsinns daran gewandt wird, wie da jeder Ton, der mißtönendste und der unvernehmlichste, überdeterminiert durch konkurrierende Gesetze, daß der Buchstabe im Kreuzworträtsel dagegen ein Waisenknabe ist, selbst wieder einen Rattenkönig neuer Gesetze gebiert . . . Ein saures Stück Arbeit, solch ein Schönberg-Opus zu analysieren: Baugerüst, Bauprinzip aufzuzeigen und den tausendfältig verschmitzten Mechanismus so zu zerlegen, daß jedes winzigsten Teilchens Herkunft und Bestimmung ersichtlich wird. Dem Mißvergnügen dieser Prozedur unterzieht uns Erwin Stein, gelegentlich eines Versuchs über „Neue Formprinzipien“, den er, als Delegierter der Schönberg-Schule, zu dem (vom Verlag F. I. Marcan, Köln, veranstalteten) Buch „V o n n e u e r M u s i k“ beigesteuert hat: einer repräsentativen Sammlung von „Beiträgen zur Erkenntnis der neuzeitlichen Tonkunst“.

Von neuer Musik: ihre namhaftesten Vertreter sind, als Mitarbeiter oder Objekt der Betrachtung, zu finden. (Jarnach fehlt.) Das Wirken der Führer: Strawinsky, Hindemith, Satie, Pizetti wird in Einzeldarstellungen gewürdigt — mehr gepriesen freilich als kritisch untersucht von Autoren, deren jeder, wäre er nicht Anhänger dieses Künstlers, wohl nicht so gründlich-genauer Kenner seiner Kunst wäre. (Weitesten Blick, freiestes Urteil verrät Boris de Schloezer in seiner Studie über Strawinsky, einem der anregendsten Kapitel des Bandes.) Der Vierteltonspezialist Alois Haba, ein kluger, eigenwilliger Denker, entwickelt seine Ideen über

„Tondifferenzierung und neue Stilmöglichkeiten". Auch Ernst Krenek — ein halbgebildeter Wirrkopf, wie sich zeigt — schreibt selbst: über sich, selbstverständlich, wenngleich er Oper als Thema erwählt hat. An deren tieferer Problematik räsoniert mit beträchtlichem Unverständnis der Maler Ewald Dülberg vorbei, im Ton bitterböse wie ein verhinderter Prophet. (Das Bitterböse gehört, scheint es, zum Signalement dieser Generation, deren Heiterkeit Grimm und deren Ruhelage Krampf ist.)



Strawinsky
Nach einer Zeichnung von Picasso

Den schönen Drang der Heutigen, in regredienter Bewegung das Mittelalter der musikalischen Romantik überspringend, ins Altertum unserer Musik heimzufinden, ihre Sehnsucht, mit Hilfe des achtzehnten das neunzehnte Jahrhundert zu überwinden, symbolisiert die Tatsache, daß breitester Raum dem Theoretiker Carl Philipp Emanuel Bach eingeräumt ist... Das Ganze ist Schau, Musterung, Inventur. Ein zweckmäßig gemachtes Buch; sein kurzweiliger Picknick-Charakter spiegelt das Bild dieser Gegenwart, deren Summe und deren Tages-Querschnitt es geben will — Bild einer Gegenwart, die den Fortschritt nimmt, wo sie ihn findet, und einstweilen ihres Wesens Merkmale kunterbunt zusammenträgt.

Ihren sozusagen gleitenden Querschnitt gibt die Musik-Zeitschrift „Melos", die in dem nach ihr benannten Melos-Verlag (Berlin-Friedenau) monatlich erscheint: gegründet als Propagandainstrument Hermann Scherchens, der sich gerade als Pionier der Modernen etablierte, dann, unter Fritz Windisch, ein Kampfblatt (das teils für neue Musik, teils um seine Existenz kämpfte), seit einem Jahr auf dem Weg, zugleich Organ der Zeit und ihrer Kritik zu werden. Fragen und Tatsachen, Personen und Probleme der heutigen Musik wechseln als Gegenstand deskriptiver und analytischer Darstellung, und Hans Mersmann, der neue Schriftleiter, findet dafür die besten Mitarbeiter des In- und Auslandes — (Busoni war noch unter ihnen) —; ich wünschte ihm die besten Leser.

HYMNE AUF DEN POPO

Eine Ehrenrettung

Als wir noch in elysischen Gefilden
an unvergänglichen Gestaden weilten
und unter sonnig-heitern Himmelsmilden
das süße Brot der Paradiese teilten,
da war, Popo, dein lieblich-rundes Wunder
noch nicht versteckt in ödem Fetzenzunder,
da ist dein Gleichnis aller Symmetrien
frei wölbend noch in frischer Luft gediehen.

Du federndes, du sanftes Ruhekissen,
auf dem wir sitzen, liegen, Reinstes träumen,
mit dem zu einzigartigen Hochgenüssen
wir gerne flüchten nach geheimsten Räumen,
du allen Wechsels mächtigste Bedingung,
durch die sich Kraft zu Kraft und Erde wandelt,
wie hat man deine Herrlichkeit verschandelt
durch des Korsetts abplattende Umringung!

Du wahre Seele, Mittler aller Tugend,
durch den Moral allein zu uns gefunden
und den man uns in hoffnungsvoller Jugend
um Recht und Wahrheit willen arg geschunden,
du trugst die Sendung deiner Polsterungen
in Prallheit und mit nie gesehenem Dulden:
was da an Wert durch dich zu uns gedrungen,
wir werden's immer deiner Größe schulden.

Nur Unverstand kann feixend dich verlachen
und deinen edlen weichen Namen höhnen,
nur Kindersinn kann tändelnd dich bemachen,
du könntest — nackt — die ganze Welt verschönen!
Du Wonnesitz Popo, du ohnegleichen,
du schöner Traum aus ewig fernen Reichen,
wo einmal nur das Hochgesetz verkündet,
daß sich die richt'ge Hälfte stets zur richt'gen findet.

Verzeih, wenn dich der Menschen blöd' Benehmen
hinabverbannt zu trüben Hemdvorhängen
und zum verblaßten abgeschiedenen Schemen
will deine abgewogne Fülle drängen.
Verzeih, daß sie dein Doppelkugel-Wunder
beleidigten mit bösem Worteplunder
und, o, vergib, daß sie dich barsch verkannten
und roh und fühllos dich als „. . . ." benannten!

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Juliwoche

Die Erregung ist groß und berechtigt, daß die Seehandlung, die als Preußische Staatsbank in Sonderheit die Ueberschüsse des Preußischen Staats zu verwalten hat, dem Bankenkonsortium zur Stützung des Stinneskonzerns ein Angebot gemacht hat, die Stinneseffekten, die den Banken als Sicherheit für ihre eigenen Bareinschüsse gegeben waren, auf sechs Monate zu relombardieren und damit die Last der ganzen Aktion den Banken abzunehmen. Dr. Schacht war klüger, als er dem Drängen der Bankwelt widerstand, mit Reichsbankgeld die Stinneshilfe zu finanzieren. Er sah voraus, welchen Sturm der Entrüstung es hervorrufen müßte, wenn zugunsten eines einzigen privaten Konzerns die Zentralbank von der bis dahin für richtig erkannten Kreditrestriktionspolitik abginge. Die Preußische Staatsbank hat diesen Instinkt für politische Wirkung nicht aufgebracht, obwohl sich ihr die Parallele zum Fall Barmat von selbst aufdrängen mußte. Die Staatsbank ist nämlich, wie zur Erklärung ihrer Handlungsweise bemerkt werden muß, nach dem früheren Fiasko neuerdings ernstlich bestrebt, ihren Betrieb nach streng geschäftlichen Grundsätzen zu führen. Und rein geschäftlich betrachtet, ist ihre Beleihungszusage auf die Wertpapiere, die der Stinnes-Konzern den Banken verpfändet hat, durchaus zu rechtfertigen. Ihr kann kein Vorwurf gemacht werden, es sei denn, daß man der Staatsbank verwehren will, was man sonst von ihr forderte, daß sie sich allein von kaufmännischen Prinzipien leiten lasse. Vom Standpunkt eines richtigen Bankiers ist es ganz gleichgültig, *was* für Effekten beliehen werden, ob die Pfänder Herrn Hinz oder Herrn Kunz oder Herrn Stinnes gehören, vorausgesetzt, daß sie gut sind, daß der Darlehnsnehmer einen anständigen Zins zahlt und die Gewähr für prompte Einlösung bietet. Darlehnsnehmer sind bei dem großen Lombardgeschäft der Seehandlung die Banken, und man wird zugestehen müssen, daß es kreditwürdigere Schuldner als sie gegenwärtig in Deutschland nicht gibt. Wenn man unterstellt, (was freilich noch nicht einwandfrei feststeht), daß die Seehandlung den Konsorten die Relombardierung der Unterlagseffekten — die unter Weiterhaftung der Banken erfolgt — zu den gleichen und nicht zu irgendwie günstigeren Bedingungen zugestanden hat, als die Lombardierung von anderen Effekten gleicher Qualität, so ist gegen die Seehandlung, von ihrem geschäftlichen Standpunkt aus betrachtet, kein Tadel am Platze. Es ist ihre Pflicht, die Beleihungen ohne Unterschied der Person, unparteiisch und nur nach dem objektiven Merkmal der Sicherheit

von Pfand und Darlehnsnehmer zu bemessen. Höchstens wäre die Frage zu stellen, ob es ihre Aufgabe war, die Banken im Hinblick auf den speziellen Fall Stinnes (und nicht nur ganz allgemein) zur Lombardierung zu ermuntern. Aber auch hierbei handelte die Seehandlung nicht ganz freiwillig. Sie hat die Aufgabe, die ihr anvertrauten Gelder so nutzbringend wie möglich weiterzuleiten, und es ist ein offenes Geheimnis, daß ihr die Anlage der zur Verfügung stehenden Mittel in letzter Zeit häufig schwer geworden ist. Infolgedessen war sie ganz froh, einen großen Betrag auf einmal los zu werden. Hiermit sind wir zu dem eigentlichen Problem gekommen. Nicht daß die Seehandlung die Effekten lombardiert, die von Herrn Stinnes stammen, ist das aufreizende, sondern daß sie mit den Ueberschüssen des Staats in dieser Weise bei den Banken hausieren gehen muß, nur damit sie ihr Geld unterbringen kann, dies alles in einem Zeitpunkt, in dem die gesamte Bevölkerung unerträglich mit Steuern überlastet ist.

Wenn der arme Tagelöhner über Lohnsteuer, Umsatzsteuer, Zölle und Abgaben von Zucker, Salz, Bier und Tabak an die 25 Prozent seines Einkommens an den Staat abführen muß, um via Seehandlung die Stützung des Stinneskonzerns zu ermöglichen, so ist das sicherlich eine groteske Folge der fiskalischen Akkumulationspolitik. Die einzige widersinnige Konsequenz der Ansammlung großer Mittel bei den öffentlichen Stellen ist das nicht. Die Ueberschußwirtschaft des Staats ist auch schuld daran, daß das Auslandskapital nicht einmal in dem Umfange mehr der deutschen Wirtschaft zugeleitet werden kann, wie es der eng begrenzten Geneigtheit der fremden Kreditgeber entspricht. In der letzten Nummer des Tage-Buchs wurde gezeigt, wie die Ueberbesteuerung auch solche Unternehmungen, die an sich rentabel sind, unrentabel erscheinen läßt, wie der Steuerdruck in erster Linie auf Dividendenempfänger abgewälzt wird und wie der zum Teil erst hieraus zu erklärende Unterparistand der Effekten die Placierung deutscher Aktienpakete im Ausland hindert. Noch handgreiflicher tritt die Funktionsstörung in einer anderen Beziehung zutage. In neuester Zeit kann am Privatdiskontmarkt gelegentlich ein schwaches Interesse von ausländischen Bankhäusern festgestellt werden. Das Material an Bankakzepten, das dem Markte zuströmt, ist aus besonderen Gründen nur an wenigen Tagen des Monats erheblich. Die ausländischen Bieter gehen jedoch in der Regel ganz leer aus, sehr zum Schaden der Volkswirtschaft, da jede Kapitalauffrischung not tut. Warum? Weil die öffentlichen Stellen ihr Geld bevorzugt in Privatdiskonten anlegen und den ausländischen Geldgebern das beste Wechselmaterial wegschnappen!

Was Deutschland scheinbar zu viel hat, das hat Frankreich zu wenig. Man ist wieder einmal flau für den f r a n z ö s i s c h e n F r a n k e n. In allen Ländern spitzen Spekulanten, die das Metier resigniert schon begraben hatten, erneut die Ohren. Vor allem in Mitteleuropa, wo sich jeder Knabe als Inflationsexperte fühlt, gilt das Schicksal der französischen Währung als besiegelt. Etwas Sinnfälligeres konnte für das Unverständnis der Masse nicht geschehen, als die Heraufsetzung des Notenkontingents der Bank von Frankreich um 6 auf 51 Milliarden Franken. Finanzsanierung durch Notendruck, das kennen wir! So lautet die Allerweltsweisheit. Diese Vulgärlogik, die meint, nach den trüben Erfahrungen am eigenen Leibe könne man folgern, daß j e d e Vermehrung des Notenumlaufs zu einer Verschlechterung des Geldwertes führen werde, vergißt dreierlei. Sie läßt erstens außer acht, daß Caillaux gar nicht anders handeln konnte, als sich durch Ausweitung des Emissionsspielraums der Banque de France etwas Luft zu schaffen, um für den Ansturm von Schatzscheinbesitzern gewappnet zu sein. Am 1. Juli sind mehr als 3 Milliarden, im September 8 und im Dezember 10 Milliarden Schatzscheine fällig. Nur ein Ahnungsloser konnte glauben, daß alle Schatzscheininhaber auf die Rückzahlung verzichten würden. Die Kündigungen, die bisher für den Juli- und Septembertermin vorliegen, sind sogar über Erwarten gnädig ausgefallen. Zum Juli wurden knapp zwei Drittel und zum September etwa zwei Fünftel der Bons zur Rückzahlung angemeldet, der Rest prolongiert. Wie sollte aber diesem Begehren anders entsprochen werden, wenn Steuerüberschüsse noch nicht da sind, als durch Hingabe neuer Banknoten? Frankreich büßt jetzt, was von jedem Einsichtigen vorauszusehen war, die Höhe seiner schwebenden Schuld. Das ist es, was die Frankenpessimisten zweitens vergessen. Die verfahrene Finanzlage, in der sich Frankreich infolge seiner aufgetürmten unfundierten Schuld befindet, ist in den Kursen, die heute in Paris für fremde Valuten bezahlt werden, zu einem guten Teil bereits e s k o m p t i e r t. Die Valutaverschlechterung ist in Frankreich den Bestimmgründen der Kaufkraft des Franken weit voraus geeilt, auch wenn man berücksichtigt, daß die Inflation nicht allein an dem Banknotenumlauf zu messen ist, sondern daß auch die Schuldverschreibungen des Tresors in gewissem Umfange hinzugerechnet werden müssen. Dieser dritte Punkt darf vor allem nicht übersehen werden. Wenn jetzt das Notenkontingent um knapp 20 Prozent vergrößert wird, so bedeutet das keineswegs durchweg „Inflation". Von den Bons de la Défense national hat ein nicht geringer Prozentsatz Zahlungsmittelfunktion erfüllt. Es bedeutet daher nur die Ersetzung einer Form von Geld durch eine andere, und n i c h t die Schaffung z u s ä t z l i c h e r K a u f k r a f t, wenn an Stelle dieser Bons jetzt Banknoten treten sollen.

GLOSSEN

CHARLES MAURRAS

„Wir antworten Ihnen, daß wir Sie wie einen Hund töten werden ... !"

Schrieb diesen Satz ein literarisch avancierter Kuhhirt Miesbachs? ein Horthy-Jünger? ein Schwarzhemdgehirn, das vom „Duce" inspiriert? Nein, diesen Satz, der Gemeingut der Völkischen aller Nationalitäten ward, leistete sich an einem Hitzetage in einem offenen Brief an den Minister des Innern der Poet Maurras, der Hellenist Maurras, der von einer Akropoliswallfahrt einst seine royalistische Gesinnung importiert hatte. „Die Demokratie in der Antike ließ mich erkennen, daß die Eigentümlichkeit dieses Regimes nur war, das zu konsumieren, was die Perioden der Aristokratie hervorgebracht haben . . . .", behauptete er damals. Solchen Umweg zu solcher Drohung, „jemanden wie einen Hund zu töten", haben sich freilich die ihm Geistesverwandten erspart.

Es scheint, daß das Wörterbuch der reaktionär-antisemitischen Internationale das vokabel- und methodenärmste ist, vielleicht als Folge der Sterilheit, jener „Kontinuität", die Herr Maurras als Bedingung für jede Politik preist, und die in knappem Militärdeutsch populärer mit: „Weitermachen!" ausgedrückt wurde.

Denn Herr Maurras leitet das Glück, die Kultur aller Völker einzig vom angestammten Herrscherhause ab. In Frankreich bestätigen ihm diese These die Bauten auf Schritt und Tritt. Und die Akropolis in Athen? Sie ist ein Werk des Pericles, der sich athenischer Demokratie wirklich nicht zu rühmen hatte. Und die Siegesallee, Kulturtat der Hohenzollern? Aber die Hohenzollern, würde er argumentieren, sind ja Protestanten, also für ihn schlimmste Revolutionäre, religiöse Bolschewisten.

Mit so winzigen Zeitspannen, wie die unseres monarchischen Heimwehs, gibt er sich nicht ab. Als Deutscher würde er die Karolinger reklamieren. Und selbst seinen Antisemitismus datiert er weit zurück und halst die Schuld an Verjudung den Griechen auf.

*

Trotzdem, obwohl nach Werwolfblätterlektüre die Familienähnlichkeit unverkennbar ist: eins hebt die Action Française äußerlich über dieses Niveau: Ihre Redakteure können schreiben. Ihre manchettes haben oft prägnantesten Witz. (Beispiel: Bei der Hindenburgwahl verfaßte Maurras folgendes: „Wir sind zwar erst heute, einen Tag später als die anderen Zeitungen, in der Lage, die Wahlergebnisse zu veröffentlichen. Wir haben sie aber bereits vor fünf Jahren vorausgesagt. Unsere Leser sehen also, daß wir das best schnellst-informierte Blatt sind.")

Schreibenkönnen ist ja Gemeingut der Franzosen von den reaktionärsten bis zu den revolutionärsten. Jene Maurrassche Kontinuität befähigt und nötigt jeden, die Sprache wie eine Instrumentierung zu erlernen. Sie legt fest, sie läßt Modernisierung nur innerhalb der Stilgesetze zu, und so kommt es, daß von der jüngeren Literatur Maurice Barrès für moderner als Anatole France empfunden wird.

In Deutschland überwiegt die Umkrempelung der Ideen das Formale; sie ist auch vonnöten; in Rußland sucht man bolschewistische Kunst herzustellen, worüber sich Trotzki mokiert (und die nur einem nichtdoktrinären Ehrenburg glückt); in Frankreich ist Rebellisches bereits so traditionell, daß es dem Konser-

vativsten zum Verwechseln ähnelt (Paul Valéry).

Es geht also um die alte Frage, ob politische und künstlerische Entwicklungen parallel laufen, ob Kunst und Politik überhaupt miteinander zu schaffen haben. Als Ideenfrage muß man sie unbedingt bejahen, wie man sie als Stilfrage unbedingt verneinen muß. In Epochen großer Umwälzungen kann sich der Künstler nicht um die Probleme „herumdrücken".

Und hier öffnet sich heute die Trennung zwischen französischer und deutscher Kunst.

Der deutsche Stahlhelm bringt höchstens einen Rudolph Hertzog zuwege, der Camelot du Roy-Bund immerhin einen Dichter Maurras. Die Bourbonischen Lilien sind als Wappen unzähligen Kulturdenkmälern eingeprägt; das Swastika-Zeichen ist nichts als abgeklaute Fabrikmarke.

*

Maurras jüngst erschienenes Buch: La musique intérieure enthält viel Gedanklich-Herrliches und oft für den Nichtfranzosen Entlegen-Langweiliges. Aber derselbe Einwand könnte auch gegen Valéry und manchmal gegen Proust gemacht werden. (Und unter den Engländern ist der stockkonservative Chesterton der Amüsanteste.) Politische Gesinnung allein genügt nicht zur Motivierung eines Buches.

Aber Maurras verfällt in der Musique intérieure in seinen Kardinalfehler, künstlerische Tradition — die ja nur das Formale angeht — mit politischer Reaktion — die nur das Ideeliche berührt — zu vermischen, und er preist deutsche Organisation dank deutsch-monarchischer Gesinnung.

Man sieht, die Racistes sind sich ohne Ansehen der Nationalität ganz einig. D'Annunzio und Mussolini, Maurras und Ludendorff:

In den Armen liegen sich beide,
Und weinen vor Schmerz und vor Freude.

*

Die Tradition Frankreichs ist so verführerisch, daß man ihr schwer widerstehen kann. Aber sie beweist auch, daß eine Entwicklung abgeschlossen ist. An diesem Dualismus krankt Maurras. Er haßt die Romantik, er möchte sein Volk aufrütteln, und, da er als Franzose vom historischen Erbe sich nicht trennen wollte, probiert er es mit dem Royalismus, der so lange nicht an der Reihe war, daß er beinahe schon wieder modern ist.

Dieser tragikomische Provençale, ein ernster Künstler, ein lächerlicher Chauvin, hätte die „Humanité" übertrumpfen können. Er geriet jedoch in die entgegengesetzte Opposition und wurde nichts als Mitarbeiter des Sohnes vom großen Tartarin-Papa.

Walter Mehring (Paris)

---

51 PROZENT

Es gibt ein spezifisch deutsches Laster, das ist: daß man die Unwissenheit in allen politischen Dingen zu einem Vorzug umschwindelt. Anstatt dem dummen Michel die Schlafmütze um die Löffel zu hauen, bekränzt man seine Denkfaulheit mit Eichenlaubsalat.

Man kann allem Politischen grundsätzlich ablehnend gegenüberstehen, — unter Berufung auf sehr große Geister. Diese Attitüde läßt sich verteidigen, wenn auch schwer praktisch durchführen. Ein einziger Steuerzettel schon kann die Goethe- und Schopenhauer-Zitate durchlöchern ...

Aber nicht ein immerhin recht seltenes Sonderlingstum soll hier charakterisiert werden, sondern ein nationaler Kernschaden, der in den sogenannten Bildungsschichten weit ärger grassiert als im „Volk". Zur

Illustration ein paar Zahlen, der Deutschen Allgemeinen Zeitung entnommen. In Deutschland erscheinen gegenwärtig 3152 Zeitungen, die sich wie folgt auf die verschiedenen Parteirichtungen verteilen:

Nationalsozialistisch . .	14	(0,5%)
National, einschießl. Deutschnational . . .	392	(12,4%)
Deutsch-Volksparteil. .	48	(1,6%)
Zentrum	284	(9,0%)
Demokratisch	166	(5,6%)
Sozialdemokratisch . .	142	(4,5%)
Unabh. Sozialdemokratisch	2	(0,06%)
Kommunistisch	20	(0,7%)
Bayr.-Volksparteilich .	96	(3,4%)
Föderalistisch	4	(0,12%)
Fremdsprachig	7	(0,22%)
Wirtschaftlich	141	(4,5%)
Konfessionell	13	(0,5%)
Amtlich	188	(5,9%)
Parteilos u. nicht angegeben	1635	(51,0%)

Diese Tabelle macht alles begreiflich, was in den letzten Jahren bei uns geschehen ist. Sie erleuchtet die letzten dunkelsten Winkel des geistig-politischen Problems Deutschland. Nicht, daß die Deutschnationalen an der Spitze marschieren bleibt gravierend, sondern die Tatsache, daß über die Hälfte aller Zeitungen unter der Etikette „parteilos" segeln. Denn das heißt, aus dem Statistischen ins Erfahrungsgemäße übertragen, daß diese Blätter reaktionär sind, monarchistisch, militaristisch, daß sie nichts anderes sind als dürftig verkappte deutschnationale Parteiblätter. Deutschnationale Interessen, Parteiinteressen also sind es, die dort wahrgenommen werden unter dem Deckmantel der Ueberparteilichkeit. 51 % aller deutschen Blätter fahren also unter falscher Flagge, speisen, unter dem Abzeichen der Neutralität, Parteiarsenale, popularisieren harmlos maskiert die Formeln und die Ideologie einer Partei, die sie gedungen.

Zugegeben, daß das ausgesprochene Parteiblatt in seiner Selbstgerechtigkeit, Orthodoxie und Grobschlächtigkeit auch nicht gerade einladet, das angeblich parteilose Blatt ist einfach ein Stück Buschklepperei.

Es wäre alles nicht so schlimm, wenn das Publikum kritischer wäre. Aber der Deutsche liest nur ein Blatt und hat zu diesem Blatt keine Distanz. Er rebelliert zur Not, wenn er in einer lokalen, ihm vertrauten Angelegenheit einen Irrtum bemerkt, aber die politische Darstellung, die politische Information nimmt er als etwas Gottoffenbartes hin. Wenn die Zeitung im Titelkopf sich als „parteilos" geriert, er nimmt es als bare Münze hin und freut sich, hoch, hoch über allem parteipolitischen Tumult zu stehen in erhabener Abgeklärtheit. Natürlich ist er „national", aber das ist die Zeitung auch, schlechtweg „national". Lieber Himmel, das hat doch nichts mit Politik zu tun?

51% verkleben, verschmieren täglich das Gehirn ihrer Leser. Wo ein Auge, stutzig geworden, selbst sehen, selbst prüfen will, da baut die nächste Nummer schon eine dicke papierene Wand.

In diesen 51 Prozent quartiert das deutsche Mißgeschick. Diese 51 Prozent haben Gustav Landauer und Erzberger und Rathenau erschlagen. Diese 51 Prozent haben zu allem militärischen Unverstand gejauchzt und die Vernunft mit Füßen getreten. Wenn es heute noch ein Deutschland gibt, die 51 Prozent sind daran völlig unschuldig.

c. v. o.

DIE ZEITUNG

Du brauchst nicht mehr zu wissen
noch zu denken,
ein Tagblatt denkt für dich nach
deiner Wahl.
Die Weisheit statt zu kaufen steht zu
schenken.
Zu kaufen brauchst du nichts als das
Journal.

Grillparzer

TISCH MIT BÜCHERN

Zur Soziologie

Der junge Religionssoziologe der Leipziger Universität, Joachim Wach, kniete sich in ein gänzlich unaktuelles Thema — und förderte eine, wie ich sagen muß, „ewige Aktualität“ zutage. Man findet wieder beglückt, daß es Problematisches gibt, das keiner Zeit und keiner Relation unterworfen ist. Und wenn selbst für diese Studie „Meister und Jünger“ (im Verlag E. Pfeiffer, Leipzig) der Anstoß in akuten Diskussionen im Umkreis der Jugendbewegung liegt, so ist die wissenschaftlich exakte, geistig hohe Durchdringung dieses Themas bis zu Endgültigem und Absolutem vorgedrungen.

Man kann freilich amüsanter und verdaulicher Soziologie treiben; — es war immer eine freundliche Geste der englischen Literatur, ihre bösesten soziologischen Feststellungen im Kostüm verbindlichster Satire auszusprechen. Niemand ist darin mehr Engländer als G. K. Chesterton. Er sagt die gröbsten Wahrheiten auf charmanteste Art und nennt diese Sammlung entzückendster Ohrfeigen: „Was Unrecht ist an der Welt“ (im Musarion-Verlag). Und da nun so ziemlich alles unrecht ist, was zwischen Mittelmeer und Eismeer staatlich anbefohlen oder erlaubt ist, zerknickt seine heitere Satire alle Götter der Zivilisation: Staat, Kirche, Erziehung, Frauenfrage, Sozialismus, als die keck im Strome des „Fortschritts“ dahintreibenden Ideen, erweisen sich als Nußschalen im Ozean des Lebens, bedeutungslos, trügerisch, und manche von ihnen zeigen sich bei näherer Betrachtung leck. Köstlich etwa, wenn er liebenswürdig feststellt: „Jede Regierung ist eine Zwangsherrschaft; wir zufällig haben eine Regierung, die nicht nur Zwangsherrschaft, sondern kollektive

Zwangsherrschaft ist." Ein köstliches, geistreiches, überaus kluges Buch!

Otto Zarek

DAS WESENTLICHE

Gewisse Leute treiben seit längerm mit dem Wort „wesentlich" Unfug. Nicht nur das Wesen, an dem die Welt genesen wird, — auch wesentlich verwestere „Wesenheiten" sind ihnen wesentlich. Etwa die Wesenheit des Angelus Silesius, dessen Satz „Mensch, werde wesentlich" Herr Blüher sogar als Motto vor eins seiner Werke gesetzt hat, welches übrigens so unwesentlich ist wie er selbst. Die wesentliche Gefahr dieses gräßlichen Worts besteht darin, daß seine fleißigen Benutzer denkfaul werden — wenn seine ernsthaft-fleißige Benutzung nicht schon Symptom der Denkfaulheit ist. Auch drohen wesentliche Gefahren ähnlicher Art, indem des öfteren Verba wie „wesen" und Substantiva wie „Verwesentlichung" auftauchen, deren epidemischer Verbreitung nichts Wesentliches im Weg steht. Was rettet uns vor dieser Seuche? Die Ersetzung des Worts „wesentlich" durch das schönere (auch kürzere) „wichtig" — und die Beschränkung des Worts „wesentlich" auf e i n e n Begriff. Auf welchen? Ich schlage vor: auf den Begriff Leben. Hat solche Terminologie sich einmal durchgesetzt, dann sind wir nicht allein vor Schwätzern dämlicher Vokabeln.., dann sind wir auch vor Lügnern sicher, die, unter Mißbrauchs eines Worts von Schiller (der deshalb im Grabe wohl rotiert), die Irrlehre verbreiten, das Leben sei der Güter höchstes — — alias: wesentliches — nicht.

Franz Leschnitzer

ARISCHER INTENDANT GESUCHT!

Die städtischen Bühnen in Graz suchen einen Intendanten. Dem Gesuch sind natürlich einige Belege beizufügen; als erster wird erwähnt: der T a u f s c h e i n. Damit aber ja kein Semit der Lockung verfällt, Intendant in der Kunststadt Graz zu werden, wird eigens verfügt: „Die Bewerber müssen ihre deutsche A b s t a m m u n g nachweisen." — Reinhardt und Jeßner sind also von der Karriere in Graz ausgeschlossen.

ANEKDOTE

Der jüngst verstorbene Graf Lerchenfeld war in der Blüte seiner Jahre ein witziger, schlagfertiger Kavalier.

Einmal hatte er eine Tischdame, die bekannt war durch ihre etwas zwangslosen Formen gegenüber Männern, die ihr wohlgefielen.

Richtig, die Dame, die Lerchenfeld noch nie gesehen, wird sogleich recht kordial. Sie beginnt die Unterhaltung mit „mein bester Graf" und ist in Kürze bei „mein lieber Lerchenfeld" angelangt.

Da beugt sich der Tischherr, bis dahin unbeirrbar zeremoniös, zur Seite und flüstert ihr vergnügt zwinkernd ins Ohr: „Gnädige Frau, ich heiße Hugo . . ."

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 26)

DER KUNSTMARKT

Große Tage in Paris.

Die Auktion Michel-Lévy.

Das 18. Jahrhundert, für dessen Geltung auf dem Markte man noch vor einiger Zeit starke Zweifel hegen konnte, hat im Jahre der Kunstgewerbe-Ausstellung gehalten, was seine Anhänger sich versprachen. Es war aber auch eine der schönsten Sammlungen, die man sehen konnte, und ihr Besitzer, Leon Michel-Lévy, hatte seit Jahren zu ihrer Propagierung alles getan. Es kam ihm auch gar nicht darauf an, deswegen einen Kompetenz-Streit mit der Kennerschaft — Friedrichs des Großen und der Einkäufer des Königs anzuzetteln. Denn er und seine journalistischen Freunde behaupteten, als er 1900 seine „erste Fassung" von Watteaus Firmenschild des Kunsthändlers Gersaint auf die Weltausstellung schickte: nur diese sei ein Original Watteaus, und was die zweite Fassung sei, die im Berliner Schloß seit mindestens 1760 hing, das könne man so genau nicht wissen. Die Angriffe auf den Berliner Watteau wiederholten sich, als das Firmenschild 1910 auf der französischen Kunstausstellung in der Akademie hing. Nun hängt es, noch immer sekretiert, im Kaiser-Friedrich-Museum — denn es ist ja noch nicht entschieden, was aus dem Auseinandersetzungsverfahren zwischen dem preußischen Staat und dem früheren Herrscherhause wird. Die Pariser aber scheinen doch am Wert ihres „Firmenschildes" unsicher zu werden. Es hat nur 470 000 Franken gebracht, das sind doch noch keine 100 000 Goldfranken, und dafür dürfte ein eigenhändiger Watteau höchsten Ranges nicht feil sein.

Michel-Lévy hatte noch einen anderen ganz unzweifelhaften Watteau: die verzauberte Insel — 475 000 Frs. Beinahe so teuer wurde Fragonard: der Philosoph 415 000 Frs. Sein Pan und Syrinx 218 000 Frs. Stilleben von Chardin wurden mit 100 000 bis 220 000 Frs bezahlt. Ein Maler-Bildnis von Perronneau 250 000 Frs. In den Louvre kommt ein Entwurf von Saint-Aubin, die Inspiration Voltaires, für 76 000 Frs.

Der kluge Buchhändler Michel-Lévy hatte in seinem schönen Hause das erlesenste Kunstgewerbe des 18. Jahrhunderts: ein Louis-XVI-Salon stieg bis auf 140 000 Frs. — zur selben Zeit, wo die Kunstgewerbe-Ausstellung jede Nachahmung der historischen Stile verpönt. Die Amerikaner, die den Auktionssaal bei Petit drängend füllten, überboten sich. Nur die Meister des 19. Jahrhunderts wollten sie in Auswahl haben. Ein Schäfer von Millet kostete nur 1830 Frs., ein Kentaur von Géricault 550, und die Schafherde von Daubigny 720 Frs., was immerhin doch nur 140 Mark sind. Das schöne sitzende junge Mädchen von Corot wurde mit 52 000 Frs. bezahlt.

Die Sammlung Gangnat.

Maurice Gangnat war durch seinen Onkel Gallimard, den berühmten Bücherfreund und Sammler von Bildern der Meister von 1830, erst nach 1900 Sammler geworden. Und zwar auf rein rechnerische Weise, aber er verdiente kaufend und verkaufend bald und gut und schaffte sich eine Spezialität an: Renoirs letzten Stil. Es waren die Bilder seines Alters, die überhaupt keinen Marktwert hatten, zur selben Zeit, wo Renoirs Frühwerke schon mit die teuersten Bilder des 19. Jahrhunderts waren. Gangnat kaufte dem Meister für wenige tausend Franken pro Stück (der Durchschnittspreis für die 150 Renoirs soll 2000 Frs. gewesen sein) alles ab, was er gut fand. Und seine Erben haben heute den Einkaufspreis der ganzen Sammlung schon bei einzelnen Bildern mehr als heraus.

Hotel Drouot hatte drei Wände herausnehmen müssen, um einen Raum zu haben, der den Andrang faßte. Alle Schätzungen wurden weit überboten. Die verwundete Badende 505 000 Frs. Die Frau mit dem Blumenstrauß 212 000 Frs. Die Rosen am blauen Vorhang 205 000 Frs. Die Barke 174 000 Frs. Keinen guten Akt Renoirs konnte man wesentlich unter 200 000 Frs. haben.

Cézanne erzielte mit einem Bilde noch einen höheren Preis. Sein großer Baum von Montbriand ging bis auf 528 000 Frs. — was mit den Zuschlägen sogar noch 631 000 Frs. ergibt. La Saint Victoire 300 100 Frs. Ein Blumenstück von Cézanne 100 000 Frs.

Die Optimisten haben recht behalten. Renoir, der als gichtverkrümmter Zittergreis im Lehnstuhl kaum den Pinsel halten konnte und dabei von einer geradezu unendlichen Fruchtbarkeit war, ist nun auch vom Kunstmarkt in die Würden eingesetzt worden, die ihm seine Freunde gerade für diesen letzten Stil längst zuerkannten: der wahre Nachfolger Watteaus. Und die mutige Spekulation eines Finanzgenies unter den Sammlern hat Erfolg gehabt. Ob eine Spekulation mit dem letzten Stil Corinths ebenso glücken würde?

Dr. Erich Roemer.

Redaktion des „Tage Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48 Besselstr. 21 — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Juliwoche

Zu der Würdigung der ersten Wochen der Präsidentschaft Hindenburgs schreibt dem „T.-B." ein gut Unterrichteter: Blast, um Gottes willen, nicht zu früh die Friedensposaune! Hindenburgs Präsidentschaft ist noch gar nicht zu beurteilen, weil sie noch nicht über die ersten Gehversuche hinaus ist. Natürlich hatte der Herr Reichspräsident, der an schwere Soldatenstiefel gewöhnt ist, in diesen Einführungswochen nur das eine Bestreben, auf dem Parkett des Präsidentenpalais nicht auszurutschen, und was war da begreiflicher und nötiger, als daß er sich an die Begleiter hielt, die ihm freundlich den Arm boten? Herr Feldmann aus Hannover, der übrigens noch keineswegs für immer verschwunden ist, war selber auf dem glatten Boden etwas unsicher, er konnte jetzt (ich betone den Präsens) kein Führer sein. Aber es ist noch gar nicht ausgeschlossen, daß er wiederkehrt! Und was die Ueberparteilichkeit Hindenburgs anlangt, so steht sein rechtschaffener Wille außer Zweifel, aber achtundsiebzig Jahre tiefster Verwurzelung im preußischsten Militärtum, wo es am preußischsten und am militärischsten ist, sind nicht leicht zu überwinden, und wer weiß, was in kritischen Zeiten aus dem tiefsten Untergrund eines greisen Generals aufsteigt? Gesetzt den Fall, es wäre in diesen Tagen Stresemann geglückt, Luther zu stürzen, dann erst wäre eine große Aufgabe zur Lösung an den Reichspräsidenten herangetreten. Wo hätte er sich Rat geholt? Er hätte gewiß Herrn Löbe zu sich geladen, nicht allein weil es seine Pflicht gewesen wäre, den Reichstagspräsidenten anzuhören, sondern weil das klare, grundehrliche, durchsichtige Wesen Löbes, dem Reichspräsidenten sehr gefallen hat. (Dieser schlesische Handwerksbursche ist ja ein richtiger Michel Hellriegel, eine deutsche Figur.) Aber ob in solcher Situation, wenn Hindenburg aktiv eingreifen muß, uns nicht doch allerlei peinliche Ueberraschungen zuteil werden können, das läßt sich heute schwerlich sagen. Der gemeinsame Empfang von Protestanten, Katholiken und Juden besagt gar nichts, dergleichen Zeremonien waren auch im

Hauptquartier nötig, sogar Ludendorff hat ja seine „Jidden" beschworen. Nein, nein, nicht zu früh die Friedensposaunen blasen, nicht zu schnell vertrauensselig werden. Es ist eine der besten Eigenschaften Hindenburgs, daß er nicht im Großstadttempo, sondern langsam denkt. Ueberstürzen auch wir uns nicht. Warten wir ab. Rufen wir nicht zu schnell Hosiannah. Es kann, bei dieser Langsamkeit, noch einige bittere Ueberraschungen geben . . . .

Stresemann, der immer kann, hat auch jetzt wieder gekonnt: freilich nur sich selbst halten, nicht sein Ziel. Denn wenn er sich selber hält, hält er sich immer ab. Als er die große Koalition wollte, wie kam es dann schließlich? Die Sozialdemokraten wurden aus dem Kabinett gejagt, Stresemann blieb. Als er dem Ausland keinen unangenehmen Reichspräsidenten präsentieren wollte, wie kam es da? Die Volkspartei nominierte Hindenburg, Jarres wurde fallen gelassen, Stresemann blieb. Sein letzter größter Plan ist, die Deutschnationalen zu einer Politik zu bekehren, Westarp und Hergt zur Unterzeichnung des Sicherheitspaktes zu gewinnen. Als die Stunde kam, wer ging da? Stresemann jedenfalls nicht. Kaum sah er, daß die Deutschnationalen seine außenpolitischen Einsichten nicht verstehen wollten, da änderte er sogleich seine Ansicht. Er dachte sogar daran, den Referenten zu opfern, dessen Aktennummer über der Sicherheitsnote steht. Aber als das nicht genug Eindruck zu machen versprach, stürzte er sich zum Angriff auf den Reichskanzler selbst. Jedoch Luther, schweigsamer und standfester als sein Kollege, wehrte die Attacke mit Hilfe der Deutschnationalen ab. Nun rettete sich Stresemann ins Lager seiner Feinde. Das Programm, das die Volkspartei ihm zuliebe für die Sicherheitsverhandlungen angenommen hat, ist Oel auf die Wogen deutschnationaler Entrüstung. Stresemann ist gerettet — der Sicherheitspakt dürfte dabei verloren sein. Tragisches Geschick, wenn es einen anderen Träger hätte: sich für unentbehrlich zu halten, und darum sogar die Treue zur eigenen Aufgabe für entbehrlich. Freilich, andere haben Freunde, die sie halten, ehe sie sich selbst verlieren. Gibt es denn im ganzen Reichstag nur einen Stresemann, der Politik macht? Hat denn in der ganzen Volkspartei nur der eine Stresemann eine Ansicht — wenn auch immer eine andere? Warum verlangte diese Gruppe von Gruppenführern gestern die außenpolitische Debatte und lehnt sie heute ab, gestern den Sicherheitspakt und macht ihn heute unmöglich? Und warum tanzt das hohe Parlament leise weinend immer nach der Pfeife? Das letzte Stresemann-Manöver hat der Regierung und dem Reichstag, der Außen- und der Innenpolitik geschadet — es hätte sogar Stresemann selber geschadet, wenn in Deutschland jemandem, der weder Sozialdemokrat noch Jude ist,

überhaupt etwas schaden könnte. Auf dem Kampfplatz liegt als Manöverleiche die Friedenspolitik Deutschlands. Der Außenminister aber erinnert an jenen Chirurgen, der seinen Ruf durch das bekannte Bulletin zu retten suchte: „Die im Laufe des Tages vorgenommene Operation verlief ausgezeichnet. Patient starb in der Nacht."

Der Sicherheitspakt konnte in der Form, in der ihn das Auswärtige Amt vorgeschlagen hatte, keine Sympathien erwecken. In der französischen Umbildung ist er erst recht unerfreulich. Nur die Zähigkeit, mit der die außenpolitischen Apparate in allen Ländern nach den alten Methoden weiterbewegt werden, ist bewundernswert. Sicherlich kann man mit einer Pferdedroschke nicht Automobil fahren. Deshalb muß man allen europäischen Außenministers ihre auswärtigen Aemter zugute halten. Nur könnte sich ja auch einmal ein Kutscher in einen Chauffeur verwandeln. Aber dagegen sträubt sich der Standesdünkel. Die Zöpfe und Schrullen, mit denen ein paar steifleinene Bürokraten sich selbst zu beschäftigen und ihre Völker zu unterhalten suchen, gelten eben für genau so fein, wie die Eskarpins und der vierspännige Wagen. Genau in diesem Sinne ist auch ein Sicherheitspakt den Diplomaten und ihrem Hausgesinde lieber als der Völkerbund. Daß sich die Welt seit dem Kriege von den Sonderbündnissen wegsehnt und die Gesamtorganisation sucht, weil ja schließlich bewiesen ist, daß Bündnispolitik Kriegspolitik bedeutet, das ist diesen Leuten zwar nicht entgangen; aber die ganze Richtung paßt ihnen nicht. Man sagt nicht zuviel mit der Behauptung, daß der Sicherheitspakt von Engländern und Deutschen gemeinsam erfunden worden ist, weil diese sich vom Völkerbund, jene sich vom Genfer Protokoll drücken wollten. Umso tragikomischer ist es, daß der französische Vorschlag die Konstruktion des Genfer Protokolls genau nachbildet, nur auf ein paar Staaten beschränkt, statt universal anwendet; und daß die Vorbedingung für das Zustandekommen des ganzen Paktes der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund ist. Fast wäre man geneigt, den Völkerbundgegnern und Protokollfeinden zu sagen: Untreue schlägt ihren eigenen Herrn. Aber dann würden sie daraus eine Zustimmung zu ihren Versuchen hören, den Sicherheitspakt jetzt zum Scheitern zu bringen. Es gibt nur eine Art, um das Protokoll herumzukommen, die außenpolitisch erträglich und innenpolitisch möglich ist: nämlich den Eintritt in den Völkerbund. Vor dem Abschluß des Sicherheitspaktes ohne positive andere Taten jetzt zurückzuweichen, angeblich weil innerpolitische Schwierigkeiten entstünden, wäre nicht nur eine Dummheit, sondern eine schwere Gefahr. Wenn es auch ganz unwahrscheinlich ist, daß in Deutschland einmal die Taten

eines Ministers vor dem Staatsgerichtshof nachgeprüft werden, so ist es doch noch unwahrscheinlicher, daß in einem solchen Falle fehlende Einsicht als Milderungsgrund geltend gemacht werden könnte.

Unter den seltsamen Figuren des Moskauer Prozesses ist die bemerkenswerteste ohne Zweifel der baltische Herr v. Dittmar, dessen Rolle als Provokateur noch der letzten Aufhellung bedarf. Einer jener in Politik reisenden Abenteurer, bald sowjetisierend, bald lieb Kind bei Ehrhardt, immer an der Peripherie extremer Gruppen, dort in jenem schmalen Bezirk, der ins Illegale führt. Dieser Herr v. Dittmar ist Balte. So sehr man sich hüten soll, zu verallgemeinern, diese Sprößlinge baltischer Junker kommen mit einem ganz besondern Cachet in die deutsche Politik. Immer repräsentierten sie einen sturen reaktionären Fanatismus, kein nationalistisches Geschrei war ihnen laut genug, keine Schmähung der Demokratie verletzend genug. Immer mußten sie den Herodes überherodisieren. Der Vetter jenes Dittmar ist der Abg. v. Freytag-Loringhoven, ein Diehard von reinstem Wasser, der als Hochschullehrer seine Aufgabe darin sieht, das Hitlerbanner zur Hausfahne der deutschen Universitäten zu machen. Balte ist Herr v. Schilling, der Hetzartikler der „Deutschen Zeitung", Balte der Schimpfbold Stein, das plaudernde „Rumpelstilzchen" der deutschnationalen Presse, in der alten „Täglichen Rundschau" der durch seinen Sauherdenton verrufene Parlaments-Chroniqueur „A". Soll man daran erinnern, daß auch Herr Paul Rohrbach Balte ist, der einst im Liberalismus den alldeutschen Gedanken heimisch machte, und Herr Axel Schmidt, der unsere ohnehin unheilvolle Ostpolitik im Kriege durch die Entdeckung der Ukraine völlig aufs falsche Gleis geschoben hat? Ueberall stoßen wir auf die Balten als die Herolde und Einpeitscher eines ziellos torkelnden Chauvinismus, als Verkünder des Kampfes gegen alle. Sie sind in ihrer Geistesart völlig die Grenzmenschen geblieben, die Kolonisten, die Siedlungspolitik mit Feuer und Schwert machen. So denken sie heute noch als Emigranten, so haben sie einst in ihrer Heimat als ergebene Diener des Zarismus gehandelt. Lange über die Bauernbefreiung hinaus bewahrten sie auf ihren Latifundien die Allüren des primitivsten Feudalismus, sie haben den Zaren die härtesten Generäle und die grausamsten Administratoren, die blutigsten Leuteschinder gestellt. Gegen sie richtete sich die ganze Wucht der Revolution von 1905, überall um Dorpat und Mitau setzten die empörten Letten den roten Hahn aufs Dach der Herrenhäuser. Mit dem Sturze des letzten Zaren ist dieses Stück Mittelalter in unserer Zeit endgültig explodiert. Seine Splitter fliegen in aller Welt herum. Einer davon hat die armen Narren Kindermann und Wolscht getroffen.

Im Gesäuse, hoch oben auf dem Hochtor, ist vor ein paar Tagen ein Wiener Bergsteiger gestorben. Er war abends von einem Schneesturm, hundert Meter vor dem Gipfel, überrascht worden, vermutlich in Erschöpfung eingeschlafen und ist am andern Tag mit drei jungen Freunden erfroren aufgefunden worden. Warum wird dem jungen Mann hier ein Nachruf gewidmet? Aus Gefühlsduselei? Das Erfrieren eines Schlafenden im Gebirgsschnee ist wahrscheinlich der seligste Tod, den ein Irdischer finden kann. Der früh Verschiedene hatte schon einmal einen Unglücksfall in den Alpen erlebt, ein Absturz kostete ihn damals ein Bein. Das hat ihn von seiner Gipfelfreude nicht abgebracht, er hat sich selber eine Prothese konstruiert und ist seit damals mit einem gesunden und einem eisernen Bein auf seine geliebten Berge gekraxelt. Die Prothese war abzuschnallen; bei den großen Springkämpfen in der Donau ist Margulies (so hieß der junge Tote) zum Erschrecken und Erstaunen der Zuschauer immer mit bloß einem Bein ins Wasser gesprungen. Seine Lust an Wasser und Luft ist dem Einbeinigen nicht verringert worden. Als der Krieg kam und plötzlich das Heer der Einbeinigen nach Tausenden zählte, da hat dieser heiter-tapfere Jude — Verzeihung, er war Jude — den melancholischen Mitkrüppeln gezeigt: Seht, man kann, man muß auch mit einem Bein fröhlich die Höhen erobern! Werden diese Sätze bloß als Hymnus auf eine unbesiegbare Seele geschrieben? Nein. Aus einem anderen Grunde. Wenn dieser einbeinige Alpenkletterer den Gipfel erreichte, so ist es ihm wiederholt geschehen, daß er in der Hütte oben keine Unterkunft finden konnte. Diese Hütten sind ja neuerdings zuweilen mit Hakenkreuzen bemalt und der deutschösterreichische Alpenverein verschloß Margulies seine Hütten. Der junge Bergkraxler war Mitglied jener Sektion „Donauland", welche in München, dank der Güte, Einsicht und Großzügigkeit des Vorsitzenden v. Sydow, bloß aus dem Grunde ausgeschlossen worden ist, weil sie jüdische Mitglieder umfaßt. Deshalb ist zu diesem heiteren Tod auf dem Hochtor ein Nachwort nötig: Hier starb einer, der für die Alpen lebte und vom Alpenverein ausgeschlossen war.

KRIMINALISTISCHES ZUM MOSKAUER PROZESS

Unleugbar und nicht in Abrede gestellt ist:

A. daß die Herren Theo Wolscht, Dr. Karl Kindermann und Maxim Napolionowitsch von Dittmarin, false Dittmar, unter falschen Vorwänden ins revolutionäre Rußland kamen:

1. sie haben sich, trotzdem sie arischen und nationalen Organisationen angehörten, von demokratischen Kreisen Geld und Empfehlungen zu verschaffen gewußt;
2. in die Kommunistische Partei Deutschlands einzutreten versucht;
3. sie geben — einander widersprechend — als Reisezweck „Nordpolforschung", „Studium des Lebens der Wolgadeutschen", „Altertumskunde", „Berichterstattung über das Hochschulleben in Irkutsk" und „Anknüpfung deutsch-russischer Beziehungen" an.

B. daß zwei von ihnen beim Leiter des Erkennungsdienstes des Berliner Polizeipräsidiums Unterricht genommen und mit ihm privat verkehrt haben; auf dessen Rat hin hat vor der Abreise der Angeklagte Dr. Kindermann eingestandenermaßen im Polizeipräsidium vorgesprochen, um sich eine Beschäftigung auszusuchen;

1. die laut Angabe Dittmars vom Polizeipräsidium an die Rußlandreisenden erteilten Aufträge sollen sich darauf bezogen haben, die Finanzierung der Kommunistischen Partei Deutschands und die Wege der Korrespondenz zwischen der Komintern und der KPD. auszuforschen, also Dinge, über die die Berliner politische Polizei ihrer ganzen Organisation nach in erster Linie interessiert ist, die sich auf Deutschland beziehen und daher polizeilicher Tendenz nach unbedingt recherchiert werden m ü s s e n ;
2. auch an den Namen flüchtiger deutscher Kommunisten, die in Rußland leben, muß wohl jeder Berliner politische Polizeibeamte sein Interesse äußern, wenn er mit dem Anwärter einer Polizeianstellung spricht, der nach Rußland fährt;
3. das mühselige Sammeln von Unterschriften politischer Persönlichkeiten auf einer Postkarte und deren Absendung nach Deutschland ist die Lieferung eines guten Beweises an die Auftraggeber daheim, daß man die gewünschten Anschlüsse gefunden hat;
4. die sich immer wieder erneuernden Versuche mit Volkskommissären bekannt zu werden (machen junge Fremde

jemals in Deutschland den Versuch, den Staatspräsidenten und die Minister kennen zu lernen?), sind Beweise von politischem Interesse, die mit Nordpolforschung, Sibirienreise, Altertumskunde usw. nichts zu tun haben;

C. daß im Jahre 1925 die Leute nicht mit Hausapotheke samt Giften nach Rußland reisen, am allerwenigsten aber Rucksackstudenten; außer wenn sie in den völkischen Parolen „Bekämpfung des internationalen Marxismus", „Niederwerfung des Bolschewismus" usw. befangen sind;

D. daß die drei sich über das Gefährliche ihrer Expedition vollkommen klar waren, und im hinterlassenen Testament sogar sehr mit der Möglichkeit ihres spurlosen Verschwindens rechnen;

E. daß sie, obwohl von deutschnationaler Gesinnung, in das Sowjetreich fahren;

1. Kindermann ist deutschnationaler Israelit, der sein Judentum sogar vor seinen Reisegenossen verleugnet, im russischen Kerker Kaiser Wilhelm II. Geburtstag feiert und das Ehrhardt-Lied singt;
2. Dittmar ist baltischer Adeliger, eng versippt mit dem Allerradikalsten der Deutschnationalen Baron Freytag-Loringhoven, und kommt aus dem Lande, dessen Aristokratie nur ein politisches Ziel hat: im großen kommunistischen Nachbarreich Verwirrungen hervorzurufen;
3. Wolscht ist Chargierter der antisemitisch-monarchistischen Korporationen „Neomarchia", Mitglied der Technischen Nothilfe „Hilfsdienst", verkehrt mit dem in den Rathenaumord verwickelten Günther, und hat sich laut einem (bei der Verhandlung nicht bekanntgewesenen) Brief seines Vaters an die „Vossische Zeitung" — bzw. nach väterlicher Ansicht: aus Aufschneiderei — gerühmt, schon manchem Bolschewiken das Lebenslicht ausgeblasen zu haben;

F. daß Geständnisse der Angeklagten vorliegen;

1. das unumwundene Geständnis der Mordabsichten durch Kindermann könnte durch die (in vielen Staaten geübten!) Methoden der „Untersuchung zweiten Grades" erpreßt oder durch das Versprechen der Freilassung veranlaßt sein, wobei man oft auch Unwahres eingesteht; aber Kindermann, obwohl er widerrufen hat, behauptet weder Zwang, noch Versprechen, sondern spricht von — Hypnose!;
2. dieses, wenn auch hypnotisch erzielte Geständnis konnte bloß wahre Angaben enthalten, da Dittmar, der bis dahin standhaft alles in Abrede gestellt hat, daraufhin völlig umkippte. „Ich

muß nochmals betonen," erklärt er in der Hauptverhandlung, nur auf seine Honorigkeit bedacht, „daß ich bis zur Aussage Kindermanns, trotzdem ich bereits meine politische Gesinnung geändert und eingesehen hatte, daß ich mich im völkischen Gedanken täuschte, dem Untersuchungsrichter jede Aussage verweigerte";

G. daß dem Leugnen des dritten Angeklagten schon deshalb kein Glauben beizumessen ist, weil er sogar in Abrede stellte; Theo Wolscht zu sein; auch die Mitnahme der Gifte leugnete er und erklärte, sie seien von den Untersuchungsbehörden in seine Hausapotheke geschmuggelt worden; leider hat sein ahnungsloser Vater in jenem Brief bestätigt, daß Theo das Gift mitnahm;

H. daß der Prozeß in aller Oeffentlichkeit geführt wurde,

1. was in einem Staate, der eher einen Ueberfluß als einen Mangel an Köpfen aufweist, ausgeschlossen erschien, wenn man auch nur eine Sekunde lang befürchtet hätte, der Prozeß könne bei Unvoreingenommenen des In- oder Auslandes einen Uebergriff der untersuchenden Behörden an den Tag bringen;
2. wäre die angebliche Absicht eines Austausches mit dem in Deutschland verurteilten Skoblewski ohne den aufsehenerregenden Moskauer Prozeß viel leichter auszuführen gewesen;

I. daß Kindermann, Wolscht und Dittmar eben „naive Phantasten, politische Wirrköpfe, unreife Knaben", also genau dasselbe sind, wie alle jene, deren Namen vergessen sind, die aber trotzdem die Attentate auf Rathenau, Erzberger, Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, Hugo Haase, die 21 Matrosen in der Französischen Straße, auf Kurt Eisner, Landauer, Paasche, Silt, Seeckt, Scheidemann usw. verübt haben;

K. daß Wolscht, Dittmar und Kindermann allerdings harmloser sind als z. B. die jetzt freigesprochenen Tillesen, Brand und Küchenmeister, daß sie aber viel weniger harmlos sind, als die siebentausend politischen Häftlinge, die wegen linksgerichteter Gesinnung in deutschen Kerkern einer Vollamnestie — vergeblich harren;

L. daß für die drei Buben, wegen deren Rettung (die Gefahr, daß eine Hinrichtung vollstreckt werde, bestand niemals) zum Kriege aufgerufen wird, das Todesurteil ebenso eine zu hohe Strafe darstellt, wie das Reichsgerichts-Todesurteil für die Kaninchenmörder, und daß daher jeder ein Recht hat, gegen das Strafausmaß im Moskauer Prozeß zu protestieren, der auch gegen das im Leipziger Prozeß protestierte.

STEFAN GROSSMANN

DIE MOSKAUER ATTENTÄTER oder SCHLECHTE LEUTE MÜSSEN ZUM TODE VERURTEILT WERDEN

Hier ist Egon Erwin Kisch das Wort zu einigen, wie er meint, überzeugenden Feststellungen zum Moskauer Prozeß erteilt worden. Aber so weit kann selbst die Toleranz des „T.-B." nicht gehen, diese „unleugbaren" Tatsachen ohne Kommentar hinausgehen zu lassen.

I.

Es ist eine Schande, daß die deutsche Presse über den Moskauer Prozeß zwar sehr viel lamentiert, aber sehr wenig berichtet hat. Wenn das „Berliner Tageblatt" 2000 Mark Vorschuß für die Knaben Wolscht, Kindermann und Dittmar hatte, so hätte es sich, um das Leben der drei zitternd, den Bericht über die Gerichtsverhandlung noch weitere 1000 Mark kosten lassen müssen. Die Verhandlung wurde, da bloß Dittmar, der russische Spitzel, russisch spricht, deutsch geführt oder wenigstens übersetzt. Hier hätte ein deutscher Journalist von der inneren Freiheit Alfons Paquets ein Bild des russischen Gerichtswesens malen können. Vor allem: Wir hätten uns nicht auf Vermutungen, Andeutungen, spärliche Daten und belletristische Leitartikel verlassen müssen, sondern wir hätten erfahren, was war. So sind wir Wißbegierigen auf die Berichte der „Roten Fahne" angewiesen gewesen, die lückenhaft und plump tendenziös waren. Nur die „Frankfurter Zeitung" gab, wie immer, zuverlässige Berichte, die übrigens nicht alarmierend klangen.

(Lieblingssatz des rotbefahnten Berichterstatters: „Hier bricht der Angeklagte in sichtlich verlegenes Schweigen aus.")

Immerhin kann man, nur den Berichten der „Roten Fahne" folgend, die ganze Haltlosigkeit dieser drei Todesurteile erkennen.

II.

Die drei jungen Leute waren beschuldigt

a) Mordanschläge gegen Stalin und Trotzki,

b) konterrevolutionäre Akte und Spionage betrieben zu haben.

Von den Mordanschlägen gegen Trotzki und Stalin ist im Prozeß nicht einmal im allerkleinsten Detail die Rede gewesen. Aber es wurden Zeugen vernommen, wonach Wolscht und Kindermann versucht haben, den Kreml auszukundschaften (Spionage!), die Wohnungen von Sowjetführern zu erfahren (Spionage!), ihre Empfangstage zu eruieren (Spionage!), bei Wolscht wurden sogar zwei Karten zu einem Vortrag Bucharins gefunden (Spionage!), sie versuchten zu Lunartscharski und Radek vorzudringen, an den sie Berliner Empfehlungsbriefe des Sowjet-Kommissars Grünberg hatten, Lunartscharski klingelte die Tscheka an. Kisch frägt mit

schlichter Objektivität, wann je ein Russe zu deutschen Würdenträgern vorzudringen wünsche. Aber Schiele und Becker sind weniger interessante Leute als Lunatscharski und Radek und überdies keine Revolutionäre, die zu internationalem Kontakt innerlich verpflichtet sind. Kindermann, Wolscht und Dittmar sind am 13. Oktober in Moskau eingetroffen, am 20. Oktober waren sie schon verhaftet. In dieser Zeit haben sie sich am auffälligsten Lunatscharski genähert, dem Kommissar für Bildungs- und Unterrichtswesen, an den sie empfohlen waren. O-C-Mörder, die nicht nach dem Juden spüren, nicht nach Trotzki und nicht nach Stalin schnüffelten, sondern ausgerechnet nach dem, der ihnen, den Studenten, den verworrenen, aber immerhin geistig interessierten Leuten, am nächsten stand!

Unleugbar: Es wurde diesen „Attentätern" nicht ein einziger Versuch, zu attentätern, nachgewiesen. Ja, sie hatten eine Hausapotheke mit, aber der Staatsanwalt hatte nicht einmal versucht, nachzuweisen, daß sie ihr fürchterliches Pyramidon oder gar das Sublimat, dessen Mitnahme von Wolscht sehr plausibel erklärt wurde, auch nur in den Umkreis, geschweige denn in die Nähe eines Sowjetführers gebracht haben. Uebrigens war die deutsche Apothekergehilfin, welche die Ampullen zusammengestellt, zur Aussage bereit, sie lechzte nach der Aussage.

Nicht wegen Mordes sind die drei Studenten zum Tod verurteilt worden, nicht einmal wegen eines Mordplans, auch davon war mit keiner Silbe in der Verhandlung die Rede, sondern wegen in Deutschland erfolgter „Vorbereitungen".

III.

Der belastende Zeuge für diese Vorbereitungen war der Balte von Dittmar. Die Anklageschrift selbst erzählt, daß Dittmar schon früher sich als „Informator" der Sowjet-Union in Wien betätigt hat. Diese typische baltische Dreckseele hat also, nach der Anklageschrift, schon vor der Einleitung der russischen Reise der drei in den Diensten der russischen Polizei gestanden. Nebenbei war er als Kurier für die estnische, litauische und, wahrscheinlich, auch für die deutsche Regierung tätig.

Auf Dittmars Erzählungen und auf den kindischen Märchen des „Gutachters" Heinz Neumann, eines deutschen Kommunisten von schlechtem Ruf, beruht die Annahme des Gerichts, daß

a) der Jude Kindermann, Mitglied der Organisation C gewesen sei,

b) der einfältig-brave Exkanzler Michaelis Vorsitzender der Berliner O-C-Mordorganisation gewesen,

c) der deutsche Botschaftsrat Hilger in Moskau den Attentatsplan begünstigt und mitberaten habe.

Die psychologische Vermutung spricht dafür, daß die Moskauer Polizei ihrem Spitzel v. Dittmar aufgesessen ist, genau so wie die deutsche Polizei ihren Spitzeln oft zum Opfer gefallen ist. Dittmar, der einzige, der nach dem Urteil ein Gnadengesuch eingebracht hat, Dittmar, den der Staatsanwalt Krylenko mit sanften Handschuhen anfaßte, Dittmar (nach Kisch „auf seine Honorigkeit bedacht") hat in der Verhandlung die handgreiflichsten Lügen über die Berliner Vorbereitungen zum Mordplan verzapft. Seine Erzählungen, immer an bekannten Namen (Michaelis) anknüpfend, Tatsachen ausnützend (Hillger war zufällig auf der Reise nach Moskau mit den drei Studenten im Coupé zusammengetroffen), an früheren Auftraggebern sich rächend (daher die Heranziehung der Berliner Polizei, Abteilung I A), diese Erzählungen sind ganz typische Spitzelkonstruktionen.

IV.

Ich nehme an, daß Dittmar, der sich in Berlin wohl weise im Hintergrund hielt (siehe Th. Wolffs Schilderung des Besuchs im Berliner Tageblatt), die etwas närrische Reise der Wolscht und Kindermann, die studentischer Abenteurerlust und kindischer Geschäftsspekulation, wahrscheinlich auch einem unklaren Gefühlskommunismus entsprang, vom Anfang an in dem Moskauer Polizeihafen landen wollte. Es ist möglich, daß Vater Kindermann, worüber in Moskau verhandelt wurde!, während der deutschen Revolution sich sehr eigennützig benommen hat, es ist möglich, daß Wolscht der Studentenverbindung „Neomarchia" angehört hat (die sich übrigens, weil es in ihr auch Republikaner gab, aufgelöst hat), es ist möglich, daß Kindermann, wie viele halbassimilierte Juden, gelegentlich deutschnational tat, es ist wahrscheinlich, daß in den Köpfen der zwei Studenten Wolscht und Kindermann (von der Dreckseele Dittmar ist geistig nichts zu berichten) ein ziemliches Durcheinander, von Plato bis Spengler, geherrscht hat, es ist auch unleugbar, daß die beiden sich in der Verhandlung, teils aus Trotz, teils aus Verzweiflung, ungeschickt benommen haben, ja, ich halte es auch für möglich, daß Kindermann schlecht genug war, in einem Berliner Privatdetektivinstitut sich versuchen zu wollen, nicht sich zu versuchen. In Moskau wurde ja nicht über eine Tat der Angeklagten, sondern bloß über das Innenleben von Wolscht und Kindermann verhandelt. Nicht Mörder oder Mordplanende wurden verurteilt, sondern verworrene junge Leute, die ein Spitzel als deutsche Faschisten angegeben hatte.

V.

Kisch findet, daß die Gefahr, die Hinrichtung der drei werde vollstreckt werden, nie bestanden hat. Nun, vorläufig sind sie zum Tode verurteilt. Es freut mich, daß das Todesurteil Kischs Schlaf

nicht weiter stört, es besteht nur die Befürchtung, daß die Verurteilten selbst weniger gut schlafen, und auch ihre Väter, Mütter, Bräute, Brüder sind vielleicht nicht so herzlich-unbesorgt. Aber werden denn Todesurteile ausgesprochen, damit man ihnen nicht glaubt? Das Todesurteil als neckischer Zeitvertreib — man muß sehr robuste Nerven haben, um diese Moskauer Späße nett zu finden.

VI.

Ja, Egon Erwin Kisch, wer gegen die Schande des Leipziger Hochverratsprozesses, in welchem die Verteidiger hinausgeworfen wurden, in welchem ein geisteskranker Epileptiker sich und seine früheren Genossen in den Tod reiten wollte, wer gegen den Prozeß des Herrn Niedner nicht protestierte, der hat kein Recht, sich über Moskau aufzuregen. Hier also darf es geschehen!

Dennoch, zuletzt, eine sehr melancholische Frage: Haben wir uns nicht überhaupt Justiz in einem sozialistischen Staate ein bißchen anders vorgestellt? Haben wir nicht gehofft, daß der sozialistische Staat endlich die praktische Konsequenz aus dem Determinismus ziehen werde? Sozialismus, so lernten wir, ist in Leben umgewandelte Wissenschaft. Keines Menschen Wille ist frei — und da steht in Moskau nicht bloß das alte Arme-SünderBänkchen der Angeklagten, ganz wie einst, Richter sprechen Todesurteile aus, ganz wie im barbarischen Zeitalter der „Abschreckungstheorie", und sogar die alten Polizeihalunken treten als Hauptbelastungszeugen auf, tout comme chez nous. Moskau, das bedeutet ein in schlechteren Formen arbeitendes Leipzig.

Zu welchem Zweck einst die Weltrevolution begonnen wurde!

EIN WISSENDER

WIR BRAUCHEN EINEN JUSTIZMINISTER

Als Sühneopfer für den an der Untersuchungshaft gestorbenen Minister ist in die Arena des Höfle-Untersuchungsausschusses beim Preußischen Landtag der Moabiter Gefängnisarzt, Medizinalrat Dr. Thiele, geschleppt worden. Von allen beteiligten Beamten bekam allein er vorläufigen Urlaub, seine Stelle einen vorläufigen Nachfolger. Ein Scheinkampf, bei dem der wehrlose Medizinalrat — wenn er sich wehrt, wird er einfach deshalb diszipliniert — der Wut einer Oeffentlichkeit preisgegeben wurde, die den wirklichen Sachstand niemals erfährt.

Thiele gerade war nun keineswegs der böse, menschenfeindliche Gefängnisarzt, als welcher er umgemalt wird.

Während irgendein Ministerialrat vom Justizministerium Thieles Gutachten für nicht genügend zuverlässig erklärt, darf der Beurlaubte mit Zustimmung eben dieses Ministeriums als einziger Berliner Gutachter beim höchsten Gerichtshof in Leipzig wirken.

Soll Thiele geopfert werden, um die Blicke von anderer Schuld abzulenken? Warum gerade er? Weil Thiele die Mißstände in seinem Wirkungskreise nicht schweigend duldete. Oft genug hat er die Unzuträglichkeiten in der Gefängnisapotheke gegenüber Vorgesetzten erwähnt; nichts wurde veranlaßt. War es nicht skandalös, ihm zuzumuten, durchschnittlich zehnmal soviel Patienten zu versorgen wie ein städtischer Krankenhausarzt; ohne Dienstwohnung!, und ihm dazu noch ständig die Erstattung von Gutachten über Gefängnisinsassen aufzutragen. Weshalb soll der Arzt schuldig sein, wenn ungetreue Pfleger Medikamente stehlen und damit Gifthandel treiben. In jedem anderen Krankenhaus ist der Verwaltungsdirektor verantwortlich.

Zitate aus der Zeitschrift für Tuberkulose, dem ersten Fachblatt der Welt, Aufsatz: „Tuberkulose und Gefängniswesen" von Dr. Thiele: „Da innerhalb der preußischen Justizverwaltung es bisher auch noch an allen modernen hygienischen Mitteln zur Erkennung von tuberkulösen Lungenerkrankungen fehlt" oder weiter: „So kommt es, daß solche schwer lungenkranke Untersuchungsgefangene während der Untersuchungshaft dahinsiechen oder einen nicht wieder gutzumachenden Schaden an ihrem Gesundheitszustande nehmen."

Das war zu stark für preußische Justizministerialräte, noch dazu von einem Beamten. Freiheit der Wissenschaft, verfassungsmäßig verbrieftes Recht der freien Meinungsäußerung? Aerger ist's heut als bei Metternich, denn Thiele erhielt nicht nur ernste Mißbilligung, sondern auf sanften Druck — wer büßt gern seine Stellung ein — sandte er an die Zeitschrift eine Abmilderung seines Standpunktes und — Lachen verboten — einen vom Ministerium vorher zensierten Artikel über die hervorragende Tuberkulosebekämpfung der preußischen Justizverwaltung an den Lokalanzeiger.

Ein anderes Beispiel seines Wirkens:

Strafakten gegen Stadtrat Eggert und Gen. aus Staaken wegen Meineides: Schwester Metzger wurde schwer krank von ihrer Lungenkur in Süddeutschland weggeholt und saß monatelang in Untersuchungshaft. Ihr Leiden verschlimmerte sich dort, so daß sie schließlich entlassen werden mußte. Kurze Zeit darauf starb sie draußen an Lungentuberkulose. Hat man je von einem Verfahren wegen fahrlässiger Tötung gegen den Urheber des Haftbefehls gehört?

Der Gerichtsarzt gilt heute in der Justiz dasselbe wie der Stabsarzt vor 30 Jahren in der Armee. Der Arzt schrieb krank, der Kompagnieführer zum Dienst. Der Gerichtsarzt schreibt haftunfähig, der Staatsanwalt läßt in Haft. Beweise? Die Gerichtsärzte Dr. Störmer und Thiele bezeichneten einen gewissen Wittenberg als haftunfähig wegen offener Tuberkulose. Der Staatsan-

walt beim Landgericht III weigerte sich trotzdem, die Haftvollstreckung zu unterbrechen, bis schließlich der Oberstaatsanwalt eingreifen mußte und seinerseits dem Gericht die Zustimmung zur Entlassung gab.

Sämtliche Staatsanwälte aus den Korruptionsaffären sind heute noch in Amt und Würden, bis auf den noch nicht festangestellten Dr. Kußmann. Tätig waren vielfach jüngere Herren, wie der ebenfalls noch nicht festangestellte Dr. Caspary. Ein erfahrener Kriminaljurist meinte dazu vor einem halben Jahr: „Man rechnet mit der Möglichkeit, — dolus eventualis — daß etwas schief geht, dann sind's eben die unerfahrenen jungen Herren gewesen."

Die Richter sind unabhängig und nur dem Gesetz unterworfen; der Staatsanwalt ist Organ der Justizverwaltung; für das, was er verfügt, ist nach dem Generalstaatsanwalt allein der preußische Justizminister verantwortlich. Unter sein Regime, das keines mehr ist, fällt der bedenklichste Erlaß und der gesamte Skandal. Im Hause Wilhelmstraße 65 herrscht die Oligarchie der Unverantwortlichen; der seit langem schwer leidende menschenfreundliche Dr. Hugo am Zehnhoff, preußischer Staats- und Justizminister seit 25. März 1919, hat in den sechs Jahren die Zügel aus der Hand verloren. Und doch war er verantwortlich.

Artikel 46 der preußischen Verfassung: Innerhalb der Richtlinien der Regierungspolitik „leitet jeder Staatsminister den ihm anvertrauten Geschäftszweig selbständig und unter eigener Verantwortung gegenüber dem Landtag".

Der Untersuchungsausschuß hat seine Beweiserhebung beendet. Er beantrage, der Landtag möge beschließen: Preußen erhält wieder einen Justizminister.

WALTER MEHRING (Paris)

REISEN DURCH PARIS

Das vierte Arrondissement

In Berlin zu erzählen: Ich stamme aus dem Bayerischen, dem Tiergarten- oder Pantinenviertel, ist eine vage soziale Auskunft, da des einen Herren Eltern vielleicht redliche Villen-Portiers, des andern weidliche Schieber der Chausseestraße sein könnten. In Paris aber bedeutet ein Quartier fast ein Glaubensbekenntnis, einen fest fixierten Kulturkreis. Die Arrondissements hingegen stecken Grenzen ab, die so willkürlich einschneiden wie politische; sie bilden Verwaltungsreiche mit Quartier-Provinzen, geeint unter einem Friedensrichter, getrennt durch Quartier-sitten, Quartier-sprache und Historie.

Es ist einer des Diebstahls oder des Bolschewismus verdächtig; man liest: Er bewohnte eine Hotelmansarde im 9. Arrondissement, in einer jener infekten, anrüchigen Gassen, wo ein undefinierbares

Gewimmel . . . Ein anderer hat ein Bändchen Alexandriner veröffentlicht; und man liest: Unser teurer Meister — wie könnte es anders sein! — ist ein echtes Kind des „Heiligen Hügels", wo Verliebte auf den Stufen einer fliederbehangenen Himmelstreppe mit einem Verlaine'schen Refrain . . . Aber Dieb oder Dichter: sie gehören dem Montmartre an; sie werden mit umgekehrten Vorzeichen als Größen dieses Quartiers vermerkt werden.

Man sagt auch wohl: Ich habe lange in Frankreich gelebt! Der französische Charakter . . . als Einleitung eines der beliebten Dogmenurteile. Aber man kann sein Leben im fünften Pariser Arrondissement zugebracht haben, ohne in das Ausland des vierten gedrungen zu sein. Dieses vierte eröffnen als Auftakt drei Gebäude mit dreifach verschiedener Beziehung zur Kollektivität Mensch, nämlich die Präfectur, das Spital „Hôtel de Dieu", die Kirche Notre-Dame; im vierten liegen ferner das Rathaus, das polnisch-jüdische Ghetto, die versinkende Insel St. Louis, der verstorbene Platz „des Vosges", das „Arsenal" heute berühmte Bibliothek.

Die Präfectur

mit ihrem Zuchthauskomplex, mit ihren Quarantänebaracken, ihren bauschuttgepuderten Treppen, belagert von säugenden Müttern, heimatlosen Halbwüchsigen, durch Europa gehetzten Greisen ist ja die Vorhölle, die jeder vor längerem Aufenthalte passieren muß. Es gibt im Hofe immer dieselbe Herde; Gesichter, so beschmiert und zerknittert wie die großen Paßbogen, die einen von Misere zwanzigmal überstempelt, die andern von allen Grenzbehörden zwischen Litauen und Jeumont. Es gibt auch immer die verschleierte Dame, die süß flötend jedem Beamten ihr Schicksal erzählt; und dann: „Herr Kommissar, Sie waren doch schon das letzte Mal, vor sechs Monaten, so liebenswürdig . . . ."

„Bedaure, Madame, neue Vorschriften . . ."

„Aber, Herr Kommissar, ein winziges Stempelchen genügt doch . . ."

Und es gibt den eleganten Herrn, der alle Etappen überspringend selbstbewußt auf Zimmer X lossteuert: „Persönliche Empfehlung an M. Untel . . . ." Ihm öffnet sich eine Seitentür zur Privatbehandlung." Zwei Minuten später:

„Taxi! Hotel Ritz . . ."

Während die Herde auf Kontrollmarken lauert, vom Hof in die zweite, von der zweiten in die fünfte Etage dirigiert und in Kreuzverhören auskultiert wird.

Im Ghetto

Und am Abend beginnt der Pilgerzug in die neue Heimat jenseits der Seine. Gassen mit seltsam heiligen Namen: Rue Vieille du Temple; Rue St. Croix de la Brétonnerie; Gassen, wo man in jedem

Torweg Hühner und Kartoffeln brät und über den Damm Barrikaden von alten Möbeln und Matratzen baut; gebauchte Hausfronten, an denen einträchtig schwarze Madonnen und rote hebräische Buchstaben wohnen; und ein Gebräu aus Ranzgeruch, Kindergeschrei und französisch-jiddisch-polnisch-russischen Idiom. Die übliche Begrüßung:

„Nu, comment ça va?"

„Ca va bis auf de Zores . . ."

Aber, trotz einem dauernden Zustrom, trotz anwachsender Uebervölkerung: eine „Ostjudengefahr" existiert nicht!

„Haben Sie viel Schwierigkeiten mit den Leuten?" fragte ich den Chef de Cabinet du Prefet.

„Im Gegenteil! Aeußerst geringer Prozentsatz von Kriminalfällen. Sie akklimatisieren sich schnell. Sie leben ruhig; sie suchen sich nützlich zu machen."

„Na, wie lebt ihr hier? Viel Antisemitismus?" fragte ich den greisen Buchhändler Liebenthal.

„Pasdetout! Pasdetout! Ich kann de franzeesische Regierung nur maan Lob aussprechen . . ."

Die Particularisten der Ile St. Louis

Ein Quartier in Aufruhr, in Exaltiertheit, das im Osten abrupt endet an der arkadenumfriedeten, schwarzen Quadratur der „Place des Vosges", deren seltene Anwohner alle über 50 Jahre zählen; im Süden von der Seine begrenzt an einem zoologischen Quai, wo man Hühner, Kreuzottern, Papageien, Regenwürmer, Meerschweinchen und Angelgeräte ramscht. Und mitten in der Seine schläft die Insel St. Louis. Ein Quai im Schneefall weißer Pappelflocken, mit Prachthotels, goldschuppigen Delphinen, blinden Bogenfenstern, wilden Gewächsen zwischen ziselierten Hoffliesen. In einem schmalen Schaufenster das Schild.

„Also, nachdem er geschaffen, beseelt, geliebt und hatte sterben sehen diese Ludovisische Phantasie und diese populäre Feerie, die Roger Dévigne erträumte, stellte der „Sémaphore" sein Erscheinen ein, um nicht mehr die jämmerlichen Invectiven der Ungerechten zu hören."

Man tritt in eine Miniaturdruckerei. An einer Handpresse, hemdärmelig, arbeitet ein Mann.

„Monsieur Dévigne?"

„Jawohl! Persönlich."

Monsieur Dévigne ist Dichter, Typograph und Ex-Insurgent der Ludovisiennes. Er wollte die Insel der Tyrannei des 4. Arrondissements entreißen. Er gründete die Streitschrift „Sémaphore". Er ernannte den „Rat der Zehn" und einen Dogen, Klempnermeister und fettesten Mann der Umgegend; er appellierte an den Völkerbund.

Es war ein schöner, ein edler Kampf; ein Heiliger Krieg; La guerre en Ludovisie; an dem sich alle Zeitungen von Paris beteiligten, und in dem die Munizipalität Sieger blieb. Zwar, kein Reporter verlautbarte die Heldentaten, kein Kriegsgewinnler buchte ein Plus, kein General hielt Hetzreden.

Dafür, nach seiner Niederlage, floh auch nicht der Putschführer Dévigne mit blauer Brille über die nahe Arrondissementgrenze. Er harrte aus.

Die Ludovisier schlafen weiter.

Und ringsherum legen die Spitzhacken Alt-Paris in Trümmer.

O. L.

ZWEI FRAUEN

Die besten Geschichten, so sagt man, sind die wahren. Ich weiß nicht, ob dem so ist. Es ist möglich, daß Geschichten zu wahr sind, um glaubhaft zu sein

Die folgenden beiden Geschichten sind sicherlich wahr und, wie ich glaube, auch noch innerhalb der Wahrscheinlichkeit. Es soll mich übrigens wenig kümmern, ob sie glaubhaft sind, oder nicht. Ich werde sie trotzdem erzählen, schon deswegen, weil kein Anderer sie erzählen kann.

I.

Ich hatte zwanzig Jahre vor dem Kriege in England gelebt. Als das Unheil ausbrach, verblieb ich noch etwa neun Monate in nunmehr feindlichem Lande. Unbehelligt, unbelästigt, ganz wie im Frieden. Denn die uns Deutschen vorgeschriebene Anmeldung bei der Polizei war (oder schien) nur eine bloße Formalität, die in den besten, beinahe jovialen Formen vollzogen ward. Die Internierungen waren zunächst nur sporadisch und betrafen meist Journalisten oder Hilfsbedürftige; die Zeitungen spieen zwar von Beginn an Gift und Galle, aber die brauchte man ja nicht zu schlucken. Ich schildere hier, wohl verstanden, nur meine eigenen Erfahrungen, die, wie ich wohl weiß, nicht verallgemeinert werden dürfen. Denn ich lebte in London, der großen Menschenwüste, wo man einsamer sein kann, als in der Sahara; ich lebte, wie ich schon vor dem Kriege lebte, im Verborgenen und ohne vielen Verkehr: ich empfand darum die mich umgebende Atmosphäre nur sehr unvollständig.

Nach der ersten Zeppelin-Attacke aber, und besonders nach der Torpedierung der „Lusitania" wurde es plötzlich anders. Einer nach dem anderen meiner Freunde erhielt unvermutet den Besuch von Londoner Policemen, die zur frühesten Stunde und mit einem „very sorry to trouble you, Sir" das Zimmer betraten und den Insassen baten, „in aller Ruhe seine Koffer zu packen" und ihnen zu folgen. Bald konnte auch die Reihe an mich kommen, an mich, den

unpolitischen, apolitischen, antipolitischen Europäer, der ich zum patriotischen Martyrium weder Lust, noch Zeit, noch Talent hatte.

Durch eine Verknüpfung günstiger Umstände gelang es mir aber, von der Home Office einen Paß zu erhalten, der mir erlaubte, nach Deutschland zurückzukehren. . . .

Einige Tage, nachdem ich in Berlin angekommen, erhielt ich den Brief eines guten alten englischen Freundes, der aus Ruhleben datiert war und in dem ich gebeten wurde, ihn dort zu besuchen. Ich ging sofort auf die Kommandantur, stellte mich daselbst als Deutscher vor, der lange Jahre in England gelebt und dem man die Rückkehr in die Heimat gestattet hätte und bat, auf Grund dieser Tatsache, den amtierenden Syndikus (so nannte ihn der Feldwebel im Vorzimmer) mir die Erlaubnis zum Besuche meines englischen Freundes in Ruhleben zu geben. Der Syndikus aber war ein kluger Mann, und einer, der mit Verrätern umzugehen gewohnt war: er witterte in mir, der ich so ganz ausnahmsweise von England freigelassen war, einen auf Deutschland losgelassenen Spion und verweigerte mir den Besuchspaß. Vergeblich machte ich ihn darauf aufmerksam, daß jemand, der spionieren wollte, doch sich nicht auf die Kommanmdantur begeben und die Aufmerksamkeit der Behörden durch solch unbedachten Schritt auf sich lenken würde: der Paß war und blieb unausgestellt, und ich mußte auf meinen Besuch verzichten. Nicht ohne daß ich mich bei mehreren Freunden über dies gänzlich unangebrachte Mißtrauen beklagt hätte.

Einige Tage waren vergangen, als ich in meinem Hotel eines Morgens telephonisch angerufen wurde. Eine Frauenstimme fragte, ob ich der Deutsche aus England wäre, der ein Freund von Mr. X in Ruhleben sei. Ich bejahte. Ob ich ihn in Ruhleben hätte besuchen wollen. Ich bejahte wiederum. „Kann ich Sie vielleicht einmal persönlich im Hotel aufsuchen?“ fragte die Stimme. „Das Telephon wird mitunter überwacht.“ „Bitte sehr, gnädige Frau“ . . .

Die schöne, elegante, hochgewachsene Dame, die mich ein paar Stunden später im Hotel aufsuchte, war aber keine gnädige Frau, sondern ein junges Mädchen, das vielleicht im Anfang der Zwanziger stand. Sie sagte mir das sofort und fügte, ohne eine Spur von Schüchternheit, hinzu: „Ich bin die Freundin von Mr. X. Ich kenne ihn schon so lange, wie er in Berlin ist . . . Ich habe ihn lieb . . . Wir haben uns lieb . . . Und durch mich ist er nach Ruhleben gekommen. Er wollte sofort nach Ausbruch des Krieges in die Schweiz gehen. Ich habe ihn aber zurückgehalten. Ich habe ihm gesagt: ‚Bleib' bei mir: der Krieg wird doch nicht lange dauern.‘ Ich habe ihm auch gesagt: ‚Die Deutschen tun den Ausländern nichts — dazu sind wir zu anständig.‘ So ist er denn hier geblieben. Aber anfangs November haben sie ihn weggeholt. Jetzt sitzt er dort draußen, hinter einer elenden Bretterwand, in

einem alten Pferdestall mit fünf anderen Leuten zusammen. Zunächst durften sie noch über die Holzwand gucken und ich bin jeden Tag hinausgegangen, um ihn zu sehen. Jetzt haben sie auch das verboten."

„Und mir haben sie verboten, ihn zu besuchen", warf ich ein.

„Ich weiß, man hat es mir erzählt", erwiderte sie. „Aber wenn Sie ihn sehen wollen: ich weiß einen Weg. Wollen Sie ihn sehen?"

„Gewiß: er ist ja ein alter Freund von mir, dem ich gern die Hand schütteln möchte. Und drüben in England sitzen zehnmal so viel Deutsche hinter Bretterwänden, die gewiß ebenfalls froh wären, wenn sich ihrer ein alter englischer Freund wieder erinnern würde. Ich bin gerne bereit."

„Ich werde Sie heute abend gegen 11 Uhr abholen", sagte das Mädchen . . . Ich zerbrach mir den Kopf, aus welchem Stande sie sein könne. So viel Einfachheit, so viel natürliche Grazie — und dabei keine Spur von jener Unsicherheit, wie man sie bei norddeutschen Frauen, die vom Pfade der Tugend abweichen, so häufig findet.

Ich kenne Berlin nicht sehr gut und habe erst später erfahren, daß die Tram, die wir gegen 11 Uhr abends bestiegen, nach Spandau ging. Sie war entsetzlich voll: wir hingen beide eine ganze Stunde lang an den Riemen. Die Gesichter der Passagiere, meist Frauen mit halbvollen Körben auf dem Schoße, waren schon damals farblos und zerknittert. An den Haltestellen, wenn das infernalische Geräusch des schlecht geschmierten Wagens einmal verstummte, hörte man aus ihrem Munde nur die Worte „Butter, Eier, Fleisch, Petroleum" mit Zahlen dahinter, über deren Höhe ein stilles Aechzen und ein allgemeines Kopfschütteln entstanden. Glücklicherweise stiegen von Zeit zu Zeit einige Fahrgäste aus; wir fanden sogar zwei von einander entfernte Sitzplätze, und schließlich hielt die Tram an ihrem Endpunkt.

Wir gingen durch verschiedene Straßen, deren Beleuchtung immer spärlicher und spärlicher wurde. Ebenso wie die Häuser, die in immer weiteren Zwischenräumen auseinanderstanden. Endlich hörten Gaslaternen und die Häuser ganz auf, und wir befanden uns vor einem weiten, weißen Felde. Es hatte den Tag über geschneit, und eben kamen die Flocken stärker denn je herunter. Meine Begleiterin stutzte einen Augenblick. „Hier war doch der Weg?" sagte sie zaudernd und sich selber fragend. „Aber der Schnee, der tiefe Schnee — wie dumm! . . . Nein, hier ist er." Und mutig ging sie voran.

Der Weg war aber kein Weg, sondern nur ein Sturzacker, in dem man jeden Augenblick einsank, oder strauchelte. „Sie sind kurzsichtig", sagte meine Begleiterin. „Geben Sie mir doch die Hand." Und mit ruhigen Schritten ging sie voran, mich hinter

sich ziehend und sorgsam nach rechts und links auslugend und mitunter, wie ein Spürhund, die Nase auf den Boden senkend. Des Weges schien sie jetzt ganz sicher zu sein, trotzdem die Schneeflocken immer dichter und dichter herunterkamen. Dazu wehte ein schneidender Wind über das nunmehr vollkommen flache Land. Es war sehr ungemütlich. „Sie frieren?“ fragte das Mädchen. „Ich friere nicht. Wollen Sie meine Boa?“

Ich lehnte ab, denn soeben traten wir unter den Schutz einer Bretterwand, die den elenden Wind etwas von uns abhielt. „Das ist schon Ruhleben“, flüsterte das Mädchen . . . Schon! dachte ich bei mir. Der Weg war mir unendlich erschienen.

Wir gingen an der Bretterwand entlang, bis zu einer elenden Laterne, bei deren Schein ich meine Uhr aus der Tasche zog. Sie zeigte auf fünf Minuten vor eins. Unmittelbar darauf wurden wir angerufen. „Halt! Wer da?“ Vor uns war ein schwarzer Schatten aufgetaucht, und aus dem Schatten ragte eine Pickelhaube und ein Gewehr heraus. Er stand vielleicht drei Schritte vor uns: bei dem dichten Schneetreiben konnten weder wir ihn, noch er uns vorher bemerken. Das war gut. „Wir sind Deutsche“, sagte ich; „das Fräulein will ihren Freund hier in Ruhleben besuchen“ . . . „Die Runde ist noch nicht vorbei“, sagte der Mann, der anscheinend schon auf solche Besuche gefaßt war. „Geben Sie ihm ein Trinkgeld!“ flüsterte mir das Mädchen zu. Ich gab. „Lassen Sie nur“, sagte der Mann, und dann, mit Hinweis auf meine Begleiterin: „das Fräulein ist unglücklich“ . . . Ich sah ihm überrascht ins Gesicht — wer war denn das? Unbestechlichkeit bei einem Gemeinen — und nicht etwa aus Angst! Merkwürdig! Das Gesicht, in das ich beim Scheine der schlechten Laterne sah, drückte Unbehagen und Trauer aus — aber noch mehr Trauer als Unbehagen. Ein langer Vollbart, in dem die Schneeflocken hingen, umrahmte abgehärmte, verfrorene Wangen . . . . Ein Buddhist, dem man eine Flinte in den Arm gedrückt hatte! . . . Ich mußte an einen französischen Vers denken — ist er von Voltaire? —

„Qui n'a pas le génie de son âge,
De son âge a tout le malheur!“

„Warten Sie ein wenig“, sagte der deplacierte Posten, der wahrscheinlich ein alter Landsturmmann und untauglich zur Front, aber auch in jungen Jahren sicherlich kein drachentötender St. Georgsritter gewesen war. „Warten Sie, ich werde noch einmal zum Haupttor gehen und fragen.“

Nach fünf endlosen Minuten kam er zurück . . . Der wachthabende Unteroffizier, so berichtete er, meint, die Runde würde jetzt doch nicht mehr kommen. Es sei schon zu spät und außerdem bemühten sich bei so schlechtem Wetter die Herren Offiziere nicht gern. „Kommen Sie nur!“

Der schwarze Schatten ging voran, und wir folgten. Bald waren wir am Haupttor, das schon eine Handbreit offen stand. Durch die Spalte sah ich einen Mann mit Unteroffiziertressen. Auch er schien von der Visite durchaus nicht überrascht zu sein, denn er fragte sofort, wen wir sehen wollten. „Herrn X", sagte das Mädchen. Der Unteroffizier sann einen Augenblick nach, holte dann von hinten ein dickes Schreibheft, in dem er eine Zeitlang studierte und sagte dann, zu einem hinter ihm stehenden Gefreiten gewandt: „Baracke 6" . . . „Es wird aber einige Zeit dauern", meinte er dann, immer noch im Flüsterton. „Gehen Sie nur ein wenig vom Tor und der Laterne weg, der Sicherheit wegen." „Geben Sie ihm ein Trinkgeld," flüsterte das Mädchen. Ich griff in meine Tasche und fand in ihr ein silbernes Zweimarkstück — damals schon eine Seltenheit! — das ich ihm durch die Türspalte hineinreichte. „Wir müssen warten", meinte das Mädchen. „Es dauert fast immer 15 Minuten, bis sie ihn finden und er sich angekleidet hat."

Die fünfzehn Minuten schienen wiederum unendlich, denn der Schneesturm hatte mit verdoppelter Kraft eingesetzt. Wir gingen vom Tor weg, sprachen aber kein Wort. Selbst der Posten, der anscheinend der Gesellschaft wegen mit uns gegangen war, war verstummt. Er fragte mich nur einmal, wieviel Uhr es jetzt wäre. „25 Minuten nach eins" . . . „Gott sei Dank, in einer halben Stunde werde ich abgelöst! Welch ein Wetter!"

„Pst, pst", machte es plötzlich hinter uns: „Er ist am Tor", jubelte das Mädchen, das anscheinend das Zeichen schon kannte. . . .

In der nur eine Handbreit geöffneten Tür, ohne Kragen und mit verschlafenem Gesicht, stand mein englischer Freund. Ich konnte ihn nur einen Moment sehen, denn schon hing ihm seine deutsche Geliebte um den Hals. . . . „Mein Gott, wie du aussiehst!" sagte sie, nachdem sie ihr erstes Kußbedürfnis gestillt hatte. „Sie geben euch natürlich nichts zu essen: ich weiß es. Aber ich habe dir etwas mitgebracht."

Die Frauen trugen damals (1914/15) Riesenpelzmuffe, und aus einem dieser Muffe holte sie, wie ein Zauberkünstler aus dem bekannten Zylinder, eine unglaubliche Menge Gegenstände hervor: ein halbes Brot, sechs Eier, eine Flasche Kognak und einen Topf mit Schmalz. „Mein Liebling: nach dem Schmalz bin ich zwei Tage umhergelaufen." Mein englischer Freund ließ alles stumm über sich ergehen, steckte aber ebenso gewissenhaft alles ein und gab ihr zum Danke nur einen Kuß. „Ihr habt heute abend wieder Heringe bekommen. Heringe, wie immer!" sagte das Mädchen unmutig nach Beendigung der Zärtlichkeit. „Und meinetwegen bist du hier!" Hier schienen zum ersten Male etwas wie Tränen in ihre Augen zu kommen.

Der Unteroffizier kam aber ihren Tränen zuvor. „Es ist Zeit, Fräulein! Zu riskant für mich!“ Und er wollte ihr die Türe vor der Nase schließen. Die ganze Unterredung hatte keine zwei Minuten gedauert.

Jetzt trat ich aus dem Schatten hervor und sagte: „Erlauben Sie, Herr Unteroffizier, daß ich einem alten Freunde von mir die Hand gebe. In diesem Momente erst wurde X. meiner ansichtig. Er traute seinen Augen nicht, konnte ihnen auch nicht trauen, denn es war sehr dunkel. . .

„Is it you, L? — by Jove!“ sagte er schließlich, „There's a nice man!“ Wir gaben uns die Hände. „Es ist Zeit“, drängte der Wachthabende.

Wir wandten uns zum Gehen. „„Nicht gegen den Schneesturm“, bat ich. „Lassen Sie uns lieber einen Umweg machen.“ Es war unser Glück. Denn plötzlich ertönte hinter uns der Ruf „die Runde, die Runde!“ Das Mädchen fing an zu laufen und ich hinterdrein. So schnell wie ich konnte und immer dicht hinter ihr, aus Angst, sie aus den Augen und dadurch den Weg zu verlieren. Hinter uns erschallten Kommandorufe. Gott sei Dank keine Schüsse! Der Buddhist sah auch gerade nicht so aus, als ob er viel schießen konnte. Und wahrscheinlich hatten sie noch mehrere solcher Buddhisten auf gleichem Posten. Und dem Gotte sei zweimal Dank: es hatte soeben noch heftiger zu schneien angesetzt. Man konnte jetzt keine zwei Schritte mehr vor sich sehen.

Ich weiß nicht, wie lange wir so gelaufen waren: ich weiß nur, daß ich nach zeitweiliger Erschöpfung meinen „second breath“ (so nennen es die englischen Sportsleute) wieder bekommen hatte und daß ich in besserer Verfassung vor den ersten Spandauer Laternen ankam wie ich sie verlassen hatte. Nun aber war meine Begleiterin so erschöpft, daß ich mich um sie zu besorgen anfing. Aber wie helfen? Alle Vehikel waren längst von der Straße verschwunden. Alle Restaurants hatten längst ihre Lichter gelöscht. Als Nachtasyl fiel mir nur noch der Bahnhof ein . . . „Können Sie noch bis zum Bahnhof?“ fragte ich sie, indem ich ihr meinen Arm anbot.

Sie nahm sich zusammen und sie konnte.

Als wir in Sicherheit und bei etwas wärmendem Tee (oder was man so nannte) in der Bahnhofsrestauration zusammensaßen, machte ich ihr mein Kompliment. „Du lieber Gott, ich bin ja ein Soldatenkind“, antwortete sie bescheiden. Sie begann sich jetzt zu erholen. Das Blut war in ihre jugendlichen Wangen zurückgekehrt und ihre Augen erleuchteten ob der überstandenen Erregung in feuchtem Glanze. Ich sah sie an, und es kam mir in den Sinn, daß sie vielleicht doch nicht so ganz untröstlich sein dürfte. Die gemeinsam überstandene Gefahr gab mir die Berechtigung zu etwas Frechheit und ich sagte ihr gerade ins Angesicht, daß ich

sie schön fände. Sie lächelte nur still und abwesend vor sich hin und fragte mich nach einigen Augenblicken: „Finden Sie nicht auch, daß mein Freund einen wunderschönen Kopf hat?“ Ich unterdrückte meine Beschämung über die mißlungene Attacke und stimmte ihr bei, worauf sie mir noch mit einem ganzen Katalog seiner inneren und äußeren Vorzüge aufwartete. Ich ließ sie erzählen und fragte sie dann, um meine immer brennender werdende Neugier zu befriedigen: „Sie sagten Soldatenkind, gnädiges Fräulein?“

„Ja“, antwortete sie, „mein Vater ist Wachtmeister, Artilleriewachtmeister. Wissen Sie, bei dem Regiment, das draußen in Moabit steht: erstes Garde-Feldartillerie. Er ist augenblicklich an der Front. Wenn er etwas wüßte!“

„Mein Gott, Fräulein, für die Männer den Krieg, für die Frauen die Liebe!“

„So wie Sie, denken nicht viele Deutsche hier“, meinte sie. „Neulich erst haben sie wieder eine eingesperrt, die einem armen französischen Gefangenen ein paar Blumen zugesteckt hatte“ . . .

Ich habe sie nie wiedergesehen . . .

Wohl aber meinen englischen Freund.

Und hier muß ich die Leserinnen bitten, freundlichst die Lektüre abbrechen zu wollen, denn ich kann ihnen leider mit keinem glücklichen Ende dienen. Auch nicht einmal, was diese Leserinnen vielleicht auch noch verzeihen würden, mit einem unglücklichen. Das Ende ist schlimmer, als glücklich und unglücklich: es ist nämlich ausgesprochen banal. Wenigstens so weit es meinen Freund betrifft.

Im Jahre 1921 habe ich ihn nämlich in London wiedergesehen, und zwar an der Seite seiner legitimen, englischen Gattin. Sie sah nach Art legitimer Frauen etwas zu besitzsicher aus, machte aber sonst auf mich den besten Eindruck. Den Eindruck einer Frau, die nachts bei Krankheit sicher aufstehen und Kompressen und Wärmflaschen ihrem Ehegemahle ans Bett bringen würde. Und doch konnte ich mich nicht enthalten, im Geiste mit ihr die Deutsche zu vergleichen, die monatelang zweimal wöchentlich und nächtlicherweile Flintenschüsse und Lungenentzündung riskiert und mir im Spandauer Bahnhofsrestaurant vorgejammert hatte: „Finden Sie nicht auch, daß der X einen wunderschönen Kopf hat?“

Mr. und Mrs. X waren bei mir zum Tee gewesen. Nach dem Tee nahm ich ihn mir beiseite: „And your German friend?“ . . . Er zuckte nur mit den Achseln . . . „It is a pity“, erwiderte ich.

Mr. X ist übrigens ein besserer Freund als Liebhaber, denn an jedem 5. Februar, dem Tage meiner Nachtvisite in Ruhleben, erhalte ich von ihm die folgende Postkarte: „In memory of the dear and daring visit to Ruhleben. Yours ever X“ („Zum Andenken an die teure und tapfere Visite in Ruhleben, Ihr Y.“)

UPTON SINCLAIR

WESHALB ICH MEINE BÜCHER AUCH SELBST DRUCKEN MUSS

Der Herausgeber des „Author's League Bulletin" ersuchte mich unlängst, für die Zeitschrift einen Bericht über meine Erfahrungen als Verleger meiner eigenen Bücher zu schreiben.

Ich erwiderte ihm, dies sei ein Problem für sich: es wäre mir unmöglich, in einem derartigen Bericht nicht auf den Charakter meiner Werke einzugehen, und ich wage nicht zu glauben, daß meine Kollegen von der Feder daran ein Interesse fänden. Der Herausgeber beruhigte mich über diesen Punkt und erklärte, er werde alle Beschimpfungen und Fußtritte, die mein Artikel herausfordere, auf sich nehmen. Da ich nun der offiziellen Absolution versichert bin, will ich meine Geschichte erzählen.

Zufällig gehöre ich zu den unseligen Leuten, die der Ansicht sind, daß die Welt anders sein sollte. Die meisten derartigen Menschen haben ein oder zwei Steckenpferde, auf denen sie ein Leben lang herumreiten. Mein Unglück jedoch besteht darin, daß ich auf allzuviel Seiten ein Narr bin — und so fand ich denn bis heute keinen Verleger, der alle meine Narrheiten in den Kauf genommen hätte.

Ich kann meine Verleger an den Fingern meiner beiden Hände, plus einen Finger zählen. Abgesehen von diesen, mußte ich von Zeit zu Zeit immer wieder mein eigener Verleger sein, und über diese Fälle will ich berichten.

Als ich einundzwanzig Jahre zählte, schrieb ich meinen ersten Roman und war überzeugt davon, dieser sei der herrlichste, wundervollste Roman, der je in Amerika geschrieben worden war. Fünf verschiedene Verleger wagten es, diese Ansicht nicht zu teilen, und brachten mich dadurch auf den Gedanken, das Buch selbst zu verlegen. Ich sprach darüber mit Professor Brander Mathews, und er fragte mich, wie ich das Werk zu verkaufen gedenke. Ich erklärte ihm, ich würde es allen meinen Bekannten anhängen. Er zuckte die Achseln: „Wenn Sie *das* tun wollen!"

Damals war ich so vollkommen von dem ungeheuren Wert des Romans überzeugt, daß ich den Sinn seiner Worte gar nicht verstand. Heute begreife ich ihn weit besser, erhielt ich doch inzwischen auch selbst von vielen Autoren selbstverlegte Bücher — zusammen mit Briefen, in denen der Preis angegeben war.

Ich borgte von einem reichen Onkel zweihundert Dollar, brachte das Buch heraus und verkaufte etliche hundert Exemplare. Dann fand ich einen wirklichen Verleger, der unter einem anderen Titel eine Neuausgabe veranstaltete. (Ich nenne keinen der beiden Titel, denn es wäre mir äußerst peinlich, wollte heute irgend jemand dieses Buch lesen.) Ich zahlte meinem Onkel die Schulden ab, um mir bei ihm weiteren Kredit zu sichern, doch hätte ich das Geld sparen können, denn als ich wieder einmal ein Werk selbst verlegen



ARNOLD SCHÖNBERG
Zeichnung von Benjamin F. Dolbin

wollte, handelte es sich um ein Buch, das meinen Onkel mit Entsetzen erfüllte.

Inzwischen waren vier oder fünf Jahre verflossen, und das betreffende Buch war „Der Sumpf“. Fünf Verleger lehnten es ab. Ich veröffentlichte einen Brief in der sozialistischen Wochenschrift „Ex Appeal to Reason“, verkündete, daß ich mein Buch selbst verlegen werde, und forderte zu Vorbestellungen auf. Jack London stand mir zur Seite, ich lieh mir etwa 4000 Dollar und ließ den Satz herstellen. Die Verlagsfirma Doubleday, Page & Co. bot mir an, das Werk zu übernehmen, mir die eine Auflage zu überlassen. Von meiner Auflage wurden etwa zwölftausend Exemplare verkauft, Doubleday-Page verkauften fast achtzigtausend der gewöhnlichen und ebensoviel der billigen Ausgabe. Ich verdiente an dem Buch ungefähr 30 000 Dollar, die ich in eine sozialistische Siedlung steckte, die nach kurzer Zeit abbrannte.

Dann kamen zehn Jahre, in denen ich mich nicht mehr als Verleger betätigte, bis ich eines Tages mit dem Manuskipt „Die Profite der Religion“ sitzenblieb. Der Leiter einer der größten Verlagsfirmen des Landes erklärte mir feierlich, Werke über Religion würden nicht mehr gekauft, einerlei, ob sie für oder gegen die Religion seien. Ich beschloß, dennoch den Versuch zu wagen. Damals waren wir bereits nach Pasaden, unserem jetzigen Heim, gezogen und meine Frau erwarb für 45 Dollar einen alten Schuppen; auf diese Art gelangte ich zu einem Verlagsgebäude.

Ich verkaufte fast sechzigtausend Exemplare des Buches „Die Profite der Religion“ und verkaufe noch fast jedes Jahr annähernd tausend, ohne Reklame, außer wenn es mir gelingt, irgendwo unentgeltlich Reklame zu machen, wie etwa in diesem Bericht. Ich muß unwillkürlich an eine Bekannte denken, deren Schwager Bürstenfabrikant ist. Nach Verlauf eines Jahres entdeckte er, daß er seine Bürsten unter dem Marktpreis verkauft habe. Seine Frau, die dies meiner Bekannten erzählte, fügte begeistert hinzu: „Aber bedenke doch, wie viele Bürsten er verkauft hat!“

Diese kleine Anekdote sagt eigentlich alles, was ich über meine Erfahrungen als Verleger zu berichten habe.

Ich schrieb den „Sündenlohn“. Samuel Untermyer, der in Kalifornien weilte, las das Manuskript und teilte mir mit, es enthalte fünfzig Verleumdungs- und etwa zweitausend Beleidigungsklagen. Es hatte daher gar keinen Sinn, das Buch einem Verleger anzubieten. Ich brachte das Buch selbst heraus, besaß aber damals so wenig Geld, daß ich nicht wagen durfte, gebundene Exemplare herzustellen. Ich ließ dreiundzwanzigtausend broschierte drucken, die zum größten Teil schon in den ersten drei Wochen bestellt wurden.

Um jene Zeit herrschte in Amerika ein starker Papiermangel, außerdem, wir befanden uns in den Jahren 1919—1920, wütete der weiße Terror. Eine der großen Zeitungen der Papierindustrie er-

klärte damals, es sei die Pflicht der Papierfabrikanten, das Erscheinen gefährlicher Bücher zu verhindern, indem sie die Lieferung des Papiers verweigerten. Ich hatte zweimal eine Bestellung für einen Waggon Papier aufgegeben — es handelte sich um den Druck des „Sündenlohns", und als die Fabrikanten erfuhren, für wen das Papier zu liefern sei, wurde die Ausführung verweigert.

Ich könnte Euch eine lange Geschichte über meine Erfahrungen mit dem Papiertrust erzählen, doch würde das sicherlich als Propaganda aufgefaßt werden, und ich möchte dem Herausgeber des „Bulletin" die empörten Briefe zahlreicher Leser ersparen. Deshalb möge die Tatsache genügen, daß ich mich an alle Engros-Papierhändler der Vereinigten Staaten wandte — wenn ich mich recht entsinne, waren es siebenhundertundachtzig — und es mir schließlich gelang, einige Ballen von etwas zu erhalten, das wie Papier aussah. Eine Auflage des „Sündenlohns" wurde auf dickem Zeitungspapier gedruckt, eine andere auf rosa Papier, wie es zu Zirkularen verwandt wird. Meine Frau kannte den Besitzer einer Papierfabrik, und er versprach ihr aus besonderer Gefälligkeit einen Waggon weißes Buchpapier, stellte aber die Bedingung, daß sie bereits drei Monate im voraus fünftausend Dollar deponiere. Schließlich gelang es dann einer Engros-Firma, mir einen Waggon braunes Packpapier zu verschaffen, doch mußte der Bestimmungsort der Lieferung streng geheimgehalten werden.

Inzwischen hatten sich in meinem unglückseligen Bureau vierzigtausend Bestellungen für den „Sündenlohn" und fast ebenso viele für meinen neuen Roman „Man nennt mich Zimmermann" angehäuft. Als es mir, einige Monate später, dann endlich gelang, Papier zu bekommen, hatten die flauen Zeiten bereits begonnen, mein „Geschäft" fiel von einigen tausend Dollar monatlich auf fünfzig Dollar. Viele der größten Bestellungen wurden zurückgenommen, meine besten Kunden gerieten in Konkurs, und ich saß da mit achtzigtausend Büchern und einer Schuldenlast von 30 000 Dollar. Ihr werdet zugeben, daß dieses Ergebnis für jene Autoren, die ihre Werke selbst verlegen wollen, nicht gerade ermutigend klingt.

Der größte Teil meines Lebens besteht darin, Geld zusammenzuscharren, um die Zinsen meiner Schulden und die Setzer zu bezahlen. Von Zeit zu Zeit sah ich mich abermals nach einem Verleger um, aber der „Parademarsch" enthielt zu viele Beleidigungsklagen, und in den „Rekruten" stehen allzu viele Angriffe auf eine mächtige religiöse Institution, die in Amerika mit den staatlichen Schulen in enger Verbindung steht. Deshalb mußte ich auch weiter meine Bücher selbst verlegen und bin zu dem Ergebnis gelangt, es lohne sich nicht, den Verlag aufzugeben. Meine Setzer wissen genau, daß sie letzten Endes dennoch immer ihr Geld erhalten, meine Bank gibt sich mit einem Depot von hundert Dollar zufrieden,

und meine Frau fügt sich darein, daß ich so weiter wursteln werde, bis ich in Stücke falle.

Ich tröste mich mit der Philosophie der Gattin des Bürstenfabrikanten: ich verkaufe tatsächlich eine große Anzahl Bücher! Vom „Sündenlohn" setzte ich hundertfünfunddreißigtausend ab, von „100 %" sechzigtausend, vom „Parademarsch" sechsundzwanzigtausend, und von „Der Rekrut" bisher etwa zehntausend. Außerdem verschenkte ich sieben- bis achttausend Exemplare der „Singende Galgenvögel" und etwa zweitausend Exemplare der Sonette meiner Frau. Ich kaufte den Satz und das Copyright meiner sechsundzwanzig Bücher auf, und diese befinden sich, bis auf ein halbes Dutzend, alle im Druck.

Als neuestes Werk brachte ich „Mammonart" heraus; hierbei fühle ich mich sicher, denn an diesem Feuer werden nur tote Autoren und Künstler geröstet, die wider mich keine Beleidigungsklage anstrengen können. Die erste Auflage beträgt achttausend Exemplare. Gelingt es mir, diese abzusetzen, so kann ich die Setzer und die Reklame bezahlen und eine zweite Auflage herausbringen. Verkaufe ich auch die zweite Auflage, so kann ich etwas von meiner schwebenden Schuld abzahlen, die inzwischen auf die Hälfte herabgesunken ist. Unterdessen ernähren uns die Raben und ich verdiene nebenbei etwas Geld, indem ich von Zeit zu Zeit in Damenklubs Vorträge halte. Ich habe allmählich gelernt, meine Wortbomben so zu formen, daß ein Damenklub den Chock gerade noch zu ertragen vermag.

Aber in allen meinen Sorgen gab es einen Trost, der mich nie im Stich ließ, und das ist auch das einzige, was ich zugunsten des Selbstverlags vorbringen kann: es gibt kaum eine Post, die mir nicht wenigstens einen Brief von einer Proletarierin oder einem Proletarier, einem armen Studenten, Lehrer oder einem Gefangenen bringt, der aus einem, einem einzigen Grund meine Bücher kaufen konnte: weil sie so billig sind. Ich höre häufig, daß ein einziges Exemplar von mehr als zwanzig Menschen gelesen wird, Gefangenen im Kerker, Grubenarbeitern, Holzfällern in ihrem Lager, Lehrern an einer Schule, ja sogar von Professoren an einer Universität. Ich erhalte Briefe aus Südafrika, Südamerika, aus Alaska und Neuseeland, aus Indien und Rußland. Viele meiner Bücher, von denen in Amerika kein Mensch etwas weiß, gehen gut in Großbritannien, in Deutschland, Italien, Holland, Dänemark.

Einige Kollegen werden vielleicht begreifen, daß ich diese Briefe meiner Kameraden nicht eintauschen möchte gegen die Fünfzigtausenddollarschecks, die ich erhalten könnte, schriebe ich Filme, in denen das Leben der müßigen Reichen verherrlicht wird.

Einzigberechtigte Uebertragung aus dem
Amerikanischen von Hermynia Zur Mühlen.

GLOSSEN

MORDÜBERDRUSS

Ich gehe zu einem Zeitungsstand und will mir ein Morgenblatt kaufen. Da starren mir Riesenlettern entgegen: „Der Mordprozeß Angerstein“. Ehe ich noch in die Tasche gegriffen habe, den Groschen hervorzuholen, fährt meine Hand wieder heraus. Nein, ich kann nicht. Ich bin nicht imstande, mich wieder von Mordberichten zu ernähren, lieber lese ich keine Zeitung.

Es gibt keine Organisation der Zeitungsleser. Weil es keinen organisierten Schutz der Lesergehirne gibt, deshalb scheinen die Zeitungsverleger zu glauben, daß wir wehrlos sind. Aber die Herren irren: Es gibt, auch ohne Organisation, ein sehr gründliches Verteidigungsmittel. Wir brauchen die Zeitungen nicht zu lesen.

Vielleicht ist diese Abneigung gegen Mordberichte die Folge einer Uebersättigung. Wir sind, alle, nicht zimperlich. Wir haben gar nichts dagegen zum Frühstück oder gar im Bett vor dem Schlafengehen, ein paar Eisenbahnkatastrophen, etliche Kinderschändungen, so und so viel Soldatenselbstmorde und die Memoiren des Wiener Henkers zu uns zu nehmen. Es gibt Leute, die ein gewisses Quantum Greuel täglich verspeisen, ohne dabei schlechter zu schlafen, ja vielmehr, mitten in den Haarmann-Schilderungen einnicken können. Zu diesen kräftigen Nervensystemen gehört das meine nicht. Mir liegen die Morde im Magen oder vielmehr im Hirn. Ich verdaue diese blutige Druckerschwärze nicht. Vielleicht ist diese Reizbarkeit Schwäche? Es hat Zeiten gegeben, wo ein „schöner Mord“ auch von mir mit Interesse, wenn auch nicht mit Behagen, verzehrt wurde. Aber die Presse, übrigens keineswegs nur die deutsche, hat mir zu viel blutige Kost serviert. Ich habe sie satt. Ich weiche dem harmlosesten kleinsten Lustmord aus, ich will das Bild der von Angerstein ermordeten Familie nicht vor Augen haben, ich bin der Morde überdrüssig.

Sicher stehe ich mit meinem Ueberdruß alleine. Mein Zeitungshändler hat mir zu Lebzeiten Haarmanns erzählt, daß während der Haarmann-Woche die Auflage seines Abendblattes aufs Doppelte gestiegen war. Offenbar ist der Mordappetit der Masse noch ungeheuer. Aber, frage ich mich manchmal, ist der Mord das große Verbrechen an einem Volke oder nicht vielmehr der Mordbericht? Sind die Verwüstungen, die Haarmann in Hannover verschuldet hat, vergleichbar mit den Verheerungen, die er in ganz Deutschland bei den Zeitungslesern angerichtet hat?

Es gibt zu wenig Organisationen. Ich muß einen Verein der Zeitungsleser gründen. Versteht sich: Mit einem Vereinsorgan. In dieses Blatt der Zeitungsleser will ich alle Ereignisse geben, die nie veröffentlicht werden und schon gar nicht in fetten Riesenlettern. Meine Zeitung, für Mordüberdrüssige geschrieben, soll die Geschichten erzählen, die in der Stille geschehen:

Etwa:

Gestern abend stand ein sechsjähriges Mädchen vor dem Blumengeschäft auf dem Kurfürstendamm 245. Das Kind war versunken in dem Anblick von ausgestellten weißen Rosen. Da trat der 51jährige Kaufmann L. S. in den Laden, kaufte schnell den ganzen Strauß, trat auf die Straße, drückte die Rosen dem Kind in die Hände und verschwand im Gedränge.

Oder:

An einem der heißen Nachmittage dieser Woche betrat Herr Ferdinand L., Chef der Firma L. u. W., Spittel-

markt 6, das Bureau. Da die Kontors der Firma schlecht ventilierbar sind, herrschte in allen Räumen unbeschreibliche Hitze. Herr L. ging durch alle Bureaus. Dann trat er in sein eigenes, klingelte dem Prokuristen und sagte: „Da wir ohnehin nichts zu tun haben, wollen wir wegen der großen Hitze das Personal heute statt um sechs um vier Uhr nach Hause schicken."

Wir brauchen sanfte Zeitungen, mit Gegengiften gegen die Mordberichte. Die Verbrechen geschehen jetzt, dank der Rotationspresse, auf offenem Markt. Aber die guten Dinge geschehen und bleiben im Verborgenen.

Ich muß einen Verein der Zeitungsleser gründen, der die guten Geschehnisse hervorzerrt und aus ihnen Sensationen macht. Von Angerstein und Haarmann kann ich nicht länger leben. *St. Gr.*

DER PROFESSOR WIESENTHAL

Wie soll ich diesen vielkopierten, lustigen Mann — eine vormalige Zierde des Wiener Nachtlebens — richtig beschreiben?

Von der psychologischen, ästhetischen, ethnologischen, lokalhistorischen Seite?

Bei Gott, am liebsten versuchte ich es noch politisch!

Denn dieser Professor ohne Professur gehört, wiewohl ein simpler Spaßmacher, zu den täglich seltener werdenden Menschen, um derentwillen Mitteleuropa noch verdaulich ist, nämlich zu jenen gewissermaßen Partei-Ueberzähligen, die sich, mit Sonne, Freude, Leben und Liebe verbunden, zwischen dem Rechts- und Linksspalier tummeln. Solche Menschen sind leider auch schon in Wien eine Seltenheit. Die Stadt, die früher die Spezies „Wiesenthal" en gros züchtete, kennt in ihren Oberschichten (die Unterschichten sind gottlob unverwandelt geblieben) beinahe nur noch müde Gesinnungsträger. Das bureaukratisierte, enthöfischte Wien verliert mit jedem Tag einen Blutstropfen Wirklichkeit.

Dem Professor aber, einem Glückskind der Inflation, spritzt die Wirklichkeit förmlich aus dem pausbäckigen Gesicht. Er ist ein Sinnbild des Höchstertrages an Freude, den ein Volk beim Mindestertrag seiner Wirtschaft erzielen kann. Ein Dyonysos des Dalles.

Das Kellerlokal, das ihn mit den Brüdern Leopoldi — den Erfindern des genial-spektakulösen Doppelklaviers — seit Kriegsende beherbergt, war durch sieben Jahre allnächtlich eine Stätte wüsten Gelächters. Die Reisenden aus Prachatitz, Kolin und Podwoloczyska, die Fabrikanten aus Graz und Agram, erquickten sich hier an einem heiteren Monarchie-Ueberrest, fanden — noch so verändert — ihr Oesterreich wieder. Staatssprache war wie früher der jüdische Jargon. Die Not und Lüge der Zeit, die ganze präpotente Armseligkeit dieses Erdstrichs zwischen der Elbe und der Save, schien hier durch den Mund eines guten Jungen, der sich als Pofel-Ausverkäufer produzierte, zynisch preisgegeben. Seine Gescheitheit bestand wie bei gewissen Schiebern und Volkswirtschaftlern darin, daß er auch die entwertende und entwertete Zeit für voll nahm. So wäre er bei einem Haar, hätte ihre Blüte noch fortgedauert, ihr Sänger geworden. Jedenfalls war er gut vorgesehen. Kein Debacle konnte seinen Witz überraschen.

Und die persönliche, vielmehr körperliche Note, der er diesen Erfolg verdankte?

Stellt euch einen Commis des ancien régime vor, vollgesichtig, dick, strahlend vor redseliger Frechheit! Etwa so wie antisemitische Witzblätter den herausfordernden Moriz zeichnen, dessen Lebenslust

die Hände kitzeln macht. Denkt euch sein Heraussprudeln nicht so sehr als Merkmal des Ungestüms wie einer von sich besessenen Kindlichkeit, seine dröhnende Lautheit aber mit einem parodistischen Unterton, als wisse er genau um die Kraft der Uebertöne. Nehmt endlich an, dieser Bursche, der euch mit „Liebe Masse!“ und „Ei, wo bliebet Ihr gestern?“ tituliert — denn kein Zweifel, er haßt wie alle geborenen Komiker das Druckdeutsch — teile unentwegt die Ueberschüsse seiner eigenen Erheiterung aus — dann habt ihr diesen, mit eigenem Dekret ernannten Professor!

Das ist es nämlich, was ihn (der den unproduktiven und unleidlichen, weil bisher stets mit Kultur und Elegance gefirnisten Typus des Handelsjünglings produktiv gemacht hat) von den blaßgesichtigen, preziösen Kabarett-Fatzkes unterscheidet: er simuliert nicht „Improvisation“ durch eine gequälte, todmüde Aufgeknöpftheit, kräuselt nicht allabendlich ein Humormündchen, ernährt sich nicht von aufgepulverter Tristheit, sondern gibt von seinen Ueberschüssen ab, teilt mit, was in ihm ist.

Man hätte ihn dafür wahrhaftig zum Professor ernennen müssen, wenn er es nicht selbst getan hätte. Ehrenprofessor der Inflation.

Was soll er aber jetzt, zumal im Sommer, in seiner armen deflationierten Vaterstadt beginnen, wo der politische Ernst hinter leeren Geschäftspulten hockt? Er konnte nur noch sein Bündel schnüren. Kam nach Berlin.

Die zehn guten Europäer Nietzsches kann's in dieser verpowerten Zeit nicht geben. Man muß sich mit den hundert guten Mitteleuropäern begnügen — den kleinen Leuten mit dem frohen Lachen.

Anton Kuh

DAS MEDIUM

Vor einem Berliner Schöffengericht wird ein Prozeß zelebriert, einer jener selten glücklich gemischten Prozesse, bei denen das erkennende Gericht auf alle Fälle kein Unrecht begehen kann, sondern höchstens einen intellektuellen Lapsus. Eine Dame, die in sich mediale Kräfte entdeckt hat und diese gern von einem freundlichen Kreis bewundern läßt, hat einen Mediziner, einen Arzt und Forscher von Ruf, wegen Beleidigung verklagt, weil er sich über ihre übersinnlichen Fähigkeiten absprechend geäußert hat. Ein Schöffengericht soll nun entscheiden, ob es Dinge gibt zwischen Himmel und Erde, die über unsere Schulweisheit hinausgehen.

Seit Faust dem Erdgeist rief, haben sich die Beziehungen zwischen Mensch und Geisterwelt ungemein kompliziert. Früher erschienen die Geister den Gelehrten selber; diese

verstudierten ein langes Leben, um ihre Krönung darin zu sehen, wenn schließlich aus Flamme und Rauch ein schemenhaftes Etwas emporstieg. Seit dem Fortschreiten der modernen Naturwissenschaften haben die Geister diesen direkten Verkehr aufgegeben und manifestieren sich vornehmlich durch Medien, das sind Personen männlichen und weiblichen Geschlechts, die zur Wissenschaft gewöhnlich nur lockere Beziehungen unterhalten. Das ist der triumphale Einzug neuzeitlicher Wirtschaftsformen ins Reich des Okkulten, worüber die Geister wahrscheinlich noch viel erstaunter sind als wir, wenn sie sich uns zeigen. An die Stelle primitiver Gepflogenheiten ist der Zwischenhandel getreten, gelegentlich sogar der Kettenhandel. Das wimmernde Gespenst im nächtlichen Korridor, der Schrecken unserer Großeltern, verkümmert unbeachtet wie der kleine Detaillist. Wo früher Nekromanten strebend sich bemühten, in langen, zergrübelten Nächten Faustens Locke früh erbleichte, da besorgen heute redlich schwitzende Mittler den Transit, und unter Stöhnen und Krämpfen löst sich aus Mund und Nasenlöchern die kostbare Fracht der Materialisation.

Frau N. N., die das Gericht zur Wahrung ihrer medialen Ehre anruft, legt Wert darauf, daß sie Amateurin sei und kein Berufsmedium. Würde dieser Prozeß 300 Jahre früher spielen und zwar vor einem hochnotpeinlichen Halsgericht anstatt vor aufgeklärten Berliner Schöffen, dann würde die Dame nicht so stark den rein liebhaberischen Charakter ihrer supranaturalistischen Extravaganzen unterstrichen haben. Ebensowenig hätte der gelehrte Geheimrat C. C. Gewicht gelegt auf die Behauptung, daß es mit den Geistern nichts auf sich habe, vielmehr als Expert der Anklage festgestellt, a u s g e r ü s t e t m i t d e m g a n z e n W i s s e n s e i n e r Z e i t, daß die Beklagte als Teufelsbuhle des Todes schuldig sei. Nun sind glücklicherweise diese finsteren Zeiten vorüber. Frau N. N. wird nicht auf offenem Markt gegrillt sondern lechzt selber mit weitgeöffneten Nüstern danach, das röstende Schmer des Skeptikers zu riechen.

Aber gerade, daß Frau N. N. kein Berufsmedium, das wurmt den Herrn Geheimrat C. C. Mit einer Geisterseherin von Profession, meint er, da kann man herumexperimentieren, so viel man will; da wird eben bezahlt. Eine Amateurin hingegen muß aus gesellschaftlichen Rücksichten so delikat behandelt werden, daß man überhaupt zu keinem Resultat kommt. Glattes Geschäft, nicht wahr? Es wird gezahlt und dafür haben die Geister prompt und reell zu erscheinen. Wenn nicht, Kontraktbruch, Konventionalstrafe. Pünktlichkeit ist erste kommerzielle Tugend.

Da das der Standpunkt der kritischen Wissenschaft, kein Wunder, daß in die Geister ein Zug von Betriebsamkeit fuhr und daß sie, um der vermehrten Nachfrage gerecht zu werden, begannen, durch Quantität zu bluffen. Geheimnisvolle Stimmen redeten durcheinander wie eine unsichtbare Synagoge, weißliche Figuren flogen wie Schnupftabak in der Luft herum, Blumensträußchen, hübsch mit Draht und Seidenpapier, fielen von irgendwo herunter, draußen im Flur polterte es und niemand wußte, warum, und die Feuerzange übte selbsttätig Kopfstand. So war es noch vor ein paar Jahren. Leider stellte sich bald heraus, daß auch die Geisterwelt in die unsoliden Geschäftstendenzen der Inflationszeit geraten, die Grüße aus dem Jenseits erwiesen sich als Tinneff und ein aschgrauer Kater ergriff Besitz von den Empfängern der transzendentalen Produktion. Materialisationsphänomene, vor kurzem noch ein begehrter

Handelsartikel flauten ab, und die Vertreter der Wissenschaft fungierten als Warenpolizei, unerbittlich darauf bedacht, unredliche Kommissionäre zu überführen.

Es gibt aber einen bestimmten Blickpunkt, von dem aus die Medien ebenso komisch erscheinen wie ihre Jäger und Fallensteller. Wer sich verguckt hat in das Phänomen des lebenden Menschen, in die hinreißende Problematik der tausend kleinen alltäglichen Wunder, der läßt hinfort die Toten ruhen und die Medien transpirieren. Wie ein Gedanke wird, wie eine Empfindung aus dunklem Untergrund wächst, das ist unendlich mysteriöser und aufregender als die Tatsache, daß einem bewußtlosen, gefesselten Wesen für den Bruchteil von Minuten ein Verbandwatte-ähnlicher Stoff aus der Nase fährt.

„Warum soll der Tisch nicht rücken? Der Klügere gibt nach," sagte der alte Humboldt.

Lassen wir ihn ruhig rücken . . . .

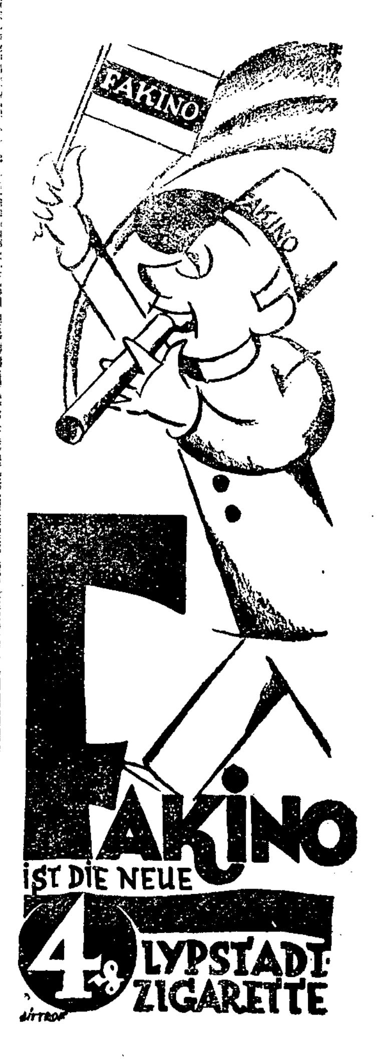
Lucius Schierling

ES GELLE DER PFIFF!

In seiner Zeitschrift „D i e A k t i o n" schreibt Franz P f e m f e r t, stolz auf die Störungen, durch die er die Aufführung der Bronnen'schen „Exzesse" verhindern wollte:

> Aber wo immer das Konjunkturpack uns künftig belästigen oder Proletarier literarisch zu begaunern versuchen wird, soll P f i f f, S i r e n e, A u t o h u p p e usw. entlarvend wirken, ohne Rücksicht auf beifallgierige Schauspielerinnen, bis die revolutionäre Arbeiterklasse (vielleicht schneller als ihr, Konjunkturknaben, ahnt!) mit dem Großreinemachen beginnt.

Die Sirenenpfiffe im Theater sind leider die einzige „proletarische Aktion", die Pfempfert (an dessen persönlichem Mut und Leidensfähigkeit



nicht gezweifelt werden soll), in diesem Jahre geglückt ist.

DER GERICHTSREPORTER

Er ist gewöhnlich der letzte Mann der Redaktion. Ohne Horizont, ohne sozialen Ueberblick, ohne Herz. Geschult nur auf Sensation. Zu dem Unrecht, das die Hälfte aller Rechtsprechung ist, fügt der Reporter die andere Hälfte Unrecht, wenn er die Verurteilung armer Teufel in alle Welt schreit, ihre Familie bloßstellt und dem Angeklagten den Rückweg ins Bürgerliche erschwert. Mehrfaches Unrecht deshalb, weil über Hunderte von Verurteilungen nicht geschrieben wird und dadurch der einzelne Fall, der zufällig berichtet wird, das Gewicht besonderer Sensation erhält. Mangel an Takt und Menschlichkeit müssen wohl Voraussetzungen der Gerichtsreportage sein. Empfand niemand, wie gemein, wie erbärmlich es war, neulich die Liebesträume der alternden Lehrerin aus Neukölln durch alle Zeitungen zu schleppen, die etwas mit einem jungen Burschen hatte? Man zwinge die Zeilenschinder zu etwas Andacht vor der Not, vor der leiblichen und seelischen Not, aus der Vergehen und Verbrechen geschehen können! Es tut nicht not, den Namen jedes armen Schächers in alle Ohren zu brüllen.

*

Ein paar Blätter doktern schon an der Gerichtsberichterstattung herum. Den Händen des Reporters entwunden, kommt der Angeklagte aus dem Regen in die Traufe, wenn er in die samtnen Klauen des Feuilletonisten fällt. Der zieht die Fälle novellistisch und dramatisch auf, als ob es darauf ankäme, den Gerichtsteil seines Blattes zu einer erweiterten Romanbeilage zu machen. Dabei steht hier Himmel und Hölle in Frage, Unrecht und Freiheit — darüber brauchen wir keine Plaudereien, sondern Rechtsprechungs-Kritik! Die Tragödien der deutschen Justiz fordern mehr Kritiker als die des Theaters. Gerichtskritik allein vermag erst die wirkliche Oeffentlichkeit der Gerichtsbarkeit herzustellen. Denn die jetzige sogenannte Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens bleibt solange Halbheit, als der wichtigste Teil des Verfahrens immer unter Ausschluß der Oeffentlichkeit vor sich geht: die Urteilsfindung. Ueber Schuld und Unschuld, über die Strafe und ihr Maß wird hinter geschlossenen Türen entschieden. Wer sich anmaßt, über Menschen zu richten, sollte den Mut haben, sich dabei nicht zu verstecken. Die geheime Beratung des Richterkollegiums macht die Mitwirkung der Laien so problematisch. Wenn ich mir unsere Schöffen ansehe, weiß ich, daß elfeinhalb vom Dutzend bloße Attrappen sind. Viel zu demütig gegenüber dem beamteten Richter, wagen sie gar nicht von ihrem Recht der Einflußnahme auf das Urteil Gebrauch zu machen. Ihre Mission, gegenüber Weltfremdheit und Paragraphenstirn der Juristen das Leben, die Vernunft mitrechten zu lassen, bleibt unerfüllt. Deshalb brennen wir darauf, Schöffen und Beisitzer zu kontrollieren, um sie durch Kritik für ihr Amt zu erziehen. Beratungszimmer auf!

*

Also Gerichts-Kritik- . . . . Dazu hätte auch die Kritik des Strafvollzugs zu gehören. Sobald einmal eines der Opfer unserer Gefängnisse und Zuchthäuser den Mund aufmacht, erfahren wir schaudernd, was das für Hochburgen der Willkür, der Grausamkeit des Subalternen-Sadismus und des . . . . Drecks sind. In einem Sonntagsinterview schämte sich der Direktor des Berliner Polizeigefängnisses nicht, sich zu den Wanzen seiner Erziehungsstätte zu bekennen. Es war nicht zu entnehmen, daß diese Schweinerei dem Interviewer mehr als ein pikantes Schmunzeln

entlockt hätte. Heiliger Kisch: der Saustall deutschen Strafvollzugs braucht Reporter, die noch das Rasen kriegen können! *Peter Sachse.*

WO VERBRINGEN SIE DEN SOMMER?

Das „Neue Wiener Journal“, die idealste Zeitung der Welt, hat an alle Operettensängerinnen, Filmsterne, jugendliche Helden und Kabarettleuchten die wichtige Frage gerichtet: Wo verbringen Sie Ihre Sommerferien? Alle antworteten, viele sehr ausführlich, alle in tiefstem Ernst, überzeugt davon, daß die Welt erfahren muß, wo Mutzi-Putzi im Juli und August „weilt“. Auch der Schriftsteller, Schauspieler und Gelehrte Egon Friedell hatte geantwortet. Folgende Sätze:

„Mit Vergnügen beantworte ich Ihre mich sehr ehrende Anfrage über meine Sommerpläne. Also zuerst will ich mit meinem Auterl, das ich mir von den Ersparnissen meiner heurigen Wintergage gekauft habe, eine fesche Tour durch Oberitalien machen, dann aber heißt's stoppen, denn ein Vertrag entführt mich nach Südamerika, wo eine große Gemeinde mit Spannung einem Gastspiel von mir entgegensieht, und den Rest des Sommers gedenke ich in meinem herzigen Häusel am Attersee zu verbringen, das ich mir von dem Vorschuß auf die nächste Saison erworben habe, um fleißig in meinem Motorboot „Butzi“ auf dem Wasser herumzustrolchen. Die Tränen treten mir in die Augen, wenn ich bedenke, daß ich mein geliebtes Wiener Publikum erst im Herbst wiedersehen werde! Aber mein Leibblatt, das „Neue Wiener Journal“, lasse ich mir überall nachschicken und hoffe ich, daß die Herren Doktoren auch in der kommenden Spielzeit mir ihr so wertvolles Wohlwollen erhalten werden.

Mit Handkuß an den gnädigen Herrn Chefredakteur Ihr alter Abonnent Egon Friedell.

TISCH MIT BÜCHERN

Julius Berstl: Kämpfende Amazonen. Roman. Verlag Georg Westermann, Braunschweig.

Will man den Kunstgeschmack einer Zeitung kennenlernen, so braucht man das kritische Geschmuse der Rezensenten nicht zu beachten, man muß nur die Romane ansehen, welche die Zeitung veröffentlicht. Mit Ausnahme der Frankfurter Zeitung und der Vossischen wird man nur kläglichsten Schund finden. Den Tiefpunkt der Impotenz stellt aber dieser Roman von Julius Berstl dar, den das gelesenste Berliner Tageblatt veröffentlicht hat. Es ist ein Schlüsselroman, der an einige äußere Geschehnisse im Leben einer berühmten Berliner Schauspielerin anknüpft. Aber was ist das für ein plumper, grober Schlüssel und wie wenig sperrt er auf. Der vierschrötige Verfasser hat nicht die Phantasie, sich in ein leicht beflügeltes Geschöpf, wie es seine zarte Heldin ist, einzufühlen, und es fehlt ihm alle plastische Kraft, die Reihe der Abgewiesenen zu schildern, die durch Abweisung und Versagen bereichert, nicht verarmt wurden. Beispiele der Sprache dieses ohnmächtigen Buches: „Ellida stand wie eine Haselnußstaude in seinem Gesichtsfeld.“ „Sternhausers Stück hatte . . . ganz vereinzelt dastehenden Erfolgen Platz machen müssen.“ „Das Leben ist etwas Ueppiges, Strotzendes. Seine Früchte klatschen auf die Erde nieder, wenn sie reif sind. Man muß schon Fäuste haben und Armmuskeln wie Stein, wenn man die Ernte vor Feierabend bergen will.“ Die Fülle dieser Bilder weckt die Frage, ob Julius Berstl nur ein Jünger von

Fritz Engel oder gar der verschämte Meister selbst ist? Doch erzählen Theaterleute, daß Berstl leibhaftig lebt und kein Schlüsselname ist.

*

Faraulip: Liebeslegenden aus der Südsee. Gesammelt von Paul Hambruch. Lithographien von Georg Alexander Matháy. Verlag Johannes Asmus, Hamburg, 1924.

Dieses Buch ist von einem Staatsanwalt konfisziert worden. Vollkommen unverständlich, wie selbst die dürrste Paragraphenseele diese gar nicht pikanten, gar nicht zweideutigen, sondern durchaus naiven und eben deshalb dichterischen Myten unsittlich finden konnte. Sie sind reine Naturmusik, manchmal etwas monoton, dann plötzlich durch eine reizende, heitere Melodie überraschend. Das wichtigste Wort in diesen Legenden heißt „Spielen". Was für ein himmlisches Wort, wert, aus der Südseesprache in den europäischen Sprachgebrauch übernommen zu werden, vorausgesetzt, daß wir Geschäfts-, Berufs- und Zwangsarbeitsmenschen die schöne Heiterkeit erwerben könnten, welche allein zu den natürlichsten Spielen befähigt. Es ist ein Verdienst, diese Legenden aus dem nichts-als-nur-wissenschaftlichen Archiv hervorgeholt zu haben; und ein Staatsanwalt, der diese paradiesischen Geschichten schweinisch findet, müßte auf der Stelle konfisziert werden. Die Lithographien von Mathéy sind zart getönt, flink in der Linie und niemals undelikat.

TRISTAN BERNARD-ANEKDOTEN

„Elisa", sagte Tristan Bernard zum Zimmermädchen, „ich habe morgen ein richtiges Rendezvous. Wecken Sie mich um sieben Uhr. Aber wenn ich um acht Uhr noch nicht aufgestanden bin, so wecken Sie mich vor Mittag nicht wieder. . . ."

*

Man sprach über die furchtbare geschäftliche Flaute. Jeder klagte, jeder drückte seine Hoffnungslosigkeit aus.

„Ja," meinte Tristan Bernard, „während des Krieges gab man aus, ohne zu rechnen, und heute rechnet man, ohne auszugeben."

*

V... hatte die unleidliche Manie, immer wieder von seinen zahlreichen Eroberungen zu sprechen.

„Man muß ihn entschuldigen", meinte Tristan nachsichtig, „alle Invaliden erzählen gern vom Krieg."

*

Als um 1917 die zionistischen Träume Wirklichkeit wurden, zeigte Tristan Bernard die ausgelassenste Freude.

Ein Freund bezweifelte die Aufrichtigkeit dieser fröhlichen Erregung.

„Warum," erwiderte Tristan, „ich habe die Absicht nach Zion zu gehen und eine nichtrituelle Metzgerei zu gründen. Ich werde einen Bombenerfolg haben. . ."

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 27)

DER KUNSTMARKT

Sommer-Veranstaltungen.

Paris. Fast kein Tag ohne Auktionen. Viel Publikum, kaufkräftiges nicht nur aus Amerika, die Preise brauchen nicht nachzulassen. In Hotel Drouot am 22. Juni eine prächtige Reihe von Degas-Werken. Voran die Zeichnungen und Pastelle; nach Qualität unterschiedlich bezahlt. Tänzerinnen natürlich am teuersten: drei davon in Blau 33 000 Francs, zwei bei der Arbeit an der Stange 23 000 Francs. Badende am Fluß 27 000 Francs. Eine Aktstudie 10 000 Francs. Jockey und Kavalier 3500 Francs. Nacktes Kind 5100 Francs. Dann kamen Bilder, aber nicht gerade erhebliche: M. de Gas und sein Sekretär 65 000 Francs. Die Graphik von Degas, in ihrer Seltenheit immer gesucht, machte den Abschluß: Porträt Joseph Turruy 5500 Francs, Selbstbildnis 4700 Francs, Frau bei Toilette 2000 Francs.

Die Fortsetzung der Versteigerung Lehmann in der Galerie Georges Petit mit guten alten Holländern und Vlamen. Jan van de Capelle, ruhige See 110 000 Francs. Ein kleiner Cuyp 176 000 Francs. Van Goyens Schloßturm 81 000 Francs. Jan van der Heyden, Ansicht eines Platzes 41 000 Francs, der Kanal 112 000 Francs. Frans Hals, lachendes Kind 335 000 Francs. Hobbema, Waldmühle 370 000 Francs. Aert van der Neer, der Abend 88 000 Francs. Terborch, die Stickerin 235 000 Francs, die Toilette 325 000 Francs. Ruisdael, Kornfeld 210 000 Francs. — Es waren gute, aber nicht gerade überwältigende Qualitäten, wie sie auch bei uns im Kunsthandel zu begegnen pflegen, ohne daß solche Preise verlangt würden.

Auktionen und Kataloge.

Ein paar deutsche Nachzügler der Auktionssaison: in München am 14. Juli bei Georg Helbing neuere Bilder und Handzeichnungen. Viel Durchschnitt, München wie es leibt und lebt, aber ein ausdrucksvolles Stück Holzplastik von Ignatius Taschner, Der Strauchdieb.

In Freiburg i. B. versteigert die „Altkunst“ im Casino am 4. und 5. August altes Mobiliar und Kunstgewerbe, alte und neue Bilder. Für Schwarzwaldreisende vielleicht eine gute Gelegenheit.

Die Bilder der „Sammlung“ Coray Stoop werden in Luzern am 29. Juli von der dortigen Galerie Fischer und dem Amsterdamer Händler Mak ausgeboten. Es sind Niederländer vom 15. Jahrhundert an (der Katalog nennt sogar den ehrwürdigen Meister von Flemalle, dann Mabuse, Scorel, Bles, Mor), ferner mehrere aus dem 17. Jahrhundert und von neueren Franzosen Delacroix, Troyon, Daubigny.

Für Buchkunst-Sammler inhaltvolle neue Kataloge, der schönste von Joseph Baer in Frankfurt: illustrierte Bücher vom 12. bis 16. Jahrhundert, Meisterwerke des Holzschnittes wie die Mainzer Sachsenchronik von Schoeffer (6000 M.), der Cicero des Weiditz (Ausgabe von 1535 für 320 M.), der Bonaventura des Polifilo-Meisters, Venedig 1500, für 1500 M. — „Das 15. und 16. Jahrhundert in Schrift und Druck" betitelt sich ein Katalog von Emil Hirsch, in dem dieser kenntnisreiche Antiquar einleitungsweise über den Seltenheitsbegriff bei alten Büchern spricht und u. a. einer der frühen Nürnberger, Dürer-verdächtigen Drucke enthalten ist, die Allerheilsamste Warnung von etwa 1490, für 2 400 M.

Wer eine Million für ein Buch anlegen will, kann jetzt dem notleidenden Benediktiner-Stift St. Paul im Lavant-Tal (Kärnten) sein Pergamentexemplar der 42zeiligen Gutenberg-Bibel abkaufen. Die drei weißen Kalbleder-Bände stammen aus St. Blasien.

Feuerbach und Böcklin.

Der „Cicerone", die sonst nur im Kampf gegen Bode angriffslustige Kunstzeitschrift, tut endlich auch etwas Gutes: sie bildet im ersten Juliheft fünf Bilder von Feuerbach ab, die jetzt mit Echtheitsattesten auf dem Kunstmarkt sind und die allerdings stark minderwertig aussehen. Die Expertisen des Gutachters werden mit abgedruckt; er wird Mühe haben, sie zu verteidigen. Kein Bild ist so schlecht, daß es nicht für gutes Geld seinen Experten fände.

Ein großer Böcklin-Fund kommt aus Amerika nach Berlin; 31 Landschaftsstudien, z. T. geschäftsmäßige Ansichten für die Fremdenindustrie, manche aber mit einer Art Löwenklaue. Sie sind nirgends zu sehen, trotzdem läßt die gute „Vossische", die sonst dem Kunstmarkt so etepetete gegenüber seht ein ganzes Feuilleton über sie schreiben. In Zürich haben sich gewichtige Stimmen gegen die Echtheit eines Teiles der Studien ausgesprochen. Wer für sie eintreten will, muß sie öffentlich ausstellen und nicht ohne Ansehen des Objektes die Propaganda-Trommel rühren.

Dr. Erich Roemer.

Redaktion des „Tage Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank. Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48. Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Juliwoche

Die Ruhrräumung kommt nun doch rascher zu Ende, als die in diesem Punkte unerfreulichen Londoner Verhandlungen haben erwarten lassen. Jeder Tag, um den sich dieser Akt der Wiedergutmachung verspätete, ist seinerzeit dem Kabinett Marx-Stresemann zur Last gelegt worden. Dem Kabinett Luther-Stresemann würde jede Stunde früherer Räumung als Verdienst angerechnet werden, wenn nicht gerade jetzt durch den Sicherheitspakt die sonst so selbstzufriedene Rechte einige Zweifel an der Tüchtigkeit ihrer eigenen Leute bekommen hätte. Trotzdem wird die Befreiung des Ruhrgebietes gefeiert werden. Es ist ein wenig tragisch, daß die Bevölkerung, die ihr Leid aus dem Zusammenstoß einer nationalistischen deutschen wie französischen Regierung empfing und ihre Befreiung dem republikanischen Friedenswillen der Herriot und Marx verdankt, ihre Feste mit den Herren Luther, Schiele und Neuhaus feiern muß. Aber das ist sehr charakteristisch für das politische Schicksal der deutschen Republik. Wenn nur diese Verkettung nicht zu bedenklichen Verwechslungen von Ursache und Wirkung führt! Auch im befreiten Ruhrgebiet gilt es nicht einen Sieg zu preisen, sondern das Ende eines verlustreichen Kampfes festzustellen. Auch hier ist die Frage nach der Schuld am Ausbruch für unsere Zukunft nicht so wesentlich, wie die nach der Schuld an leichtfertiger Führung und Verlängerung des Kampfes. Was ist in Deutschland doch möglich! Herr Cuno, der Ruhrkampfkanzler, durfte neben Herrn von Hindenburg sitzen, als dieser seinen Kandidatenbierabend gab. Herr Hermes, der Papiermärker, darf sich als Krisenmacher in Preußen betätigen. Herr von Rosenberg, der doch schon Gesandter geworden ist und damit seinen Lohn dahin haben sollte, darf sogar als künftiger Außenminister genannt werden. Es wäre eigentlich ein Witz, wenn das der Dank an Stresemann sein sollte dafür, daß er wenigstens in dieser Linie „Beendigung des Ruhrkampfes, Wegräumung der Streitpunkte, Verhütung künftiger Konflikte“ konsequent geblieben ist. Der Witz würde freilich ein wenig den häßlichen Granaten des Krieges ähneln, die das Kenn-

zeichen trugen: mit Verzögerung. Explosion wie Gelächter würden etwas auf sich warten lassen. Aber die Ruhrräumung gibt keinen Anlaß zu Scherzen. Man muß vielmehr dem ernsten Gewissen und dem ehrlichen Gedächtnis aller Opfer jener europafeindlichen, gedankenarmen und kenntnislosen Politik des Januar 1923 zutrauen, daß sie niemanden die Ruhrräumung mitfeiern lassen, der die Ruhrleiden mitverschuldet hat.

In Deutschland beleidigt man, wenn man höflich ist. Es gab Leute, die dem Auswärtigen Amt zugetraut haben, es hätte sich gehütet, wegen der Jahrtausendfeier am Rhein Ungelegenheiten mit den Besatzungsmächten zu bekommen, mit denen es gleichzeitig in Unterhandlungen über den Sicherheitspakt stand. Diese Unterhandlungen dienen ja bekanntlich der Befreiung des besetzten Gebietes. Niemand würde es mißverstehen, wenn man auf die Verlängerung der Polizeistunde verzichtet hätte, um die Verkürzung der Besetzungsdauer zu erreichen. Nicht so das Auswärtige Amt! In der schwülen Atmosphäre, die Herr Schiele erzeugt hat, wittert es aus einer solchen Vermutung die Unterstellung nationaler Unzuverlässigkeit. Und wenn es auch schon über die wechselnden Stimmungen des Auslandes nicht unterrichtet ist: über den Stellungswechsel seines Ministers ist es sofort im Bilde. So verlautbart es denn, es habe schon im April des Jahres nachdrückliche Vorstellungen gegen einschränkende Anordnungen der Rheinlandkommission für die rheinische Jahrtausendfeier erhoben, und es schließt seine Kundgebung des guten Gewissens mit folgendem treu-entrüsteten nationalen Augenaufschlag: „Die Unterstellung, als habe das Auswärtige Amt sich mit Rücksicht auf die schwebenden großen außenpolitischen Fragen bestimmen lassen, das Vorgehen der Besatzungsbehörden gegen die Jahrtausendfeier widerspruchslos hinzunehmen, entbehrt hiernach jeder tatsächlichen Grundlage." O du Unschuld vom Lande! Treuherziger ist wohl noch nie ein süßes Geheimnis verraten worden.

Preußen hat eine Tat getan: es hat seinen Geschäftsträger in München zum Gesandten gemacht. Vielleicht nur, weil dieser glückliche Mann Geschäfte wirklich nicht mehr zu tragen hatte. Oder weil man in Preußisch-Berlin endlich gemerkt hat, daß München Ausland ist, und nicht länger zögern will, die Folgerungen daraus zu ziehen. Am Ende vielleicht als Ehrung des Bruderlandes und als Pflaster auf die Wunde jenes Reichsratsbeschlusses über die bayerischen Volksgerichte, bei dem trotz Herrn Weißmann Preußen gegen Bayern stand. Nichts dergleichen! Aber auch keine Verschwörung gegen die zentralistische Reichsverfassung oder den uni-

tarischen Kurs der Reichsregierung. Preußen hat ja durch seinen Landtag selbst einmal eine heroisch unitarische Kundgebung ergehen lassen. Nein, es ist nur die Ochsentour, in der Herr Geschäftsträger Denk etwas werden mußte; da ist er halt Gesandter geworden. Man überschätze das Zielbewußtsein einer Regierung nicht. Gar manches, was sie tut, hat gar nichts zu bedeuten. Es gibt Regierungen, bei denen dies die weitaus wichtigste und nützlichste Tätigkeit ist.

Ordnung muß sein! Am 4. Juli 1925 gibt der Reichstag seine Drucksachen Nr. 1071/III 1924/25 heraus, worin der Reichsminister der Finanzen unter I c 9841/-V c J 1591 dem Reichstag die Mitteilungen des Rechnungshofes für das Deutsche Reich zu den Reichshaushaltsrechnungen 1918/1919 mit dem Antrag auf Entlastung vorlegt. In Worten: neunzehnhundertachtzehn! das ist kein Druckfehler. Das war noch vor der eigentlichen Inflation; es handelt sich noch um ziemlich bescheidene Zahlen, erheblich bescheidener als jetzt nach der Stabilisierung. Aber es handelt sich vor allem um das Kriegs- und das Revolutionsjahr! Beide sind auf den Rechnungshof sichtlich ohne allen Eindruck geblieben. Es gibt verschiedene Arten, vergangene Jahre zu betrachten. Der Rechnungshof sieht nicht die grausigen Opfer des schrecklichen letzten Kiegsjahres, nicht die leidenschaftlichen Erregungen und schmerzlichen Erstarrungen der ersten Revolutionsmonate. Er berichtet vielmehr, mit welchen Zahlen der Haushalt abgeschlossen hat, was in Ordnung und vor allem, was nicht in Ordnung war: „b) die Jahresrechnungen der vormaligen Generalmilitärkasse, Zahlungsstelle der militärischen Institute, vom Kapitel 43 für 1919 sind nicht aufzufinden; c) Rechnungsmäßige Belegungen der auf die Oberpostdirektion Metz und Straßburg für 1918 entfallenden Teilbeträge konnten infolge der Besetzung des Elsaß durch die Franzosen nicht erbracht werden.“ Das hat er doch gemerkt! „6) Die Rechnungen der Oberpostkasse Hamburg über Kapitel 85 der fortdauernden Ausgaben a) Titel 28 bis 44 a (andere persönliche Ausgaben); b) Titel 50 bis 53 (Ausgaben im Bereiche der Telegraphie) usw. weisen gegenüber der Gesamtrechnung der Reichspost- und Telegraphenverwaltung einen nicht aufgeklärten Minderbetrag von a) 220,80 Mark, b) 223,40 Mark usw. auf. Vom letzteren Betrage sind 109,99 Mark aufgeklärt, so daß noch ein Betrag von 113,41 Mark unaufgeklärt geblieben ist. Eine weitere Aufklärung ist unterblieben, da hierdurch unverhältnismäßig hohe Kosten entstanden wären.“ Also doch! Sie konnte auch unterbleiben. Denn dies ist der Niederschlag zweier Jahre gepreßten und geprägten Schicksals! Und sieben Jahre hat es gedauert, bis dieser „abschließende“ Bericht möglich war. In der Tat, es scheint ein abschließender Bericht zu sein. Jedermann wird der Feststellung zustimmen müssen,

daß diese Jahre uns „unaufgeklärte Minderbeträge“ hinterlassen haben — freilich nicht nur bei der Oberpostkasse Hamburg.

Die europäische Atmosphäre ändert sich — nicht gerade schnell, aber doch bemerkbar. Wer lange genug zu leben gedenkt, kann hoffen, die Genesung dieses Erdteiles von seinen Stoffwechselkrankheiten durch gesunde Luft zu erleben. Denn das gibt es. Aber wie im Kino der Ozonzerstäuber nur dazu da ist, um zu verbergen, daß die Ventilation nicht in Ordnung ist, so bringt auch die Tätigkeit mancher europäischen Luftverbesserer die Gefahr mit sich, daß parfümiert wird, ohne zu lüften. Vielleicht hängt es damit zusammen, daß vielen von den Freunden internationaler Zusammenarbeit etwas Süßliches anhaftet. Seit Friede der erste Programmpunkt aller Kabinette ist, steht er auch in den Denkschriften Dutzender von solchen Leuten, die alle dem Irrtum unterliegen, sie hätten die Welt verbessert, wenn sie irgendein europäisches Ingredienz zerstückelt und zerstäubt haben. Prinz Rohan verbreitet in der europäischen Revue Kulturdüfte verschieden starker Dosierungen. Graf Coudenhove versucht die Patriotismen der Vaterländer durch den Patriotismus des Festlandes zu übertrumpfen. Schriftsteller halten sich an das Symbol ihrer früheren Tätigkeit, die Feder, und fühlen sich dadurch international. Selbst das Geschlecht ist keine zu allgemeine Eigenschaft, um nicht — bei den Frauen — als internationales Bindemittel gewertet zu werden. Paneuropa, die Interessengemeinschaft europäischer Völker, die Interparlamentarische Union, die christlichen Demokraten, Weltbünde und Weltverbände für den Völkerbund wie für Freundschaftsarbeit der Kirchen, Kongresse und Konferenzen, Reisen und Reden, Träume und Tratsch — nur kommt keiner auf den Gedanken, daß diese Methoden alle ein wenig abgenutzt sind. Wie instinktverlassen werden doch die Menschen! Kinder tun nichts zum zweiten Mal, was ihnen einmal weh getan hat. Erwachsene aber finden es eine unverständliche Zumutung, etwas anders versuchen zu sollen, was einmal verunglückt ist. Zwar in der Sonne der amtlichen Friedenspolitik gedeihen all die Friedeleien, mit denen sich jetzt zeitgesegnete Zeitgenossen beschäftigen; jedoch im Schatten der nächsten Katastrophe geht das alles ein. Was soll es also? Es dient nur dazu, die Erkenntnis zu schwächen, die Gefahr zu verdecken, das Gewissen einzuschläfern und das Gedächtnis zu trüben. All die Betriebsamkeiten sind außerdem etwas verdächtig. Denn sie geschehen unter dem Motto: „Wir sind keine Pazifisten“. Komisch! Ein Mann, der illegal liebt, wird durch die bloße Versicherung, er liebe nicht, weder das Gesetz noch die Treue halten. Sollte er am Ende nur an sein Vergnügen denken? Aber gerade das wird er sich verderben — und statt Erfolg wird es Folgen geben.

Nicht oft geschieht es, daß ein einzelner Staat einen ganzen Kontinent lächerlich machen kann oder daß ein einzelner Mann Europa zur Frage veranlaßt, ob Amerika überhaupt jemals wirklich zivilisiert wurde. Aber Tennessee und Mr. Bryan haben es Ereignis werden lassen. Uns, auf dieser Seite des Atlantik, war ja die amerikanische Zivilisation immer verdächtig. Die Gesetzbücher der föderierten Staaten sind Museen einer kindisch-launenhaften Gesetzgebung und werden von den reisenden Amerikanern durch das Argument verteidigt, daß niemand selbst im Traume daran denkt, diese kindischen Gesetze in Anwendung zu bringen. Die gesetzgebenden Versammlungen Amerikas haben eine Ueberfülle monumentaler Männer, die alle Eigenschaften einer imponierenden Statue haben (selbst die Massivheit und den Rauminhalt ihres Kopfes), alle — nur nicht ihr Schweigen. Wir haben uns oft gefragt: „sind alle Amerikaner von dieser Art?“ Und wenn es so ist, wer hält dies Land im Gang? Wird es von irischen Polizisten, von chinesischen Hausdienern, schottischen Ingenieuren, jüdischen Bankiers geleitet? Denn eines ist klar: Wäre es von Tennesseer Gesetzgebern wie Mr. John Washington Butler und hervorragenden Männern wie Mr. Bryan geleitet, es läge nach einer Woche in Trümmern.

Tennessee und Mr. Butler haben einen ekligen Stoß erlitten. Sie sind an eine moderne Idee geraten. Nicht eine neue Idee, selbstverständlich; bloß an die Idee der Evolution, die schon das respektable Alter von einhundertundfünfunddreißig Jahren erreicht hat. Sie wurde ein Bestandteil des modernen Denkens im Jahre 1790 und ist aus diesem Grunde ein wenig älter als der Staat Tennessee. In der Mitte des neunzehnten Jahrhunderts erhielt ihr gerader Weg durch Charles Darwin eine Einbuchtung. Charles, oder eher seine Schüler, versuchten den Satz aufzustellen, daß die Veränderungen, die man der Evolution zuschreibt, nichts anderes wären als durch Zufälle verursachte Abschnitte, die keinerlei Sinn in sich trügen. Aber das war nur eine seelenlose Episode in der Erforschung der Tatsachen. Charles Darwin hat tatsächlich — wie Samuel Butler sagte — für eine Zeit „den Geist aus dem Universum verbannt“ (was man vielleicht Herrn Bryan zugute halten muß, der ungefähr um diese Zeit geboren wurde); aber niemand unter siebzig glaubt jetzt, daß das Leben, wie wir es kennen, von dem, was Charles Darwin natürliche Zuchtwahl nannte, hervorgebracht worden sein kann. Evolution heißt heute schöpferische Evolution, das Walten eines zielenden, schöpferischen Planes.

Mr. Bryan, Mr. Butler und die Gesetzgeber von Tennessee glauben an keine Sorte von Evolution. Sie glauben, daß sie Gott ein für allemal im Garten Eden erfunden und konstruiert hat, und daß Er auf Sein Werk blickte und sah, daß es gut war; und sie haben befohlen, daß man die Schulkinder von Tennessee lehre, einer

Ewigkeit von unverbesserbaren und unkultivierbaren (weil sie ja vollkommen sind) Bryans und Butlers entgegenzusehen, die diesen glücklichen Staat bis zum Tage des Jüngsten Gerichtes regieren werden. Und sie haben fürchterliche Strafen gegen jeden Lehrer erlassen, der der Jugend etwa einreden wollte, daß Mr. Bryan irgendwie besser ist als sein Vater, oder daß er einen Vorsprung vor einer Klapperschlange hat. Gott machte im Paradiese ein nettes Assortiment von Geschöpfen, darunter ein Paar Klapperschlangen und ein Paar Bryans, und begabte sie mit einer starken gegenseitigen Antipathie, gab der Schlange einen Giftbeutel, um die Bryans zu töten, und eine Klapper, um sie vor ihrem Nahen zu warnen, und gab dem Bryanmännchen eine stockschwingende Hand, die Schlange zu töten, und eine klangvolle Stimme und eine mächtige Fülle von Worten, um die Schlange zu warnen, wenn er in der Nähe umgeht.

Für diese so fürchterlich absurden Verfahren berufen sich Mr. Bryan und die Gesetzgeber von Tennessee auf die Autorität der Bibel. Europa staunt halb ungläubig hinüber, mit einem angenehmen Gefühl der Ueberlegenheit, und wartet verwundert, wann diese amerikanischen Barbaren damit beginnen werden, ihre Töchter wie Jephtha, ihre Söhne wie Abraham auf Grund der gleichen Autorität zu opfern. Immerhin wäre dies viel poetischer als das Verbrennen, das einst selbst in Europa in gutem Schwange war, weil die Bibel sagt, daß wir keine Hexe unter uns leben lassen dürfen. Dann ist noch der Kommunismus fällig, den die Apostel auf Grund der Autorität Christi so gründlich einschärften, daß sie Ananias und Sapphira totschlugen, weil sie ihr kleines Privatkapital von der gemeinsamen Kasse zurückgehalten hatten. Die Bibel verbietet nicht das Lehren der Evolution, aber sie schreibt Früchte und samentragende Pflanzen als die wahre Kost des Menschen vor und verbietet rundweg das Schweineessen.

Ich brauche nicht erst die Gesetzbücher des Leviticus und des Deuteronomiums hervorzuziehen, noch die polygamischen Institutionen, die auf Grund der Autorität Salomons von den amerikanischen Mormonen adoptiert (und ganz gegen die heilige Schrift von den föderierten Behörden unterdrückt) wurden, noch die Vorschriften, uns eher ein Glied abzuhacken, ehe es sündigen zu lassen, um es in Amerika so selbstverständlich erscheinen zu lassen, wie es in Europa ist, daß kein moderner zivilisierter Staat bestehen könnte, wenn er an Stelle seiner Gesetzbücher die Bibel setzen wollte.

Der wahre Grund aller Schwierigkeiten mit der Bibel in Amerika ist, daß sie niemand liest, aber daß jeder glaubt, er wisse, was in ihr steht. Wer sie heute in Europa nicht liest, legt ihr auch keine Bedeutung bei und beansprucht für sie keine Autorität. Diejenigen, die ihr Bedeutung beimessen, lesen sie auch und wissen, was wirklich darin steht. Für Mr. Bryan und Mr. Butler ist sie ein Buch eines einzigen allwissenden und unfehlbaren Autors, der für

uns eine biedere Geschichte geschrieben hat, in der keine Lücken, keine Widersprüche, keine Wiederholungen, keine Zweideutigkeiten und nur ein einziger Gott ist — eben der obengenannte Autor.

Für diejenigen aber, die einmal die Bibel gelesen haben, ist sie nicht ein Buch, sondern eine ganze Literatur, geschrieben von einer Reihenfolge von Autoren, verschieden in ihrem religiösen Glauben, Verehrer verschiedener Götter, Vertreter verschiedener Phasen der Zivilisation; sie schreiben hoffnungslos unvereinbare Biographien der gleichen Personen und Geschichten der gleichen Ereignisse, bezichtigen einer den andern wütend abscheulicher Riten, widersprechen sich in ihren Ansichten über die Natur Gottes und gehen gelegentlich von christlichen Gefühlen zu den grausamen Ausbrüchen von Rachgier über, daß sich volkstümliche Geistliche in London weigern, sie selbst oder von andern in ihren Kirchen lesen zu lassen.

Die Autoren schrieben kein elisabethanisches Englisch, sondern ein altes Hebräisch, dem die Elisabethaner an vielen Stellen keinen rechten Sinn abgewinnen konnten, und in einem späteren syrischen Dialekt (den auch Christus sprach), von dem wir nur griechische Uebersetzungen haben, die vier Jahrhunderte nach dem Ereignis niedergeschrieben wurden.

Dem allen steht Mr. Bryan vollkommen unschuldig gegenüber. Er haftet an einem imaginären Buch der Bücher, das er auf Mutters Knie kennengelernt hat, mit einer imaginären einfachen und einzigen Erzählung von einem imaginären einfachen und einzigen Christus, den er: „Der Bibelchristus" nennt. „Der einzige in der Bibel erwähnte Christus," fügt er emphatisch hinzu, „man kann Ihn anerkennen oder man kann Ihn zurückweisen; aber man kann seinen Charakter nicht ändern!"

Sancta simplicitas!

Wenn ich Mr. Bryan bewegen könnte, sich von seinen Parteizeitungen der wahren Bibel zuzuwenden, würde er zu seiner Verblüffung entdecken, daß sie vier verschiedene Biographien Christi von verschiedenen Autoren enthält, und daß sie sowohl was den Lebenslauf als auch was den Charakter und die Sitten Christi betrifft, eine von der andern mehr abweichen als irgendwelche vier Biographien George Washingtons. So führt z. B. Mr. Bryan den Glauben an die Jungferngeburt als einen Beweis der gläubigen Annahme seiner imaginären Bibel an. Diese gläubige Hinnahme nennt er Fundamentalismus. Er glaubt also, daß Christus ebenso wie Augustus Caesar und Alexander der Große nicht als Sohn des Gatten seiner Mutter, sondern als der Sohn einer göttlichen Persönlichkeit anzusehen ist. Ich nehme die Bibel zur Hand, um die Wahrheit dieser Angabe festzustellen. Was finde ich? Von den vier Biographen behaupten bloß zwei, daß Christus des Heiligen Geistes eingeborener Sohn gewesen sei; die andern zwei machen keinerlei Erwähnung von diesem außerordentlichen Umstand; und keiner von

den vieren schildert Christus so, als ob ihm etwas Abnormales über seine Fleischwerdung bewußt wäre oder als ob er eine besondere Zärtlichkeit und Verehrung für seine Mutter hätte. Sein: „Weib, was habe ich mit Dir zu tun?“ ist typisch für ihn.

Aber die zwei Biographien, die die Vaterschaft des heiligen Geistes erwähnen, erwähnen auch die Abstammung Jesu vom König David. Jeder gibt eine vollständige Genealogie, indem er den Stammbaum durch David bis zu Abraham hinaufführt. Aber — anstatt ihn zu Maria zu führen, führen sie ihn zu Joseph! Mr. Bryan ist also als Fundamentalist verpflichtet, zu glauben, daß Jesus der Sohn des heiligen Geistes und der Sohn Josephs war. Er ist also zu der ultramodernen Ansicht verpflichtet, daß Joseph der Träger des heiligen Geistes war. Für den modernen schöpferischen Evolutionen, der glaubt, daß alle Väter Träger des heiligen Geistes und das alle Empfängnisse unbefleckt sind, bietet ein derartiger Schluß keine Schwierigkeiten; aber der Ausdruck „Jungferngeburt“ ist darauf nicht anwendbar.

„Welche Geschichte über die Geburt Jesu sollen wir die Kinder lehren?“ werden die Schulmeister von Tennessee fragen. „Sie werden die einfache Bibelerzählung lehren, oder sie fliegen!“ antwortet der ehrsame John Washington Butler. „Aber Verzeihung, Mr. Butler,“ sagen die Lehrer, „es gibt zwei Bibelerzählungen. Sollen wir lehren, daß Jesus daheim in seines Vaters Haus geboren wurde, wo er von weisen Männern besucht wurde, die fürstliche Gaben brachten und von einem Stern geführt wurden, oder, daß er in einem Wirtshausstall geboren wurde, weit weg auf einer Reise von seiner Heimat Nazareth, besucht von Hirten, die ein Engel geleitet hatte?“ „Sie werden die Kinder lehren,“ antwortet Mr. Butler, „daß Jesus zu Hause geboren wurde, wenn die Bibel sagt, daß er zu Hause geboren wurde, weil die Bibel nicht irren kann; und wenn die Bibel sagt, daß er auf einer Reise in einem Stall geboren wurde, so w u r d e er auf einer Reise in einem Stall geboren — aus demselben unwiderlegbaren Grunde. Und nun vorwärts an die Arbeit! Und laßt mich nicht wieder Euere atheistischen Blasphemien hören!“

Die Erfahrung zeigt, daß dieser Weg, die Lehrer anzufassen, ausgezeichnete Erfolge zeitigen wird. Die Kinder werden ebensoviel Geburtsorte für Jesus hinnehmen wie für Homer, ohne irgendeine Diskrepanz zu bemerken; sie werden unter dem Eindruck aufwachsen, daß dieses Hinnehmen sie zu religiösen Personen macht; und in dieser Eigenschaft werden sie für Bryan und die Bibel stimmen oder unter die Ku Klux Klans und die Teer- und Feder-Katholiken gehen ad majorem Dei gloriam. Wir in Europa wissen, wozu sich „Religionskriege“, diese Angelegenheiten des Teerens und Federns, entwickeln, und wie recht die römisch-katholische Kirche hatte, als sie apodiktisch erklärte: die Bibel in die Hand jedes Toren zu

geben, ist ebenso gefährlich, wie eine Gasbombe in die Hand jedes mutwilligen Kindes.

Ich bin viel mehr um Mr. Butler besorgt, als um Mr. Bryan, weil Mr. Butler scheinbar zu der biedern Gattung ehrenwerter Männer gehört, die die Bibel zur Hand nehmen könnten, um ihr Gedächtnis aufzufrischen und sicher zu machen, während Mr. Bryan zu allerletzt daran denkt, dies zu tun, weil er in seinen Momenten ekstatischen amerikanischen Seelenaufschwungs allen Sinn für die Unterscheidung zwischen der Bibel und seinen eigenen Parteiprogramm-Inspirationen verliert. Wenn nun Mr. Butler eines Tages die Bibel aufschlägt, wird er nicht nur ganz außerordentlich von den widerstreitenden Tatsachenberichten gequält werden, sondern auch sein Gottesglaube wird in Verwirrung geraten. Er wird gleich zu Anfang auf einen körperlichen Gott stoßen, der mit blutigen, ja, mit Menschenopfern günstig gestimmt werden muß. Sein erster Ausruf wird dann sein: „Zurück zu den Azteken!“ Er wird dann ein Gedicht voll von Zweifel und Enttäuschung finden, in dem Gott bei einer Diskussion über das Problem des Bösen so vollständig von Hiob geschlagen wird, daß ein anderer Schriftsteller die Situation durch eine Art glückliches Ende retten mußte. Eine noch größere Ueberraschung wartet seiner im Buch Prediger, das die Autorität der Bibel einem ganz unverständlichen pessimistischen Atheismus verleiht. Micha wird ihn davon erretten und ihn zu einem Gott leiten, der Opfer verabscheut und nichts anderes von uns verlangt, als Gerechtigkeit und Liebe und Demut (nicht ein Wort über die Verfolgung von Schulmeistern, weil sie Früchte vom Baume der Erkenntnis pflücken und sie werdenden Bürgern der Vereinigten Staaten reichen!). Und wenn er diesen höchsten Moralgipfel in der Bibel erreicht hat, wird er von der körperlichen Auffassung Gottes zu einem Gotte geleitet werden, der Geist ist, der aber so von der Idee des Opfers verfolgt wird, daß er für einmal und ewig durch das Blutopfer Christi mit ihr eins wird.

Nun, ich habe nicht den Vorzug, Mr. Butler persönlich zu kennen, und kann deshalb nicht erraten, welchen Einfluß die Verwirrung dieser Dinge, die ihm jetzt noch einfach und klar dünken, auf ihn haben könnte. Aber ich kann beschreiben, was in England passiert, wenn ein Junge, dem zu glauben gelehrt wurde, was Mr. Butler über die Bibel glaubt, die Entdeckung macht, die er machen muß, wenn er heranwächst und sich über diese Materie überhaupt Gedanken macht, nämlich, daß er falsch unterrichtet und betrogen wurde, und daß kein Kirchenmensch oder Gelehrter von irgendeiner Bedeutung diese Ansicht über die Bibel anders als eine grob unwissende und abergläubische bezeichnet. In neunundneunzig Fällen von hundert wird er statt sich an unserer herrlichen englischen Uebersetzung eines berühmten und an vielen Stellen edel inspirierten altorientalischen Literaturwerkes zu freuen, das Kind mit dem Bade

ausgießen und erklären, daß die Pfarrer ein Betrügerpack sind, die Bibel ein Lügenbündel, Gott und die Religion Erfindungen, wie Hölle und Sintflut und der Walfisch, der Jonah verschlang, und alles andere miteinander.

Bitte zu beachten, daß er nicht ein Evolutionist, oder ein Rationalist, oder ein Scientist, oder ein kultivierter Bostoner pragmatischer Agnostiker wird. Er wirft einfach alle metaphysischen Ideen über Bord, weil er einmal beschwindelt wurde und entschlossen ist, sich nicht noch ein zweitesmal beschwindeln zu lassen.

Das ist die Gefahr des Fundamentalismus. Ich glaube nicht, daß es eine spezielle Gefahr für England ist. Ich bin amerikanischen Arbeitern begegnet, so gut wie englischen. Ich habe denselben zynischen Ausdruck auf ihren Gesichtern gesehen und habe dieselben Blasphemien und Obzönitäten von ihren Lippen vernommen, wenn das Wort Religion fiel. Und das nur deshalb, weil ihnen ihre Lehrer etwas vorlogen und sie die falsche Religion des Fundamentalismus an Stelle der Wahrheiten lehrten, die von der Inspiration unserer eigenen Tage enthüllt wurden. Man hat sie gelehrt, daß sich Gott vom Geschäft zurückzog, als die Bibel beendet war, und die folgenden Generationen im Dunkel wandeln ließ. Für diesen toten Zionistengott, haben sie keine Verwendung, Sie brauchen einen lebenden amerikanischen. Inzwischen, ohne Gott gelassen, sagen sie: „Laßt uns essen und trinken; denn morgen sind wir tot!"

EIN RICHTER

KEIN NEUES STRAFGESETZ, NEUE RICHTER SIND NÖTIG!

Die Schrecken unserer Strafjustiz, ihre Grausamkeit wie ihre oft kaum verschleierte Parteilichkeit machen es nötig, in einer Chronik die abscheulichsten Fehl-Urteile allwöchentlich festzustellen. Diese Arbeit eröffnet die traurige, beschämende Uebersicht.

Der Entwurf unseres neuen Allgemeinen Deutschen Strafgesetzbuchs hat jetzt seine amtliche Begründung erhalten. Tages- und Juristenpresse spricht von diesem Werk als einer Großtat auf dem Gebiet des Strafrechts. Mit Unrecht! Denn es berührt nur die Strafrechts w i s s e n s c h a f t und in ihr wieder vorzugsweise die vergleichende Darstellung der europäischen Strafgesetzgebung. Die deutsche Strafrechts p r a x i s wird kaum beeinflußt, insbesondere nicht im Sinne des Humanitätsgedankens. Und darauf allein kommt es an.

In dem Kampf der Meinungen ist „die allgemeine Erkenntnis errungen worden, „daß die geltenden Strafgesetze unter den heutigen Verhältnissen in ihren Grundlagen den Erfordernissen einer gesunden Kriminalpolitik nicht mehr genügen". Falsch, denn wenn die Verfasser der Begründung gleichlange Zeit Kriminal-

gerichtsverhandlungen beigewohnt hätten, wie sie zum Studium der Literatur, Gutachten und Vorschläge verwandt haben, so hätte sich ihnen die Erkenntnis aufgedrängt: Unser fünfzig Jahre altes Strafgesetz genügt, aber viele auf seiner Grundlage gefällten Urteile genügen nicht mehr einer gesunden Kriminalpolitik. Weshalb? Weil wir miserable Verfahrungsvorschriften im Strafprozeß haben, die nach dem Kriege noch miserabler durch Emminger und seine Ministerialräte geworden sind.

Der Kernpunkt aber, durch den unsere Strafrechtspraxis von der fast aller Kulturländer abweicht: Der Geist des Staatsanwalts herrscht bei uns, bei den andern der Geist des Verteidigers und des Gelehrten. In der preußischen Justizverwaltung, von der die Beförderung von Richtern und Staatsanwälten abhängt, gibt es außer dem Minister, der nicht viel zu sagen hat, kaum einen höheren Beamten, der seit seiner Ausbildungszeit auch nur eine einzige Verteidigung in einer Kriminalsache geführt hat. Durch diese Tatsache wird jeder Akt der Justiz ungewollt richtunggebend beeinflußt.

In diesem Geiste des Staatsanwalts wird auch der Richter das neue Gesetz anwenden und anwenden müssen. Aber wenn es bei dem Entwurf bleibt, wird es ein Richter sein, der fast unbegrenzte Machtbefugnisse in der Wahl des Strafmaßes erhalten hat, denn die Strafrahmen sind bei sämtlichen Verbrechen außerordentlich erweitert.

In der neuen Begründung wird mehr als je bei deutscher Gesetzgebung vielfach, österreichischem Vorbild folgend, mit Sentiments gearbeitet. Das paßt nicht für die Mehrzahl der deutschen, insbesondere der preußischen Strafrichter. Für den Mord werden „nur die allerschwersten Fälle übrigbleiben, in denen der Täter ein Menschenleben kalten Herzens vernichtet". Um nach solchen Begriffen richten zu können, muß der Richter selbst ein warmes Herz haben. Woher es nehmen?

In Moabit werden die Mitglieder einer bestimmten Strafkammer von ihren richterlichen Kollegen abfällig „die barmherzigen Brüder" genannt. Selbst schwer verurteilte Angeklagte sind neben der Oeffentlichkeit mit dem Urteil dieser Kammer zufrieden, weil sie die Empfindung haben, daß der Gerichtshof ihnen gerecht geworden ist. Es gibt nicht viele „barmherzige Brüder" in Moabit, deren Urteil der „gesunden Kriminalpolitik" des zukünftigen Strafgesetzes genügt.

Beweise: Schwurgericht der letzten Woche:

Vorsitzender beim Landgericht III Direktor Dransfeldt. Es ist unbekannt, warum er nicht zur Abwechslung, wie so viele andere seiner Kollegen, endlich wieder mal eine Zivilkammer erhält!

Schlächtermeister Enke hat seinen Freund erschossen und seine Frau angeschossen. Ob diese ihn wirklich mit dem Freund be-

trogen hat, war gleichgültig, da das Gericht feststellen konnte, daß Enke solches nicht ohne Grund geglaubt hat. Klarster Sachverhalt. Zwei Psychiater: ungeheure jahrelange Spannung, die sich entladen mußte, höchster Affekt eines Mannes mit egozentrischem Gerechtigkeitssinn, der aus seinem Innern zu Dransfeldt und den Seinen hinaufschreit: „das ist das Furchtbare, was mich packt, ich will der Vater meiner Kinder sein." Der dritte Sachverständige geht noch weiter: Enke „bekam das Rotsehen", er schoß auf bunte Flecken, die er nur noch sah; Bewußtseinstrübung im Augenblick der Tat, bei der mit großer Wahrscheinlichkeit die freie Willensbestimmung ausgeschlossen war. Wenn trotzdem ein Staatsanwalt 2½ Jahre Gefängnis beantragte, mag das kriminalpolitisch Billigung finden. Empört, mit Recht empört waren aber die Zuschauer, als Dransfeldt ein Urteil verkündete, das noch weit über diesen Antrag hinausging! Welchen Wert hat für solche Richter die neue Entwurfsbegründung, die da sagt: Das Gericht hat die Befugnis, das geschriebene Recht beiseite zu schieben, etwa bei stark verminderter Zurechnungsfähigkeit, „so daß dem allgemeinen Rechtsempfinden auch noch die mildeste Strafe als unbillige Härte erschiene".

Vor dem Schwurgericht II wurde der „Mord in der Garage" verhandelt. Gefängnis wegen Totschlags unter Zubilligung mildernder Umstände. Aber vor und bei der Verhaftung: Veröffentlichung von sensationellen Mordberichten durch die Polizeikorrespondenz. Durch nichts gerechtfertigte Schädigung des Beschuldigten, die außerhalb jedes Straf- und Untersuchungszweckes liegt. Von dem Regierungsdirektor W e i ß wird gefordert, endlich das Institut der Polizeiberichterstattung in den Dienst einer modernen Kriminalpolitik zu stellen und den Beamten jegliche Privatberichterstattung energisch zu untersagen.

Der dritte Schwurgerichtsprozeß ging um einen getöteten Reichsbannermann. Ein Freispruch läßt sich juristisch hier ebensogut begründen wie eine Verurteilung zu mehrjähriger Gefängnisstrafe. Notwehr soll vorgelegen haben. Wie sagt Herr Oberreichsanwalt Ebermayer: „Wenn der Angegriffene den Angriff absichtlich provoziert und damit sich selbst schuldhaft in den Notwehrzustand versetzt hat, kann von einem Angriff ebensowenig die Rede sein, wie wenn jemand sich selbst verletzt. Der Angreifer ist dann lediglich Werkzeug des Provokanten." Das Gericht hat es überhaupt nicht für nötig gehalten, sich mit dieser Frage zu beschäftigen. Ein noch größerer Vorwurf ist aber der Anklagebehörde zu machen. In anderen Fällen, bei denen jemand umgebracht ist, wird stets Anklage wegen T o t s c h l a g s erhoben, da der Täter auch dann wegen Totschlags verurteilt werden kann, wenn er nur mit der Möglichkeit rechnen konnte, daß sein Verhalten todbringend werden kann. Bei dem Wikingbündler und

Hakenkreuzler Rehnig erhob man nur Anklage wegen Körperverletzung mit tödlichem Ausgang. Der Erste Staatsanwalt war damit einverstanden, er hielt es nicht einmal für nötig, selbst diese Sache von Bedeutung vor dem Schwurgericht zu vertreten. Die Einlegung einer erfolglosen Revision ist jetzt nur Geste!

Im altdeutschen Recht bemaß sich die Strafe nach dem Wert des Getöteten. Was folgt für unsere drei Toten?

Nichts galt der Reichsbannermann, der Täter wurde freigesprochen; mehr galt die Rennbahnhure — zwei Jahre Gefängnis; am meisten galt aber ein Mensch, der seinem Freunde das Liebste stahl, dieser Freund muß vier Jahre im Kerker schmachten.

Die Moral von drei Prozeßgeschichten: Wir wollen nicht neues Strafgesetz, wir wollen andere Richter!

ARNOLD HAHN

DIE INTERNATIONALE DER GEWÜRZKRÄMER

Es wäre ein verdienstvolles und lehrreiches Werk, des Schweißes eines Privatdozenten wert, eine — schätzen wir — vierbändige „Geschichte der Internationalen" zu schreiben. In den ersten Kapiteln könnte der gelehrte und gründliche Forscher eine tiefschürfende Betrachtung darüber anstellen, ob die Internationale oder die Nationale das Primäre war, ob der Pithekanthropos erectus, ob der Neandertalmensch schon völkische Instinkte hatte oder nicht. Er könnte dann auf die großen sumerischen, assyrischen, schließlich römischen Imperien übergehen und würde wahrscheinlich den ganzen zweiten Band der ersten wahrhaft umfassenden Internationale widmen: Der Internationale der Kirche. In diesem zweiten Bande könnte unser Privatdozent in meisterhafter Weise zeigen, wie die Menschen unter der Internationale der Kirche samt und sonders aus ihren erdgebundenen Vaterländern auswanderten, um sich zu einer einzigen großen Nation oder — wenn es erlaubt ist — Internation, der Paradieser oder aber Inferner irgendwo außerhalb oder innerhalb der Erde zu vereinigen. (Es ist anzunehmen, daß sich die Bewohner des Paradieses und des Infernos als eine Nation, wenn auch sozial gestuft, fühlen.)

Der dritte Band wäre wohl vor allem der Internationale des forschenden Geistes gewidmet. Wir hörten von der Internationale der mittelalterlichen Gelehrten und der Gelehrten der Renaissance, die so eines Stammes, einer Erziehung waren, daß sie freizügig die Zelte ihres Geistes in jedem Lande wie in einem Vaterlande aufschlagen konnten, und die in einer einzigen wunderbaren Muttersprache, dem Lateinischen, vertraut, schnell gehört und zueinander sprechen. Er könnte dann zeigen, wie diese Internationale durch einige Dutzend Sprachen zersägt wurde und wie sie heute krampfhaft

versucht, wieder zuzuteilen, aber durch eine Phalanx beschränkter Universitätsmenschen daran gehindert wird. (Beschränkte Universität sollte ebenso unmöglich klingen wie unkomplettes Universum.)

Nach der Schilderung dieser Versuche der Internationalisierung der Mystik, des Verstandes und — vielleicht als essayistischer Anhang! — der Aesthetik (Kunst) würde unser Privatdozent im vierten Band dazu übergehen, die Bemühungen darzustellen, eine Internationale des Elends zu schaffen. Er würde zeigen, wie große Massen das Elend als gemeinsames Vaterland zu empfinden begannen, wie sie sich — zwar nicht blutsverwandt, aber — was noch mehr ist! — leidsverwandt fühlten und wie sie sich erdenweit zusammenschlossen, um den Germanen und Hunnen gleich ihr kaltes und dürres Land zu verlassen und eine neue Heimat jenseits der Berge der Not zu suchen. Dieser vierte Band würde besonders dick werden und unser Privatdozent hätte alle Mühe, selbst in seinem präzisen, klassischen Stil, das ganze ungeheure Material zu ordnen und zu erschöpfen. Mit diesem Bande würde sicherlich das dozentale Werk enden.

Und dann würde ich mir erlauben, einen kleinen Anhang zu schreiben. „Haben Sie noch nicht bemerkt, geehrter Herr Dozent," würde ich beginnen, „daß es eine Internationale der Gewürzkrämer gibt? Ist Ihnen die Internationale der Friseure noch nicht aufgefallen? Ist es Ihrer Beobachtung entgangen, daß wir Internationalen der Tanzlehrer, der Schneider, der Schuster, der Modezeichner haben? Daß wir im Beginn einer Epoche einer phänomenalen Verzunftung der Welt stehen? Sie haben wohl sicher das Geflüster gehört, daß die diversen Vaterländer nur im Interesse gewisser kleiner, aber mächtiger Gruppen Kriege geführt haben auf Kosten der ungeheuren Zahl anderer Interessentengruppen, die eben zusammen das Vaterland bilden. Ist es da nach diesen Erfahrungen nicht unzweckmäßig, daß sich die alten Vaterländer, Konglomerate widerstreitender Interessen, allmählich auflösen und sich neue Vaterländer gleichgerichteter Interessen bilden? Man darf nicht vergessen, daß die Menschen immer schlauer werden, und daß sich der Instinkt für den geschäftlichen Vorteil zum beherrschenden der Gattung homo sapiens entwickelt. Die Internationale der gemeinschaftlichen Interessen hat etwas eminent Nationales an sich, sie ist geradezu die Reinzucht des sacro egoismo, weil sie eine klare, einfache Richtung hat. Weiß Gott, am liebsten spräche man von einem Lande Friseurien oder Tailleurien. Ich sehe eine Verhundertfachung der Vaterländer, will sagen, Internationalen voraus.

Natürlich beginnt die Geschichte, wie Sie schon bemerkt haben werden, mit allem, was die Mode betrifft. Da die Mode mit untrennbarer Gewalt einen internationalen Aspekt bekommt, da durch den rapiden modernen Verkehr mit Blitzesschnelle ein weltumspannender Geschmacksausgleich stattfindet, haben tatsächlich

alle in der Mode arbeitenden Berufe ein gleiches Wirkungsfeld der Interessen. Schnell ist die Internationale der Friseure gebildet und kämpft für den lukrativen Bubikopf, die Internationale der Tanzlehrer beruft ihr Parlament zusammen und dekretiert einen neuen Welttanz, die Internationale der Schneider entthront die Mode vom vorigen Jahr und zwingt die Frau zu neuem Kleide, den Herrn jetzt sogar schon zur neuen Krawatte. Sie bilden Schlachtfronten für Hosen, Höschen, Strumpfbänder und Busenhalter.

Aber wie lange noch werden die Landwirte nach Zöllen schreien? Ist es nicht einfacher, sich mit den Brüdern vom Stamme Weizen, Kukumb und Wicke in der ganzen Welt zu vereinen, einen Weizenpräsidenten zu wählen, ein Weizenparlament zu bilden, eine Weizenpolizei aufzustellen und den anderen Berufsinternationalen oder Berufsländern die Preise zu diktieren? Es gibt Globen, auf denen die Orte gleicher Jahrestemperatur durch Linien, sogenannte Isothermen, miteinander verbunden sind. Ich wette eins gegen hundert, Herr Dozent, daß unsere buntflächige Landkarte über kurz oder lang nicht Länderbilder, sondern Linien gleicher Interessen, Isobonen, aufweisen wird, und daß wir bald Internationalen der Gewürzkrämer und Schnürsenkelverkäufer haben werden.

O. L.

ZWEI FRAUEN

II.

Meine andere Geschichte spielt in Genf. In Genf, der Moralmetropole, in Genf, dem protestantischen Rom, im Genf der Weltkriegszeit, wo damals nicht ein Papst, sondern eine ganze Bürgerschaft von Päpsten sich die Tiara aufgesetzt hatte und in Zeitungen, Predigten, Gesellschaften und Volksversammlungen das unchristliche, unmoralische, unprotestantische, unmenschliche Deutschland mit dem Bannstrahl belegte und aus der Reihe der zivilisierten Völker für immer ausgestrichen haben wollte.

Ich weiß nicht, ob selbst ein heutiger Deutscher sich die damalige geistige und soziale Atmosphäre in dieser Stadt vorstellen kann. Ich glaube es kaum. Es hat sie ihm ja auch, meines Wissens nach, niemand geschildert. Es lebten zwar genug deutsche Schriftsteller und Schriftstellerinnen in der Schweiz — auch in der französischen Schweiz —, aber die deutsche Literatur teilt mit der deutschen Philosophie die Eigenschaft, daß sie sich weniger mit den Dingen, wie sie sind, als mit dem Ding an sich beschäftigt. „Hinc nostrae lacrymae!"

Was man mit uns paar Deutschen, die in dieser Stadt lebten und leben mußten, machte, läßt sich am einfachsten mit einer französischen Phrase beschreiben: „On faisait le vide autour de

nous.“ Es gab Deutsche, die 30 Jahre lang hier gewohnt hatten und die sich am 1. August 1914 von ihren treuesten und erprobtesten Freunden verlassen sahen. Und nicht nur der Freund verließ den Freund, sondern der Schüler den Lehrer, die Frau den Mann, der Mann die Frau. Wenn in der Trambahn einmal ein lautes deutsches Wort gesprochen wurde, so konnte es vorkommen — was sonst nur den Negern der amerikanischen Südstaaten passiert —, daß die Nachbarn entrüstet aufstanden und der Platz neben dem Deutschen leer blieb. Als ich einmal mit einem deutschen Musikprofessor, der jahrzehntelang am Genfer Konservatorium tätig gewesen, am See spazieren ging, kreuzten plötzlich vor uns zwei hübsche Damen über den Damm: es waren ehemalige Schülerinnen des Professors, Lieblingsschülerinnen sogar, die den alten „Boche“ nicht mehr eines Grußes für wert hielten und ihm demgemäß aus dem Wege gehen wollten.

Der Kriegstanz der entrüsteten Moral-Derwische ging selbst echten Franzosen, die den Feind im eigenen Lande hatten, auf die Nerven. Sie fanden ihn übertrieben, provinziell und ein wenig pöbelhaft. Die Westschweiz stand stets und steht noch heute in Paris in demselben Rufe, in dem einst Palästina im alten Rom stand: in dem Ruf, einen Exzeß an Moralität und Gläubigkeit mit einem Manko an Heiterkeit und Urbanität zu bezahlen. „Un pays théologique“, nennt Remy de Gourmont verächtlich diese dunkle Ecke des Genfer Sees. Und in Bern hat mir während des Krieges ein witziger französischer Diplomat gesagt: „Ah, Monsieur, Paris würde gerne mit den Deutschen Frieden schließen, aber Genf und Lausanne erlauben es leider nicht.“

Ich bitte um Entschuldigung ob dieser langen Einleitung. Sie ist aber notwendig, um die mutige Tat der Frau zu verstehen, von der hier die Rede sein soll.

Eines Tages war sie unter uns erschienen. Sie, die Französin, eine echte Französin, eine Komtesse Y, die einen Namen trug, der an Klang mit denen der Bourbonen und der Montmorency rivalisieren konnte. Daß sie eine Pariser Französin war, hörten wir schon an ihrer Sprache, die sich von dem Genfer Französisch, einem Auslands-Französisch, so vorteilhaft unterscheidet. Und gerade unter uns war sie erschienen — unter uns, den Genfer Ghetto-Deutschen der Weltkriegszeit. Und mit grandioser Unbekümmertheit schüttelte sie allabendlich unsere aussätzigen Hände, lachte und scherzte mit uns, als ob wir auch Menschen wären, und erzählte uns die neuesten „tuyaux“ aus Paris, die die Genfer selber erst ein paar Wochen später zu hören bekamen.

Es war erstaunlich: selbst die wenigen Frauen der deutschen Kolonie schätzten und liebten sie. Trotzdem sie etwas tat, was außerhalb der guten Sitten stand, etwas, was Frauen selten Frauen zu verzeihen pflegen, und Deutsche Französinnen niemals! Diese

Benedikt F. Dolbin



DER MALER WALTER BONDY

Zur Ausstellung der Werke Bondys bei Flechtheim

Französin war nämlich gekommen, um ihren alten deutschen Freund aus der Vorkriegszeit zu besuchen. Und dieser Freund war ein Mann mit Frau und Kind!

Ich war der intimste Freund ihres Freundes, eines einfachen Schriftstellers, auf dessen Kredit- (oder Debet-) Seite ein paar unverkäufliche Prosabücher und ein ganz unmöglicher Band Gedichte standen. Vor Jahren hatten sie sich einst an der Riviera kennengelernt, und gleich bei ihrer ersten Begegnung hatte sie ihm auf die Erzählung seines Schriftsteller-Mißerfolges geantwortet: „Sie werden einst anerkannt werden. Ich fühle es!" Die Frauen müssen bekanntlich immer erst glauben, wenn sie lieben. Und es wird ihnen so leicht zu glauben, wenn sie lieben! Und dieser hier ward es um so leichter, als sie kein Deutsch verstand und darum die Bücher meines Freundes nicht lesen konnte.

Allerdings glaubte und liebte die Komtesse nicht nur, sondern sie handelte und riskierte auch. Denn es war ihr natürlich nicht leicht geworden, auf der Höhe des Weltkrieges und im überhitzten Frankreich einen Paß in die neutrale Schweiz zu bekommen. Aber sie wußte, daß ihr Freund nie einen nach Frankreich bekommen würde. Hero mußte dieses Mal zu Leander, und Hero — schwamm!

Lange hatte sie darüber nachgesonnen, wie es zu bewerkstelligen sei, als der Zufall, der gute Freund aller Liebenden, ihr zu Hilfe kam. Der Mann der Komtesse, ein Major in einem französischen Kavallerieregiment, war in der Champagneschlacht gefallen. Man wußte allerdings nicht, ob er gefallen sei oder nicht, denn er war eigentlich nur verschwunden. Aber auf der Gefangenenliste, die regelmäßig zwischen den Kriegführenden ausgetauscht wurde, stand sein Name ebenfalls nicht verzeichnet. Das war die langgesuchte Gelegenheit, und die Komtesse ergriff sie beim Schopfe. Sie ging zum Präfekten ihres Departements und bat ihn um einen Paß in die Schweiz. Der Präfekt fragte sie natürlich, was sie da wolle. „Ich will direkte Nachforschungen über meinen verschwundenen Gatten anstellen." „Aber, Komtesse," hatte der Präfekt geantwortet, „ich habe zufällig einige Bekannte in ihrem Regimente und bin über Ihr Verhältnis zu Ihrem Gatten unterrichtet. Ich weiß, daß Sie mit ihm nicht glücklich lebten. Und jetzt wollen Sie plötzlich mitten im Kriege Dinge für den Vermißten tun, an die Sie früher nie gedacht haben würden. Sie werden es mir nicht übelnehmen, wenn ich etwas Mißtrauen hege." „Mein Name bürgt Ihnen dafür, daß Sie kein Mißtrauen zu hegen brauchen," hatte die Komtesse erwidert, „und überdies: er ist der Vater meiner Kinder."

Der Präfekt stellte den Paß aus. Da er aber ein kluger Mann war, so gab er sowohl nach Bellegarde, der französischen Grenzstation auf der Strecke Paris—Genf, wie nach Bern an seine Gesandtschaft die genaue Weisung, die Reisende gründlich überwachen zu wollen.

Als die Komtesse beim ersten Déjeuner mit ihrem Freunde in einem Genfer Hotel saß und ihm gerade erzählte, wie gräßlich genau — bis auf Haut und Haare — man sie in Bellegarde untersucht habe, schrak sie plötzlich zusammen, denn sie hatte am Nebentisch einen Herrn erblickt, und das war derselbe Herr, der sie in Bellegarde so genau ausgefragt und ihre körperliche Untersuchung anbefohlen hatte. Sie war also verdächtig und ein jeder ihrer Schritte wurde überwacht.

Nun war damals in der Schweiz jeder Mann und jede Frau verdächtig, und jeder Mann und jede Frau hatte beinahe seinen, resp. ihren Schatten, d. h. seinen Spion oder Spionin hinter sich. Oft trauten die Gesandtschaften und Konsulate sogar ihren eigenen Spionen nicht —, einige von ihnen ließen sich natürlich von beiden Parteien bezahlen — und man ließ aus Angst vor Verrat wiederum diese Spione von anderen Spionen überwachen. Neben den offiziellen Spionen gab es dann noch offiziöse (die aber auch bezahlt wurden), z. B. bei der Post, bei der Eisenbahn, in den Hotels. Portiers, Kellner und Zimmermädchen wurden besonders geschätzt: sie schnüffelten in den Brieftaschen und Papierkörben der Gäste herum und fischten allerhand verdächtige Schnitzel heraus, die sie den Behörden zustellten. Dazu kamen noch die vielen Amateur-Spione, d. h. solche, die aus Liebe zur Sache (der einen oder der anderen) Nachrichten aufschnappten und den Konsulaten zutrugen. „Bellum omnium contra omnes“ — es war die Spionage aller gegen alle. Daß der Apparat immense und den Erfolg minimal war, soll hier nur nebenbei erwähnt werden.

Die Komtesse wurde des morgens beim Verlassen ihres Hotels regelmäßig von unbestimmt aussehenden Individuen in Empfang genommen und mehr oder weniger diskret auf ihren Spaziergängen begleitet. Sie machte sich nicht viel daraus. Einmal aber erzählte sie uns abends: „Heute bin ich zur Abwechslung einmal von einem Liebhaber verfolgt worden und nicht mehr von einem dieser gräßlichen Spione.“ „Wie haben Sie denn das unterscheiden können?“ wurde gefragt. „Oh, cela se voit,“ meinte sie, „ein Spion versucht ja niemals uns anzusprechen.“ „Aber es gibt doch auch schüchterne Liebhaber.“ „Denen sieht man aber die Schüchternheit an.“

Außer von ihrer Regierung wurde sie übrigens auch noch von der Familie ihres Mannes überwacht. Sie hatte diesen zwar Nachricht zukommen lassen, daß sie mit den deutschen Behörden in Verbindung getreten sei und von diesen auch bereitwilligst Auskunft — allerdings negative — über ihren vermißten Gatten erhalten hätte. Aber warum kehrte sie dann nicht nach Frankreich zurück? Sie war ja jetzt schon wochenlang fort. Dahinter mußte etwas stecken. Und die Familie engagierte ihrerseits einen Privatdetektiv, der, in die Schweiz geschickt, sehr bald heraus hatte, in welcher Gesellschaft

die trauernde Witwe ihre Nachforschungen über den verlorenen Ehegemahl anstellte. Eines Tages kam sie zu ihrem deutschen Freund und zeigte ihm einen Brief ihres Schwiegervaters, des Oberhauptes der Familie: „Madame," so schrieb der alte Graf, „ich nehme es Ihnen nicht übel, daß Sie in Ihrer Verlassenheit sich Trost gesucht haben, selbst nicht, daß Sie sich ihn so schnell gesucht haben: das ist seit Adams Zeiten das Vorrecht aller verlassenen Witwen und einsamen Frauen gewesen und wird bis in alle Zukunft so bleiben. Aber, so darf ich Sie wohl fragen, und mit mir fragt meine Familie: Haben Sie bei Ihrer Suche nach einem neuen Lebensgenossen nichts Besseres finden können als einen verheirateten Mann, einen, der fünfzig Jahre alt ist, und einen, der nebenbei noch zur Rasse jener „Boches" gehört, mit denen wir gerade in einem Krieg auf Leben und Tod verwickelt sind? . . . Ich befehle Ihnen, sofort nach Frankreich zurückzukehren, wenn nicht, so werde ich bei dem Gerichte beantragen, Ihnen die Vormundschaft über die Kinder meines Sohnes zu entziehen."

„Er wird es nicht tun," sagte die Komtesse. Er hat zuviel Angst, unseren Namen in die Oeffentlichkeit zu bringen. Aber für den Augenblick ist es besser, ich gehe. Mein Freund, verlassen Sie sich darauf, ich komme wieder."

Ihr Freund, ich selber und einige Damen und Herren der deutschen Kolonie, begleiteten sie an die Bahn. Man fragte sie neckend, ob sie keine Angst vor dem „Conseil de Guerre" hätte. „Was kann man mir vorwerfen?" sagte sie. „Oui, j'ai fait le commerce avec l'ennemi. . . . Nun, das gestehe ich sofort ein, das wird sie zum Lachen bringen." „Aber Ihre Landsleute, die sonst für Witze so empfänglich sind, dürften gerade jetzt keinen Spaß verstehen," wandte ein bedächtiger Deutscher ein. „Es gehen ja unglaubliche Dinge in Frankreich vor, nach den Nachrichten, die wir hier erhalten." „Ce sont des propos de concierge", war die Antwort.

Das war anfangs des Jahres 1916. Während des ganzen Jahres sahen wir sie nicht wieder. Es war ausgeschlossen, daß sie nicht Anstrengungen gemacht hätte, wieder den Hellespont der neutralen Grenze zu durchkreuzen. Wahrscheinlich hatte sie den Humor ihrer Landsleute doch überschätzt. Näheres aber konnten wir nicht erfahren, da die Franzosen eine strengere Briefzensur ausübten, wie irgendein anderes der kriegführenden Völker.

Aber Mitte 1917 war sie wieder da. Sie erzählte, daß der Präfekt sie sofort nach ihrer Rückkehr zu sich gebeten hätte, um ihr Vorwürfe über sein mißbrauchtes Vertrauen zu machen. Sie hätte ihm aber die volle Wahrheit gesagt, die im übrigen durch seine eigenen Informationen bestätigt wurde. Auf die Frage, warum sie sich gerade einen Deutschen zum Liebhaber auserkoren hätte,

habe sie geantwortet: „Monsieur, j'ai voulu être la maîtresse de quelqu'un.“ „Und unter den Franzosen haben Sie keinen quelqu'un gefunden?“ „Non, Monsieur.“

„Aber wie haben Sie das neue Visum erhalten?“ fragte sie ihr Freund.

„Ich habe den Präfekten zum déjeuner aufs Schloß geladen. Er fühlte sich höchst geschmeichelt und ist natürlich gekommen . . . Moi, déjeuner avec un Préfet de la Republique! . . .“ „Im übrigen hat es mir nichts genützt. Er allein hätte es mir sicherlich gegeben, denn ich hatte ihn für mich gewonnen. Aber aus Paris war strenge Weisung an ihn ergangen, mir nie wieder einen Paß auszustellen. Gesellschaftliche Eitelkeit und Karrieren-Besorgnis kämpften in seiner Brust, und es siegte die Karriere. . . . Zum Glück ging er eines Tages auf Urlaub, und an seine Stelle kam der Sous-Préfet. Ein jüngerer Mann aus der besseren Bourgoisie, d. h. einer, der sich für Bibelots, erste Bücherausgaben und alte Gemälde interessiert. Bei meinem ersten Besuche sah ich, daß ich ihm gefiel. Ich machte ihm noch einen Besuch, und ich hatte mein Visum.

„Aber, wie haben Sie das gemacht?“ fragte ihr Freund.

„Eh bien: j'ai dû payer avec mes charmes.“

Und als ihr Freund sie entsetzt ansah: „Mon Dieu, es ging nicht anders. Er hatte es zur Bedingung gemacht. Eine Liebe sei der anderen wert, meinte er. Oder genauer ausgedrückt, seine Gefahr sei meiner Liebe wert. Er riskierte ja, nach Madagaskar versetzt zu werden . . . Aber nehmen Sie doch die Affäre nicht so tragisch,“ so bettelte sie, als sie die Bestürzung des anderen sah. „Eine Frau kann so etwas machen, ohne im geringsten untreu zu sein. Wozu hat man denn seine Phantasie?“

Die Sache ging meinem Freunde aber nicht gut in den Kopf. Als Literat arbeitete er zwar selber mit der Phantasie, hatte aber in diese nicht das unbedingte Vertrauen, wie seine Komtesse. Im Gegenteil: seine Phantasie malte sich die Szene mit dem Sous-Präfekten ganz anders aus. Und er sagte ihr das mit etwas deutscher Deutlichkeit ins Gesicht. Sie brach in Tränen aus . . . „Ihr Männer versteht uns nicht,“ erwiderte sie schluchzend. „Ob ihr Deutsche oder Franzosen seid, ihr versteht uns nicht, ihr seid eben alle doch nur Männer!“ Ihr Schmerz besiegte seinen Zweifel. Sie blieben Freund und Freundin.

Dann ging es in das Jahr 1918: es kam die zweite Marneschlacht und mit ihr der zweite Uebergang der Deutschen über den Fluß. Das Besitztum der Komtesse, das dem Kriegsschauplatz schon immer bedenklich nahegelegen hatte, ward nunmehr zur „Zone de guerre“ erklärt, eine deutsche Besetzung schien unmittelbar vor der Tür zu stehen. „Nun muß ich doch nach Hause, um nach den Meinen und dem Meinigen zu sehen,“ sagte sie eines Tages zu ihrem Freunde. „Ich habe keinen, der mich ersetzen könnte, meine Leute

würden sofort den Kopf verlieren. Sie würden alles Kostbare und Tragbare einpacken und fliehen und das andere im Garten vergraben. Das alles ist aber das Dümmste, was man tun kann. Die Schlösser und Häuser jener Besitzer, die nicht geflohen sind, werden von den Deutschen verhältnismäßig gut behandelt. Und das Vergrabene und Versteckte finden sie fast regelmäßig. Wir wissen das von unseren Gutsnachbaren. Ich muß gehen. Adieu, mein Freund — und auf Wiedersehen!"

So ging sie wieder. Unser aller Enttäuschung war groß. Denn die Genfer Moralflut war immer höher gestiegen und ging uns allmählich schon bis zum Halse (und kam uns auch da heraus!). Wir hatten unsere „âme charitable" verloren, unsere himmlische Göttin, die nach Art jenes männlichen Gottes aus dem Faust-Prolog selbst mit uns Teufeln so menschlich zu reden verstand. Besonders untröstlich war der Musikprofessor, in dessen Hause sie abends immer Cercle gehalten hatte — in der „grande manière" des „ancien régime", dessen letzter Ueberrest sie war —, und der dem Kaskadengeplätscher ihres kristallenen Französisch immer mit besonderer Andacht zu folgen pflegte. „Es war mir immer so, als ob man das Gounodsche ‚Ave Maria' vor Zuchthäuslern singt," sagte er eines Tages zu uns. „Nun, hoffentlich kommt sie wieder," erwiderte ein anderer.

Was sie übrigens nicht tat.

Auch ihr Freund hat sie nicht wieder gesehen.

Erst nach dem Kriege erhielt er von ihr den folgenden Brief, den er mir zu kopieren gestattete und der noch heute in meinem Besitz ist:

Paris, Januar 1919.

Mein lieber Freund!

Wenn Sie seit längerer Zeit von mir ohne Nachricht geblieben sind, so hat dies seine guten Gründe. Sie kennen mich natürlich viel zu genau, um diese Vernachlässigung etwa in der Verminderung meiner Liebe zu Ihnen zu suchen. Ein solches Mißverständnis Ihrerseits erwarte ich nicht, weil ich es nicht verdient habe. Und auch Sie haben es nicht verdient, daß ich Sie vernachlässige. In meinem traurigen und einsamen Leben — einsam und traurig trotz all des Luxus und all des Ansehens, die mich umgaben — hat es nur einen einzigen Lichtblick gegeben: das waren Sie, mein Freund, und meine Liebe zu Ihnen. Ich fürchte, es wird der einzige Lichtblick bleiben. Ich weiß es vielmehr. Ich weiß es — trotz des Schrittes, den ich jetzt getan habe und von dem ich Ihnen berichten muß.

Mein einziger Freund, seien Sie mir nicht böse: ich habe mich wieder verheiratet. Ich mußte es: die Familie meines Mannes drängte, meine Kinder brauchten einen Vater, meine Besitzung einen

Verwalter. Gerne hätte ich Sie an dieser Stelle gesehen, aber „ein homme de lettres braucht seine Freiheit“. Sie haben es mir oft gesagt. Ich habe es zwar nie ganz verstanden. Ich habe es um so weniger verstanden, als ich genau weiß, daß Sie meine Liebe erwiderten. Ich habe Ihr Freiheitsbedürfnis auch deswegen nicht begriffen, weil Sie ja nicht frei, sondern verheiratet sind. Sie haben mir zwar erzählt, Ihre Ehe wäre für Ihren Beruf nicht so gefährlich wie meine Liebe. Ich verstehe auch das nicht. Für mich als Französin ist es vielleicht besonders schwer, alles dies zu begreifen. Ma mentalité latine bildet vielleicht ein unüberwindliches Hindernis.

Ich habe also auf Sie verzichtet, weil ich verzichten mußte. Ich habe mich nach langem Zögern entschlossen, den Antrag des Comte de Z., eines Freundes meines verstorbenen Mannes, anzunehmen. Ich liebe ihn nicht, mein Freund — meine Liebe ist, war und bleibt bei Ihnen. Aber ich respektiere ihn und hoffe, daß es mir das zweitemal besser glücken wird als das erste. Das erstemal verheiratete ich mich auf den Rat meiner Eltern, das zweitemal auf den meiner Freunde: dem Ratschlag meines Herzens habe ich leider nicht folgen können.

Mein Freund, meine Hochzeit fand vor vierzehn Tagen auf der Besitzung meines Mannes, le Château de la Roche-Lambert, statt. Es ist dies ein besonders interessantes Schloß, denn hier unterzeichnete vor fünf Jahren von Kluck den Befehl zum ersten deutschen Rückzug von der Marne. Die Gegend hier hat überhaupt viel vom Kriege gesehen. Das Schloß ist dicht bei Esternay gelegen. Ungefähr vier Kilometer von Esternay entfernt liegt das kleine Dorf Châtillon sur Morin. Auch dieses Dorf hat seine Geschichte, und zwar eine trübe. Denn in den ersten Septembertagen wurde von einer deutschen Kolonne und auf Befehl eines Offiziers, der den berühmten Namen von B. trug, Haus für Haus angesteckt und niedergebrannt, mit Ausnahme der kleinen Kirche am Ende des Dorfes, wo deutsche Verwundete lagen. Die Einwohner des Dorfes behaupteten von jeher und behaupten noch heute, es hätte kein Grund zu dieser außerordentlichen Maßnahme vorgelegen. Von B. hat übrigens am Ausgang des Dorfes seinen Tod gefunden, wie, weiß man nicht: man erzählt aber, er hätte einen Kopfschuß erhalten. Er wurde von seinen Leuten, da der Rückzug inzwischen eingesetzt hatte, verlassen und wurde von einem Einwohner, der sich im Keller verborgen hatte und nicht geflohen war, gefunden. Es war der Lehrer des Dorfes. Dieser hat sich des Leichnams angenommen und ihn irgendwo untergebracht und gleichzeitig dabei, vor Zeugen und bei allem, was heilig ist, geschworen, daß er nie den Ort angeben würde, wo er den toten Offizier, der ohne Grund sein Dorf hätte anzünden und plündern lassen, verborgen habe. Der einzige, dem der Lehrer das Geheimnis mitgeteilt hatte, war der Curé von Esternay, ein sehr unterrichteter, sehr angesehener und als sehr

energisch bekannter Priester. Der Lehrer ist seitdem gestorben und hat auch auf seinem Totenbette nichts gesagt. Der Papst, die fürstlichen Familien, das Genfer Rote Kreuz wurde von den Deutschen in Bewegung gesetzt, um den Curé zu veranlassen, über den Verbleib des toten Offiziers zu berichten. Aber er hat sich bisher immer geweigert. Die Leute in der Umgebung und der alte Kastellan dieses Schlosses behaupten aber steif und fest, der Schullehrer habe den Leichnam in den Schloßgraben von Roche Lambert geworfen. Ich selbst teile diese Meinung.

Mein einziger Freund, ich erzähle Ihnen diese lange Geschichte nur, weil ich Ihnen etwas von mir selber berichten möchte, das ohne sie unverständlich bliebe. Am Nachmittage meines Hochzeitstages — wir saßen beim Mahle und waren gerade zwischen den Birnen und dem Käse — wurde ich nämlich plötzlich unruhig. Ich weiß nicht, was es war, aber ich dachte an Sie und an unsere lange und schöne Freundschaft, eine Freundschaft, die selbst die wahnsinnige Feindschaft unserer Völker nicht hat unterbrechen können. Ich fühlte, ich müßte irgend etwas tun, um dieser schönen Freundschaft einen neuen, vielleicht den letzten Tribut zu zahlen. Ich schützte deshalb ein Unwohlsein vor und entfernte mich von der Tafel und der Seite meines Gemahls. Ich trat auf den Schloßhof — Gott sei Dank war es schon dunkel und niemand konnte mich bemerken. Ich ging durch das Tor auf die Zugbrücke. Als ich unter mir den Schloßgraben sah, nahm ich ein paar weiße Rosen aus meinem Brautbukett und warf sie hinunter in das dunkle Wasser zu dem armen von B. Und dann verließen meine Gedanken den Toten da unten und wanderten zu dem Lebenden, der sein Rassebruder und mein Einzig-Geliebter war. Ich sprach noch das kleine Gebet, das man mich im Kloster gelehrt hatte und kehrte dann wieder nach oben in die Gesellschaft zurück. Man hat mich dort ein wenig geneckt, aber Gott sei Dank, man hatte nichts bemerkt. Wenn man etwas bemerkt hätte! Wenn einer unserer Leute, oder irgendein Bauer, oder eine Bauernfrau der Umgebung etwas gesehen hätte! Der Haß der Leute hier gegen alles Deutsche kennt noch heute keine Grenzen! Aber meine Liebe zu Ihnen auch nicht — das schwört Ihnen zum (wievielten) Male

Ihre Y.

* * *

Da sind meine beiden Geschichten. Ich habe sie berichtet, um besonders den Pessimisten von heute, die einen Zusammenbruch der alten Moral und Religion befürchten, einen kleinen Trost zu spenden. Es ist mit dieser Religion nicht so übel bestellt, wie Sie glauben. Denn die Hälfte des Menschengeschlechts wird, trotz alles Völkerhaders, stets ihre Feinde lieben, vorausgesetzt nämlich — daß sie sie lieben.

Längs der Kellermauer, einige Schritte jenseits der Ecke, drehte sich Olivér auf einen Augenblick um. Es war, als wäre jemand an ihm vorbeigehuscht und hätte ihn mit leichtem Duft gefächelt.

Dieser Duft... schlug er ihm nicht aus der Vergangenheit entgegen?

Sein Herz krampfte sich zusammen — ja, das ist sie!

Er bog zögernd zurück. Und einige Schritte entfernt erblickte er Kunigunda. Mit graziöser, leichter Bewegung, die hervorspringenden Mauerbeulen mit ihrem Fühler kaum berührend, eilte sie die Wand empor.

Sie war es — gerade so, wie damals, leicht und graziös, unter dem Keller, in den gewundenen, engen Gängen... Aber damals waren sie beide noch Larven, schwach, biegsam und weiß...

Wie sich Kunigunda verändert hatte — und dennoch, wie sie es doch war! Wie sie sich umdrehte und ihn bemerkte — und unbefangen lächelnd sofort die Wand herunterlief.

„Olivér — Sie sind es?“ —

Und sie reichte ihm mutig, mit der unbewußten Koketterie der schönen Frauen den Fühler.

„Kunigunda — Sie erinnern sich noch meiner?“

„Oh, Sie... Sie unverbesserlicher Schwärmer! Wie sollte ich mich nicht erinnern! Sie haben mich also erkannt? Und ich veränderte mich doch so riesig, nicht wahr? Ich wurde alt... sprechen Sie es nur aus, ich bin häßlich, nicht wahr?“

Auch das war Koketterie, sie konnte ja von Olivérs bewundernden Augen die Antwort im voraus ablesen.

„Sie sind frauenhafter, voller —“, flüsterte Olivér ermattet. — „Ihre Bewegungen sind hart und stählern, wie die des Russenkäfers... In Ihrem ganzen Wesen ist etwas schabenartiges... Und dabei sind sie leicht und graziös wie eine Käsemade und Ihr Mund... Ihr Mund...“

Kunigunda leckte an ihren Freßdrüsen, um schwärzer und geschwollener zu werden: unbemerkt schmierte sie einige Tropfen Oel unter die Fühler.

„Auch Sie, Olivér, sind mannhafter geworden“ — sagte sie dann, indem sie ihm tief in die Augen blickte — „stark und muskulös, wie eine Pferdelaus. Erinnern Sie sich? Ich nannte Sie meinen großen mächtigen Wurm... Schon damals...“

Sie flüsterte, beugte sich näher. — Olivér ward von ihrem jugendlichen, larvenhaften Atem betäubt — als wäre ihm der frische Schimmelduft der Kellergänge ins Gesicht geschlagen — sein Blut begann zu sieden. Dieses Weib war wie ein aufgeplatzter, knospender Schimmelpilz: er hätte sie am liebsten angebissen.

„Denkst du daran... als du mich an neun Füßen packtest...“

„Ich wollte dich an zweiunddreißig packen ... aber du warst kokett ... und zogest dreiundzwanzig ein ... schon damals waren sie so schlank und wohlgeformt ..."

Kunigunda zog den Kopf zwischen ihre Gelenke zurück. und versetzte unwillig Olivérs sechs ausgestreckten bebenden Vorderfüßen mit dem Fühler einen Klaps ...

„Nein ... Olivér ... das darf nicht sein ... es ist vorbei ..." — sagte sie ermattend. — „Wissen Sie, daß ich schon" —

„Ich weiß."

Olivér lächelte bitter.

„Ich weiß ... Sie haben sich verkauft ..."

„Olivér ... es darf nicht sein ... sagen Sie nicht solche Dinge ..." — flüsterte sie — „ich konnte nicht anders ... Hassen Sie mich nicht ..."

Er beugte sich näher: sein Blick sprühte Blitze.

„Und noch dazu einem ... einem Elenden," — zischte er unter seinen Fühlern hervor — „einem Krüppel ... den du gar nicht lieben konntest ... nur seines Geldes wegen ... Pfui ... als hätte dich ein häßliches Insekt ... als hätte dich eine Rose angetastet ..."

„Beschimpfen Sie nicht meinen Gatten" — sagte Kunigunda trotzig — „wenn er auch nur zweiundsechzig Füße hat, kann er doch ein anständiger Mensch sein."

„Weib ... du bist nur ein Weib" — zischte Olivér.

„Und Sie? Haben Sie vielleicht nicht geheiratet?"

Olivér senkte seine neun Gelenke.

„Kunigunda, Sie haben recht. Gott befohlen!"

Sie verließen einander.

Olivér drehte sich noch einmal um. Und er zögerte, sollte er ihr nicht nachlaufen? Dann fiel ihm das Leben ein — die Sorgen — die Teuerung ... ihm fielen seine fünf Kinder ein ...

„Ein Traum" — flüsterte er und wischte sich eine Träne aus dem Magen — „vergessen wir ihn. Auch ich finde mich mit allem ab, bin ein Elender, wie die anderen: ein Märtyrer des Lebens."

Als er die Ecke erreichte, rechnete er bereits für sich:

„Fünfmal hundert ... macht fünfhundert ... zweihundertfünfzig Paar Schuhe für die Kinder ... bei dieser entsetzlichen Teuerung ... woher soll ich die nehmen?"

Und Olivér, der Hundertfüßler, kroch gebeugt weiter.

(Uebersetzung von Jenö Mohácsi.)

TROST FÜR DEUTSCHE AUTOREN

Deutsche Autoren, man läßt euch freilich lebendig verhungern,
Aber tröstet euch nur, denn man begräbt euch in Speck.

Hebbel

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Juliwoche

Das Zollkompromiß.

Die wissenschaftlichen und journalistischen Gegner der Getreidezölle hatten wohl selbst im Innern kaum einen Sieg ihrer Sache für möglich gehalten. So begründet ihre Argumente auch waren, so sehr ihnen die Unterstützung der breiten Massen des Volkes zugute kommen mußte, so wenig konnte man nach den Erfahrungen der letzten Jahre annehmen, daß all dies ausreichen würde, um den Einfluß der agrarischen Interessenten auf Regierung, Parteien und Reichstag zu brechen. Ist es nur ein gelegentlicher, vorübergehender Lichtblick am trüben Himmel der Wirtschaftspolitik oder doch ein Zeichen dauernder Besserung, wenn unter dem überwältigenden Eindruck der Agrarzoll-Enqueten des Reichswirtschaftsrates und Reichstags sich das sonst so schutzzöllnerisch gestimmte Zentrum gegen Mindestzölle für Getreide ausgesprochen und damit die Agrarzoll Vorlage der Regierung endgültig zu Fall gebracht hat?

Diese Entwicklung ist um so bemerkenswerter, als gerade die Arbeitsweise der Untersuchungsausschüsse letzten Endes nicht von freihändlerischen, sondern von schutzzöllnerischen Gesichtspunkten bestimmt waren. Drei Fragen waren zu beantworten, deren Bejahung nach Ansicht der maßgebenden Parteien wohl genügt hätte, um der Zollvorlage zum Siege zu verhelfen: 1. die Frage nach der Rentabilität des Getreidebaues ohne Zölle, nur bei Weltmarktpreisen; 2. die nach der künftigen Entwicklung dieser Weltmarktpreise und 3. die Frage, ob Schutzzoll zu einer Steigerung der deutschen landwirtschaftlichen Produktion führen würde. Alle drei Fragen konnten — das gab den Ausschlag — mit Sicherheit zugunsten des Freihandels beantwortet werden: Wenn die Preise der landwirtschaftlichen Produktionsmittel um 11,7 %, die der agrarischen Erzeugnisse aber um 33,9 % gestiegen sind, so kann auch ohne Wiedereinführung der Vorkriegszölle die Rentabilität nicht gefährdet sein — selbst dann nicht, wenn sämtliche durch die Inflation beseitigten Vorkriegsschulden um 100 % aufgewertet würden! Wenn die Getreideproduktion der Welt mit knapper Not den Vorkriegsstand erreicht, während die Bevölkerung der Kulturstaaten und damit die Nachfrage nach Lebensmitteln erheblich zugenommen hat, so wäre es offenbar unsinnig, das Sinken der Getreidepreise für wahrscheinlicher zu halten als ihr Steigen, und daß nichts einer Intensivierung der landwirtschaftlichen Produktion, einer Steigerung der Flächenerträge heute so schädlich ist, wie ein hoher Getreidezoll, konnte nach den Aussagen der anerkannt ersten Sachverständigen für landwirtschaftliche

Betriebswissenschaft nicht einen Augenblick zweifelhaft sein. Aber das Wesentliche und nicht immer genügend Beachtete ist, daß die Sache des Freihandels keinswegs verloren gewesen wäre, auch wenn alle drei Fragen im umgekehrten Sinne beantwortet worden wären. Es ist ja gerade seine Grundthese, daß Deutschland nicht versuchen darf, mit hohen Kosten seinen Getreidebedarf selbst zu erzeugen, sondern das heute so spärlich vorhandene Kapital zur Erzeugung von Produkten verwenden muß, in denen es ohne künstlichen Schutz mit dem Ausland konkurrenzfähig ist, in denen der Grad der Produktivität also am höchsten ist, — um für die so erzeugten Waren billiges Auslandsgetreide einzutauschen. Und nichts zeigt die Schwäche der agrarzöllnerischen Position deutlicher, als der Umstand, daß es nicht einmal dieses wirklich entscheidenden freihändlerischen Argumentes bedurfte, um die Getreidezölle zu Fall zu bringen, daß vielmehr der Freihandel votiert wurde von Sachverständigen und Parlamentariern, die sein wichtigstes Argument nicht einmal begriffen hatten, die im Grunde ihres Herzens schutzzöllnerisch gesinnt waren.

Dies zeigt freilich auch, welchen Kurs letzten Endes das Schiff der deutschen Wirtschaftspolitik steuert. Der Kampf geht gar nicht um: „Schutzzoll oder Freihandel", sondern bestenfalls um: „Schutzzoll um jeden Preis — oder Schutzzoll nur für ein wirklich nicht konkurrenzfähiges Gewerbe". Diese Auffassung scheint in der Frage der Agrarzölle zu siegen, weil hier das Zentrum nicht wagt, die Interessen der breiten Massen des deutschen Volkes allzu öffentlich zu vernachlässigen; aber während aller Augen auf den hier sich abspielenden Endkampf gerichtet sind, während die Landwirtschaft hier verzweifelt um eine unhaltbar gewordene Position kämpft, ist der industrielle Schutzzoll auf dem Marsche — und geringe Aussicht, ihn noch aufzuhalten, — es sei denn, daß sich die Agrarier noch im letzten Augenblick durch plötzlichen Uebergang zum Freihandel aus der für sie unerträglich gewordenen Situation zu retten versuchen, daß sie für ihre Produkte keine Zölle bekommen, während sie ihre Produktionsmittel durch Industriezölle verteuert bezahlen müssen.

Es ist immerhin verständlich, daß ihnen dieses Umschwenken nicht leicht fällt, es ist auch begreiflich, daß sich die Einmütigkeit, mit der drei Viertel des deutschen Volkes sich gegen die Verteuerung des Brotes wenden, bei den industriellen Zöllen nicht wiederholt, wo so mancher gleichzeitig zollgeschützter Produzent und zollbelasteter Konsument ist — oder zu sein glaubt. Aber in Erstaunen setzt, daß diejenigen industriellen Gruppen, die von einem Zollschutz nichts zu erwarten haben, also vor allem die weiterverarbeitende Industrie, sich nicht in stärkerem Maße gegen die Hochschutzzollpläne der Regierung empört hat. Jetzt erst, wo man jeden Augenblick mit einer plötzlichen Verabschiedung

der Zollvorlage rechnen muß, bemerkt das Konfektionsgewerbe, daß bei der günstigen Lage der deutschen Webereien infolge der Abtrennung Elsaß-Lothringens die vorgeschlagenen Gewebezölle durch nichts begründet seien. Und die eisenverarbeitende Industrie scheint von der Schwerindustrie völlig durch das Versprechen von Ausfuhrvergütungen eingeschläfert worden zu sein, durch die ihnen bei allen Auslandsaufträgen die Differenz zwischen dem Weltmarktpreis und den durch den Zoll erhöhten Inlandspreis zurückerstattet werden soll. Haben die Verarbeiter denn die Vorkriegserfahrungen ganz vergessen? Vergessen, daß sie niemals mehr als einen Bruchteil des Preisaufschlages wiederbekommen haben, den sie der zollgeschützten Montanindustrie entrichten mußten?

Freilich, die Frage der Eisenzölle, die Frage, ob Eisenproduzent oder Eisenverarbeiter die größere Rücksicht verdienen, ist nicht ganz so leicht zu beantworten, wie es dem absoluten Freihändler scheinen mag. Es ist ganz richtig: die Verarbeiter beschäftigen nur 25 % der industriellen Bevölkerung, die Erzeuger noch nicht 15; es stimmt weiter, die Leistungsfähigkeit der deutschen Montanindustrie ist von jeher nirgends auf der Welt übertroffen worden. Sie braucht die Zölle nicht, scheint es, während der Verarbeiter durch sie erstickt wird. Aber das Unglück will, daß die Welt seit einem Jahrzehnt an einer Ueberproduktion an Roheisen und Stahl krankt, die schlechterdings im Augenblick nicht zu beheben ist, daß bei allen Bestrebungen, den Ueberschuß auf dem Weltmarkt abzusetzen, die deutsche Industrie auf eine Konkurrenz stoßen wird, die nur durch regelrechtes Dumping, durch Verkauf unter den Inlandspreisen geschlagen werden kann, und die selbst, dank dem die Welt beherrschenden Protektionismus, mit allen Waffen des Dumpings zu kämpfen pflegt! Muß man nicht der deutschen Schwerindustrie hohe Inlandspreise durch Zollschutz sichern, damit sie jenen Kampf siegreich bestehen kann und ihre gewaltige Produktionskapazität völlig ausnutzen kann? Man wird vielleicht antworten, daß eine solche künstliche Erhaltung einer Industrie nicht wünschenswert ist, daß das Wichtigste gerade die Beseitigung der relativen Ueberproduktion, das Verschwinden eines Teils der schwerindustriellen Blocks der Welt sei. Aber man vergißt nur allzuleicht, daß man dabei den am besten organisierten, am billigsten arbeitenden Kern der deutschen Industrie herausbrechen würde, zugunsten anderer Produzenten — der Eisenverarbeiter — gewiß, aber damit zugunsten von Gewerbezweigen, die vielfach infolge ihrer technischen Rückständigkeit (nicht nur infolge der Eisenzölle) der Konkurrenz des Auslands nicht in entfernt dem gleichen Maße gewachsen sind wie die Montanindustrie.

GLOSSEN

DER TOD UND DER MALER

Von

Hanns Fechner, Mittelschreiberhau

Ein Künstlermensch lag müde ausgestreckt auf seinem Ruhelager. Wohl hatte er seine Berufung erfüllt, hatte schönheitsdurstig herrliche Kunstwerke seinen Mitmenschen geschenkt — gab sich jetzt der köstlichen Ruhe hin, die das Ueberschauen menschlichen Erlebens schenkt.

Eins hatte ihm hartes Geschick nicht rauben können: Die Dinge des Lebens im Zauberspiegel des Humors in guten Stunden zu überblicken. — auch die Tragik des Lebens damit zu durchstrahlen. Nun fühlte er, bei der Schlußabrechnung angelangt, daß Soll und Haben zu guter Letzt auf Gleich stehen würden . . .

Winterkälte atmete hinein in sein Träumen, unaufhörlich schneit es — und schneit. Das Auferstehungsehnen der Erde wird langsam begraben unter stillem starrem Weiß. Da stapft langsam ein Zug von furchtbar zerlumpten verwilderten Gestalten einher. Verwundet, hinkend, mit steifen erfrorenen Gliedern, über und über mit Blut besudelt, das jungfräuliche Weiß zerstampfend. Abgehärmte bleiche Weiber, verhungerte Kinder mit glanzlosen Augen an den Händen führend. Nichts mehr ist von der einstigen lebensfrohen Schönheit dieser Menschen, von den blitzenden Uniformen und Waffen der Männer übriggeblieben. Hinter ihnen ein hagerer Geselle . . .

Trommelom — trommelom — trommelom — lom — lom — dumpf dröhnt die Weise seiner Trommel im Rhythmus.

Trommelom — Trommelom — lom — lom —

Dem Maler ist die Melodie vertraut. Oft ist sie ihm aus weiten Fernen erklungen. „Ich kenne deine Melodie, ich höre dein Zähneklappern — du bist der Tod.“

Plötzlich steht eine seltsame Gestalt regungslos wartend dahinten im Winkel neben der Tür. Da muß er lächeln. Ihm scheint's, als ob es lebendig sich bewege in den dunklen Augenhöhlen, gerade so, wie einst vor vielen Jahren ein Spielkamerad zu schielen pflegte, wenn er einen Apfel, den er heimlich vom Baum holen wollte, ins Auge gefaßt hatte. Da muß er lachen. Und das Märlein vom Schmied zu Jüterbog kommt ihm in den Sinn — und wie verhaltenes Lachen klingt's von seinen Lippen: „Ach, lieber Tod von Basel,... Bi — Ba — Basel!“... Das erzürnt den Tod. Aus der Umhüllung heraus schiebt sich sein kahler Schädel, und grinsend beginnt er mit den Zähnen zu klappern:

Trommelom — trommelom — trommelom — lom — lom —...

Halb aufgerichtet auf seinem Lager lauscht der andere lächelnd der seltsamen Melodie. „Warum verstellst du dich nur? In Wirklichkeit bist du ja gar nicht das furchtbare Schreckgespenst, als das die Menschen dich schildern, Ja, könnte ich noch malen, ich würde dich bilden als Jüngling, würde dir einen Kranz von Immergrün, durchwirkt von Blüten, ums Haupt legen, die Arme dir füllen mit farbenglühendem Mohn und unzähligen duftenden Rosen. Ich würde dich zeichnen als Mann in der Reife der Jahre mit gütigem Blick, als ein Führer, allezeit bereit, die Menschen zu geleiten in das unbekannte Land erfüllter Sehnsucht. Oder als Greis, der mit seinem Schützling letzten Trunk leert aus goldenem Becher der Erinnerungen.“

Da nickte der Tod voll milder Güte, und all sein grausames Grinsen ist geschwunden. Langsam tritt er an das Lager: „Ehe du mir folgest, schenke ich dir noch einen Wunsch an das Leben. Ich habe die Macht, ihn dir im letzten Augenblick deines Hierseins zu erfüllen." — „Laß mich die Sonne sehen!" flüstert der Sterbende. Da sieht der Tod, daß der Mann des Augenlichtes beraubt ist. Leise und weich legt er ihm seine sonst so harten Finger auf die Augen. Da — wie Sonnenschein breitet sich seligfrohes Lächeln über das Antlitz des Toten. Noch einmal durfte er die Sonne schauen. Mitnehmen ihr Leuchten, auf daß sie ihm die Finsternis erhelle, auf den dunklen Pfaden zum Allicht...

EIN PRÄZEDENZFALL

Der Spezialberichterstatter des „Wetzlarer Anzeiger" meldet vom Angersteinprozeß, Schwurgericht Limburg a. Lahn: „Dr. Hertzfeld - Essen beantragt, dem Psychologen Prof. Dr. Herbertz von der Universität Bern, der im Saal anwesend ist, Gelegenheit zu geben, Angerstein in der Zelle zu vernehmen, um sich über die Willensbildung des Angeklagten äußern zu können. Bei diesem psychologischen Rätsel, wie es der Fall Angerstein darstellt, könne nicht zu viel getan werden. — Staatsanwaltsassessor Dr. Hoffmann bittet, den Antrag abzulehnen. Die Frage der Zurechnungsfähigkeit könne ausschließlich von einem Psychiater beurteilt werden. Daß man einen Psychologen zu dieser Beurteilung zuziehe, würde einen in Deutschland einzig dastehenden Präzedenzfall darstellen . . . Nach kurzer Beratung beschließt das Gericht, Prof. Herbertz als Sachverständigen zuzulassen. Besuche im Gefängnis bei Angerstein dagegen nicht."

Recht so! Die Arroganz der Psychologen ist tatsächlich empörend. Kaum hat sich im Haarmannprozeß zur gerechten Empörung des Gerichts und aller rechtlich denkenden Rechtsvertreter ein solcher Mensch widerrechtlich in die Verhandlung eingedrängt, sich erdreistet, den Gedanken, Worten und Werken des Angeklagten nachzugehen, sein Seelenleben aufzuspüren, ihn aus seinem Milieu heraus zu beurteilen, die Mitschuld fehlerhafter Strafgesetze und blinder Behörden festzustellen, — kurz, alles aufzubieten, um Staatsanwalt und Richter in Verlegenheit zu bringen, so mengt sich nun im Angersteinprozeß schon wieder einer ein. Dem Herrn Lessing, der nicht nur den Angeklagten psychologisch zu vivisezieren unternahm, sondern auch die unerhörte Dreistigkeit besaß, Richter und Geschworene kritisch-psychologisch zu beleuchten, konnte man noch rechtzeitig das Handwerk legen, indem man ihm die gastliche Schwelle des Gerichtssaals verschloß und seiner höchst anzüglichen Berichterstatterei ein rasches und unrühmliches Ende bereitete. Als Sachverständigen brauchte man ihn also nicht mehr eigens abzulehnen. Anders jener Herr Herbertz. Ihm hat zum Schmerz des Staatsanwalts der Gerichtshof die Beobachtung des Angeklagten — mit Auge und Gehör, aber nicht in traulichem Zwiegespräch in der Zelle — erlaubt. Hat er die Folgen dieser Erlaubnis reiflich überlegt?

Wie, wenn sich zeigen würde, daß ein solcher Präzedenzfall das bisher noch von niemandem angezweifelte Ansehen deutscher Gerichte und ihrer Rechtsprechung empfindlich beeinträchtigt? Wenn es offenbar würde, daß so ein Psychologe in ganz ungewöhnlichen Fällen wie

Haarmann und Angerstein das Denken und Fühlen des Täters wie das Dunkel der Tat besser aufklären könnte als ein nur aufs Juristische eingestellter Jurist oder ein nur aufs „Pathologische" eingestellter Psychiater? Verteidiger wie ärztliche psychiatrische Sachverständige sind nicht immer auch Psychologen. Für den Staatsanwalt freilich gibt es nur einen Angeklagten, der unter allen Umständen für die von ihm verübte Tat die gebührende Strafe zu erdulden hat, einen Sachverständigen, der die Zurechnungsfähigkeit bejaht oder verneint (und das kann nur ein Psychiater), und einen Richter, der das Urteil spricht. Alles weitere ist von Uebel. Man schaffe also um Himmels willen keinen Präzedenzfall in Deutschland durch Zulassung von Psychologen in solchen Fällen. Die Folgen könnten unabsehbar sein.

Braunfels.

Dr. Gerster

EIN STUDENT SPRICHT ZU EINEM LEHRER

Leipzig, 8. Juli

Herr Lessing!

Sie haben als Dozent einer deutschen Hochschule in einer ausländischen Zeitung, vielleicht weil Sie den Mut nicht fanden, es in einer deutschen Zeitung zu tun, gegen den höchsten Beamten des Deutschen Reiches in abfälliger Weise Ihrer äußerst unmaßgeblichen Meinung Ausdruck verliehen. Dabei bewegen Sie sich in Redewendungen, die in akademischen Kreisen, zu denen offiziell vorläufig ja auch Sie gerechnet werden, keineswegs üblich sind. Es bleibt natürlich jedem Menschen unbenommen, seine Ansicht in der seinem Geschmack und Bildungsgrad entsprechenden Weise zu äußern. Aber wir Studenten verlangen von unseren Hochschullehrern doch, daß sie wenigstens ein Mindestmaß von nationalem, gesellschaftlichem und überhaupt menschlichem Takt zeigen und auch in Meinungsverschiedenheiten eine ruhige Sachlichkeit und gewisse Würde bewahren, damit wir zu ihnen mit Hochachtung und Verehrung aufblicken können. Sie, Herr Lessing, haben dafür gesorgt, daß die deutsche Hochschuldozentenschaft in der Oeffentlichkeit erheblich in ihrem Ansehen geschädigt ist. Jeder andere Mensch, der über jenes Mindestmaß von Feingefühl verfügt, würde, nachdem er sich auf diese Weise unmöglich gemacht hat, sich von selbst aus dem öffentlichen Leben zurückziehen. Auch von Ihnen, Herr Lessing, erwarten wir dies baldigst, da Ihnen der stürmische Protest von Kollegen und insbesondere Studenten klar gezeigt hat, wie man in ihrer bisherigen Umgebung über Sie denkt. Sollten Sie dagegen das dazu notwendige Maß von Anstandsgefühl, um dies zu empfinden, nicht haben, so erwarten wir trotz gegenteiliger Erfahrungen doch bestimmt, daß man behördlicherseits doch noch die Maßnahmen ergreifen wird, um Sie aus einem Wirkungskreis, dessen Sie sich unwürdig erwiesen haben, zu entfernen.

Uns weiter mit Ihrer Persönlichkeit und Ihrer Handlungsweise, auch im Haarmann-Prozeß, zu beschäftigen, halten wir für vollkommen überflüssig. Ihr Auftreten richtet sich selbst und wird durch keinerlei Gewaltmaßregeln gerechtfertigt.

Großdeutsche völkische Finkenschaft an den Leipziger Hochschulen, G. A. Der Führer. Kleveman, stud. agr.

Dieser Führer, der sich in deutscher Sprache noch nicht auszudrücken vermag, mehr Spatz als Fink, liest einem Philosophen Vorlesungen über Feingefühl, gesellschaftlichen und menschlichen Takt und ordnet so nebenher behördliche Maßnahmen gegen Professor Lessing an. Wenn das Schauspiel dieser Anmaßung nicht so beschämend wäre, möchte man den Herrn Führer zwanzigmal abschreiben lassen: Ich soll nicht vorlaut sein.

ERNENNUNG

Das Acht-Uhr-Abendblatt (vom 13. Juni 1925) meldet:

> Unser Mitarbeiter Joseph Chapiro wurde zum Vertreter von „Ere Nouvelle" in Deutschland und Oesterreich ernannt, ebenso wie zum künstlerischen Berichterstatter des Pariser Blattes „L'Excelsior".

Das hier veröffentlichte Ernennungsdekret ist offenbar vom Ernannten selbst verfaßt, der ja schon seit mehreren Monaten der deutschen Sprache beinahe vollständig mächtig ist. Er konnte allerdings nicht zum „Künstlerischen Berichterstatter", sondern höchstens zum Berichterstatter über künstlerische Angelegenheiten ernannt werden. Die Ernennung Chapiros, der in seinen alten Würden als Generalreferent der im Jargon geschriebenen „Lodzer Nachrichten" verbleibt, hat in der publizistischen Welt um so größeres Aufsehen gemacht, weil Chapiro schon vorher zum künstlerischen Hauptplauderer des „Neuen Wiener Journals" durch Dekret des Herausgebers ernannt worden war. Hingegen muß die Herausgabe der angekündigten „Gespräche mit Gerhart Hauptmann" wegen Protestes des greisen Dichters unterbleiben.

PAPAS EHE

Eine ganz neue Art von Memoirenliteratur droht anzubrechen. Die erste und längste Periode war, daß man sich selbst erinnerte. Memoiren waren Aufzeichnungen von Begebenheiten, Beichten; Leben und Zeit, gesehen durchs eigene Temperament. Dann kam eine Periode, da man andere sich erinnern ließ (Rosner). Und nun beginnt eine völlig andere Aera, in der die Kinder die Erinnerungen ihrer Väter interpretieren und korrigieren.

Tolstois Tochter reist in aller Welt herum und hält aufklärende Vorträge über das Eheleben ihrer Eltern. Auch Strindbergs Tochter schreibt ein Buch über ihren Vater, um endlich einige weit verbreitete Mißverständnisse zu beheben. Das ist nur ein Anfang.

Strindberg und Tolstoi waren beide keine jener abgekapselten Seelen, die ihr Leid in sich hineinfraßen und Biographisches nur zwischen den Zeilen mitschwingen ließen. Nein, sie rissen ihr Inneres schonungslos auf, sie zerfetzten den Vorhang ihrer Seele und schrien es in die Welt hinaus: Seht, so bin ich! Sie haben nichts geheimgehalten, wollten nichts geheimhalten. Noch klingt ihr Schrei in unseren Ohren, und viele Generationen noch werden ihn hören.

Kann man einen Todesschrei fein säuberlich analysieren? Oder kann man über den Schrei des frechen, roten Lebens Abhandlungen schreiben? Ach, die lieben, guten Wesen melden sich mit geschwungenem Gouvernantenfinger zu Wort: So war Papa! Sie waren ja immer dabei und wissen es deshalb ganz genau, wie und warum Papa nein sagte und Mama ja und umgekehrt. Es ist eine Art familiären Philologentums, das sich da vorbereitet, nur daß dieses da beginnt, wo das alte aufhörte. Denn wenn die Zünftigen den großen Mann immer nur in Gala sahen und sehen wollen, so sehen diese den Mann immer nur im Schlafrock, immer nur in der Intimität täglichen Umgangs. Natürlich hat die Sache einen Haken: Papa hat nämlich schon selbst gesprochen. Aber was kümmert's die guten Kinder? Die sprengen Türen, die längst geöffnet, und entdecken Mysterien, die seit Jahren offen im literarhistorischen Museum zur Schau stehen. Sie kommentieren längst Bekanntes und verrühren Vaters Seelenleben zu Omelettes aux Confitures, wobei die Konfitüren von ihnen stammen. Dabei sind sie immer etwas animos, immer echt weiblich ungerecht gegen Mama. Denn Papa ist laut Attest in die Unsterblichkeit eingegangen und Mama, Gott, Mama ist eine kleine Frau gewesen — was wußte die viel von Papa?

Ob es bei Lebzeiten Papas auch schon so war? Damals hatte Mama noch die Mitwelt für sich, die sie bedauerte, die Frau eines so problematischen, unberechenbaren Mannes zu sein. Und die Familie pflegt sich in solchem Fall zu Mama zu schlagen. Das ändert sich gewöhnlich erst, wenn die Nachwelt ihr Votum abgegeben hat. Wenn die Universitäten erst Papas Herme mit dem Lorbeerkranz geziert haben, dann fängt selbst seine Familie an, sich für ihn zu interessieren.

Aber wie, wenn das Beispiel der Tolstoi- und Strindberg-Tochter Nachahmung finden sollte? Man sieht deutlich eine furchtbare Mode heranziehen. Denn unsere Töchter werden sich nicht damit begnügen, milde und pietätvoll einen Toten zu interpretieren, sie werden mit ihren Studien schon am lebenden Objekt beginnen. Und wer weiß, ob die jungen Damen, in ihrer Ungeduld, die Leute mit deinem internen Habitus bekannt zu machen, bis zu

deinem Ableben warten. Das ist ein freundlicher Aspekt! Armer Papa, du hast den letzten friedlichen Tag verlebt — deine Rangen werden in die letzten Bezirke deines Unterbewußtseins dringen, bewaffnet mit der ganzen Armatur der Psychoanalyse. Und junge Mädel haben auch ohne das schon Augen wie der Teufel . . .

Eine Möglichkeit bleibt dir noch immer: du kannst mogeln. Genau so, wie ich überzeugt bin, daß Goethe ausgerechnet sein Leben so gelebt hat, um seinen Biographen ein Schnippchen zu schlagen. Wenn sie dich obduzieren wollen, über eines kommen sie doch nicht hinweg: es bleibt noch immer die Barriere des Geschlechtes. Denn mag das Ei auch manchmal klüger sein als die Henne, niemals weiß es mehr als der Hahn.

Lucius Schierling

WORTE VON TRISTAN BERNARD

Ein einziges gutes Argument ist mehr wert als viele bessere Argumente.

*

Nichts gleicht einem Unschuldigen mehr als ein Schuldiger, der nichts wagt.

*

Das, was wir an unsern Freunden lieben, ist das, was sie aus uns machen.

*

Im Leben bringt man sich oft durch Nichtssagen in komplizierte Situationen. Die Lüge und das Schweigen arrangieren gleich viel Familiendramen.

*

Es ist besser, nicht über alles nachzudenken als nicht genug nachzudenken.

*

Im Theater wollen die Leute überrascht sein, aber mit dem, was sie erwarten.

*

Wenn Victor Hugo weniger Genie gehabt hätte, würde er ebenso geschickt gewesen sein wie Scribe...

*

Die vornehmste Eigenschaft erfolgreicher Autoren ist ein ganz besonderer Sinn dafür, sich ihre Sujets so zu wählen, daß sie nicht ganz neu sind, ohne deswegen ganz abgestanden zu sein.

*

Die Sorge der französischen Geschäftsleute ist weniger, Geld zu scheffeln, als zu verhindern, daß andere es gewinnen.

ANEKDOTEN

1

Der Herzog von Richelieu wohnte in der Kathedrale einer Trauung bei.

Der Bräutigam, ein Herr der hohen Aristokratie, war siebzig, die Braut siebzehn.

Als die Braut ihr Jawort gab, erhob der Herzog sich geräuschvoll und sagte laut und deutlich:

„Da müßte die Polizei einschreiten!“

Und entfernte sich ....

2

Bei einem Bankett wandte sich Henri Rochefort an den Herrn des Hauses und bat um einen anderen Tischnachbarn.

„Wieso,“ fragte der Herr, „gefällt er Ihnen nicht?“

„Das nicht,“ antwortete Rochefort, und, indem er das Gesicht etwas sauer verzog, — „aber er hat mich mal zum Tode verurteilt . . .“

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 28)

DER KUNSTMARKT

Ausstellungen.

Frankfurt.

Im Städel zeigt Swarzenski, was die Mitglieder seines Museums-Vereins und befreundete Sammler besitzen. Werke des 14. bis 18. Jahrhunderts, Hervorragendes unter den Primitiven aus Deutschland und Italien, ein Beweis mehr, daß auch unsere Käufer auf diesem Lieblingsgebiet der amerikanischen Sammler noch konkurrieren können. Dann sehr gutes französisches 18. Jahrhundert, in eleganten Wohnräumen allerdings noch besser wirkend als auf der so vorteilhaft aufgemachten Museums-Ausstellung.

Deutsche Fayence vom 16. Jahrhundert an aus Privatbesitz führt Robert Schmidt im Kunstgewerbe-Museum vor, in einer Schau, deren Farbenpracht und Reichtum ohne Vergleich sind. Die Snobs pflegen nur vor ostasiatischem Geschirr zu knien — hier können sie lernen, was deutsche Töpfer des Barock in Hanau und Frankfurt, Fulda und Höchst geleistet haben. Und wie berechtigt die Preissteigerung für diese jeden Wohnraum lebhaft schmückenden Dinge ist.

Hamburg.

In der alten Kunsthalle Bilder und Graphik aus Privatbesitz, fast 400 Nummern, eine Ueberraschung selbst für die Hamburger. Dabei sind auch dort die berühmten Sammlungen aufgelöst oder in der Auflösung. Die alten Meister ohne Glanzstücke, auch der Rembrandt von 1635, ein Männerbildnis, ist keines, eher schon der Jan Steen, eine Dorfschule, mit fleißigen und dämlichen Kindern — aber als dann in der Berliner Akademie die Ausstellung aus hiesigem Privatbesitz eröffnet wurde, hing der prächtige Steen auch hier: wohin gehört er denn nun?

Aus Alt-Hamburger Bürgerstuben gute Käufe aus England. Mit besonderer Betonung die Kunst der Gegenwart: von den großen Franzosen des 19. Jahrhunderts geführt, die Sardanapal-Studie von Delacroix, die badenden Frauen von Manet immer noch „gegenwärtig“ wie die Ausdrucksbemühungen der Künstler der „Brücke“.

Berlin.

1914 hatte der Kaiser-Friedrich-Museums-Verein zum letzten Male ausgestellt: eine ganze Wand von Rembrandts, einen Hochrenaissance-Saal mit Raffael und Tizian — das kann man heute nicht mehr erwarten. Wer sehen will, was wir für kleine Leute geworden sind, braucht nur in die Akademie zu gehen. Die erste Qualität ist überhaupt nicht mehr da.

Bode und seine Adjutanten haben aus der Not eine Tugend machen wollen: nicht die paar Perlen der alten Sammlungen, die

noch irgendwo da sind, zeigen, sondern dasjenige, was man neu hat kaufen können. Es muß ja nicht immer die große Liebe sein, es muß auch nicht der große Name sein. Wo er doch darunter steht, enttäuschten die Bilder regelmäßig, der Rembrandt ebenso wie alles, was unter Rubens und van Dyck geht. Und der Dürer, na ja, er ist so echt wie nur möglich, er ist ja auch signiert und gehört Herrn Paul von Schwabach, aber Hand aufs Herz, wer findet ihn schön?

Nach Londoner Prinzip hat man auch die Kunsthändler aufgefordert, es sind schließlich auch Menschen, und wer weiß, wann wir ihre guten Sachen wieder sehen. Der große Judenkirchhof von Ruisdael, der aus dem Museum in Hannover von der Familie Cumberland verkauft worden ist und nun Blumenreich und Zatzenstein gehört, ist ebenso pathetisch wie schön; Dr. Plietzsch schickte aus der Galerie van Diemen eine kleine Fanfare in Blau und Rot, die Franz Hals als Fischerjunge malte, einen immerhin edlen Tintoretto und das rein gezeichnete Männerbildnis Cranachs auf Hellblau. Das pompöse Generalsbildnis von Goya, das Karl Haberstock gehört, hat es aber nicht verdient, so zu hängen, daß man in der Glasscheibe immer nur sich selber sieht.

Das sind die Paradestücke, bei den neuen Sammlern pflegt man anderes zu sehen. Es ist aller Ehren wert, wenn von einem unbekannten Namen wie dem Venezianer Domenico Maggiotto Herr Dr. Adolf Grabowsky etwas so Vorzügliches kauft wie das „eingeschlafene Landmädchen". Das kleine Liebespärchen, das den Namen des Manieristen Spranger trägt, aber vielleicht von Ujtewael ist, die Waldlandschaft von Coninxloo, die Professor Glaser gehört, die Loggia aus dem Dogenpalast, die einst in der Sammlung Berthold Richter hing und nun seinem Neffen, dem Maler Joseph Block gehört — das sind kleine Dinge, die jeder gern bei sich hätte. Ein Alt-Berliner Sammler von großem Format stellt sich aus dem 18. Jahrhundert vor, Sigismund Streit, im Venedig Canalettos wohnhaft, dann Direktor des Grauen Klosters, schenkte dorthin, was er von Amigoni, dem Boucher des kleinen Mannes, und den Vedutenmalern kaufte.

Dr. Erich Roemer.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48, Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Juliwoche

Als Stresemanns Partei ihren ersten laut nationalen Wahlkampf machte, da hieß es auf ihren Plakaten: „Von Feindesfesseln macht Euch frei allein die deutsche Volkspartei". Hernach ist diese Verheißung allerdings dadurch erfüllt worden, daß Stresemann den Ruhrkampf beendet hat — sicherlich also anders, als seine Gefolgsleute sich das eigentlich gedacht hatten. Jener Adler, der auf anderen Plakaten die blau-weiß-roten Schleifen zerriß und auch Volkspartei hieß, hatte sicherlich Versailles im Sinne. Nun, dazu hat es noch nicht gelangt. Denn das ist eine Sache des Verschleißens, nicht des Zerreißens. Der Friedensvertrag ändert sich durch Anwendung statt durch Kündigung. Ob man diese Tatsache nun nationale Befreiungspolitik oder Erfüllungspolitik nennt, kommt auf dasselbe hinaus. Nur die Deutschnationalen wollen das nicht einsehen. Es ist Stresemann immer noch nicht gelungen, sie zu seiner Außenpolitik zu bekehren. Was bleibt ihm da anderes übrig, als sie abzulenken? Der Sicherheitspakt wird innerpolitisch mit einem lauten Geschrei über den Artikel 16 der Völkerbundsatzung eingeleitet, der Eintritt in den Völkerbund mit der sogenannten Aufrollung der Schuldfrage und der Forderung nach Kolonialmandaten. Die Antwortnote, in der die Reichsregierung sich Frankreich gegenüber zu Verhandlungen über das Sicherheitsproblem bereit zeigt, versteckt sich hinter der Kündigung des spanischen Handelsvertrages; denn das ist die erste nationale Tat der deutschnationalen Regierung. Es ist schwer zu verstehen, daß sich Herr Neuhaus mit Herrn Primo de Rivera, mit dem er doch sicherlich in den Grundansichten über Staat und Außenpolitik durchaus übereinstimmt, in einer solchen Nebenfrage wie der Weinausfuhr nicht leichter einigen kann. Aber noch schwerer verständlich ist es, daß die Regierung

Luther ihre Unterschrift unter einen Vertrag derartig leichtfertig aus rein taktischen Gründen innerhalb von ein paar Wochen setzt und zurückzieht. Der Aufwand, mit dem der Handelsvertrag im Reichstag durchgedrückt worden ist, erscheint nachträglich lächerlich. Aber erst recht lächerlich muß dem Ausland das Vertragschließen mit einer Regierung vorkommen, der ihre außenpolitischen Beziehungen gut genug sind, um sie als Zusatzgewichte auf der innerpolitischen Wage zu benutzen. Das Primat der Außenpolitik ist einer der Programmpunkte unserer Rechten. Man kann nur wünschen, daß sie alle ihre programmatischen Forderungen ebenso glänzend und respektheischend durchsetzt wie diese.

Haben Deutschland und Polen gegenseitig ihre Gesandten, haben sie ihre Außenministerien, ihre Handelsdelegationen und den ganzen sonstigen Aufwand, mit dem sie ihre gegenseitigen Beziehungen regeln, für die Menschen, die in diesen Ländern leben, oder für die Rohstoffe — und vielleicht noch deren glückliche Besitzer? Weil sich die beiden Regierungen nicht darüber einigen können, ob sie den Interessenten ihrer Länder 100 000 oder 200 000 Tonnen Kohlenausfuhr aus Oberschlesien zumuten können, müssen 10 000 oder 20 000 sogenannte Optanten zum größeren Ruhme des Vaterlandes aus der Heimat vertrieben werden. Die Gefühllosigkeit, mit der dieser Plan von der Presse beider Länder behandelt wird, ist erstaunlich. Er läßt traurige Rückschlüsse darauf zu, wie das öffentliche Gewissen sich wehren würde, wenn einmal etwas näher als in China oder Afrika eine Kriegsgefahr drohte. Denn so fängt es immer an — und der Widerstand, der im Anfang versagt, kann nicht mitten im Laufe der Ereignisse plötzlich entstehen. Wie widerlich ist doch dieses Zeitalter, für das immer noch manche Leute besondere Verdienste in Anspruch nehmen! Was für eine hoffnungslose Verrohung der Sittlichkeit zeigt sich darin, daß völlig Unbeteiligte und Unschuldige, kleine Bauern, Handwerker, Kaufleute, von ihrer Arbeit, ihrem Hof, ihrem Platz vertrieben werden, damit auf diesem Umweg ein Druck auf ihr Vaterland ausgeübt werde! Und wie sinnlos ist noch dazu diese ganze Maßnahme! Denn da die Oeffentlichkeit für das Leid des einzelnen völlig abgestumpft ist, besonders wenn es sich um Kümmernisse im Kampfe mit einer anderen Nation handelt, so bleibt auch die Druckwirkung völlig aus. Die Leute, die aus Sentimentalität oder Berechnung in Polen für Deutschland und in Deutschland für Polen optiert haben, werden jetzt zum Dank durch die Unnachgiebigkeit ihrer Wahlheimat aus ihrer Wohnheimat vertrieben. Es gibt ein paar Massenquartiere; es gibt Tränen, Hunger und Verzweiflung. Aber solange

das Kohlensyndikat erklärt, daß es keine oberschlesische Kohle brauchen kann, und solange die oberschlesischen Kohlenbarone erklären, daß sie nach Deutschland ausführen müssen, mögen immerhin ein paar Tausend Menschen unglücklich und elend werden — auf die hohe Politik kann das keinen Eindruck machen. Demnach sind aber solche Methoden der Hartherzigkeit, die nicht mehr vorhandene weiche Herzen voraussetzen, altmodisch und nutzlos. Aufgabe einer verständigen Außenpolitik muß es sein, sich neue Druckmittel auszudenken, die dahin zielen, wo noch etwas weich ist. Vielleicht macht ein Menschenfreund hierüber einmal ein Preisausschreiben.

Es sieht so aus, als wollte Adolf Hitler in Sachsen ansässig werden. In München wird dem nationalhysterischen Trommler das Reden verboten, weil die Bayrische Volkspartei eine vielleicht beschränkte, aber wenigstens urkräftige Partei ist. In den sächsischen Industriestädten darf Hitler ungestört seinen Versammlungskohl anbauen, in Sachsen regiert eine Karikatur der großen Koalition, das heißt: niemand hat einen festen Willen. Vor allem die Sozialdemokratie ist zerfressen vom inneren Kampf, eine klägliche Sorte von Radikalen hat sich in eine noch kläglichere Sorte von Ministersozialisten verbissen, und während die Arbeiterbewegung in Sachsen Stück für Stück vor die Hunde geht — man denke nur an das klägliche Versagen der Sozialisten bei der Wahl des Reichspräsidenten — kann Hitler vor überfüllten Sälen, radikaler als Levi, nationaler als die „Leipziger Neuesten Nachrichten", die armen unterernährten Sachsen politisch besoffen machen. Eine nationale Provinzpresse von unsagbarer Dummheit schafft die Vorbereitungen für die Vergiftung durch Hitlers politischen Schnaps. Die Proletarier, angeekelt vom gegenseitigen Haß der Führer, hoffnungslos gestimmt durch eine nicht endenwollende Krise, übersatt der blutigen Redereien der Kommunisten, voll Wehmut der beiden sächsischen Volkshelden Hölz und Zeigner gedenkend, sind in jenem Zustand innerer Verwirrung, seelischer Apathie, in welchem man eben zum Schnaps greift, dieser Schnaps des Denkens wird von dem exaltierten Hitler erzeugt, er brennt in der Gurgel, und der Katzenjammer stellt sich erst nach einiger Zeit ein. Schon bei der Präsidentenwahl müssen in Sachsen viele Tausend Proletarier und noch mehr Proletarierfrauen für Hindenburg gestimmt haben, die sind jetzt Hitlers billige, willige Beute. Könnte man sich nicht auf Hitlers Sturheit verlassen, auf seine stupide Kriegslust, die Zwickau, Chemnitz und Glauchau zum Kampf gegen die Franzosenbrut rufen wird, man müßte fürchten, daß sich dort ein national-sozialistisches

Geschwür bilden wird, das sich tiefer einfrißt, als die Genossen ahnen, denn Hitler ist fleißiger als die Genossen, und an dessen Ausmerzung viele Jahre mühseliger Arbeit gewendet werden müssen. Zum Glück ist Hitler Hitler, nämlich ein nationalistischer Hölz, zum Glück trommelt er selber überall zu seinem Leichenbegängnis. Aber Sachsen, wie gesagt, durch eine mit München konkurrierende Presse präpariert, könnte Hitlers zweite Heimat werden. Man soll darauf achten.

Als Painlevé neben dem Ministerpräsidium das Kriegsministerium übernahm, da bezweifelten seine Gegner auf der Rechten seine Eignung für diesen Posten. Er hatte aber großen Erfolg mit der Ewiderung, daß er es gewesen sei, der 1917 die verhängnisvolle Offensive des Generals Nivelle angehalten und diesen erbarmungslosen Draufgänger abgesetzt habe. Die Friedensjahre scheinen Herrn Painlevé nicht gut bekommen zu sein. Die Energie und den Mut, die er damals aufgebracht hat, findet er jetzt nicht mehr zusammen. Sonst hätte er, was im großen Nationalkrieg Frankreichs möglich war, jetzt im kleinen Kolonialkrieg auch fertig bringen müssen. Statt dessen hält er aus falschem Prestige am Marschall Liautey fest und schickt lieber mit unklaren Aufträgen noch zwei Generäle nach Marokko, die sich gegenseitig stören und von dem Marschall Generalresidenten erst recht gestört werden. Sicherlich hat dieser politische Militär mit seinem Rücktritt gedroht, wenn man ihm das Oberkommando wegnähme; und so ein Rücktritt eines berühmten Offiziers im Augenblick einer Krise ist immer unangenehm, weil er einen peinlichen Eindruck auf die Oeffentlichkeit machen muß. Wir in Deutschland haben viel Verständnis für die Schwierigkeiten der französischen Regierung. Wir können uns aus unserer Kriegserfahrung mit Herrn Ludendorff und Herrn Kühlmann, mit den Generalkommandos und den Zivilbehörden ungefähr vorstellen, wie schlecht sich im Augenblick der Kämpfe die Zivilverwaltung in Marokko einführen und die Neuregelung des Oberbefehls durchführen läßt. Aber wir haben immer gedacht, bei uns lägen die Dinge besonders schlecht, weil wir die großen Militaristen waren. Herr Painlevé dagegen war uns immer das Muster jenes zivilen Kriegsministers, der von seiner Bürgerlichkeit zur Zivilcourage befähigt wurde, jener Abart von Mut, die dem Etappenheldentum weit überlegen ist und sogar einen Krieg eher entscheiden kann als soldatisches Draufgängertum. Es scheint, daß die Errungenschaften des Sieges vielen Franzosen nicht gut bekommen sind. Sie haben zu lange Soldat gespielt, und sie haben dabei spielend zu viel gelernt!

Solange der deutsche Strafrichter rein kriminalistische Vorgänge zu beurteilen hat, fühlt er sich selbstsicher und objektiv, durch keinerlei innere Berührung mit denen, über die er richtet, beeinflußt. Sobald aber in einem Prozeß politische Dinge eine Rolle spielen, wird er unruhig. Er sieht die Augen seiner Justizverwaltung und die einer weiteren Oeffentlichkeit auf sich gerichtet, er weiß, daß er innerlich mit dieser oder jener Partei sympathisiert, und mindestens im Unterbewußtsein ist sein Handeln von dem Gedanken mitbestimmt, daß ein solcher Prozeß das Ende seiner Karriere bedeuten kann. Was tut er? Er versucht, die Verhandlung möglichst aller politischen Momente zu entkleiden; die Folge ist das Zerrbild eines Urteils, das weder die Prozeßbeteiligten noch die Oeffentlichkeit befriedigen kann. Die Sachlage bleibt ungeklärt, weil die wirklichen Beweggründe und die Hintermänner der Tat nicht beleuchtet werden; das Urteil selbst zeitigt neue Wogen der Leidenschaft, anstatt durch seine Autorität reichlich vorhandene zu glätten.

Der Faulhaberprozeß.

Auch in diesen Tagen haben wiederum zwei politische Prozesse größte Unruhe hervorgerufen. Der völkische Redakteur Huppertz war wegen Beleidigung des Münchener Erzbischofs Kardinal Dr. Faulhaber angeklagt. Er hatte den Erzbischof des Landesverrats beschuldigt und wurde vom Hamburger Gericht freigesprochen, da man ihm die Wahrung berechtigter Interessen, also den Schutz des § 193 Strafgesetzbuches zubilligte. Das Urteil ist in seiner Begründung unhaltbar und steht im Widerspruch zu der ständigen Rechtsprechung des Reichsgerichts. Da nach dieser das *allgemeine* Interesse an einem Vorkommnis nicht ausreicht, um den Schutz des § 193 zu gewähren, hat der Hamburger Richter — wie man aus den Berichten schließen muß — in seiner Urteilsbegründung für den Angeklagten ein *persönliches* Interesse konstruiert: Der Angeklagte ist Deutscher, da die Mehrzahl der Deutschen im Ultramontanismus eine Gefährdung der vaterländischen Belange sieht, ist auch der Angeklagte als einzelner berechtigt, straflos unter dem Schutz des Gesetzes zu beleidigen. Ob der Richter auch ebenso in der schriftlichen Urteilsbegründung, die allein der Revisionsinstanz zugänglich ist, argumentieren wird, erscheint fraglich. Der Schutz des § 193. Selbst der Presse ist vom Reichsgericht stets nur dann der Schutz des § 193 zugestanden worden, wenn der Schriftleiter seine persönlichen Interessen wahrnahm. Von diesem Standpunkt, der die heutige öffentlich-rechtliche Bedeutung der Presse verkannte, ist allerdings letzthin das Berliner Landgericht I in einer vorzüglich begründeten Entscheidung ab-

gewichen. Nach dessen Urteil ist ein berechtigtes Interesse der Presse unter folgenden Voraussetzungen gegeben:

1. es muß sich um öffentliche Mißstände handeln;
2. es muß die ausschließliche Absicht vorliegen, öffentliche Mißstände zu treffen und hierdurch dem öffentlichen Interesse zu dienen; die Verfolgung sonstiger, insbesondere parteipolitischer oder sensationeller Zwecke ist nicht geschützt;
3. der Täter muß sich über die Richtigkeit der von ihm behaupteten Tatsachen in objektiv ausreichender Weise vergewissert haben.

Oeffentlich oder geheim?

Auch der Schweriner Prozeß gegen deutschvölkische Mörder hat Beunruhigung hervorgerufen, anstatt durch öffentliche Besprechung des Mordgetriebes befreiende Klarheit zu schaffen. Der Name der auf roter westfälischer Erde erwachsenen Femgerichte darf nicht durch Verbrecher besudelt werden, die ihrem Mordunrecht den Rechtsnamen Feme geben wollen. Die Oeffentlichkeit der Hauptverhandlung wird mit Recht als Grundlage des modernen Strafprozesses angesehen. Wie miserabel aber unsere Verfahrensvorschriften sind, zeigt an diesem Prozeß die Tatsache, daß das Gericht Gründe dafür, warum die Staatssicherheit gefährdet ist, nicht angeben braucht und eine Nachprüfung über die Notwendigkeit der Ausschließung durch das Reichsgericht unmöglich ist. Jedem Richter muß der Satz eines der Mitschöpfer unseres Strafrechts erneut vorgehalten werden: „daß Ausschließung der Oeffentlichkeit ohne zwingenden Grund oft schädlicher wirken kann als ihre Zulassung, indem sie die öffentliche Aufmerksamkeit auf den Fall, dessen Einzelheiten mitunter dennoch auf einem unanfechtbaren Wege in die Presse gelangen, hinlenkt und Vermutungen Raum gibt, die bei gewahrter Oeffentlichkeit gar nicht vorgekommen wären“. In Schwerin hätte man sich, wenn es überhaupt nötig war, mit teilweiser Beschränkung der Oeffentlichkeit begnügen können, wie bei Verhandlungen gegen links fast stets verfahren wurde. Warum ist gegen Linksradikale immer vor dem Staatsgerichtshof verhandelt worden, dessen Urteile endgültig sind? Den Deutschvölkischen wurde durch die Verhandlung vor dem Schwurgericht eine Revisions-Instanz vor dem Reichsgericht gewährt, und auf diese Weise von vornherein eine prozessuale Besserstellung garantiert.

Was bringt der Höfle-Ausschuß am Ende?

Zu den kriminalistischen Ereignissen von politischer Bedeutung gehören auch die großen Skandalaffären, die in der letzten Woche einen vorläufigen Abschluß gefunden haben. Die beiden, die als erste in Untersuchungshaft kamen, Holzmann und Kutisker, sind jetzt als letzte entlassen worden. Ueber die Taten der beiden

steht das Urteil des Gerichts noch aus, über die Taten der Justizverwaltung ist es bereits vom Höfle-Ausschuß gefällt. Trotzdem haben die Verantwortlichen noch immer nicht die Konsequenzen gezogen. Sie selbst wirken weiter und haben — ut aliquid fiat — dem jungen Assessor Dr. Caspary vorläufig sein Kommissorium entzogen. Hier muß der Höfle-Ausschuß energischer als bisher durchgreifen und gleichzeitig dafür sorgen, daß der Ruf nach einem Justizminister nicht ungehört verhallt.

EIN KOMMUNIST

DIE FAUST ERSETZT DEN GEIST

Diese Betrachtungen über den eben abgeschlossenen Parteitag der Kommunisten rühren von einem Genossen her, der in der Partei, die unter der Führung von Ruth Fischer steht, nicht mehr hoffen darf, zu Wort zu kommen. Die Tribüne des „T.-B.", allen offen, ist auch für diese politische Elegie da.

Unsere Staatsanwälte gehen bei der Verfolgung der Kommunisten entschieden zu forsch vor. Wenn sich einige von ihnen die Mühe gemacht hätten, einen Blick in den Parteitag zu werfen, der in der vorigen Woche im preußischen Abgeordnetenhaus stattfand, sie wären rasch zu der Ueberzeugung gekommen, daß die kapitalistische Gesellschaft keinen Grund hat, vor diesen Kommunisten um ihre Existenz zu zittern.

Stefan Großmann hat vor einem Jahre den Parteitag der Sozialdemokraten, der in denselben Räumen stattfand, als den Parteitag der Fünfzigjährigen bezeichnet. Der kommunistische Parteitag war der Parteitag der Dreißigjährigen. Aber es gab auf ihm noch weniger aufregende Momente, als auf der Tagung der Fünfzigjährigen. Dort die brav gewordenen Bürger, die Kriegsernährung und Hungerzeit der Inflation gut überstanden hatten, mehr oder weniger von dem einen Gedanken bewegt, durch erhitzende Ereignisse nicht aus der Behaglichkeit einer geruhigen Lebenshaltung herausgerissen zu werden. Hier die sozial Zurückgestellten, stark verärgert und darum zuweilen wild aufbegehrend, sonst aber doch alle Elemente in sich tragend, die, wenn erst die Vierzig überschritten sind, einen schönen Spießbürger geformt haben. (Nietzsche: Wenn die Brot hätten, wonach würden die schrein!)

Es gab für den Parteitag keine Probleme zu lösen. Die Referate waren verdünnte Versammlungssaucen. Nicht einmal Ruth Fischer, die einzige Rhetorikerin der Partei, vermochte die Delegierten zu einer Hochstimmung emporzureißen. Ihr Referat war mehr als matt und brachte nicht einen Gedanken, über den sich lohnen würde, zu diskutieren, von dem Mangel an Talenten, der die kommunistische Partei auszeichnet, abgesehen, ist es ja auch

keinem der Redner gestattet, aus sich herauszugehen, am allerwenigstens den Diskussionsrednern, über deren Häuptern das Damoklesschwert der Ausschließung schwebt und erbarmungslos auf sie niedersaust, sobald sie von der vorgeschriebenen Marschroute abweichen. Vernunftsgründe scheiden dabei aus. So schaltet die Partei bewußt gerade jene Faktoren aus, die allein imstande wären, geistiges Leben zu erzeugen. Wenn die Staatsanwälte nicht nachhelfen, läuft die kommunistische Partei Gefahr, an Inzucht zu sterben.

Die Partei verfügt über geistige Potenzen, sie könnte auch genügend Kräfte mobilisieren, die in der Lage wären, das gegenwärtig brennendste Problem, die Gewerkschaftsfrage, zu lösen. Sofern aber diese Kräfte und Potenzen nicht schon abgetrieben sind, sitzen sie in irgendeinem Schmollwinkel und dürfen weder reden noch schreiben. Dafür ist von der Partei, über jede Gebühr weit hinaus, die schwielige Faust in den Vordergrund gerückt worden. Die Zentrale ist des Glaubens, es genüge eine Arbeiterpartei zu schaffen, wenn möglichst viel Proleten vom Schraubstock weg auf vorgeschobene Posten gestellt werden. Ihr Vorbild, die russischen Kommunisten, werden zwar von Intellektuellen geführt. In Deutschland aber soll die knochige Faust den Geist ersetzen; und das Haupt der Partei, die Zentrale, nennt diese bewußt betriebene Entgeistigung: „Bolschewisierung der Partei im Geiste Lenins.“ Die Fraktionen der Partei in den Parlamenten, von allen Köpfen gesäubert, sehen aber weit eher wie Krabuschke aus. Sie in einem Atemzug mit Lenin zu nennen, wie die rundliche Ruth es tut, ist Leichenschändung.

Merkwürdig, daß seit Monaten in der kommunistischen Presse und auch auf dem Parteitag andauernd von einer Schwenkung zur praktischen Politik geredet wurde, während die Wirklichkeit von einer solchen Schwenkung nicht berührt zu werden scheint. Die Hoffnung auf das baldige Herannahen der Weltrevolution, von Westeuropa und Deutschland ausgehend, ist ja auf Moskauer Ratschlag hin, wenigstens für die nächsten Jahre, begraben worden. Die Partei soll sich der praktischen Tagesarbeit widmen, an die konkreten Fragen der Politik anknüpfen, im Rahmen der gegebenen Verhältnisse also praktische Arbeit leisten, um so, Schritt für Schritt, die Massen für sich zu gewinnen, ihr Führer zu werden. Das hat zu einer Sezession der „Linken“ um Katz, Scholem und Rosenberg geführt, die behaupten, der empfohlene Weg sei in Wirklichkeit nichts weiter, als eine Rückkehr zur „Brandlerpolitik“, deren Liquidation mit viel Gekreisch im vorigen Jahre vollzogen wurde und die endgültige Konstituierung zur „Bolschewisierung der Partei“ bringen sollte. Tatsächlich kommt die neue, von Moskau vorgeschlagene und von der deutschen Zentrale gebilligte Linie einem Sprung aus dem schönen Reich der Träume in die rauhe

Gegenwart gleich. Aber praktische Schlußfolgerungen sind daraus auch auf dem Parteitag nicht gezogen worden.

Die Partei scheint willens zu sein, ihre „linke" Politik mit „rechten" Vorzeichen fortzusetzen, also weiter leeres Stroh zu dreschen. Auf jeden Hieb gegen die „Ultralinke" folgen zwei Schläge gegen die „Ultrarechte", und während die „Linken" um Scholem auch in der neuen Zentrale vertreten sein werden, ist die „Rechte", deren Politik theoretisch — die Zentrale mag sich drehen und wenden wie sie will — als richtig anerkannt worden ist, bei den Wahlen zur Zentrale ohne Vertretung geblieben. Die massenhaften Ausschlüsse, die im vorigen Herbste deshalb vorgenommen wurden, weil im praktischen Tageskampf stehende Funktionäre von der Partei jene Schwenkung zur Wirklichkeit verlangten, die sie heute, theoretisch, vollzogen hat, diese Ausschlüsse wurden vom Parteitag ausdrücklich gutgeheißen. Nur einem halben Dutzend Delegierten dämmerte es, daß mit der Gutheißung dieser Ausschlüsse d i e Politik desavouiert wurde, die die Zentrale der Linken gegenüber mit viel Aufwand an Zeit und Kraft verteidigen muß.

Die vernunftbegabtere Rechte hat nach diesem Parteitag die Hoffnung auf eine baldige Reform der Partei aufgegeben. Sie ist an dem gegenwärtigen Zustand nicht ganz unschuldig, denn sie verstand es nicht, neben der politischen Ueberlegenheit, die zweifellos auf ihrer Seite ist, rechtzeitig auch die Ellbogen zu gebrauchen. Die Katz, Scholem, Rosenberg, Ruth Fischer und Geschke verstanden es besser. Deshalb wird in der kommunistischen Bewegung, der theoretischen Schwenkung zum Trotz, weiter die Phrase vorherrschen, alle Vernunft als Unsinn und „unleninistisch" verdammt bleiben. Der Bürger kann ruhig schlafen. Ruth Fischer wird keine Revolution machen. Unter ihrem Kommando wird die kommunistische Partei noch nicht einmal im politischen Tageskampf ein Gegner werden, der irgend jemand ernsthaft in Gefahr bringen könnte. Auch Moskau wird an d i e s e n Kindern keine Freude erleben.

Trotzdem wäre es verfehlt, etwa ein baldiges Ende der kommunistischen Bewegung zu prophezeien. Bei der sozialen Struktur Deutschlands werden dieser Bewegung immer von neuem wieder frische Kräfte zugeführt. Schließlich muß es, politisch gesehen, ja immer e i n e Oppositionspartei geben, und wenn sie noch so schlecht ist. Auch starke psychologische Gründe sprechen mit. Es sind nicht nur eingefleischte Kommunisten, die an Rußland glauben, auch für viele sozialdemokratische Arbeiter ist Rußland das Land der Revolution und hat in jedem Falle deren Sympathien. Letztens aber: in Deutschland scheint eine Partei immer wieder durch die Dummheiten der anderen galvanisiert zu werden. Wechselwirkung! Nur daß Dummheit nie zum Fortschritt führt. Deutschland stirbt an der Armut der Herzen.

Einer der ersten Prozesse, die durch das glücklich angenommene Gesetz über die Wiederaufnahme der Verfahren vor dem bayerischen Volksgericht möglich werden, wird den Fall des Freiherrn Hubert von Leoprechting betreffen. Herr Staatssekretär Weißmann, der dieses notwendige Gesetz im Reichsrat zu Fall bringen wollte, wird hoffentlich bald Gelegenheit haben, seinen alten Schützling im Gerichtssaal wiederzusehen. Das Aufnahmeverfahren in Sachen Leoprechting wird noch eine gesunde Nebenfolge haben: Es wird das moralische Todesurteil für Herrn Haß bringen.

Das Eintreten für den unschuldig verurteilten Fechenbach war sicherlich dankbarer wie die Einleitung einer Kampagne zugunsten des Freiherrn v. Leoprechting. Und doch haben wir die Pflicht, die Oeffentlichkeit an diesen, durch den Widersinn der bayrischen Volksgerichte lebendig begrabenen jungen Menschen zu erinnern, der zweifellos ein nicht ganz ungefährlicher Phantast und Psychopath war — aber, weiß Gott, kein schlechter, für ein Todesurteil reifer Mensch!

Der Fall Leoprechting bedeutet für das Bayern des Herrn v. Kahr, der Herren Heim, der Bothmer, Machhause tutti quanti eine viel üblere Belastung wie für den Träger des Namens selbst.

Hubert v. Leoprechting ist der Typ eines geistig geweckten, moralisch und psychisch jedoch stark belasteten Nachkommens einer klerikalen, bayerischen Adelsfamilie. Das Gutachten des ärztlichen Sachverständigen förderte eine Familiengeschichte der Leoprechting zutage, die bei jedem anderen Richterkollegium dem Angeklagten mildernde Umstände in weitestem Maß zugesichert hätte, ein langes Verzeichnis von Entmündigten und geistig Minderwertigen, über die das „Volksgericht“, ohne mit der Wimper zu zucken, hinwegging und nicht einmal beim Strafmaß darauf Bezug nahm.

Nach einem seelisch zermürbenden fünfeinhalbjährigen Gefangenendasein in der Kasematte eines französischen Forts, betritt der junge, 25jährige Baron Ende 1919 in München die Bühne der „hohen Politik“. Seine Visitenkarte sprengt die Türe jeder Amtsstube und jedes Salons; selbst der Ministerrat ist nicht sicher vor ihm. Kein politisch irgendwie in Bayern bekannter Mann kann sich rühmen, von Leoprechting nicht ins Gespräch gezogen worden zu sein. So sind die wahren Schuldigen an dem Schicksal des gescheiterten, abenteuerlichen Aristokraten jene unterwürfigen Politiker, Bureaukraten und Diplomaten, die auf den blauen Dunst, die Tiraden und „Denkschriften“ Leoprechtings ziemlich gründlich hereingefallen sind — im Norden und im Süden des Reiches. So sind vor allem mitschuldig die „weiß-blauen“ Politiker wie Bothmer und Heim, die über dem damaligen München den Dunst einer mehr oder minder gewaltsamen, länger oder kürzer andauernden, an Frank-

reich oder Oesterreich angelehnten Separation Bayerns vom Reich erzeugten. Als Vorläufer von Fuchs und Machhaus fiel Leoprechting diesem ganz offen diskutierten Projekt zum Opfer und attachierte sich an Mr. Dard, den Gesandten der französischen Republik.

Das Schicksal Leoprechtings war von vornherein besiegelt durch sein Geständnis, er habe im Einverständnis mit Herrn Dard die Trennung des deutschen Südens vom Norden betrieben und habe sich zu diesem Zweck Zuschüsse für sein Bureau und seine Korrespondenz aus der Kasse der französischen Gesandtschaft auszahlen und weiterhin eine maßgebende Stellung in dem zukünftigen Rheinbund versprechen lassen. Also kompletter Unsinn von beiden Seiten, von welchem Gesichtspunkt auch man diesen diplomatischen Schauerroman betrachtet.

Nun zur menschlichen Seite des Fall Leoprechting. Ich hatte im Jahr 1921/22 reichlich Gelegenheit, Leoprechting, der sich damals für einen Demokraten und Pazifisten ausgab und der — soviel ich wußte — wegen verschiedener Entgleisungen persönlicher Art von der „nationalen Rechten" abgestoßen worden war, ziemlich eingehend zu beobachten, ohne daß mir — selbstverständlich — seine straffälligen Handlungen mit Dard zur Kenntnis kamen. Ich hätte als Richter des Volksgerichts dem jungen Baron wegen seines bodenlosen Leichtsinns für seinen nicht ungefährlichen Dummenjungenstreich (Leoprechting störte nicht unerheblich die Beziehungen zwischen Bayern und dem Reich) unter Berücksichtigung seiner schweren, erblichen Belastung vielleicht fünf Jahre Festung als Denkzettel zudiktiert.

Anders Herr Haß, der Fechenbach-Richter. Ich sehe ihn förmlich noch vor mir — wutgeschwollen, mit seiner bajuwarischen Faust um sich hauend, mit lärmenden, patriotisch sein sollenden Ergüssen — und drunten, zertreten und gefesselt, einen stummen Pflichtverteidiger zur Seite, der zusammengefallene Reichsfreiherr v. Leoprechting auf Oberellenbach.

Drei Tage sollte der Prozeß dauern — doch Herr Haß kam so in Wut, daß er den ganzen Prozeß in einem Tag und in einer halben Nacht durchpeitschte, und am andern Morgen las ich mit Schrecken, daß Herr Haß den jungen Leoprechting zu lebenslänglichem Zuchthaus verdammt hatte, unter dem Ausdruck des Bedauerns, ihn nicht hängen zu können, und ohne einen der Leoprechting nahestehenden Entlastungszeugen zu hören.

Der Fall Leoprechting ist ein Justizmord! Denn erstens ist die schwere geistige Belastung des Angeklagten, entgegen dem Gutachten des ärztlichen Sachverständigen, beim Urteil nicht in Rechnung gestellt worden. Zweitens ist die Unterstellung unwahr, Leoprechting habe aus niederer Gewinnsucht gehandelt. Drittens hat man Entlastungszeugen — offensichtlich mit voller Absicht —

nicht geladen. Leoprechting hat den letzten Pfennig seiner phantastischen, politischen Idee, seinem „Bureau" und seiner „Korrespondenz" geopfert — ein „Schlemmerleben" auf Kosten des französischen Gesandten führte er nie.

Das Schicksal Leoprechtings hat nun zu Beginn dieses Jahres die „Liga für Menschenrechte" veranlaßt, bei einem internen Beratungsabend das juristische und menschliche Problem des Freiherrn v. Leoprechting durchzuackern und die Voraussetzungen für eine Kampagne gegen die Opfer der einseitigen und fanatischen Hoch- und Landesverrats-Justiz der bayrischen Volksgerichte zu schaffen.

Als Haupt-Argument für die Wiederaufnahme des Verfahrens betrachtete ich in meinem Leoprechting-Referat in der „Liga für Menschenrechte" in erster Linie die Tatsache, daß der Untersuchungsrichter und Verhandlungsleiter, Landgerichtsrat Haß, systematisch solche Personen, die als Entlastungszeugen für Leoprechting zufolge des bei ihm vorgefundenen Materials in Frage kommen, einfach nicht vernommen und zur Hauptverhandlung geladen hat.

Nun wird mir aber von der Mutter des lebenslänglich Eingekerkerten ein Brief des bekannten Hamburger Richters Dr. Hermann Popert, der durch seinen Volksroman „Hellmuth Harringa" in der deutschen Jugendbewegung einen Namen von sehr gutem Klang besitzt — weiß Gott kein Sozialist und Pazifist — zugesandt, ein Brief, der mir beweist, daß man auch diesen Mann, einen Demokraten Naumannscher Richtung, nicht vernommen hatte, obwohl man wußte, daß seine Aussage das Urteil über Leoprechting wesentlich verschoben hätte. Ich lasse den Brief hier im Auszug folgen:

> „Es wäre — meiner Ansicht nach — eigentlich richtig gewesen, wenn nach Kenntnis jener Korrespondenz das Volksgericht München mich in der Hauptverhandlung als Zeuge vernommen hätte. Das Bild Ihres Sohnes hätte sich dadurch für die Richter wesentlich verändert.
>
> Damals besuchte mich auch Ihr Sohn in meinem Hause in Blankenese. Meine Frau hatte denselben vorzüglichen Eindruck von ihm, wie ich. Nur eins fiel uns beiden auf, was ich für sehr wichtig halte: Ihr Sohn war offensichtlich stark überarbeitet. Auf Befragen sagte er, er arbeite jede Nacht bis zwei Uhr, worauf ich ihn dringend warnte. — —
>
> In Blankenese fand ich dann einen Brief Ihres Sohnes aus Berlin vor, worin er mir schrieb, daß er flüchtig sei und des Hochverrats beschuldigt werde. Er bat mich, ihm irgendwie Arbeit zu verschaffen. Ich erwiderte, unterstützen dürfe ich ihn nicht, aber ich riet ihm, sich zu stellen. — —
>
> Wenn ich nun die vom Volksgerichte München gegen Ihren Sohn getroffenen Feststellungen als erwiesen zugrunde lege (ob sie tatsächlich zutreffend sind, kann ich naturgemäß nicht wissen), so entsteht für mich die Frage, wie Ihr Sohn zu dieser Tat gekommen sein kann. Und da ist meine feststehende Ueberzeugung

die folgende: Ihr Sohn hat damals an Deutschlands Zukunft verzweifelt. Das haben damals viele getan. Bei Ihrem Sohn kam in diese Verzweiflung noch ein verschärfendes Moment hinein, weil er, wie schon erwähnt, überarbeitet war; weil er, meines Wissens, während fast der ganzen Kriegszeit durch eine sehr schwere französische Internierung in seinem Nervensystem schwer geschwächt war; und weil endlich, wie ich wenigstens zu wissen meine, sein Vater eine pathologische Natur war. Wo viele ganz robuste Menschen verzweifelten, konnte ein so Belasteter das erst recht. Nun suchte er nach einem Ausweg, wollte wenigstens sein engeres Heimatland Bayern aus dem deutschen Zusammenbruche retten helfen. Selbstverständlich, namentlich bei einem so jungen Menschen selbstverständlich, wollte er, bei dieser Rettungstat für Bayern, auch eine Rolle spielen, die auch seinen Ehrgeiz befriedigen würde (der, wie sein ganzes Nervensystem, aus den angeführten Gründen krankhaft überreizt war).

Auf was für einen Ausweg konnte er nun kommen? Es war, meiner Ueberzeugung nach, psychologisch notwendig, daß er sich an eine ähnlich geschichtliche Lage Bayerns erinnerte, nämlich an die vom Juli 1806, und die einzige Rettungsmöglichkeit für Bayern in einem neuen Rheinbunde sah.

Den vorbereitet zu haben, aus den dargelegten Motiven, das und nichts anderes ist seine Tat, nach dem, was das Volksgericht München festgestellt hat. Ein furchtbarer politischer Irrtum, eines jungen, schwer überreizten Menschen, ein politischer Irrtum, in den ich mich persönlich, wie am Anfang dieses Briefes angeführt, gefühlsmäßig nicht hineinversetzen kann (weil meine engere Heimat keinerlei geschichtliche Erinnerungen hat, die den bayerischen vom Juli 1806 gleichen.) Aber eine kalte, verstandesmäßige Erwägung führt mich mit zwingender Notwendigkeit zu dieser Auffassung. Irregeleitete Liebe eines jungen, krankenhaft überreizten (übrigens deshalb nicht etwa strafrechtlich unzurechnungsfähigen) Menschen zu seinem Heimatlande Bayern. Ein schweres politisches Verbrechen eines irregeleiteten bayerischen Patrioten, aber keine Ehrlosigkeit eines undeutschen Deutschen. Deshalb habe ich es als einfach entsetzlich empfunden, daß das Volksgericht München für d i e s e Tat auf den lebendigen Tot des lebenslänglichen Zuchthauses erkannt hat, eine Strafe, von deren Entsetzlichkeit für einen jungen Menschen in der ersten Vollkraft seiner körperlichen, geistigen und sexuellen Entwicklung kaum die stärkste Phantasie sich ein Bild machen kann. Ich arbeite selbst mit Vorliebe in Strafsachen, und bin bei erwiesener Schuld alles andere, als ein milder Richter. Aber ich meine, eine längere Festungsstrafe wäre hier das gewesen, was einerseits der politischen Gefährlichkeit der Tat, andererseits die Person und den Beweggründen des Täters wirklich gerecht geworden wäre.

Daß sich Ihr Sohn anscheinend vom französischen Gesandten Dard die Kosten eines Büros für die fragliche strafbare politische Tätigkeit hat bezahlen lassen, macht die Tat a u c h nicht ehrlos. Denn ein solches Büro war nötig, um die Tat überhaupt tun zu können, und Ihr Sohn vermochte das Büro aus eigenen Mitteln nicht zu bezahlen. Die Annahme dieses Geldes zeigt also nicht etwa eine ehrlose Bereicherungsabsicht als Motiv der Tat."

Also — ein hoch angesehener, im aktiven Dienst eines deutschen Staates stehender Richter erklärt das Urteil an Hubert v. Leoprechting als einen Justiz-Irrtum, die Mutter des Verurteilten reicht

dieses Gutachten in Form eines Gnadengesuches an das bayrische Gesamtministerium ein — und die bayrische Regierung schweigt, sie schweigt.

Ich habe aus Hubert v. Leoprechting — weiß Gott — keinen Heiligen gemacht! Hermann Popert hat ganz recht: Wir alle, die wir den Angeklagten als Menschen kannten wie ein aufgeschlagenes Buch, wir hätten diesen phantastischen, überehrgeizigen, übel belasteten jungen Menschen wegen seines tollen Streiches einige Jahre in die Festung geschickt, um über seine Dummheiten nachzudenken — aber lebenslängliches Zuchthaus für diesen blödsinnigen Versuch „an einem untauglichen Objekt", das ist eine Barbarei!

KARL RADEK

BORIS SAWINKOW

Sawinkow entstammt einer Warschauer Beamtenfamilie. Polen war ihm fremd und er nahm weder an seiner Arbeiter-, noch Bauernbewegung teil. Aber das Joch des Zarismus war in Polen schwerer und infamer als im ganzen sonstigen Rußland. Die Familie Sawinkows söhnte sich mit diesem Druck nicht aus, wenngleich sie sich auch nicht entschloß, gegen ihn zu kämpfen. Die unendlich gütige Mutter Sawinkows pflanzte in seine Seele die ersten Keime des Protestes und Sawinkow wurde zum Rebellen. — Bald schon flieht er die sozialdemokratischen Zirkel. Die Gesellschaft der sozialdemokratischen Intelligenz langweilt ihn. Sein stürmisches Temperament verlangt nach der „Tat", nach dem unmittelbaren, offenen Protest. Er will keine Zeit mit der geistigen Vorbereitung verlieren. Was bedeutete ihm der Marxismus, das Studium der Realität, gegen die es zu kämpfen galt? Er wußte, daß der Kampf notwendig war, und das genügte ihm. — Aber der Sozialismus, dessen Anhänger er sich nannte, war in Wirklichkeit eine Phrase, die nur die Tatsache verdeckte, daß er ein Rebell gegen den Zarismus war.

Die „Tat", die Sawinkow begehrte, fand er in der sich damals zersetzenden sozialrevolutionären Partei. Er wurde zu einem der hervorragendsten Mitglieder der Kampforganisation und führte eine Reihe terroristischer Anschläge aus, die ihm den Ruhm eines großen Revolutionärs eintrugen. Er bewies hierbei unerhörte Kühnheit und Selbstverleugnung. Die niedergehende Welle der Revolution ließ Sawinkow voll Ressentiment zurück. Sein 1909 erschienener Roman „Das fahle Pferd" enthält den Beweis, daß Sawinkow im Sturm der Revolution seinen eigenen Jugendglauben verloren hatte, ja daß ihm jedes Gefühl des sozialen Zusammenhanges fehlte. „Glücklich, wer an die Auferstehung Christi, an die Auferstehung des Lazarus

glaubt. Glücklich auch, wer an den Sozialismus, an ein künftiges Paradies auf Erden glaubt. Aber für mich sind diese alten Märchen lächerlich und auch 15 Morgen aufgeteilter Grund und Boden begeistern mich nicht. Ich hatte gesagt: ich will nicht Sklave sein. Ist das nun meine Freiheit? Wie kläglich. Was bedeutet sie mir? In wessen Namen vollbringe ich den Mord? Im Namen des Blutes? Des Blutes willen?" So fragt der Held des „Fahlen Pferdes", dessen Held er selber ist. Wie die spätere Entwicklung Sawinkows zeigen sollte, war dieser Roman eine Autobiographie.

Sawinkow hatte den Glauben an den Kapitalismus verloren, ohne dafür den Glauben an den Sozialismus zu gewinnen. Er blieb ein Einzelindividuum, verquält von dem Gedanken: in wessen Namen vergieße ich Blut? Als „Motto" seines Buches „Das fahle Pferd" wählte er die Worte der Offenbarung: „Und siehe ein fahles Pferd und auf ihm ein Reiter, dessen Name ist Tod und die Hölle folgte ihm nach." Ihm hatte der Tod in die Augen geblickt und in seiner Brust brannte die Hölle . . . .

Von der Revolution enttäuscht, durch die Aufdeckung von Asews Verrat an seinen eigenen Kampfgenossen irregeworden, verfaulte Sawinkow in den Pariser Cafés, bis der Krieg ausbrach. — Sawinkow begeisterte sich für den Krieg. Als Korrespondent einer bürgerlichen Zeitung besang er den imperialistischen Raubkrieg, das Heldentum der unfreiwilligen Opfer. Er — das Atom der sich zersetzenden bürgerlichen Gesellschaft, mußte erfahren, daß man nicht als Atom leben kann. Die Gesellschaft existiert. Sie wird von den Klassen zerrissen, und wer den großen Sinn des Kampfes der Arbeiter und Bauern gegen die Knechtschaft nicht begreift, der muß — ob er will oder nicht — die Größe im Kampfe gegen die Arbeiter und Bauern finden.

Es kam die Februarrevolution und Sawinkow hörte mit einem Male auf der Hamlet der Revolution zu sein. Die Diskussion über die Sozialisierung des Bodens oder der Fabriken, die ihm, dem individuellen Terroristen, einst so fruchtlos geschienen hatten, bekamen nunmehr Sinn. Was einst Diskussion unter einer Handvoll Führer in dem konspirativen Quartier des Zentralkomitees der sozialrevolutionären Partei gewesen war, wurde jetzt zum Gegenstand des Kampfes von Millionen von Menschen. Die Arbeiter, die sich gegen den Kapitalismus, die Bauern, die sich gegen die Gutsbesitzer erhoben hatten, die Kapitalisten und Gutsbesitzer, die ihr Eigentum verteidigten, die weiße Generalität, die auf der Seite der Ausbeuter stand, die sozialrevolutionäre Partei, die sich in zwei Teile gespalten hatte — alles das war nun nicht mehr eine Frage gelehrter Bücher, sondern eine Frage des blutenden Lebens. Praktisch hat Sawinkow seine Stimme für die Gutsbesitzer und Kapitalisten abgegeben. Vor dem Obersten Tribunal erklärte er später — wahrscheinlich voll-

kommen aufrichtig — er habe stets für die Arbeiter und Bauern gekämpft. Aber das war ein Selbstbetrug. Schon 1905, wo die heroische Natur des Rebellen ihn in den Kampf gegen den Zarismus drängte, kämpfte er nicht mehr für sie. Später leugnete er dann die Bedeutung des Kampfes der Arbeiter und Bauern und stand schon auf der Seite der Gutsbesitzer und Kapitalisten. 1917 trat er in seiner Eigenschaft als Kollege des Kriegsministers aktiv zur Bourgeoisie über und kämpfte mit der Waffe in der Hand gegen die Volksmassen, indem er die Todesstrafe für alle forderte, die nicht mehr für die Ziele des russischen Imperialismus kämpfen wollten. Die Triebfeder dieser letzten entscheidenden Wendung Sawinkows war bürgerlicher Patriotismus. Sawinkow war 1904 Patriot gewesen. Die Nachrichten über die russischen Niederlagen in der Mandschurei schmerzten ihn. Während des imperialistischen Krieges beherrschte ihn dieser bürgerliche Patriotismus dann vollständig. In seinem Namen, im Namen des russischen bürgerlichen Vaterlandes, trat er zu den Feinden der schaffenden Massen über. Sawinkow versuchte seinen Kampf gegen die Bolschewiki nach der Oktoberrevolution durch ein persönliches schweres Erlebnis zu erklären: die Sowjetmacht habe einen ihm nahestehenden Offizier, den Mann seiner Schwester, getötet. Diese Erklärung war nicht nur unrichtig, wie seine Schwester in einem an die „Poslednije nowosti" gerichteten Brief nachgewiesen hat, sondern auch unnötig. Sawinkow, der dem Sinn der proletarischen Revolution verständnislos gegenüberstand, mußte deren Feind sein, und als Mensch der Tat konnte er nicht die Zähne zusammenbeißen, sondern mußte mit der Waffe in der Hand gegen die Diktatur des Proletariats kämpfen.

Und er kämpfte. Vom Aufstand in Jaroslawl bis zum polnischen Krieg nimmt Sawinkow an allen Aktionen der Konterrevolution teil. Was er in ihren Reihen sah, erfüllte ihn mit Schrecken. . . . Das Bild des inneren Zerfalls der Weißen, des Kliquenkampfes um Posten und Bereicherung — alles das erwürgte ihn. Die Unfähigkeit der Weißen, die Arbeiter und Bauern zu schlagen, rief in ihm das Gefühl wach, er habe sich mit einem Leichnam verbunden. Sein letzter Tag brach an, als er, der Patriot, sich davon überzeugen mußte, daß sie alle, die Weißen, nichts als Spielzeug in den Händen der ausländischen Kapitalisten waren. Einen der tragischsten Augenblicke in seiner Beichte vor dem Obersten Tribunal der Sowjetrepublik bildete seine Erzählung, wie der englische Kriegsminister Churchill auf eine Karte der Denekinschen Front wies und sagte: „Das ist die Stellung unserer Armee!" Die russische weiße Armee als ein Abschnitt in der Front des englischen Imperialismus! Sawinkow vereinsamte aufs neue. Er schrieb „Das schwarze Pferd". Dieser Roman gibt ein Bild von seiner vollkommenen Enttäuschung an den Weißen, aber er hat

noch keinen Schimmer Verständnis für den Sinn der großen russischen Revolution, dieses Auftaktes der internationalen proletarischen Revolution, dieses Beginns einer neuen Aera in der Geschichte der Menschheit.

Was aber tun? Boris Sawinkow hält es nicht mehr in Paris. Es zieht ihn nach Rußland. Er will mit den Händen berühren. Mit dem Kopfe zu begreifen, was vorgeht, dazu ist er nicht imstande. Er muß es mit eigenen Augen sehen. Er reist, ohne zu wissen, was er tun soll: wird er eine Stütze in der Bauernbewegung suchen oder wird er sich mit der Sowjetmacht aussöhnen? Als er verhaftet wurde und vor Gericht seine Reue bekundete und die Sowjetmacht anerkannte, damals war es für jeden klar, daß diese Worte noch keinen Umschwung bedeuteten. Hatte er doch von dem neuen Rußland noch nichts gesehen. War er doch unmittelbar nach seinem Grenzübertritt verhaftet worden. Weshalb kannte er die Sowjetmacht an? Hatte er Furcht? Schwerlich. Im physischen Sinne hat Sawinkow weder vor dem zaristischen Gericht, noch im Kampfe Furcht gekannt. Weshalb sollte er es vor dem Tribunal der Revolution? Er bangte nicht vor dem Tod, sondern vor dem Urteil der Revolution. Für ihn war es ein Leichtes gewesen, den Tod aus den Händen des zaristischen Tribunals entgegenzunehmen, aber jetzt, in seiner Enttäuschung an der Konterrevolution, fürchtete er nicht das Schwert, sondern das Urteil der Revolution. In qualvollen Nächten versuchte er seine Zweifel zu überwinden, versuchte er an die Revolution zu glauben, und vor dem Urteilsspruch erhob er sich, um der Revolution zuzurufen: ich glaube an dich. Als ein mit der bürgerlichen Gesellschaft zerfallenes Atom suchte er die Mutter Erde, die Klasse mit der er sich vereinigen, die Tat, an die er glauben könnte, den Anschluß an das große gemeinsame Ziel, für das es sich lohnte zu leben.

Er wurde begnadigt. Die Revolution richtet diejenigen nicht, die den Kampf gegen sie abschwören. Aber das genügte Sawinkow nicht. Er wollte arbeiten. Er wollte leben. Er wartete auf die Befreiung, wartete darauf, Anteil am Leben zu nehmen. Er schrieb das Dserschinski. Weshalb wartete er die Antwort nicht ab? Deshalb, weil, wenn er in schlaflosen Nächten darüber nachdachte, weshalb man ihm nicht glaubte, er sich selbst die Frage stellen mußte: und wenn ihm auch die Sowjetmacht glaubte, ihn befreite und ihm Arbeit gab — werden ihm auch die anderen glauben, wird er einen Platz in dem neuen Leben finden? Und er kam zu der Ueberzeugung — nein! Und so stürzte er sich aus dem fünften Stockwerk, um sich vor dem Abgrund zu retten. Für ihn gab es keinen Platz unter den schaffenden Massen.

Deutsch von L. Keneth nach der „Prawda“ vom 14. Mai 1925.

WALTER MEHRING
(Paris)

BÜRGERMEISTER HERRIOT

Marode und runzlich, durchsetzt von Prunkportalen, die sentimental von besseren Patrizierzeiten zeugen, klimmt das Armenviertel St. Paul an den Berglehnen der Saône bis zur Grenze luftiger, satter Laubwaldgärten. Hier haben die Heiligen ihr Hauptquartier aufgeschlagen, hier dehnen sich endlos die Mauern jener Gefängnisse der Wohltätigkeit, die Hospitale, Stifte, Waisenhäuser, die Exerzieranstalten zum Paradiese, und dazwischen die Läden der Frömmigkeitsutensilien: „Magazin zum Auge Gottes", „Kaufhaus zur Unbefleckten Empfängnis". Hoch über allem lastet eine barbarische, mit Kitschlöwen bestückte Kirche, aus einem Gelübde des 71er Krieges entstanden, nein: keine Kirche! Ein Bollwerk der Himmlischen Heerscharen. In elendem Verschlag frühstückt ein Haufen Pilger. Eine Drahtseilbahn mündet anachronistisch neben einer Mittelalterkapelle. Und die Fernsicht breitet den Plan von Lyon aus, staubige Quais mit rostbraunen Seidenfabriken, weite Weinberge bis zur Alpenumrahmung. Unter den Füßen dieser katholischen Machtposition liegt das heidnische Trümmerfeld des Trajanischen Forums, Statuen, Amphoren, Altäre, pensionierte Götter.

Autobus- und Geschäftstrubel, grelle Lichtreklamen, Handelsburgen im Baukastenstil: Lyon ist nicht malerisch, sondern nur winklig, nicht historisch (obwohl das alte Rom von dort drei Majestäten bezog), weder südlich, noch nördlich, sondern die nüchternste, betriebsamste Stadt Frankreichs; „Die Drehscheibe Europas" nannte Herriot sie; ihre Bewohner sind exklusiv, streng versippt, Hanseaten unter den Lateinern. Sie leistet sich als einzigen Ruhepunkt ein Barockpalais in aller Sommerlichkeit dieser Bauart, mit den weichen Rundungen der Galerien, den sanft schattenden Arkaden, einem elegischen, taubenbeflatterten Hofe.

Zu solchem Rahmen paßt gar nicht die Hast und Geschäftigkeit eines Regimes, wie es der Herr Oberbürgermeister Herriot geschaffen hat, ein Bürgermeister, der die Stadt so intensiv wie einen Staat regiert. Nur, diesen enormen, massigen Riesen hindert eine offene Menschlichkeit erhaben, und ein fast jungenhafter Temperamentsüberschwang würdegepolstert zu sein. Er ist ein Eiferer, aber kein Revolutionär, ein demokratischer Mönch, ein Bürger-Reformator.

„Als Maire," sagte er, „habe ich zum Ziel, aus Lyon eine moderne Stadt, eine Stadt unserer Zeit zu machen. Meine Richtlinien als Außenpolitiker kennen Sie; sie gehen aus allen meinen Handlungen unzweideutig hervor; und Sie wissen, daß ich absoluter Demokrat, unbeugsamer Pazifist geblieben bin."



PAUL BEKKER

Und über die neue Konstellation in Deutschland:

„Ich habe natürlich nicht das Recht, an Deutschlands innerer Politik Kritik zu üben, ich habe selbst in einem Artikel, den ich gestern für eine amerikanische Zeitung abfaßte, vermieden, die Grenzen engster Objektivität zu überschreiten; alles, was ich sagen kann, ist: daß der Friede Europas allein vom Sieg der demokratischen Prinzipien abhängig ist, daß jede monarchische oder monarchisierende Tendenz unheilvoll werden muß. Meine Regierung hat zum ersten Male am klarsten die pazifistischen Grundsätze verwirklicht. Daß in diesem Augenblicke die Antwort aus England, Spanien, Italien, Deutschland reaktionär lautete, ergab einen ungleichen Kampf."

Ich fragte ihn über Marx.

„Ich habe," erwiderte er, „Marx in London gesprochen und er hat auf mich einen starken Eindruck gemacht. Ich glaube, daß wir uns gegenseitig schätzen lernten."

Und über die Stimmung in Frankreich:

„Die Bevölkerung Frankreichs — das kann ich in aller Entschiedenheit behaupten — ist durchaus friedlich, sehr besonnen. Urteilen Sie nicht nach den Journalen, nicht nach Paris, das ein Gemengsel verschiedenster Einflüsse ist, sondern studieren Sie Frankreich in der gesamten Provinz. Jedermann erwartete gerade hier eine scharfe Reaktion, und Sie sehen, wie bedingungslos meine Politik bei den Gemeindewahlen anerkannt worden ist."

„Was ist Ihre Meinung über die Stimmung Deutschlands?"

„Deutschland steht augenblicklich unter den ungünstigsten, verwirrendsten Vorzeichen einer endgültigen Entscheidung zwischen dem Wege, der zur Zukunft führt — und ich bin überzeugt, daß das deutsche Volk die Möglichkeiten einer großen Zukunft hat, — und dem Rückfall in die Reaktion. Es ist höchste Zeit, daß es sich entscheidet."

„Haben Sie Deutschland bereist?"

„Ich war zehnmal in Deutschland, vor und nach dem Kriege, und habe genau seine sozialen Einrichtungen studiert, vor allem in Berlin das vorzügliche Virchow-Krankenhaus, das ich zum Muster für das Lyoner Krankenhaus nahm. Ich möchte, daß Sie sich selbst morgen überzeugen, welches meine Ziele und Institutionen für Lyon sind."

Was mir dank der liebenswürdigen Führung seines Sekretärs M. Janody ermöglicht wurde.

Daß es eine Maison des Etudiants und Etudiantes gibt, mit Material, Bibliotheken, billiger Verpflegung für minderbemittelte Studenten aller Fakultäten ausgerüstet, ist fast selbstverständlich für eine Verwaltung Herriot, dessen Hauptkampf seit Jahren für

die Einheitsschule, gegen pekuniäre Vorrechte an akademischer Bildung geht. Und der, kurz vor seinem Sturze, bei der Kreditfrage der Freistellen zu demissionieren entschlossen war.

Außerhalb der Stadt ist — noch im Bau befindlich — das neue Hospital gelegen, eine Kolonie adretter, in nichts an Krankenhäuser erinnernder Villen mit möglichst einbettigen Räumen, also dem System des Virchow-Krankenhauses nachgebildet. Von breiten Dachterrassen reicht das Blickfeld bis zu den Bergketten. Das gesamte Terrain ist unterkellert von Tunnels, durch die der Kranken- und Speisentransport zu den Fahrstühlen jeder Villa geleitet werden kann.

Ein ehemaliges Schloß mit tiefem, rosendurchwachsenem Park; jetzt: die Maison des Mères-Nourrices; das ist die edelste Gründung. Zuflucht armer, unehelicher Mütter. Vom Beginn der Schwangerschaft bis drei Monate nach der Geburt des Kindes finden sie Aufnahme, unentgeltlich, wenn sie mittellos sind. Keine Frau ist verpflichtet, ihren Namen zu sagen. Niemand, selbst nicht Ehegatten oder Eltern, erhält ohne Erlaubnis der Insassin Auskunft oder Zutritt. In einem Vorgebäude ist ärztliche Beratung für alle Krankheiten eingerichtet, um von allen Frauen, die das Haus betreten, Grund zur Verdächtigung fernzuhalten.

Das Hausinnere ist luxuriös. Radio, Grammophon, Bibliothek. Im Garten sitzen die Mütter — die meisten jugendlich-fröhlich, wenige sorgengealtert — und nähen für ihre Kinder, die in tüllumhängten Wiegen schlafen.

„Was geschieht mit den Kindern später?“

„Vorläufig sorgen wir für ihre Unterbringung in guten Pflegestellen mit Einwilligung der Mutter. Nur einmal kam es vor, daß eine Patientin sich nicht um ihr Kind mehr kümmern wollte. Wir haben ihm Adoptierung durch einen Lyoner Fabrikanten verschafft. Was augenblicklich für uns das Wichtigste ist: während fünfjährigem Bestehen war kein Todesfall zu verzeichnen,“ sagt die Oberin.

Welch Vorschub zur Unmoral! Da es doch die Bestimmung der Moral ist, nicht etwa zu helfen, sondern Existenzen zu vernichten, als warnendes Exempel. Welche Polizeiwidrigkeit, selbst namenlose Ehebrecherinnen aufzunehmen. Da es doch Aufgabe der Obrigkeit ist, über namenlose Schande Buch zu führen. Und das alles unter den Auspizien eines Pazifisten, dem jede Möglichkeit fehlt, außereheliche Geburten durch künftige Heldentod-Zwecke zu heiligen . . .

Herriots politische Theorien? Man kann sie je nach Partei- oder Nationalgefühl kritisieren oder anerkennen. Herriots soziale

Praxis scheint mir einwandlos, ein überparteiliches Faktum. Zumal in einem Lande so konservativer Demokratie wie Frankreich, das in seinen Wohlfahrtseinrichtungen oft zurück ist. Das neue Arbeiterviertel, das Riesenstadion, der moderne Zentralviehhof, die unter Herriots zwanzigjähriger Bürgermeister-Initiative entstanden, ermangeln jener historischen Reize, durch die alle andern Städte Frankreichs den Blick verwöhnen. Sie sind langweiliger, aber menschlich wichtiger als Gotik und Geschichte.

CARLOTTO GRAETZ

HOCHSCHULE FÜR LIEBESÜBUNGEN

Der Deutsche ist in der ars amandi ein Stümper. Fehlt es ihm an natürlichem Talent zur Liebe oder ist es der Mangel an Tradition, der ihn klobig und, selbst bei good will, unverwendbar zur Liebe macht, oder könnte durch eine Pädagogik für Liebende und solche, die es werden wollen, dem Uebel gesteuert werden? Jedesmal, wenn in meinem psychologischen Institut ein Ehebruch zur Analyse angemeldet wird, oder schlimmer noch, wenn der Bruch eines Ehebruchs untersucht werden muß — man nimmt in Deutschland den Ehebruch nicht mehr ernst genug — sage ich dem kleinen Kreis meiner Hörer die vier, fünf typischen Fehler, an denen viele schöne Ehen und noch mehr zu den besten Lebensmöglichkeiten berechtigende Ehebrüche scheitern. Da der Deutsche theoretisch, wie er nun einmal ist, alles systematisch erfassen will, habe ich mich entschlossen, vom Herbst an eine „Hochschule für Liebesübungen“ zu eröffnen, in denen nicht mehr ganz jungen, noch nicht alten Männern das Nötige beigebracht werden soll. Ein Separatkursus für Studenten wird nebenher eingerichtet, er ist nicht bloß auf die Verbreitung der notwendigsten physiologischen Kenntnisse berechnet, er wird ergänzt durch einen studentischen Anfängerkurs über die psychologischen Gesetze für den Umgang mit Frauen. Beiläufig, hier liegt die Wurzel eines nationalen Uebels. Der deutsche Student, wie Herbert Eulenberg vor zwölf Jahren in einer vortrefflichen erotisch-pädagogischen Schrift hervorgehoben hat, ist in den meisten Fällen durch Bier, Schankmädchen und Prostituierte zum Umgang mit Frauen verpfuscht, seit dem Kriege ist zu Alkohol und Tripper auch die Mode der Päderastie gekommen. Die ungeheure und, fürchte ich, undankbare Arbeit der erotischen Erziehung des deutschen Studenten wage ich nicht auf meine schwachen Schultern zu nehmen. Brehm pflegte zu sagen, das Nashorn kann nur durch das Nashorn erzogen werden. So lange deutsche Studenten, z. B. die barbarisch nationalen Jünglinge in

Leipzig, sich in den schmutzigsten Massenquartieren der sächsischen Frauenhäuser aufzuhalten und zu vergnügen vermögen, so lange muß ich dies dringendste, aber schwerste Erziehungswerk stärkeren Autoritäten überlassen. Wie wärs, wenn der Prinz, der die Wahrheit sucht und, was immer man sonst gegen ihn sagen möge, in der ars amandi sie dann und wann gefunden hat, wie wärs, wenn Hoheit selbst dieses allerwichtigste nationale Erziehungswerk auf sich nähme? Aus diesen Studenten, die Bier trinken, Vorlesungen schwänzen, Geschlechtskrankheiten akquirieren, aber nicht imstande sind, mit einem aufgeweckten Mädchen oder einer liebenswürdigen jungen Frau zehn Minuten angeregt und anregend zu plaudern, aus diesen plumpen Knaben werden unsere Richter, unsere Abgeordneten, unsere Ministerialräte, unsere Ingenieure, unsere Werkleute, vor allem: die Gatten unserer bedauernswerten Frauen. Ich habe kein Talent, das Abc zu lehren. Aber ein geborener, von Gott gewollter Führer der Nation dürfte sichs nicht verdrießen lassen und die Befreiung des deutschen Studenten von Bier und Tripper versuchen. Sie bedeutet gleichzeitig die Befreiung des deutschnationalen Handlungsgehilfen, dessen Lebensschmerz es ja ist, das Abiturium nicht erreicht zu haben, und der deshalb der Affe seines Ideals ist, des deutschen Studenten. Das erotische Studentenproblem ist fast unlöslich, weil es hauptsächlich in Groß- und Mittelstädten spielt, dem eigentlichen Sitz der vulgärsten Prostitution. Die Franzosen, das als sittenlos gescholtene Volk, haben es schon deshalb leichter, weil sie nur e i n Paris, einige große Provinzstädte und sonst ein Gartenland mit reinen, kleinen Städten haben, und Paris selbst ist zu seinem Glück gar keine Fabrikstadt, fast überhaupt keine Stadt, sondern eine Vereinigung von vielen geschlossenen Vierteln. Doch überlassen wir den deutschen Studenten seinem angestammten Kronprinzen und wenden wir uns aussichtsvolleren Reformen zu.

Ja, meine „Hochschule für Liebesübungen" soll Männern aus dem Bürgertum, die wenigstens schon wissen, daß unsere erotische Kultur noch in barbarischen Anfangsformen steckt, weiterhelfen. Ich stelle mir die wichtigsten Vorlesungen über folgende Themen vor:

D e r W a n d e l d e s B e s i t z w e c h s e l s d e r G a t t e n
(wöchentlich 4 Stunden, mit Beispielen)

Sehr wichtiges, grundsätzliches Thema. Ausgezeichnete Frauen und Männer sind über diesen Entwicklungsprozeß nicht genügend unterrichtet. Die Hörigkeit des Mannes, mehr noch die Hörigkeit der Frau steckt uns allen noch im Blut. Es herrscht in vielen Ehen und in noch mehr Ehebrüchen das alte absolutistische Regierungssystem, fast ohne konstitutionelle

Beratungsinstanzen. Das muß vielfach zu Verheimlichungen, Verschwörungen, schließlich zu offenem Bruch führen. Viel Ehegut könnte bewahrt bleiben, wenn der Besitzwahn der Gatten gelockert würde. Im engsten Zusammenhang mit diesem Thema steht der zweite Vorlesungszyklus.

Therapie und Hygiene der gebrochenen Ehe
(wöchentlich 3 Stunden, mit Demonstrationen)

Es gibt, bei längerem Gebrauch, keine vollkommen intakte Ehe. Doch müssen gebrochene oder gesprungene Ehen nur bei barbarischen Völkern zur Trennung der Ehegatten führen. Bei vorsichtiger Therapie kann gerade dieser Zustand zu einem freieren, loseren, auf nicht nur kameradschaftlicher Basis beruhenden Ehe-Verhältnis führen. Ein gewisses Training der Gatten ist freilich vonnöten, aber wer, außer dem dicken Kleinbürger, kommt ohne Training, auch ohne Seelentraining, heute aus?

Ueberschätzung von Virginität und Monogamie
(wöchentlich 2 Stunden, mit Belegen aus der Literatur)

Das Ideal des 18. und 19. Jahrhunderts — die Jungfrau, später treue Gattin — entstammte der Kleinstadt der klassischen Periode. Friedrich Schiller, in Weimar und Jena lebend, hat es aus der Praxis der mitteldeutschen Kleinstadt des 18. Jahrhunderts entwickelt. Mit den geänderten sozialen Voraussetzungen hat sich das Mädchen-Ideal und das Bild der großstädtischen Gattin gewandelt. Mit dem Hervortreten des Sportgedankens ist der Wettbewerb um die Frau zum entscheidenden Prinzip geworden. Die nichtumworbene Frau, sowohl das Mädchen wie die Verheiratete, verliert an Anziehungskraft. Umgekehrt, der Zwang zum Wettbewerb mit den Rivalen ruft im Mann verstärktes Einfühlungsvermögen, erhöhte Schlagfertigkeit, größere Opferwilligkeit hervor. Die Monogamie bedeutet die Krönung dieses in vielen Versuchen erprobten Auslese-Kampfes. Monogamie — keine Voraussetzung, sondern — ein Endresultat, kein Geschenk der Tradition, sondern ein mit Lebens- und Liebeserfahrungen erkämpfter Endzustand.

Kleine Uebungen im Seminar:

A. Methode der Anknüpfung und insbesondere der Auflösung von Beziehungen

Praktische Uebungen im Briefstil, Technik der Geschenk-Kunde, Dosierung der pathetischen Tragik im bürgerlichen Leben (wöchentlich 1 Stunde)

B. Ueberwindung der Sentimentalität
mit Versuchen (wöchentlich 2 Stunden)

Lektüre lateinischer und französischer Autoren. Wagners Tristan in seinen Wirkungen auf den deutschen Frauenroman.

C. Kultus des abgeschlossenen Erlebnisses
(wöchentlich 2 Stunden)

Kann auch von Externen belegt werden. Würdigung des sogenannten „Kleinen Erlebnisses". Kritik der bisherigen, vielfach geübten Verächtlichmachung der abgestorbenen Beziehungen

D. Ueberschätzung und Unterschätzung des Physischen
(wöchentlich 2 Stunden)

Die Hingabe als symbolischer Akt. Formen des erotischen Aberglaubens. Luthers dogmatische Forderung („In der Woche zwier") teils ungenügend, teils überanstrengend, die Lösung nur im psychologischen Zusammenhang findbar.

Die „Hochschule für Liebesübungen", eine für Deutschland notwendige, nach der Verwüstung der Inflationszeit doppelt notwendige Institution, wird in Berlin errichtet werden, aber Ferialkurse in der Provinz veranstalten. Das Verzeichnis der Vortragenden kann vorläufig noch nicht veröffentlicht werden. Nur folgende Namen, dafür können wir bürgen, wird man im Dozenten-Verzeichnis der Hochschule n i c h t finden: Hanns Heinz Ewers, Maria Orska, Rudolf Lothar, Marie Madeleine, Ludwig Kainer, Henny Porten, Alexander Moissi, Ida Boy-Ed, Ernst Heilemann, Mary Wigman, Otto Borngräber.

In einem Lande, wo den Verliebten die Augen im Dunkel leuchten, braucht man des Abends keine Laterne.

•

Oft habe ich mit Vergnügen gesehen, wie bei dem Namen eines geliebten Mädchens, der von ungefähr genannt wurde, im Gesicht solcher Leute, die der Welt abgestorben zu sein aus Pflicht erscheinen wollten, ein kleines, verräterisches Fältchen, das plötzlich entstand und verging, alle die übrigen großen besoldeten Falten und das ganze übrige Gesicht beschämte.

•

Der Unterrock war rot und blau, sehr breit gestreift und sah aus, als wenn er aus einem Theatervorhang gemacht wäre. Ich hätte für den ersten Platz viel gegeben, aber es wurde leider nicht gespielt.

Lichtenberg

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Juliwoche

Auch wenn man in Rechnung stellt, daß bei jeder Zechenstilllegung im rheinisch-westfälischen Industriegebiet mehrmals Alarm geschlagen wird — die erste und zweite Meldung, die hinausgeht, betrifft die Absicht der Stillegung, die dritte das Gesuch an die Behörde, die vierte die Bewilligung, erst die sechste, siebente und achte die tatsächliche Stillegung — selbst wenn man berücksichtigt, daß infolge dieser großartigen Inszenierung die Not im Interesse sozialpolitischer Ausbeute noch aufgebauscht wird, so kann dennoch nicht bestritten werden, daß im Steinkohlenbergbau ein schmerzhafter Absterbeprozeß sich durchsetzt. Der lähmende Wirtschaftspessimismus, der im Lande herrscht, ist zu einem großen Teil durch die fortwährenden Krisennachrichten aus dem Kohlenbergbau verursacht. Aus alter Gewohnheit wird von der Lage des Bergbaus auf die Situation der ganzen Wirtschaft geschlossen. Eine solche Verallgemeinerung ist jedoch heute nicht mehr am Platze. Der Kohlenbergbau ist nicht die Volkswirtschaft! Veränderungen in der ökonomischen Struktur des Landes und technische Fortschritte können diesen einen Zweig der Urproduktion einer besonderen Krise aussetzen, ohne daß es darum den andern ebenfalls schlecht zu gehen braucht. In der Tat sind die Ursachen der Stockung im Kohlengeschäft nur zum kleinen Teil vorübergehender Natur: die milde Witterung, die schon den Winterabsatz beeinträchtigte, dazu der langsame Eisenverkauf, der große Kohlenverbraucher von Bestellungen zurückhält. Hauptsächlich sind es dauernde Verschiebungen des Verbrauchs, die die Absatznot der Steinkohle zu einer chronischen Erscheinung zu stempeln drohen. Der Reichskohlenverband hat es in seinem jüngsten Bericht offen ausgesprochen, daß die starke Abkehr der deutschen Eisenindustrie von der Verwendung der Minetteerze und ihr Ersatz besonders durch schwedische Erze den deutschen Kohlenverbrauch mindert, da zur Verhüttung nun wesentlich geringere Kohlen- und namentlich Koksmengen benötigt werden. Nicht minder wichtig sind, wie wir hervorheben möchten, eine Reihe von technischen Errungenschaften, die in der gleichen Richtung wirken: die vermehrte Anwendung der Braunkohle, deren Verwendungsradius bei einer Detarifierung durch die Reichsbahn noch vergrößert würde, die Ausnutzung der deutschen Wasserkräfte, die nach dem Kriege erstaunlich vorangekommen ist, die Oelfeuerung, die nicht nur in der Schiffahrt die Kohle ersetzt, und schließlich die verbesserte Feuerungstechnik, die überall dort, wo Kohle nach wie vor benützt wird, eine rationellere Ausnutzung ihres Heizwertes

verbürgt. Diese Neuerungen drängen durchweg die Verwendung der Steinkohle zurück. Ihre Wirkung wird keineswegs voll aufgewogen durch vermehrte Benutzung zu Gaserzeugung und chemischer Weiterverarbeitung. Auch die Hoffnungen, mit Hilfe der sogenannten Tieftemperaturverkokung auch der Steinkohle in der Gewinnung von Oelprodukten ein neues Feld zu erschließen, haben sich vorläufig nur schwach erfüllt. Die Teilkrise, als welche nach alledem die schwere Stockung im Kohlengeschäft angesprochen werden kann, muß deshalb ausgestanden werden. Es hat nicht viel Zweck, ihr mit Palliativmitteln zuleibe gehen zu wollen. Die öffentliche Sorge kann nur darauf gerichtet sein, die Schmerzen zu lindern, die jede solche Umstellung der Produktion mit sich bringt. Schmerzhaft ist der Uebergang vor allem für die Arbeiterfamilien, die auf diese Weise entwurzelt werden; schmerzhaft natürlich auch für das investierte Kapital und für die Gemeinwesen, die sich um die dahinsiechenden Zechen gruppiert haben. Glücklicherweise geht die Arbeiterverpflanzung trotz des großen Umfangs der Stillegungen glatter vonstatten, als man anzunehmen geneigt war. Die neuesten Statistiken zeigen eine überraschend geringe Arbeitslosigkeit, nicht allein fürs ganze Reich, sondern speziell für die betroffenen Gebiete. Die Saisongewerbe, Bauindustrie und Landwirtschaft, daneben der Kali- und Braunkohlenbergbau sowie einzelne Gruppen des Handwerks zeigen eine beträchtliche Fähigkeit zur Aufsaugung der brotlos gewordenen Arbeitskräfte. Der Uebergang, der zugleich ein Gesundungsprozeß ist, vollzieht sich also noch ziemlich reibungslos. Man lasse sich darum durch die verständlichen Klagen des Kohlenbergbaues den Blick für die wirtschaftliche Lage nicht trüben. Dürfen wir es bejammern, daß die Technik nicht stillesteht, daß sie neue, im Endeffekt leichtere Wege der Bedürfnisbefriedigung erforscht und damit allerdings alte Erzeugungsstätten überflüssig macht? Dürfen wir den Fortschritt anklagen, weil er im Augenblick unbequem ist?

Trotz aller Proteste haben es die Interessenten mit Hilfe einer ff. Regie dahin gebracht, daß unter allen privaten Schulden die Industrie-Obligationen am schlechtesten aufgewertet werden. Obwohl es sich um die potentesten Schuldner handelt, verbleibt es bei der 15proz. Aufwertung, die nur nach außen unter Verfälschung eines an sich gesunden Gedankens — durch sogenannte Genußscheine — ein fragwürdiger „Genuß"! — ein wenig verbrämt wird. Mit ein paar oberflächlichen Redensarten von Reparationsverpflichtung, Obligationensteuer, Kapitalnot, schlechter Geschäftslage wurde die Sache gemacht. Wir verpflichten uns, wenn es verlangt wird, nochmals zu beweisen, daß von allen diesen Argumenten kein einziges den Kern der Sache trifft, daß die mangelhafte Aufwertung der Industrie-

obligationen eine Ungerechtigkeit darstellt, wie sie schlimmer nicht gedacht werden kann. Doch das Aufwertungsgesetz hat eine Mehrheit erlangt, und es hat nicht viel Zweck, nachträglich noch einmal über seine schwachen Punkte zu räsonnieren. Nur einen lehrreichen Abschnitt aus dem Kapitel „Aufwertung von Industrieobligationen" möchten wir für die Zukunft festhalten. Die Unterscheidung von Alt- und Neubesitz, die bei den öffentlichen Anleihen in gewissem Umfange gerechtfertigt war, ist bekanntlich zuguterletzt auch auf die Industrieobligationen ausgedehnt worden, um den Schuldnern die Last noch leichter zu machen, als sie bei der eigentümlichen Aufwertungkonstruktion dieser Schuldverschreibungen im Vergleich zur sonstigen Regelung an sich schon ist. Erinnert man sich noch der tiefempfundenen Protestkundgebungen, die der Zentralverband des deutschen Bank- und Bankiergewerbes losgelassen hat, als die Unterscheidung von Alt- und Neubesitz bei den öffentlichen Anleihen die Interessen seiner Mitglieder bedrohte? Noch kürzlich hat der Verband seinen Notschrei „im Interesse des Rechtes" erneuert, als die weitere Schlechterstellung von Neubesitzanleihen (die auch wir für eine Torheit halten, weil sie niemand nützt) verkündet wurde. Kein Sterbenswörtchen kam jedoch über die Lippen des sonst so redseligen Verbandes, als dieselbe Differenzierung zwischen Alt und Neu, die für die Anleihen mit allen möglichen rechtspolitischen und allgemeinwirtschaftlichen Argumenten bekämpft wurden, auch auf die Industrieobligation ausgedehnt werden sollte, obgleich hier auch nicht der Schatten eines Grundes geltend gemacht werden konnte. Offenbar hatte der Bankenverband mit der Nachbarorganisation der Industrie einen Kuhhandel vereinbart, wonach die Banken nichts gegen die ungenügende Aufwertung von Industrieobligationen sagen sollten (durch die Bankinteressen kaum berührt wurden), wogegen die Industrie die Nichtaufwertung alter Kontokorrenteinlagen der Banken befürwortete. Für jeden, der sehen will, beweist das Verhalten des Bankenverbandes, welch geringer Wert den Ideologien beizumessen ist, von denen die meisten Eingaben der Verbände überzuquellen pflegen.

Um des lieben Nächsten willen wird im Geschäftsleben nichts getan. Wer der Utopie nachhängt, daß die Selbstlosigkeit als ein irgendwie bestimmender Faktor in wirtschaftliche Rechnungen der Neuzeit eingestellt werden dürfte, der verkennt, daß die Grundlage unserer ganzen Wirtschaftsweise das Gewinnstreben ist. Die Schranke ist das Strafgesetzbuch. Bis dahin ist die Wirtschaft moralinfrei. Angesichts dieser bedauerlichen Sachlage war es von vornherein nicht zu bezweifeln, daß die deutsche Hochfinanz, die sich unversehens mit der Stinnesabwicklung betraut sah, die günstige Gelegenheit nicht vorübergehen lassen würde, ohne einen

anständigen Profit einzustreichen. So sehr die früheren eigenen Praktiken des Stinnes-Konzerns zu kritisieren waren — die neueste Wendung der Dinge kann den unbefangenen Betrachter ebenfalls nicht befriedigen. Die Banken haben die Stinneskrise weder vorausgesehen, noch gebremst, noch befördert; sie sind von ihr einfach überrascht worden. Aber nachdem der Reichsbankpräsident sie vor die Aufgabe der Stützung gestellt hatte, da beschlossen sie, aus der Not eine geschäftliche Tugend zu machen. Man soll nicht glauben, daß volkswirtschaftliche Erwägungen bei derlei Entscheidungen den Ausschlag geben. Das geschieht nur in den seltensten Fällen, und wenn der gerissenste unserer Bankers, dem die Konsortialführung obliegt, jüngst einem Blatte erklärt hat, er wolle die anorganisch gelagerten Stinnesinteressen organisch gruppieren, so wird der Kenner ein verständnisvolles Lächeln nicht unterdrücken können. Was taten die Banken zunächst? Sie wälzten die Last von sich auf die Preußische Staatsbank ab, die froh war, auf diese Weise die fiskalischen Ueberschußgelder für eine Zeitlang günstig placieren zu können. Den Banken blieb nur das Obligo, dessen Risiko zwar praktisch gleich Null war, trotzdem aber vom Schuldner gut honoriert werden muß. Nun die Banken die eigentliche Bürde los waren und bloß noch ein rentables Giro laufen hatten, konnten sie in aller Ruhe die Auflösung der Masse reifen lassen. Die Zeiten sind schlecht für Sachwertbesitzer, die abstoßen müssen. Das Kapital ist knapp, und unter solchen Umständen kann man mit Geduld die Objekte zunächst nur verbilligen. Doch schon nach verhältnismäßig kurzer Frist ging das Rennen der Reflektanten los. Mit den Anteilen der Berliner Handelsgesellschaft fing es an. Sie wurden der Familie Stinnes für ein Butterbrot abgenommen und in weitem Kreise aufgeteilt. Carl Fürstenberg schmunzelt. Hat er doch auf seine alten Tage endlich einmal ein Geschäft gemacht, das er nicht seiner Klugheit zuzuschreiben braucht, sondern allein der Unerfahrenheit der Stinneserben dankt. Auch gute Freunde der Familie machen sich um die Abwicklung verdient. Silverbergs Rheinische Aktiengesellschaft für Braunkohlen und Brikettfabrikation hat ein begehrliches Auge auf den Stinnes'schen Besitz an Riebeck Montanaktien geworfen, und Herr Witthoefft in Hamburg, Inhaber der Exportfirma A. O. Meyer, der, wie Silverberg, von der Familie Stinnes ins Vertrauen gezogen worden war, interessiert sich, in lauterster Absicht natürlich, für das Hamburger Im- und Exportgeschäft des Konzerns. Sogar der Preußische Fiskus kauft Stinnesterrains, und das Reich balgt sich mit den Kommunen um den Anteil an dem großen Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerk in Essen. Hübsche Provisionen werden sich die Banken für all diese Abverkäufe bezahlen lassen. Warum nicht? So billig sind schwerste Objekte nicht bald wieder zu bekommen. Die Banken haben den Konzern fest in der Zange. Die Abschlachtung hat begonnen. Armer Stinnes!

GLOSSEN

AFFE MENSCH

Hochansehnliche Männer zu Dayton!

Als Euch Euer Führer, der „Streiter Gottes", der „Silberzüngige", im Prozeß gegen den Affen-Abkömmling Scopes fragte, ob Ihr vom Gorilla oder von Gott abstammtet, brülltet Ihr unisono: Von Gott.

Hochansehnliche Männer zu Dayton; Euer Bryan bezeugte seine Gotteskindschaft dadurch, daß er ohne Kragen, ohne Schlips, mit aufgekrempelten Hemdsärmeln ins Gerichtshaus kam. Ihr aber, welches Zeugnis habt Ihr dafür, daß Eure Gotteskindschaft echt ist? Sicherlich: Ihr waret dabei, als Gott den Menschen schuf. Ihr saßet auf einer Schulbank (es war in einem Klassenzimmer für experimentelle Chemie); Gott stand auf dem Katheder, ein Klümpchen Erde in der Hand und blies ihm das Leben ein. „Meine braven Daytoner," sagte der Schöpfer, „dieser Adam wird sich entwickeln, bis einmal ein Gipfel der Menschheit, Mister Bryan, geboren wird. Und zum Zeichen, daß der Mensch von mir abstammt, wird er Wunder wirken. Er wird die Buchdrucker-Kunst erfinden, damit er seinen Unsinn vervielfältigen kann. Er wird Schießpulver herstellen, um die ihm unsympathischen Gotteskinder abzuknallen. Er wird Photographieren und Filmen lernen, um mit den Gotteslästerungs-Prozessen Geld zu verdienen. Und er wird seine Vernunft gebrauchen, um die dekadente Sekte der Wahrheitsfanatiker mit einem Paragraphen abzuwürgen."

Hochansehnliche Gotteskinder zu Dayton; Eure Eminenz Herr Staatsanwalt; liebe Holy Rollers, die Ihr unter einem mit Lumpen behängten Baum Eurem göttlichen Vater zu Ehren einen Jazz musiziert! Der Verteidiger des gottverlassenen Angeklagten Scopes hat Euch mehrere Fragen vorgelegt, die Ihr sicherlich spielend beantworten werdet:

1. Wenn Gott die Sonne am vierten Tage schuf, warum spricht die Bibel vom Morgen und Abend des ersten Tages?

2. Glauben Sie, es hat bis zur Sintflut keinen Regenbogen gegeben? Oder ist Ihnen einmal der Verdacht gekommen, daß der Regenbogen immer zu sehen war, wenn die Sonne durch den Regen schien?

3. Glauben Sie, daß Josua tatsächlich die Sonne zum Stillstehen gebracht hat, um den Tag zu verlängern? Und wenn er dies tat, wie hätte er dadurch den Tag verlängern sollen? Drehte sich denn damals die Sonne um die Erde?

Wenn Ihr, Erleuchtete von Dayton, aus der Fülle Eurer Erkenntnisse auf diese erbärmlich kindischen Fragen Antwort geben solltet, dann beschenkt auch mich aus dem Füllhorn Eures Wissens, und löst mir dies Dilemma: entweder der Affe stammt von Gott ab, dann stammt auch der Affen-Abkömmling Mensch indirekt von Gott ab; dann darf also auch der Mensch vom Affen abstammen. Oder aber der Affe stammt nicht von Gott ab, dann ...; ja ist denn das möglich, daß ein geschaffenes Wesen nicht von Gott abstammt?

Helft mir Irrenden, Weise von Dayton! Und helft dem schadenfroh lächelnden Europa. Es ist wirklich nicht so verloren, wie es nach den Spott-Liedern auf Eure Affen-Komödie zu sein scheint. Glaubt mir, Heilige von Dayton: es tut nur überlegen. Es hat

gerade einen fünfjährigen Affen-Prozeß hinter sich, in dem an jedem Tag Eure Gesinnungsgenossen gesiegt haben. Gebt Europa um Gottes willen nicht auf: Eure Scopes heißen bei uns Lessing und Nicolai; Eure Staatsanwälte sind unsere Staatsanwälte; und wer weiß, ob nicht eine unserer herrlichen Universitäts-Fakultäten eines Tages den Mister Darwin mit seinem Affen-Schwanz auf den Index setzt. Verzaget nicht, Daytoner, auch Europa ist noch nicht verloren, wenn es auch manchmal ein bißchen ketzerisch tut. Das ist nicht so ernst zu nehmen; und noch allemal folgte auf eine Revolution eine Restauration.

Aber gerade, weil wir ausgezeichneten Gotteskinder beider Kultur-Kontinente — denn die armen Asiaten rechnen doch kaum — weil wir unser Gotteskindschafts-Patent neben den Hundertmark-Scheinen in der Brieftasche haben: könnten wir nicht großmütig sein — und etwas für die armen Affen tun? Schließlich: wenn wir auch mit ihnen nicht verwandt sind, ein bißchen ähnlich sind wir ihnen schon; und dann erfordert es auch die Taktik. Schon jetzt berichten die Sonderkorrespondenten der großen Zeitungen aus dem Affen-Reich, daß ein frommer Affen-Fascismus Manifeste erläßt mit der Ueberschrift: „Affen aller Länder! Vereinigt Euch!" Gegen wen? Natürlich gegen uns! Sie behaupten, die alleinigen patentamtlich angemeldeten Gotteskinder zu sein. Sie lehnen Darwin und Scopes ab, weil sie behaupten: dieses menschliche Ungeziefer stammt nicht von uns ab auf den fünf Kontinenten. Ihr seht, Ihr seid mit den Affen einig; es ist Gotteslästerung, ihm die Gotteskindschaft zuzusprechen. Einem Affen-Professor, der das doch behauptete, soll die Dozentur wegen mangelnder sittlicher Reife abgeknöpft worden sein.

Also einigen wir uns, um des lieben Friedens willen, auf halbem Wege. Wir sind die legitimen, die Affen die illegitimen Kinder Gottes. Ihr Daytoner aber seid die Erstgeborenen, die, auf denen Gottes Antlitz besonders wohlgefällig ruht.

Schreibt, ob Ihr einverstanden seid, dem Gotteskind 2. Klasse

Ludwig Marcuse

DAS FRAGEZEICHEN HINTER RASKOLNIKOFF

Unter den vielen Seltsamkeiten aus dem Fall des Massenmörders Angerstein hebt sich die eine am schärfsten heraus und ist deshalb wohl auch am wenigsten beachtet worden: — daß nämlich dieser des achtfachen Mordes Ueberführte im Gefängnis an die zwölf Pfund zugenommen hat und daß er, der zeitlebens von Schlaflosigkeit Geplagte, seit seiner Tat sich einer vorzüglichen Nachtruhe erfreut.

Man hielt sich nicht lange mit der Deutung auf, unterdrückte die immerhin beunruhigend nahe Frage, multiplizierte ganz einfach die gerichtlich festgestellte Bestialität des Mannes mit 10 000. Was, dieses Scheusal ißt und trinkt und schläft?! Der hat gefälligst unter seinem Kainsmal zu ächzen, sich nachts wimmernd auf der Pritsche zu wälzen, das kurze Dämmern verwünschend, das ihm nur Alb und Traumgespenster bringt und nicht Erquickung. Das ist die Tradition.

Literatur präokkupiert unsere Phantasie. Wir erwarten normale Komposition des Dramas. Wir sind erbost, wenn es sich nicht in hergebrachter Weise formt. Was sollen wir mit einem Missetäter beginnen,

der die klassische Dramaturgie mißachtet?

Warum hat der dürftige Kleinbürger, den sie in Limburg aburteilten, nicht etwas Zerknirschung markiert, die berühmte „ehrliche Reue“ gezeigt? Wie viele nette Züge hätten sich nicht unverhofft an ihm entdecken lassen. Oder wäre er nur frech gewesen, zynisch und roh, voll dreisten Hohnes, die Kritik würde ihm den scheußlichen, aber imponierenden Charakter shakespearischer Mörder attestiert haben. Unglücklicherweise wurde er weder lamentabel noch unverschämt, sondern blieb unerschütterlich korrekt. Er ersuchte um bessere Kost, um den Anstrengungen der Verhandlungen gewachsen zu sein, so wie ein Pensionsgast höflich darauf aufmerksam macht, daß er für sein Geld eigentlich noch eine Süßspeise beanspruchen könne...

Oder, himmlischer Pirandello, hast du in das Ressort dieses irdischen Kollegen eingegriffen und den Siebenten an den verkehrten Autor geraten lassen?

*

„Red' ich von dir, red' ich von ihm, Gewissen,
du Schreckgespenst auf meinem Pfad . . .?“

Aus einer alten englischen Tragödie. Steht als Motto über „William Wilson“, Poes grausigster Schuld- und Sühne-Geschichte.

Wirklich . . . Schreckgespenst? Zischen der Nattern des Abgrunds, Vision aufbrechender Wunden —— gibt es das . . . wirklich? Hat nicht hier die Literatur, als furchtbare Ergänzung jener Gerechtigkeit mit Ruten und Beil, imaginäre Pönitenzen erfunden, von denen der Richter sich nichts träumen läßt? Hat sie nicht erst das kalte, nüchterne Gerüst des Verbrechens mit dem Purpur einer sinistren Majestät umkleidet? Qualen ersonnen, auf die keines Folterknechtes Phantasie kam, indem sie dem Missetäter das Inferno in die Brust setzte..?

Aber Angersteins Speck scheint mir unheimlicher als Raskolnikoffs hohle Wangen.

Der Verbrecher der Dichtung, der der Verbrecher unserer Vorstellung ist, springt aus dem Alltag heraus ins Ungemessene, in die Region böser Geister und ewigen Unfriedens. Dieser Eine aber sah die Gespenster nicht nachher, sondern vorher. Und so schlug er sinnlos hinein in seinen Alltag, zerschlug alles, was ihn daran gemahnte. Und hatte Frieden. Fort die Gespenster, fort die Angst. Der Schuldbeladene war wie in einen Stand von Unschuld zurückgekehrt.

Sind also alle unsere Begriffe von Schuld und Sühne, von Gewissenspein und Verfolgtsein durch die Tat nur Aufgeschwatztes, Anerzogenes, Angelerntes? Wer weiß es? Gewiß, du und ich, Freund, wir schlachten keine Menschen. Aber ist nicht das, was uns immer am meisten zwickt, Erinnerung an Nicht-Begangenes?

Was für ein gräßliches Inventar schleppst du nicht mit dir, Stunde für Stunde! Gedrosseltes Wollen, Gelüste, kolonnenweis niedergemähet, zerpreßt schon im Bruchteil der Sekunde, da es verhängnisvoll aufblitzte. Das Kaum-Gedachte. Niemals-Gewordene, das schleppst du mit dir herum, Strandgut der Piraterie des Gedankens: — Haß und Liebe, gemeuchelt mit der ganzen ungeheuren Energie der Feigheit, nie geküßte Küsse, schnell erstickte Brünste, Revolverkugeln im Lauf verblieben, Versuchungen, abgekillt im Dunkeln. Ah, wie das gärt und brodelt! Du hältst es sicher hinter moralischen Kombinationsschlössern, von denen du allein die Chiffre weißt. Da liegt es durcheinander, im Hirnschlamm verwesend. Aber die Miasmen

dringen durch die feste Wand, schleichen sich parasitenhaft ins Blut, setzen sich um in die vielen kleinen, schmuddligen Friponnerien des Tags . . .

Du kennst sie, die Gefahrzone in dir, umfriedest sie mit Idealismus, Ethos, Grundsätzen und all den andern niedlichen bunten Glitzersteinchen. Dem Schutze des Publikums empfohlen, Hunde sind an der Leine zu führen! Das ist das Museum deines Lebens, wie es sein könnte, das Schattenreich des Ungeschehenen, tausendmal ärger als die Hölle gläubiger Fabulisten.

*

Ein zierliches Lawendelgemüt aus dem Biedermeier hat ein Büchlein geschrieben „Zur Diätetik der Seele“. Seitdem sind wir erheblich fortgeschritten. Die Therapie für Seelenleiden wächst aus den Kinderschuhen, der irdene Topf der alten Vorurteile geht zu Scherben. Vielleicht werden bald findige amerikanische Nervenärzte bei depressiven Zuständen, verbunden mit schlechtem Appetit und Schlaflosigkeit, einen kleinen Totschlag verordnen, so wie früher Hühnerbrühe und Biomalz.

Du bist enttäuscht. Eine Illusion wurde leck und sinkt. Dieser Herr da, der mit unverkennbarem Ausdruck leiblicher und geistiger Saturiertheit durch die Leipziger Straße geht, hat eben seine Feinde massakriert und die Reste unter Petroleum gesetzt. Da geht er hin, sorglich die Gesetze achtend, kreuzt den Fahrdamm im vorgeschriebenen Winkel von 90 Grad.

Es sind keine Schatten um ihn, es ist kein Stöhnen in der Luft. Die Furien, beschauliche ältere Damen mit Embonpoint, sitzen an der Ecke bei Aschinger und essen Bockwurst mit Salat.

Lucius Schierling

DIE REVUE „TROTZ ALLEDEM!“

Im Großen Schauspielhaus ward, fast heimlich, fast unter Ausschluß der Oeffentlichkeit, zu Ehren des kommunistischen Parteitages, von den Kommunisten einige Male eine radikale Revue „Trotz alledem“ aufgeführt, die theatergeschichtlich und vor allem in ihrer Struktur und ihrer Wirkung auf das Publikum so bedeutungsvoll ist, daß sie, wie das stets an zukunftsreichen Wendepunkten geschieht, von den Zünftlern beinahe gänzlich übersehen wird.

Im voraus ist zweierlei zu bemerken. Erstens hat die Sache mit dem, was man bisher unter Theater, Schauspielkunst, Literatur, Dramatik verstand, fast nichts zu tun; es wird in keiner Weise auf künstlerische Wirkung abgezielt. Zweitens, es handelt sich um ein reines, unverhülltes Tendenzstück; es wird, von

kommunistischer Anschauung aus, gegen drei Fronten gekämpft: gegen die Sozialdemokratie, gegen den Krieg, gegen die kapitalistische Gesellschaftsform.

Diese beiden Diskussionspunkte sollen völlig beiseite bleiben. Es soll nicht untersucht werden, welche Beziehungen von diesem Versuch zum bisherigen Theater, zur Kunst sich aufdecken lassen. Und es soll nicht über politische Gesinnung und ihre Möglichkeit auf dem Theater debattiert werden.

Was ist zu sehen? Man sieht konzentrierteste Darstellung der geschichtlichen Ereignisse von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers 1914 bis zur Abdrosselung der deutschen Revolution durch die Ermordung Liebknechts und Rosa Luxemburgs, untermalt von charakteristischer, stimmungfördernder Orchesterbegleitung.

Man braucht kein Programm, man braucht nichts von den geschichtlichen Vorgängen zu wissen. Es erscheinen in Lichtschrift, auf der Bühne, auf der Leinwand, im Telegrammstil die Mitteilungen der tatsächlichen Ereignisse. Diese Ereignisse werden dann durch Massenszenen, Reden, lebende, oder vielmehr bewegte Bilder, Aufzüge und vor allem durch Film zur Darstellung gebracht. Dialog findet sich wenig, nur: um ganz knapp und scharf die Situation zu geben, oder polemische Hiebe auszuteilen. All das, worauf das bisherige Drama so stolz war: Psychologie, Aufbau, Charakterschilderung, kunstvolle Verknüpfung, ist nicht vorhanden. Ohne durchgehende Handlung einzelner Menschen folgen sich die krassen Geschehnisse (Kriegserklärung, Parteisitzungen, Schlachtengetümmel, Reichstagsszenen, Munitionsarbeiterstreik, Sturm aufs Polizeipräsidium, mörderische Verfolgung der Revosutionäre usw.), ihre einzige Verknüpfung ist die Historie selbst.

Man erblickt also einen Extrakt der Geschichte, tendenziös zugespitzt, auf einen Einheitsraum in schneller Abfolge konzentriert, durch Schrift, gesprochenes Wort, bewegte Menschenmassen, Film und Einzelrede zur Wirkung gebracht.

Diese Wirkung auf die dreitausend Hörer ist ungeheuerlich. Die Zuschauer geraten durch die pausenlose Attacke auf ihre Gesinnung, auf Nerven, Gemüt, Herz in eine Art wilder Trance. Sie schreien dazwischen, sie singen, jubeln, schwören Rache, sie unterstreichen durch ironische Bemerkungen, aufreizende Rufe das Vorgeführte. Hier ist, was Reinhardt einst in diesem selben Haus ersehnte und vergeblich erstrebte, erreicht: der innigste Kontakt zwischen Bühne und Publikum, die zur Einheit verschmelzen. Und selbst der politisch Andersdenkende gerät in Fieber.

Durch die Unkompliziertheit, Unmittelbarkeit des Ganzen wirkt jede Einzelheit um so eindringlicher, aufdringlicher, um so aufpeitschender. Z. B. der Film des Abschieds von der Heimat, der Schlachtenbilder frißt sich in diesem Zusammenhang zwischen histori-

schen Episoden als Fetzen eines Menschenstückes auf der Bühne viel schärfer ein als wenn man ihn im Kino sähe. Die historischen Figuren: Kaiser Wilhelm, Landsberg, Scheidemann, Ebert, Liebknecht, Luxemburg, die alle lauter Kernworte aus ihren wirklichen Reden, Programmen, historischen Dokumenten sprechen, treten viel plastischer hervor als in der Erzählung, in historischer Schilderung, im gemalten unbewegten Bild oder im psychologischen Kunstdrama (müßten deshalb auch viel realistischer, wachsfigurenhafter in der Maske dargestellt werden als es hier geschieht). Und vollends die Reden schlagen explosiver ein, als es irgend gedrucktes Wort oder die Volksversammlung erreichen könnte, weil eben der Einheitsraum, welcher Darsteller und Zuschauer verschmilzt, die Wirkung intensiviert und weil auf der Bühne einige Haufen mitwirkender wirklicher Proletarier die stete Brücke, die Ueberleitung ins Publikum darstellen.

Alles ist, dies sei, damit ich nicht als Hymniker einer unvollkommenen Sache verdächtigt werde, ausdrücklich betont, — alles ist noch ganz im Anfang, nur ertastet, nur probiert, vielfach ganz unzulänglich, ja mißlungen (z. B. der Schluß). Aber durch Erfahrung und schöpferische Phantasie läßt sich auf diesem Wege das — neben dem kultivierten Kunsttheater — uns fehlende Zukunfts-Volkstheater erreichen: das Volksstück unserer Zeit, mit den Mitteln unserer Zeit.

Und es wäre denkbar, daß derartige Vorstellungen, vervollkommnet, aktivitätsfördernder wirken könnten als Parteipolitik in Buch und Rede, ja als akutes, aktuelles Geschehen. Es wäre denkbar, daß das heutigen Tags sonst gegenwartsfremdeste Institut: das Theater, Keimzelle und Blitzschlag

einer künftigen Revolution werden könnte.

Uriel Akosta

TISCH MIT BÜCHERN

George Moore: Liebesleute in Orelay. Verlag S. Fischer, Berlin. 1925.

Dieses reizend erzählte Buch, auf dem eine ganz dünne Staubschicht liegt, ist zwar zwanzig Jahre zu spät übersetzt worden, dennoch wird es eines von den wenigen Liebesgeschichten sein, an denen der Deutsche sich zur Kultur und Technik des feineren erotischen Erlebnisses erziehen kann. Es ist keine Liebesdichtung, sondern es ist ein höchst anmutiger, mit Bildung und Humor durchsetzter Vortrag über ein unvergeßliches Liebesabenteuer von drei Tagen. Etwas Selbstgefälligkeit, vielleicht kann sie der pädagogische Edelerotiker nicht entbehren, etwas zu viel Weltmannsbildung halten zuweilen den leichten Fluß der Erzählung auf. Aber hier wird von griechischem Geist nicht bloß geredet, in dieser heiterkühnen Erzählung ist ein Stück Griechentum festgehalten, der Geist der venezianischen Elegien weht frisch durch diese hingeplauderte Dichtung. Rechtsanwälten, Werkdirektoren, Bankiers, allen überbeschäftigten Deutschen, die keine Zeit zur Liebe haben, sei die Mahnung dieses reizenden Erlebnisses empfohlen. Da diese allzu ernsten Leute es im Leben nicht zu lernen vermögen, sollten sie wenigstens hier schwarz auf weiß erkennen, wie man ein liebenswürdiges, kleines, großes Erlebnis kultivieren, schematisch aufbauen und sanft abklingen lassen kann. Ein Mäzen der Bourgeoisie müßte durch einen großen Klub, etwa die „Deutsche Gesellschaft" dies liebenswürdigste und notwendigste Erziehungsbuch an seine Mit-Bürger verteilen lassen.

ANEKDOTE

Bei einem großen Bankett saß ein etwas unbeholfener Kavalier zwischen Madame de Staël und Madame Récamier. Er wollte besonders galant sein und sagte:

„Welche Ehre für mich, zwischen der klügsten und der schönsten Frau Frankreichs zu sitzen!"

Diese unglückliche Phrase, die die Staël daran erinnern mußte, daß sie nicht hübsch war, und die Récamier daran, daß sie klüger sein könnte, hatte ein verlegenes Schweigen zur Folge.

Madame de Staël fand aber schnell ihren Witz wieder und neigte sich mit einem entzückenden Lächeln zu dem ungeschickten Schmeichler:

„Es ist das erste Mal, daß man mir das Kompliment macht, die schönste Frau von Frankreich zu sein."

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 29)

DER KUNSTMARKT

Holländer Preise.

Amsterdam.

Glückliches sommerliches Holland. Es wird immer noch auktioniert, nichts ganz Besonderes, die Namen sind oft schöner als die Bilder, aber es wird sogar gekauft, ruhig und sachlich, wie es des Landes der Brauch ist. . .

Bei Mak in Amsterdam die Sammlungen Arnold van Buuren. Am teuersten ein paar Bildnisse, Karl der Kühne und seine Gemahlin Margarete von Yorck, im Katalog französisch-niederländische Schule genannt, um 1470, früher in der Sammlung Léo Nardus in Suresnes. Die kleinen, präzis gezeichneten Tafeln, vor denen an den Eyck-Schüler Petrus Cristus erinnert wurde, gingen bis 85 000 fl. Der Frans Hals, ein Junge mit Mütze, von Valentiner und Hofstede de Groot anerkannt, eine Zeitlang im Haarlemer Frans Hals-Museum ausgestellt, brachte es trotzdem nur auf 31 000 fl. Das Bildchen war, wenn echt, „früh“ und hatte offenbare Schwächen. Noch zweifelhafter der „Rembrandt“, Kopf eines Juden, Wiederholung eines Bildes, das man auch im Louvre und in Cassel findet: 10 500 fl. Gut bezahlt war die Felsenküste eines „Holländers des 17. Jahrhundert“, in dem der Besitzer gleichfalls einen Rembrandt erkennen wollte, der aber wohl besser Simon de Vlieger hieß: 20 000 fl. Ein hübsches kleines Männerbildnis, ein Herr im Schäferkostüm, auf den die Bezeichnung „Schule Rembrandts“ drückte, der aber ein sicherer H. G. Pot war, wurde schon bei 1200 fl. zugeschlagen. Ein Frauenbildnis von Bol 4600 fl. Eine Wassermühle von Hobbema und A. van de Velde 11 000 fl., eine Maaslandschaft von S. von Ruisdael 4600 fl., Gebirgslandschaft von Hercules Segers 5000 fl.

Die italienischen Bilder kaum noch Mittelware. Botticelli hießen zwei Madonnen, die eine im Rund 11 500 fl., die andere, einst von Venturi der Ehre der Publikation gewürdigt, 25 500 fl. Ein Männerbildnis unter dem stolzen Namen des Velasquez, immerhin für 9500 fl. verkauft.

Zeichnungen bei de Vries in Amsterdam fast sämtlich lebhaft begehrt.

Die besten Sachen nahm Duveen: alle 5 Rembrandts, unter denen der heilige Martin zu Pferde mit 5000 fl. und die Esther-Szene mit Ahasver und Haman, für 2700 fl., obenan standen. Dann auch den schönsten Breughel, das befestigte Schloß mit 2200 fl. Hofstede de Groot kaufte für seine bedeutende Zeichnung-Sammlung die Spitzenklöpplerin des Dirk Hals für 300 fl. und fünf Blatt mit Strandszenen von Simon de Vlieger für 210 fl. Von den älteren Blättern

mußte Duveen 470 fl. für die Landschaft des Jan van Scorel anlegen. Paul Cassirer bezahlte ein Studienblatt des interessanten Jacob de Gheyn mit 210 fl.

An das glücklichere Holland hatten die Berliner im Dezember 1917 auf der Versteigerung der Sammlung Richard von Kaufmann die nächtliche Geburt Christi von dem früheren Haarlemer Meister Gertgen tot Sint-Jans für 205 000 Mark abgeben müssen. Aber auch Kriegskonjunkturen haben ihr Ende, und nun hat die Londoner Nationalgalerie dies kapitale Bild doch bekommen.

Luzern.

Holländer in der Galerie Fischer. Ein van Jan Goyen, Landschaft mit Windmühle, 1641 datiert, 16 500 schweizer Franken. Seine Kirche am Wasser 5500 Fr. Eine Waldlandschaft von dem Sohne des Salomon Ruisdael, Jacob, 6500 Fr. Ein Stilleben von Weenix 4500 Fr. Ein Evangelist Matthäus von Aert de Gelder 5500 Fr. Es war die übliche Durchschnittsqualität.

Bei den Flamen einiges Bessere. Rubens Bildnis des Michael Baeck 22 500 Fr. Teniers' Sommerlandschaft 6000 Fr. Am höchsten ging angesichts der anwesenden Engländer ein aus der Sammlung des Earl of Camperdown stammendes Bildnis einer jungen Dame, die eine Taube auf der Hand hat: 25 500 Fr.

Die einst bei Rudolf Kann in Paris befindlichen Köpfe eines Orientalen und eines Edelmannes von Tiepolo wurden mit 11 000 bezahlt. Guardi stieg mit den zwei Seestürmen auf 27 500 Fr., mit dem Bild der Dogana im Canale Grande auf 11 500 Fr.

Das sind heute die Durchschnittspreise. Gekauft wird im Auslande noch ganz ordentlich, Paris genießt sogar alle Zauber seiner amerikanischen Inflations-Hausse. Wenn der Sommer vorbei ist, wird man merken, daß man auch dort nicht reicher geworden ist. Aber die Mühlen haben wenigstens geklappert.

Dr. Erich Roemer.

Redaktion des „Tage Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank. Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48 Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, letzte Juliwoche

Die Freiheit der Bewohner eines eroberten, annektierten oder abgetretenen Gebietes, zwischen ihrer ursprünglichen und ihrer neuen Staatsangehörigkeit zu wählen, zu optieren, — ist eine Errungenschaft der Neuzeit mit ihren Menschen- und Bürgerrechten. Sie soll dem armen Bürger eines strittigen Landes die Entscheidung frei lassen, ob ihm die Heimat, Wohnung, Wiese, Wald, sein Garten und sein Feld, oder das Vaterland, Regierung, Fahne, Staatshaupt, Polizei und Steuern das höhere Gut zu sein scheint. Unter dem Einfluß der französischen Revolution hat sich dieser menschenfreundliche Brauch völkerrechtlich befestigt. Gerade Frankreich hat ihn in alle seine Friedensverträge nach der Revolution aufgenommen. Die Wähler zwischen Wirklichkeit und Wahn mußten freilich ihre Vaterlandsliebe immer büßen. Als 1872 etwa 50000 französische Optanten aus Elsaß-Lothringen nach Frankreich auswanderten, ging es ihnen schon ebenso schlecht, wie den Optanten in Deutschland und Polen heute. Sehr viele fanden kein Unterkommen, keine Stellung, und mußten schließlich ins Reichsland zurückkehren, um wohl oder übel Deutsche zu werden. Aber sie konnten doch heimkommen oder dableiben. Heute wird das Menschenrecht erheblich konsequenter angewandt. Die Deutschen in Polen, die für Deutschland optiert haben, müssen heraus. Sie werden bei uns weder Arbeit noch Wohnung finden; nur den Trost, daß auf je fünf von ihnen ein Pole aus Deutschland ausgewiesen ist. Aber sie werden die Elsaß-Lothringer beneiden, denen Frankreich diesmal, weniger theoretisch human als früher, die Option gar nicht erst erlaubt hat. Den Polen wird es genau so gehen. Selbst diese wenigen werden merken, daß sie noch zu viele sind, um Unterkunft und Verpflegung, geschweige denn Dank zu finden. In Wirklichkeit haben diese Leute sich ihrem Vaterland ausgeliefert. Sie sollen dazu dienen, auf ihre Regierung einen Druck auszuüben. Dabei sind sie ihrer neuen Regierung ebenso gleichgültig wie der alten. Wozu werden sie also herausgeworfen? Die Deutschen, weil die Polen das deutsche Element schwächen wollen. Die Polen, weil die Deutschen gerne ein paar Tausend Grubenarbeiter

los werden möchten. Arme Leute sie alle! Das Vaterland haben sie gewählt, der Regierung fallen sie zum Opfer. An Geist und Gaben haben sie gedacht, und um Gut und Geld werden sie gebracht. Aber wenn es die Polen tun — warum wir auch? Nur weil es zum Komment gehört? Nur um die internationale Satisfaktionsfähigkeit zu beweisen? Deutschland ist doch angeblich das Land der Organisation. Die Ansiedlung der Rückwanderer ohne Vertreibung der Fremden — ob sie mehr kosten würde als die Ruhrkredite? Jedenfalls würde sie eine moralische Offensive über die Welt hin ermöglichen, und das wäre mehr wert als die Narben, die sich die ehrenwerten Nachbarn jetzt auf Kosten ihrer ärmsten Bürger durch die Fratze ziehen.

Der Staatsgerichtshof (Süddeutscher Senat) hat unter dem Vorsitz des zu fürchterlichem Ruhm gelangten Herrn Niedner den Schauspieler Josef Gärtner wegen Rezitationen von Gedichten Ernst Tollers, John Henry Mackays, zu einem Jahr und drei Monaten Gefängnis verurteilt. Was über diese schändliche Angelegenheit ein Richter zu sagen hat, findet der Leser im Justiz-Tagebuch dieser Woche. Die Angelegenheit verdient noch ein unjuristisches Nachwort. Gärtner, ein Arbeitersohn, ist schon einmal von einem bayrischen Gericht wegen Rezitation revolutionärer Gedichte zu einer einjährigen Gefängnisstrafe verurteilt worden. Die deutsche Welt erfuhr davon nichts, die Schande geschah ja in Bayern, wieviel Schrecknis geht dort lautlos, ohne publizistisches Echo, vor sich. Diesmal aber brachten alle Zeitungen den erregenden Bericht. Und wer rührte sich? Der Herr Präsident der Bühnengenossenschaft Gustav Rickelt hätte als Sachverständiger vernommen werden sollen. Das Niednergericht schickte ihn fort. Herr Rickelt hätte gewiß sachlich Wichtiges zu sagen gehabt. Vor allem: Ist denn der Rezitator für die Dichtungen, die er vorträgt, verantwortlich, und nicht die Poeten selber, Toller, Mackay und die andern? Dann: Wie viele großen Schauspieler haben jahrzehntelang in Arbeiter- und Studentenvereinen revolutionäre Gedichte vorgetragen, und selbst in der blutigsten Zeit des Sozialistengesetzes haben sich Richter nicht so tief erniedert (oder soll man künftig sagen: erniednert), sie deshalb für Jahresfrist in die Gefängniszelle zu werfen. Es ist blanker Unsinn, wenn der Staatsgerichtshof feststellt, Gärtner habe ja nicht Kunstwirkungen erzielen wollen, sondern politische. Wenn Herr Basil, der Münchener Hofschauspieler, bei den Völkischen blutige Chauvinistenlyrik vorträgt, will er da bloß ästhetische Wirkungen erzielen? Was ist das überhaupt für eine blutleere Aesthetik? Ein schönes Gedicht erzielt nicht Kunst-, sondern Lebenswirkungen! Was hat nun die Oeffentlichkeit zu diesem entsetzlichen Urteilsspruch gesagt? Haben die Schauspieler und Rezitatoren sich gerührt? Der weggeschickte Herr Rickelt hat es nicht der Mühe wert gefunden (trotz Aufforderung), ein Wort des Protestes hinauszu-

schicken. Der Gute ist zurzeit mit der Abfassung eines Textes zu den Bein- und Busenausstellungen des berühmten Varietédirektors James Klein beschäftigt. Schließlich geht die Sache auch die Schriftsteller an. Toller hat wahrscheinlich von der Sache nichts erfahren. Aber der schlafende Schutzverband deutscher Schriftsteller. Wenn je, hatte er hier zu schützen! Und die Zeitungen? Ein paar billige Worte zum Prozeßberichte, meistens nicht einmal das. Ueber den Prozeß in Dayton und über die lumpigen 100 Dollar Geldstrafe haben sich alle entrüstet. Daß aber ein Schauspieler, ein deutsches Arbeiterkind, nun schon das zweite Gefängnisjahr absitzen soll, bloß weil er am Schwung und der Freiheitsmelodie der Gedichte Tollers und Mühsams Freude hat, das hat die stumpfen Gemüter in den Zeitungen nicht aufpulvern können. Wir entrüsten uns über die Moskauer Justiz, wir fühlen uns erhaben über die amerikanischen Richter, aber wir ertragen mit einer Stumpfheit, deren wir uns vor der ganzen Welt schämen müssen, die Leipziger Niednertracht.

Im Reichstag räkelt sich das Schicksal. Aber weniger Aufmerksamkeit könnte auch das Nachmittagsgähnen der Abgeordneten nicht finden. Sicherheitspakt — das hohe Haus selbst sagt gehorsam sein Sprüchlein dazu und die Oeffentlichkeit ist zufrieden, sich in Zeitungsartikeln zu spiegeln. Zollkompromiß — die Regierungsparteien lassen es nicht einmal zur Diskussion kommen, sondern diktieren, und die größte Partei der größten Stadt bringt bloß 20000 Protestdemonstranten dagegen auf die Beine. Steuergesetze — wenn es ans Zahlen geht, weiß noch kaum jemand, was sie enthalten. Etatsbewilligung — gehorsamer hat kein Parlament der kaiserlichen Regierung die Mittel bewilligt, als dieser Reichstag seinen außerparlamentarischen Vorgesetzten. Eine Müdigkeit, die auch durch noch größere Hitze nicht entschuldigt wäre; eine Gleichgültigkeit, die auch einer noch langweiligeren Volksvertretung gegenüber nicht erlaubt sein könnte; eine Hohlheit der öffentlichen Meinung, wie sie auch bei noch trostloseren Zeitungszeiten unerträglich wäre! Da plötzlich taucht die Frage auf, wer wann welche Uniform des kaiserlichen Heeres tragen darf. Schon tobt die Schlacht, schon fleckt der Fettdruck; es erwacht die Nation und vermehrt sich durch Spaltung. In Deutschland gibt es keine Sauregurken-Zeit: die interessantesten Vorgänge sind ohnehin jedermann gleichgültig, und die blödesten werden ohne Journalistenkunst in den sommerlichen Brennpunkt der Ereignisse gerückt.

Scheidemann wird 60 Jahre alt. Er hat mit seiner Partei den neuen Staat gemacht, — und sie weigert sich zum Dank in jedem Sinne, Staat mit ihm zu machen. Das ist töricht. Denn der Mann, von dem der Friede der Vernunft und Mäßigung den Namen hat, könnte der Vernunft und Mäßigung rechtzeitig Grenzen setzen.

Es wäre klug gewesen, den Führer herauszustellen, dessen Verzichtswille und Friedensmut erst aufhörten, als der Friede von Versailles seinen Widerstand herausforderte. Seltsames Schicksal: den Frieden, den er mit Einsatz seiner ganzen glänzenden Kraft erstrebt hat, konnte er nicht verkünden; im Reichsgesetzblatt steht Bauers neben Eberts Name. Die Republik, der er seine kompromißbereite Taktik entgegengestellt hat, mußte er als kaiserlicher Staatssekretär ausrufen. Scheidemann hat die Sozialdemokraten für den Staat gewonnen wie den Staat für sie. Seine Partei hat ihn dafür aus dem Staate gedrängt und in eine Stadt abgeschoben. Man kann die Entwicklung der Republik, an der Scheidemann selbst freilich nicht unschuldig ist, trefflich kennzeichnen, wenn man feststellt, daß Scheidemann als Kanzler angefangen und als Oberbürgermeister aufgehört hat, während Luther es umgekehrt machen konnte. Noch dazu ist von Aufhören bei Luther nicht die Rede: er hat abgebaut, während Scheidemann abgebaut werden sollte. Ist das der Grund, daß der Parteiführer heute mehr für politisch emeritiert als für politisch meritiert angesehen wird? Das letzte Wort ist nicht gesprochen. Es zeugt für Scheidemanns innere Lebendigkeit, daß Hindenburg es nicht über sich bringen konnte, dem Sechzigjährigen zu gratulieren. Wenn Scheidemann die Versenkung, in die er genötigt ist, zur Vertiefung benutzt, dann mag er — und dieser Scherz ist ernst gemeint — noch einmal wieder in die Höhe kommen.

In der Wilhelmstraße in Berlin begegnet man jetzt fast täglich kleinen Trupps mißgestalteter Bürger in Gehrock und Zylinder, Deputationen der Organisationen, die — hinter sich die überwiegende Mehrheit des deutschen Volkes — dem Reichspräsidenten ihre wertvolle Ansicht über ihn, sich und sonst etwas mitteilen müssen. Wolff's Telegraphisches Bureau verewigt die bedeutsamsten dieser Empfänger. Von den anderen leben wenigstens die betroffenen Vereine jahrelang. Was muß der Reichspräsident für ein seltsames Bild des Volkes bekommen, wenn er es in all diese Organisationen zerfallen sieht! Was muß er aber gar für eine Vorstellung von diesen Zivilisten gewinnen, wenn er die ehrfurchterstickten Verbeuge-Besucher wirklich für die berufenen Vertreter dessen hält, was sie laut Satzung und Ansprache repräsentieren! Kam da dieser Tage eine „Arbeitsgemeinschaft der freien geistigen Berufe“ zu Hindenburg, deren führende Männer der Nachwelt wenigstens auf diesem Wege erhalten bleiben sollen: Geheimrat Mertzau als Vertreter der Aerzte, Rechtsanwalt Dr. Krämer als Vertreter der Anwälte, Architekt Kröger als Vertreter der Architekten und — Hofrat Rösch als Vertreter der Künstler. Man hat ja wirklich in letzter Zeit viel Namen gehört oder gelesen, — diese aber nicht. Wer hat sich da eigentlich zusammengeschlossen? Wer gab das Recht und wer den Auftrag? Oder sollte es ein liebenswürdig schlauer Trick sein, daß man den Reichspräsidenten, der

ja einstweilen zu dieser Gruppe seiner Quasi-Untertanen kein besonders nahes Verhältnis gehabt hat, mittels eines Hofrates für die Kunst gewinnen wollte?

Der deutsche Dichter Rainer Maria Rilke gibt in Paris einen Gedichtband in französischer Sprache heraus. Vor einigen Wochen las man in einigen Zeitungen die unwahrscheinlich klingende Nachricht, Rilke habe einem französischen Journalisten gesagt: „Ich bin kein Deutscher". Solche Anekdoten soll man nicht weiterverbreiten, wenn es sich um geistige Charaktere handelt. Prüft man die besten Köpfe auf ihre sogenannte Deutschheit, so kann man oft auf sehr erstaunliche Resultate stoßen. War Goethe ein Deutscher, war es Nietzsche, der seine kühnsten Werke am liebsten in französischer Sprache herausbringen wollte, war es Fontane, der Hugenotten-Sprößling? Vom alten Chamisso gar nicht zu reden. Dennoch ist es, bis auf Chamisso, keinem Dichter gelungen, sich aus dem Sprachboden, in dem er aufgewachsen, in eine andere, ersehnte Erde zu übersetzen. Auch Nietzsche schwankte nur und schrieb dann doch deutsch, weil er's mußte. Konnte, kann ein Sprachvirtuose, das ist Rilke nebenbei auch, ins Französische übersiedeln? Ja, gelegentlich, ein Ausflug in die Fremde mag ihn locken. Das Endergebnis wird im Falle Rilke wie im Falle Heinrich Heine sein, daß man ihn „un génie presque français" nennen wird. Gerade dieses Fast ist eine unübersteigliche Grenze . . . Fragt man sich, was Rilke zu diesem Ausflug über die deutsche Grenze verlockt haben mag, so gibt es dafür zwei sehr deutliche Erklärungen. Er ist in Prag geboren. Wann hat die Heimat an ihn gedacht? Wann hat z. B. die deutsche Universität in Prag sich des musikvollsten Lyrikers erinnert? Wann haben die maulnationalen Deutschen Böhmens des leisesten Sängers gedacht? (Von der systematischen Entmunterung, die der tschechoslowakische Staat, trotz Masaryks Präsidentschaft, allen deutsch Dichtenden des Landes widmet, gar nicht zu reden.) Die gelernten Deutschböhmen bekränzen ihre landsmännischen Bezirksdichter und Dilettanten, von dem edelsten Lyriker Deutschböhmens wissen sie nicht einmal den Namen. Zweiter Erklärungsversuch: Mit der deutschen Wirklichkeit ist Rilke in München zusammengestoßen, als das Hausknechtsgesicht des Herrn von Kahr über München zu strahlen begann. Damals ist Rilke als Tschechoslowak oder gar als judenverdächtig von den Polizisten des Herrn Pöhner in der rohesten Weise angefaßt worden. Rilke mußte über die bayrische Grenze. Wohin sollte er? In Masaryks Reich, das leider nur einen Masaryk, und einen zuweilen gegen den amtierenden Chauvinistenpöbel machtlosen birgt? Rilke ging nach Paris, dort hatte er viele Jahre, zu Rodins Füßen, verbracht, dort atmete er europäische Luft. Der Fall ist wichtiger als er dem Oberflächlichen auf den ersten Blick scheint. Ein Volk, dem seine reinsten Poeten entfliehen wollen, hat keine Kontakte zu seinen eigenen Gip-

feln. Kürzlich wollte man Einstein vertreiben, jetzt bemerkt man nicht einmal in den großen Zeitungen, daß uns ein edelster Dichter still verloren gehen will. Der Fall Rainer Maria Rilke, es ist kein Fall René Marie Rilke, das ist auch ein Fall der deutschen Leserschaft. Um ihretwillen kann der Ausflug ins Französische bloß eine kleine Lust- und Erholungsreise sein.

EIN RICHTER

JUSTIZ-TAGEBUCH

Reform der Untersuchungshaft

Der Justizminister hat jetzt das angeordnet, was seit der Zeit des Alten Fritz jeder preußischen Verwaltungsbehörde vor Einführung einer Neuerung notwendig erscheint: eine Statistik, und zwar eine solche über die Untersuchungshaft. Durch eine übrigens nicht veröffentlichte Verfügung sind die Strafgerichte und Staatsanwaltschaften angewiesen worden, ihr sämtliches Material über die Verhängung der Untersuchungshaft zusammenzustellen. Besonders wichtig wird die Beantwortung der Frage sein, wieviel Prozent der Inhaftierten nachher straffrei geblieben sind. Zur Abänderung unserer vollständig veralteten Bestimmungen erübrigen sich derartige zeitraubende Erhebungen, zumal auch Richter und Rechtslehrer in der Fachliteratur mit ihrem Urteil über die Mängel der Strafprozeßordnung keineswegs zurückhalten. Vor allem muß die Vorschrift schwinden, daß Verdunklungsgefahr einen Haftgrund bildet. Wer die Verhältnisse in den Untersuchungsgefängnissen, insbesondere dem Moabiter kennt, weiß, daß jeder Häftling dort die verschiedensten Mittel und Wege hat, um beliebig zu verdunkeln. Den widersetzlichen Willen des Beschuldigten zu brechen, das ist der oft nur im Unterbewußtsein vorhandene wahre Grund zum Erlaß des Haftbefehls.

Medizin und Justiz

Der noch immer nicht öffentlich verbrannte Geheimerlaß hat den Gerichtsarzt zum Werkzeug des Richters degradiert. Sein medizinischer Erzeuger war Geheimrat Dr. Krohne vom Wohlfahrtsministerium. In Anerkennung seiner Verdienste um die „Rechtssicherheit“ und zuungunsten der Volkswohlfahrt ist er jetzt in den Reichsgesundheitsrat gewählt worden. Dort kann er weiter dahin wirken, daß unsere Justiz von den medizinischen Errungenschaften der letzten Jahrzehnte verschont bleibt, und die Krankenbehandlung der Tuberkulösen nicht gebessert wird, die im Untersuchungsgefängnis Moabit von einem Frauenarzt versehen werden. Es wäre endlich an der Zeit, daß in den Justizetat größere Beträge für die ärztliche Versorgung der Gefängnisinsassen eingestellt werden. Wer die Ausgabenliste 5 der preußischen Amtsgerichte

einsieht, bemerkt zu seinem Erstaunen, um wieviel höher die Ausgaben für die Seelsorge als die für das gesundheitliche Wohl der Gefangenen sind. Es gibt dementsprechend auch bedeutend mehr Gefängnisgeistliche als Gefängnisärzte. Trotzdem sind wenig Gefangene nach Verbüßung ihrer Strafzeit „seelisch geläutert“, dafür um so mehr körperlich geschädigt.

Das ahnungslose Ministerium

Das preußische Justizministerium hat letzthin häufig den untauglichen Versuch unternommen, seine Mitschuld an den Skandalen durch das unglaubhafte Vorbringen abzuschwächen, es habe von dem unzulässigen Verhalten der einzelnen staatsanwaltschaftlichen Funktionäre nichts gewußt, — selbst wenn das wahr wäre, bleibt es verantwortlich. Dieser Taktik entsprechend hat der Justizminister jetzt an die Oberstaatsanwälte eine Verfügung gerichtet: „Wiederholt ist das Justizministerium in die peinliche Lage versetzt worden, von dritter Seite über Vorkommnisse unterrichtet oder nach ihnen gefragt zu werden, deren Kenntnis wegen ihrer besonderen Bedeutung dringend erwünscht war“. Weiterhin wird in dieser Verfügung eingestanden, daß durch voreilige Festnahme Mißgriffe und Fehler vorgekommen sind, die bei rechtzeitiger Berichterstattung an den Minister vermieden worden wären. Er wünscht deshalb stets vor eingreifenden Entschließungen informiert zu werden, falls es sich um Vorkommnisse handelt, „deren Kenntnis dem Justizministerium wegen ihrer politischen Bedeutsamkeit, insbesondere wegen voraussichtlicher parlamentarischer Erörterung erwünscht sein muß, hierzu sind alle Vorgänge zu rechnen, die, sei es wegen der Person oder Stellung der Beteiligten, sei es wegen der Art oder des Umfangs der Anschuldigung, voraussichtlich das Interesse weiterer Kreise erregen werden.“

Erdichteter Hochverrat

Der noch immer bestehende Leipziger Ausnahmegerichtshof hat wiederum die Zahl der Urteile vermehrt, die eine Ausnahme gegen die Entscheidungen der ordentlichen Gerichte bedeuten. Der Schauspieler Josef Gärtner ist wegen der Rezitation revolutionärer Gedichte zu einer hohen Gefängnisstrafe verurteilt worden. Der Staatsgerichtshof hat in dem dichterischen Vortrag eine Handlung gesehen, die ein hochverräterisches Unternehmen vorbereitet (§ 86 StGB.). Zugleich bedeute die Rezitation eine Unterstützung der Bestrebungen einer staatsfeindlichen Verbindung, nämlich der K. P. D., die ihrerseits eine Untergrabung der republikanischen Staatsform verfolgt (§ 7 Abs. 4 Repbl. Sch.-G.). Daß Herr Niedner, der einen Sachverständigen wie Rickelt glatt ablehnt, ein derartiges Fehlurteil fällt, nimmt nicht mehr wunder; daß aber die Reichsanwaltschaft überhaupt Anklage erhoben hat, schädigt das Ansehen und den Glauben an die Objektivität ihres Leiters, des Oberreichs-

anwalts Dr. E b e r m a y e r, ganz außerordentlich. Nach dessen eigenen Ausführungen zum § 86 muß das hochverräterische Unternehmen, dem die Vorbereitung dient, hinreichend bestimmt sein. Hier nichts von alledem! Ferner erfüllt nach Ebermayers Kommentar, dem sonst die Richter blind nachbeten, eine Vorbereitung durch absolut untaugliche Mittel nicht den Tatbestand des Hochverrats. Mag revolutionäre Dichtung ein Mittel der politischen Propaganda sein, ein absolut untaugliches Mittel ist es aber, — dies geht aus der Geschichte aller Revolutionen hervor und das weiß auch Ebermayer, — um einen Sturm auf die Bastille zu entfesseln. Wenn aber entgegen dem juristischen Standpunkt ihres Leiters die Reichsanwaltschaft den Vortrag revolutionärer Dichtung als Hochverrat ansieht, so hat sie schwere Unterlassungen begangen, weil sie wegen der Verbreitung und des Singens ebenso revolutionärer Hakenkreuzlieder, die auch Propagandamittel darstellen, niemals Rechtsradikale unter Anklage gestellt hat. Die Pflicht des obersten Anklägers: „nie einen Schritt abweichen vom Boden des Gesetzes, sich strengster Objektivität befleißigen und nie vergessen, daß die Reichsanwaltschaft eine gerichtliche und staatsanwaltschaftliche Behörde ist, berufen, den Rechtsbrecher innerhalb der gezogenen gesetzlichen Grenzen zu verfolgen ohne Ansehen seiner Person und seiner politischen Stellung". (Ebermayer, Selbstbiographie). Herr Oberreichsanwalt, uns scheint, daß Sie inzwischen mancherlei vergessen haben.

FRANTZ CLEMENT (Paris) LEON BLUM

Kurz nach dem Krieg verbrachte ich auf meinem luxemburgischen Landgut bei gemeinsamen Freunden einige fröhliche Stunden mit André Gide. Es wurde über Goethe gesprochen und besonders über die Gespräche mit Eckermann. Da sagte Gide, dieser neugierigste Seelenforscher von heute: „Es gibt ein Buch, das vor zwanzig Jahren erschienen und längst vergriffen ist, in dem vielleicht die gescheitesten Dinge über unsere Zeit gesagt wurden, es erschien anonym und heißt: „Nouvelles conversations de Goethe avec Eckermann". Ich war glücklich, mich mit einem so seltsamen Geist wie Gide eins zu wissen und erwiderte rasch: „Und ehe diese fingierten Gespräche als Buch herauskamen, erschienen sie in der „Revue blanche", wo ich sie mit Bewunderung gelesen habe". „Jawohl," sagte Gide, „und wissen Sie, von wem diese Gespräche sind? Von einem führenden sozialistischen Politiker, von Léon Blum!"

Ich war nicht darüber erstaunt, aber es war doch eine freudige Ueberraschung. Léon Blum war als Buchkritiker der „Revue blanche", einer Vorkämpferin der symbolistischen Neuromantik, als Theaterkritiker im „Matin" und „Comoediae" zwischen 1900 und

1914 keiner der großen literarischen Namen, aber er war sicher einer derjenigen, der nie eine Dummheit sagte. Er hatte ein geistreich-paradoxales Buch über die Ehe und ein paar Bände kritische Aufsätze herausgegeben; es war eine Genugtuung für die Menschen, die in aller Politik die Durchdringung mit Geist und Kulturwillen vermissen, daß der überlegene Zeitanalytiker der „Nouvelles conversations de Goethe avec Eckermann" seine hochwertige Persönlichkeit für die Politik hergab.

Es ist nicht bekannt, auf welchen Wegen der Schriftsteller Léon Blum zur Politik kam. Es war jedenfalls nicht aus Ehrgeiz. Wenn man ein so starkes Buch, wie das obengenannte, anonym herausgibt und dem Ratespiel, wer es geschrieben haben soll, amüsiert zuschaut, ist man kein Ehrgeiziger. Es war auch nicht aus Willen zur Macht, sonst hätte Blum seine Partei zur Kollaborationspolitik geführt, weil ihm dann ein wichtiges Ministerportefeuille ganz von selbst zugefallen wäre. Es war auch nicht aus materiellen Gründen, denn dieser Sozialist ist ein sehr wohlhabender Mann, der behaglich von seinen Renten leben kann und dessen seelische Struktur mit den Notwendigkeiten der Kampfpolitik nur wenig harmoniert.

Es war der Abgrund, den der Krieg auftat, vor dem diesen feinen und gewissenhaften Menschen graute; es war die Erkenntnis, daß gerade die Besten ihr Licht nicht unter den Scheffel stellen dürfen, wenn Schlimmeres verhütet werden soll. Hier lag ohne Zweifel der Antrieb zur Tat, und daß er zum Volk ging, ist nicht überraschend gewesen. Es soll hier kein Urteil über die Güte oder den Unwert irgendeiner Parteipolitik abgegeben werden; in dieser kurzen psychologischen Studie kommt es vor allem darauf an, zu wissen, wie der vornehme Charakter und hilfreiche Kulturmensch Léon Blum den Elfenbeinturm verließ, um politische Realisationen anzustreben.

Er gehört, wie so viele sozialistische Politiker und Schriftsteller, der guten Bourgeoisie an. Seit längerer Zeit sitzt er im Staatsrat, dem juristischen Regulator der Gesetzgebungsmaschine als maitre des requêtes: eine Karriere, die von den Juristen der bürgerlichen Familien stets heiß umworben war. Vom „Tout Paris" der Premieren und Rennplätze, der mondänen Seebäder und Spielsäle hielt er sich stets fern und widmete sich nur einer Gruppe ergebener Freunde. Seit er sozialistischer Politiker ist, hat er es nicht über sich gebracht, seine Lebenshaltung auch nur um einen Deut zu ändern. Blum hat es verschmäht, wie Marcel Sembat, dem er oft verglichen wurde und dem er auch in mancher Beziehung verglichen werden kann, neben seinem geschmackvoll eingerichteten Heim eine kleine Wohnung zu halten, in denen er die „Genossen" empfängt. Er kommt als Vollbourgeois zum Proletariat und will besonders in seinem Lebensstil keine Konzession an ein verwerfliches Demagogentum machen.

Die Empfindung der Massen wird besonders in Frankreich, wo auch die niederen Schichten Sinn haben für Lebensverfeinerung, nicht notwendigerweise durch eine solche Zurückhaltung verletzt. Der Geistesaristokrat Léon Blum ist beim Proletariat nicht weniger populär als der aufwühlende Tribun Pierre Renaudel, der bärtige Volksmann Varenne und der gewandte Advokat Paul-Boncour. Er ist aber nie ein Spezialist der Volksversammlungen geworden, trotzdem er sich seit sechs Jahren bei allen möglichen Gelegenheiten als Redner förmlich verausgabt. Er fesselt die Zuhörer durch seine Autorität, durch die Verbindlichkeit des Mannes von Welt, der Distanz zu halten vermag und trotzdem Kamerad bleibt; aber seine Form ist zu literarisch und auch zu wenig herzlich. Blum gleitet nicht mit einer pompösen Wendung über ein Problem hinweg; daß sich mit dieser Rednerart keine Massenwirkungen erreichen lassen, haben andere vor ihm und neben ihm erlebt.

Wenn Jaurès noch leben würde, wäre im Rahmen der sozialistischen Partei Blum sicher sein Antipode, als Redner und auch als Parteimann. Jaurès war durch seine Phantasie, seine konstruktive Begabung der geborene Vermittler; er hat es fertig gebracht, Dinge miteinander zu vereinbaren, die gar nicht zueinander gehören. Blum erkennt und durchfühlt auch die großen Differenzen zwischen der sozialistischen Weltanschauung und den gewagtesten bürgerlichen Angleichungen an den Sozialismus. Beim Zustandekommen des Linksblocks hat er redlich und erfolgreich mitgewirkt, aber er hat die Partei durch seinen Einfluß von der Kollaboration ferngehalten. Er hat vorausgesehen, was kommen würde, weil er durch seine glasklare Intelligenz erfaßte, daß der Sozialismus bestimmte Positionen nicht aufgeben darf. Es war ihm um Handlungsfreiheit zu tun, nicht weil er zu stark an das Parteidogma gebunden ist, sondern weil er ein so unabhängiger Geist ist.

Die Männer der Rechten und des Zentrums haben den Einfluß, den er unter dem Kabinett Herriot auf die Regierungsakte hatte, sicher übertrieben und zwar aus durchsichtigen demagogischen Motiven. Aber wie sollte bei der Programmlosigkeit der radikalen Partei ein in seinen Ueberzeugungen so konsequenter Mann noch großen Einfluß gewinnen? Er hat ihn gewonnen, beinahe temperamentlos, einfach dadurch, daß er immer wieder auf die Grenze hinwies, die seine Partei nicht überschreiten dürfe. Dafür nannte man ihn den Minister ohne Portefeuille. Man darf jedoch sagen, daß eine so schwierige Rolle nie mit weniger Anmaßung und mit mehr Takt durchgeführt wurde.

So erfreulich die Sachlichkeit, die kultivierte Persönlichkeit Léon Blums auch ist — besonders in einem Parlament, wo krasse Gegensätze der Interessen und des Ehrgeizes eine so explosive Atmosphäre schaffen — man vermißt in seiner ganzen Tätigkeit die Flamme des Gefühls. Es fällt diesem Manne nicht schwer, sich vor

den Exzessen irgend eines Plebejertums zu sichern, weil er nie hingerissen ist. Von dem Tage an, wo er einer der Führer des französischen Sozialismus wurde, hatte diese Partei aufgehört, eine revolutionäre Partei zu sein. Zur Revolution gehört ein Temperament, das sich in Donnerschlägen entlädt — siehe Mirabeau — oder der kalte Fanatismus, der auch gefühlsmäßig ist — siehe Lenin; — aber ein Geist, der so sorgsam abwägt, dem es so sichtlich um systematische Gestaltung und um Gerechtigkeit zu tun ist, kann nie Geschichte machen, kann nicht einmal mithelfen, wenn Geschichte gemacht wird.

Er ist ein Politiker, der in einer kranken Zeit, wie der unsren, wohltuend wirkt, aber er ist doch nicht der Typus, der sie zu retten vermag. Wenn man Léon Blum in der Kammer oder in einer Versammlung an der Arbeit sieht, sagt man sich sofort: Wie soll dieser schlanke, feine Mann mit dem schmalen Gelehrtenkopf und der blassen Farbe es anstellen, um die robusten politischen Instinkte der dritten Republik zu bändigen. Es fehlt ihm dazu schon eine Portion physischer Gesundheit. Aber dann horcht man auf; dann wird man gefesselt durch diese unbeirrbare Geistigkeit, durch diese Kompetenz, die sich nie pedantisch gibt, und durch das Gleichmaß der Aeußerungen einer rechtlichen, rechtschaffenen Natur. Kein Pomp, aber auch kein Feuer, ein Licht, das nie flackert, aber auch nie wärmt.

Als reiner Parlamentarier kann ein Mann von dieser geistigen und physiologischen Prägung sein Bestes nicht geben, so wohltätig auch im übrigen seine temperierende Wirkung sein mag. Wenn die Demokratien heute schon auf dem Wege wären, in den sie einmünden müssen, wenn sie nicht stets in ihrem Bestand bedroht sein wollen, der Weg, auf dem die Stabilisierung der Exekutivgewalt liegt, wäre León Blum ein idealer Fachminister. Wenn nicht ein idealer Ministerpräsident. Ich denke hierbei nicht an seine Doktrin, die eine solche Rolle beinahe ganz ausschließt, sondern an seine eigentümliche Begabung. Er wäre Parlamentarier genug, um die Ueberraschungsmomente zu meistern, und er hätte alle Eigenschaften, um kühne Reformen unter steter Berücksichtigung der Wirklichkeiten durchzuführen. Es ist eine Lücke, daß der Mann, der zum Mitregieren so glänzende Fähigkeiten mitbringt, nicht nur sich, sondern auch seine Partei systematisch abseits hält.

So wird er unter dem Regime des Linkskartells — das die französische Politik wenigstens noch drei Jahre bestimmt — vor allem auf die Rolle der Parteidiplomaten festgelegt. Es ist eine schwierige und auch eine undankbare Rolle. Blum mag sich anstellen wie er will: er kann weder seine Partei noch die befreundeten radikalen und linksrepublikanischen Parteien voll befriedigen. Er wird durch den Charme seiner Persönlichkeit, durch einen

Opportunismus, den ihm alle die, welche unter dem Hochdruck des Vertrauensmännerkomitees stehen, als Schwäche auslegen und durch einen unleugbaren realpolitischen Sinn taktische Erfolge aufzuweisen haben; er wird auch verhindern, daß die Demagogie eine so arbeitsfähige Partei wie die seine wieder in die unfruchtbarsten aller Oppositionen hineintreibt, aber er kann, auch wenn er durch die Ereignisse zur Kollaboration gezwungen würde, nicht das wieder gut machen, was er gleich nach dem Erfolg des elften Mai 1924 vernachlässigt hat, ein energisches Zusagen zu den Aufgaben, die sich dem Kartell aufdrängten, ein Zusagen mit einem Teil der Regierungsmacht in Händen.

Seine politische Arbeit wird schon stark dadurch beeinträchtigt, daß er, der zum Journalisten ersten Ranges alles mitbringt: Wissen, Stil und Verständnis, für das Gebot der Stunde kein Blatt zur Verfügung hat. Es ist ein Rätsel — eines der zahlreichen Rätsel, wie sie sich eigentlich nur in Frankreich stellen — daß eine Partei, die über mehr als hundert Abgeordnete im Parlament sitzen hat, kein tägliches Organ mehr besitzt, daß der „Populaire“, der so gut angefangen hatte, nur mehr als Wochenblatt erscheint und die syndikalistische Tageszeitung „Le Peuple“ wegen ihrer einseitig gewerkschaftlichen Einstellung nie führend werden kann. So ist auch Blum, neben anderen guten Federn seiner Partei, auf die Gastfreundschaft der radikalen Blätter angewiesen, und daß ein so konsequenter Geist, wie er, dabei nicht auf seine Rechnung kommt, kann man aus jeder Zeile herauslesen, die er schreibt.

Wenn ein feiner und gutsituierter Bourgeois sozialistische Politik aus Ueberzeugung und nicht nur aus Dilettantismus treibt, so ist das ein gefundenes Fressen für die oberflächliche Satire der konservativen Witzbolde, für jene in Paris so häufige Kategorie von „imbéciles spirituels“, wie Viktor Margueritte sie jüngst betitelte. Sembat und Paul-Boncour haben herhalten müssen und Léon Blum muß es auch. Man hat ihm sogar einige Mal gesagt, er besitze das schönste Tafelsilber von Paris, weil er tatsächlich einige prachtvolle Stücke erworben hat, die seinem Kennertum und seiner Kennerfreude ein schönes Zeugnis ausstellen. Aber es gelingt doch nicht mehr, der Moralität eines Mannes von solchem Format mit derartigen Mätzchen beizukommen. Und so hat man diese Politik der Nadelstiche aufgegeben. In diesen Kreisen hat man neben der Furcht, daß doch einmal der Staat das Geld da hernehmen muß, wo es ist, das Empfinden, daß ein paar Männer wie Blum für die Beschwörung des blutrünstigen Umsturzes mehr vermögen als fragmentarische Draufgänger wie Clemenceau. Die Moraltrompeter einer eifersüchtigen Plutokratie haben daher mit ihm vorläufig Frieden gemacht. Doch dieser Friede beirrt diesen soliden Geist ebensowenig wie der perfide Kampf es vermochte.

WILLY MEYER,
Hauptmann a. D.

WIE SOLL DIE LUFTFAHRTNOTE DER ENTENTE BEANTWORTET WERDEN?

Das Versailler Diktat, das von zwei Dutzend Nationen unterschrieben ist, verbietet uns zwar jegliche Militär-Luftfahrt, sieht aber keine Beschränkung ziviler deutscher Luftfahrt vor. Wir begannen deshalb nach Kriegsschluß Verkehrsflugzeuge zu bauen und Strecken damit zu betreiben. Hierdurch erregten wir offensichtlich starken Unwillen bei unseren früheren Kriegsgegnern. Sie fingen daher an, die Frage zu diskutieren, ob unsere Verkehrsflugzeuge nicht verkappte Kriegsflugzeuge seien oder wenigstens im Bedarfsfall dazu gemacht werden könnten. Bald glaubten sie sich berechtigt, Definitionen für Kriegsluftfahrzeuge und Zivilluftfahrzeuge für uns festzulegen. Im Ultimatum von London, das nicht die zwei Dutzend Nationen, die den „Friedens-Vertrag" zeichneten, unterschrieben hatten, sondern nur einige Großstaaten, zwang man das machtlose Deutschland 1921 ausgeklügelte Definitionen, nach denen sich wohlbemerkt die Entente selbst in keiner Weise richtet, als verbindlich anzuerkennen und danach zu verfahren. Diese „Regeln", die angeblich lediglich nur ziviles Luftfahrtgerät von kriegsmäßigem unterscheiden sollten, stellten in Wirklichkeit eine äußerst empfindliche Leistungsbeschränkung des gesamten deutschen Luftfahrtzeugbaues dar.

Die Wirkung der „Begriffsbestimmungen" entsprach aber nicht den Erwartungen der Entente. Deshalb die neue Note, die zwar auf dem einen Blatt uns gewisse Konzessionen macht, dafür aber auf dem anderen Blatt uns neue Erschwerungen beschert, und zwar solche, die die Konzessionen mehr als wettmachen.

Ganz kurz einiges über den Inhalt der Note. Sie hält zunächst die Gültigkeit verschiedener Punkte der früheren, auf dem Londoner Ultimatum von 1921 fußenden Note aufrecht. So z. B. bleiben Einsitzer mit mehr als 60 PS Motorleistung weiterhin Kriegsflugzeuge. Dabei haben die Einsitzer der Entente zum Teil bereits 300 PS starke Motoren. Wenn sich Flugzeuge von 300 PS und solche von 60 oder 100 PS im Luftkampf messen wollten, so wäre dies ein Spiel, etwa wie zwischen Katze und Maus. Einsitzer von 60 PS kommen für internationale Luftsportveranstaltungen kaum in Frage. Dieser Umstand, sowie die durch die Beschränkung hervorgerufene Absatzerschwernis deutscher Sportflugzeuge im Ausland, ist wohl der Grund der Aufrechterhaltung der törichten Bestimmung.

Die Gipfelhöhe, die wir erreichen dürfen, bleibt nach wie vor auf 4000 m beschränkt. Wie soll bei solcher Einengung ein ständiger Luftverkehr über die Alpen, eine Verbindung Deutschland—Italien, Berlin—Rom betrieben werden?

Für wissenschaftliche Feststellungen, für metereologische Zwecke sind 4000 m Gipfelhöhe ebenfalls unzureichend. Hält man

die deutsche Wissenschaft nieder, trifft man die ganze Kulturwelt. Die Herren jenseits des Rheines und des Kanales mögen doch nicht vergessen, daß der wissenschaftliche und praktische Anteil Deutschlands am gesamten Flugwesen nicht gering ist. Ja, daß überhaupt die Ermöglichung des menschlichen Fluges erst auf den Arbeiten der Deutschen Lilienthal und Daimler, der den Leichtmotor schuf, beruht.

Die Geschwindigkeitsgrenze, die bis jetzt auf 170 Std./Km. festgesetzt war, wird nun auf 180 Std./Km. von der Entente heraufgesetzt; also eine Erhöhung um ca. 6 v. H. Dies ist natürlich völlig ungenügend, da der Geschwindigkeitsrekord (im Dreieckflug, also gewissermaßen bei Windstille gemessen), bereits seit Jahresfrist schon ca. 450 Std./Km. beträgt.

Auch kaufmännisch ist — wie mit Recht die Luftverkehrsgesellschaften hervorheben — die uns zugestandene geringe Geschwindigkeit nachteilig und zwar aus folgenden Gründen. Ein Flugzeug, das, sagen wir, 250 Std./Km. schnell ist, kann natürlich am Tag mehr leisten und verdienen, als ein Flugzeug, das nur 180 Std./Km. macht. Das macht im Jahresdurchschnitt sehr viel aus.

Folgendes ist noch zu bedenken. Verlangt man von einem Flugzeug, welches eine bestimmte (hier die uns gestattete) Nutzlast trägt, daß es zwar 180 Std./Km.-Geschwindigkeit erziele, aber nicht höher zu steigen in der Lage sei, als 4000 m, so ergibt eine solche (unsinnige) konstruktive Forderung aus technischen Gründen, die hier unerörtert bleiben mögen, die aber den französischen Flugtechnikern genau so bekannt sind, wie ihren deutschen Kollegen, ein Fahrzeug mit großer Landegeschwindigkeit. Das ist gerade das Gegenteil von dem, was wir erstreben, denn es ist klar, daß es weniger gefährlich ist, beispielsweise mit 70 Std./Km. als mit 120 Std./Km. den Boden beim Landen zu berühren. Auf Sicherheit müssen wir aber den entscheidenden Nachdruck legen. Ein Luftverkehr, der nicht einen sehr hohen Sicherheitsgrad aufweist, würde bald unmöglich sein.

Ein größeres Zugeständnis hat uns die Botschafter-Konferenz in bezug auf die Tragfähigkeit gemacht. Bisher lag die uns aufgezwungene Grenze bei 600 kg. Nun soll sie 900 kg betragen. Also 50-prozentige Steigerung! Mit diesem Zugeständnis werden die Herren von der Entente wahrscheinlich hausieren gehen und zeigen wollen, wie entgegenkommend sie selbst, und wie schwer zufriedenzustellen dagegen wir Deutsche sind. Wir erkennen das Zugeständnis an, bemerken aber, daß es unzureichend ist, da es dem technischen Fortschritt bei weitem nicht gerecht wird. Haben doch die Engländer beispielsweise Verkehrsflugzeuge, die 25 Personen, also ca. 2500 kg schleppen.

Es muß klar ausgesprochen werden, daß die Verbesserungen, die die neue Note an der alten anbringt, uns nicht in den Stand

setzen, ein wirklich rationelles und sicher arbeitendes Flugzeug zu bauen, das auf die Dauer der Konkurrenz des Auslandes gewachsen wäre.

Jetzt kommen wir zur Kehrseite der Medaille, zum zweiten Blatt der Note. Da werden uns Dinge angesonnen, die wir unbedingt zurückweisen müssen und zurückweisen können, denn die Zeit, wo man vermochte, uns rücksichtslos Ultimaten aufzuzwingen, ist hoffentlich für immer vorbei.

„Regel“ 3 in der Note besagt, daß Flugzeuge, bei denen Teile so angeordnet sind, daß sie die Anpassung an militärische Zwecke „erleichtern“, als Kriegsgerät betrachtet werden. Ist diese Bestimmung nicht Kautschuk dehnbarster Art? Wer wird sich solchen Risiken aussetzen? Wer wird das Opfer von Deutungskünstlern werden wollen?

In Regel 8 a wird verlangt, daß die deutsche Regierung in Zukunft Aufschluß gebe, über Einfuhr, Ausfuhr und Durchfuhr sämtlichen Luftfahrgeräts und zwar, was das Bezeichnende daran ist, „mit allen Einzelheiten, die das Komitee verlangt“. Hier guckt der Pferdefuß der Handelsspionage recht plump hervor.

In Regel 8 d fordert die Entente vor Beginn des Baues einer neuen Type die Einreichung sämtlicher Unterlagen. Diese Forderung ist schon praktisch gar nicht durchführbar. Die zeichnerischen und rechnerischen Unterlagen einer neuen Type sind oft noch nicht beendet, da steht schon die Versuchstype selbst fix und fertig da. Sie war, wie man sagt, „nach Schnauze“ gebaut; ganz oder wenigstens in einigen Teilen. Man sieht, die Einreichung der Unterlagen einer neuen Type würde also den Versuchsbau sehr stark aufhalten, zumal erfahrungsgemäß obendrein die Zeichnungen bis zur endgültigen praktischen Ausprobierung des Typflugzeuges fortgesetzt Aenderungen erfahren. Berücksichtigt muß ferner werden, daß die Entente alles andere, als fix bei ihren Entscheidungen ist. Vergessen wir schließlich nicht, daß vielfach erst nach völligem Abschluß der praktischen Flugversuche die Patente angemeldet werden. Aber vielleicht wünscht die Entente die Zeichnungen und Rechnungen vor der Patentanmeldung ausgeliefert zu erhalten? Kein Zweifel, die Regel 8 d leistet der Industriespionage in weitestem Maße Vorschub.

In Regel 9 spricht sich die Entente das Recht zu, selbstherrlich zu bestimmen, wieviel Schüler wir ausbilden, wieviel Flugzeuge, Motoren und Ersatzteile wir bauen dürfen. Wir haben lediglich die jetzt noch nicht genannten Kontingentszahlen zur Befolgung entgegenzunehmen. Zwar sollen die Zahlen angemessen sein; aber was ist angemessen? Mit den Loyalitätsbegriffen der Entente haben wir bisher nicht immer gute Erfahrungen gemacht.

Außerdem ist Regel 9 so gefaßt, daß sie die Handhabe zum Verbot des Baues von Exportflugzeugen geben könnte;

denn es ist darin nur von dem „Bedarf der zivilen Luftfahrt in Deutschland“ die Rede.

Von Leistungsbeschränkungen der Flugmotoren ist weder in der vorigen, noch in der jetzigen Note direkt etwas gesagt, aber diese Einengungen ergeben sich von selbst durch die Beschränkungen, die dem Luftfahrtzeugbau auferlegt sind.

Noch ein Wort über die Beschränkungen des Luftschiffbaues. Die früheren katastrophalen Bestimmungen werden durch die neue Note weiter sanktioniert. Als äußerstes wird der Bau von 30 000 cbm-Starrluftschiffen zugestanden. Was soll man mit diesen kleinen Dingern anfangen? Z. R. III hatte 70 000 cbm. Das nächste Luftschiff, das die Amerikaner bauen werden, wird wahrscheinlich mehr als 100 000 cbm haben. Augenblicklich wird in Deutschland die Frage diskutiert, ob das Pol-Luftschiff 100 oder 150 000 cbm haben soll. Man kann sich des Eindruckes nicht erwehren, daß die Luftschiffbegrenzungen nur den Zweck haben, eine bekannte große englische Firma vor deutscher Konkurrenz zu sichern.

Dies der wesentliche Inhalt der neuen Note. Was soll nun geschehen? Zunächst ein paar Bemerkungen über die Entstehungsgeschichte der Note. Die ersten Beschränkungen unseres Zivilluftfahrtbaues traten bekanntlich im Jahre 1922 in Kraft. Es war vorgesehen, daß sie alle zwei Jahre nachgeprüft werden sollten, „um die Veränderungen in Erwägung zu ziehen, die die Fortschritte der Luftfahrt darin bewirken könnten“. Nach Ablauf der zwei Jahre, nämlich im Frühjahr 1924, bat die deutsche Regierung um Anpassung der Regeln an die fortgeschrittene Technik. Nach 1¼ Jahren traf auf Anmahnungen verschiedener Arten hin die im vorstehenden charakterisierte Antwortnote ein, die summa summarum eine Verschlechterung bringt. Das ist rechtlich natürlich ein völliger Nonsens. Rechtlich konnte die neue Note entweder alles beim Alten lassen, mit der allerdings unwahren Behauptung, die Technik sei in den letzten drei Jahren nicht vorangeschritten. Oder die neue Note konnte den veränderten Verhältnissen Rechnung tragen, indem sie die Bestimmungen der fortentwickelten Technik anpaßte. Niemals aber konnte eine Verschlechterung der früheren Bestimmungen die rechtlich zulässige Folge unseres Antrages sein. In einigen Punkten hat nun die neue Note, wie dargelegt, gewisse Verbesserungen gebracht und wir dürfen uns, unter strikter Ablehnung der rechtlich nicht zu begründenden Erschwerungen, für durchaus berechtigt halten, uns die, wenn auch kümmerlichen, Zugeständnisse ohne weiteres praktisch zunutze zu machen. Die Entente, die mit ihren technischen Regeln Zivilluftfahrzeuge von Kriegsluftfahrzeugen unterscheiden wollte, hat jetzt unzweideutig erklärt, daß ein mehrsitziges Flugzeug von 180 St./Km und 900 kg. Nutzlast, auch als deutsches Fabrikat, kein Kriegsgerät ist. Diese Erkenntnis in die Tat umzusetzen, kann uns die Entente nicht

mehr verwehren, auch wenn wir die uns angesonnenen, angeblich auf dem Gebiet der Kontrolle liegenden Erschwerungen zurückweisen.

Eine Annahme der Note in der jetzigen Form würde einer Zwangsverweisung der deutschen Luftfahrtzeugindustrie nach dem Ausland gleichkommen. Daran kann keinem Deutschen, am allerwenigsten einem deutschen Arbeiter, gelegen sein. Man weiß, daß manche Fabriken bereits Dependancen im Ausland haben.

Als ein Mann, der für Völkerverständigung eintritt, muß man diese Note, die begreiflicherweise geballte Fäuste hervorruft und Verwünschungen laut werden läßt, ganz besonders tief bedauern, denn ist nicht gerade der Luftverkehr ein Faktor, der außerordentlich viel zur Annäherung beitragen kann?

Wenn die Entente, sich nicht damit begnügend, vor der eigenen, stark verunreinigten Tür zu kehren, wirklich nur eine deutsche Kriegsluftgefahr vermeiden und uns nicht in Wahrheit auf dem Gebiete ziviler Luftfahrtätigkeit knebeln wollte, so würden sich unschwer Wege finden lassen, die der Gegenseite in völlig ausreichendem Maße die gewünschten Garantien geben und uns dabei technisch vollkommen freie Hand für den Zivilluftfahrtzeugbau lassen würden.

Nach dem Dawesabkommen sollen wir ungeheure Summen zahlen. Wir können dies de facto nur mit Waren tun und zwar mit hochqualifizierten, denn Massenwaren stellt das Ausland billiger her. Gerade das Flugzeug wäre, wenn man uns von den technischen Fesseln befreite, ein Artikel, mit dem wir gute Exportgeschäfte machen und somit zu den Tributzahlungen an unsere ehemaligen Gegner beitragen könnten. Aber diesen Weg will man uns vermauern. Eins kommt zum anderen. Ich erinnere an die Hochschutzzölle vieler Länder, die unseren Export und damit unsere Zahlungsfähigkeit vermindern. Nachher aber wird man diese Gründe nicht gelten lassen wollen und uns, wenn wir nicht voll zahlen, bloß bösen Willen vorwerfen.

Zum Schluß erhebt sich die Frage, wann soll die Note beantwortet werden, über deren außerordentlich große technische und wirtschaftspolitische Tragweite unser ganzes Volk klar werden sollte. Nachdem die Entente unsere Regierung etwa fünf Viertel Jahr hat warten lassen, brauchen wir die Antwort keineswegs überstürzen, sondern können uns in aller Ruhe den Zeitpunkt heraussuchen, der uns am geeignetsten erscheint.

Die Moralität ist das Maß, wie groß ein Staat sein kann.

Wilhelm Heinse

Das Gutachten des Gerichtspsychiaters Prof. Jahrmärker im Angersteinprozeß, das — im Gegensatz zu manchen trüben Erfahrungen der letzten Zeit — außerordentlich aufklärend und erschöpfend ausfiel, wurde leider weder von den Richtern bei der Urteilsfällung noch von der Oeffentlichkeit genügend beachtet, obwohl es wichtige Schlußfolgerungen nahelegt, die nicht nur für die Vorgeschichte dieses Kriminalfalls von Bedeutung sind, sondern auch einige Umstände von allgemeinerem Interesse sehr scharf beleuchtete. Jahrmärkers Befunde illustrieren vor allem indirekt die mangelhafte psychologische Vorbereitung der Aerzte für ihren Beruf, deren Gefahren sich selten so eindeutig offenbarten wie in diesem Prozeß. Die Unfähigkeit zur Einfühlung in seelische Zustände und Verwicklungen trat bei allen anderen Aerzten, die in der Verhandlung eine Rolle spielten, weil sich das Ehepaar Angerstein im Laufe der Jahre bei ihnen Rats geholt hatte, in so erschreckendem Maße hervor, daß die Behauptung erlaubt ist, der Welt wäre allem menschlichen Ermessen nach das Schauspiel der schauerlichen Bluttat erspart geblieben, wenn das Durchschnittsniveau an psychologischem Verständnis bei den Aerzten einigermaßen höher wäre.

Das Gutachten verscheuchte die Atmosphäre der Verlogenheit, die über der ganzen Verhandlung lastete, und stellte jenes Motiv in den Vordergrund, das jedem psychologisch Erfahrenen als der wesentlichste Faktor zur Erklärung von Angersteins Tat von dem Augenblick an erscheinen mußte, da die Frau des Mörders in bestimmten Zusammenhängen, vor allem im Zusammenhang mit ihrer sonderbaren Erkrankung, genannt wurde. Prof. Jahrmärker schilderte — obwohl er die ermordete Frau gar nicht gekannt hatte und bei seinen Untersuchungen wohl durch dasselbe Verschleierungsbedürfnis des Angeklagten behindert wurde, das auch die öffentliche Verhandlung beherrschte, — die jahrelange Ehetragödie, die Angersteins Verzweiflungsausbruch vorausgegangen war, das Martyrium des Zusammenlebens mit einer Psychopathin, zu dem ein tückisches Schicksal den an sich schwachen Menschen verurteilt hatte. Er sprach das erlösende Wort aus, daß die Frau Angersteins keine „Kranke“ im gewöhnlichen Sinne war, nicht jenes bemitleidenswerte, wehrlose Geschöpf, das wir uns sonst unter einer von schwerer Infirmität befallenen Frau vorzustellen pflegen, sondern eine mit allen Tücken und Listen der direkten und indirekten Aggression, der Herrschsucht, der Bosheit und Demütigungstaktik ausgestattete Hysterika.

Daß die meisten Verhandlungsteilnehmer durch diese plötzliche Aufklärung überrascht wurden, braucht uns nicht wunder zu nehmen, da sich die Menschen bekanntlich nirgends so zur Instinkt-

losigkeit verpflichtet fühlen, wie im Gerichtssaal. Es kam noch hinzu, daß alle diese Zeugen, Verwandten, Bekannten, Richter und Staatsanwälte, ohne es zu merken, einem vom Angeklagten selbst ausgehenden Zwange unterlagen, der aus seiner gesamten Einstellung heraus dauernd bemüht sein mußte, vor sich selbst und vor der Welt die wirklichen Zusammenhänge zu verwischen. So war die Legende von der „herzlichen Ehe“, vom „harmonischen Zusammenleben der Ehegatten“, von der großen Liebe Angersteins zu seiner Frau — derselben Frau, die er bestialisch ermordete, — entstanden, die den rätselhaften Charakter des Falles erst begründete. Es wäre wohl etwas über das Versagen des Psychoanalytikers zu sagen, den sich eine schlecht beratene Verteidigung aus der Schweiz verschrieb und von dem sich die Oeffentlichkeit, die auch hier wie so oft um Jahrzehnte hinter der Entwicklung nachhinkt, etwas zu versprechen schien. Seine unzulänglichen Erklärungsversuche machten es wieder einmal offenbar, daß die Psychoanalyse ein zum System verknöchertes Konglomerat von Halbwahrheiten darstellt, das dem Fortschritt der Psychologie mehr schadet als nützt. Alle diese Unzulänglichkeiten beziehen sich jedoch auf eine Situation, in der kaum noch etwas zu retten war.

Wenn wir uns hier gedrängt fühlen, gestützt auf die eindeutigen Befunde und Erfolge der Individualpsychologie, einige Randbemerkungen zum Falle Angerstein zu machen, so interessiert uns vor allem das Verhalten jener Aerzte, die sich mit der Krankheit der Frau Angerstein, also mit der Ehetragödie, mit dem „Skelett im Kasten“ im Hause Angerstein bereits lange Zeit, bevor die Morde geschahen, zu beschäftigen Gelegenheit hatten. Die Kritik braucht nicht deswegen milder auszufallen, weil es zahlreiche und angesehene Aerzte waren, die von Angerstein für seine Frau interessiert wurden. Wir wissen, daß wir es nicht mit dem Unvermögen einzelner zu tun haben, sondern mit dem Trägheitswiderstand eines Systems, das gegen jede Zweckmäßigkeit und Evidenz dem Fortschritt an einer bestimmten Stelle Schranken setzt. Wenn einer dieser Aerzte, zu denen Angerstein seine Zuflucht nahm, auch nur annähernd erkannt hätte, was mit ihm und in seiner Ehe los war — und den Unglücklichen entsprechend beraten hätte, so hätten die Morde *verhindert* werden können. Um auch dem Fernerstehenden verständlich zu machen, um welche, letzten Endes einfache Erkenntnisse es sich dabei handelt, genügt es, das Gutachten Jahrmärkers etwas auszubauen. Wobei wir bemerken möchten, daß es bei dem großen direkten und indirekten Einfluß, der von der Individualpsychologie ausgeht, schwer festzustellen (und auch nebensächlich) ist, ob Jahrmärker selbst sich auf individualpsychologische Erkenntnisse oder auf seine eigenen Erfahrungen stützte: denn die Individualpsychologie will nicht die unmittelbare psychologische, durch Erfahrung genährte Intuition durch ein abstraktes System ersetzen, sondern bloß Intu-

ition und Erfahrung durch den Nachweis der Gesetzmäßigkeit der im Seelischen wirksamen Haupttendenzen stützen und schärfen.

Jahrmärkers Darstellung von der Krankheit der Frau Angerstein sah wesentlich anders aus als die harmlose Diagnose „chronisches nervöses Magen- und Darmleiden", mit der sich die anderen begnügten. Sie enthielt vor allem ein Charakterbild, während diese Diagnose scheinbar nur einen physiologischen Zustand von besonderer Beschaffenheit konstatierte. Nun liegen aber die Dinge so, daß diese Diagnose stellen oder jenes Charakterbild entwerfen ein und dasselbe ist. Daß ein „nervöses" Leiden einer fehlerhaften Charaktereinstellung, einem abwegigen Lebensplan entspricht, ist die Grunderkenntnis der Individualpsychologie, weswegen es auch jedem individualpsychologisch Gebildeten genügte, die Diagnose zu hören, um — die Ehetragödie zu sehen. Alle jene braven Aerzte, die in ihrer „physiologischen" Selbstherrlichkeit mit einem heilsamen Schrecken vor aller Psychologie erfüllt sein mögen, hörten jedoch dort auf zu denken und zu handeln, wo sie die „Diagnose" fanden und erst mit einer richtigen Behandlung hätten einsetzen sollen. Ein „organisches" Leiden auf „nervöser" Grundlage kommt auf die Weise zustande, daß ein entmutigter, aus dem Gefühl des eigenen Unvermögens auf den Seitenweg der Beherrschung und Ausbeutung anderer gedrängter Mensch irgendeine wirklich vorhandene oder bloß eingebildete Organschwäche, oft irgendeinen durchaus normalen Vorgang (besonders „Verdauungsbeschwerden" lassen sich sehr leicht einüben) als besonders wichtig fixiert und übertreibt, zum Zwecke der Beherrschung der Umgebung, der Drückebergerei vor den Aufgaben des Lebens, der Abwälzung von Verantwortungen und Pflichten. „Durch Krankheit herrschen" ist das Leitmotiv des Nervösen; daher: je größer die Krankheit, desto größer der Machtgewinn. Damit das Gesamtarrangement gelingt, muß um den Mittelpunkt des hartnäckig festgehaltenen Leidens ein mächtiger Apparat von Hypochondrien, Melancholien, Selbstbeschuldigungen, Aufregungszuständen aufgebaut werden, der nach und nach alle Lebensinteressen des Kranken und seiner Umgebung verschlingt. Die besondere pathologische Note erhält der Prozeß dadurch, daß die lange, in der Regel von der Kindheit her gegebene Entwicklung auf das falsche Ziel hin dem Kranken selbst die Einsicht in Sinn und Zusammenhang seiner Lebensanschauungen entzieht: die Krankheit ist seine Art und Weise, sich dem Leben anzupassen. Richtig eingreifen in einem solchen Falle heißt: den Kranken aufklären über Ausgangspunkt (Minderwertigkeitsgefühl) und Ziel (Machtgewinn) seines Zustandes und die Umgebung, die sich durch die endlos steigerungsfähige Taktik des Kranken belagert fühlt, über die Logik seines Vorgehens aufklären. Nur auf diese Weise kann es gelingen, alle Beteiligten aus den heillosen moralischen und praktischen Widersprüchen herauszuwickeln, von denen

sie sich nur allzuoft schließlich bloß auf gewaltsame Weise befreien können.

In welch radikaler Weise es Frau Angerstein gelungen war, ihre Familie für den Dienst ihrer Krankheit zu interessieren, geht aus der großen Bedeutung hervor, die etwa ihre „Haferschleimsuppen" im seelischen Haushalt ihrer Hausgenossen angenommen hatten. Wir sehen vor uns ein niedliches Familienbild erstehen, das täglich und stündlich in seinem Wohl und Wehe beherrscht wird von den Launen eines Verdauungsprozesses, und bekommen eine schwache Ahnung des demütigenden, unerträglichen terroristischen Druckes, unter dem der Mann sein Leben verbrachte. Daß jeder Mann, dem das Schicksal eine Psychopathin dieser Art zur Frau beschert, morden wird, kann nicht behauptet werden; aber jeder Mann wird durch eine solche Ehe an den „Rand des Wahnsinns" getrieben werden. Die anderen Bestimmungsgründe, die im Falle Angerstein dazu kommen, können nicht den Umstand aus der Welt schaffen, daß seine Ehesituation die schwerste Belastung für ihn bedeutete und alle Unzuträglichkeiten seines Charakters erst rettungslos verwirrte. Bereits in der Tatsache, daß er, der Schwächling, der von Minderwertigkeitsgefühlen ewig gequälte und aufgereizte Mensch, sich eine „schwierige" Frau wählt, mit der auch ein starker Mann nicht so leicht fertig geworden wäre, drückt sich die besondere Tragik seines Schicksals aus. Sein Unzulänglichkeitsgefühl verlangt gerade nach der schwierigen Aufgabe, die in ihm schlummernden Kampf- und Ueberwindungsgefühle bleiben an den Gehemmtheiten des Partners hängen, und wenn dieser Kampfespartner sich seinem zukünftigen Opfer außerdem noch durch den Schein der Schwäche, der Hilfsbedürftigkeit empfiehlt, so ist der Gezeichnete seinem Verhängnis verfallen. Die erfolgreiche Werbung gilt ihm als Sieg — während am Tag nach dem Siege der Krieg wieder von neuem beginnt, dessen Ausdruck, nicht dessen Lösung die Liebeserfüllung war. An Angerstein erfüllte sich, wie in tausend anderen Fällen, das Gesetz, daß der Psychopath die Psychopathin suchte, daß er gerade jene Situation heraufbeschwor, der er am wenigsten gewachsen war, so daß wir bereits in der schlechten Liebeswahl einen Maßstab für alle in ihm schlummernden Unfertigkeiten sehen, die nach Erlösung drängten. Die Komödie des „vollkommenen Menschen", die er durch frommes, moralisierendes Gebaren zu spielen versuchte, konnte ihm nie über seine Leiden hinweghelfen, denn sie gab fiktive Befriedigungen für tatsächlich vorhandene Unvollkommenheiten. Angerstein trägt alle Charakterzüge eines auf den „Musterknaben", also: auf Unfehlbarkeitswahn hin erzogenen Menschen, eines Unsicheren, der immer wieder Erfolge braucht, um sein Schwächegefühl zu überwinden. In dieser Erfolgssucht, die ungeheuer gesteigert wurde durch den stetig lastenden Druck der ewig klagenden Frau, mag er das Glück korrigiert haben,

als die Erfolge nicht mehr so billig zu haben waren wie in der Inflationszeit. Es kam zur schrecklichen Explosion, als er — für den der Erfolg hundertmal mehr bedeutete als für einen ausgeglichenen Menschen — sich auf allen Seiten von Niederlagen bedroht fühlte. Eine radikale Annullierung seiner gesamten Gegenwart und Vergangenheit erschien ihm als die einzige Lösung. Die verzweifelte Kraftprobe des Verbrechens, das ihn gleichzeitig von allen unmittelbaren Quälereien befreite, gab ihm ein Männlichkeits- und Vollständigkeitsgefühl wieder, das er vergeblich auf normalen Wegen gesucht hatte. Inwiefern für ihn seine Stellung als „jüngerer Bruder" und andere Familienumstände (der Ehrgeiz des Vaters, die gedrückte soziale Situation in der Kindheit) schicksalsbestimmend wurden, läßt sich aus dem gegebenen Material nicht ersehen.

Auch aus einer unvollständigen Skizze der Lebensumstände Angersteins geht jedoch hervor, wie wichtig es gewesen wäre, diesen labilen Menschen aus den Klauen der Psychopathin zu befreien, die ihn unter Zuhilfenahme aller möglichen moralischen und religiösen Vorwände tyrannisierte. Um diese Schicksalslinie zu erkennen, wäre nichts anderes notwendiger gewesen, als jene psychologische Skepsis und Konsequenz, ohne die ein Arzt im Verkehr mit „Nervösen" sich selbst zum Diener ihrer Herrschsucht degradiert. Frau Angerstein war diese Kombination glänzend gelungen, wenn die Aerzte, die er für seine Frau konsultierte, nichts anderes zu tun wußten, als ernste Gesichter aufzusetzen und ihn — für das Wohlergehen der Frau verantwortlich zu machen. Sie stießen ihn nur noch tiefer in den Sumpf, in dem er bereits steckte, indem sie ihn zur Hingebung an die blutsaugerische Tyrannin gleichsam verpflichteten, anstatt ihm eine Bahn ins Freie zu öffnen. Wer dies versäumte, obwohl er Gelegenheit dazu hatte, hat sich eine Unterlassungssünde von nicht geringem Ausmaß zuschulden kommen lassen, — eine Unterlassungssünde, die in diesem Fall acht Menschenleben kostete, die sich jedoch täglich in irgendeiner Form wiederholt. Ueberall dort, wo Menschen unter Psychopathen leiden und sich Aerzte finden, die, anstatt den Psychopathen zu verstehen, sich von ihm im Sinne seines abwegigen Lebensplanes mißbrauchen lassen. Beispiele wie der Fall Angerstein lassen uns jedoch eine Zeit herbeiwünschen, in der ein solches Versagen psychologischer Intuition genau so als Kunstfehler geahndet werden wird, wie es heute als Kunstfehler gilt, wenn der Chirurg eine Pinzette im Bauch des Patienten vergißt. Wir erwähnten bereits, daß es uns nicht darum zu tun ist, einzelne zu belasten oder anzugreifen. Die Kulturhemmung, deren Folgen man hier mit Händen greift, reicht tiefer, — sie reicht bis zu jenem Wust von abergläubischen Vorstellungen über das Wesen naturwissenschaftlichen und psychologischen Denkens, in dem die weitesten Kreise der praktischen Naturwissenschaftler befangen sind. Hier liegt die Hemmung, die es verhindert, daß

wissenschaftliche Erkenntnisse, die keineswegs in esoterischen Konventikeln gepflegt, sondern auf breitester Basis gelehrt und entwickelt werden, zu voller Wirksamkeit erwachsen. Die Oeffentlichkeit ist jedenfalls schlecht informiert, wenn sie Katastrophen wie den Angerstein-Mord wie rätselhafte Verhängnisse hinnehmen soll, vor denen jedes menschliche Können und Verstehen versage. Wir stehen hier dem Ausbruch von Gewalten gegenüber, welche die Wissenschaft wohl zu meistern gelernt hat, wenn auch nicht alle, die mit diesen Gewalten zu tun haben, sich die entsprechende Vorbildung angeeignet haben. Es erübrigt sich die Bemerkung, daß die Vorstellung keineswegs phantastisch ist, daß auch ein mordender Angerstein noch zu einem lebensfähigen Menschen umgewandelt werden könnte. Die Gesellschaft, die seinen acht Morden einen neunten hinzufügt, handelt jedoch nach einer Logik, deren Untiefen noch geheimnisvoller sind als die der verzopften Weisheit der Zunft.

PAUL WESTHEIM

WENN CORINTH IN MÜNCHEN GEBLIEBEN WÄRE

Ja, was wäre wohl aus einem Maler wie Corinth geworden, wenn er in München geblieben wäre? Die Frage, die der Herausgeber des „Tage-Buch" einmal zur Erörterung gestellt haben möchte, hat für den, der sich nicht nur obenhin befaßt hat mit der Genesis dieser Künstlerpersönlichkeit — eines Künstlers, der, denkt man an den Spätstil Corinths, in einem besonderen, vielleicht darf man sagen: im Cranachschen Sinne als „deutscher Meister" anzusehen ist — schon ihre innere Berechtigung. Der Weggang von München um die Jahrhundertwende und die Uebersiedlung nach Berlin, das war bei Corinth ja mehr als nur ein Ortswechsel. In Berlin, in Liebermanns Nähe, im Kreis der eben gegründeten Berliner Sezession ist Corinth zwar immer der Corinth geblieben, der mit seinem breiten Pinsel, mit seinem urbanen Ostpreußentum hinwegstrich über alle ästhetenhaften Subtilitäten, dem es auch hier nicht einfiel, Doktrin und Malart des deutschen Impressionismus zu übernehmen, weshalb er ja auch bis zu seiner ersten von Paul Cassirer 1913 im alten Sezessionshaus organisierten Gesamtausstellung den orthodoxen Verfechtern der Lehre immer ein wenig suspekt blieb. Was sie nicht begreifen konnten: die großen historischen und religiösen Kompositionen, die man plein air abschildern konnte, der Hang zur epischen Darstellung, die Freude an der dramatisch bewegten Aktion, das alles war und blieb für sie die „Bouguereau-Schule", wie sie zu sagen pflegten. Aber unverkennbar ist doch, daß mit der Uebersiedlung nach Berlin im Schaffen Corinths eine entscheidende Wendung eintritt. Die andere Kunstatmosphäre — man hat den Gegensatz, wenn man Menzel-Lenbach oder Lieber-

mann-Stuck sagt — wirkt sich handgreiflich geradezu in seinem Schaffen aus. Angeregt von Ideen und Leistungen einer neuen künstlerischen Umgebung, in der er sogleich eine bedeutsame Rolle zu spielen berufen ist, gewinnt er auch für seine Schaffenseinstellung einen neuen Aspekt.

Corinth ist ja die impressionable Natur, der es nicht gegeben ist, ohne Anteilnahme an dem, was um ihn herum künstlerisch geschieht, zu leben und zu schaffen. Anderes Schaffen regt ihn an, spornt ihn auch an. Unproblematischer Malmensch, der er ist, dem die Inspiration zuerst und zumeist aus dem Metier kommt, gehört es zu seiner Art, sich mitzubewegen in der Bewegung der Zeit, was gewiß ja auch einer der Gründe, wieso er bis zu seinem letzten Schaffenstag künstlerisch mobil bleiben konnte. Der Gegensatz dazu ist etwa eine Erscheinung wie van Gogh, der sich verringt und schließlich verblutet, weil es sein Schicksal ist, der Abseitige zu sein, der etwas wollen muß, was der nachfolgenden Generation erst zu wollen beschieden ist. In einem der Briefe an den Bruder Theo schrieb er einmal, er glaube, was er mache, sei nicht mehr Impressionismus. Schriebs nicht mit dem Columbus-Selbstbewußtsein eines Atelierpfadfinders, der die Entdeckung eines neuen Ismus annonciert. . . Schriebs vielmehr mit einem Unterton von Zaghaftigkeit, als ob dieses Herauswachsen aus der Zeitgemäßheit Mißgeschick wäre; er verehrte ja Manet und Monet und sah in dem Impressionismus d i e Bewegung der Zeit. Trotzdem mußte er das malen, dieses andere, das in der Tat kein Impressionismus mehr war. Es war Muß, Zwang, er konnte nicht anders, konnte nicht an gegen sich, dazu war er einfach zu ungeschickt, trotzdem auch er, was das rein Manuelle anbelangt, es fertig brachte, ein Bild, ein Meisterwerk, in einer Stunde herunterzufegen. Einen inneren Zwiespalt der Art kann man sich bei Corinth schwerlich vorstellen. Die Abseitigkeit, auch im Künstlerischen, lag ihm nicht. Er stand immer mitten drin, auch — sicherlich ohne sich dessen bewußt zu sein — in seinen Strebungen dem verbunden, was um ihn herum erstrebt und gewollt wurde.

In München ist er der Löfftz-Schüler. Zweifellos einer, der mehr los hat als alle übrigen zusammen, auch einer, der aus seiner stupenden Begabung was zu machen versteht. Es gibt da aus dem Jahre 1889 eine Pieta. Der Christus, ein schon blau und grün angelaufener Leichnam, liegt auf dem Erdboden, ein junges Mädchen mit blauem Halstuch beugt sich weinend zu ihm herab. Das Ganze unstreitig das Werk eines talentierten Komponierschülers. Der Christus, der typische, akademische Männerakt. Die Perspektive absichtlich so gewagt genommen, daß das Kraftstück sofort in die Augen springt. Das Modell mit einer so famosen Echtheit abgemalt, daß einem niemals der Gedanke kommen könnte, da auf den Ziegelsteinen hätte etwas anderes als ein Modell gelegen. Und



SIEGFRIED WAGNER

neben diesem Akt, wie er in der Münchener Löfftz-Schule wohl zu Dutzenden gemalt worden ist, ein Mädchen, so sinnlich süß, so ganz zuckriges Luderchen, daß über solcher Keckheit wohl jedem ordentlichen Professor die Haare zu Berge gestanden hätten. Mag sein, daß in dieser Figur, die etwas auch die ersten Titelköpfe der „Jugend" vorwegnimmt, noch viel von der glatten Eleganz des Bouguereau steckt, aber noch mehr ist sie Ausgeburt des Corinthschen Wesens. Jenes Geistes, der späterhin aus dem épater le bourgeois sich ein Spezialvergnügen machte, der es sich nicht versagen konnte, mitten zwischen die ausgelassenen Griechen des so flott gemalten „homerischen Gelächters" einen steifen preußischen Adler zu setzen, der unter die Folterknechte eines „Martyriums" einen vergnügten Idioten mengt, in die Zelle des hl. Antonius ein lüsternes Kurfürstendamm-Weibchen treten läßt, ganz abgesehen von so mancherlei Fleischlichkeiten, die er in früheren, froheren Jahren mit einer zur Schau getragenen Freigebigkeit auftischte. Eine Mischung von typischem Akademikertum und ausgelassenem Feuilletonismus; bei aller Libertinage eine „Komposition", nachgebildet „den Alten" im Museum. In das „Galeriebild", das damals das große Ziel der Münchener Honoratioren war, ist von einem enfant terrible als Konterbande ein Stückchen Keßheit eingeschmuggelt, das vielleicht aber auch gedeutet werden darf als das Aufbegehren der Natur, das Aufbegehren eines instinktiven Realismus gegen die Unnatur des musealen Altmeistergehabens. Aber es bleibt bei solchen Gesten; solange Corinth in dieser Münchener Atelieratmosphäre lebt, werden Konsequenzen daraus nicht gezogen. Ganz das gleiche: die akademische Komposition, in den Charakterfiguren mit einem hier besonders unmotivierten, geradezu grotesk anmutendem Realismus pikant gemacht, ist es doch auch in dem „Diogenes", der Menschen sucht und, wie ich mich einmal ausgedrückt habe, einen Modellmarkt findet. Von München aus geht Corinth in den Jahren 1884—87 nach Paris. Geht aus dem Münchener Akademikermilieu in ein Pariser Akademikermilieu: zu Bouguereau. Von Manet, Monet, die damals zehn Jahre schon im Kampf standen, scheint er nichts gesehen zu haben oder aber die Einstellung, die er von München her mitbrachte, ließ ihn — darüber hinwegsehen. Zwei Selbstbildnisse, die er in den 90er Jahren in München malte, erscheinen charakteristisch. Das eine ein Seitenstück zu Böcklins fiedelndem Tod: der Maler, im Porthemd vor einem breiten Atelierfenster, neben sich an einem Ständer hängend ein Skelett. Kein romantisch fiedelnder Tod, ein Knochengerüst, ein Atelierrequisit nur, wie es der Maler zum Akademiestudium hat; aber so weit färbt das Münchener Milieu doch ab, daß auch er mit Totengerippe sich malen zu müssen glaubt. Auf dem anderen Corinth, aufgemacht in der Pose der Lenbachschen Altreichskanzlerporträts mit Diplomatenrock und breitem Schlapphut, mit der Variante freilich, daß

der Maler sich statt mit der Dogge mit einem kleinen Atelierflittchen präsentiert. Oder man denkt auch an jenes andere Selbstporträt mit den leckeren Früchten, dem gefüllten Becher und dem nackten Modell, das wie ein Scheffelscher Reim von Wein, Weib und Gesang schallt. Gelegentlich bricht er auch einmal aus: in dem „Schlachthaus" oder dem bekannten Bild aus der Königsberger Badeanstalt; aber wenn er herausfällt aus dem, was im damaligen München Atelierkonvention ist, so nur durch seine stupende Könnerschaft, die Robustheit seines Naturells und den, man darf schon sagen: in der Wolle gefärbten Ostpreußen-Geschmack.

In Berlin nimmt sein Schaffen sofort andere Züge an. Da scheints für ihn nur eins noch zu geben: jeglicher Atelierkonvention zu entsagen, die lebendige Wirklichkeit zu fassen, da, wo sie interessant, wo sie animalisch lebendig ist. Da wird der Corinth, an den man heute vor allem denkt, da entstehen so erstaunliche Sachen wie der „geschlachtete Ochse", wie der „Rittner als Florian Geyer", „das Strumpfband", „der Mohrenfürst", das bei einem Bad im Freien überraschte Weib, das, neben Rubens und Delacroix gehängt, von seinem lebhaften Kolorit nichts einbüßen würde, das Jagdstilleben von 1910 oder das große Küchenstilleben von 1911. Und dann, als die Zeit sich zuzuwenden beginnt den rein malerischen Problemen des Bildaufbaus und der Farbgestaltung, ist es, als ob er noch einmal von neuem angefangen hätte, schafft er in den Walchenseelandschaften, in zahllosen Blumenstilleben, in einem Porträt, wie dem Brandes, jenen großartigen Spätstil, der einmal erkannt werden dürfte als die Legitimation dieser Malerexistenz, die, wie mir scheinen will, auf ihre Art auch ein Beitrag ist zu dem Thema Berlin als Kunststadt.

Es gibt heuer eine gewisse Art Leute, meistens junge Dichter, die das Wort D e u t s c h fast immer mit offenen Nasenlöchern aussprechen. Ein sicheres Zeichen, daß bei diesen Leuten sogar der Patriotismus Nachahmung ist. Wer wird immer mit dem Deutschen so dicke tun? Ich bin ein deutsches Mädchen. Ist das etwa mehr als ein englisches, ein russisches, ein ostasiatisches? Wollt ihr damit sagen, daß die Deutschen auch Geist und Talent besitzen? O das leugnet nur ein Unwissender oder ein Tor.

Lichtenberg

Dreißig amerikanische Flieger haben sich der französischen Regierung mit Leib und Gerät für den Kampf in Marokko angeboten. Abschlagszahlung für Lafayette, der den Amerikanern die Freiheit erringen half. Jetzt wollen wieder die Amerikaner den Franzosen die Freiheit .... Ja, um wessen Freiheit geht es denn in Marokko?

Es geht um die einfache, simple Freiheit der Riffleute und um die komplizierte Freiheit einiger französischer Kapitalisten, — die Erzgruben Marokkos einstecken zu dürfen. Außerdem will der größte Teil des französischen Volkes von diesem Krieg nichts wissen. Aber die edlen Amerikaner gelten Lafayette ab. Auf Kosten der Freiheit der Riffleute und auf Kosten der Scheckbücher der französischen Kapitalisten. Aus allen vier Winden strömt jetzt solch edles Gelichter in Marokko zusammen, übler als je die Landsknechte. Denn zur Landsknechtszeit war es ruhmvoll, für einen Herrn zu kämpfen und zu fallen. In unserer erleuchteten Zeit aber wird Krieg nur entschudigt und gepriesen, wenn er für eine hohe Idee, sei es nun Sklavenbefreiung, Vaterlandsverteidigung, Freiheit schlechthin, geführt wird. Diese fremden Soldaten in Marokko, die wie Mistkäfer von weither zum Aase fliegen, sind nichts anderes als Taglöhner des Krieges.

Man könnte diesen Menschen ruhig das Vergnügen gönnen, sich erschießen, zerfleischen oder vergiften zu lassen. Wenn sie nur nicht selber schössen, zerfleischten und vergifteten, und wenn es sich nur nicht dabei, wie z. B. jetzt in Marokko, um die Freiheit eines freien Volkes handelte! Und wenn diese wilden Rudel sich nicht gerade dem anschlössen, der ihnen der Stärkere und Zahlungsfähigere zu sein scheint! Diese Leute sind Gelegenheitsarbeiter des Krieges. Deshalb spähen sie immer nach Arbeitsgelegenheit aus, und wenn sie sie draußen nicht finden, dann setzen sie alles daran, sie im eigenen Lande zu schaffen. Wie viele Kriegstaglöhner gab es nach der Revolution in Deutschland! Wieviele Kriegsgelegenheitsarbeiter sitzen in den Generalstäben der großen Armeen, begierig nach der großen Gelegenheit des Verdienstes (Verdienst in seiner doppelten Bedeutung). Es ist eine unendlich gefährliche Gesellschaft. Eine der ersten Aufgaben des Völkerbundes — der doch den Völkerfrieden will — müßte es sein, diese Menschen unschädlich zu machen. Das Einfachste wäre ja, die Teilnahme an den Kriegen fremden Nationen zu verbieten und als ehrlos zu erklären. Aber das hätte nur geringe Wirkung. Wir wissen ja, daß die Gesetze des Völkerbundes wie die Täubchen brüllen und daß sie mit Leichtigkeit von Fall zu Fall weginterpretiert werden können. Das einzige wirksame Mittel wäre: den Bravos dauernd eine lukrative Beschäftigung zu geben, sie von den Völkern abzulenken. Das könnte dadurch erreicht werden, daß man ihnen ein großes Gebiet dauernd

zum Kriegführen zur Verfügung stellt. Eine Art Naturschutzpark für Kriege. Sagen wir irgendwo im Innern Brasiliens oder Australiens. Vielleicht läßt sich auch in Afrika ein geeigneter Naturschutzpark mit allen Arten von Geländen finden, die für den Krieg interessant sind: Gebirge, Flußläufe, Hügelland, Wälder, Reisfelder usw. usw. Eine große Aktiengesellschaft möge gegründet werden, die „International War-Show-Company" — vielleicht übernimmt Cook das Geschäft? —, die erstensmal den ganzen Krieg organisiert. Die Kriegstaglöhner werden in zwei feindliche Nationen geteilt, der Naturschutzpark in zwei feindliche Vaterländer. Beide Parteien werden mit dem modernsten Kriegswerkzeug ausgerüstet. Es dürfen Tanks ebensowenig fehlen, wie 50 cm-Geschütze, Giftgase und Zeppeline. Schmucke Dörfer und nette, mit Kirchen geschmückte Städte werden zur späteren Vernichtung immer wieder von Zeit zu Zeit eingebaut. Die Verwendung von Pferden müßte allerdings der Völkerbund verbieten. Aber ein totgeschossenes Auto ist doch gerade so schön. Es gäbe Generalstäbe, Fußtruppen, Artillerie, Genietruppen. Natürlich dürfte auch die Etappe nicht fehlen. Es gäbe Proviantkolonnen und Uniformmagazine. Da sich sicherlich auch eine große Zahl von Frauen melden würden, könnte es nach altem Kriegsgebrauch auch Vergewaltigungen geben. Etappenbordelle wären jedenfalls einzurichten. Am 15. März etwa könnte die Frühjahrskriegssaison, am 15. September die Herbstkriegssaison beginnen. Die International War-Show-Company würde dann rechtzeitig in der ganzen Welt Zuschauerkarten für diesen mächtigen Kriegs-„Schauplatz" verkaufen, Gesellschaftsreisen organisieren, kurz eine solche Menge von Schaulustigen herbeibringen, daß nicht bloß den Kriegstaglöhnern hohe Löhne gezahlt werden und ihre Leichen anständig begraben werden könnten, sondern auch der Company ein hübscher Reingewinn übrig bliebe. Es ist zum Beispiel anzunehmen, daß aus allen Erdteilen ein großer Zustrom von Zuschauern einsetzen würde, wenn man für Anfang Oktober eine große Offensive mit neuesten Kriegsgasen ansagte. Es wäre doch zu interessant, die Wirkung dieser Gase — natürlich von sicherer Stelle aus! — zu beobachten. Vielleicht ließe sich das Ganze so arrangieren, daß die Zuschauer in einem großen Zeppelingeschwader den Kriegsschauplatz umkreisen und den Operationen folgen. Natürlich würden die Wetten über den Kriegsausgang ins Ungeheure gehen, woraus wiederum die War-Show-Company und indirekt die Kriegstaglöhner den größten Nutzen ziehen könnten. Eins darf auf keinen Fall vergessen werden: Die Schaffung prächtiger Kriegskreuze und -Sterne. Auch muß man — wie es sich für einen echten Krieg ziemt, und es soll ja ein echter Krieg sein — hinreichend Gelegenheit geben zu Plünderungen, Durchstechereien, Standgerichten und Repressalien. Es ist selbstverständlich, daß man mit der größten Humanität vor-

geht, die besten Aerzte hinschickt, die nach den neuesten Verfahren die Wunden nach abgeschossenen Kiefern, Nasen, Beinen, Hinterköpfen zur Heilung bringen. Die Leichen werden mit soldatischen Ehren unter Hinzuziehung von Feldpredigern bestattet.

Durch diesen Naturschutzpark für Kriege könnte man zwei Fliegen auf einen Schlag treffen. Einmal hätten die Kriegstaglöhner eine für die anderen unschädliche Beschäftigung. Dann aber hätte man ein großes Experimentierfeld für künftige wahrhaft nationale Kriege. Man könnte zum Beispiel feststellen, daß ein bestimmtes Kriegsgas imstande wäre, in 10 Stunden die ganze Erde zu entvölkern. Das wäre eine immerhin ganz interessante Feststellung.

O. K.

KLASSISCHE BILDUNG

In seiner amüsanten Zeitschrift „Le grandi firme", zu deutsch „Die großen Namen", erzählt der italienische Satiriker Pitigrilli nachfolgende Anekdote, die — die Hand aufs Herz — ebensogut auf deutsch möglich wäre.

Ein Schulinspektor fragte in der Scuola tecnica zu Turin, die ungefähr unsern Mechanikerschulen in Mittweida oder Chemnitz entspricht:

„Wer hat die Göttliche Komödie verfaßt?"

Und bekam zur Antwort:

„Garibaldi."

Oder:

„Friedrich Barbarossa."

Oder:

„Der Papst."

Darauf wandte sich der Inspektor an den Schüler, der ihm am intelligentesten aussah, und fragte abermals:

„Wer hat die Göttliche Komödie verfaßt?"

Der Schüler antwortete unerschrocken:

„Ich bin's wirklich nicht gewesen, Herr Inspektor."

Am selbigen Abend traf der Schulinspektor im Café den Polizeiassessor Grassi und erzählte ihm die neckische Episode:

„Ich fragte, wer die Göttliche Komödie verfaßt hat, und ein gewisser Pietro Brambilla antwortete: Ich bin's wirklich nicht gewesen. . ."

„Pietro Brambilla? rief darauf der Polizeiassessor, „wohl der Sohn von Anselmo Brambilla? Ah, dem ist nicht zu traun! In der Familie schwindeln sie alle. Ich kenne meine Pappenheimer. Der ist fähig, wenn er's auch gewesen ist, Stein und Bein zu schwören, er war es nicht."

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, letzte Juliwoche

Es gibt eine schlimme Geisteskrankheit, die ausschließlich reiche Leute befällt. Die Opfer werden, je höher sich ihr Vermögen türmt, um so mehr von der Furcht besessen, ihr Wohlstand könne in Kürze von trostloser Armut abgelöst werden. Die Zwangsvorstellungen übersteigern sich zuweilen so weit, daß die Bedauernswerten schließlich, nur noch ein Schatten ihrer selbst, einen zusammengescharrten Goldhaufen umkreisen, bis der Tod sie von ihren Leiden erlöst. Von einer ähnlichen Krankheit scheinen neuerdings die Finanzminister des Reichs und der Länder und die Kämmerer der Gemeinden heimgesucht zu sein. Von ihnen allen werden in der Debatte über den Finanzausgleich bewegte Klagen über die öffentlichen Finanzen angestimmt. Im letzten Jahre, so jammern sie, sei ja alles über Erwarten gut gegangen und augenblicklich verfüge man noch über ansehnliche Ueberschüsse. Aber wie werde sich die Situation in Zukunft gestalten, wenn der Partner alles fortnehme! Seit Monaten geht nun im Steuerausschuß des Reichstags der Kampf um den Anteil, der dem Reich auf der einen und den Ländern und Gemeinden auf der anderen Seite an den Erträgnissen aus Einkommen- und Körperschaftssteuer und Umsatzsteuer einzuräumen sei! Der Reichsfinanzminister erklärt, mit weniger als 25 v. H. von Einkommen- und Körperschaftssteuer werde er nicht ausreichen. Darum könnten Länder und Gemeinden nur die verbleibenden 75 v. H. (bisher 90 v. H.) bekommen. Als Aequivalent bietet er von der Umsatzsteuer 35 v. H. statt bisher 20 v. H. Die Länder merken die Absicht, daß sie durch Mehrbeteiligung an der Umsatzsteuer nur noch eine kurze Weile vertröstet werden sollen. Denn die Umsatzsteuer steht auf dem Aussterbeetat und in einiger Zeit würden sie wohl ganz auf dem Trocknen sitzen. Infolgedessen wehren sie sich mit allen Kräften gegen die Neuregelung, die das Reich vorschlägt. Die Rollen der politischen Parteien sind dabei seltsam vertauscht. Man findet sich kaum mehr zurecht. Die Deutschnationalen im Reichstag mißachten alle „Belange“ der Länder und gebärden sich ganz erzbergerisch. Die Einzelstaaten müssen sich hinter die Demokraten stecken. Einleuchtend erklären sie, man könne so unitarisch gesinnt sein, wie man wolle, solange die Doppelinstitution Länder neben Reich fortbestehe, müsse man auch den Ländern die finanzielle Existenz gewährleisten.

Hauszinssteuer und das Zuschlagsrecht der Gemeinden auf die Einkommensteuer spielen noch hinein, sodaß ein großes Durcheinander entsteht und vor lauter Bäumen niemand mehr den Wald erblickt: das Hauptproblem unserer fiskalischen Wirtschaft bleibt weiterhin unerkannt. So oft der Abgeordnete Hermann Fischer daran zu rühren beginnt, leert sich das hohe Haus und die Minister bleiben die Antwort schuldig. Wie soll man sich, wo so viel Einzelgeschäfte der Erledigung harren, auch noch mit der Kernfrage beschäftigen? Mit der Frage, wie es kommt, daß Reich, Länder und Gemeinden sich anschicken, im Jahre 1924/25 Reichsmark 11,3 Milliarden zu verbrauchen (ungerechnet die Zolleinnahmen), während im wohlhabenden Deutschland von 1913/14 — trotz Wehrmachtausgaben — insgesamt noch keine 5 Milliarden verbraucht wurden? Kann eine Frage elementarer gestellt werden? Läßt sich sinnfälliger beweisen, daß es wie bisher nicht weitergehen darf? Ist es nicht ziemlich gleichgültig, ob die Länder 75 oder 90 v. H. und das Reich 80 oder 65 v. H. empfangen, wenn einwandfrei feststeht, daß der Etat von beiden Gebilden zusammen 2½ mal so hoch ist, wie im Frieden? Was interessiert es den Staatsbürger, wer sich hauptsächlich an den Steuergeldern mästet. Ihn bekümmert es vor allem, daß summa summarum zuviel gebraucht wird. Das Mischsystem zwischen Selbstverwaltung, Staatenbund und Einheitsstaat, durch das sich Deutschland auszeichnet, erweist sich immer mehr als ein Verhängnis für die Bereinigung unserer Etatswirtschaft. Die finanzielle Gegeneinanderregiererei, die gegenwärtig betrieben wird, ist an der Ueberspannung der Steuerbelastung in erster Linie schuld. Jede der gleichberechtigten Körperschaften sorgt so gut es geht für sich selber. Eine Gesamtverantwortung trägt keine von ihnen. Einen schüchternen Anfang, diese unhaltbaren Zustände zu bessern, hat man soeben gewagt. Die Landesregierungen wurden ermächtigt, den Gemeinden ihren Anteil an den Ueberweisungssteuern zu kürzen, wenn ihr Etatsbedarf den Stand von 1914 „über Gebühr" überschreitet. Das genügt bei weitem nicht. Auch die Länder dürfen in ihrer Finanzgebarung nicht unkontrolliert bleiben, dürfen nicht wie bisher auf Einnahmen von zufälliger Höhe gestellt werden, die sie dann, ob hoch oder niedrig, wohl oder übel verbrauchen müssen. Ganz abgesehen davon, daß wir uns zwei Parlamente, zwei Regierungen übereinander für dieselben Bürger einfach nicht leisten können! Die Geduld der Steuerzahler geht zu Ende! Der Kampf um den Einheitsstaat muß demnächst ausgekämpft werden. Der Geldbeutel zwingt dazu.

Einstmals sahen Regierungen ihre Aufgabe darin, die Autorität des Staats gegenüber den privaten Mächten der Wirtschaft zu stärken. Heute sind die Ministerien mehr oder weniger zu Vorposten der großen wirtschaftlichen Vereinigungen herabgesunken.

Als das Gesetz über die Rentenbankkreditanstalt im Reichstag beraten wurde, da war der Reichslandbund als der lebhafteste Befürworter dieser Gründung naturgemäß daran interessiert, möglichst Alleinherr im selbstgezimmerten Hause zu sein. Sein Bestreben ging dahin, die landwirtschaftliche Zentralbank möglichst nur von Vertretern landwirtschaftlicher Verbände kontrollieren zu lassen. Und wenn bei der Aufteilung des Verwaltungsrats auf den Reichslandbund selbst zahlenmäßig nur wenig Sitze entfielen, so würde er, dachte man sich, auf Grund seiner langen wirtschaftspolitischen Erfahrungen und guten Beziehungen zu anderen Organisationen schon in der Lage sein, die übrigen Vertreter so zu beeinflussen, daß sie ihn an der Verwirklichung seiner Ziele nicht hinderten. Als sich dann der Reichsrat dafür einsetzte, daß bei dieser Bank, die steuerähnlichen Zwangsbeiträgen ihren Kapitalstock verdankte, die Vertretung des Allgemeininteresses stärker zu betonen sei, da machten der Landbund und seine Exponenten ihren ganzen Einfluß gegen eine solche Gefährdung ihrer eigenen Position mobil. Der Reichsminister für Ernährung und Landwirtschaft, dem doch gerade die Vertretung des Allgemeininteresses obliegt, hat sich nicht gescheut, diesem Treiben des Landbundes Vorschub zu leisten und seine Wünsche auf Zurückdämmung des öffentlichen Einflusses zu unterstützen. Wie weit die Begriffsverwirrung über die Mission eines Ministers im Kopfe des Grafen Kanitz vorgeschritten ist, das zeigt sich in voller Deutlichkeit bei der Argumentation, die dieser Ernährungsminister für seine Stellungnahme ausfindig gemacht hat. Der Charakter eines selbstverwalteten Instituts dürfe bei der Rentenbankkreditanstalt, so führte er wörtlich aus, nicht in Frage gestellt werden. Denn für die Kreditwürdigkeit, vor allem im Interesse der Erlangung von Auslandskrediten, müsse ein zu großer staatlicher Einfluß „unbedingt vermieden“ werden. Gerade die Geldgeber Amerikas hätten viel mehr Zutrauen zu selbstverwalteten Instituten, als zu solchen, bei denen das Reich oder die Länder den maßgebenden Einfluß besäßen. Graf Kanitz war, als er dies sagte, offenbar noch in der veralteten Auffassung von der sogenannten diskontfähigen Unterschrift der Wirtschaftsstände befangen, mit der die Sachwertbesitzer zu den schlimmsten Zeiten der Geldentwertung dem Reiche seine Jämmerlichkeit vor Augen führten. Auf der Höhe der Zeit befindet er sich mit seinen Vorstellungen nicht. Sonst wäre ihm nicht entgangen, daß sich sehr selbstverwaltete Körperschaften, wie industrielle Unternehmungen der Privatwirtschaft, vergeblich um amerikanischen Kredit bemühen, während beispielsweise die vom Reich kontrollierten Elektrowerke spielend eine Anleihe in den Vereinigten Staaten zu placieren vermochten, während Kommunen und Städtevereinigungen heute beinahe noch allein in der Lage sind, drüben Kredit zu erhalten. Oder hat dieser Minister des deutschen Reiches etwa wider besseres

Wissen sich dieses Anachronismus schuldig gemacht, in der Hoffnung, das Reichstagsgremium, dem seine Ausführungen galten, wäre kritiklos genug, um sich durch seine Märchen vom reichen Onkel in Amerika bange machen zu lassen? In der Hoffnung, so gelänge es, die öffentliche Kontrolle gemäß den Wünschen des Landbundes abzubauen, statt sie zu erweitern?

Angelockt von überaus billigen Preisen, haben sich für die Besitztümer des Stinneskonzerns zahlreiche Interessenten eingefunden, sodaß die Abwicklung flott in Gang gekommen ist. Die Anteile an der Berliner Handelsgesellschaft, am Barmer Bankverein, am Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerk und an der Deutsch-Luxemburgischen Bergwerksgesellschaft, sind abgestoßen. Das Hamburger Im- und Exportgeschäft ist der Konzern gleichfalls los, ebenso seine Grundstücksbesitzungen in Hamburg und das Waldareal in Pommern. Die gängigsten Objekte sind damit aus der Hand gegeben. Der Erlös war bei der Ungunst der Lage äußerst gering. Daß die Banken ebenfalls ihren Verdienst bei der Aufteilung suchen, das haben wir im letzten Tage-Buch betont. Rechnet man reichlich, so sind bisher im ganzen vielleicht 50 Millionen Reichsmark zusammengekommen. 100 Millionen Schulden sind noch ungedeckt! Die Verwertung des Restvermögens gestaltet sich jedoch schon schwieriger. Die Schiffahrtsinteressen werden noch am ehesten verkäuflich sein. Ob sich für die Koholytgruppe, die Holz, Zellstoff, Papier und Zeitungen umfaßt, ein Gesamtkäufer findet, erscheint zweifelhaft. Ueber den Wert der Oelinteressen sind die Meinungen geteilt. Die zahlreichen Splitterunternehmungen werden allesamt nicht viel erbringen. Man kann hin und her addieren, soviel man will, die fehlenden 100 Millionen kommen nicht zusammen. Die Verschuldung ist eine erschreckende, und der Vermögensstand erscheint, nachdem er aus dem mystischen Halbdunkel in die reale Welt der Zahlen gerückt wurde, geringer als selbst die Pessimisten annahmen. Ueberall herrschte der Konzern, ohne zu besitzen. Die ausländischen Interessen verflüchtigten sich in nichts, als man sie greifen wollte. Die finanzielle Mißwirtschaft war unglaublich. Zur Deckung der Schulden muß wahrscheinlich auch der Stammsitz der Familie herangezogen werden. Als ein kleiner Konzern von vielen wird die Gruppe aus der Abwicklung hervorgehen. Deutschland ist um eine Illusion ärmer.

GLOSSEN

ARSENE LUPIN

Mindestens einmal im Leben kommt jeder Mensch, entweder handelnd und duldend, mit dem Verbrechen in Berührung. Netter als ein Intermezzo mit dem kleinsten Langfinger ist die Bekanntschaft mit Arsène Lupin, dem Napoleon der Kriminalität. Zwar verschmäht auch er nicht, wenn es sich halt so trifft, ein paar Banknoten mitzunehmen, die irgendwo lose in der Brusttasche stecken, aber er klaut mit königlicher Grandezza, er stiehlt sein Opfer gleichsam zum Ritter. Seine eigentliche Sphäre ist die der Sensationen des Grafen von Monte Christo. Er arbeitet nicht aus Genußsucht oder Raffigkeit, sondern des Problems wegen. Vielnamig, vielgestaltig akquiriert er die Salons, kapert er die Frauen, wird er zum Gesetzgeber der letzten Eleganz. Als echter Franzose besorgt er zugleich die Reportage seines Ruhmes. Er spricht und schreibt selber die Kommentare zu seinen Heldenstücken, tönende Bravaden, deklamiert mit der oratorischen Fülle einer dreißigmündigen Kammerfraktion.

Komisch diese internationale Beliebtheit des Kriminalromans. Die Gattung ist nicht auszurotten. Immer wieder die alten Sujets mit neuem Gesicht. Der gute Pädagoge warnt vor den Verheerungen dieser Lektüre. Warum? Wer zu krimineller Aktivität inkliniert und danach lebt, der wird sich sehr wundern, daß es so etwas auch geschrieben gibt. Er würde übrigens nicht viel davon profitieren. Nicht einmal von Arsène, dem Meister des Fachs. Denn seine Vergehen sind gigantisch und nicht von dieser Erde der kleinen Morde und der großen Fälschungen.

Es ist wohl die entzückende Unwirklichkeit, die der Detektivnovelle ihren Reiz gibt. Es ist Romantik, nicht historisch garnierte, sondern heutige. Das Massiv der vertrauten sozialen Formen löst sich, aus der Nüchternheit des Tags springen die Kobolde des Zaubermärchens. Die unnahbare Ballschönheit, eben noch umschwärmt von der Herren-Elite, tritt vors Haus, schürzt die Robe und klettert, als wäre es gar nichts, die Fassade hoch, bis zum vierten Stock, wo schon der Komplize wartet, als Chef der Sicherheitspolizei maskiert. Der Untersuchungsrichter hat für einen Augenblick das Zimmer verlassen. Der Protokollführer, ein dürftiges Männchen von vierzig immakulaten Dienstjahren hält plötzlich

dem Zeugen einen Browning unter die Nase und zwingt ihn, die Aussage zurückzunehmen. Er gehört mit zur Bande. Simple Mietswohnungen sind mit Versenkungen und geheimen Tapetentüren ausgestattet. Ein Druck auf den Knopf und der Ofen verschwindet als Fahrstuhl in den Keller hinunter. Die andern Leute im Hause merken nichts. Teils schlummern sie, von einem Schlaftrunk betäubt, teils liegen sie hinten in der Garage, gebunden und mit einem Knebel im Mund. Nichts ist nämlich einfacher als das Knebeln. In dieser ganzen Literatur gibt es eine Unzahl von Personen, die einzig zum Geknebeltwerden in die Handlung eingelassen sind. Hin und wieder flößt man den Aermsten etwas Haferschleim ein, damit sie den Glauben an die Menschheit nicht völlig verlieren. Ueber die sonstigen Leibesfunktionen wird merkwürdigerweise Schweigen gewahrt. So liegen sie da, für Stunden, Tage, Wochen, je nach Bedarf. Manchmal vergißt der Autor sie im Sausetempo der Ereignisse auch ganz. Und wenn der Portier sie nicht gefunden hat, so lagern sie heute noch.

Aber Lupin ist der wunderbare Magus, der Prospero vieler Calibane. Umgeben von ungezählten dienstbaren Geistern, die mit Blendlaterne und Brecheisen die harte, aber zum Gedeihen der Firma notwendige Kleinarbeit leisten. In schwindelnder Höhe, unerreichbar der beengten Intelligenz der Polizei, thront der Gewaltige, im Schmuck von zwanzig falschen Bärten — ein übernatürliches Wesen. Nur daß er von Zeit zu Zeit Prügel bezieht, bringt ihn uns menschlich näher. Ja, er bezieht mehr Prügel als irgendein anderer Romanheros seiner Art. Die schöne Frau steigt ins Auto. Er hinterdrein. Da reckt sich im Innern des Wagens eine machtvolle Faust und senkt sich wuchtig auf unseres Helden Nase. Er bleibt bewußtlos liegen. Das Auto saust davon. Abgesehen von solchen Zwischenfällen verläuft sein Tagwerk so:

„Um halb drei Uhr verabschiedete er sich von seinen Wirten, ließ an der Avenue Kleber halten . . . Um drei Uhr duellierte er sich auf Säbel mit dem italienischen Major Spinelli, schlug beim ersten Gang seinem Gegner das Ohr ab und hielt um drei Viertel vier im Cercle der Rue Cambon die Bank; von dort zog er sich um fünf Uhr zwanzig mit einem Gewinn von 47 000 Franken zurück. Alles das ohne jedwede Ueberstürzung, mit einer vornehmen Gleichgültigkeit . . .“

So anstrengend ist das Leben eines Abenteurers.

Vor fünfzehn Jahren machte ich zuerst seine Bekanntschaft. Dann war er lange, lange verschollen. Jetzt taucht er wieder auf in Läden und Kiosken. Aus buntem Umschlag von fast transzendentaler Kitschigkeit schaut er mich an, der Kavalier-Einbrecher, mit der kompletten Lasterschönheit des gefallenen Engels, das rechte Auge mit stahlblauem Monokel bekleidet. Ein Pandämonium von Kolportage wird lebendig; du wunderst dich, daß die Setzmaschine nicht vor Schrecken Polka tanzte — — und liest weiter. Dieser ganze hirnverbrannte Hokuspokus mit den Perücken und Falltüren und den Badewannen, die listigerweise so eingerichtet sind, daß sie jederzeit als Automobil gebraucht werden können, alles das provoziert den Verstand, aber schmeichelt in irgend etwas der Phantasie.

Cervantes rettete Amadis von Gallien vor dem Feuertod der andern Ritterbücher. Lieben wir ihn noch immer heimlich? Eine Saite schwingt in uns mit, widerwillig, aber . . .

Heiliger Don Quichotte, bitte für uns! *Lucius Schierling*

METTERNICHSTREICHE

Im Polizeipräsidium scheint auch ein Gustav Roethe zu sitzen, der die Frau an den Kochtopf jagt und ihr den Federhalter aus der Hand nimmt. Gustav Roethe erzählte sehr kräftige Geschichten, wenn die Studentinnen seiner Aufforderung nicht gehorchten und den Hörsaal nicht verließen; und da er ein schlechter Erzähler war, standen die Frauen auf und gingen — lassen wir es dahingestellt, gegen wen, gegen was sie protestierten, die Flucht war sicher ein Protest und Gustav der Geschlagene.

Auch der Polizei-Roethe wütet ähnlich gegen schreibende Frauen; zuerst nahm er sich die Larissa Reißner vor, ein fabelhaft prächtiges Frauenzimmer, ausgezeichnet in einigen revolutionären Prosaepen. Dem Polizei-Roethe scheint aber der Appetit gekommen zu sein, und rasch hat man noch ein Werk einer Frau beschlagnahmt; diesmal verfiel man auf den „Thomas Münzer" unserer wackeren, echten, rechtschaffenen, beherzten Bertha Lask: Für eine Münzergedächtnisfeier in Eisleben wollten die Bergarbeiter ein Stück haben, die Lask schrieb es ihnen; nun, in die Weltliteratur wird es nicht eingehen, und nicht einmal bei uns wird es lange leben; es lag auch gar nicht in der Absicht der Schriftstellerin: sie schrieb einige Szenen aus der Münzerbewegung, flocht einige aktuelle Sätze in die Historie, ließ sie die Karschawjanha singen und dem Martin Luther einmal zurufen: „Der redet ja wie Noske, der Bluthund" — und am Ende gehen die Arbeiter auf die Bühne und erklären, sie wollten ebenso tapfer handeln und sterben wie Thomas Münzer — — —

Nun, Thomas Münzers Gedenken wurde sogar in konservativsten Blättern gefeiert. Daß eine Frau wie die Lask sich zu Münzer bekennt und in einer braven Gelegenheitsarbeit, die, weiß der Himmel, in einem sogar ungewöhnlich ruhigen Tone gehalten ist und nirgends mehr sagt, als was täglich in 30 Zeitungen zu lesen ist, aus ihrer Gesinnung keinen Hehl macht, genügt sofort, um ihr den Prozeß zu machen. Man hat das Werk beschlagnahmt.

Da werden sieben Paragraphen herangezogen, da faßt der Staatsgerichtshof einen Beschluß, da wird der Polizeiapparat aufgeboten, da ist die Rede von „vollendetem Hochverrat", vom Gesetze zum Schutze der Republik usw. Es läßt sich nicht sagen, wie lächerlich ein solcher Streich wirkt, der an die allerübelsten Zensurschikanen der Metternichzeit erinnert. Nachdem das Kaninchen immer noch nicht an dem Cholerabazillus gestorben ist, scheint man zu befürchten, jedes gedruckte Wort könne einen Bazillus enthalten. Wohin soll dieser Zustand führen? Wir haben angeblich keine Zensur. Das ist nicht wahr. Wir haben eine Zensur. Dieser Zustand ist sogar unerträglicher als er je früher bestanden hat, als wir eine Zensur hatten. Ja, dieser Zustand ist deshalb so unerträglich, so unnatürlich und so scheußlich, weil er verlogen ist. Es herrscht in Wahrheit keine Meinungsfreiheit. Die Paragraphen der Verfassung schweben völlig in der Luft; irgendwelche Paragraphen des Strafgesetzbuches machen sie illusorisch. Dieser Zustand ist unmöglich. Und man spricht in bürgerlichen Kreisen noch nicht darüber, weil es hier noch niemanden betroffen hat, weil man weder von der prächtigen Larissa noch von der echten Lask etwas weiß. Man ist geneigt, gerade den Fall Lask zuerst leicht zu nehmen: Gott, ein Handwerkerstück, eine Gelegenheitsarbeit, weshalb erregen — man möchte sogar spotten, aber hernach kann man es nicht, weil man sich an den Kopf faßt und nicht begreift,

wie kleinlich, wie beschränkt, wie schikanös jene Leute sind, die in Tagesarbeiten herumschnüffeln, auf unsere Kosten einen Riesenapparat in Szene setzen, irgendwo und irgendwem gefallen möchten und mit Kanonen auf Spatzen schießen. Dies Ganze ist läppisch. Und die „Ehrfurcht" vor Institutionen mit großartigen Namen erstirbt im guten deutschen Wort: Nebbich.

Kurt Kersten

KNIGGE DER EROTIK

Zu dem heiteren Prospekt einer „Hochschule für Liebesübungen" von Carlotto Graetz schreibt uns eine sehr ernsthafte Frau aus Hamburg:

„Der Deutsche ist in der Ars amandi ein Stümper". Ja, der Deutsche und die Deutsche, und weil sie Stümper sind und weil sie es noch nicht einmal für eine Schande ansehen, in einer so eminent wichtigen Sache ein Stümper zu sein, deshalb ist unser geschlechtliches Elend so groß, deshalb diese Legion von geschiedenen und unglücklichen Ehen, deshalb die 80 v. H. Ehemänner, die bei Freudenmädchen die Freuden suchen, die ihnen die Gattin nicht bieten kann und will. Deshalb aber auch, und das ist das Schlimmste, — weil das Verborgenste und Verbreitetste, die Millionen von unbefriedigten Ehefrauen, die ihre Galle und ungelösten Kräfte, die ihnen der gütige Gott Eros nicht frei machte, in Bitterkeit und Teufelei an Mann und Kindern auslassen, wenn sie nicht direkt psychisch erkranken. Alle Handlungen, sein ganzes Leben von der Wiege bis zum Grab, seine Wohnung, sein Bureau, die Straße, alles was das Auge sieht, das Ohr hört, irgendein Sinn empfindet, will der Kulturmensch mit Aesthetik umkleiden, alles soll schön, soll harmonisch sein; nur die Erotik, das tief aufwühlendste und das folgenreichste wird kunstlos, gedankenlos, lieblos (so paradox es klingen mag) gelebt. Wer schreibt den „Knigge der Erotik"? Wer zeigt dem heranwachsenden Geschlecht, wie man schön liebt, daß auch die Liebe ein Kunstwerk ist?

Nicht nur Männer, Carlotto Graetz, auch die Frauen, ja sie noch viel mehr, dürften keine Stümper in der Liebe sein! Kochen, Nähen, Säuglingspflege, in allen Dingen wird das junge Mädchen zur Ehe vorbereitet, nur im wichtigsten, in der Liebe, muß sie ganz Autodidakt sein. Als ob für den guten Bestand einer Ehe das Bett nicht ebenso wichtig sei, wie der Kochtopf und der Flickkorb. Nicht nur Mütter und Hausfrauen braucht der Mann; er braucht auch eine Freundin, eine Ge-

liebte. Nicht nur der Küchenzettel muß abwechslungsreich sein! Wie klug sagte ein alter Freund von mir: Beim Ehebruch des Mannes muß zuerst die Gattin bestraft werden, denn sie verstand ihr Metier nicht. Man wende nicht ein, in Liebesehen und auch in anderen Ehen fände sich alles von selbst. Nein, es findet sich ganz und gar nicht. Tritt der Mann keusch in die Ehe, wie soll ihm dann die Kenntnis kommen, wie aus der ehelichen Gemeinschaft neben der höchsten seelischen auch die höchste körperliche Gemeinschaft und Steigerung zu finden ist? Hat er vor der eigenen Gattin, und das ist wohl die Mehrzahl, schon andere Frauen gekannt, dann ist sein Geschmack schon meistens verdorben und er bringt keine oder Bordellmanieren in die Ehe. Nein, die Erotik ist nichts Häßliches, nichts Tierisches, nichts Gemeines, nichts Zweitklassiges, sie ist es nur für den, der nichts davon versteht, für den Stümper. Es geht in diesen Dingen ähnlich wie beim Sport, den man auch, solange er nicht körperbildend und systematisch mit Freude am Schönen betrieben wurde, zu einer minderwertigen Beschäftigung stempelte. Deshalb tut uns eine Hochschule für Liebesübungen oder noch besser ein Knigge der Erotik not. Ihn müßte jedes junge Mädchen, jeder junge Mann studieren. In ihm müßten von der ersten Begegnung, vom Kennenlernen bis zum Scheiden ohne Bitterkeit, vom ersten Finden bis zu den Möglichkeiten der höchsten Luststeigerung, vom Briefeschreiben, von der Kleidung, von Parfüms, von Wohnräumen, von der Hygiene und vom Sprechen, alles gelehrt werden, was geeignet ist, den Eros in kultivierte, in restlos schöne und keinen üblen Geschmack hinterlassende Bahn zu lenken. Die Welt muß f r o h e r werden.

Eine deutsche Frau



DIE HOCHSCHULE FÜR LIEBESÜBUNGEN

Die Deutschen sind ein ernstes, unerschütterlich strebendes Volk. Auf meinen Aufsatz über die geplante Hochschule für Liebesübungen sind mir, wirklich und wahrhaftig, eine Anzahl Anfragen zugegangen. Ich wurde nach dem Sitz der Anstalt gefragt. Leider muß ich antworten, daß mir infolge des Mangels an passenden Mietsräumen — von Rechts wegen dürfte die Hochschule für Liebesübungen nur im eigenen Hause untergebracht sein — bloß ein ganz kleiner lichtloser Dachraum zur Verfügung steht: Mein Hirn. Anmeldungen können, weil die Zahl der Teilnehmer unter solchen Umständen sehr beschränkt sein muß, zurzeit nicht berücksichtigt werden.

Uebrigens muß ich einen verdrießlichen Druckfehler bei dieser Gelegenheit korrigieren. Die Hauptvorlesung wird über das Thema „Wandel im Besitzrecht der Gatten" gehalten. Der Gegenstand ist zu wichtig, als daß ich in diesem Satz Druckfehler still hinnehmen könnte.

Carlotto Graetz

ANEKDOTE

Nach dem Zusammenbruch der Großen Koalition fragte jemand den früheren Reichswirtschaftsminister Herrn v. Raumer, was er von Herrn Dr. Luther, dem neuen Finanzminister, halte.

Raumer zuckt die Achseln, lächelt.

„Bedaure. Ich bin Calvinist . . ."

NICHTS HAT SICH GEÄNDERT!

Die Frankfurter Zeitung gibt einen Vers wieder, den vor fast hundert Jahren Ludwig Robert, der Bruder der Rahel Varnhagen, in ein Stammbuch schrieb.

Germania

Gott- und red'- und schreibeselig
sitzt sie an dem Quell des Lichts,
alles kommt bei ihr zur Sprache,
aber, ach! zur Sache nichts.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 30)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48 Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Augustwoche

Es ist eine alte, auch bei dem Optantenelend bestätigte Erfahrung: die großen Töne redet das Reich, und die lästige Arbeit liegt auf den Ländern. Jetzt, wo die Arbeit von Preußen getan wird, wollen sich auch die Reichsstellen ihren Ruhm holen, und der Außen- und Innenminister halten eine Konferenz mit dem Reichspräsidenten ab. Aber was hat das Reich eigentlich getan, um diese Tausende von Menschen vor Not und Kummer zu schützen? Der Reichsgesandte in Warschau benutzt den Zollkrieg, um sich von der winterlichen Geselligkeit der polnischen Hauptstadt am Bodensee zu erholen. Wäre er im Amt geblieben, so hätte er wenigstens durch vielleicht anstrengende, aber nützliche Nachfragen bei den polnischen Behörden rechtzeitig darüber berichten können, wie groß der Vertriebenenstrom würde. Hätte nicht schon vorher das Auswärtige Amt die nötigen stillen Maßnahmen anregen können, um dem Druck der Polen möglichst auszuweichen? Wie schlecht ist die Ausrede, man hätte sich nicht vorbereiten dürfen, um nicht den Anschein zu erwecken, als rechne man mit den Ausweisungen! Was ist in Krieg und Frieden an geheimer Vorbereitung im Millionenfachen möglich gewesen — und für ein paar Tausend hätte sich nicht Quartier finden lassen? Was hat die Reichsbahn getan? Warum standen nicht Züge da, die einen Teil der Ankommenden gleich weiterbrachten? Geld ist genug da gewesen, aber keine Verantwortungsfreude, keine Unternehmungslust. Ist es nicht erstaunlich, daß eine bestimmte begrenzte Verwaltungsaufgabe, wie die Unterbringung und Weiterleitung dieser Menschen, erst ernstlich in Angriff genommen wird, wenn ein Minister eigenfüßig an Ort und Stelle aufstampft und ein paar völlig selbstverständliche Anweisungen gibt, wie sie in Kriegszeiten Sache des Gefreiten Cohn oder des Unteroffiziers Meyer gewesen wären! Der Regierungs- und Oberpräsident der Grenzmark heißt allerdings von Bülow. Und was hat das Auswärtige Amt schon früher versäumt, um den Optanten klar zu machen, daß sie ihrem Vaterland gar

keinen schlechteren Dienst erweisen könnten, als sich für Deutschland zu entscheiden und so in Polen den Platz preiszugeben, der daheim nicht zur Verfügung steht. Es hat sie optieren lassen, aus Sentimentalität oder Furcht, und müßte doch am besten wissen, daß mit diesen beiden Regungen Deutschland heute eben nicht zu helfen ist. Die Optanten mußten sich vor Ablauf der Frist bei den Konsulaten melden; also mindestens seit dem 10. Januar 1922 lagen dort die Listen. Warum hat man dann jetzt noch Fragebogen verschickt? Es ist kein Wunder, daß Deutschland in Arbeitslosigkeit, Enge, Wohnungsnot und Selbstsucht der Aermlichkeit die Einwanderer nicht begeistert aufnimmt. Aber daß bei einer solchen Gelegenheit Beweise der Torheit, der Schwäche und der Unfähigkeit gegeben werden — das ist rund heraus eine Schande.

Man muß sich immer wieder über unseren Reichstag wundern. Er fühlt sich nur wohl, wenn es ihm so geht wie jenen kastrierten Sängern, die von ihrer Männlichkeit nichts, dafür aber eine schöne hohe Stimme behielten. In hohen Tönen schwelgt das Parlament. Aber für seine eigentlichen Funktionen zeigt es sich gänzlich unbegabt. Der Etat für 1924 ist immer noch nur als Notetat bewilligt; nun, was vorbei ist, ist vorbei. Aber der Etat für 1925 ist soeben auch bis Ende November als Notetat bewilligt worden. Da bleibt vom Kalenderjahr noch ein schöner tröstlicher Monat, vom Etatjahr etwas mehr — aber um sich darüber noch aufzuregen, dafür wird es nicht lohnen. Herr von Schlieben kann sich seiner parlamentarischen Verantwortlichkeit freuen. So leicht möchte es manch anderer Kassierer auch haben. Ein guter Notetat ist ein halbes Ermächtigungsgesetz. Ermächtigung der Regierung — Entmachtung der Volksvertretung. Für die Zollfestsetzung kommt eine ähnliche Bestimmung hinzu. Dann geht das hohe Haus in die Ferien; alle übrige Ermächtigung versteht sich von selbst. An wem liegt es nun eigentlich, daß dieser Reichstag unter Hans Luther noch weniger bedeutet, als unter Wilhelm Kaiser? Je höher die Diäten, desto geringer die Gewissensnot der Verantwortung vor den Wählern — bei den Abgeordneten. Je länger die Erfahrung, desto geringer die Angst vor dem Parlament — bei dem Oberbürgermeister. Aus Essen kam er, wo er schon immer getan hatte, was er wollte. Immerhin wollte er was. Hier fing die Sache gleich mit einer mächtigen Ermächtigung an. Man muß es Luther lassen, daß er tüchtig Gebrauch davon gemacht hat. Er wird nun bei diesem Verfahren bleiben; er kann es sich nicht mehr anders vorstellen. Schon die kommunale Regierungsregel hieß: mitreden mögen sie alle — nur nicht mitregieren. Dann sagten ihm die zuständigsten Leute: selbst ist der Mann. Jetzt steht auch im Exerzierreglement ein ähnlicher Satz. Was braucht er da noch Abgeordnete? Der Reichstagsbau war schon immer über-

laden mit Verzierungen. Seit auch die Volksvertreter nichts anderes sind, kommt man wirklich auf Gedanken, wie ein ausgesperrter Bauarbeiter.

In Polen, so berichten die Zeitungen, trifft man umfangreiche Vorbereitungen — — etwa für den Empfang der immer wieder in Aussicht gestellten, aus Deutschland Ausgewiesenen? Nein, für die großen Herbstmanöver, durch die der Welt ein Begriff von der militärischen Macht Polens gegeben werden soll. Alle befreundeten europäischen Armeen sind dazu eingeladen. Der Laie denkt: wenn sie alle so befreundet sind, wozu dann der ganze Zauber? England, Frankreich, Italien, die kleine Entente und die Randstaaten, Belgien, Spanien, Portugal und die Türkei schicken hohe Befehlshaber als ihre Vertreter. Aber Seeckt aus Berlin und Frunse aus Moskau sind nicht eingeladen. Dafür gehen die Manöver von der russischen bis an die deutsche Grenze. Vielleicht kann man hinübergucken? Dann könnte von Berlin nach Moskau ein Beileidstelegramm geschickt werden; darin brauchte nur angesichts der polnischen Kriegsmacht das schöne alte Soldatenlied zitiert zu werden: „Gilt sie mir, oder gilt sie dir?" Polen aber wird Europa einen Dienst erweisen, indem es so seinen Beitrag zu den Sicherheitsverhandlungen liefert. Damit er auch politisch gewertet wird, nehmen der Ministerpräsident, der Sejmmarschall und der Senatsmarschall — welch kriegerische Titel! — an den Manövern teil. Manöver — in der Tat! Polen hat es scheint's nicht nötig, im August 1925 an den August 1914 zu denken, weil es ja erst kriegsgeboren ist. Aber da die Kriegskinder ohnehin alle reizbar und schwächlich sind, sollten sie nicht Krieg spielen, sondern sich friedlich gesund machen und satt essen. Polen könnte das haben. Es zieht vor, Dummheiten zu machen. Und die Erwachsenen, die alten kriegsgeschlagenen Staaten Europas, sind durch Schaden nur dumm geworden und bewundern das begabte Kind.

Das Geschrei über Deutschlands Schuld am Kriege verstummt langsam; nur durch den Ausschuß zur Bekämpfung der Kriegsschuldlüge wird es wieder aufgemuntert. Er fragt sich nicht, ob er damit ein gutes oder schlechtes Werk tut. Er braucht nur Beschäftigung. Er glaubt zwar an die Macht der Moral; aber er meint, er müsse hinter den Druck der geschichtlichen Wahrheit die Drucksache mit wahren Geschichten setzen. Er verwirft und verabscheut zwar die feindliche Propaganda. Aber er veranstaltet eine Ausstellung ihrer Erzeugnisse, um zu lehren, wie's gemacht wird. Fortwährend verwechselt er wie ein alter Strafrichter der Republik die Abschreckungs- und die Besserungstheorie. Darum versendet er als Niederschlag des Studiums ganzer Berge feindlicher Propagandamittel, die er der Bewunderung der Mitwelt aus-

geliefert hat, sogar Leitsätze für die Aufklärungsarbeit, in klassischem Deutsch gehalten, die nicht ganz in der Verborgenheit bleiben dürfen:

> „Alle Aufklärungsarbeit muß überparteilich erfolgen und in jeder Hinsicht, insbesondere auch in der Ausdrucksweise, alles vermeiden, was innenpolitisch trennt. Neben umfassender wissenschaftlicher Forschungsarbeit bedarf es für die eigentliche Aufklärungsarbeit kurzer, knapper, klarer, zusammenfassender Darstellungen in ansprechender, aber doch immer sachlicher Form. Im Auslande sollen nach Möglichkeit Schriften solcher Persönlichkeiten verwendet werden, die aus dem betreffenden Lande selbst stammen oder doch solche, die in der betreffenden Sprache geschrieben und der Denkart des betreffenden Landes angepaßt sind."

Wozu die viele Mühe? Herr Schnee, Gouverneur z. D. und volksparteiliches Reichstagsmitglied, Vorsitzender dieses Arbeitsausschusses deutscher Verbände, lassen Sie sich die Erfahrung eines alten Kriminalisten sagen: Die Sonne bringt es an den Tag, aber erst wenn der Schnee geschmolzen ist.

In Stockholm beginnt die Konferenz für praktisches Christentum, der sich ein ökumenisches Konzil aller Konfessionen anschließen soll. Nur die römisch-katholische Kirche hat abgelehnt, teilzunehmen. Sie als einzige hat aber die Probe auf praktisches Christentum wenigstens einigermaßen bestanden. Umso skeptischer muß man dieser Konferenz entgegensehen. Wird sie etwas tun, oder wenigstens etwas beschließen? Es gibt ein paar Probleme, die kein Christ übergehen darf: den Klassenkampf, den Rassenkampf und den Krieg. Man muß die Gottesfürchtigen in Stockholm fragen, was sie dazu zu sagen haben — ganz praktisch: was meint ihr zum Völkerbund und Sicherheitspakt? Wie haltet ihr es mit den Kolonien (besonders gefährlich für Missionare)? Was sagt ihr zur internationalen Judenhetze? Und wie steht ihr zum Existenzminimum, der Wohnungsnot und solchen realen Dingen? Wie langweilig ist die christliche Nächstenliebe im Laufe der Jahrhunderte geworden, die all diese Fragen furchtsam offen läßt! Sie ist nur noch Litanei und nicht mehr Leidenschaft. Die Christen waren einmal Revolutionäre. Ihr neues Testament ist immer noch ein Buch gewaltiger Seelenumwälzung. Aber die Repräsentanten aller Kirchen und Lehren, mögen sie in hundert Sprachen schöne Gebete sprechen, werden nicht verbergen können, daß ihre Religion bequem geworden ist, ihr Christentum praktisch nur noch für sie selber. Frommsein hieß einmal: in Gott sein. Die Menschheit ist längst nur noch bei sich selbst. Es gibt keine Enthusiasten mehr — nur noch Egoisten.

J. WALTON NEWBOLD

WER MACHTE DEN MAROKKOKRIEG?

Wie kommt es, daß sich zwei französische Ministerien, die mit Hilfe des allgemein für pazifistisch gehaltenen Blocks der Linken gebildet wurden, in einen Krieg verwickeln ließen, der den Zweck hat, die Stämme des Rifs in Nordmarokko zu unterjochen?

Auf den ersten Blick erscheint es ganz unnatürlich, die Regierungen zweier Staaten, die nach aller Tradition so wenig Sympathien für einander haben wie Frankreich und Spanien in Handlungsgemeinschaft zu finden — und das zu einer Zeit, in der die fascistische Reaktion in dem einen und eine radikale Linke in dem andern nominell am Ruder ist. Man hat es immer als selbstverständlich angesehen, daß das katholische und konservative Madrid und das freidenkerische und liberale Paris zwei entgegengesetzte Pole sind, auf jeden Fall aber in Nordafrika. Aber gerade hier arbeiten sie zusammen — wenn auch nicht aus ganzem Herzen — gegen jene, die jeder von beiden durch Jahrhunderte dazu angetrieben hat, dem andern heiß zu machen.

Die Erklärung ist in zwei miteinander in Beziehung stehenden Motiven zu suchen, von denen das eine mit Erzen, das andere mit der hohen Finanz verbunden ist.

In Südspanien und in Nordafrika gibt es ungeheuer wertvolle Metallvorkommen und sie sind ganz und gar unentwickelt, obzwar sie schon von den Tagen Karthagos und Roms an bekannt sind und abgebaut werden. Von Huelva und Penneroya werden große Mengen ungemein feinen Kupfers nach den Häfen Englands und Frankreichs verschifft, um dort zerkleinert, raffiniert und in unzähligen Industrien, besonders den elektrischen, verwendet zu werden; und gerade die Elektrizität ist es, auf der Frankreich seine neue Industriewirtschaft aufzubauen plant. Von Almeria in Spanien und Oran in Nordafrika wird Eisenerz nach Cardiff, The Clyde, Marseille und Nantes ausgeführt, um die Hochöfen von Südwales, Lanarkshire, der Haut-Loire und der Basse-Indre zu speisen.

Während der letzten vierzig Jahre haben sowohl die Eisenhüttenbesitzer in Frankreich, als auch die des westlichen Schottlands und Wales sich mehr und mehr bemüht, in Almeria und in dem Atlasgebirge von Algier und Marokko Lager von hochprozentigem und nicht phosphorhaltigem Erze zu suchen. Ein ungünstiger Anteil an Phosphor macht die Erze ungeeignet zur Herstellung von Säurestahl. Die Erze von Almeria enthalten 55 bis 58 Prozent metallisches Eisen und nur 0,15 bis 0,18 Prozent Phosphor. Die von Oran durchschnittlich 47,5 Prozent metallisches Eisen und mehr Phosphor. Die Eisenerzlager von Almeria werden auf 15 000 000 Tonnen, jene von Huelva auf eine gleiche Menge geschätzt.

Nun nähern sich die Erzlager von Süd- und Mittelfrankreich

ihrer Erschöpfung, und die Lager in der Normandie und in Lothringen sind stark phosphorhaltig, und — was noch mehr ins Gewicht fällt — zu weit entfernt von den Distrikten, wo die älteren Säurestahlerzeugungsstätten gelegen sind. Die Besitzer haben sich daher nach Spanien gewandt, nach Algier und zu den Mineralvorkommen am Riff, das gerade quer durch die Westgrenze Algiers nach dem marokkanischen Gebiete zieht.

„Die einzigen Eisenerzlager in Marokko, die zu einer einigermaßen angemessenen Stufe ausgebaut wurden, sind die im Riffgebiet. . . . Die Abbaubedingungen sind sehr leicht, es wird Tagbau betrieben.“ So sagt der Bericht der Abteilung für wissenschaftliche und industrielle Untersuchungen über Eisenerze im Jahre 1917. „Arbeitnehmer waren im Jahre 1914 im Ueberfluß vorhanden und billig.“ Der Gehalt an metallischem Eisen hatte die beträchtliche Höhe von 67 Prozent.

Damals waren die Minen in spanischem und deutschem Besitz; vermutlich haben die Franzosen Deutschlands Anteil übernommen.

Nun wissen wir, daß die Banque de Paris et des Pays Bas an den Eisen-, Zink- und Bleierzen des Rifs interessiert ist und der Konnex französischer Banken sowohl mit Spanien wie mit Marokko ist sicherlich einer kleinen sorgfältigen Untersuchung wert.

Schon in den Jahren 1903 und 1904 gewährte die Banque de Paris et des Pays Bas dem Sultan von Marokko Anleihen, und im Jahre 1907 stand sie an der Spitze eines Konsortiums französischer Banken, die sich eine Konzession vom Sultan sicherten und die Staatsbank von Marokko bildeten. Im Jahre 1912 verband sie sich mit anderen Konzernen und gründete die Compagnie générale de Maroc, im Jahre 1912 die Marocco Railway Company.

In Spanien ist ausländisches Kapital — vor allem Pariser Herkunft — hauptsächlich an Kupfer und Eisenerzen, sowie an Eisenbahnen interessiert. Der Ausbau der Eisenbahnen wurde besonders von den Rothschilds (die mit den Gründern der Banque de Paris et des Pays Bas assoziiert sind) finanziert, außerdem von den Feriers, deren Instrument der Crédit Mobilier Français ist. Letzterer hat gewaltige Beteiligungen an Gold- und Kupferminen auf der ganzen Erde erworben. Die Rothschilds prädominieren in der Rio Tinto- und der Penneroya-Compagnie, landeinwärts von Huelva und sind sehr mächtig auf dem französischen Metallmarkt. Der Crédit Mobilier Français und die Banque de Paris werden überall zusammen angetroffen.

Diese Tatsachen erklären die ungeheuere Macht der Banque de Paris in Madrid.

Verbunden mit der Banque de Paris war bei der Bankgründung in Marokko ein belgischer Konzern, an dem der Hon. S. C. Peel von der Firma S. Japhet & Co. beteiligt ist; und diese Firma wiederum

ist mit den Rothschilds in einer Finanzkompagnie liiert, deren bedeutendster Leiter Sir Alfred Mond ist.

Vor dem Krieg war Mr. Caillaux, der gegenwärtige französische Finanzminister, sehr mit der Banque de Paris befreundet und war an Grundstückhypothekengeschäften in Algier und anderswo beteiligt.

Ferner nahm Mr. Loucheur im Jahre 1917 an einem Syndikat teil zur Erreichung von Wasserkraftrechten in Marokko. Mr. Loucheur ist mächtig in der französischen Schwerindustrie und Finanz; er hatte früher Ministerrang und nach dem Fall Herriots wurde sein Name, bevor Painlevé sein Amt antrat, als der des zukünftigen Finanzministers genannt. Er gehört zum Kreis der französischen Thomson Houston Company, welche wiederum mit der Banque de Paris und der Banque de l'Union Parisienne verbunden ist. Diese zwei beherrschen finanziell das Comité des Forges, die allmächtige Vereinigung der französischen Schwerindustrie. Und es sind vor allem die Gesellschaften, die unter ihrem Einfluß stehen, die daran interessiert sind, die Einfuhr von Eisen aus Südspanien, Algier oder Marokko zu verstärken.

So sind es die Interessen an Kupfer, Eisen, Elektrizität und Stahl, die das zweite vom Linksblock gebildete Ministerium zwingen, den Interessen ihres materiellen Erzeugers, der Banque de Paris et des Pays Bas, zu dienen.

CHRISTIAN BOUCHHOLTZ

WIR ELSÄSSER

Painlevé in Straßburg: „Wäre es nicht eine schöne Aufgabe für das Elsaß, eine Brücke der Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland zu bilden?“

— — Es wäre eine schöne Aufgabe! Im intereuropäischen Sinn sogar eine hohe, äußerst wichtige. Zu der der Elsässer geradezu berufen ist. Zu der sich intelligente und weitsichtige Elsässer auch berufen fühlen. Doch ist es bisher, sowohl damals zu deutscher Zeit zwischen 1870 und 1918, wie jetzt zu französischer den Berufenen nahezu unmöglich gemacht, die Rolle zu spielen, zu der sie prädestiniert sind. Wenn man Elsässer zwischen die französischen Rheinlandtruppen steckt, so bilden sie an dieser Stelle eine sprachliche Brücke, aber alles eher, als eine seelische. Und wenn man den Verkehr vom Elsaß nach Deutschland, und erst recht umgekehrt, von Paris aus so mißtrauisch beäugt, erschwert, die Elsaßgrenze an den Brückenköpfen so mit Bajonetten bespickt, die deutsche Sprache der Elsässer wie etwas Unmoralisches zu unterdrücken sucht usw. usw., so klingt die schöne Aufforderung des „Brückenschlagens“ nach Deutschland hin etwa so, wie wenn man einem an Händen und Füßen Gefesselten kommandiert: „Laufschritt Marsch-Marsch“, einem Buckeligen:

„Buckel 'rein, Brust 'raus!" Aber vielleicht sind Painlevés Worte doch ernst gemeint? Und er kennt die Elsässer noch nicht? Dann bedeuteten sie einen neuen Kurs?

Wie wäre nun die Brücke zu schlagen?

Bevor der Elsässer es unternähme, bewußt unternähme, eine Brücke der Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich zu bauen, müßte er erst eine Brücke der Verständigung von sich zu den Franzosen und von sich zu den Deutschen schlagen. Denn zu deutschen Zeiten hat ihn der deutsche, zu französischen der Franzose nicht verstanden, nicht genügend gekannt.

Ein Pariser, den ich in Berlin traf, erzählte mir staunend von seinem Besuch in Straßburg. Er kam nachts an, stieg in einem Hotel am Bahnhof ab und sprach mit dem Portier französisch, der verstand ihn nicht. Der Pariser meinte zu dem Pförtner entrüstet: das sei denn doch sonderbar, daß man in einem französischen Hotel mit dem Portier deutsch reden müsse! Der Portier darob erbost, meinte auf elsässer Ditsch: „Mier redde noch in hundert Johr ditsch, mir Elsässer!" Der Pariser dachte, im „befreiten" Elsaß werde nur französisch gesprochen. Aber französisch sprechen nur die sogenannten „Kulturkreise" in den paar Städten. Auf dem Land kann man kein Französisch. Spricht der Elsässer, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, so spricht er deutschen Dialekt. Ja, das Komische, will die elsässische Mama ihrer liederlichen Tochter mal die Leviten lesen, so tut sie das sogar auf hochdeutsch, als ob der Deutsche nicht nur den Ernst, sondern auch die Moral gepachtet hätte. Auf pariserisch würde die Frau aus dem unteren Mittelstand gewiß nicht ihre Tochter ermahnen. Das sind so kleine Nüancen, die in die elsässische Seele blicken lassen.

Eine andere Nüance: Zu deutschen Zeiten schimpfte der Elsässer auf die Deutschen, zu französischen auf die Franzosen. Zu deutschen markierte er den Franzosen, zu französischen den Deutschen. Zu deutschen wehrte er sich gegen das „Schwowe-Gedings" (d. h. alles deutsche nannte er „Schwaben-Zeugs", z. B. Zigaretten mit Goldmundstück, Schmisse, Stehkragen, steife Haltung, devoten Gruß, tiefen Diener, literarische Gespräche), zu französischen gegen die „Plän üs Paris" (d. h. Albernheiten aus Paris, wie z. B. — nun die Pariser Ueberverfeinerung). Er wehrt sich zu jeder Zeit gegen die Ueberwältigung durch die jeweils ihn leitende Nation. Er verteidigt seine Eigenart. Und diese repräsentiert sich als eine Deutsch-Stämmigkeit, die infolge der engen Berührung mit der älteren, also überlegenen französischen Kulturform Glasur, Geschmeidigkeit, leichtere Lebensart bekommen hat. Die Redensart „Plän üs Paris" (dummes Zeug aus Paris), die von vor 70 stammt, ist durch den Sprachgebrauch so ins Unterbewußtsein gerutscht, daß sie zu deutschen Zeiten

sogar auf die „Schmisse“ angewendet wurde, die die deutschen Studenten mit solchem Stolz trugen, die aber von den elsässischen verachtet wurden! Solche Paradoxe kommen im Elsaß zustande. Aber die elsässische Art ist eben an sich ein Paradox. Der Elsässer selbst karikiert sich in seinem Lied vom „Hans im Schnakenloch“.

Der Hans im Schnokeloch
Hät alles, was er will.
Was er will, dis hät er nit
Un was er hät, dis will er nit.

Ja, mit genügender Ironie pflegte er während des Kriegs zu sagen: „Mir sin immer Sieger!“ Denn er fühlt sich immer als den Fußball zwischen den Nationen zwar, weiß aber auch, daß er jeweils die Segnungen des Sieges genießt; denn um ihn dreht sich ja die Sache. Und so kann man auch verstehn, daß er nie mit dem Herzen, selten mit dem Mund in Ausrufe nationaler Begeisterung einstimmen kann, ob's „Vive la France“ oder „'ra, 'ra, 'ra“ ist. Nur vom „Elsaß, unser Ländl“ singt er gern und träumt von Autonomie, von Selbständigkeit. „Republik Elsaß“ ist das alte Schlagwort. Und er haßt nichts so, wie wenn man ihn bevormunden will, ihm in seine Verhältnisse dreinreden, ihn ummodeln. Zu deutscher Zeit ebenso wie jetzt fühlt er sich unfrei. Und er hat alle Charaktereigenschaften des Unfreien: Er nimmt nichts richtig ernst, außer dem rein Materiellen. Er dreht sein Fähnchen nach dem Wind, — muß es ja. Er ist verschlossen gegen hüben und drüben und äußerst mißtrauisch. Ja, ihm fehlt das freie, sichere Auftreten, er tuschelt gern, klatscht hinten herum usw. Die heutige Atmosphäre der Unfreiheit ist ganz und gar nicht geeignet, ihn Brücken bauen zu lassen. Er hat keine Lust zu so idealer Aufgabe. Sie könnte ihn womöglich den Kragen kosten. Und im Geheimen hat er ja jede Verbindung, die er materiell braucht.

Ich könnte mir aber sehr gut denken, wie die Kulturbrücke, die Herr Painlevé, hoffentlich ernsthaft, meint, gebaut werden könnte. Wer im Elsaß kulturpolitisch oder rein politisch tätig war, wird wissen, in welchem Grade — ähnlich wie in Paris — Politik, besonders Kulturpolitik im Salon gemacht wird. Der berüchtigte Abbé Wetterlé wußte seinerzeit nicht nur als Spottvogel und Harlekin im Landtag und durch Skandalmachen sich und seine Politik populär zu machen. Er war interessante Gestalt in den Salons, und sein Freund, der Frauenarzt und große Salondandy im geselligen Elsaß, Dr. Bucher (in Wirklichkeit Spitzel und Stimmungsmacher der französischen Royalisten, Herausgeber von allen möglichen elsässischen Magazinen mit gezüchtet französischem Einschlag, Organisator von „französischen“ fêtes champêtres, französischen Vorstellungen zu deutscher Zeit, Veranstalter elsässischer Ausstellungen in Frankreich usw.). Dieser Dr. Bucher

war der Feuerschürer der Opposition gegen Deutschland. Sein Wirkungsgebiet: Salon. Weiß Gott, hat bis zum Kriegsausbruch kein Deutscher gewußt, daß er Spitzel war, hat überhaupt kein Deutscher seine Tätigkeit, sein Tätigkeitsfeld, ja die Tragweite dieser Tätigkeit geahnt. Denn in diese elsässischen Salons kam kein Deutscher, erst recht kein deutscher Politiker. Der einzige deutsche Politiker, der dort Einlaß fand, war der jetzige deutsche Gesandte in Warschau, Ulrich Rauscher. Wohl seines sympathischen und wohlerzogenen Wesens wegen.

Neben diesen durch Bucher-Wetterlé chauvinisierten Salons gab es aber eine ganze Reihe völlig unpolitischer. Und die Frauen des Hauses hatten den Ehrgeiz, in ihren Salons nicht nur Elsässer, sondern bewußt sowohl Deutsche wie Erzfranzosen zusammenzuführen. Diese Frauen suchten (aus einer echt fraulichen Koketterie, Kontraste um sich zu sammeln) damals schon die bewußte „Brücke" zu schlagen. Ich erinnere mich, wie Madame de G. mir sagte: Was gehn mich politische Richtungen und Chauvinismus an? Ich will nur kluge Leute um mich haben oder nette oder interessante. Sie mögen von hüben oder drüben sein, gleichviel. Oder besser: Gerade sollen sie kommen, sowohl von hüben, wie von drüben und sich verstehn lernen, — bei mir!

Solche Frauen gab es im Elsaß und wird es immer geben. Sie wären auch jetzt bereit, deutsche Künstler, Gelehrte zu sich einzuladen, eine Atmosphäre zu schaffen, in der man einander kennen und verstehn lernt. Und die elsässische Jugend, die hier verkehrt, könnte auf mancherlei Weise, zumal schriftstellerisch in Pariser Blättern, oder durch Veranstaltung von Konzerten, Vorstellungen, Vorlesungen künstlerischer oder kultureller Art, aufklärend, in Frankreich wie in Deutschland wirken. Wenn aber ein so kleines Volk eine solche Propagandatätigkeit in zwei Ländern bewältigen soll, wie ist's möglich, wenn man ihm auch nur den Blick nach „Jenseits des Rheins" als veritable Sünde anrechnet?

Die Weltgeschichte malt am Menschengeschlecht nicht, wie der Maler am einäugigen König, bloß das sehende Profil: sondern bloß das blinde. Und nur ein großes Unglück deckt uns die großen Menschen auf, wie totale Sonnenfinsternisse die Kometen.

Jean Paul.

JOHN W. GREY HINRICHTUNG IM ELEKTRISCHEN STUHL

Vom „Elektrischen Stuhl" haben wir alle schon gehört. Wir wissen, daß er die schönste, praktischste, sauberste Hinrichtungsmaschine ist, die der kulturbegeisterte Mensch bisher erfunden hat. Auf die humanste, sauberste, fortgeschrittenste Weise richtet man mit ihn hin. Es muß beinah ein Vergnügen sein.

Am 8. Januar dieses Jahres wurden in Sing-Sing der 19jährige John Rys und der 22jährige John Emiletta auf dem elektrischen Stuhl hingerichtet. Beide waren überführt See Jong, einen chinesischen Wäscher, getötet zu haben.

John W. Grey wohnte dieser Hinrichtung bei. Er berichtet darüber in „New York Evening Graphic" wie folgt:

Ueber ganz Sing-Sing legte sich mit anbrechender Dunkelheit die Stille des Todes. Der Sekretär des Direktors und mehrere der offiziellen Zeugen saßen am Telephon und warteten ängstlich auf das letzte Wort des Gouverneurs Smith, in dessen Hand das Leben der beiden Jungen liegt.

Die Minuten vergingen. Die Uhr in der Mitte des Treppengebäudes, das zu den Zellen führt, tickte aufreizend laut. Neun Uhr, — und noch kein Bescheid! Also alle Bitten vergeblich gewesen! Der Wächter vor der Türe ging ohne Ruhe auf und ab. . . .

Plötzlich klingelte das Telephon! Jeder sprang erregt auf, — der Sekretär schrie freudig: „Endlich! . .", „Mein Gott", sagte der Aufseher, „in der letzten Minute begnadigt!" Und dann kam die Nachricht durch den Apparat: „Hier ist Reading Pa.; John Rys' Mutter ist am Telephon und bittet um den Körper ihres Sohnes" (Ihres Sohnes, der zur selben Zeit auf dem steinernen Boden kniete und mit Vater John Mc. Caffrey um Kraft bat, die letzte Prüfung zu überstehen.) „Lassen Sie mir seinen Körper. Ein Leichenträger wird ihn abholen. Bitte legen Sie eine . . . Rose . . . eine Rose in seine Hände. . . ."

Die Zentrale unterbrach. „Um Gottes willen, unterbrechen Sie mich nicht", bat der Sekretär, „Reading Pa. dort? Reading . . ?" aber die Verbindung blieb unterbrochen, die Mutter des verurteilten Jungen konnte ihre Botschaft nicht vollenden, und der selbst wußte nichts von der letzten Bitte seiner weinenden Mutter, der man den verkohlten Körper senden sollte, den bis zur Unkenntlichkeit verbrannten und durch das Seziermesser zerfetzten Körper ihres Sohnes.

In der Sammelzelle der zu Tode Verurteilten hörten mehr als zwanzig Menschen, die ihre Hinrichtung erwarteten, den Priester beten. Und zwanzig Menschen knieten auf dem harten Steinboden, baten Gott um Vergebung, daß sie seine Gebote verletzt hatten; Gebote, die nur durch das Schluchzen der Jungen und die Tränen der Verurteilten unterbrochen wurden.

Stille liegt über dem Gefängnis. Gebrochene Herzen, von

Angst und Unruhe gepackt, wachen in eintausend Zellen. Schweigen — nur starr glänzende Lampen an den Mauern des Gefängnisses und Schritte, Schritte, Schritte der Wächter. Schweigen überall und die schluchzenden Gebete zweier verirrter Knaben. . . .

So vergehen endlose Stunden.

In den Räumen des Direktors versammelten sich indes die gerichtlichen Zeugen, einer nach dem anderen, einige Zeitungsreporter und eine bunte Gesellschaft schmieriger Politiker, die ihren perversen Wunsch erfüllen wollen, eine Hinrichtung mit anzusehen. Zwei von ihnen brachten Frauen mit, aber man verbot ihnen, einzutreten.

Um 11 Uhr sagte der Direktor mit leiser Stimme: „Sie werden hiermit eingeladen, als gesetzliche Zeugen der Hinrichtung von John Rys und John Emiletta beizuwohnen. Die Wärter werden Sie zum Todeshaus geleiten."

Und etwa 25 Zeugen verließen das Büro und gingen auf ein großes schwarzes Tor zu, das zu dem Todeshaus führte. Ein Wärter öffnete das dunkle Tor, und die fröhlich leuchtenden Fensterreihen verschwanden in der Schwärze, die die Zeugen einhüllte. Ein Wärter schritt in der Dunkelheit geisterhaft voran. Eine Biegung des Weges . . . weitere Wärter . . . und dann ein kleiner roter Backsteinbau: ein kahler Raum darin, erleuchtet durch vier mächtige Lampen, in den die Zeugen jetzt eintraten.

In der Mitte des Raumes stand ein Stuhl mit Drähten, die vom Boden unter einem Teppich führten, und mit vielen, vielen Riemen. Das war der elektrische Stuhl, der Gebetstuhl der Rache von Menschen gegen Menschen, ein Stuhl, am Boden befestigt mit stählernen Zähnen und Klauen.

Das war das Instrument der blutigen menschlichen Gerechtigkeit, das in das Mark der unglückseligen Menschen hineinbeißt mit Feuerfängen, das ihre Seele ergreift und hinüberwirft in die unendliche Nacht. Um den Stuhl herum standen vier Reihen einfacher hölzerner Bänke, auf denen die erbleichenden Zeugen Platz nahmen, und alle starrten mit aufgerissenen Augen auf den Stuhl mit den vielen Riemen und Gurten, der jeden zu hypnotisieren schien.

Ich hörte die Tür hinter mir zuschlagen, und plötzlich erwachte in mir der Wunsch zu fliehen; aber als ich mich umdrehte, wußte ich, daß es zu spät war, die Schreckenskammer zu verlassen, — ein Gefühl der Uebelkeit überfiel mich. „Alles fertig, bringt ihn her," hörte ich einen Beamten sprechen, und ein kräftiger Aufseher ging auf Zehenspitzen zur Tür, die die Hinrichtungskammer von den Zellen der Verurteilten trennt und entschwand unseren Blicken. Ich wußte, daß er einen der jungen Männer holen würde, und entsetzliche Angst packte mich. Die Zeugen auf den Bänken bewegten

sich in nervöser Hast, sie reckten die Köpfe und flüsterten einander ins Ohr. Die Luft war schwer von banger Erwartung.

Auf einmal brach plötzlich jedes Flüstern ab, es schien mir, als ob jeder den Atem anhielte; Todesstille herrschte, man konnte eine Stecknadel fallen hören, und ich überlegte, wie unnötig das Schild „Ruhe!" war, das über der Tür zum Sezierraum hing.

Fünf oder sechs Wärter, gewaltige, kräftige Kerle, kamen und stellten sich um den Stuhl auf. Sie standen starr wie Marmorbilder, die Augen halb geschlossen, als ob sie hindern wollten, daß irgend ein dummes Mitleid sie befiel. Sie standen mit verschränkten Armen da wie Metzger, die auf ihr Opfer warten. Dann kamen drei Aerzte und der Exekutionsbeamte, ein Mann, der überarbeitet und nervös schien; er fühlte und fingerte an dem elektrischen Schalter herum.

Meine Augen waren auf die Tür geheftet, durch die einer der jungen Menschen jetzt eintreten mußte. Jeder einzelne in diesem Menschenschlachthaus blickte unverwandt auf diese Tür, besonders die Wärter, die auf ihr Opfer lauerten. Und dann erschien plötzlich einer der Pilger zu diesem Stuhl in der Tür, John Emiletta, ein langer, hagerer, geistesschwach aussehender Mensch von zwanzig und einigen Jahren.

Er zögerte, für den Bruchteil einer Sekunde, dann führte ihn ein Wärter, der ihn am rechten Arm gepackt hielt, zum Stuhl hin. Des Jungen Körper erbebte, als er langsam sich niedersetzte. Er sah aus, als wäre er hundemüde, ganz erschöpft, und benahm sich, als ob er nicht wußte, was er tat, und ich behaupte: er wußte auch nicht, was er tat.

Die Wärter fingen an ihn festzuschnallen. Da sah ich ihm ins Gesicht. O Gott! Niemals werde ich diesen Anblick vergessen, und wenn ich Jahrmillionen lebte. Ich saß gerade vor ihm, nicht weiter als vier Meter entfernt, sodaß ich jede Bewegung beobachten konnte, die sich auf seinen Zügen malte. . . Es war das Gesicht eines menschlichen Wesens, das stumm wurde vor Entsetzen, gelähmt im Gedanken an das grausige Gespenst des Todes.

Ein Priester stand links von ihm und sprach ein Kapitel aus irgendeinem Evangelium. Hier stand die Religion Christi im Dienste der bourgeoisen Phrase. Hier standen Menschen als Vollzugsorgane der Gesellschaft und bereiteten den Mord eines Menschen vor, weil dieser getötet hatte. Ich dachte unwillkürlich an das fünfte Gebot. Indessen schnürten die Wärter den jungen Menschen an den Stuhl. Die Elektroden wurden an seiner bleichen, weißen Haut befestigt; auf dem Boden, direkt neben dem Stuhl, lag ein elektrisches Kabel; dieses wurde verbunden mit dem Schaltbrett links vom Stuhl. Der Wärter langte nach dem anderen Ende und steckte es an die Kappe, die auf das Haupt des Opfers gezogen wurde. Dann setzte man ihm eine schwarze Maske auf das Gesicht,

so daß gerade noch die Lippen zu sehen waren, Lippen, die hinter der schwarzen Maske gespensterhaft grinsten. Ueber das Zimmer des Todes fiel ein angstvolles Schweigen; Sekunden dehnten sich zu Stunden, Minuten wurden zu Ewigkeiten, bis der beamtete Mörder die Haube mit dem tropfenden Schwamm auf dem Haupte des Verurteilten anbrachte. Der Schwamm, wohlverstanden, befindet sich auf der Innenseite der Haube, und er dient einem guten Zweck. Er hilft dazu, daß das Opfer durch den Strom lebend gekocht wird!

Emilettas Glieder bebten. Seine Hände, die widerstandslos über die Stuhllehnen hingen, flogen auf und nieder, wie die Hände eines von Sinnen Gekommenen, eines von Gift Berauschten. Der Priester fuhr fort, sein letztes Gebet zu sprechen . . .

Der Doktor in der Ecke fingerte an einer Stoppuhr, deren Ticken wie Hammerschläge hörbar war. Tick, tick, tick, — und das geisterhafte Grinsen hinter der Totenmaske. Sobald Emiletta fertig angebunden war, gab der andere Doktor, der vor dem Stuhl stand, dem Mann am Schaltbrett ein Zeichen: Der legale Mörder schaltete den Strom ein.

Im selben Augenblick schlugen die losen Finger krampfartig aneinander. Die Adern begannen langsam zu schwellen, bis zu einer enormen Ausdehnung, daß ich dachte, sie würden bersten. Das Grinsen verschwand. Der Körper reckte sich gerade in dem Stuhl empor, der Schweiß strömte buchstäblich heraus aus den Poren der Haut. Der Strom brachte das ganze Innere dieses verdammten Menschen zum Kochen und das Geräusch des Stromes erinnerte mich an das Braten eines Beefsteaks in einem heißen Ofen.

Es zischte und knisterte, heulte und summte von 2000 Volt und 9 Ampère, die durch den ganzen Körper hindurchrasten; sie lähmten das Herz und das ganze Nervensystem, sie bewirkten das, was die Medizin Hermolyse nennt, die völlige Zerstörung der Blutkörperchen.

Als ich hinschaute und auf das zischende Geräusch hörte, durchfuhr mich eine Welle der Empörung und ich wollte schreien: Halt! in Gottes Namen haltet ein, ihr kocht ja diesen Menschen bei lebendigem Leib!

Ein Fieber des Abscheues durchzitterte mich von Kopf bis zu Fuß. Etwa zwanzig Sekunden floß der Strom durch den Körper, und als er abgestellt wurde, entrang sich mir ein Seufzer der Erleichterung, — ein Zeuge neben mir hauchte: „Jesus, das ist entsetzlich!“ Ein anderer, gerade hinter meinem Rücken, fiel in Ohnmacht, ein weiterer begann sich zu erbrechen . . . .

Zwei Wärter gingen auf den Stuhl zu, lösten die Riemen. Einer von ihnen nahm ein Handtuch auf und wischte die Ströme von Schweiß von seiner Brust und den Speichel, der aus dem Munde herausfloß. Der Doktor befühlte seine Kehle, setzte dann das

Stethoskop an die Brust und horchte. Das Herz schlug noch immer, zumindest muß ich es voraussetzen, denn sie schnallten ihn erneut an, traten zurück und gaben das Zeichen, den Strom abermals einzuschalten.

Wieder drehte der Mörder den Strom an, und im gleichen Augenblick zuckte Emilettas Körper empor, als ob er mit übermenschlicher Kraft versuchen wollte, aus dem Stuhl herauszukommen. Stärker als beim erstenmal wurde sein Körper geschüttelt; bei der ersten Ladung war er noch straff, voll von Lebens- und Widerstandskraft. Er war dem Tode so nahe, als die zweite Ladung krachend durch seinen Körper fuhr, daß er sich nicht mehr widersetzen konnte; und so wurde der halbtote Körper fast aus dem Stuhl geworfen, als sie ihm zum zweiten Male „den Saft eingaben". Die Gurte ächzten und kreischten, der Stuhl krachte unter dem sich werfenden Körper! Nie hat mich solches Entsetzen gepackt, als beim Anblick dieses halbtoten Menschen, der versuchte, sich von dem Stuhl freizumachen.

Dampf stieg auf von seinem Kopf und den entblößten Knien, die sich blau und schwarz färbten. Die Lippen, die im Augenblick zuvor so gräßlich grinsten, wurden schwarz, und schwerer Schaum brach aus ihnen hervor, floß über die schwarze Maske; ein Anblick von schauerlichem Kontrast.

Der Strom heulte und summte noch einmal zwanzig Sekunden oder länger, bis der Doktor ein Zeichen zum Abstellen gab. Wieder wurden die Riemen gelöst, wieder horchte der Doktor am Stethoskop. Nach einer Minute drehte er sich um, und mit dem Gesicht zu den Zeugen gewandt, sagte er mit vollkommen gleichgültiger und nüchterner Stimme: „Ich erkläre diesen Mann für tot".

Die Gesellen lösten darauf auch die übrigen Gurte und die Elektroden. Der amtliche Mörder trat vom Schaltbrett zurück, zog den Draht heraus und hing ihn mitsamt der Kappe über dem Haupt des Opfers auf. Als er die Haube vom Gesicht gezogen hatte, ... mein Gott, was für ein Antlitz mußte ich sehen!

Und wenn ich ein Meister der Sprache wäre, ich könnte nicht beginnen, mit Worten ein Bild zu geben, — ein Bild, das jemand instandsetzte, sich das Furchtbare zu vergegenwärtigen. Nur etwas kann ich hervorheben und muß das übrige der Einbildungskraft des Lesers überlassen.

Ueber alles fielen mir ins Auge die Spuren des Todeskampfes; es war der bei weitem martervollste Ausdruck im Gesicht eines menschlichen Wesens, den ich je gesehen. Die Halsadern waren verdoppelt und in Knoten zusammengedreht, ebenso die Muskeln und Sehnen. Der Nacken war hoch angeschwollen — in geradezu menschenunähnlicher Weise — und beide Seiten des Halses zeigten Brandstellen.

Der Kopf fiel schlaff auf die rechte Schulter herab, die Zunge hing aus einem Mundwinkel heraus, an ihr herunter rann ein kleiner Blutbach. Wahrscheinlich hatte er sie entzweigebissen, als der Strom das erstemal durch seinen Körper fuhr. Die Temperatur seines Körpers betrug 137° Fahrenheit (58,3° C.)!

Dieser junge Mann wurde geröstet und zu Tode gebraten durch den Strahl der legalen Justiz. Den geschwärzten Körper legte man auf einen Operationstisch und rollte ihn in den Sezierraum.

Nach ihm kam John Rys dran, ein Junge von 19 Jahren. Voran ging der Priester mit schwankenden Schritten: „Ich bin die Auferstehung und das Leben", murmelte der Priester, doch schon mit gebrochener Stimme. Ihm folgte der Junge, er sah die Zeugen mit festem Blick an, in der Hand hielt er ein hölzernes Kruzifix, ein armselig Ding, das hastig von einem anderen Gefangenen gemacht worden war. Er nahm dieses Symbol der Liebe und Vergebung mit, die er in jener Welt zu finden hoffte, da er sie in dieser nicht gefunden hatte.

Die Wärter führten ihn an den Stuhl und er setzte sich auch willig hinein, wie einer, der ausgekämpft hat und krank geworden ist im Kampf mit dem Leben.

Dann aber wurde der Junge von Angst gepackt. Langsam begannen sich seine Augen mit Tränen zu füllen, die die Kappe herunter über das Gesicht liefen, seine Lippen zitterten, wahrscheinlich sprach er sein letztes Gebet. Des Doktors Uhr tickte mit Hammerschlägen. Er gab das Zeichen, und noch einmal fuhr der Strom mit Zischen in eines Menschen Körper ein. Der Körper reckte sich, und auf einmal hörte man die Stimme des Priesters, die das Heulen des Stromes überschrie: „Mutter Gottes, bete für ihn ... Mutter Gottes, bete für ihn ..." Zwanzig Sekunden lang kroch ein Wölkchen von Rauch heraus aus der Haube, der „Saft" verzehrte das Haupt des Opfers. Es roch nach verbranntem Fleisch im Raume, mir wurde übel, ich schloß die Augen ...

„Ich erkläre diesen Mann für tot", riß mich die kalte, harte, gleichmütige Stimme des Doktors aus meiner Betäubung.

Das Mordvergnügen war vorüber. Innerhalb zehn Minuten hatte ein junger Mann und ein Junge diesen schrecklichen Sprung ins Jenseits getan.

Dann kam die Arbeit im Sezierraum. Die Aerzte fingen mit Emilettas Körper an. Sie schlitzten ihn auf vom Hals bis zum Nabel. Ich bemerkte, daß das Blut fast schwarz war, und man erklärte mir, daß dies der entsetzlichen Hitze zuzuschreiben wäre.

Ich warne alle Frauen und Mädchen, die Autobiographie zu lesen, die Mrs. Lily Langtry eben in London unter dem Titel „The Days I Knew“ herausgegeben hat; sie würden grün und gelb vor Neid werden.

„Wer ist Lily Langtry?“ höre ich unsere ganze fleischfarbene Seidenstrumpf-Generation ausrufen. — Nun, Lily Langtry tauchte eines Tages im Ziegelmeer London auf als Venus Anadyomene der viktorianischen Periode; später machte sie als Schauspielerin Aufsehen; in Edinburgh zum Beispiel bestanden die witzigen Studenten darauf, daß sie die ganze Zeit auf der Bühne bleibe, ob sie nun auf der Szene zu tun hatte oder nicht: man hatte Eintritt bezahlt, um sie zu sehen, nicht um Shakespeare zu hören; auch als Rennstallbesitzerin war sie ganz hervorragend, aber ihre genialste Leistung, ihr ganzes Leben lang, bestand doch in ihrer Schönheit. Und wenn sie nicht gestorben ist, so lebt sie noch heute, in Monte Carlo, vorbeugungsweise, um wenigstens ein irdisches Paradies zu genießen, falls zum Eintritt ins jenseitige die himmlische Schönheit einer Frau doch kein genügender Ausweis sein sollte.

Sie war so schön, daß Millais, der sie als Erster gemalt und ihr den Namen „Die Jersey-Lilie“ gegeben hatte, gestand, ihre Schönheit sei 55 Minuten einer Stunde zu ertragen, die letzten 5 Minuten jedoch sei es nicht zum Aushalten. So schön war sie. Ohne Lippenstift — mit Hüften, ohne Pyjamas — mit langem Haar, ohne Zigaretten als Entremets — mit Korsett; eine waschechte Frau sozusagen, die in der Sonne nicht einging und im Regen nicht abfärbte, eine richtiggehende Frau mit Busen und allem was dazu gehört. Und so war die Zeit: in den drawing rooms wurden klassische Linien und junonische Gestalten angebetet, die gefeierten Frauen glichen Cäsarinnen und trugen hellenische Drapierungen bis zu den Fußspitzen (ob je ein Mann jener Tage ein weibliches Knie gesehen?). Oscar Wilde ging ihr zu Ehren mit einer weißen Lilie in der Hand durch Piccadilly, Walter Pater und Ruskin dozierten, präraffaelitische Schwindsucht behauptete sich etwas abseits in Chelsea und die großen Maler hießen Watts, Millais, Rossetti, Burne-Jones, bis hinunter zu Alma Tadema, dem Porträtisten karrarischen Marmors.

Als Lord Beaconsfield bei einem Empfang im Auswärtigen Amt Mrs. Langtry zum erstenmal begrüßte, fragte er, was er für sie tun könne. Sie gab die klassische Antwort: „Ich brauche vier neue Kleider für Ascot.“ — Disraeli war entzückt. „Vernünftige junge Frau,“ sagte er und streichelte ihre Hand, „ich fürchtete schon, sie würden den Rang einer Herzogin verlangen.“ — Das hatte die Frau mit dem opalisierenden Teint gar nicht nötig (während sie Kleider dringend benötigte); denn sie verkehrte mit Herzoginnen wie mit ihresgleichen. Als Dame zu Dame. Und es ist bekanntlich

ein großer Unterschied, ob eine junge schöne Frau von einer alten Herzogin zum Tee oder von einem alten Herzog zum Souper gebeten wird. Sie verkehrte mit Königen und Königinnen, Prinzen und Prinzessinnen, hohen Generalen, Trainern, Dichtern, Staatsmännern, Stierkämpfern und dem berühmten Besitzer des Pré Catalan; mit fast sämtlichen Kronprinzen Europas, mit der Kaiserin Eugenie, mit Louis Napoleon, Henri Rochefort, Boulanger, Sarah Bernhard, General Grant, Coquelin, Whistler und sämtlichen Rothschilds. Cleopold von Belgien pflegte geradenwegs vom Bahnhof zu ihr zu kommen, im Zylinder, mit Regenschirm, um 8 Uhr dreißig morgens, was sie sich schließlich verbat. Die Königin Viktoria war so neugierig, die „neue Helena" zu sehen, wie Oscar Wilde sie getauft hatte, daß sie einmal bei einem großen Hofempfang ganz gegen ihre Gewohnheit drei Stunden auf dem Throne ausharrte, um den Handkuß der blauäugigen Circe abzuwarten. Die hatte sich nämlich schlauerweise ganz zum Schluß der Liste eintragen lassen, wahrscheinlich, weil ihr Gewissen doch nicht ganz so berühmt weiß war wie ihre Epidermis. Hatte sie doch gleich zwei Söhnen der königlichen Mama die Köpfe verdreht. Dem jüngsten, der Leopold hieß, der ihr Bild über sein Bett gehängt hatte, von wo es die Mama eigenhändig entfernte, und dem älteren, der Edward Albert hieß und später König von England wurde. Zwischen dem Prinzen von Wales und ihr bestand eine Freundschaft langjährig, und so freundschaftlich, daß sie glaubte (aber sie täuschte sich) es wagen zu können, ihm eines Tages ein als Dessert gedachtes Eis statt in den Mund zwischen Hals und Kragen zu schütten. Diese Episode allerdings dementiert Lily Langtry energisch. Sie wurde öfters verleumdet, wie das schönen Frauen schon seit mythologischen Tagen passiert ist. Einmal ließ sie sogar in der „Times" durch ihren Advokaten eine Belohnung von hundert Pfund Sterling demjenigen in Aussicht stellen, der den Urheber einer elenden Lüge ausfindig machen könne. Aber es meldete sich niemand.

Auch der Kronprinz Rudolf von Oesterreich zählte zu ihren Bewunderern. Er war damals noch sehr jung, als er einen seligen Urlaub fern von habsburgischer Etikette in London verbrachte. Auf einem Balle des Barons Ferdinand de Rothschild lernte er die schönste Frau des vorigen Jahrhunderts kennen. — Statt Alice Rothschild zu Tische zu führen, tanzte er den ganzen Abend mit Lily Langtry. Es war in der „season" und sommerlich warm und der Prinz war echauffiert. Eine Freundin bemerkte nun, daß er sich auf der Taille seiner Tänzerin daktyloskopisch verewigte, und flüsterte ihr zu: „Ersuche ihn, Handschuhe anzuziehen!" Lily Langtry tat dies so diskret wie mögilch und wies auf die prinzlichen Fingerabdrücke hin. Rudolf lachte und gab angeblich die verblüffende Antwort: „Madame, c'est vous qui suez." Da mußte sie auch lachen und sie blieben gute Freunde.

„Ferdy“ Rothschild hatte nachahmungswerte Gastgebereigenschaften. Damit die Toiletten seiner weiblichen Gäste sich des Louis XVI.-Hintergrundes seines Palais würdig erweisen konnten, bestellte er ihnen zu besonderen Anlässen auf seine Rechnung bei Doucet die Kleider. Das waren noch Zeiten! Ob dem heutigen Geschlechte derer von Rothschild so etwas Nettes einfiele? Ja, damals ging man gern zu den Rothschilds. Und nicht vergebens. Alfred Rothschild z. B. pflegte seinen weiblichen Gästen nach einem dinner immer Bibelots zu schenken, allerdings wertlose, aber wenn man ihn in seinem kleinen Office in der City besuchte, vermochte eine geschickte Träne ihm einen kleinen Scheck zu entlocken. Er saß dort vor seinem Schreibtisch, auf dem ganze Haufen jener sympathischen Papierstreifen aufgestapelt lagen, und während er sich mit seinen Besuchern unterhielt, schrieb er ununterbrochen seinen geschätzten und wertvollen Namen. Dieser Beschäftigung unbeteiligt zusehen zu müssen, glich, dem Geständnis der Mrs. Langtry zufolge, den Qualen des Tantalus.

Eine vollständige Liste ihrer Freunde zu geben oder die ganze Triumphlinie ihrer Schönheit nachzuziehen, ist unmöglich. Man würde meinen, ich übertreibe. Es müssen Stichproben genügen. Britische Gardeoffiziere, Prototypen menschlicher Pflichterfüllung, verließen ihren Dienst, setzten ihre Carrière aufs Spiel, nur um bei ihr anzufragen, wie es ihr gehe. Ein alter Mann in einem schäbigen Anzug stand vor ihrer Theatergarderobe mit einem Paket Shakespeare-Kommentare unter dem Arm und bat um Einlaß. Der Diener meldete, es sei ein Zudringlicher draußen, der vorgäbe, Gladstone zu sein. Es war Gladstone. Ihr Impresario in New York verbrannte am Tage vor ihrem ersten Auftreten sein Theater, um auf diese Weise für den Star Reklame zu machen (so wenigstens stand es in den Blättern); die Cowboys im wildesten Westen Amerikas gründeten eine Stadt und nannten sie Langtry; ihr australischer Hengst Merman erklärte galant, er müsse der schönsten Frau zuliebe das Caesarewitsch gewinnen und tat es. Lily Langtry gewann an jenem Nachmittag 39 000 Pfund Sterling. — Whistler tapezierte ihre Wohnung und bemalte ihre Wände, und Oscar Wilde, mit einem Dithyrambus in der Hand, schlief eine ganze Nacht auf der Straße, auf den steinernen Stufen, die zu ihrer Wohnung führten. Solche kleine Aufmerksamkeiten charakterisieren den Unterschied zwischen den Epochen scharf. Ich lege die höchsten Odds, daß weder Herr Sternheim noch Georg Kaiser jemals eine Nacht auf den Stufen vor der Tür ihrer angebeteten Frauen verbracht haben.

Das ist nicht nur scherzhaft gemeint. Der Triumph Lily Langtrys, wenn er auch zuweilen sich in grotesken Ausbrüchen offenbarte, beweist, daß die Ehrfurcht vor der Schönheit der vorhergegangenen Epoche natürlich war. Damals wurde Schönheit als das empfunden, was sie tatsächlich ist, als Mirakel. Heute glaubt

man sie als Trick entlarven und durch Massage, Kosmetik herstellen zu können. Aber die Eugenetik kann möglicherweise körperliche Defekte ausschalten und gesündere Menschen erzeugen — Schönheit kann sie nicht züchten. Schönheit ereignet sich; und ihre Anbetung, die sich von seiten der Masse wohl äußerlich in Form von Neugierde auslöst, hat einen religiösen Kern. Die Mehrzahl der Erdenbewohner ist nichts weniger als schön, und wenn das seltene Exemplar der Vollkommenheit aus dem Elemente auftaucht, Venus Anadyomene, so ist es ein richtiger Trieb der Menge, wie die Menschheit bezeichnenderweise sich ausdrückt, in die Knie zu sinken vor der „himmlischen", der „göttlichen" Schönheit.

LUDWIG MARCUSE

PHILOSOPHIE VON HEUTE

Abgesehen von wenigen, über jede Gattungsbezeichnung erhabenen Werken läßt sich die philosophische Produktion der Gegenwart durch drei Gruppen-Benennungen gliedern: Schulphilosophie, Autodidaktenphilosophie, Epigonenphilosophie.

Die von Schopenhauer inaugurierte Ironisierung der Schulphilosophie ist heute ebenso aktuell wie lächerlich; doch gehört sie gegenwärtig zum kärglichen Hausrat aller Bildungs-Snobs. Schon aus Gründen intellektueller Reinlichkeit wäre es deshalb dringend notwendig, für die Schulphilosophie eine Lanze zu brechen; wenn sie nur ihre Grenzen kennen und einhalten würde. Vor allem müßte sie auf den prunkvollen Namen der Philosophie verzichten, sich — ebenso wie wir es von jedem Physiker verlangen — der eigentlich philosophischen Probleme enthalten; und sich so nach außen hin wie in ihrem Arbeitsziel als eine Reihe wissenschaftlich berechtigter Spezial-Erörterungen dokumentieren. Dann würde auch die Ironisierung der Schulphilosophie aufhören; weil sie ja nicht in ihrer Leistung, sondern nur in ihren Aspirationen getroffen werden soll.

Der Schulphilosoph nimmt die Tradition auf; stellt sich in die gegenwärtige Situation der Problem-Bearbeitung hinein; und sorgt für eine kontinuierliche Entwicklung der akuten Probleme. Der Mangel jeder Schulphilosophie ist die Unspontaneität ihrer meisten Vertreter: ein Problem wird bearbeitet, weil einer es eindringlich gestellt hat; nicht, weil es sich als lösungswürdig von einem Endzweck her legitimiert hat. So arbeiten Generationen an Schein-Problemen. Man marschiert immer weiter in Sackgassen hinein, weil die Anhänger eines Schulhauptes die Berechtigung des Problems hinnehmen, ohne sie neu zu prüfen. Die Gefahr der Schulphilosophie ist der Druck, die Suggestion der Problem-Lage. Der Vorteil der Schulphilosophie ist ihre historische und methodologische Zuverlässigkeit. Man kennt die Argumente der Vorgänger, der gegnerischen und befreundeten Arbeitsgenossen. Man unter-

BENEDIKT F. DOLBIN



KARL SCHÖNHERR

kellert seine Erörterungen mit den wesentlichsten Zitaten. Man fängt nicht mit sich als dem ersten Philosophen an — ein sehr häufig vorkommender, unangenehmer Fehler der Autodidaktenphilosophie —, in völliger oder teilweiser Unkenntnis des bisher Geleisteten, des bisher Erledigten.

Hier ist ein Plus der Schulphilosophie gegenüber der Autodidaktenphilosophie zu verzeichnen. Der philosophische Autodidakt — im weitesten Wortsinn genommen — philosophiert oft mit Argumenten, die längst erledigt sind. Er hat nichts gelernt: nicht in dem Sinn, daß er mit dem Fach-Apparat nicht zu klappern verstünde (das ist sein großes Plus, für das er nichts kann); sondern: in dem Sinn, daß er erledigte Irrtümer von neuem präsentiert; und verhärtete Wahrheiten von neuem verkündigt. Sein geschichtsfeindliches Vor-Urteil ist der Glaube an die Unabhängigkeit des philosophischen Genies, an die absolute und isolierte Macht des philosophisch Begnadeten, der er außerdem selbst zu sein glaubt. Wo der Wert der Schulphilosophie liegt, dort liegt der Mangel der Autodidaktenphilosophie. Wo der Mangel der Schulphilosophie liegt, dort liegt der Wert der Autodidaktenphilosophie. Der Autodidakt ist immer spontan; ursprünglich; sein Verhältnis zum Problem ist persönlich; unvoreingenommen; frisch. Der Autodidakt ist nicht belastet mit zuviel Detail-Kenntnis: er ist universalistisch, nicht spezialistisch eingestellt. Der philosophische Autodidakt geht bewußt über die Gleichsetzung von Philosophie und Wissenschaft hinaus. Daß mit diesem Sezessionismus immer auch ein anarchischer Kongreß alles Unkontrollierbaren, aller Wirrköpfe etabliert wird, versteht sich für den von selbst, der die Psychologie der unproduktiven Gebildeten kennt: die sich nur zum Teil unter die Fittiche der Schul-Tradition, zum andern Teil aber in den Nebel der genialen, quasi-autodidaktischen Phrasen flüchten. Dies Nachtretertum ist aber keine Gegen-Instanz, welche die Schulphilosophie berechtigte, die Sezessionisten insgesamt als Modephilosophen abzuurteilen. Wie überhaupt auch in diesem Kampf der Schulphilosophie gegen die Autodidaktenphilosophie; des Sezessionismus gegen die Akademiker; soziologisch gesprochen: des philosophischen Schriftstellers gegen den Philosophie-Professor das uralte, furchtbare Gesetz aller Polemik wirksam ist: daß der eine nicht des andern Art, sondern des andern Typus Abart bekämpft. Beide Typen sind aber nur verselbständigte, verabsolutierte Abspaltungen einer überparteilichen Einheit: Platon, Spinoza, Hegel, Schopenhauer, Nietzsche waren zugleich Schul-Philosophen u n d Autodidakten; Professoren und freie Schriftsteller. Die Parteiung ist nur ein Krankheits-Symptom.

Die mögliche Fruchtbarkeit des philosophischen Epigonen ist seine pädagogische Funktion. Die Popularphilosophie lebt auf weniger stürmischer Höhe als Schulphilosophie und Autodidakten-

philosophie. Ihr Wertmaßstab ist: pädagogische Brauchbarkeit. Und das pädagogische Ziel fordert die Entwicklung der Probleme auf festem Boden, als eine Schicht unter der letzten Aktualität. So wird die Popularphilosophie notwendig konservativen Charakter haben; denn es werden sicher nicht die revolutionierenden, das heißt: produktiven Menschen sein, welche einen bequemen Weg zum traditionellen Erbgut bahnen können. Dieser notwendig konservative Charakter der Popularphilosophie rückt sie mehr zur Schulphilosophie als zur Autodidaktenphilosophie; wenn sie auch oft gerade der Ansteckung durch hervorragende Autodidakten unterliegt. Diese Ansteckung ist aber nur temporär; nicht zu vergleichen mit der enorm tiefen und breiten Einwirkung der zur Klassik aufgerückten Philosophien: im heutigen Deutschland also etwa der Einwirkung des deutschen Idealismus um die Wende des 18. Jahrhunderts und des naturwissenschaftlichen und ökonomischen Materialismus der Mitte des 19. Jahrhunderts. Alles was danach kam, ist bisher noch keine Macht über weite Kreise geworden.

Aus dieser Gegenwarts-Konstellation der drei Typen philosophierender Menschen ergeben sich drei Forderungen:

Erstens: Die Popularphilosophie epigonenhafter Denker muß den Anschluß finden an die schöpferischen philosophischen Gedanken (zwar nicht der Gegenwart; aber) der jüngsten, nicht der fernsten Vergangenheit. Es geht nicht, daß solch ein Epigone heute noch schreibt: „Die klassische Bildungswelt ist modern . . . Wir Heutigen blicken voll Neid auf jene Kultur . . . . Niemals haben wir einen Kultur-Optimismus so nötig gebraucht, wie heute!“

Die zweite Forderung: Die Schulphilosophie muß von ihrem wissenschaftlichen Hochmut lassen. Sie muß darauf verzichten, jeden als „Journalisten“ zu verketzern, der nicht auf vorgeschriebenem Weg als Lakai des Professors X. mit einer 1 000 001 Interpretation von Kants transzendentaler Deduktion der Kategorien begonnen hat. Noch Georg Simmel, noch Ernst Troeltsch mußten schwer um Geltung ringen innerhalb einer Schulphilosophie, die sie gern als Außenseiter, als dilettierende Philosophen degradierte.

Die dritte Forderung richtet sich aber gegen den self-made-man-Dünkel der philosophischen Außenseiter; der über dem Dünkel der Professoren meist übersehen wird. Diese Außenseiter verbergen oft durch gut geschriebene, geistreiche Aphorismen eine geradezu märchenhafte Ahnungslosigkeit philosophischen Problemen gegenüber. Im Hinblick auf einen dieser philosophischen Außenseiter kursiert das Wort: er hätte seine sämtlichen philosophischen Bücher nicht zu schreiben brauchen, wenn er nur ein Semester collegium logicum gehört hätte. Der wahre Autodidakt — im weitesten Wortsinn — ist nicht der, welcher seine Unfähigkeit zur Bewältigung des geschichtlich Erarbeiteten durch eine vornehme

self-made-man-Geste vertuscht; sondern derjenige, welcher nach Vertilgung von Bibliotheken die Elastizität seines Geistes, die Selbständigkeit seiner Richtung nicht eingebüßt hat.

Es ist keine Frage: die Schulphilosophie ist das Sprungbrett. Aber die Schul-Philosophen können nicht springen. Und die Autodidakten wollen ohne Sprungbrett springen. Damit aber die richtigen Springer auf die richtigen Sprungbretter kommen: dazu müssen allerdings erst die Universitäten etwas gelüftet werden. —

ALFRED GRÜNEWALD

REISEGEDANKEN

Der Ort, den du liebst, ist d e i n. Und wenn du auch keinen Stein dort dein eigen nennst. Er gehört deiner Liebe.

Und der Mensch, den du liebst? —

*

„Sie hier?!" — Eine Welt von Betonungsmöglichkeiten ist in diesen Worten enthalten.

*

Ich hasse unnötige Aufgeregtheit. Wenn ich jemand besuche, der sich mit der (weiß Gott, nicht bedeutsamen) Absicht trägt, in einer Stunde nach Gloggnitz zu fahren, so beanspruche ich gleichwohl völlige Aufmerksamkeit für meine Person.

Ich für meinen Teil werde in ähnlicher Situation immer noch alles Interesse für das etwaige Leberleiden der Großtante meines Gastes an den Tag legen.

*

P e r r o n : Sieben Minuten vor Abgang des Zuges — eine leere Spanne Zeit. Ihre einzige Funktion ist: Vergehen.

Da kommt mir von ungefähr der Gedanke: Sieben Minuten! Mitunter bedeuten sie ein Menschenschicksal.

*

Ich blicke aus dem Fenster des fahrenden Zuges. Am oberen Rande der grasbewachsenen Böschung stehen winkende Kinder. — Welch liebliche Gelegenheit, blitzschnell ein wenig Abschied zu nehmen!

*

Die Lust zu Reisen, was ist sie im Grunde anderes als S e h n s u c h t n a c h F r e m d e !

Und daß wir diese Sehnsucht auch den Menschen gegenüber empfinden können, wird von so wenigen begriffen!

*

„Wenn Sie das gesehen hätten, was i c h gesehen habe!" sagte der Weitgereiste selbstgefällig zum Dichter.

„Jawohl," entgegnete dieser mit vielsagender Betonung, „wenn ich das gesehen hätte —!"

*

Es gibt eine Art blinder Passagiere, bei denen es bedauerlich erscheint, daß sie nicht auch stumm sind.

*

„Dort fühlt man sich wie zu Hause," erzählte mir ein Begeisterter.

Nun kommt freilich erst alles darauf an, wie sich jener zu Hause fühlt.

*

Man setzt uns in die Welt — Weltreisende von höchst problematischer Tauglichkeit.

EIN RICHTER

JUSTIZ-TAGEBUCH

Wiederaufnahmegesetz ohne Wiederaufnahmeverfahren.

Das am 4. Juli 1925 in Kraft getretene Gesetz über die Wiederaufnahme des Verfahrens gegenüber Urteilen der bayerischen Volksgerichte ist nichts als eine Farce. Die bayerischen Vertreter haben sich im Reichsrat gegen jedwede Wiederaufnahme ausgesprochen; nicht nur daraus ist die Stellungnahme der bayerischen Regierung bekannt, deren Weisungen die Beamten der Staatsanwaltschaft nachzukommen haben. Diese sind nach der Strafprozeßordnung in jedem Fall zu hören, bevor das Gericht die Wiederaufnahme des Verfahrens für zulässig erklärt. Dieses entspricht in den meisten Fällen den Anträgen der Staatsanwaltschaft, sodaß sich schon jetzt mit Bestimmtheit behaupten läßt, daß nur ein verschwindender Teil der von den Volksgerichten Verurteilten eine Wiederaufnahme des Verfahrens erzielen wird. Aber noch aus einem weiteren Grunde ist die Möglichkeit der Wiederaufnahme aufs engste begrenzt. Das Verfahren darf nämlich nicht zum Zwecke der Aenderung der Strafe innerhalb des gesetzlich bestimmten Strafrahmens stattfinden. Während 1920 für die Verfolgung von Kriegsverbrechen und Kriegsvergehen die Wiederaufnahme auch dann zulässig war, wenn die früher erkannte Strafe zu der Schwere der Tat in offenbarem Mißverhältnis stand, ist dies jetzt durch eine ausdrückliche Gesetzesbestimmung für die Urteile der Volksgerichte ausgeschlossen worden! Dabei liegen gerade in diesem Punkte die meisten Mißgriffe der bayerischen Volksgerichte jedenfalls in bedeutend mehr Fällen als auf dem Gebiete der Schuldfrage. Die angeführte Bestimmung macht daher zahlreiche Wiederaufnahmefälle illusorisch

und wird auch in der Sache des Freiherrn von Leoprechting ihre schwerwiegenden Folgen und die völlige Unzulänglichkeit des Wiederaufnahmegesetzes beweisen.

Dransfelds schönster Tag.

Der vom Landgerichtsdirektor Dransfeld zu schwerer Zuchthausstrafe wegen Meineids verurteilte Stadtrat Eggert hat die Wiederaufnahme seines Verfahrens betrieben. Derselbe Dransfeld ist nach einer unverständlichen Bestimmung der Strafprozeßordnung dazu berufen, über den Wiederaufnahmeantrag zu entscheiden, der den Zweck verfolgt, das von ihm selbst gefällte Urteil zugunsten des Angeklagten zu korrigieren. Obwohl der in Südamerika vernommene neue Zeuge all das bekundete, was die Verteidiger unter seinen Beweis gestellt hatten, war Dransfeld der Ansicht, daß es zur Entkräftigung der den Verurteilten feindlichen Aussagen nicht ausreicht. Die aus drei Berufsrichtern bestehende Strafkammer des Landgerichts 3 verwarf daher den Wiederaufnahmeantrag als unzulässig. Dransfeld saß ihr vor, die beiden übrigen beisitzenden Landgerichtsräte werden von ihm ihre Dienstzeugnisse erhalten, falls sie einmal aus der Kammer ausscheiden. Richterliche Unabhängigkeit! Gegen diesen Verwerfungsbeschluß legten die Verteidiger Beschwerde ein und dieser Tage hat das Kammergericht Dransfelds Beschluß bestätigt; es schloß sich seiner Begründung an. Dransfelds schönster Tag! Wichtiger als ein neues Strafgesetz ist eine neue Prozeßvorschrift: „die Verhandlung über die Wiederaufnahme des Verfahrens findet öffentlich unter Zuziehung von Schöffen vor einem Gericht statt, das mit der Sache vorher noch nicht befaßt war“. Solange solches nicht Gesetz ist, wird auch Stadtrat Eggert sein Leben lang ein Verurteilter bleiben. Für ihn gibt es nicht den Weg des Rechts, nur den der Gnade. Die Hälfte der stimmfähigen Staakener Bürger hat gefordert, daß dieser sofort beschritten werde, darüber hinaus fordern dies aber auch alle, die das Dransfeldsche Urteil für ein Fehlurteil halten.

Der Richter als Erzieher des Anwalts.

Noch immer sitzt Herr Amtsgerichtsrat Liebegott als Vorsitzender einer Schöffenabteilung in Moabit. Seinem Namen macht er keine Ehre. Dafür züchtigt er als Gott der Rache die Gestrauchelten besonders scharf, aber auch die Verteidiger finden vor seinem Thron keine Gnade. Dies zeigt seine Handhabung der Sittenpolizei. Ein bekannter Berliner Verteidiger, der eine längere Strafpraxis als Herr Liebegott hinter sich hat, blieb bei einer im Laufe der Verhandlung gestellten Zwischenfrage von wenigen Worten auf seinem Platz sitzen. Selbst wenn dies nicht bei Zwischenfragen der Staatsanwälte und Verteidiger üblich wäre,

hätte der Vorsitzende keinerlei Recht zur leisesten Bemerkung. Herr Liebegott fühlte sich dagegen verpflichtet, in öffentlicher Sitzung vor einem großen Publikum und zahlreichen Pressevertretern den Verteidiger darauf aufmerksam zu machen, daß ein solches Benehmen, wie das Sitzenbleiben bei einer Frage, vor seinem Verhandlungstische nicht üblich wäre. Eine derartige Beanstandung überschreitet nicht nur die Befugnisse des Vorsitzenden weit, sondern stellt eine Beleidigung des Anwaltsstandes dar, die ein Gerichtsvorsitzender sich nur in Deutschland gegenüber einem Anwalt herauszunehmen erlaubt.

Kussmann — Caspary.

Der Staatsanwaltschaftsassessor Dr. Caspary hat gegen sich ein Disziplinarverfahren beantragt; dabei wird schon lange gegen unbekannte Täter ein Strafverfahren geführt, in dessen Rahmen er und sein Kollege Kussmann als Beschuldigte vernommen wurden, gegen die sogar eine Durchsuchung stattgefunden hat. Erst spät ist es offenbar der Justizverwaltung aufgefallen, daß die Rechtspresse über die Skandalaffären besonders vorzeitig informiert war. Es fiel ihr aber damals überhaupt nicht auf, daß die Berliner Börsenzeitung über einem aus den Akten Barmat veröffentlichten Beschluß versehentlich die Worte „beglaubigte Abschrift“ hatte stehen lassen. Schon hieraus war ersichtlich, daß der Beschluß aus den Akten in einer Abschrift unbefugt an die Presse gegeben war, bevor das Verfahren sein Ende erreicht hat. Nicht nur diejenigen können mit Gefängnis bis zu sechs Monaten bestraft werden, die den Beschluß veröffentlicht haben, sondern ebenfalls alle Beteiligten, die irgendwie daran mitwirkten, daß der Beschluß in die Presse kommen konnte. Zur Teilnahme an dem Vergehen gegen § 17 des Preßgesetzes reicht es schon aus, wenn einer der Beamten die Akten fahrlässig „herumliegen“ ließ und bei dieser Gelegenheit Abschriften für die Presse hergestellt sind. Weiterhin kommt aber auch das Verbrechen der Rechtsbeugung in Frage, das nur mit Zuchthaus bestraft werden kann. Hat ein Beamter, der mit der Leitung der Sachen Barmat betraut war, zum Nachteile der Angeschuldigten — unter Verletzung des § 17 an einer Veröffentlichung des Beschlusses mitgewirkt, so ist er schon damit einer Rechtsbeugung nach § 363 St.-G.-B. schuldig. Daß die Veröffentlichung des ablehnenden Kammergerichtsbeschlusses für Barmats nur einen Nachteil bedeuten konnte, ist unzweifelhaft. Auch die sonstigen Bestimmungen über Bestechung werden bei der Untersuchung mit herangezogen werden. Abgesehen von der strafrechtlichen Verantwortlichkeit wird jede Verletzung der Amtsverschwiegenheit, zu deren Beachtung sämtliche preußischen Beamten durch eine Kabinettsorder von 1835 besonders eindringlich aufgefordert wurden, diziplinarisch schwer geahndet.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Augustwoche

Das alte Lied! Der Reichsfinanzminister kann leugnen soviel er will, daß in Deutschland eine fiskalische Ueberschußwirtschaft großen Stils betrieben wird, nicht bestreiten kann er, daß nach den einwandfreien Zahlen der Zweimonatsbilanzen von Ende Juni der Kapitalzufluß bei den Banken und Sparkassen arg ins Stocken geraten ist, statt dessen aber bei den Staatsbanken eine neue außerordentliche Vermehrung der Einlagen stattgefunden hat. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Trotz rückgängiger Steuereinkünfte schwollen die Kreditoren allein bei der Preußischen Staatsbank im Mai und Juni um rund 200 Millionen an, und auch die übrigen Staats- und Landesbanken sowie die Girozentralen, die Bankiers der Kommunen, zeigen einen beträchtlichen Zuwachs. Würde die Reichskredit-Aktiengesellschaft, die neben der Seehandlung die Mittel des Reichs verwaltet, ebenfalls laufend ihren Status bekannt geben, so würde vermutlich die Akkumulation noch stärker hervortreten. Hat doch gerade dieses Institut in seinem Halbjahrsbericht das verhängnisvolle Wort von der steuerlichen Zwangssparkasse des deutschen Volkes in die offizielle Sprache eingeführt und damit unbewußt den Vorkämpfern für eine Zurückdämmung der staatlichen Finanzansprüche die stärkste Waffe in die Hand gedrückt. Diese Bezeichnung des übermäßigen Steuerentzugs als einer erzwungenen Kapitalbildung ist nicht einmal richtig. Ein Hauptteil der Finanzerlöse wird infolge der Aufblähung des staatlichen Apparates konsumtiver Verwendung zugeführt. Wo aber sind die vermeintlich segensreichen Wirkungen unserer Zwangssparkasse? Die echte Kapitalbildung erlahmt — das zeigen die Zweimonatsbilanzen mit voller Deutlichkeit. Die Kreditorenzunahme bei den Banken ist nur noch eine indirekte, ist abgeleitet von dem Plus an Mitteln, das die öffentlichen Banken zu verzeichnen haben. Die Zwangssparkasse erweist sich immer mehr als eine Zwangsjacke, die dem Volke angelegt ist und die sich schlecht verträgt mit dem Selbstbestimmungsrecht des einzelnen, das eine Hauptgrundlage bildet für die Funktionsfähigkeit der Wirtschaft.

Man hat uns mißverstanden. Das offene Wort, das wir uns erlaubten, über die Rolle der Banken bei der Liquidation des Stinnes-Konzerns zu sagen, kam manchen Kreisen sehr willkommen. Flugs kehrten sie den Spieß um und erklärten nunmehr, die jüdische Bankwelt sei es gewesen, die den Gott Stinnes geköpft habe. Nein, so einfach lagen die Dinge nicht. So klug

und so töricht sind die Banken nicht gewesen. Sie haben sich nicht einmal selbst zum Retter des Konzerns aufgeschwungen, nachdem sein Fiasko offensichtlich geworden war. Sie sind — unter glücklicher Hilfeleistung des weitblickenden Dr. Schacht — in das ganze Abenteuer einfach hineingeschlittert, ohne recht zu wissen, wie. Daß sie nachher, als die Besinnung wiederkehrte, aus der Not nach Möglichkeit eine geschäftliche Tugend zu machen suchten, das allein ist es gewesen, was wir jüngst feststellten. Die Banken aber fahren ebenfalls schweres Geschütz auf. Sie erklären, man habe ihre altruistischen Motive verkannt. Es sei nicht ihr Bestreben, am Stinnes-Konzern zu verdienen, sondern sie wollten nur die verworrenen Verhältnisse so gut wie möglich arrangieren. Und zum Beweise führen sie an, daß noch nicht ein einziges der Stinnesschen Pakete von den Banken selbst übernommen würde. Wie könne man unter diesen Umständen von einer Preisdrückerei sprechen! Richtig ist, daß das Konsortium als solches noch keine Stinneswerte gekauft hat. Zwar hat die Berliner Handelsgesellschaft, die auch eine Bank ist, den Verkauf der im Besitz der Erben befindlichen Anteile an dem eigenen Institut zu dem sehr gedrückten Börsenkurse an nächste Freunde vermittelt und damit zugleich sich selbst eine alte Sorge billig vom Hals geschafft, zwar hat auch Herr Witthoefft in Hamburg, Aufsichtsratvorsitzender einer Großbank, sich, wir wiederholen es, in lauterster Absicht, um die Uebernahme der großen Hamburger Im- und Exportinteressen von Stinnes verdient gemacht. Zugegeben jedoch, daß alles dies nicht als Vorzeichen einer beginnenden Abschlachtung durch die Banken angesehen werden kann. Aber bedarf es überhaupt solcher roher und offenkundiger Methoden, um die bedrängte Lage des Schuldners auszunutzen? Darf man z. B. die Frage aufwerfen, wie teuer sich die Banken das Giro bezahlen lassen, von dem allein sie noch belastet sind, soweit die Stinneseffekten an die Seehandlung relombardiert wurden? Darf man weiter fragen, an wen und in welchem Umfange der Schuldner für erfolgte Abverkäufe Provisionen zu entrichten hat? Noch allerdings ist nicht aller Tage Abend. Der Hauptschmaus wird erst beginnen, wenn die letzten Brocken gegessen werden sollen. Neben den Banken haben wir von vornherein die andern industriellen Freunde des sterbenden Konzerns nicht vergessen, die gleichermaßen als Liebhaber für die rentablen Teile der Substanz in Betracht kommen, wenn diese erst im Verlaufe der weiteren (sich immer schwieriger gestaltenden) Abwicklung genügend verbilligt sein werden. Wir glauben es den Konsortialbanken gerne, daß die Auflösung eines so verworrenen Gebildes manche schlaflose Stunde bereitet. Die Banken selbst werden ja wohl für ihre Forderungen gedeckt sein. Wie aber aus der noch verbliebenen Masse die Restschulden (deren Höhe unterschätzt wird) abgedeckt werden sollen, das ist ein Problem, das sich in der Tat von einem Tag zum andern schwieriger gestaltet.

Die Geheimdiplomatie treibt köstliche Blüten. Mitten in der Pause der Handelsvertragsverhandlungen, während deren die Partner sich den status quo garantiert hatten, wird ein französisches Einfuhrverbot für deutsche Kohle, nicht für Reparationskohle — die wird nach wie vor geliefert — sondern für die freien Kohlenimporte, die bisher im Umfange von etwa ein Viertel der Tributleistungen aus Deutschland nach Frankreich hineinkamen. Die Maßnahme ist alarmierend genug, bedeutet scheinbar einen Vertragsbruch, und würde vermutlich von der deutschen Rechten ganz anders gegen Frankreich ausgebeutet werden, wenn nicht — die deutsche Schwerindustrie, diese Inspiratorin aller deutschen Innen- und Außenpolitik, den Finger auf den Mund gelegt und in den Ministerien den Rat erteilt hätte, über diese peinliche Angelegenheit mit Stillschweigen hinwegzugehen. Warum? Die Zusicherung, die sich Deutschland und Frankreich gegeben hatten, als sie sich vom Tische der Handelsvertragsbesprechungen eine Zeitlang entfernten, war eine gegenseitige. Beide Parteien hatten sich verpflichtet, keine feindseligen Handlungen zu unternehmen. Unter dem Schutze dieser Zusicherung hatte jedoch die deutsche Schwerindustrie, wie sich jetzt herauszustellen scheint, ein ziemlich rücksichtsloses Dumping auf dem französischen Kohlenmarkt betrieben und versucht, sich auf diese Weise — bei gleichzeitiger Hochhaltung des inländischen Preisniveaus — von den großen Kohlenvorratbeständen zu entlasten. Die Antwort war das Einfuhrverbot. Natürlich ist es jetzt unbequem zuzugestehen, daß man draußen die Kohle weit unter den deutschen Preis verkauft. Darum — warum sonst? — das auffällige Bemühen, den Erlaß einer Einfuhrsperre durch die Franzosen mit allen möglichen Hinweisen zu entschuldigen. Ein angeblicher Plan von Caillaux muß herhalten. Der französische Finanzminister wolle, so heißt es, den Vorzugspreis beseitigen, zu dem bisher die von Deutschland zum Weltmarktpreis gelieferte Entschädigungskohle durch den subventionierenden Staat weiterverkauft an die französische Industrie wurde. Und deshalb brauche er ein Monopol für die Verteilung der Kohle auf dem französischen Binnenmarkt und das Einfuhrverbot gegen Deutschland. Daß die Erklärung für das französische Vorgehen in Wirklichkeit auf einem ganz anderen Gebiet liegt, wird wohlweislich verschwiegen. Sonst könnte ja der deutsche Weiterverarbeiter und Konsument entdecken, worauf die Politik unserer schwerindustriellen Kartelle hinausläuft. Sonst könnten sie sich noch vor Verabschiedung der Zollvorlage besinnen, daß eine neue Ausplünderung aller Verbraucherkreise bevorsteht. Denn während der deutsche Kohlenbergbau auf dem französischen Markt die Konsequenzen aus der bedrohlichen Absatzstockung zieht und die Preise herabsetzt, werden in Deutschland die Preise nicht nur nicht verbilligt, sondern, soweit es sich um Konsumkohle handelt, sogar heraufgesetzt. Wenn die Deutschen im Winter nicht frieren wollen,

kalkuliert das Kartell, so müssen sie heizen. Und da sie den Heizstoff nicht aus dem Ausland beziehen können, müssen sie die Kohle den deutschen Verbänden abnehmen. Folglich kann dem Konsumenten der Preis diktiert werden. Seine geringe Kaufkraft muß herhalten, damit die französische Industrie um so preiswerter mit Kohle versorgt und in ihrer Konkurrenzfähigkeit gestärkt werde. Das nennt man: nationale Kartellpolitik.

Daß die Landwirtschaft ihre Lage, so günstig sie auch immer sein möge, zu allen Zeiten in den düstersten Farben gemalt hat, um auf dem Gebiete der Steuern, Zölle, Löhne und Preise das Günstigste für sich herauszupressen, das ist bekannt. Oft genug ist es der Landbundtaktik („Schreien, Schreien, Schreien!") gelungen, die Oeffentlichkeit über die wahre Situation des Ackerbaues zu täuschen. Freilich hat diese Methode die Kehrseite, daß den Landwirten ihre bewegten Klagen auch dann nicht recht geglaubt werden, wenn sie einmal wirklich berechtigt sind. In diesem Jahr ist nun das Interesse der Agrarier ganz besonders darauf gerichtet, den Eindruck zu vermeiden, als sei etwa auch ohne den Zollschutz ihre Existenz gesichert. Objektive Sachverständige versichern, daß die Landwirtschaft bei den gegenwärtigen Preisrelationen sehr wohl bestehen könne. Die pessimistischen Darlegungen der landwirtschaftlichen Presse und Verbände sind nur in seltenen Fällen auf ihren Wahrheitsgehalt zu prüfen. Ganz so schlecht, wie es behauptet wird, kann jedoch die Situation nicht sein. Wir schließen das aus folgender Erscheinung: Der Kaliabsatz im Jahre 1925 betrug in den ersten 7 Monaten nicht weniger als 8,29 Millionen Doppelzentner Reinkali gegenüber 3,75 Millionen im gleichen Zeitraum des Vorjahres und gegen 6,19 Millionen Doppelzentner im Jahre 1913. Welches Jahr man auch immer zum Vergleiche heranziehen möge, der Kaliabsatz im laufenden Jahre überschreitet bei weitem jedes dagewesene Maß. Da nur ein verhältnismäßig geringer Teil der Steigerung auf die Ausweitung des ausländischen Absatzes entfällt, so kommt als Abnehmerin für den ganzen Rest nur die deutsche Landwirtschaft in Frage. Aus dieser Entwicklung soll der Landwirtschaft beileibe kein Vorwurf gemacht werden. Wenn man, wie wir, von der überragenden Wichtigkeit der ländlichen Produktion überzeugt ist, so wird man aufs höchste befriedigt sein von der Intensivierung der Betriebe und der Zunahme der Anbaufläche, die sich in diesen Zahlen auch dann unwiderleglich dokumentiert, wenn man in Rücksicht zieht, daß der Verbrauch so großer Kalimengen nur mit Hilfe besonderer Kreditaktionen ermöglicht wurde. Man wird sich von Herzen über die darin zutage tretende Besserung freuen, aber man wird verlangen, daß die Landwirtschaft sich mit freut — statt nur zu klagen.

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

1

Die Pflicht, sich bestehlen zu lassen!

Dem deutschen Kunstgewerbler, der durch die gegenwärtige Pariser Ausstellung wandert, wird das Gemüt durch zwiespältige Gefühle arg bedrängt. Auf der einen Seite freuen wir uns gewaltig, wieviel weiter wir sind, wieviel durchgebildeter, freier wir in den neuen Formen leben und gestalten, wie vielfältig auch dieser neue Geist in uns hat Wirkungen aller Art hervorbringen können, während doch die anderen, besonders aber Frankreich selbst, ganz weit zurück noch mit Problemen kämpfen, die für uns schon Historie sind. Aber auf der anderen Seite ist doch sehr schmerzlich, daß wir unsere Arbeit nicht zeigen konnten, und daß wir auch die wirtschaftlichen Vorteile nicht genießen können, die sich ergeben hätten. Ganz besonders bitter aber muß man es empfinden, wenn man die Schatten, die Schemen, die Annäherungen an die Dinge, die man selbst geschaffen hat, in fremden Vitrinen erblickt und dort das kostbare Eigengut, die Initiative, die Erfindungen, die Erneuerung und dann auch noch das Wesentliche des einzelnen Einfalles an die nachgeborenen Stücke eines Fremden gebunden sieht, während man selber ausgeschlossen ist.

Und deswegen schreibe ich diesen Brief, der einen abscheulichen Tatbestand beleuchtet: Seit sechs langen Jahren — und in diesen Jahren war die Inflation — arbeite ich mit meinen Leuten unter großen Mühen an der Neubelebung, Vervollständigung und Umbildung der alten Technik der Glasbläserei. Habe mancherlei neue Methoden gefunden das Glas zu bearbeiten. Aber das Wichtigste war mir immer, das lebendige Wachsen der Glaswelt, die Tier- und Menschen- und Pflanzengebilde und was dazwischen möglich ist, hervortreibt, die für mich (und auch noch für andere) trotz ihrer grotesken Erscheinung innerlich selbstverständliche und organische Wesen sind, die mitmachen, was ich tue, und die Welt so ansehen wie ich. Dieses Getier hat auch in Wien viele Freunde gefunden, wo der Oesterreichische Werkbund meine Vertretung machte. Nun hat sich ebenfalls in Wien vor einem Jahr eine neue Werkstatt aufgetan, Bimini genannt, die auch Glasbläsereien herstellt. Das ist an sich recht, das freut mich, ist ja auch eine Form des Erfolges, und es gibt auf diesem kleinen Gebiet so unabsehbar viel zu tun, daß noch viel mehr als zwei Werkstätten arbeiten können. Aber ist es nicht jammervoll, daß diese Dinge sich möglichst nahe an meine Arbeiten herandrücken, daß sie nicht nur den Typus, sondern auch die Formen im einzelnen wiederholen, daß sie bis zum handgreiflichen Plagiat herabsinken. Ich mache einen Igel, er war das erste Tier, das bei mir entstand, und ich mache ihn deshalb weil heißes, weiches Glas, das man von einer festen Stelle abzieht, gar nichts anderes will als einen Stachel bilden, Stachel aber sind der Igel, also ist auch das Glas in irgendeiner Weise ein Igel. Diesen Igel fand ich nun neuerdings bei Bimini wieder, er hat nur ein paar Stachel weniger (das geschieht vermutlich wegen des Schutzgesetzes, obwohl es da nichts helfen wird) und ist weniger präzis gearbeitet, aber sonst ist er ganz dasselbe. Andere Fälle

sind noch schlimmer. Der Hals meiner Bachstelze und das Bein meines Hausfreundes Oskar sind plötzlich zusammengeraten, als ob es sich nur darum handeln würde, etwas „Ungewöhnliches" zusammenzustellen! Als ob man Fabelwesen im Spuk durch Zerstückelung und Permutation herstellen könnte oder die kleinen Tanzfiguren, für mich Glasgekräusel, ganz ähnlich, wenn auch grob und unartikuliert, und wie aus Fabriksdraht gebogen, sind sie wieder da.

Das alles mußte ich in Paris in den Vitrinen des Oesterreichischen Hauses sehen, und nur ein kleiner blauer Elefant, der nicht nachgeahmt war, sondern wahrhaft und wirklich aus meiner eigenen Werkstatt stammte und mittendrin stand zwischen den anderen, grüßte mich freundlich (obwohl ich eigentlich über diesen Raub doppelt wütend hätte sein müssen). Wie bezeichnet man eigntlich ein solches Verfahren, eine solche „Konkurrenz"? Und nun regt es sich auch hier in Berlin, also am Ort meiner eigenen Tätigkeit. In dem letzten „Querschnitt" sind ein paar Abbildungen der Bimini-Werkstätte erschienen, die auch sehr dazu angetan sind, das Bild von den tatsächlichen Verhältnissen zu fälschen.

Nochmals: Ich habe nichts dagegen, daß andere Leute Glas blasen, aber sie sollen sich dazu selbst was einfallen lassen, oder sie sollen sich auf den bequemen und keineswegs unrentablen Geleisen der Nachahmung alter Formen halten. Aber dieses Verfahren ist widerwärtig. In der Glaswelt herrscht bisher ein guter Ton, wir sind alle vergnügt, meine Tiere, meine Bläser, und ich selbst. Müssen wir uns gefallen lassen, daß da jemand die üblen Praktiken einer schlechten Welt hereinbringt?

Marianne von Allesch,
Blaues Haus, Berlin.

2

„Der Dank des Vaterlands"

Man geht z. Zt. in Hamburg daran für eineinhalb Millionen ein Kriegerdenkmal und eine Heldenhalle auf dem Ohlsdorfer Friedhof zu bauen; die Gelder sind gesammelt und die Stadt hat ihre Einwilligung bereits gegeben.

1 500 000 Mark für einen Steinhaufen! Ist das der Dank des Vaterlands? Wofür haben wir gelitten und gekämpft, wofür sind wir gefallen, wenn nicht für Deutschlands Größe, für unsere Kinder und Kindeskinder? Und was tut Ihr? Ihr laßt die Witwen und Waisen darben und verkommen und baut ein Denkmal! Habt Ihr wirklich keine andere Verwendung für Eure Spenden? Müßt Ihr das Geld durchaus in einen Steinhaufen stecken?

Wißt Ihr denn nicht, was 1,5 Millionen Mark sein können? 150 mittlere Wohnungen mit einem kleinen Garten, aus deren Mieten jährlich ein paar neue Häuschen entstehen könnten, oder zwei Ferienheime an der See, die Hunderten von armen Kindern jährlich vier schöne Wochen bereiten, oder eine jährliche Unterstützung von je 1000 Mark an 150 bedürftige Kriegerfamilien! Statt dessen: ein totes, unproduktives Denkmal und eine Halle, in deren Räume ein- oder zweimal im Jahre unserer gedacht wird. Denkt lieber täglich an uns — zu Hause, und ehrt uns in unseren Frauen, Kindern, Eltern und Kameraden. Und wollt Ihr auf ein äußeres Zeichen Eurer Verehrung nicht verzichten, so pflanzt einen Hain, in dem die Vögel singen und die Kinder spielen, und gedenkt unserer, wenn der Wind durch die Zweige rauscht. Sollen etwa zur Einweihung des Denkmals Tausende von kranken, verhungerten und zerlumpten Kriegerwitwen und Waisen kommen? Wollt Ihr schamrot werden und Eure Augen senken müssen?

G. J.

DAS MÄDCHEN IM SCHAUFENSTER

Eine neue Art der Reklame sieht man in einer Schreibmaschinenniederlage in der Friedrichstraße. Auf einer kleinen Bildfläche an der Rückwand des Schaufensters erscheint von Zeit zu Zeit das winzige, aber völlig plastische Bild eines weißgekleideten Tippfräuleins, das an einer Schreibmaschine sitzt, tippt, ein- und ausspannt, aufsteht, weggeht und wiederkommt, kurz alle notwendigen, stets verschiedenen Bewegungen ausführt. Es sitzt nämlich tatsächlich im Innern des Ladens, und die Verkleinerung und plastische Wiedergabe ist durch ein Spiegelungsverfahren, das sogenannte Tanagrasystem, herbeigeführt. Wird hier die Zurschaustellung eines Menschen zu Reklamezwecken wenigstens noch durch einen sinnreichen Mechanismus gemildert, so fällt auch dieser Umstand fort bei einem andern Geschäft, das — ebenfalls in der Friedrichstraße — Correntatorrechenmaschinen verkauft. Diese Firma hält es nicht für nötig, einen kostspieligen Apparat anzuschaffen, sondern stellt kurzerhand ein junges Mädchen in das Schaufenster. Dieses Mädchen hat die Aufgabe, mit der einen Hand eine Rechnung an einer Correntatormaschine auszuführen und mit der andern Papptafeln zu zeigen, auf denen jeder der ausgeführten Handgriffe erklärt ist. Diese Vorführung muß es während der Hauptgeschäftsstunden ohne Unterbrechung wiederholen.

Ich möchte dem Reklamechef jener Firma vorschlagen, sich selbst oder seine Frau auch nur eine Viertelstunde lang in das Schaufenster des Ladens zu stellen. Jeder Mannequin hat gewisse Hemmungen zu überwinden, bevor er sich von den Damen des Berliner Westens und ihren Gatten betrachten läßt. Aber er hat doch immerhin die Aesthetik seines Körpers und seiner Bewegungen einzusetzen, und es würde niemandem einfallen, ihn als Kleiderständer in das Schaufenster zu stellen. Jenes Mädchen aber muß eine ermüdende mechanische Arbeit ausführen und dient außerdem dem Publikum der Friedrichstraße als sensationelle Attraktion, die sogar eilige Stadtreisende einen Augenblick lang aufhalten kann. Es ist nicht verhindert worden, daß der Mensch im modernen kapitalistischen Produktionsprozeß zu einem Maschinenteil degradiert wird: es muß aber verhindert werden, daß man ihn zu einem Reklameartikel

herabwürdigt. Eine Bureauangestellte als Schaufensterdekoration — das ist nicht nur Ausbeutung, das ist Mißbrauch.

Wenn man diese Auswüchse mit den schärfsten Mitteln bekämpfen muß, so gibt es andererseits auf diesem Gebiete Erscheinungen, deren plumpe Lächerlichkeit einen ernsthaften Kommentar unmöglich machen: Bekanntlich bringt die „B. Z. a. Mittag" täglich mehrere Seiten mit Inseraten aus der Automobilindustrie. Am Donnerstag, den 23. Juli, stand an der Spitze dieser Inserate schwarzumrändert die folgende Todesanzeige:

> Nach siebzehn glücklichen Jahren nahm mir der Tod am 21. Juli 1925 nach kurzem Krankenlager meine Frau
>
> Gertrud.
>
> Alfred Neumann jr.
> Automobile.
> Schöneberg, Badensche Str. 53.

Fürchtet Herr Neumann-Automobile, mit einem seiner Namensvettern verwechselt zu werden, wenn er die Art seines Geschäftes nicht hinzufügt? So setzt er denn die Automobile neben sein totes Mädchen im Schaufenster der „B. Z.", und das Geld, das er für eine Todesanzeige bezahlt, ist dann nicht ganz totes Kapital.

—

FILM

Das rote Signal

Nach vielen Wochen zum erstenmal sitze ich wieder im Kino und habe das Glück, einen jener Amerikaner zu erwischen, deren Technik

uns verblüfft und erquickt, deren Technik uns so konzentriert und hinreißt, daß wir vergessen im Kino zu sein, vergessen, was eigentlich dort in Schwarz-Weiß auf der Leinwand zum flachen Bild gequetscht vorüberstreicht.

Dieser ganze Film bereitet nur eine einzige große Szene vor: Auf einem einsamen Schienenstrang im amerikanischen Hochgebirge rollt ein losgekoppelter Güterzug rückwärts entgegen dem auf demselben Gleis herantobenden Expreß. Im gleichen Augenblick, als der Weichensteller im Urwald bei Gewittersturm den Güterzug gewaltsam zum Entgleisen bringen will, um den Expreß zu retten, kommt sein Knabe, um ihm zu sagen, daß seine Frau von einem betrunkenen Kollegen vergewaltigt wird.

Daß diese Eisenbahnaufnahmen, Entgleisung, Unwetter, Weichenstellerhaus regiemäßig, in Photographie, in Bewegung, in Schneiden und Kleben glänzend gearbeitet sind, ist bei einem amerikanischen Film selbstverständlich. Wie aber diese große Szene vorbereitet wird, mit Durchführung kleiner Themen, mit Bindungen und Verknüpfungen, mit realistischen Finessen, welche an die Theatertechnik Otto Brahms erinnern, das zeigt, daß die Amerikaner resolut weiterarbeiten, und daß sie ihre technische Fertigkeit immer mehr auch aufs Manuskript ausdehnen und auf die Charakterisierung von Einzelheiten.

Auffällig ist, was für seltsame Männertypen in solchen Filmen verwendet werden. Sie sehen gar nicht aus wie unsere Kinoschauspieler, sondern wie derbe, ungeschlachte Gesellen, die man gerade von ihrer Arbeit hereinholt, und spielen mit einem Minimum von Mimik, wie es auch unsere besten Kinoleute nicht vermögen. Hinwiederum wird das verkniffene grobschlächtige Gesicht des verbrecherischen Arbeiterkavaliers gemildert durch allerlei Kartenkunststücke und Zaubermätzchen, mit denen er sich und anderen die Zeit vertreibt. Kurz, ein Film, der eine Lehre ist für unsere Filmindustrie, ein Genuß für unser Publikum.

EIN DICHTER-BUDGET

Es hat sich eine L ü c k e n - g e s e l l s c h a f t gebildet. Zur Feier des 50. Geburtstages des Dichters Iwar von Lücken. Ein letzter Ueberlebender jener Bohème, die so ziemlich vollständig dem Rasiermesser der „Großen Zeit" zum Opfer gefallen ist, soll geehrt werden. Die Gründer versenden Aufruf und Statut, von denen wir hier die Hauptstücke folgen lassen. Seit langem wurde kein Klingelbeutel mit so fröhlichem Schellengeklirr geschwungen.

Ew. Hochwohlgeboren!

Daß wir uns an Sie wenden, zeigt, wie hoch wir Sie einschätzen. Wir glauben, daß Sie Geist genug besitzen, um ein einziges Mal in Ihrem Leben Ihrer Spießigkeit Herr zu werden, und fordern Sie deshalb auf, der Iwar v. Lückengesellschaft beizutreten.

Die Hauptaufgabe der Gesellschaft besteht darin, dem Jubilar sein bisheriges Leben weiter zu ermöglichen. Mit zunehmendem Alter verliert der Jubilar anscheinend etwas die Findigkeit, auf die bekannte Weise seinen Unterhalt zu erwerben. 50 Jahre lang ist es Lücken gelungen, ohne Beruf, ohne Tätigkeit von der Hand in den Mund in den Tag zu leben. Es besteht die Gefahr, daß uns auch

noch dieses letzte Ueberbleibsel aus den herrlichen Zeiten vor der großen Zeit verloren geht, denn von Lücken soll angeblich bei der Maenz angedeutet haben, daß er eine Stelle als Korrektor, Redaktionsleiter, Zeitungsträger annehmen werde. Denken Sie zurück, für welche Albernheiten Sie in den letzten Jahren Ihr Geld hinausgeschmissen haben: Kriegsanleihe, wertbeständiger Kunstbesitz, Valutawerte, Stinnes-Aktien usw. — Daran gemessen, wird diese Vereinsabgabe die kleinste und sympathischste Ihrer Dummheiten sein!

Stellen Sie sich vor, was für reine Geistigkeit sich in Lücken verkörpern muß. 50 Jahre wird der Dichter, ohne daß die Stadt München ihn zum Ehrenbürger ernennt. Selbst die Propagandastelle der Republik schweigt! Er wird nicht zum Ehrendoktor ernannt, noch ist sein Akt im Film „Kraft und Schönheit" zu sehen.

Lücken ist der letzte vornehme Europäer. Wer von den Zeitgenossen könnte sich rühmen, die edlen Eigenschaften des Ritters von der Mancha so lebendig zu verkörpern? Literaten, ehrgeizige Spießer, erscheinen neben ihm seine Zunftgenossen.

Nach Angaben des Dichters setzt sich sein monatlicher Verbrauch aus folgenden Ausgaben zusammen:

Miete	30,—	M.
für Löffelerbsen mit Speck täglich	—,50	„
Fahrgeld, um verlorene Manuskripte und sonstige bewegliche Habe beim Fundbureau abzuholen, täglich	—,30	„
zur Verlängerung der Pfandscheine monatlich	5,—	„
für Blumen und Minnedienst monatlich . .	10,—	„
zum Weiterverpumpen monatlich	20,—	„
Zusammen	80,—	M.

(Die Mittel zum Alkoholverbrauch, versichert der Jubilar, auf Grund seiner ausgedehnten Praxis selbst aufbringen zu können.)

Vereinsstatuten.

§ 1.

Andere Rechte und Pflichten, als zu zahlen, entstehen dem Vereinsmitglied nicht.

§ 2.

Die Gefahr, daß man durch Beitritt in den Verein von Lücken nicht mehr persönlich angepumpt wird, besteht nicht; im Gegenteil, dem Jubilar wird Gelegenheit gegeben werden, im Vereinsbureau alle Adressen einzusehen; es kann also auf Bevorzugung gerechnet werden.

§ 3.

Da vorauszusehen ist, daß an dem Verein in der Hauptsache sich ein paar arme Teufel beteiligen werden, sollen dieselben bei genügender anderweitiger Beteiligung zu Ehrenmitgliedern ernannt werden, womit sie das Recht erlangen, nur noch zum persönlichen Pump zugelassen zu werden. Wir hoffen, mit der Zeit eine exklusive, rein kapitalistische Gesellschaft zusammenzubringen.

§ 4.

Der Vereinskassierer Cassirer ist verpflichtet, selbst bei glaubwürdigsten Vorspiegelungen des Jubilars nicht mehr als die festgesetzte Tagesquote herauszugeben.

*

Als Gründer der Gesellschaft zeichnen u. a. Alexander Granach, Albert Ehrenstein, Paul Westheim, Oscar Kokoschka, Viktor Wallerstein, Heinrich George, Walter Hasenclever, Strawinsky, Elisabeth Bergner, Gerda Müller und Aenne Maenz (Gasthausbesitzerin).

ANEKDOTE

Eines Abends — es war noch vor dem Krieg — trifft Tristan Bernard Alexandre Duval. Der trägt eine wirklich bezaubernde Redingote, mit langen Schößen, auf Taille gearbeitet . . . bewunderswert in der Tat.

Tristan verhehlt nicht sein Entzücken:

— Welch herrliches Stück, Herr Duval! Und was für ein Stil ist das, wenn ich fragen darf?

Alexandre dreht und wendet sich kokett:

— Ihr Beifall freut mich. Es ist Empire . . .

— Empire, wirklich Empire? Ich hätte fast gesagt: Restauration!

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 31)

Diesem Heft liegt das Inhaltsverzeichnis des 1. Halbjahrs 1925 bei.

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48 Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Augustwoche

Die Verfassungsfeier der Reichsregierung war ein Fest der Aemter und Amtspersonen, steif und langweilig, wie es nur ein Schulaktus in der gepeinigten Erinnerung freiheitslüsterner Gymnasiasten sein kann. Der Königsplatz war leer; nur an den blauen Polizeibändern entlang standen Zuschauer, Hurrarufer, die immer noch nichts Schöneres wissen als den Paradeschritt einer Kompagnie und den Blick die gerade Front entlang, wo das Kommando „Richt Euch" genügt, um alle einschwenken zu lassen. Aber dieser Mangel an Beteiligung ist kein Beweis, daß die Republik nicht populär wäre. Unpopulär ist nur die Regierung. Auch wenn sie ihre Veranstaltung weniger streng abgesperrt hätte, wäre sie mit den Ihren unter sich geblieben. Der Festredner war kein Oberbürgermeister, sondern nur ein Studienrat namens Platz, dessen wohlgeformte Sätze so sehr an die Musterbeispiele aus dem Ploetz erinnerten, daß man an einen Druckfehler auf dem Programm glauben mochte, besonders da man hörte, daß der Herr französischen Unterricht gibt. Aber Platz ist eigentlich doch der bessere Name — die Anonymität des deutschen Bürgers, der auf dem Boden der Tatsachen steht, ohne ihn zu begreifen. Platz — das vieldeutige Wort ist der Gattungsname für diese ganze Rechtsrepublik, die für sich selbst nicht einmal auf Sieg zu setzen wagt. Herr Platz hätte gar nicht von der Jugend zu reden brauchen, die er aus den Unterrichtsstunden zu kennen meint: seine hagere Kälte, sein eintöniges Pathos legten über alle das Gefühl, als säßen sie in Gesangsaal oder Aula ihrer alten Schule, als hielte ein Herr Lehrer die Festrede, die nicht auf die Hörer und die Feierstunde, sondern auf die Leser einer Beilage zum nächstfälligen Schulprogramm berechnet war. Lesen mag sich dieser Versuch, den Pelz der Republik zu waschen, ohne die Verfassung naß zu machen, spannend wie die Beschreibung eines equilibristischen Aktes. Zu hören waren all diese „hier

nun — weithin — vielfach — nicht ganz — in etwa — irgendwie — freilich — jedoch — durchaus" recht schmerzlich. Kein Wunder, daß das Deutschlandlied hernach im Trauertempo gesungen wurde und nicht einmal die Posaune ein anderes Zeitmaß in die ermüdete Masse blasen konnte. Draußen in der Sonne knallte dann der Präsentiermarsch; Einigkeit und Recht und Freiheit überrasselte der Trommelwirbel — aber dahinter stand ein Tausendstel höchstens der Menschenmenge, die am Sonntag draußen in Treptow beim Reichsbanner war. Die republikanische Mehrheit ist in Bildung, nur nicht auf dem Königsplatz. Die Staatsgewalt, die durch die Schuld der Wähler heute über das Volk weggeht, wird wieder, wie es in der Verfassung heißt, vom Volke ausgehen.

Das Reichsbanner hat seinen vielen Triumphen einen neuen hinzugefügt. Mitten in der tragischen Stunde, wo die drei Parteien, die es stützen, im Parlament jede für sich eine eigene und für die beiden anderen gleich ärgerliche Politik treiben und vom Volksblock der Präsidentenwahl nichts mehr übrig ist, hat es die Massen auf die Beine gebracht, das Volk bewegt, die Jugend begeistert, dem Alter Hoffnung gegeben, und Hunderttausende haben Hunger und Durst vergessen, um sich einmal wieder in ihrem Staate zu Hause zu fühlen. Der beste Beweis dafür, daß es noch andere Kräfte in diesem Staate gibt, als nur die in den vorgeschriebenen Bahnen der Staatsmaschine wirkenden. Die Parteien leben nur noch von dem Monopol, wie sie es sich im Wahlgesetz geschaffen haben. Ihre Kundgebungen sind leer oder spärlich besucht; man denke nur an die Zolldemonstration der Sozialdemokraten. Das Reichsbanner lebt, obschon es noch nichts erreicht hat, was innerhalb der bestehenden staatlichen Ordnung bemerkbar geworden wäre. Es lebt trotz der Justiz, trotz gesellschaftlichem Boykott, trotz der Reichsregierung, trotz tausendfachem, offenem und geheimem Widerstand. Es dehnt sich als die eiserne Klammer um alles, was in Deutschland links steht — und die Klammer ist größer als der Linken zerrissenes und zerstörtes Material. Nur zweierlei muß das Reichsbanner allmählich noch besser machen. Es muß dreister und dringender auf den Staatsapparat einwirken, mit seinen Millionen Mitgliedern durch Parlament und Presse schärfer auch in aktuelle Probleme hineinfassen. Dann wird es sehen, daß politischer Mut gerade die meistumstrittenen Schwierigkeiten leichter macht, daß Entscheidungslust eint statt trennt. Außerdem muß es seine Eigenart kräftiger ausbilden. Da es (und wenn es) nun einmal auf Einförmigkeit, Exerzieren und Gehorsam Wert legt, muß es darein seine ganze Kraft setzen. Die Feier des Verfassungstages zerlief besonders morgens in den einzelnen Bezirken. Dem Massenaufmarsch fehlte das zusammenfassende, zupackende Kommando. Die

Befehlstechnik ist meist mangelhaft. Das Wesentliche kurz und klar zu kommandieren, der Vielfall zur Einheit, der Vielgestalt zur straffen Form zu helfen, gelingt noch nicht. Da könnte das Reichsbanner noch bei der Reichswehr in die Lehre gehen. Hat es darin Erfolg, dann werden künftig seinen Kolonnen, seinen Fahnen und Fanfaren auch die nachlaufen, die jetzt noch mit dem Wachregiment der Reichswehr in die verschlafene Vergangenheit zurückstolpern wollen.

Während die Einsichtigen aller Länder an der ganzen Weltfriedensregelung vor allem beklagen, daß die Zahl der europäischen Staaten nicht verkleinert, sondern vergrößert worden ist, während sie sich klar darüber sind, daß das Heil Europas in der Vereinheitlichung von Staatensystemen liegt, die, in der Zeit der Postkutsche und spärlichster Bevölkerung entstanden, in der Zeit der Luftfahrt und engster Bevölkerungsdichte bereits ihren Sinn verloren haben — während jede vernünftige Idee also nach Zusammenfassung von noch Getrenntem strebt, sind die Ideale einiger Mumien der Politik gerade umgekehrt darauf gerichtet, sogar schon Vereintes noch zu zerschlagen. Der höchsten Potenz unseres heimischen Patriotismus, dem preußischen Junkertum, ist schon Deutschland ein bißchen zu weitläufig. Preußen — da sollten eigentlich die Grenzen aufhören! „Schon seit Jahrzehnten waren die Kräfte des Umsturzes am Werk: mit der Gründung des Reiches wurde der preußische Geist verfälscht", so klagt die „Kreuzzeitung" am 6. August. Und sie endet mit dem Bekenntnis und Appell: „Borussia necesse est, Germania non necesse!" Man wird künftig also auch Bismarck zu den Novemberverbrechern rechnen müssen! Ja, wenn man genauer zusieht, wird man vermutlich entdecken, daß sogar in Preußen Gebiete enthalten sind, die den preußischen Geist bereits verfälschen, und daß man eigentlich sagen sollte: „Pommerania necesse est, Borussia non necesse!" Auf diese Weise kommen wir dahinter, was eigentlich wahre staatsbildende Fähigkeit ist. Sie besteht offenbar darin, die Welt in Dörfer aufzuteilen. Das autonome Dorf ist das Endziel politischer Entwicklung.

Obstruktion im Reichstag. Gilt es Bresche zu legen in ein System oder ein „Bis hierher und nicht weiter!" zu gebieten? Nein, diese Opposition gebärdet sich nicht so wild, um zu demolieren. Hoffnungslos in die Ecke gezwängt schreit sie, nur um kundzutun, daß sie überhaupt noch lebt. Wohin ist unser Parlamentarismus geraten? Die Mehrheit schreitet geruhig über die

sachlich und intellektuell weit stärker fundierte Argumentation der Minderheit hinweg; sie stimmt deren Anträge nicht etwa nieder, sie läßt sie erst gar nicht zur Abstimmung gelangen. Die parteipolitische Isolierung hat ihren höchsten Grad erreicht. Keiner hört den andern, keiner will den andern hören! Jede Fraktion ist eine Insel ohne Passage zur benachbarten. Die Redner werden zu Monologisten. (Mit Recht apostrophierte ein Sozialdemokrat kürzlich das Hohe Haus mit „Werte Fraktionskollegen!") Der übrige Parlamentarismus wickelt sich in den Kommissionen, in den Kouloirs, im Restaurant ab. Ein Beispiel, wohin das führt: Der Abg. Brüning, Sprecher des Zentrums, reagiert auf einen sozialdemokratischen Angriff. So überscharf, daß der Zwischenruf fällt: „Das ist das Ende des Volksblocks!" In Wahrheit aber lag die Sache so: der Abg. Brüning, als Horchposten im Saal verblieben, erzählte seinen Freunden draußen Schaudererregendes von einer Rede des Abg. Dr. Hertz, worauf er das Mandat erhielt, entsprechend zu antworten. Wie das Herr Brüning besorgte, der zum rechten Flügel und zur engeren Gefolgschaft Stegerwalds zählt, ist bekannt. Es ist kein Wunder, daß diese Taktik der Isolierung sich schließlich nicht nur in Gereiztheiten und Hysterien auslöst, sondern daß sich auch, rein praktisch, Mißverständnisse von schwerwiegenden politischen Folgen ergeben können. In der Tschechoslowakei hat die Majorität die freundliche Sitte eingeführt, den deutschen Rednern überhaupt nicht zu antworten; man läßt die Deutschen sich in ohnmächtigen Zornesausbrüchen erschöpfen. Nun beginnt man auch bei uns die Opposition zu behandeln wie die nationalen Minoritäten in den Sukzessionsstaaten. Bei dem Sturm um die Zollvorlage verglich der Abg. Breitscheid das Vorgehen der Kompromißparteien mit dem der Entente. In der Tat, das methodische Totschweigen, die gespielte Indifferenz, das hartnäckige Hinwegsehen über alle Beschwerden und Einwände, das stets vorher fertige Urteil — es ist alles ebenso wie in Tagen Clemenceaus und Poincarés. Nur, daß es nicht gegen eine andere Nation geht, sondern gegen Volksgenossen.

Das Optantenelend bewegt noch immer die Gemüter; und obwohl man immerhin schon in Betracht zieht, daß die Insassen des Schneidemühler Lagers nur aus Angehörigen einer Schicht bestehen, deren Lebensverhältnisse auch vorher ziemlich elend waren, für die also der Kontrast nicht so grauenhaft ist wie für den besichtigenden Reporter, ist das Mitgefühl, mit Recht, nach wie vor rege. Ganz leise ist hier schon angedeutet worden, daß die staatliche Frage indessen vielleicht doch anders liegt als die menschliche. Nun wird von einer Seite, die in nationaler Hinsicht sicher-unverdächtig ist, der Tatbestand ohne Umschweife zugegeben.

In der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ vom 9. August finden wir an leitender Stelle einen Bericht aus Polen, in dem klipp und klar zu lesen ist:

> „Hier muß nun mit aller Deutlichkeit gesagt werden, daß vom Standpunkt des hiesigen Deutschtums, aber auch dem Deutschlands allgemeiner Belange das Optieren nicht als eine patriotische Tat angesehen werden kann. Genug ist von unserer Seite gewarnt worden. Wenn es auch aus einer gewissen Gemütseinstellung begreiflich ist, daß der junge Deutsche nicht im polnischen Heer dienen wollte . . .“ usw.

Man braucht diesen Worten keine Erklärung beizugeben. Sie genügen, einen gewissen gedämpften Trommelklang der amtlichen Seelen zu motivieren.

Eine englische Forscherin hat auf Grund einer gründlichen Untersuchung festgestellt, daß die Väter der meisten genialen Engländer bei der Geburt ihrer Söhne älter waren als 35 Jahre. Wohlgemerkt, es handelt sich dabei nicht um Genies der Tat, sondern um Genies des geistigen Schaffens. Die Folgerungen aus diesem Tatbestand sind kaum abzusehen. Die ungeheuer wichtige und heiß umstrittene Frage von der Vererbung geistiger Eigenschaften taucht auf. Es liegt ganz nahe, zu vermuten, daß die größere geistige Potenz, der größere Fonds an Erkenntnissen, der im Denken eingespieltere Apparat des älteren Mannes dem von ihm erzeugten Kinde gleich bei der Geburt ein vollkommeneres, leichter funktionierendes Denkinstrument mitgibt. Es ist eine mühselige Arbeit, Geburtsdaten der Väter großer Männer zu suchen. Immerhin ergibt ein Blick ins Konversationslexikon folgendes Interessante: Goethes Vater: 39 Jahre; Mozarts Vater: 37 Jahre; Bachs Vater: 40 Jahre; Schillers Vater: 36 Jahre bei der Geburt des Sohnes. Stimmt dieses Gesetz nur halbwegs, dann entsteht für den Eugeniker ein hartes Dilemma. Aber abgesehen davon wäre zu erwägen, ob die Verhältnisse der modernen Gesellschaft der Aufzucht des Genies nicht geradezu hinderlich sind. Dadurch, daß das Einkindersystem immer mehr zur Regel wird, werden die meisten Kinder in der ersten Hälfte der Dreißigerjahre des Vaters (wenn nicht gar noch früher) geboren. Zweit- und Spätergeborene gibt es fast nicht. Es werden zwar durch die Wirtschaftsnot zahlreiche Männer gezwungen, später zu heiraten. Aber die Gesamtsumme der spät gezeugten Kinder ist sicher kleiner als früher. Damit ist — immer die Richtigkeit der Feststellung vorausgesetzt — die Wahrscheinlichkeit der Geniebildung verringert. Wir gehen also einem Zeitalter der Durchschnitts- und Tatmenschen entgegen. Sollte man die Anfänge dieser Aera nicht jetzt schon spüren?

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

DIE VERSCHLAMMUNGS-GESETZE

Das Dawes-Gutachten, das eine Abgabe und eine Geld- und Güterbewegung von maximal 2500 Millionen Mark jährlich regelt, ist Deutschlands „wirtschaftliche Bibel“ genannt worden.

Wenn man diesen Ausdruck akzeptiert, wird man für die Steuer- und Zollgesetze, die soeben den Reichstag passiert haben, überhaupt keine angemessene Charakteristik mehr finden. Denn unmittelbar regeln sie Abgaben, die schon nach den allzu niedrigen Schätzungen des Reichsfinanzministeriums über 6000 Millionen jährlich hinausgehen, nach richtigeren der Opposition über 7000 Millionen. Mittelbar unter Hinzurechnung der den Ländern und Gemeinden eingeräumten Zuschlagsrechte, beläuft sich die Summe sogar auf mehr als 11 000 Millionen. Und was schließlich die Güterbewegung anbelangt, die das Spezialobjekt nicht der Steuer-, sondern der Zollgesetze ist, so gibt man am besten überhaupt keine Ziffer, sondern begnügt sich mit der Feststellung, daß schlechthin die ganze deutsche Produktion und der ganze deutsche Handel dieser Regelung unterliegt.

Es wäre ein Beweis von Reife und es wäre auch ein großer Vorteil gewesen, wenn ein Gesetzgebungswerk von so außerordentlicher Bedeutung, eine Wirtschaftsbibel in der dritten Potenz, die öffentliche Meinung stärker beschäftigt hätte als es tatsächlich der Fall gewesen ist. Es wäre richtig gewesen, die Bevölkerung beizeiten darüber zu belehren (und es ist anzunehmen, daß sie bei ausreichender Belehrung auch verstanden hätte), daß die Reichweite und die Folgen dieser unserer eigenen, umfassenden Wirtschaftslegislatur bei weitem größer sein werden, als das Gebiet und die Konsequenzen jener Teillegislatur, die wir vor einem Jahr von außen her empfangen haben. Da die Mobilisierung des öffentlichen Interesses aber ganz ungenügend und schwächlich war und da sich bis zum Augenblick der letzten Reichstagsstürme auch spontan nicht ein Bruchteil jenes Interesses einstellte, mit dem seinerzeit die Dawes-Auseinandersetzung verfolgt worden ist, standen die wenigen entschlossenen Vorkämpfer der Opposition von vornherein auf verzweifeltem Posten. Sie standen gegen eine Regierung, deren muskulöse Energie an sich Bewunderung verdient; sie standen gegen eine parlamentarische Majorität, deren Ziel und Taktik schon einheitlich festgelegt war, als man auf der Gegenseite erst langsam aufzuwachen begann; sie standen gegen einen vielfach überlegenen publizistischen Apparat. Was konnte dagegen nur mit dem Mittel des Wortes, das in Fluten gegnerischer Worte verhallte, ohne die psychologische Hilfe, die eine kraftvoll fühlbare Volksmeinung selbst dann gewährt, wenn sie im Parlament nur von einer Minderheit vertreten wird, was konnte, gehemmt sogar noch durch innere Gegensätze dieser Minderheit,

zu erreichen erhofft werden? Ja, was konnte überhaupt von dem Augenblick an noch erhofft werden, in dem die Regierungsentwürfe bereits vorgelegt wurden, was war vernünftigerweise noch zu erreichen, nachdem in der Ausarbeitungsperiode alle weitsichtigeren Versuche, das Interesse der Oeffentlichkeit und der Parlamentarier schon damals, im status nascendi, aufzurütteln, so gut wie ergebnislos geblieben waren, und die Referenten gar keine anderen Bemühungen zu sehen bekommen hatten, als die der Interessenten? Seit Jahr und Tag wußten wir wenigen, daß nicht nach, sondern vor Einbringung der Vorlagen das Haupttrennen zu laufen sei, daß die Vorlagen durch das Schwergewicht, das einem fertigen Entwurf und einem festgelegten Regierungsstandpunkt nun einmal innewohnt, bereits drei Viertel der Entscheidung bedeuten würden, und daß die Opposition, wenn sie jede „Bewegung“ bis dahin vertage, sich selbst von vornherein in eine äußerst schwache Defensivrolle hineinmanövriere.



Reichsfinanzminister v. Schlieben

Darum bemühten wir uns schon im Sommer vorigen Jahres, sowohl für die Steuer- wie für die Zollfragen die Köpfe mobil zu machen, und hielten es für einen trostlosen Zustand, daß die Parole nirgendwo aufgenommen wurde, und daß von der Unentschiedenheit und Faulheit — jawohl, der offenbaren primitiven Faulheit fast aller Parlamentarier, die dafür in Betracht kamen, nur immer die Antwort zu erhalten war, daß man doch erst einmal abwarten wolle, was die Regierung vorschlage.

Nun, die Regierung, das muß man zugeben, war weder faul noch unentschieden. Sie arbeitete umsichtig und angestrengt und wählte die Termine der Publikation mit großem taktischen Geschick. Im Februar ließ sie die Steuergesetze aus dem Sack, im Mai die (wichtigeren) Zollgesetze. Jetzt aber kam man überhaupt nicht mehr zu Atem. Hier peitschte der unabweisbare Kassenbedarf, dort peitschten die Notwendigkeiten der Handelsvertragsverhandlungen; Wochen gingen hin, bis in aller Eile auch nur die dürftigsten sachlichen Unterlagen zur Kritik und zu Gegenanträgen herbeigeschafft waren; und obwohl der Steuerkampf schließlich doch sechs Monate, der Zollkampf drei Monate dauerte, gab

es dennoch keinen Augenblick, in dem nicht die Regierung allein den Gang, den Umfang und das Tempo der Verhandlungen diktiert hätte. Man war in der Lage einer Armee, die ohne Equipierung und ohne Plan überraschend von einem brillant gerüsteten Gegner angegriffen wird und die nun, während sie schon kämpft, die versäumte Vorbereitung nachholen muß. Es wird da vermutlich in keiner Beziehung sehr Imposantes herauskommen; die Niederlage ist ziemlich gewiß; und weil jeder fühlt, daß sie gewiß ist, ist sie tatsächlich nur noch um so gewisser. Als ich im Herbst vorigen Jahres, also lange vor der parlamentarischen Kampagne, vor einem Kreis von Politikern über die Frage der Steuerüberlastung sprach — und die Ueberlastung ist ja die eigentliche Crux auch der neuen Gesetze — und als ich auf die Notwendigkeit hinwies, dem bestehenden System, ehe es auf die Dauer stabilisiert werde, beizeiten in Angriffspositur, einen geschlossenen eigenen Reformentwurf entgegenzusetzen (also voranzugehen, nicht auf die Regierung zu warten und dann, nachträglich, zu kritisieren), da sagte mir ein bekannter Parlamentarier: „Sie haben ja recht, aber da ist ja doch nichts zu machen! Wir können ja doch niemals was erreichen!“ In solcher Laune wird kein Weib gefreit; und wenn heute, nachdem die Niederlage endgültig geworden ist, nur von den Sünden und Brutalitäten der Regierung und ihrer Mehrheit geredet und alle Verantwortung auf sie geschoben wird, so ist das — wie immer, wenn alle Schuld nur beim Gegner gesucht wird, — ein Fehler und eine intellektuelle Gefahr. Auch auf unserer Seite gibt es ein Sündenregister. Wir haben ohne Zwang das, was man im Schachspiel „das Tempo“ nennt, unseren Gegnern überlassen. Wir haben „das Gesetz des Handelns“ ihnen zugespielt. Wir haben nicht mit allen Trümpfen gearbeitet, und unsere Opposition war nur in Einzelheiten konstruktiv, im Großen beschränkte sie sich auf Verneinung. Es wäre ein Wunder gewesen, wenn sie zu wesentlichen Erfolgen geführt hätte, ein Wunder, das nur dann hätte eintreten können, wenn die Majorität selbst einem derart ungefährlichen Defensivwiderstand gegenüber die Nerven verloren hätte. Das ist nicht geschehen, Dr. Luther hat anscheinend überhaupt keine Nerven, er ist, was Willen und Kraft anbelangt, der bestausgestattete deutsche Kanzler seit vielen Jahrzehnten. Und so konnten wir schließlich in Grund und Boden gestimmt werden.

Das Eingeständnis, daß wir mit falschen Methoden gekämpft, ändert natürlich nichts an der anderen Tatsache, daß unsere Gegner die falschen Ziele vertraten. Sie haben nichts erreicht, als daß die maßlose Steuerextraktion des Jahres 1924/25, die nur eine Erscheinung des ersten Uebergangsjahres hätte sein dürfen, mit ganz geringfügigen Aenderungen jetzt verewigt worden ist. Sie haben nichts erreicht, als daß ein „lückenloses“ System von Schutzzöllen nicht nur auf Fertigwaren, sondern auch auf Roh- und Halbstoffe,

nicht nur auf Verbrauchs-, sondern auch Bedarfsgüter, das gesamte inländische Preisniveau weiter steigern, die Exportfähigkeit weiter beeinträchtigen und die innere Kaufkraft weiter dezimieren wird.

Wie sie überhaupt dazu kommen konnten, sich für eine solche Regelung zu enthusiasmieren, ist mindestens in bezug auf die Steuergesetze fast rätselhaft.

Man kann verstehen, daß die Regierung selbst aus Bequemlichkeits- und Sicherheitsgründen sich für eine möglichst große Kasse einsetzte, besonders, da durchgreifende Ersparnisse auch sehr weitläufige und politisch schwierige Aenderungen der Verwaltungsorganisation, bis hinunter zu den Ländern und Kommunen, erfordert hätte. Daß aber die Mehrheitsparteien diesem Wunsch der Regierung nachgaben, ist unerklärlich; denn zahlen müssen schließlich ja auch diejenigen, deren ökonomische Sachwalter sie sind; noch mehr: gerade aus diesen Kreisen sind die Klagen über die Steuerlast am lautesten vernehmbar; und obwohl die Verteilung der Last in Einzelheiten unsozial geblieben ist und den besitzlosen Klassen ein relativ höherer Anteil zufällt als den besitzenden, wird doch auch von diesen letzteren per saldo noch immer mehr gefordert als bei einer peinlicheren Regelung notwendig wäre.



Staatssekretär Dr. Popitz

Die einzige Erklärung ist, daß es sich um ein Tauschgeschäft handelte; die Regierung wird wahrscheinlich erklärt haben: Gebt ihr uns nicht die Steuern, so geben wir euch nicht die Zölle; und die Parteien werden geglaubt haben, daß das Plus, das sie aus den Zöllen empfangen können, immer noch höher zu bewerten sei, als das Plus, das sie mit den Steuern verschenken.

Aber auch dieser Gedankengang entspricht nur einer Täuschung. Denn das Groteske des ganzen Vorgangs ist, daß die Herrschaften sogar ihren eigenen Nutzen wieder einmal ganz und gar nicht verstanden haben, und daß sie die Zölle, die sie jetzt als einen Vorteil mindestens für sich selbst betrachten, nach einiger Zeit auch von ihrem egoistischen Standpunkt aus verfluchen werden.

Wir haben eine solche erstaunliche Täuschung über die eigenen

Interessen, wenngleich man sie immer wieder für unmöglich hält, leider Gottes ja nicht zum ersten Male erlebt. Man hielt es für eine Förderung eigner Interessen, jeden Friedensschluß ohne Briey und Longwy zu bekämpfen, und stand schließlich gerade dadurch armseliger da als je zuvor. Man hielt die Inflation für ein Mittel, großartig zu verdienen, und muß jetzt erkennen, daß sogar die exorbitantesten Verdiener nichts anderes getan haben, als sich ihr eigenes Grab zu graben. Warum soll man sich nicht auch über die Zölle ebenso täuschen? Wir würden sie bekämpft haben, selbst wenn sie ein taugliches Mittel wären, die eine Volksschicht auf Kosten der anderen zu saturieren. Aber in Wahrheit sind sie nicht einmal das; sogar die vermeintlichen Gewinner werden geschädigt, vermutlich furchtbar geschädigt werden. Die Politik der Mehrheit war also doppelt falsch: sie richtet sich diesmal nicht nur gegen diejenigen, deren Leben verteuert wird, sondern auch — wie die Wissenschaft diesmal fast einhellig nachwies — gegen diejenigen, die noch glauben, von höheren Preisen zu profitieren. Und man kann sagen, daß gerade diese Doppelseitigkeit des Irrtums schließlich noch das größte Moment der Hoffnung darstellt; denn da die Zollgesetze (anders als die Steuergesetze, die für eine „relative Ewigkeit" gelten sollen) zunächst nur für zwei Jahre erlassen sind, ist mit einer vernünftigen Umgestaltung nach diesem Termin vielleicht um so eher zu rechnen, je mehr sich zeigt, daß es in ihrem Wirkungsfeld nicht einmal Oasen geben kann.

Was in diesen zwei Jahren freilich zugrunde gerichtet werden kann, ist unabsehbar — namentlich, wenn man bedenkt, daß der Regierung eine (verfassungswidrige) Ermächtigung erteilt worden ist, die Tarife ohne Zustimmung des Reichstags notfalls auch noch zu erhöhen, und daß sie, wenn üble Folgen sich einstellen werden, möglicherweise von dieser Ermächtigung auch Gebrauch machen wird, unter der Annahme, es sei des Guten noch nicht genug geschehen. Was zugrunde gerichtet werden wird, ist die deutsche Konkurrenzfähigkeit. Sie ist ohnehin nur noch gering, und die Ursache ist großenteils eine technisch organisatorische Rückständigkeit der Anlagen, deren Behebung wieder durch den Kapitalmangel verhindert wird. Aber der Kapitalmangel wird nicht behoben, wenn man fortfährt, der Wirtschaft jährlich über 11 Milliarden für öffentliche Zwecke zu entziehen, gegen noch nicht 5 Milliarden im Frieden. Er wird nicht behoben, wenn man das breite Publikum des Inlands, indem man den ganzen Preisstand steigert, noch stärker in seiner Kaufkraft beengt. Und die Konkurrenzfähigkeit wird nicht erhöht, wenn man der Konkurrenz den Zutritt versperrt und so jeden unmittelbaren Zwang zur Anstrengung fernhält. Das alles und tausend andere Details sind Tag für Tag von der Opposition wiederholt worden, wir haben immer wieder gesagt, daß wir, infolge der Valutaverhältnisse, jahrelang eigentlich bereits einen Schutzzoll gehabt haben, der aber dennoch nicht zur Erhöhung,

sondern zur Verminderung unserer Leistungsfähigkeit geführt habe, und daß schon diese Erfahrung zu der Schlußfolgerung berechtige, auch die neue Schutzmauer werde keine erziehende, sondern nur eine verziehende Wirkung haben. Es hat alles keinen Eindruck gemacht, und so werden wir denn das Experiment durchleben müssen. Ich will hoffen, daß wir unrecht behalten, aber ich glaube, die Belehrung wird nicht viel weniger drastisch sein als die Belehrung, die im letzten Jahr über die Vorteile einer Inflation erteilt worden ist.

Dem Preisabbau, den Dr. Luther für den 1. Oktober ankündigt (unter dem für solche Zwecke rühmlichst bekannten Druck der Reichsregierung auf die Verbände), sehen wir jedenfalls mit äußerster Spannung entgegen. Wir haben bisher nicht gewußt, daß sich, wenn man 30 v. H. auf eine Zahl draufschlägt, ein Resultat von minus 30 v. H. ergibt. Aber im Land der Dichter und Denker ist vielleicht auch das möglich. Hier ist es vielleicht auch möglich, daß ein Export, der wegen überhöhter Preise schon bisher daniederlag, mit noch höheren Preisen ins Blühen kommt. Hier ist es schließlich vielleicht möglich, daß eine Bevölkerung, die schon bisher kaum mehr als ihren minimalsten Lebensbedarf befriedigen konnte, nach einer nochmaligen Verteuerung dieses Minimums mehr andere Güter kaufen kann als bisher. In einem normalen Lande würde das alles freilich widersinnig sein, und die Wirtschaft würde nur noch hoffnungsloser verschlammen. Dr. Luther, sein Schlieben und Schliebens Popitz, sein Neuhaus und des Neuhaus Trendelenburg haben das Gegenteil versprochen. Sie haben jetzt ihr Rhodos, nun wollen wir sehen, wie sie uns springen machen.

L. PERSIUS
Kapitän zur See a. D.

DIE BRITISCHE FLOTTENAUFRÜSTUNG

„Die erste Bedingung für die Sicherheit Englands ist, den Admiralen Disziplin beizubringen. Die Admiralität hat die Rolle eines Staates im Staat eingenommen. Das ist äußerst beunruhigend." So sprach Mac Donald im Unterhaus am 29. Juli gelegentlich der Flottendebatte. Er, wie Lloyd George und Sir John Simon bekämpften die Forderung des Lords der Admiralität, des Admirals Bridgeman auf neue Kreuzer. Vergeblich. Der Antrag der Opposition, den Marineetat aus außenpolitischen und steuerpolitischen Gründen herabzusetzen, wurde mit 267 gegen 140 Stimmen abgelehnt. Was sich jetzt in England abspielt, ist symptomatisch, kennzeichnet die neue chauvinistische Strömung, die nicht nur in Großbritannien, nein, fast aller Orten Platz greift. Nach dem Kriege war die Menschheit sich einig, daß der Frieden gesichert werden sollte durch Schiedsgericht und Abrüstung. Gar zu geschwinde wurden die Lehren des vierjährigen Massenmordens

vergessen. Fast überall dominieren die Militärs und die Mariniers, die pazifistischen Bestrebungen werden unterdrückt, zu erneutem Wettrüsten wird angetrieben.

Die Flottenabrüstungskonferenz zu Washington — Februar 1922 — wurde von manchem Friedensfreund als ein Lichtblick, als der Beginn einer neuen Epoche willkommen geheißen. Tatsächlich wurde dort eine Verminderung des Bestandes der Flotten an Großkampfschiffen erreicht. Aber der Fachmann wußte, daß dies Uebereinkommen nur zustande kam aus — technischen, nicht aus pazifistischen Gründen. 1918 waren die britischen und nordamerikanischen Autoritäten ratlos, welchen Kriegsschiffstyp zu bauen sie anempfehlen sollten. Das Unterseeboot hatte bewiesen, daß die Monstrelinienschiffe und Kreuzer nutzlos seien. Während der vier Kriegsjahre hatten diese kostspieligen Riesenschiffe fast dauernd untätig an ihren Bojen in den schützenden Häfen gelegen, aus Sorge vor den deutschen U-Booten. Die Autoritäten wagten nicht, dafür zu plädieren, von jetzt an nur noch unterseeisch operierende Fahrzeuge zu konstruieren. Mit solch einschneidendem Vorgehen hätte sich verknüpft die Ausrangierung nahezu aller anderen Kriegsschiffstypen. Und dennoch wäre dies Verfahren, wie es nun auch in einem offiziellen nordamerikanischen Bericht vorgeschlagen wird, richtig gewesen. Die leitenden Stellen der Admiralität, deren Hirn ausgetrocknet war, denen kein rettender Gedanke kam, griffen daher die Aufforderung des amerikanischen Präsidenten, über eine allgemeine Flottenabrüstung zu beraten, freudig auf.

In Washington wurde, das soll nicht bestritten werden, mancherlei erreicht, besonders hinsichtlich der Befriedung des Stillen Ozeans, aber marinetechnisch wenig, was in Einklang zu bringen wäre mit den hochgespannten Erwartungen vieler. Wohl wurden Zahl und Größe der Linienschiffe beschränkt, aber keine Einigung kam zustande über den Bau von Kreuzern, Torpedo- und Unterseebooten, den von Hilfsschiffen, wie Flugzeugmutterschiffen u. a. m. So war das Resultat, daß sich die Admiralitäten mit Inbrunst auf die Ausgestaltung der kleinen Typen warfen.

Bei der Lektüre der Debatten über die Kreuzerneubauten im Unterhaus erkennt man, daß der Marinismus dort großartig gedeiht. Die Admirale vertreten ihren Etat mit Argumenten, die an die Zeiten erinnern, als Herr v. Tirpitz im Reichstag mit Verve und manchem Geschick die autoritätsgläubigen Abgeordneten zu überzeugen und ihren anfänglichen Widerstand zu überwinden verstand. Der Lord der Admiralität jonglierte mit unrichtigen Stärkezahlen, mit unrichtigen Angaben über das Material fremder Staaten usw. Wenn er z. B. äußerte, daß Nordamerika zehn Kreuzer besäße, die mit einer Geschwindigkeit von 35 Knoten ausgerüstet seien, so ist das — sagen wir — sehr optimistisch dargestellt, um

die eigene Forderung nach überraschen Schiffen zu rechtfertigen.

Anerkannt muß werden, daß die Opposition schärfste Worte fand für die unverantwortliche Kriegstreiberei der Admirale. Diese siegten jedoch im Bunde mit der an der Waffenherstellung und dem Kriegsschiffbau interessierten Industrie. Mit Recht wurde ihnen und der Regierung entgegengehalten, sie hätten keinen Sinn für das allgemeine Wohl, dächten nur an ihre Taschen. Angesichts des Wettbewerbs und der ungünstigen Handelsaussichten sei es Wahnsinn, ein Flottenbauprogramm vorzulegen, das nicht für die Sicherheit des Landes aufgestellt sei, sondern das im Gegenteil nur neuem Wettrüsten den Weg wiese und damit das Mißtrauen unter den Völkern schüre.

Auch der Neutrale wird sich vergeblich bemühen, Rechtfertigung für die recht erhebliche Flottenaufrüstung zu finden. Man fragt, „welche Faktoren machen den Bau von Kreuzern notwendig — ganz abgesehen von der technischen Unzweckmäßigkeit des Typs?“ Will die britische Admiralität das Volk glauben machen, das britische Imperium sei durch die Vereinigten Staaten bedroht, oder Japan könne die Union angreifen, der dann die Flotte unter dem Union-Yack zu Hilfe eilen müssen? Diese Möglichkeiten wurden im Unterhaus ad absurdum geführt. Endlich, in die Enge gedrängt, gestand der konservative Abgeordnete Admiral Sueter ein, daß das französische Unterseebootsbauprogramm bedrohlich sei; es wäre unerträglich, daß ein früherer Alliierter England die Pistole auf den Kopf halte. Leider wurde dem phantasievollen Admiral nicht geantwortet, daß das französische Programm eben vorläufig nur ein Programm, auf Papier, sei, und daß nach den bisherigen Erfahrungen es höchst wahrscheinlich so bleiben würde. Frankreich hat kein Geld für Kriegsschiffsbauten, und wird es in absehbarer Zeit nicht haben. Und ferner, daß U-Boote nicht von Kreuzern bekämpft werden können, von dem Typ, für dessen Bau die Admiralität jetzt vom Unterhaus Geld fordert. Zur Verteidigung gegen Unterseeboote werden U- und Torpedoboote, U-Bootsjäger, Flugzeuge usw. gebraucht, also sämtlich kleine Typen, die von Leutnants und Kapitänleutnants, nicht aber von Kapitänen zur See und Admiralen, also von älteren Seeoffizieren, befehligt werden. Freilich, diese älteren Seeoffiziere, nicht die jüngeren, bestimmen die Schiffbaupolitik, und so wird der Grund klar, warum die Admiralität jetzt den verfehlten Kreuzertyp und nicht den Bau von Unterseebooten fordert. Wir kennen das ja alles aus eigener Erfahrung!

Die Admirale sind also die Treiber zur Flottenaufrüstung, hinter ihnen stehen die Industriezweige, die zurzeit am schwersten unter der Arbeitslosigkeit leiden, d. h. der Bergbau, die Stahl- und Eisenindustrie und der Schiffbau, somit die Hauptindustrien der englischen Wirtschaft. Sir John Simon empfahl, wenn man eine

Verschärfung der Arbeitslosigkeit auf den Schiffswerften u. a. m. bekämpfen wolle, sich das Beispiel Krupps vor Augen zu halten, der nach dem Kriege von der Herstellung von Zerstörungsmaterial zu schöpferischer Arbeit überging.

5,2 Millionen Pfund kosten die bewaffneten Kräfte dem englischen Volk mehr als im Vorjahr. Der Gedanke liegt nahe, ohne die nationale Sicherheit zu gefährden, daß das Geld, d. h. 5,2 Millionen Pfund, besser dafür verwendet werden könnte, die Arbeitslosennot zu mildern, als durch die Erhöhung des Marineetats das Wettrüsten anzufachen, das als Folge im nächsten Jahr wieder eine Steigerung des Budgets sehen wird.

Hat Britanniens wirtschaftliche Lage, hat das englische Volk Grund, mit dem Ergebnis des Krieges 1914/18 zufrieden zu sein? Hat Norman Angell nicht recht behalten, daß Sieger und Besiegte gleicherweise nur Kummer und Tränen ernten würden?

Wir haben uns zu hüten, über fremde Verhältnisse Ansichten zu äußern. Aber wir können aus ihnen lernen, nämlich, daß allerorten die Sicherheit des Landes und der Frieden der Völker gewahrt werden, wenn Admirale und Generale unter strenger Disziplin stehen, d. h. unter der der Regierung, d. h. des Volkes.

OTTO ZAREK

UNSITTLICHKEITS-PROZESS

1. Der Vor-fall.

Der große Schwurgerichtssaal im Münchener Justizpalast Zwischen den Verhandlungen wegen Raubmord, Notzucht, Totschlag. Die Presse bringt die offiziöse Ankündigung: Am 30. Juli, Schwurgerichtsverhandlung gegen Dr. Noether wegen Vergehens wider die Sittlichkeit. Die Justizbehörde, die das „Programm" der diesjährigen Schwurgerichtssession an die Presse weitergab, verschwieg, daß es sich um „Verbreitung unzüchtiger Schriften" handelte, um ein Delikt also, das nur in Bayern (oh, die herrlichen bayerischen Reservate!) vor das Schwurgericht kommt. Die Folgen dieses Verschweigens waren: 1. daß der Vater eines Lehrlings der Allgemeinen Verlagsanstalt München, deren leitender Direktor Dr. Noether ist, diesem das Arbeiten in einer Firma verbot, deren Direktor ein Sittlichkeitsverbrecher sei; 2. daß Tag und Nacht bei Noethers Schwiegervater, Gustav Waldau, dem beliebtesten und größten Münchener Schauspieler, das Telephon klingelte: ob Dr. Noether wegen Notzucht oder Verführung Minderjähriger vor die Geschworenen käme. . . . Diese Ankündigung ist eine Freundlichkeit der bayerischen Justizbehörden.

Zur Vorgeschichte des Prozesses: die „inkriminierten Bücher" scheinen von einem Sykophanten der Staatsanwaltschaft als un-

züchtig angezeigt worden zu sein. Jedenfalls wurde im Prozeß festgestellt, daß ein Dr. Rupprecht in Göttingen der Staatsanwaltschaft eine Karte schickte, die er selbst von seinem Buchhändler erhielt und auf der — neben den Titeln der beiden Werke — nur stand: „Für Ihre Sammlung". Der Sammeleifer dieses Doktors scheint sich auf pornographische Literatur zu erstrecken (andere sammeln Hosenknöpfe), scheinbarer Zweck des Sammelns: der Wollust des Anzeigens zu fröhnen. Ich empfehle den Herrn der Aufmerksamkeit der Psychoanalytiker, den Spezialisten für Theorie des Muckertums.

Angeklagter ist Dr. Noether; angeklagt ist die russische Literatur. Verurteilt wurde Dr. Noether — gerichtet wurden die Dichter: Tschechow, Balmont, Brjussow, Kusmin, Gorodezki, Aratow, Poljenow. Sieben Namen von höchstem Ruf. Drei davon Mitglieder der alten zaristischen Russischen Akademie zu Petersburg. Aber im Bayern von 1925 ist man zaristischer als der Zar.

2. Die Mitwirkenden.

Vorsitzender: Landgerichtsdirektor Dr. Appelmann, zurzeit Schwurgerichtspräsident. Er hat den obligatorischen „milden Ton" des Richters. Er kann mit väterlich mahnender, zu Herzen gehender Stimme zum Angeklagten sprechen. Es klingt sogar oratorisch sanft und — man möchte sagen: nett, wenn er z. B. seine literarische Ueberzeugung lapidar in den Satz zusammenfaßt: „Ich glaube, es gibt „hochstehende" deutsche Autoren, die auch unzüchtige Sachen schreiben". Man hört gleichsam die Anführungsstrichel bei „hochstehend" heraus. Er hat die Ueberlegenheit des gebildeten Kopfes und kann mit souveräner Gebärde über eines dieser Gedichte sagen: „Da bin i überhaupt net ganz klar g'word'n. Does muß ich schon off'n sagen."

Neben dem Vorsitzenden zwei schweigende Richter. Um diese herum, die sechs Geschworenen. Der Herr, der außen links am Richtertisch sitzt, schaut leidend und blaß in sich hinein. Der „Rechts-Außen" dafür ist ein eleganter Mann, ein Gent beinahe, der sich witzelnd zum Staatsanwalt hinüberbeugt (leider entgehen mir die sicherlich trefflichen Bemerkungen, über welche die Herren so verstohlen lächeln). Man sagt mir, dieser Herr sei der Herr Bürgermeister von Daglfing (nicht zu verwechseln mit Eglfing!).

Der Staatsanwalt ist Dr. Korell, ein Namensvetter des demokratischen Reichstagsabgeordneten, aber sicher sonst ohne Beziehung zu diesem. Er benimmt sich gut-bayerisch, nimmt schweigend-geduldig die Literatur-Gutachten entgegen und plaidiert ohne Schärfe, ohne Aggressivität, spricht im Konversationston, ohne Schwung, ohne Pathos, ohne „schwerverständliche Gleichnisse", ein Bayer zu Bayern. Er beantragt „nur" Geldstrafe, will von Gefängnis absehen, zumal der Verleger ja Verdienste hat (es wurde oft betont, daß er eine Sammlung katholischer Schriften herausgab und Papinis

„Das Leben Jesu"). Der Anklagevertreter ist vielleicht der klügste Kopf unter den Justizherren; es kennzeichnet ihn, daß er in einer Pause den Verteidiger bittet, er möge doch den Prozeß nicht über 7 Uhr abends ausdehnen, da er, der Staatsanwalt, um halb Acht Kammermusik habe. Nur gute Menschen machen Musik. Der Staatsanwalt kämpft gegen Brjussow — aber er denkt gleichzeitig an Mozart. Doch — Ehre wem Ehre gebührt — als der Vorsitzende ironisch äußert, dieser Tschechow oder wie er heißt soll ja ein Dichter von Weltruf sein, angeblich, obwohl er, der Vorsitzende, mit dieser modischen Literatur wenig anfangen könne — da wiegt der Staatsanwalt lächelnd sein Haupt, nickt bejahend, und man sieht ihm an: er kennt seinen Tschechow. Nein, Tschechow nimmt er aus. Gegen den hat er nichts.

Sodann wirken mit: der Verteidiger, Rechtsanwalt Adolf Kaufmann, der langjährige Mitleiter der Münchener Kammerspiele und schon deshalb ein verdienstvoller Mann; als Anwalt Ernst Tollers in schwerster Zeit als mutiger Bekämpfer der Ordnungszelle bewährt; in der Kanzlei Kaufmann-Hirschberg-Loewenfeld, der „Fechenbach-Kanzlei", dem Bollwerk des Gerechtigkeitskampfes, der mutigsten Kanzlei Süddeutschlands. (Man kann es nicht oft genug rühmen!).

Auf der Pressebank sitzt Roda Roda; über dem Gerichtssaal steht aufrecht der Prinzregent (in Oel); die übrige Oeffentlichkeit ist ausgeschlossen.

3. Die Verhandlung.

Es wird dem Angeklagten (der allein in der riesigen Angeklagtenbank hockt) vorgeworfen, die beiden Bücher „Moskowitischer Eros" mit unzüchtigen Novellen der oben genannten Autoren und Bildern von Grigorjew (über dessen Namen der Vorsitzende dreimal stolpert) und ferner die „Persischen Liebesgeschichten", gesammelt von Scharfenberg, sowohl hergestellt, wie feilgehalten und verbreitet zu haben. Die Schriften sind unzüchtig. Also der berühmte Paragraph 184 . . . .!

Als Leumundszeuge für den Angeklagten spricht Georg Heinrich Meyer vom Kurt-Wolff-Verlag. Er führt aus (aber der Richter glaubt es nicht), daß kein seriöser Verleger „nebenbei" pornographische Literatur bewußt verlegen würde, weil er sich mehr schaden würde, als er momentan verdienen könnte. Er findet die Persischen Geschichten nicht unzüchtig, aber langweilig.

Jetzt folgt der Hauptsachverständige des musikliebenden Staatsanwalts: ein Professor! Kein Professor der Universität, bewahre, die Akademiker wissen ja eh nix. Sondern der erkorene Liebling der oberbayerischen Belletristik, der weltberühmte Theaterkritiker eines Münchener Katholikenblättchens, der Freiherr von Menisi, aus

gutem Adel, ein hoher Siebziger, wie er selbst rühmend sagt, um seinem Urteil über den Eros mehr Gewicht zu geben. Wofür der ehrwürdige Greis sich den Einwurf des Verteidigers zuzieht, daß sachverständig über Fragen der erotischen Moral wohl nur die sind, die nicht nur Moral, sondern auch Eros noch erleben können. (Roda Roda sagte es in der Pause pointierter.) Er findet alles unzüchtig. Tschechows „Auf dem Meere", Aratows „Rasierte Diana". Die persischen Liebesmären. Alles. Er sagt immer: „Ich habe mir Seite 86 angemerkt . . .", und dieser biedere Beckmesser und Merker vergißt, daß (nach Reichsgerichtsentscheidung) nicht die Unzüchtigkeit einzelner Stellen schon die Unzüchtigkeit des ganzen Werkes begründet. Aber die bayerischen Richter sind im Banne des Merkers (während man im Münchener Festspielhaus Wagners Kampf gegen das Beckmessertum zujubelt).

Die unzüchtigen Geschichten kennen die Geschworenen natürlich. Einige wurden vom Vorsitzenden verlesen; von den anderen hat er den „Inhalt erzählt". So z. B. den Inhalt von Brjussows „Schwestern". Er schildert das blutschänderische Verhältnis zwischen der Schwester und dem Schwager und fährt fort: „Zuerst geht die Sache gut aus, am Schluß liegen sie alle tot da." — So daß jeder sich über die Kunst-Qualität dieses Brjussow sein Urteil bilden kann (auch der Herr Bürgermeister von Daglfing).

Herr von Mensi betont, daß wir Deutschen, Gott sei Dank, andere Anschauung von Moral haben als diese Russen und Perser, deren Unmoral er genau kennt, da er Spezialist für indische Literatur sei; worauf der Vorsitzende feststellt: „Ja, freilich, Naturvölker wie in Persien und Indien haben eben eine andere Sitte".

Der Höhepunkt der Verhandlung war das Gutachten des Münchener Literaturhistorikers Prof. Fritz Strich. Er betonte: Die Fragestellung des Gerichts sei abzulehnen. Sie heißt nicht: stellt ein Kunstwerk Unzüchtiges dar, sondern: stellt es unzüchtig dar? Er bejaht beide Werke, um ihrer kulturgeschichtlichen Bedeutung willen; um ihres reinen Humors willen. Denn Humor ist der Feind des Unsittlichen. Und was den Floh anbelangt, der zum Entsetzen des Gerichtshofes im Geschlechtsteil einer Dame sein Unwesen treibt, so sei eben dieses Motiv bei allen Literaturen der Welt, ja, besonders im deutschen Barock sehr häufig, so daß es sogar eine ganze Flohliteratur gäbe. Und was die „Rasierte Diana" betrifft, die an unvorstellbarer Stelle rasiert sei, so sei dies humoristische Motiv harmloser als der Simplizius, der Boccaccio, harmloser als Lucinde usw. Das Volk wolle gesunden erotischen Humor, wie die — von der Bayerischen Akademie gesammelten — Lieder der Soldaten im Weltkrieg beweisen.

Einmal unterbricht der Vorsitzende die Verhandlung. Er hat

entdeckt, daß der Vertreter der „Münchener Neuesten Nachrichten" in dem beschlagnahmten Buch lese. „Woher hat er das Buch?" fragt er streng. Der Verteidiger: „Ich habe es dem Herrn gegeben, da er erst als Sachverständiger in Betracht kommt." Darauf der Vorsitzende: „Wie kann der Herr Sachverständiger sein, er ist doch von der Presse."

Es sprechen Kurt Martens und Karl Henckell. Und schließlich Herr Jussny, der Leiter des „Blauen Vogels", der nachweist, daß alle diese Russen weltberühmt und in alle Weltsprachen übersetzt seien, auch diese Novellen, die noch kein Staatsanwalt der Erde für unzüchtig erklärt habe.

Der Verteidiger Dr. Kaufmann zitiert Entscheidungen des Reichsgerichts, Wulffen, Frank. Er verneint die objektive Unzüchtigkeit und den Dolus: Dr. Noether wenigstens konnte nicht ahnen, daß die Bücher „für das normale Empfinden" als unzüchtig gelten mußten. In der Tat: bei allem Pessimismus konnte man sich den „Normalmenschen" (von dem die Judikatur faselt) so unmöglich vorstellen.

Was nützt es? Der Verleger wird verurteilt: 3000 Mark Geldstrafe, Einziehung der Bücher. Die Beratung des Schwurgerichts nach zehnstündiger Verhandlung dauert 20 Minuten. Daglfing triumphiert über Moskau. Oberbayern über Rußland. Die Sittlichkeit über den Geist.

4. Die Lehren.

Drei Lehren gibt der Prozeß:

1. Das Reservatrecht, das in Bayern allein Prozesse wegen „Verbreitung unzüchtiger Schriften" vor das Schwurgericht (anstatt vor die Strafkammer) bringt, und den Angeklagten dadurch des Rechtsmittels der Berufung beraubt und ihn der Unwissenheit sorgsam ausgewählter Moralisten ausliefert, dieses Reservatrecht war einst im freiesten Bundesstaat Bayern zum Schutze der Liberalität geschaffen. Heute ist es eine Waffe der Reaktion. Ein Triumph der Groß-Kropfeten über „Die Groß-kopfeten". Denn der Geschworene, der am Stammtisch oder auf der Alm, wo es koa Sünd gibt, gern im Derben schwelgt, ist natürlich im Gerichtssaal hyper-prüde. Der Genius loci regiert — und dies ist nicht der Genius der Liberalität oder der Humanität, nicht der Genius der heiteren apollinischen oder der schweigerisch-dionysischen Kunst. Es ist der Genius des moralisierenden Pathos. Der Bürger richtet ja nicht, so wie er als Bürger über Unzüchtigkeit denkt, sondern wie er als Geschworener darüber denken zu müssen vermeint. Der Bürger-Geschworene fühlt sich auserwählt, Recht zu sprechen und ist dabei doch nur aus-

gelost dazu. Psychologisches Resultat: er muß ungerecht-streng sein, hyper-prüde, verdrängerisch.

Zweite Lehre: Wir leben in der Zeit der Spezialisierung. Kein Richter würde sich anmaßen, ein Fach-Urteil über eine Auto-Konstruktion zu sprechen. Jeder aber hält sich für befähigt, über Kunstwerke zu richten. Jeder hat die allgemeine, absolute „Norm", was züchtig und unzüchtig, sittlich und unsittlich sei. Obwohl doch zur Beurteilung des Autos nur technisches Lernen gehört; zur Beurteilung des Schönen aber viel mehr: nämlich Erlebnisfähigkeit und die angeborene Gabe des Kunstverstandes. Beides beim deutschen Richter vorauszusetzen, hieße den Richter überhaupt wie gottähnlich, jeder Gabe teilhaftig, zu denken.

Wann endlich werden Literatur-Kammern gebildet, wo ernste Sachverständige richten: was Kunst, was Pornographie sei! Zudem muß der § 184 revidiert, neu formuliert werden. Es ist der schlimmste Kautschukparagraph des StGB.

Und die dritte Lehre: Verleger, fliehet aus München! Geht in deutsche Gaue, wo man nicht dem Bürgermeister von Daglfing zu urteilen anvertraut, ob Euer ernstes pflichteifriges Werk „erlaubt" und in Uebereinstimmung mit dem „normalen Empfinden des Volkes" sei. Wo man den Maßstab des Normalmenschen nicht von Miesbach und seinem Vorort München bezieht. Ihr müßt, deutsche Verleger, nicht gerade nach Berlin gehen. Es gibt, Gott sei Dank, ein badisches Land, ein Württemberg, ein Frankfurt, wo man weiß, daß die Gerichte im Dienste, nicht aber in Feindschaft zur Kultur stehen müssen. Wo man weiß, daß der deutsche Geist kulturhistorische Interessen hat (Schiller, Hegel, Fichte) und wo kein Richter äußert, der „kulturhistorische Wert sei völlig belanglos und gehe nur den Forscher etwas an".

Verleger, verlaßt München — entzieht Euch der bayerischen Staatsanwaltschaft! —

Und ich höre, die Allgemeine Verlagsanstalt ist schon dabei, von München fortzusiedeln. Ja, es wachsen keine Magnolien im Gebiet des Hopfens. Und auch Verleger gedeihen nicht im Lande des Doppelspaten . . .

Es ist unrichtig, zu behaupten, daß die Deutschen das Pulver erfunden hätten. Nur ein Deutscher hat das Pulver erfunden, und 29 Millionen 999 999 Deutsche haben das Pulver nicht erfunden.

Börne

Paris

„Kann ein Franzose heut eine Deutsche heiraten?“ fragte unlängst ein Pariser Blatt.

„Darf ein deutscher Dichter französische Verse schreiben?“ scheint ein neues Problem zu sein, das lebhaft an die Fragen erinnert, ob man während Ruhrbesetzungen Molière und während Weltkriegen Shakespeare spielen dürfe. Und ein Herr aus Leitmeritz z. B., der allerdings auf Bartels fußt, der seinerseits auf „streng deutschem Boden fußt“, bestritt dem Dichter Rainer Maria Rilke die Berechtigung, sich des Französischen zu bedienen. Trotz zahlreichen Präzedenzfällen: Der Franzosenkaiser Napoleon konnte eine Oesterreicherin heiraten; der Preußenkönig Fridericus Rex seine gesammelten Werke französisch abfassen. Strindberg schrieb „Plaidoyer d'unu fou“ französisch, Wilde französisch die Salome; Andersen deutsche Verse; und mein griechischer Oberlehrer, ein kerndeutscher Mann, lateinische Reime.

Diese Vermantschung von Politik und Kunst wird noch zu der Konsequenz führen, daß jedem dichterischen Erzeugnis ein Nationale oder ein Visum zur Einreise in ein fremdes Sprachgebiet beizufügen ist. Danach dürfen die Juden nur noch hebräisch, die Anwohner Berlins kassubisch, die Sachsen sächsisch und die Werwölfe jenes seltsame Idiom schreiben, das Herr Bartels für „deutsch“ hält.

Aber der Fall Rilke ist schwerer. Rilke lebt in Paris. Rilke geht jeden Morgen im Luxembourg spazieren. Rilke soll geäußert haben: „Ich bin kein Deutscher“. Was höchstens darauf zurückzuführen wäre, daß ein Reporter mitangehört hätte, wie Rilke seine Staatsangehörigkeit auf der Präfektur als tschechoslowakisch bezeichnete.

*

Denn der Dichter hat mich um Veröffentlichung folgender mündlicher Aeußerung gebeten:

„Welch eine Unsinnigkeit, mir zu insinuieren, ich hätte je behauptet, kein deutscher Dichter zu sein. Die deutsche Sprache wurde mir nicht als Fremdes gegeben; sie wirkt aus mir, sie spricht aus meinem Wesen. Konnte ich an ihr arbeiten, konnte ich sie zu bereichern suchen, wenn ich sie nicht als ureigenstes Material empfand? Daß ich einige Verse französisch abfaßte, war lediglich ein Versuch, ein Experiment in einer, anderen Klanggesetzen folgenden, Formgebung. Beherrschte ich noch einige Sprachen in gleichem Maße, ich würde den Versuch in ihnen wiederholen. Aber daraus zu folgern, daß ich mich nicht mehr als deutscher Dichter fühlte, ist ein Nonsens. In dem einzigen

authentischen Interview, erschienen in den „Nouvelles Littéraires“, habe ich die Frage meiner Nationalität nicht berührt. Ich bin, was ich leiste. Und ist es denn nach allem, was ich in deutscher Sprache veröffentlicht habe, überhaupt nötig, meine Zugehörigkeit zu deutscher Dichtung zu betonen?

Es finden sich in dem Aufsatz des Tage-Buchs (vom 1. August) einige Angaben, die ich berichtigen möchte. Den Deutschböhmen wurde darin der Vorwurf gemacht, daß sie meiner nie gedacht hätten. Die Dankbarkeit verpflichtet mich festzustellen: daß mir, obwohl ich seit meiner Studentenzeit in Prag nie mehr ständigen Aufenthalt nahm, bei jedem Besuche wärmster Empfang und lebendigstes Interesse zuteil wurde; und vor allem, daß die „Gesellschaft zur Förderung deutscher Literaturwissenschaft“ mich viele Jahre meines Lebens großzügigst unterstützte. Ich bin auch nicht aus München vertrieben worden, wo ich mich 1919 aufhielt. Eine Haussuchung war die einzige mir dort bereitete Unannehmlichkeit. Aber man zwang mich nicht, die Stadt zu verlassen. Ich folgte einer Einladung nach der Schweiz. Und vor einigen Monaten kam ich nach Paris.

Also ich sehe keinen Grund, daß ich als deutscher Dichter verlorengehen sollte, und ich finde es töricht, mir es zu verübeln, wenn ich gelegentlich einige Verse französisch schrieb ...“

*

All das bedürfte keiner Ergänzung außer der einen, daß der Natur dieses feingliedrigsten deutschen Lyrikers nichts so konträr ist wie Polemik. Sonst hätte er anmerken können: die Forderung an die Geistigen, sich zu ihrer Nation zu bekennen, bedingt die Gegenforderung, daß die Nation sich zu ihnen bekenne. Lichtenberg sagt: „Wenn ein Buch mit einem Kopfe zusammenstößt, und es klingt hohl, so braucht es nicht immer die Schuld des Buches zu sein.“ Also wenn ein Dichter mit einem Publikum zusammentrifft, und es klingt gar nicht, so ist es nicht immer die Schuld des Dichters, daß er sang- und klanglos verschwindet!

Mut und Geschicklichkeit trifft man sowohl bei Straßenräubern als bei Helden an. Der Unterschied besteht nur darin, daß der Landeseroberer ein vornehmer und berühmter Räuber ist, der andere aber ein geringer und unbekannter Räuber, und daß der eine für seine Gewalttätigkeiten Lorbeerzweige, der andere den Strang davonträgt.

Friedrich der Große

Immer wieder hört man von mitteleuropäischen Eiferern, daß es in England vor Geistlosigkeit nicht auszuhalten sei. Energisch ablehnende Feuilletons werden verfaßt, in edel klagenden Büchern wird versichert, daß die „stählerne Hexe“, wie man die „geisttötende Zweckmäßigkeit“ Englands benennt, eine unumschränkte Herrschaft ausübe. Wenn man zum Beispiel, wie dies jüngst geschehen (und niedergeschrieben) ist, beim Anblick des Reklamefliegers, der sein tägliches „Daily Mail“ über London ans Firmament malt, mit erschütterndem Pathos in die Frage ausbrechen muß: „Welch Zeichen der Gottheit?“, so ist dies nicht ganz die richtige seelische Belastung für eine Fahrt durch Oxford Street. Wenn man aber weiterhin sich höchst erstaunt belehren läßt, daß zwischen Gottheit und Reklameflieger nähere Beziehungen nicht obwalten, und wenn man schließlich in die heftige Anklage ausbricht, daß England uns damit auch „den Himmel nehme, in den unsere Seele fliegt usw.“ — so zeigt dies nichts anderes, als daß der betreffende Kulturträger unrettbar im Geistesbetrieb seines eigenen Landes erstarrt ist.

Das mitteleuropäische Herz landet in Dover mit dem Programmruf: Lear, Lear! und entrüstet sich darüber, statt der „morschen Majestät“ einen D-Zug mit Salonwagen zu treffen. Hier hat man bereits die Grundeinstellung, aus der alles fließt, was auf dem Kontinent über englische „Geistlosigkeit“ zusammengebraut wird. Es ist demnach anscheinend ein Symptom des Geistes, daß er unempfindlich macht gegen andere Formen des Geisteslebens, daß seinem „Träger“ nichts einfällt, als die paar Begriffe, mit denen er zufällig geboren ist. Sonst würde der Verfasser jenes (nur schonend zitierten) Buches sich nicht ernstlich über die Besucher des Stadions von Wembley beklagen können, daß sie nicht, wie er selbst, vor der untergehenden Sonne ins Knie brechen, oder daß nicht an jeder Straßenecke jemand steht, mit dem sich über das Licht reden läßt, zu dem wir alle streben! (Es wird demnach als ein besonderer Vorzug Mitteleuropas betont, daß solche Forderungen dort erfüllt werden!)

Jeder, der nach England kommt, von den Debatten über den englischen Geist nichts weiß und einigermaßen guten Willens ist, wundert sich über die Ausführlichkeit, mit der in fast allen großen Tageszeitungen über kulturelle Dinge berichtet wird. Bemerkenswerter aber als die Ausführlichkeit ist die Sachlichkeit, mit der neue Bücher oder Erfindungen besprochen werden, ist das Interesse, mit dem man sich an alle geistigen Probleme heranmacht. So leicht nun allerdings die Zeitungen aufzufinden sind, schwer ist es, die Leser dieser „kulturellen“ Spalten zu entdecken. Und wenn jemand die Frage stellt, warum in Zeitungen und Wochenschriften so ausführlich von Dingen die Rede ist, die im täglichen Leben

keine Rolle zu spielen scheinen, so ist diese Frage sehr berechtigt, denn in ihrer Beantwortung läßt sich die Eigentümlichkeit des englischen Geisteslebens mit wenig Worten dartun.

England ist das einzige Land unserer Sphäre, in dem man geistige Arbeit nicht überschätzt, in dem sie nichts anderes ist als eine von vielen Möglichkeiten zur Fristung einer Existenz. Die große Masse des Volkes und der Gebildeten verhält sich in England gegen alles, was ihr nicht geläufig ist, korrekt, ablehnend — also auch gegen den Geist. Aber jedermann hat Hochachtung vor dem, was ein anderer tut — jedermann kümmert sich prinzipiell nicht um das, was eines anderen Feld ist. Wenn also einige Leute oder Zeitungen den geistigen Dingen besondere Aufmerksamkeit widmen, so sollen sie gewiß nicht daran gehindert werden — aber selbstverständlich liegt nicht der mindeste Grund vor, sie zu unterstützen. So haben alle Bestrebungen, den Geist „populär" zu machen, in England keinen Erfolg. Schlagworte wie „Kunst für alle" konnten dort niemals entstehen. Es gibt nicht einmal Literatencafés, in denen man die eigene Ueberlegenheit gegen eine vorüberhetzende Welt gebührend genießen kann. Nirgends macht sich der Geist auf der Straße breit. Man wendet zwar Eifer und Geld an Bestrebungen, die die Allgemeinbildung verbessern sollen, aber man weiß letzten Endes genau, daß man einem „Magazin" zugänglicher ist als philosophischen Splittern.

Der Geist haust in England wie in Klöstern des Mittelalters, eingesperrt in Gebiete, die jeder andere Erdenbürger mit freundlichem Bedauern meidet. Die meisten seiner Träger leben ohne innere Verbindung mit ihren Landsleuten, das einzige, was ihnen eine gewisse Hochachtung verschaffen könnte, ist bei ihnen (wie bei ihren Kollegen in anderen Ländern) mangelhaft ausgebildet: sportliche Fähigkeit. Diese Isolierung ist Tradition. Sie erscheint hart und schwer, wenn man von dem Gedanken ausgeht, daß der geistige Arbeiter Anerkennung suche und brauche. Aber gerade die Anerkennung zu suchen, haben die englischen Geistesgrößen verlernt. Sie leisten ihre Arbeit für sich allein, sind manchmal sogar erstaunt, wenn sie gedruckt und bekannt werden. Sie sind wie eine — nicht allzu große — Familie von Aristokraten, die sich gegen eine Welt von Bastarden und Kretins zu schützen hat. Sie haben sich, vollständig auf sich allein gestellt, eine Kompromißlosigkeit angewöhnt, die in Ländern, wo man sich bei jeder Zeile des geneigten Lesers bewußt ist, kaum noch angetroffen wird.

Es gehört Mut und Sicherheit und wirkliche geistige Selbständigkeit dazu, in England überhaupt einen geistigen Beruf auf sich zu nehmen. Denn kein Schwacher und Halbschwacher wird von „Verständigen", die seine „Eigenart" zu „schätzen" wissen, von einem Krampfwerk zum andern gepeitscht. Dabei gehen sicherlich eine Menge Uebergangsbegabungen oder Talente zugrunde, das

heißt, sie lassen sich schleunigst in die Sphäre hinab, wo ihnen als Salonlöwen oder Schmalzfabrikanten der begeisterte Beifall der ganzen Nation sicher ist. In den Bezirken, in denen die großen Werke entstehen, vernimmt man keinen Beifall und vermißt man ihn nicht — also vermag er auch kein Unheil zu stiften. Das Prinzip der englischen Rasse, sich bis aufs äußerste jedem wahrhaft großen seiner Söhne zu widersetzen, ihn zu ignorieren oder zu verfolgen, hat im Geschlecht der Geistesarbeiter jene beneidenswerte Zähigkeit und Konsequenz gegen das Werk zur Folge gehabt, die alle bedeutenden geistigen Leistungen, die jenseits des Kanals hervorgebracht worden sind, auszeichnen. Künste, die mehr oder weniger auf den Widerhall des Publikums angewiesen sind, florieren in England nicht. Ein moderner englischer Musiker (wenn es überhaupt einen geben könnte) würde weder ein Orchester noch einen Impresario finden, ein moderner Maler (der seit Turner noch nicht wieder vorgekommen ist) würde keine Aufträge erhalten, ein großer Dramatiker muß mindestens 70 Jahre alt werden, um den Versuchsbühnen durch die regulären Theater entrissen zu werden. Aber alles, was im Arbeitszimmer genau so wirken kann wie auf öffentlichem Forum, ist in England von jeher Weltbewegung gewesen: Erzählungskunst, Verskunst, Geschichtsschreibung und Philosophie. (Von einer meisterhaften Philologie und anderen abstrakten Geistesgebieten zu schweigen.)

Es ist sicherlich nicht zu leugnen, daß in Mitteleuropa eine viel gründlichere und tiefere Bildung herrscht. (Bildung ist ein Resonanzboden für den Geist, und es gibt „hochgebildete" Leute, die komplett geistlos sind, während — umgekehrt — nicht die mindeste Bildung dazu gehört, Geist zu haben.) Alle Leute, die es sich zur Lebensaufgabe gemacht haben, Bildung mit Geist zu verwechseln, können nicht oft genug auf das fragwürdige Niveau englischer öffentlicher Unterhaltungen und Lustbarkeiten hinweisen und daraus ihre wohlbedachten Schlüsse auf den englischen Geisteszustand ziehen. Jedermann weiß, daß ein Mitteleuropäer bei vielen Veranstaltungen, die einen Engländer bis ins tiefste Herz hinein erfreuen, einer heftigen Unlust nicht enträt. Aber auch hier begeht der beobachtende Mitteleuropäer einen Denkfehler. Es ist sehr einfach und sehr richtig zu erklären, daß das Berliner Theater dem Londoner Theater bei weitem überlegen sei. Das Berliner Theater ist in seiner Tendenz eine künstlerische Angelegenheit, das Londoner Theater will, seiner Tendenz nach, nichts als unterhalten. (In beiden Städten kommen Abirrungen von der Tendenz vor.) Die Berliner Theaterkunst ist ein Teil des geistigen Deutschland, das Londoner Theater ist mit dem geistigen England nur in einigen Ausnahmefällen in Beziehung zu bringen. Denn alles, was in England öffentliche Unterhaltung ist, will genau so wenig dem Geist dienen, wie das Publikum sich mit den Geistesgrößen des Landes einlassen will. Unterhaltung soll in England jedem Volksgenossen gleich-

mäßig zugänglich sein. Veranstaltungen „nur für Gebildete“ finden sogleich ihre Spottnamen. Jeder Witz muß im Parkett und auf der Galerie gleichmäßig belacht werden können, jede Rührgeschichte muß bei der Lady und bei der Arbeiterin dieselbe Anzahl Tränen zur Folge haben. Man mag also englische Groschenromane oder englische Bühnenerfolge noch so ungünstig beurteilen, man ist so lange im Recht, als man den englischen Geist nicht in sein Mißfallen einbezieht.

Denn es kommt auf die Resultate an. Die Wege zu geistigen Leistungen sind sehr verschieden. Hier kommt ein Geistesleben dadurch zustande, daß jeder, der Lesen gelernt hat, „entscheidend“ eingreift, dort wird es gezüchtet, indem man es sich selbst überläßt. Solange also nicht durch jedes Jahrzehnt von neuem bewiesen wird, daß die englischen Geistesgrößen ihren kontinentalen Kollegen ebenbürtig sind, so lange ist alles Gefasel über die „Krämerinsel“ zu unterlassen.

ARNOLD HAHN

SPRACHKETZEREIEN

Manchmal will es mir scheinen, als ob mit der Sprache Götzendienst, nein, noch mehr! Gottesdienst getrieben würde. Alle Hochachtung vor diesem Wort-, Begriff und Gedankenübertragungswerkzeug, das sich aus den Brüll-, Grunz- und Spucklauten des Urmenschen bis zur sanften Modulation eines Hölderlinschen Gedichtes oder zur formidablen Greifzange einer Kantschen Deduktion entwickelt hat! Aber ist es deshalb heilig, unantastbar? Braucht es deshalb eine fanatische Schar von Leviten und Hohepriestern, die es wie in einer Bundeslade vor jedem Anhauch unpriesterlichen Mundes wahren und jeden Frevler mit den Schwertern ihres Hohnes und Hasses köpfen? Ist's nicht genug daran, daß die Sprachen, mit dem Fluche von Babel belastet, die Völker auseinanderreißen? Daß sie die mächtigsten Greifarme des Nationalen sind? Denn Völker gehen nicht unter — sie versinken nur in den Sprachen anderer Völker.

Ich finde, daß die Sprache mit einem abscheulichen kirchlichen Konservativismus umgeben wird. Die französische Akademie, die Worte und Form in heilige steinerne Tafeln eingräbt, über Worten zu Gerichte sitzt, alles Neugeborene verscheucht, ist mir ein Greuel wie irgendeine orthodoxe Sekte, die am Sonntag das Singen und Angeln verbietet. Vor kurzem erst hat diese würdige Körperschaft — de la Fouchardiére hat seine Glosse darüber geschrieben — ein Wort in Acht getan, das 90 vom Hundert aller Franzosen täglich gebrauchen. Wir haben zwar keine Akademie, aber wir haben unsere Hohepriester.

Und so ist gerade in unserer aufgerührten, fermentierenden Zeit die Sprache auf dem besten Wege zu versteinern. Es gibt zu

viele Aufpasser gegen den Fortschritt und die Entwicklung. Man läßt gerade noch die neuen Worte für neue technische Apparate gelten. Aber der Bau, die Gliederung, die Form der Sprache sind sakrosankt. Es ist gerade so, als ob vor 100 Jahren eine Akademie gebildet worden wäre, die darüber zu wachen hätte, daß die Dampfmaschine dieselben Kolben, Stangen, Transmissionen und Radverbindungen bewahrt, wie sie ihr von Watt gegeben worden. Die Verständigungsmaschine Sprache soll in alle Ewigkeit dieselben Kolben, Stangen und Radverbindungen behalten! Aber wie jede Maschine strebt die Sprache nach Vervollkommnung, Energieersparnis, Leistungssteigerung — kurz nach Vereinfachung. Und daran wollen sie die reaktionären Akademien und Leviten hindern.

Der normale Weg also, den jede Maschine und eben auch die Sprache geht, ist Vereinfachung und Gelenkwerden. Die Schrift bietet ein gutes Beispiel. Der Chinese hat für jedes Wort ein besonderes Zeichen. Die entwickelte Schrift hat die Worte in Laute aufgelöst, in 24 Buchstaben, und kombiniert daraus jedes gewünschte Wort. Die Schrift ist vereinfacht und gelenkig. Die alten Sprachen, teilweise auch noch die slawischen Sprachen mit ihren 7—9 Fällen leiden an einer Ueberfülle komplizierter Deklinations- und Konjugationsformen. Die modernsten Sprachen haben diese Konkremente aufgelöst, sie verzichten auf die schwerfälligen Endungen und drücken alles durch das gelenkige Kettenglied des Vorwortes (de, à, of, to) aus. Der Optativ ist ausgestorben, der Konjunktiv, wenigstens in der Umgangssprache, im Aussterben begriffen. Im Deutschen sind erst schwache Ansätze zu diesen Ameliorationen der Sprachmaschine sichtbar. Und auch da nur in der Umgangssprache. Wehe dem Sprachlästerer, der es wagen wollte „das Haus von meinem Vater" zu schreiben. Ich habe eine Zeitlang meine Aufmerksamkeit auf den Konjunktiv gerichtet, habe Leuten aller Art beim Sprechen zugehört. Aber ich habe nur sehr selten diese Form in der lebenden, gesprochenen Rede gefunden. Dagegen auf manchen Buchseiten fünfzigmal. Besonders bei Bedingungssätzen habe ich immer wieder das dreimal verfluchte „würde" statt des Konjunktivs gehört. Ich glaube, daß kein Fluch seinen Vormarsch aufhalten wird.

Ueberhaupt herrscht im Deutschen ganz allgemein eine Scheu vor dem Einfachen. Im Französischen und Englischen (den glücklichen Sprachen, die das Erbteil des klaren Lateinischen angetreten haben) spielt das Wort „machen" oder „tun", dieses behende Wort für alles, dieses Faktotum der Sprache eine ganz gewaltige, vereinfachende Rolle. Im Deutschen ist es Lumpengesindel. Ich habe mich selbst oft dabei ertappt, wie ich bei Uebersetzungen mich einfach schämte für „fair" oder „make" „machen" oder „tun" zu setzen. Ich gebrauchte dann immer irgendeine jener aus Vorwort, Hauptwort und Verbum zusammengesetzten Phrasen, an denen das Deutsche zum Ersticken reich ist.

Das Seltsamste an der ganzen Sache ist, daß immerhin ein „Fehler“ vor den Augen der Leviten Gnade finden kann. Nämlich dann, wenn er von einem längst verstorbenen Großen begangen wurde. Die eigenartigsten Konstruktionen finden Bürgerrecht, wenn man nachweist, daß sie z. B. Goethe irgendwo gebraucht hat. Halten sie den Satz: „Der Esel trug ihn, dicke Bücher lesend“ für richtig? Nein! Denn das Partizip lesend bezieht sich doch nach den heiligen Gesetzen der Grammatik nicht auf „ihn“, sondern offensichtlich auf „Esel“, der den Vorzug hat, Subjekt zu sein. Wehe! Aber was sagen Sie zu folgenden Zitaten:

„Im Schatten sah ich ein Blümlein stehn, wie Sterne leuchtend, wie Aeuglein schön.“

„Der nackte Leichnam wird gefunden, und bald, obgleich e n t s t e l l t von Wunden, erkennt der Gastfreund von Korinth die Züge, die ihm teuer sind.“

Und so könnte man noch einen gehäuften Korb von Fehlern zusammentragen. Das Fazit ist, daß die heiligen Tafeln der Grammatik und die Gesetzesbücher der Leviten nur für sprachliche Traumichnichtse Geltung haben. Und daß sich bei den Versteinerungsbestrebungen unserer Sprachwächter die lebendige Sprache nur über „Fehler“, „Verstöße“ und „Ketzereien“ entwickeln und vervollkommnen kann. Und nun möge mich der Bannstrahl treffen!

EIN RICHTER

JUSTIZ-TAGEBUCH

Leere Amnestieversprechen.

Tausende und aber Tausende haben nach der Präsidentenwahl auf eine allgemeine Amnestie gehofft. Die Wahrheit muß endlich gesagt werden: Keiner der beteiligten Justizminister denkt mehr an eine umfassende Begnadigung. Nur der alte Herr Kahl war wirklich mit dem Herzen bei all den überflüssigen Beratungen, die infolgedessen auch nur eine Folge haben werden: Einige schon im Strafverfahren gut weggekommene Rechtsradikale werden vorzeitig aus fidelen Gefängnissen entlassen werden. Die anderen Zehntausende werden ihre Strafzeit bis zur Neige auskosten müssen. Im Amnestieausschuß ist man übereingekommen, den Regierungen der Länder weitere Begnadigungen zu empfehlen. So sollen Straftaten aus „nationalen“ Motiven und aus wirtschaftlicher Not amnestiert werden. Insbesondere wird auf Zuwiderhandlungen gegen Strafvorschriften der Inflationszeit, wie gegen die Preistreibereiverordnung, Verordnung zur Fernhaltung unzuverlässiger Personen vom Handel und die Verordnung über den Handel mit Lebens- und Futtermitteln verwiesen. Für Preußen erübrigt sich eine solche Bestimmung, denn schon im Vorjahre sind die Gnadeninstanzen angewiesen worden, Gesuchen, die sich auf die genannten

Straftaten beziehen, zu entsprechen. Diejenigen, die eine Begnadigung wirklich verdienen, sind infolge der miserablen Organisation unseres preußischen Gnadenwesens dabei leer ausgegangen. Jede Amnestieverordnung ist wertlos, die es dem Urteil der Justizverwaltung überläßt, ob eine Tat aus wirtschaftlicher Not begangen ist oder nicht. Jeder einzelne richterliche Beauftragte für Gnadensachen denkt darüber anders. Die Folge: daß aus dem Begnadigungsrecht schwerstes Begnadigungsunrecht wird. Nur eine allgemeine Amnestie, die sämtliche bis zu einer gewissen Strafhöhe Verurteilten ergreift, kann dies verhindern.

Richterliche „Unabhängigkeit".

Die ersten Worte des Gerichtsverfassungsgesetzes: „§ 1. Die richterliche Gewalt wird durch unabhängige, nur dem Gesetze unterworfene Gerichte ausgeübt". Dieser Satz ist Verfassungsrecht, da Artikel 102 der Reichsverfassung lautet: „Die Richter sind unabhängig und nur dem Gesetze unterworfen". Seit zwei Jahrhunderten gilt er als Fundament eines Rechtsstaates, in dem jede absolutistische Kabinettsjustiz ausgeschlossen sein sollte. Tatsächlich aber wird er heute in allen anderen Verwaltungszweigen mehr geachtet, als dort, wo er geradezu geheiligt sein müßte, nämlich in der preußischen Justizverwaltung. Während sich ihre Dienstaufsicht nur auf formelle Angelegenheiten erstrecken darf, hat sie es gewagt, richterliche Handlungen auf ihren materiellen Inhalt zu kontrollieren. Amtsgerichtsrat Dr. Scholz vom Amtsgericht Berlin-Mitte hatte in einem Gerichtsbeschluß festgestellt, daß das Zusammenleben der Kindesmutter mit einem Manne nicht unter allen Umständen das sittliche Wohl des Kindes gefährde, so daß der Antrag auf Unterbringung des Kindes in Fürsorgeerziehung abgewiesen werden müsse. Dafür, daß der Richter diese einwandfreie, einem Beamten der Justizverwaltung jedoch nicht genehme Entscheidung getroffen hat, wurde ihm die weitere Bearbeitung der Vormundschaftssachen entzogen und er dadurch schwer gemaßregelt.

Staatsanwaltschaft und Rechtsradikale.

Den unberechtigten Eingriffen in die Tätigkeit der unabhängigen Richter steht ein vollständiges Fehlen berechtigter Eingriffe in die Tätigkeit der abhängigen Staatsanwaltschaften gegenüber. Sonst wäre es nicht zu erklären, wie Staatsanwaltschaftsräte durch niedrige Strafanträge gegen rechtsradikale Angeklagte immer wieder ihrer Sympathie mit diesen Kreisen unverhohlen Ausdruck geben. Der Magdeburger Staatsanwalt hat dieser Tage gegen den achtzehnmal vorbestraften völkischen Redakteur Hottenroth wegen schwerster Beleidigung des Oberpräsidenten

Hörsing — er hatte Schmähartikel veröffentlicht, in denen behauptet war, Hörsing habe sich in Animierlokalen schwer betrunken und sei auf dem Rücken von Frauenzimmern im Lokal herumgeritten; ein Wahrheitsbeweis wurde nicht einmal versucht! —, der Staatsanwalt hat gegen diesen Burschen eine Geldstrafe von nur 600 Mark beantragt, über die sogar das Gericht hinausging. Wie niedrig gewisse preußische Staatsanwälte die Ehre der Republik und republikanischer Beamten taxieren, zeigt auch der Strafantrag von 300 Mark gegen den völkischen Angeklagten Guß, der einem Reichsbannermann sein schwarz-rotgoldenes Abzeichen mit Gewalt zu entreißen versuchte. Die Staatsanwaltschaft hat es hier unterlassen, eine Strafe wegen versuchten Raubes zu beantragen. Das Reichsgericht hat dagegen in mehreren Entscheidungen ausgesprochen, daß die für den Tatbestand des Raubes erforderliche Zueignungsabsicht auch dann vorhanden ist, wenn der Täter eine an sich wertlose Sache, wie das Reichsbannerabzeichen, einem anderen zu nehmen versucht, um sie zu zerstören. Daß die Justizverwaltung etwa Einlegung der staatsanwaltschaftlichen Berufung verfügt und die Wahrnehmung des Berufungstermins durch den Oberstaatsanwalt angeordnet hätte, ist bisher noch nicht bekanntgeworden.

Straflose Schlägermensur.

Das Heidelberger große Schöffengericht, in dem der volksparteiliche Universitätsprofessor Dr. jur. Graf zu Dohna als Beisitzer tätig war, hat sich für die Straflosigkeit der Schlägermensur ausgesprochen. Dem Staatspräsidenten Dr. Hellpach ist also nicht die gerichtliche Unterstützung seines Wunsches geworden, eine Reform des studentischen Lebens herbeizuführen. Da die Staatsanwaltschaft gegen den Freispruch Berufung eingelegt hat und auch das Urteil des Landgerichts voraussichtlich keine Rechtskraft erlangt, wird die Mensurfrage schließlich vor dem Reichsgericht ausgepaukt werden. Dieses hat sich schon vor zweiundvierzig Jahren damit befaßt und in einer vielbeachteten Entscheidung der vereinigten Strafsenate ausgeführt, daß Studentenmensuren mit geschliffenen Schlägern ohne Rücksicht auf besonders vereinbarte Kampfregeln oder im einzelnen Falle vorgesehene Schutzmaßnahmen Zweikämpfe mit tödlichen Waffen und deshalb strafbar sind. Die Wissenschaft war überwiegend entgegengesetzter Ansicht, und deshalb wird auch das Urteil auf den Beisitzer Graf zu Dohna zurückzuführen sein. Der neue Strafgesetzentwurf sieht davon ab, zu der Streitfrage Stellung zu nehmen, und sagt in seiner Begründung: „Sache der Gerichte wird es sein, zu entscheiden, ob im Einzelfalle die Mensur ein Zweikampf mit tödlichen Waffen ist“. Die Angst vor klarer Stellungnahme ist eines der Hauptkennzeichen des neuen Entwurfes!

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Augustwoche

Das Gesetzgebungswerk der Zölle und Steuern konnte nicht besser gekrönt werden, als durch das geheime Abkommen, das das Reich mit der Rentenbank abgeschlossen hat. Wenn es noch eines Beweises bedürfte, daß die Anspannung des Steuerdrucks nicht auf ernsthaften Finanzbedarf hinweist, sondern auf einen bureaukratischen Fiskalismus, der meint, die Staatsgeschäfte seien am besten besorgt, wenn man möglichst viel aus dem Volke herauspresse (um die Verwendung werde man schon nicht verlegen sein), wenn man noch einen weiteren Beleg gebrauchen würde, daß die Zölle nicht einmal in dem guten Glauben geschaffen werden, die Landwirtschaft brauche einen Schutz gegen fremde Konkurrenz, sondern lediglich in der Absicht, ihr einen Extragewinn auf Kosten der Konsumenten zuzuwenden, wenn man um solche Unterlagen noch verlegen wäre und sie nicht schon hundertfältig in Händen hätte, so könnte jetzt kein Zweifel mehr möglich sein. Hinter dem Rücken des Parlaments hat zum zweiten Male das Reichsfinanzministerium einer mächtigen Wirtschaftsgruppe Sondervorteile zugeführt, diesmal jedoch sogar ohne den Schatten eines Grundes, während im Falle der Ruhrentschädigungen wenigstens von einer Entschädigungspflicht die Rede war. Bisher war versucht worden, den Eindruck zu erwecken, als sei auch die Landwirtschaft, wenn auch in noch so dürftiger Weise, an den Lasten beteiligt, die aus der Reparationsverpflichtung entspringen werden. Stets war betont worden, daß die Landwirtschaft mit 600 Millionen Reichsmark zur Tilgung der Anleihe beitragen müßte, die die Rentenbank bei der Stabilisierung dem Fiskus gewährt hatte. So nämlich bestimmten es die Dawes-Gesetze. Doch die Welt denkt, und der Landbund lenkt. Man besann sich darauf, daß sich das klare Tilgungsprogramm der Dawes-Gesetze nachträglich zu einer bloßen Verpflichtung nach außen umfrisieren lasse, und daß man, unberührt davon, für die privatgeschäftliche Abwicklung zwischen Reich und Rentenbank ein spezielles einträgliches Abkommen schließen könne. Es kam, wie es kommen mußte. Herr von Schlieben ließ sich gerne überrumpeln und verstand sich gegenüber der Rentenbank zu viel umfangreicheren Leistungen als es seinen Verbindlichkeiten nach dem Liquidierungsgesetz entsprach. Dr. Schacht hatte in früheren Verhandlungen der Agrarbank die Verpflichtung auferlegt, von ihren Währungsprofiten jeweils einen namhaften Anteil an die Reichsbank abzuführen, der alle Einkünfte aus dem Notenprivileg gebührten. Die Rentenbank löckte wider diesen Stachel, bis sie schließlich im

Reich den Dummen gefunden hatte, der ihr diese Verpflichtungen gegen die Reichsbank abnahm. Das Reich verpflichtete sich bereitwillig, der Rentenbank alle ihr aus dieser Bestimmung erwachsenden Ausfälle zu ersetzen. Insgesamt handelt es sich zwar „nur“ um einen Betrag von etwa 100 Millionen Reichsmark, aber dieser Betrag entspricht ungefähr der Gesamtheit dessen, was man zur Abfindung der notleidenden Anleihegläubiger des Reichs auszuwerfen gedenkt. Die geschenkweise Ueberlassung solcher Summen, die unzweifelhaft gegen das Etatsrecht des Parlaments verstößt, steht also in eindrucksvollem Kontrast zu der Art, wie das Reich seine Verbindlichkeiten gegenüber wirklichen Gläubigern erfüllt hat! Den Besitzern von Schuldverschreibungen des Reichs, die ihr bares Vermögen hingegeben haben, gewährt man 2½ v. H.; die Auslandsgeschädigten erhalten nach langen Kämpfen 2 v. H.; aber der Agrarbank überweist man zur Stärkung ihrer Gewinne freiwillig runde 100 Millionen. Damit zu dem unsichtbaren Geschenk der Teuerungszölle auch noch eine sichtbare Gabe den Kreisen präsentiert werden kann, die heute das Szepter in der Hand halten, — dazu müssen die Steuerzahler bluten!

Einem Manne wie Malthus ist es gelungen, Generationen am Leben verzweifeln zu lassen, weil er prophezeite, daß der Nahrungsmittelspielraum der Erde nicht ausreiche, um den Bevölkerungszuwachs aufzunehmen. Ernsthafte Geologen berechnen, daß die Menschheit aussterben müsse, weil die Kohlenvorräte der Welt allmählich ihrem Ende zuneigen. Diese Art Leute hat stets vergessen, die Fortschritte der Technik in ihre Rechnung einzustellen. Als uns im Kriege der Stickstoff auszugehen drohte, weil wir von den chilenischen Salpeterlagern abgeschnitten waren, hat man das katalytische Verfahren der Ammoniakgewinnung auf Luft erfunden; und nun, wo es in einigen hundert Jahren mit den Kohlenvorräten zu Ende gehen soll (einstweilen sind sie noch größer als dem Kohlensyndikat lieb), wird schon im voraus von der Badischen Anilin- und Sodafabrik ein Verfahren in Anwendung gebracht, mit Hilfe dessen es möglich ist, Oel synthetisch aus Kohlenstoff und Wasserstoff herzustellen. Technologisch sind solche Verfahren seit langem erprobt. Wenn es jetzt gelingen sollte, sie wirtschaftlich zu gestalten, so ist es klar, daß das die umfassendsten Umwälzungen der Produktion zur Folge haben kann. Auch die gegenwärtige Krise des Kohlenbergbaues erscheint unter diesen Umständen in einem neuen Licht. Auf der einen Seite wird das Verwendungsgebiet der Kohle erheblich verbreitert, umgekehrt ersteht bei zunehmender Oelfeuerung eine neue Konkurrenz. Düngemittel aus Luft, Oel aus Wasserstoff, Zucker aus Kohle, Gold aus Meerwasser — was brauchen wir uns um das Schicksal künftiger Geschlechter zu sorgen?

Was haben die Leser der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ und der „Industrie- und Handelszeitung“ vom Stinneskrach erfahren? Beide Blätter werden bekanntlich von der zum Stinnes-Privatkonzern gehörigen Norddeutschen Buchdruckerei und Verlagsanstalt A.-G. herausgegeben, die daneben im Lohndruck den amtlichen „Deutschen Reichs- und Preußischen Staatsanzeiger“ druckt. Im Anfang gab das Blatt jene Erklärung des Hugo Stinnes junior wieder, zuerst: daß nur „straffer zusammengefaßt“, und dann: daß nur „einige unbedeutende“, aus dem Rahmen des eigentlichen Konzerns herausfallende Beteiligungen abgestoßen werden sollten. (Zu schweigen von einer maximal frechen Lümmelei des Chefredakteurs Lensch, der noch nach dem berühmten Stützungsmeeting einen groß aufgemachten Leitartikel „Klatsch“ von sich gab und alle Nachrichten nur als „infame Erfindungen“ der Linkspresse bezeichnete.) Seither haben sich die beiden Blätter darauf beschränkt, in bescheidenster Aufmachung die zweizeiligen Kommuniqués des Stützungstriumvirats aufzunehmen. Jeder redaktionellen Stellungnahme zu dieser schlimmen Angelegenheit haben sich beide Redaktionen enthalten, so daß die Bezieher, wenn sie im Vertrauen auf unparteiische Berichterstattung keine andere Zeitung zur Hand nahmen, nach wie vor in dem Glauben leben müssen, als sei der Stinnes-Konzern das unversehrte Gebäude, als das er früher galt. Nun ist es allerdings bei einem so erschütternden Zusammenbruch wie diesem ausgeschlossen, daß ein Geschäftsmann nicht wüßte, wie die Dinge liegen. Die Verbreitung von Mund zu Mund erweist sich hier doch stärker als die Macht einer Zeitung gegenüber ihren Lesern. Aber wenn die Redaktion es sich geleistet hat, Tatsachen zu verschweigen, die den Gesprächsstoff der ganzen Welt bilden, um wieviel skrupelloser wird sie dann in anderem verfahren, in denen es den Lesern noch viel weniger möglich ist, den Betrug — und auch verschweigen heißt bei einer Zeitung betrügen — zu erkennen. Wir wissen uns frei von Schadenfreude gegenüber den Schriftleitern der Stinneszeitung, die, im Vertrauen auf die wirtschaftliche Potenz des hinter ihnen stehenden Konzerns, jeden Andersdenkenden einst mit Dreschflegeln angingen. Ist das Verantwortungsbewußtsein der deutschen Presse bereits so tief gesunken, daß man die Behandlung des Falles Stinnes durch die „Deutsche Allgemeine Zeitung“ stillschweigend hinnehmen müßte? Einerlei, ob der junge Stinnes selbst die Torheit besitzt, dem Blatte den Mund zu verbieten (wir glauben es nicht), oder ob es freiwilliger Takt ist, den die verantwortlichen Redakteure üben — diese Behandlung der Schwierigkeiten des eigenen Verlages enthüllt jedenfalls mit seltener Deutlichkeit die Gefahren, die entstehen, wenn große Zeitungen in die Abhängigkeit von fremden Interessenten geraten.

GLOSSEN

STAHLHELM-NACHTÜBUNG

I.

Es ist nicht ganz leicht, mit dem ostelbischen Adel in Verkehr zu kommen. Er sitzt in seinen ländlichen Katen, die, sind sie zweistöckig, stets, „Schloß" heißen, und verkehrt mit den Versippten und Verschwägerten. Und mit allen adligen ländlichen Kateninhabern des gleichen Kreises ist er versippt und verschwägert. Kommt aber einer von außen und nun gar aus Mitteldeutschland, oh weh!

Mein Lieber, dort ist doch alles rot! Und wenn Herr Bomst auch nicht rot sein mag, es muß ja auf ihn gewirkt haben, daß er immer solche Ansichten hat anhören müssen. Nichts für uns, mein Verehrter. Besser ist besser.

Herr Bomst hat also umsonst seinen Zylinder aufgesetzt und umsonst den Frack angezogen. Man zeigte ihm die kalte Schulter. Aber Herr Bomst ist nicht umsonst aus Mitteldeutschland, speziell aus Sachsen. Herr Bomst ist helle. Da er nun einmal vergeblich auf den hochherrschaftlichen, herkömmlich mit Aloe geschmückten Rampen vorfuhr, denkt er: nun müssen sie mir kommen.

Und Bomst, der natürlich Offizier gewesen ist, entdeckt, daß die ländliche Jugend dringend nach Zusammenschluß lechzt. Er gründet eine Ortsgruppe des Stahlhelm. Das ist eine sehr einfache Geschichte. Er hängt sich zwei Stunden ans Telephon und klingelt alle großen Güter der Gegend an. Wozu gibt es landwirtschaftliche Beamte? Er lädt sie freundlich zu einer Vorbesprechung zwecks Gründung einer Ortsgruppe des Stahlhelm ein. Etwaige nationale Bauernsöhne sind mitzubringen. Kann er den Herrn nicht haben, nimmt er's Gescherr.

Und welcher landwirtschaftliche Beamte könnte solcher Lockung widerstehen? Bei einem Rittergutsbesitzer eingeladen! Kann man's denn überhaupt riskieren, weg zu bleiben? Weiß der Himmel, wie der Bomst mit dem eigenen Chef steht! Vierzehntägige Kündigung ist bei den landwirtschaftlichen Beamten noch sehr Mode!

So kommen sie alle. Und es lohnte sich wirklich. Es war, es war, nun, einfach kameradschaftlich herzlich. So ein gemütlicher Ton. Und die ältesten Feldzugsgeschichten, die kein Aas mehr hören wollte, an Bomst waren sie loszuwerden. Und es gab Wein. Und es gab Zigarren mit Leibbinde. Alle unterschrieben. Das dringende Bedürfnis war gestillt und die Ortsgruppe des Stahlhelm gegründet.

Die nächste Versammlung sah bereits anders aus. Erstens fand sie nicht mehr bei Herrn Bomst, sondern in irgendeinem Gasthof statt, wo jeder sich seinen Topp Bier selber kaufen mußte, und zweitens erhob sich Herr Bomst und bat die Herren dringend, doch ja recht pünktlich zu sein. Jawohl, pünktlich auf die Minute. Es sei ein Unding, ihn eine ganze Viertelstunde wie heute warten zu lassen. Man sei hier zur Pflege des kameradschaftlichen Geistes, vor allem aber des militärischen Geistes. In diesen verrotteten Zeiten.... Und unser oberster Kriegsherr....

Es war wunderbar. Und Herr Bomst konnte sich nun hinsetzen und dem Großgrundbesitz (mit Adel) Briefe schreiben, die Ortsgruppe sei gegründet und der Geehrte Herr Major oder Oberst oder

General werde gebeten, als Mitglied... Unterstützung... nationale Pflicht....

Herr Bomst kann ruhig schlafen, er hat den Anschluß gefunden.

II.

Auch schlichtere Gemüter hegen die Ansicht, daß solche Stahlhelmortsgruppe noch weitere Aufgaben hat, als diese allwöchentlichen Zusammenkünfte in der Hinterstube eines Bierlokals. Ernste Pflichten liegen ihr ob. Die gewonnenen Feldzugserfahrungen sind zu erhalten und auszubauen. Das Wort Nachtübung fällt.

Nun, warum eigentlich nicht Nachtübung? Die sämtlichen Ortsgruppen der Gegend werden mobil gemacht. Und damit die Sache für die jungen Leute abenteuerlicher sei, wird ausgesprengt, daß die Arbeiter der Kreisstadt — eine verworfene rote Bande, ein Blutgeschwür (Blutgeschwür ist gar nicht übel, denkt mancher versonnen) — daß diese Rotte also beabsichtigt, die Leitung der Stadt zu ergreifen, das Rathaus mit Gewalt zu stürmen — in der kommenden Nacht. Pflicht sei... Erhaltung des Bestehenden...

Es war ein göttlicher Nachtmarsch. Sie marschierten 20 Kilometer und kamen vor die Stadt und standen in Büschen, denn die Arbeiter durften ja nichts merken. Und dann stellte es sich heraus, daß diese Gruppe auf die andere Seite der Stadt gehörte. Also marschierten sie wieder 10 Kilometer und standen wieder in Büschen und besahen die Stadt von der anderen Seite. Sie tat, was Landstädte nächtens tun: sie schlummerte. Da suchten sie Anschluß an die Nebengruppe und fanden sie nicht. Und dann fanden sie die Nebengruppe und dann war es die falsche Nebengruppe. Und dann begann es zu dämmern und Herr Bomst teilte ihnen mit, daß die Arbeiter von der Aktion des Stahlhelm Kenntnis bekommen und sofort aus Angst ihre Aktion eingestellt hätten. Ein voller Erfolg!

Die Brust schwellte Stolz. Und dann wanderten sie wieder 20 Kilometer nach Hause. Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

III.

Das war in den Tagen des Küstriner Putsches, von dem man später so seltsam weniges hörte! Große Dinge geschahen. Motorräder durcheilten die Ortschaften, in Leder gekleidete Herren, denen zum vollständigen Anzug nur das Monokel fehlte, gaben Weisungen aus, und es kamen andere Belederte und gaben andere Weisungen aus. Und niemand wußte etwas und alle ahnten etwas. Und es würde ein großer Schlag sein und das Vaterland....

Man machte Siedehitze und, die sie machten, waren ganz gutgläubig und darum siedete es auch so. Jeder Eleve der Landwirtschaft sah sich als Retter des Vaterlandes. Und der Chef gab natürlich Urlaub und man machte sich bei ihm einen weißen Fuß.

Nur, sein Auto gab der Chef nicht. Als Herr Bomst anrief und um Zur-Verfügung-Stellung des Autos bat, da sagte der Chef natürlich zu. Durfte man es denn mit diesen verderben? Wer weiß, morgen waren sie (sprich wir) die Herren. Aber dann traf es sich so vorzüglich, daß gerade zu diesem Tage das Auto kaput ging. Sicher ist sicher. Und des Müllers Satz, daß es Richter in Berlin gibt, hat auch manchmal sehr seine zwei Seiten.

Aber die Jungen, die marschierten natürlich los. Sie wären nicht nur gegen Küstrin, sie wären gegen

Berlin, sie wären gegen die ganze Welt marschiert. Sie marschieren streng national in jedes Debakel. Sie wissen nichts, wenn nicht dies, daß sie die andern hassen. Jene, die immer ändern wollen, die immer vorwärts wollen, die nie beharren können. Es war doch früher so schön bei uns. Sie marschieren zu der Spielerei ihrer Nachtübungen, sie marschieren zu jedem Mord und Totschlag, sie marschieren heute noch. Und sie werden immer marschieren — gegen den Geist.

Hans Fallada

DIE NEUEN ARMEN

Es drängen sich neuerdings Gestalten an die Oberfläche der Verarmung, gegen die rechtzeitig und mit allem Nachdruck protestiert werden muß.

Der Schreiber dieser Zeilen, seit über dreißig Jahren am Wiener Platz als Schnorrer (weniger im transitiven als im intransitiven Sinne) tätig und in dieser Branche durch rastlose Mühe und ein wohlfundiertes Kapital an Geldbedürfnis groß geworden, sieht sich plötzlich mit einer Sorte neuer Armer in einer Gesellschaft vereint, die durch nichts zu ihrer Rolle legitimiert erscheinen.

Wie kommen wir, solide Vorkriegsschnorrer, für die der Besitzmangel stets mehr war als ein zufälliges und vorübergehendes Kein-Geldhaben und die wir uns unsere Weltanschauung buchstäblich am Mund der Reichen absparen mußten, dazu, Leute sich an uns herandrängen und unserem Los zugesellt sehen zu müssen, deren Armut erst von gestern ist?

Wohin soll es mit der Kultur des Schnorrertums, mit der Sittlichkeit und Würde des Bettlerstandes

kommen, wenn der Zufall einer Wirtschaftskrise, einer Börsen-Baisse usw. jedem dahergelaufenen Milliardär gestatten kann, sich plötzlich als Bettler aufzuspielen und jedem schäbigen Generaldirektor, Anarchist zu werden?

Man beobachte nur das bedrohliche Anschwellen dieses Typus und wie er uns überall die ererbten und reservierten Stehplätze des Lebens streitig macht!

Man kann kaum mehr eine Auskocherei, eine Pfandleihanstalt, ein Volkscafé betreten, oder bei einem Würstelstand und Maronibrater halt machen, ohne ihm in Scharen zu begegnen.

Diese Nix-Gewinner und neuen Armen machen sich schon überall schmal, man sieht sie auf den Stehplätzen der vierten Galerie, auf der vorderen Plattform der Straßenbahn, im Schankzimmer der Restaurants — überall schwimmen sie schon untenauf!

Was sollen wir dazu sagen, die wir auf diese Stätten ein teuer bezahltes Anrecht haben und schon zu einer Zeit Idealisten, Satiriker, Bilderstürmer und Bohèmiens waren, da sie noch nicht zu jenen Milliarden gekommen waren, die ihnen den Abstieg zum Bettlertum verstatteten?

Mit welcher protzigen Unaufdringlichkeit sie nur ihre neue Rolle spielen! Mit wieviel Gesinnungsernst und düsterer Bescheidenheit sie sich unsere saloppe Gewandung, unsere vertepschten Hüte und unsere stumpfen Bügelfalten zugelegt haben!

Und ihre Art, zu Fuß zu gehen! Sie stolzieren mit herausfordernder Selbstverständlichkeit auf ihren zwei Beinen.

Sie tragen eine mitleiderregende Unrasiertheit zur Schau, der man die mühselige, oft erzwungene Ersparnis der Rasierkosten anmerkt. Sie drängen sich jetzt einfach allerorten in den Hintergrund.

Ja, wir stoßen in letzter Zeit mit ihnen sogar freundnachbarlich auf einem Gebiet zusammen, wo wir sie früher als Gegner erfolglos aufgesucht haben.

So begegnete ich unlängst einem Generaldirektor, in dessen Vorzimmer ich einst ganze Tage herumgesessen war, im Vorzimmer eines Generaldirektors.

Viele wieder von denen, die uns mit dem überlegenen Bekenntnis einzuschüchtern versuchten: sie brauchten keinen Geist, Geld sei alles, behaupten plötzlich, es macht nichts, sie hätten Geist.

Kürzlich aber widerfuhr mir von allem das Aergerlichste: Im Effektenraum eines Privatversatzamtes sah ich mir gerade gegenüber einen Mann mit Gamaschen, Monokel im Auge — über dem Arm den belehnungsbereiten Wintermantel.

Zu welchem Auftritt mit dem ungebetenen Kollegen wäre es noch gekommen, hätte mich nicht ein genauerer Blick belehrt, daß ich vor einem Spiegel stand!

Anton Kuh

DER AUTO-SUKKUBUS

Das Compendium maleficarum ist mit dem Aufhören der Hexenprozesse keineswegs abgeschlossen. Der Dr. Arthur Landsberger, der bei Paul Steegemann einen ansehnlichen Schmöker „Gott Satan" zur Rettung des Christentums hat erscheinen lassen, kann darüber manch kräftig Wörtlein sagen, aber er sagt's nicht, der neckische Doktor, wenigstens im erwähnten Buch nicht, dessen Hauptinhalt darin besteht, daß er fortgesetzt versichert, er werde bei Gelegenheit schon den Satanisten, die es

heutigentags noch genau wie zu des seligen Huysmans Zeiten gebe, den schurkichten Garaus machen. Er werde schon auspacken, sagt der großinquisitorische Doktor, daß einem die Haare zu Berge stünden, er werde erzählen von schwarzen Messen, von Hexensabbathen, von Sukkuben und Inkuben, daß es in den Fundamenten unseres Daseins krache, er werde die Hölle in einer Weise stürmen, gegen die seine seitherigen Feldzüge in den Sittenromanen „Wie Satan starb" und „Wie Hilde Simon mit Gott und dem Teufel kämpfte" nichts als lächerliche Präliminargefechte sind. Ohne die berechtigte Spannung, die der zum militanten Ekklesiasten gewordene Konkurrant des H. H. Ewers durch sotane Ankündigungen erweckt, zerstören zu wollen, will ich doch auf eine zeitgenössische Art unsauberer Hexerei und bösen Teufelswesens hinweisen, die der streitbare und profunde Doktor offenbar übersehen hat. Das ist der Auto-Sukkubus.

Aeußerlich sieht er, wie jeder echte Sukkubus, zwar verführerisch, aber harmlos aus. Er zelebriert im Gegensatz zu den Sukkuben des Mittelalters seinen Satansdienst zumeist bei hellichtem Tage. Der Auto-Sukkubus sitzt gewöhnlich auf dem Soziussitz eines Motorrades; den Rock hat er bis über die Knie heraufgezogen und er dämonisiert die Männer durch den Anblick seiner in aufreizend fleischfarbenen Strümpfen steckenden Beinen. (Die Beine, en passant, sind das Hauptverführungsmittel des modernen Satans, seine spezielle erotische Waffe im zwanzigsten Jahrhundert. Boccaccio schwärmt von zarten Schultern und schöngeschwungenen Hüften, Rubens hat seine Freude an einem saftigen, grübchenreichen Rücken, Casanova vergißt die Welt an einem deliziösen Busen. Die Beine als entscheidendes erotisches Ingredienz sind die Entdeckung unseres Jahrhunderts, sie sind ein metaphysisches und soziologisches Problem geworden und werden über kurz oder lang die Universitätsreife als Dissertationsthema erlangen, was indessen ihrer Faszinierungskraft erheblichen Abbruch tun dürfte. Die Arme aber hat der Auto-Sukkubus, völlig in der Art eines Vampyrs, zumeist um den Leib des vor ihm sitzenden Mannes geschlungen, was nichts anderes bedeutet, als daß er ihm das Herzblut aus der Brust preßt. Der Mann, unter dem magischen Druck dieser Hand, ist völlig in der Gewalt des Dämons, welcher in Wahrheit die Macht ausübt; denn er, durch zärtlichen Druck, durch Streicheln und Schmiegen, durch ein verführerisch geflüstertes Wort, beherrscht die Seele des Mannes. Die Kraft seines Fingerdruckes ist der Kilometerzahl direkt proportionial. Je höher der durch ihn hervorgerufene Blutdruck

des Mannes, desto mehr Benzin. Der Auto-Sukkubus raubt dem Motorradfahrer an Leib und Seele gleichermaßen wie an materiellem Besitz aus; er spekuliert, schlau wie er ist, auf die männliche Eitelkeit; er reizt den sportlichen Mut des Führers zur Tollkühnheit auf, er stachelt ihn zu polizeiwidrigem Tempo an, er veranlaßt ihn zur Ueberschreitung des angesetzten Budgets, teils indem er den Führer zu wiederholter Benzinaufnahme nötigt, um ihn auf längeren Touren um so mehr zu erschöpfen, teils indem er, hinreißend weiblich, sich des öfteren schwach, hinfällig, bezaubernd matt und müde gibt, um unterwegs Kaffee, Eis, Likör, Schinkenbrote, Diners und Zigaretten zu erpressen. Hat der Auto-Sukkubus bei einem ersten Ausflug den Führer und Besitzer des Motorrades in seine Gewalt gebracht, so beginnt er sein teuflisches Werk mit unentrinnbarer Gewalt fortzusetzen; er bringt den Mann dazu, ihm eine Lederausrüstung zu kaufen. Er bettelt ihm eine Fahrt nach der andern ab. Er veranlaßt ihn zum Abonnement von Sportzeitungen. Mit tausend Kleinigkeiten preßt und saugt er den ihm verfallenen Mann aus. Die Strafzettel über zu schnelles Fahren, die Entschädigungen für überfahrenes Kleinvieh, Hühner, Enten, Gänse, Schweine, gehören mit dazu. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß der Auto-Sukkubus, vom Teufel mit höllischen Salben und Pasten gesalbt, immun gegen Unglücksfälle, Zusammenstöße und Stürze ist. Geht der Fahrer bei einem solchen Ereignis in die ewigen Jagdgründe, so sucht der Sukkubus sich ein neues Opfer. Benzin ist ihm ein Lebenssaft so wie es für seine mittelalterlichen Ahnen das Blut war.

Steinwürfe und Drahtseilattentate gewinnen unter diesem Gesichtspunkt die Bedeutung einer Art Exorzismus; es sind primitive, direktionslose, aber spontane Versuche, den Teufel auszutreiben. Auf einer höheren Stufe stehen die exorzistischen Versuche der Behörden, deren Ritual teils durch den Weg der Verordnung, teils durch die Anwendung der Automobil- und Motorradsteuer bestimmt ist. Aber die Macht des Satans spottet, wie einst vor den Inquisitionstribunalen der Folter und dem Scheiterhaufen, allen Versuchen der Austreibung. Die Zahl der Auto-Sukkuben, d. i. vom Teufel besessener Mädchen und Frauen, ist ungeheuer. Die Dämonologie der Gegenwart wird sich mit ihnen zu befassen haben. Der Dr. Landsberger, um noch einmal auf ihn zurückzukommen, wälzt die gesamte gelehrte Literatur, erschleicht sich mit Tücken und Kniffen aller Art Zutritt zu schwarzen Messen und ähnlichen diabolischen Lustbarkeiten, macht die Juden und Schwarz-Rot-Gold, die Franzosen und die Shimmykomponisten für die Ausbreitung des modernen Teufelskultes verantwortlich — das Teufelswesen auf offener Straße sieht er nicht. Wie, wenn er selbst ein Motorrad mit Soziussitz hätte? wenn der Teufel auch ihn in der Gewalt hätte durch einen schönbeinigen, schlanksehnigen Auto-Sukkubus? Der Teufel stellt dir nächstens doch ein Bein, exorzierender Doktor! Aber sei dem, wie ihm wolle: ich beanspruche für mich, die Existenz des Auto-Sukkubus als den modernsten Zweig des Hexenwesens nachgewiesen zu haben, und rufe auf zum Kampfe gegen dieses Teufelswerk. Eine Gesetzesvorlage ist schleunigst einzubringen, des Inhalts, daß nur verheiratete Motorradler einen Soziussitz haben und diesen nur mit der legitimen Angetrauten besetzen dürfen.

K. H. Ruppel

VORSCHRIFT, VORSCHRIFT ÜBER ALLES!

An der Hauptwache in Frankfurt am Main steht ein sogenannter Verkehrsbeamter. Dieser Beamte regelt den Verkehr, oder nein, er kommandiert ihn, und wenn er den Verkehr verkehrt kommandiert — schadet nichts! Donnerwetter! Der Verkehr hat zu parieren. Und wenn ob dieser Verkehrsregelung der ganze Erdkreis zusammenstürzt, dann werden, wie Horaz so schön sagt — Donnerwetter, die Ruinen den Verkehrsbeamten und den Vorsitzenden der Frankfurter Uebertretungskammer, die Unerschrockenen, tragen.

Eine Legende aus dem Leben dieser spartanoborassischen Staatsdiener: Der Trambahnführer K. erhält von dem Verkehrsbeamten (der Name ist uns nicht überliefert, nennen wir ihn beispielsweise Leonidas), also von Leonidas den Befehl, mit dem Wagen den Platz zu überqueren. Er bemerkt, daß Leonidas vergessen hat, die Wagen in der Querrichtung zu stoppen. Ein Zusammenstoß ist unvermeidlich. Deshalb hält er in der Mitte des Platzes. Leonidas: „Was, Sie haben meinen Befehl nicht befolgt?!" Anzeige. Der Vorsitzende der Uebertretungskammer (nennen wir ihn kurz Salomo): „Sie müssen den Anordnungen der Verkehrspolizei blindlings folgen." Angeklagter: „Und wenn ein Unglück passiert?" Salomo (in höchster Verzückung): „Dafür wäre der Beamte verantwortlich!" Schluß: Bestrafung des Trambahnführers.

Dieser Salomo sollte wie sein kleinerer biblischer Namensvetter ein „Buch Sprüche" zur Ertüchtigung der Jugend herausgeben. Lieber tauscht er mit einer Königin von Saba letzte Weisheiten aus. Kurz, ich schlage vor, ihn zum Reichskanzler zu machen. Wenn einer den Urgrund der Staatsidee erfaßt hat, so ist es dieser Salomo. Noch nie ist das Tiefste, die doppelte Wurzel dieser Idee so klar herausgearbeitet worden: „Blinder Gehorsam und Verantwortung." Natürlich und beileibe nicht Verantwortung schlechthin, irgendeine von der Eigenvernunft oder Eigenmoral diktierte Verantwortung, sondern eine nach § 583 der Dienstvorschriften in dem und dem Anfange von der und der Zeit bis zu der und der Zeit mit den unter a, b, und d und in der Bemerkung zu § 607 angeführten Ausnahmen festgelegte und durch Diensteid übertragene Verantwortung. Da somit diese Verantwortung auch nichts anderes ist, als blinder Gehorsam gegen Staatsvorschriften, eine † † † freie Verantwortung nicht existiert, vereinfacht sich die Salomonische Staatsformel zu dem Imperativ: Blinder Gehorsam!

Aus der Zeit des zaristischen Rußland werden zwei charakteristische Anekdoten erzählt, die sicherlich zur Aufzucht einer staatstreuen Jugend in alle zarorussischen Lesebücher übergegangen sind. Die eine berichtet von dem Gänseblümchen (oder war es ein Veilchen?), das Katharina, der Großen, so gut gefiel, daß sie einen Soldaten als Posten aufstellen ließ, damit es niemand pflückte. Dieser Posten wurde 300 Jahre lang laut Vorschrift immer wieder, Tag für Tag an dieser Stelle aufgeführt, kein Mensch wußte mehr, warum. Die Vorschrift hatte gesiegt, der Palastkommandant kannte seine Verantwortung. Die zweite Anekdote erzählt von einem sibirischen Soldaten, der eine Regimentskasse zu bewachen hatte. Plötzlich kam eine große Ueberschwemmung des Ob. Das Wasser stieg, stieg dem Soldaten zu den Knien, zum Bauch, zur Brust, zum Hals. Er blieb bei der Kasse. Kähne kamen vorbei und wollten ihn und

die Kasse aufnehmen. Er blieb und wartete auf die Ablösung, bis er ersoff.

Der Straßenbahnschaffner K. hat die große Gelegenheit versäumt, im Lesebuch für die preußischen Gemeindeschulen unsterblich zu werden. Wäre er, blindlings gehorchend und die Verantwortung dem Verkehrsbeamten überlassend weitergefahren, wäre dann sein Wagen mit dem aus der andern Richtung zusammengestoßen, wäre er, wie es Leonidas und das Gesetz befahl, zu Brei zerquetscht worden und 20 oder 30 Männer, Weiber, Kinder mit ihm — er wäre jetzt unsterblich. Denn der Inbegriff salomonischer Staatstreue ist: Befolgung der Vorschriften. Und die höchste Bürgerkrone erhält der, der sie auch dann befolgt, wenn sie Blödsinn sind. Der Staat und seine Salomone wissen schon, warum sie das tun. Sie wissen, wie die schlauen Hohenpriester, daß man ihnen nicht eher mit Haut und Haar verfallen ist, bevor man sich nicht zu ihrem Credo bekennt. Dem Credo quia absurdum.

A. H.

ANEKDOTE

„Cher maître!"

„Le Cri de Paris" erzählt von Gémier, dem Direktor des Odeon-Theaters: Gémier ist einer der Organisatoren der Kunstgewerbe-Ausstellung. Während er neulich dort arbeitete, kommt ein Bekannter und sagt: „Guten Tag, lieber Meister!"

„Ach was," sagt Gémier, „wenn man jemanden ‚cher maître' nennt, meint man doch immer: alter Esel!"

In diesem Augenblick geht eine der namhaftesten Kapazitäten der Zentral-Kommission der Ausstellung vorüber.

Gémier, mit Herzlichkeit: „Ah, guten Tag . . . cher maître!"

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 32)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48 Besselstr. 21 — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Augustwoche

Es gibt Leute, die ihre Ferien zur Selbstbesinnung benutzen. Wie man unsere Parlamentarier kennt, darf man vermuten, daß sie es sich nicht so schwer machen werden. Und dennoch werden diese Ferien zur Besinnung benutzt werden. Denn viel erheblicher ist das Steigen aller Preise. Die Deutschnationalen haben ihren Erfolg: wer die Pfennige und Markscheine für Butter und Milch einnimmt, rechnet den Mehrerlös ihnen zum Ruhm an. Aber so wenig sonst der Gegensatz zwischen Produzenten und Konsumenten letzter Schluß der politischen Weisheit ist — hier kann er entscheidend werden durch die Masse derer, die jene klebrigen Pfennige und schweißigen Markscheine aus den Taschen klauben, um den Ruhm des Reichstags zu bezahlen. Eine hoffnungslose Stimmung liegt über den Ferien, während das Volk für seine Vertreter arbeitet. Trotzdem kann man optimistisch sein. Gottes Mühlen, einstmals wegen ihrer Langsamkeit berühmt, haben sich dem Zuge der Zeit angepaßt. Nicht mehr an der dritten und vierten Generation werden die Sünden der Väter heimgesucht: hier und heute schon gilt es zu entgelten. Barmat —: und ein paar Monate darauf das Verfahren gegen die Staatsanwälte. Ebertprozeß —: und hernach Lob und Anerkennung des Verräters aus Hindenburgs Mund. Nationale Befreiung —: und schon, während das Wort noch klingt, Sicherheitspakt und Völkerbund! Freilich fallen Opfer; freilich bleiben ganze Strecken deutschen Landes vom Wandel unberührt. Was einer druckt, liest der andere nicht, und das Mehl aus Gottes Mühlen gibt noch längst kein täglich Brot. Aber das tägliche Brot, das teuerer wird, die Not, die größer wird, die Einsicht, die wie die Liebe durch den Magen geht: sie werden eine republikanische Linke schaffen, die endlich wissen wird, was die Rechte tut.

Es gibt ein preußisches Gesetz zum Schutze der persönlichen Freiheit, das stammt vom 12. Februar 1850. Der Berliner Polizeipräsident hat gesetzeskundige Berater. Die haben

dieses Gesetz ausgegraben, um die Ruhestörer vor der Wilhelma oder vom Wedding verhaften und in Polizeigewahrsam bringen zu können. Der Zweck mag gut sein; aber er darf nicht schlechterdings jedes Mittel heiligen, jede Gesetzesverdrehung rechtfertigen. Ist es schon mißlich, daß in Preußen mit Vorliebe Gesetze aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts angewandt werden — auch die Plakatzensur stützt sich noch auf diese Zeit —, ist es auch traurig, daß die Interpretationskunst der Verwaltungsjuristen nie größer ist, als wenn es gilt, Reservate der Länder gegen das Reichsrecht durchzufechten, so ist es geradezu übertrieben, wenn ein Gesetz zum Schutze der persönlichen Freiheit den Grund für Freiheitsberaubung abgeben soll. Der § 6, der von der Regel, daß die persönliche Freiheit unverletzlich ist, eine beschränkte Ausnahme machen soll, wird zur Regel gemacht, damit das Recht illusorisch sei. Er lautet nämlich: „Die Polizeibehörden sind befugt, Personen in polizeiliche Verwahrung zu nehmen, wenn der eigene Schutz dieser Personen oder die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sittlichkeit, Sicherheit und Ruhe diese Maßregel dringend erfordern." Daraufhin kann die Polizei Trunkene, Exhibitionisten, Nackttänzer, Deliranten festnehmen. Aber randalierende Rotznasen in Sammeltransporten zum Polizeipräsidium führen? — Das kommt davon, wenn die Polizei nicht rechtzeitig das Rechte tut und die Gerichte das Recht biegen; dann bleibt schließlich nichts übrig, als auch noch das Gesetz zu verbiegen. Zugunsten der Sicherheit auf der Straße wird die Sicherheit im Rechtsstaat preisgegeben. Das ist das Rezept der Polizei. Heilsam für heute und unheilvoll für morgen. Wollten die Herren Majore und Oberleutnants, die sich äußerlich und innerlich höchst unvorteilhaft von den Wachtmeistern unterscheiden, nach den ungedehnten und unverdrehten Bestimmungen und Gesetzen gleichmäßig verfahren, lernten sie den Verkehr regeln, statt die Regeln zu verkehren, dann brauchte man nicht Gesetze auszugraben, um zu finden, daß sie sich anscheinend bereits im Grabe herumgedreht haben.

Die heiß umstrittene Ebertbüste, die Kolbe nach der Totenmaske modelliert hat, steht jetzt im Kronprinzen-Palais, für 50 Pf. jedem Laien sichtbar. Was Lederer über dieses Werk gesagt hat, braucht niemanden zu bewegen — es hat ihn selbst erregt und damit seinen Zweck erfüllt. Aber was die Herren Abgeordneten in dem Ausschmückungsausschuß des Reichstages — so heißt er tatsächlich nach der geheiligten Kegelklubtradition, die auch sonst in dem hohen Hause gewahrt wird — und was vor allem die sozialdemokratischen Freunde und Verehrer des verstorbenen Reichspräsidenten gesagt haben, das bekommt angesichts dieser bildnerischen Leistung einen unheimlichen Sinn. O Tragödie der Sozialdemokratie, in diesem kleinen Fall ebenso gespiegelt, wie in dem

großen Sturz der letzten Jahre! Als die Arbeiter noch revolutionär waren, liebten sie noch die kühne Kunst; jetzt sind sie Ruheschützer und lieben die kalte Konvention. Darum haben die sozialdemokratischen Mitglieder des Ausschmückungsausschusses gegen Kolbes Ebertbüste gestimmt. So lächerlich eine derartige Abstimmung ist, so kennzeichnend ist sie auch. „Wie," mögen sie gedacht haben, „Anton von Werner, Arthur Kampf haben schöne ordentliche Bilder gemalt, Hugo Lederer und sogar Adolf von Hildebrandt haben glatte ebenmäßige Plastik gehauen, Kaiser Wilhelm ist auf vielen Gemälden und Denkmälern sauber und gesichtsgetreu dargestellt, und nun soll unser Fritz Ebert eine Büste haben, an der man noch die schmutzigen Finger der Arbeit sieht?! Was für den Kaiser gut war, soll auch für unseren Präsidenten nicht schlecht sein; und wenn wir schon mitregieren, wollen wir auch mitgenießen, was die anderen für fein und anständig halten. Weg also mit diesem Werk innerster Aehnlichkeit und äußerster Ehrlichkeit! Fort mit den Spuren von Mensch und Erde, die darin eingegraben sind! Her mit der Gewöhnlichkeit, mit Cutaway und Stutzbart, mit äußerster Aehnlichkeit und innerlichster Lüge!" Und Ebert wird von seinen Freunden eine Darstellung seines Titels, nicht seiner Taten erhalten.

Als im Mai 1924 die französische Demokratie mit prachtvollem Elan die Regierung des Nationalblocks hinwegfegte, wurde hier im „Tage-Buch", gerade auf Grund von deutschen Erfahrungen, die Ansicht vertreten, daß die Sozialisten, die in so hohem Maße den Kartellsieg mit erfochten, in die Regierung eintreten müßten. Die taktisch geschulten Köpfe der französischen Partei, wie Paul-Boncour, verfochten mit Eifer die Beteiligung. Umsonst. Der dünnblütige klassenkämpferische Idealismus Léon Blums siegte. Anstatt der Beteiligung kam eine halb hochmütige, halb ängstliche Kontrolle, Unterstützungspolitik getauft, die den Sozialisten nicht einmal die Vorteile des lachenden Dritten gewährte, sondern sie schließlich doch im Ernstfall stets zu Konzessionen nötigte, um das Kartell zu retten. Das heißt: die Sozialisten, die aus Prinzipientreue nicht mit „Bürgerlichen" zusammen regieren wollten, mußten, da diese Links-Bürgerlichen schließlich doch immer das kleinere Uebel blieben, zu deren Rettung stets beträchtliche Stücke aus ihrem Prinzipien-Fundus opfern. Hätten die Sozialisten damals nach dem Triumph des 11. Mai mit jener Beherztheit, zu der ein großer Erfolg verpflichtet, die Verantwortung mit übernommen, wahrscheinlich wäre es nie zum Marokko-Krieg gekommen, wahrscheinlich wäre auch über die Finanzpolitik eine Einigung ohne Krisen möglich gewesen. Inzwischen sind die Ereignisse über die superklugen Beobachter hinweggegangen, und allzuspät empfindet man die Notwendigkeit, das gesunkene Renommee zu retten. Was in einem Jahr versäumt,

soll heute eine radikale Geste gutmachen. Diese radikale Geste aber bedeutet Sprengung des Kartells, bedeutet neue Inthronisierung der Rechten. Kennzeichnend, wie weit die Politik der Abstinenz ins Dickicht geführt hat, ist die Rede, die der Führer Léon Blum vor wenigen Tagen auf dem Parteikongreß gehalten hat. Es muß ein seltsam gequältes, innerlich unfreies Elaborat gewesen sein. Klug genug, um die Verantwortung der Stunde zu fühlen, konnte er nicht über seinen gefühlsmäßigen Doktrinarismus hinwegkommen, mußte er für Wiedergewinnung der „Handlungsfreiheit" plädieren. Und dabei unterlief ihm jene Art von Prophetie, wie sie heute selbst auf sozialistischen Kongressen selten geworden. Er sah den Kapitalismus in Frankreich in völliger Auflösung, er sah die Stunde der Machtergreifung durch die Sozialisten allein. Ach, wie wird mir, welche Töne . . . Wie gut kennen wir das von den alten sozialdemokratischen Parteitagen her, aus den Auseinandersetzungen zwischen Bebel und Frank. Das ist jenes fatale Kautskytum, das zwanzig Jahre lang die Sozialdemokratie zu dumpfer Ohnmacht verurteilte, das in den Erschütterungen des Krieges von Kautsky selbst außer Kurs gesetzt wurde und das heute im Vaterland der undoktrinärsten Politiker und der geistig mobilsten Sozialisten eine erstaunliche Auferstehung feiert. Geht das Kartell zu Scherben, weil Herrn Blum eine marxistische Doktorfrage von 1905 peinigt, der Schaden ist mehr als ein französischer. Er ist in gleichem Maße ein deutscher und mehr noch ein europäischer. Wird sich noch rechtzeitig der instinktive Abwehrwille des an sich so unschwärmerischen und undogmatischen französischen Geistes regen? In der Heimat des großen Jaurès sind die marxistischen Nebelkrähen stets am schlechtesten gediehen.

Nach einer Meldung aus München ist dem Maler Hugo v. Habermann der Orden Pour le mérite verliehen worden. Zur Erläuterung wird hinzugefügt, daß diese Auszeichnung natürlich nicht durch den Staat erfolgte, vielmehr haben die Inhaber des Ordens sich zu einer Gesellschaft vereinigt, innerhalb derer sich die Insignien durch Neuwahl vererben. Das ist ein ungemein praktischer Gedanke, um Symbole des alten Regimes in der Republik, neben der Republik zu erhalten. Vielleicht könnte man auf diesem Wege sogar, ohne irgendwie die Verfassung zu verletzen, die Monarchie wieder einführen, indem die Legitimisten sich zu Gruppen zusammentun, die Wilhelm als Kaiser und König anerkennen. Das wäre schon eine Patentlösung, durchaus würdig des Landes mit dem ausgebildetsten Vereinswesen der Welt. Und, Hand aufs Herz, besteht nicht in Bayern z. B. dieser Zustand seit mindestens fünf Jahren? Was geht es den Staat an, womit Klubleute sich die Zeit vertreiben? Die Dynastie ist Privatsache.

Während der Obstruktionstage hat der deutschnationale Vizepräsident des Reichstags, Herr Graef, den Rekord im Rausschmeißen aufgestellt. Die Volksvertreter wehten wie Schnupftabak aus dem Plenarsaal. Seine Presse hat Herrn Graef darob Lorbeerkränze gewunden. Nun stellt es sich heraus, daß das, was bisher für besondere Energie galt, ebensowohl auf einem physischen Manko beruhen kann. Herr Graef ist nämlich auf dem rechten Auge blind. Er sieht vom erhabenen Präsidialplatz aus nur die Linke. Er sieht nur die Sünden der Linken. Er hat es nicht nötig, erst ein Auge zuzudrücken, die Natur selbst hat ihn in wahrhaft verschwenderischer Laune gegen alle Objektivität gesichert. Und jetzt kommt das Seltsame, auch sein viel milderer Kollege vom Zentrum, Herr Dr. Bell, laboriert an dem gleichen Uebel, und — es wird wirklich etwas phantastisch — auch Herr Wallraf, dessen präsidialen Talente noch frisch in der Erinnerung haften, verfügt auf dem rechten Auge über erloschene Sehkraft. (Wozu ihm zu gratulieren wäre, denn in seiner ministeriellen Zeit hat er überhaupt nichts gesehen.) Und nun ergibt sich die Frage: Hat man diese Herren auf den Ephorensitz gehoben, weil sie in ihrer Eigenart so wunderbar unsere Spielart von Republik symbolisieren, oder verdanken sie die Auszeichnung der bekannten Tatsache, daß der Einäugige König unter den Blinden ist?



Vizepräsident Graef

Auf dem politischen Krankenbette verjüngt ein Volk gewöhnlich sich selbst und findet seinen Geist wieder, den es im Suchen und Behaupten der Macht allmählich verlor. Die Kultur verdankt das Allerhöchste den politisch geschwächten Zeiten.

Nietzsche

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

EDMUND STINNES, DER SOZIALREFORMER

Obwohl in Deutschland die Macht als moralischer Faktor aufgefaßt zu werden pflegt, obwohl in Konfliktfällen, anders als in anderen Ländern, die öffentliche Meinung fast stets dem Stärkeren, nicht dem Schwächeren recht zu geben pflegt (und diese Verzerrung des Rechtsempfindens ist wahrscheinlich die Hauptursache unserer politisch-sozialen Nöte) — obwohl also im allgemeinen kein Hahn danach kräht, wenn irgendein armes Luder von überlegenen behördlichen oder sozialen Gewalten noch so sehr bedrängt und gebeutelt wird, gibt es doch Ausnahmen von dieser psychologischen Regel. Die Ausnahme scheint dann einzutreten, wenn es sich nicht um einen seit jeher Schwachen, sondern um einen plötzlich schwach Gewordenen handelt. Wenn da nicht etwa, wie im Falle Barmat, ganz besondere Vorurteile entgegenwirken, scheint eine Art dynastischer Loyalität sich dagegen zu sträuben, daß die verbrieften Vorrechte des Starken demjenigen, der sie bis dahin noch besaß, plötzlich nicht mehr zugute kommen sollen; und eine gewisse Mannentreue und Untertanensentimentalität scheint zu fordern, daß man den ehemals selbst mit dem Adel der Macht Ausgestatteten denn doch gefälligst nicht so behandeln könne, wie irgendeinen ganz gewöhnlichen Menschen.

Herr Dr. Edmund Stinnes, der Kämpfer wider die Banken, lebt zurzeit von dieser höchst eigen- und einzigartigen Verfassung des deutschen Gemütslebens. Hieße er Piefke oder Schulz, so würde ihn niemand anhören; selbst wenn er recht hätte, ginge man achtlos über seine Klagen hinweg. Da er Stinnes heißt, findet er eine öffentliche Meinung, und man empört sich zu seinen Gunsten, obwohl er unrecht hat. Noch mehr: hieße er Barmat, der bekanntlich Kredite bei der Staatsbank nahm, so hätte ihn vielleicht längst der Staatsanwalt am Kragen; da er Stinnes heißt, beraten Minister und Oberpräsident, ob und wie man ihm Staatsbankkredit verschaffen könnte.

Nun ist es gewiß eine der furchtbarsten Prüfungen, von der stolzen Fürstenhöh, auf der die Stinneserben lebten und auf die sie sich innerlich bereits allzusehr eingestellt hatten, in die Wüstenei der Verarmung und einer ungewissen Zukunft niedersteigen zu müssen. Solcher Agonie kann man nur mit Schauern zusehen; selbst ein verzweifeltes Sich-Sträuben und -Wehren würde man nur natürlich finden, und die Worte, mit denen Hofrat Behrens den Tuberkulosen anfährt, der sich absolut nicht ins Sterben schicken kann, dieses gräßliche „Stellen Sie sich nicht so an!", gebraucht man auch gegen Herrn Dr. Stinnes nur ungern. Aber es ist ein Unterschied, ob man das Leben aufgeben soll oder nur einen Besitz. Es ist ein Unterschied, ob ich etwas halten will, was nur für mich einen Wert hat, oder ob ich anderen etwas wegnehmen will, was

für sie von sehr großem Wert ist. Und es ist ein Unterschied, ob ich mich berechtigtermaßen verteidige, oder ob ich zugleich unberechtigt angreife. Herr Dr. Stinnes kennt die Spielregeln des Kaufmanns; wenn er in das Spiel eintritt, muß er bereit sein, sie auch dann anzuerkennen, wenn sie sich unglücklicherweise gegen ihn richten. Er weiß ferner, daß Schulden nicht nur eine Last des Schuldners, sondern auch ein Vermögensstück des Gläubigers sind, und daß jeder Versuch, sich aus Schuldenverpflichtungen zu drücken, zugleich ein Versuch ist, die Gläubiger zu schädigen. Tatsächlich hat sein ganzer Feldzug aber keinen anderen Inhalt, als die Spielregeln abzubiegen und Schuldverpflichtungen auszuweichen. Ich wüßte also nicht, welche Art von Rücksicht noch länger davon abhalten könnte, einen üblen Vorgang beim Namen zu nennen und davor zu warnen, einer Sache Glauben oder Sympathie zu schenken, die, obwohl sie sich ostentativ moralisch aufspielt, keine irgendwie diskutable moralische Basis hat. Auch wenn Herr Dr. Stinnes noch hundertmal schwächer wäre als er ist und die Banken noch hundertmal stärker als sie sind, so könnte doch nicht verschwiegen werden, daß diesmal das Recht bei den Banken ist, und nicht nur das Recht, sondern auch Treu und Glauben.

Es ist notwendig, die Vorgeschichte zu rekapitulieren und mit jenem 27. Mai zu beginnen, an dem Herr Dr. Edmund Stinnes, bisher finanzieller Leiter der Hugo Stinnes G. m. b. H., diese väterliche Zentralfirma verließ. Als Abfindung erhielt er eine Reihe von Werten, die bisher zum Portefeuille der Stinnes G. m. b. H. gehört hatten, das Mehrheitsaktienpaket der „Aga“, das Mehrheitsaktienpaket der „Nordstern-Versicherungs-A.-G.“, eine Reihe kleinerer Aktienpakete und eine Zusage auf Zahlung von 6 Millionen Mark — alles in allem 16 Millionen damaligen Wertes, ein Vierzehntel dessen, was man („gefühlsmäßig“) als Gegenwert der Firma annahm. Herr Dr. Stinnes war jetzt also selbständig, mit dem Konzern (der in der G. m. b. H. zusammengefaßt ist) hatte er nichts mehr zu tun, während der Konzern seinerseits um so viel unvermögender war, als Herr Dr. Stinnes erhalten hatte.

Es begab sich aber, daß dieser Konzern acht Tage später, am 5. Juni, seine Zahlungsunfähigkeit anmelden mußte. Zunächst nahm man an, daß nur ein Mangel an Bargeld vorliege, keine Unterbilanz im echten Sinne, kein Plus der Schulden über die vorhandenen Aktien-, Beteiligungs- und Sachwerte. Man dachte also, eine Sanierung dadurch bewerkstelligen zu können, daß man einen Teil dieser Aktien-, Beteiligungs- und Sachwerte an Liebhaber verkaufe und mit den gewonnenen Barerlösen die Barschulden wieder abdecke. Natürlich mußte bis zur Abwicklung dieser Transaktion Bargeld vorgeschossen werden, denn es waren ja terminmäßig Wechsel und Rechnungen zu zahlen, und auch die Löhne und

Betriebskosten der einzelnen Unternehmungen mußten laufend bereitgestellt werden. Aber die Banken, die, nach der Größe der erforderlichen Mittel, für eine solche Vorschuß-, für eine solche Stützungsaktion allein in Betracht kamen und die sich unter dem doppelten Druck äußerster Zeitnot und stärksten Reichsbankdrängens Hals über Kopf, ohne jedwede ausreichende Prüfung, zur Uebernahme dieser Rolle schließlich bereit erklärten, hielten es in jenem Augenblick noch für sicher, daß sie ihr Geld binnen wenigen Wochen mit guten Zinsen und Provisionen wieder zurückerhalten würden, während auf der anderen Seite ein stark verkleinerter, aber immer noch solventer Stinnes-Konzern übrigbleiben würde.

Aber es ging auch hier, wie es oft zu gehen pflegt. Als man die durchaus verworrenen Verhältnisse erst einmal näher zu prüfen begann — wozu, um es noch einmal zu sagen, im Augenblick des Stützungsappells gar keine Zeit vorhanden war, denn schon am nächsten Morgen waren Millionenwechsel fällig —, als man Aufstellungen anfertigte und die Verträge durchging, ergab sich rasch ein viel pessimistischeres Bild. Nach und nach dekouvierte sich eine Schuldenlast von 180 Millionen, wogegen in jener Auseinandersetzung mit Edmund sogar die eigene Stinnessche Schätzung des Gesamtvermögens nur auf 224 Millionen gelautet hatte (wovon nun also noch die Edmundschen 16 Millionen abzuziehen waren). Und jene Schätzung war selbstverständlich viel zu optimistisch, denn es ist bekanntlich ein großer Unterschied, ob man Werte von Unternehmungen theoretisch feststellt oder ob man sie wirklich verkaufen muß. Bisher sind die besten der vorhandenen Beteiligungen und Werte, die marktgängigsten und populärsten, abgestoßen worden; und trotzdem konnten nur rund 60 Millionen erzielt werden, nämlich:

1.	für die Hamburger Terrains	ca. 4,0	Mill. M.
2.	„ „ Pommerschen Waldgüter	„ 1,0	„ „
3.	„ „ Beteiligung am Barmer Bankverein	„ 4,0	„ „
4.	„ „ Beteiligung an der Berliner Handels-Gesellschaft	„ 9,0	„ „
5.	„ „ Beteiligung Deutsch-Luxemburg	„ 11,0	„ „
6.	„ „ Beteiligung an den R. W. E.	„ 12,0	„ „
7.	„ „ Beteiligung Siemens-Halske	„ 3,0	„ „
8.	„ „ Beteiligung Riebeck-Montan	„ 16,0	„ „
9.	„ „ Beteiligung Baroper Walzwerk	„ 0,5	„ „
	Summe	ca. 06,5	Mill. M.

Nur rund ein Drittel der Gesamtverschuldung konnte also aus den Glanzstücken des Konzerns herausgeschlagen werden, zwei Drittel müßten noch aus dem Rest gewonnen werden — dem Reste, in dem gute Objekte nur noch spärlich zu finden, zweifelhafte aber um so reichlicher vertreten sind. Angesichts dieses Standes der Transaktion, die den Charakter einer Stützung dadurch schon verloren und den Charakter einer Liquidation angenommen hatte, ist es eine

durchaus selbstverständliche Sache, daß die Banken es mit der Angst bekamen, ob sie ihr Geld, das heißt also: das Geld ihrer Aktionäre und Depositäre, überhaupt je wieder würden herauswirtschaften können. 90 Millionen sind von ihnen vorgeschossen worden, während die bisher erlösten 60 Millionen zum weitaus größten Teil nicht von ihnen selbst einbehalten werden konnten, sondern an Drittschuldner oder an die einzelnen Betriebskassen weitergeleitet werden mußten. Auch mit den weiteren Verkäufen, soweit sie überhaupt gelingen werden, wird es nicht viel anders gehen — kurzum: als persönliche Meinung, die ihre guten Gründe hat, möchte ich sagen, daß es mir fast ausgeschlossen erscheint, auch nur beim Stadium der Liquidation zu bleiben, daß vielmehr der offene oder verhüllte Konkurs sich kaum wird vermeiden lassen. Und ebenso scheint es mir kaum noch möglich, daß die Banken ihre Vorschüsse wieder ganz einbringen werden, von Zinsen und Provisionen ganz zu schweigen; obwohl es aus verständlichen Gründen noch geleugnet wird, möchte ich fast einen Eid darauf ablegen, daß eine Restquote nennenswerten Umfangs schließlich wird abgebucht werden müssen oder wenigstens in Werten hereingenommen, die höchst problematischen Charakter haben werden.

In dieser Lage taten die Banken einen Schritt, zu dem sie in ihrem eigenen Interesse nicht nur berechtigt, sondern im Interesse der übrigen Gläubiger sogar verpflichtet waren. Sie fochten jene Abfindung des Dr. Stinnes an, von der noch einmal hervorgehoben sei, daß sie nur acht Tage früher erfolgte als das Eingeständnis der Zahlungsunfähigkeit des Konzerns. Ihre Behauptung war, daß eine Zahlungsunfähigkeit, die am 5. Juni pressant eingestanden wird, am 27. Mai schon vorhanden gewesen sein müsse; und daß eine Absonderung von Vermögensteilen, die im Zustand dieser Zahlungsunfähigkeit erfolgt ist, keinen Anspruch auf Rechtsgültigkeit erheben könne. Ich will mich auf juristische Auseinandersetzungen hier nicht einlassen, der normale Kaufmann und jeder anständige Mensch wird auch ohne Juristerei davon überzeugt sein, daß dieser Standpunkt richtig ist. Wäre er es nicht, so würde sich künftighin wohl jeder Leiter eines Unternehmens, für das Schwierigkeiten demnächst bevorstehen, den Konsequenzen einfach dadurch entziehen, daß er sich eine Reihe noch vorhandener Aktiven herausnimmt, sich damit selbständig macht und die Gläubiger mit dem Götz-von-Berlichingen-Gruß entlohnt. Herr Dr. Stinnes legt heute großes Gewicht darauf, zu erklären, er habe zur Zeit des Auseinandersetzungsvertrages tatsächlich nicht gewußt, wie es um den Konzern bestellt war. Da er der Finanzminister war, wirft diese Unkenntnis zwar kein sehr günstiges Licht auf seine Qualitäten; aber man muß sagen, diese Frage ist im Grunde belanglos. Hätte er in bezug auf jenen Abfindungsvertrag wider besseres Wissen gehandelt, so läge allerdings auch ein kriminelles Delikt vor, es

wäre ein glatter und klarer Betrug. Aber selbst wenn er guten Glaubens gehandelt, wird seine zivil- und vermögensrechtliche Haftung nicht abgeschwächt, auch in diesem Fall muß er zurückgeben, was er erhielt, das erfordern die Gesetze und das erfordert Treu und Glauben.

Herr Dr. Stinnes aber nahm dieser Forderung gegenüber eine vielfach wechselnde und immer ausweichende Haltung ein. Seine Abfindungswerte einfach an die Masse zurückzuerstatten, lehnte er ab. Dagegen erklärte er sich bereit, eine sogenannte Ausfallsbürgschaft in Höhe seiner Abfindungswerte zu übernehmen, das heißt ein etwa restierendes Defizit der Masse zu jener Höhe seinerseits zu decken. Andererseits aber lehnte er es auch wieder ab, diese Blankobürgschaft irgendwie sicherzustellen, was bei seiner sonstigen Vermögenslosigkeit ja nur durch Verpfändung jener Abfindungswerte hätte geschehen können. Mit einem Wort: während er auf der einen Seite seine Haftpflicht bereits anerkannte („nur moralisch, nicht juristisch"), suchte er sich andererseits doch beharrlich darum zu drücken, dieser Haftpflicht einen irgendwie greifbaren materiellen Inhalt zu geben. Und es pflegt nicht für guten Willen zu sprechen, wenn jemand zwar anbietet, alles mögliche zu versprechen, aber alles verweigert, was die Erfüllung des Versprechens garantieren könnte!

Aber damit noch nicht genug, stellte sich zu gleicher Zeit auch heraus, daß Herr Dr. Stinnes, während er bereits wußte, daß seine Abfindungswerte von der Masse beansprucht würden, den größten Teil davon (nämlich alles, bis auf die Aga und das Automobilhandelsgeschäft Telos) heimlich ins Ausland verkauft habe. Und auch damit noch nicht genug: er weigerte sich sogar, Aufschluß darüber zu geben, was mit dem Erlös dieser Verkäufe geschehen sei. Es ist nachträglich höchst unklar geworden, ob die Verkäufe, die an sich schon außerordentlich gravierend wären und unmittelbar ans strafrechtliche Gebiet angrenzen, überhaupt und in diesem Umfang wirklich stattgefunden und ob Dr. Stinnes nicht, was noch gravierender wäre, den Banken nur etwas vorgeflunkert hat. Jedenfalls aber war nach diesen Vorgängen klar, daß die Banken sich jetzt noch weniger als vorher mit dem Wort und den Zusicherungen des Dr. Stinnes begnügen konnten, sondern daß sie, um weitere Verschiebungen unmöglich zu machen, real und substanziell in die eigene Hand zu bekommen suchen mußten, was von den Werten überhaupt noch vorhanden war. Und sie hatten volles Recht, wenn sie bis zur Erfüllung dieses Anspruchs jede Geschäftsverbindung mit ihm und mit seiner Unternehmung Aga einstellten.

In diesem Augenblick verfiel Edmund Stinnes auf ein letztes verzweifeltes Mittel: auf politisch-soziale Propaganda. Plötzlich konnte er keine Löhne für die Aga mehr aufbringen — obwohl

ihm doch noch die Erlöse aus seinen Verkäufen zur Verfügung stehen mußten. Plötzlich waren es die Banken, die bald 2000, bald 10 000 Arbeiter brotlos machen wollten — obwohl doch von den Banken alle Löhne der übrigen Liquidationsobjekte, selbst noch so verlustbringender, immer treulich vorgeschossen worden sind. Plötzlich sollte der Staat verpflichtet sein, die Betriebsmittel herzugeben — obwohl doch mit gleichem Recht jedes schlechtgehende Unternehmen Staatssubvention fordern könnte. Und plötzlich erschien Dr. Stinnes gar als sozialer Wohltäter: während es sich darum handelte, daß er bereits allzuviel den Gläubigern entzogen hatte, und Sicherheit dafür gefordert war, daß wenigstens der Rest diesem Zweck reserviert bleibe, verschenkte er auch noch die Hälfte seiner Aga-Aktien. Diese Hälfte, die er selbst schon als Sicherheit angeboten hatte! Diese Hälfte, die, wenn es sich schon um Löhne handelte, doch immer noch ein Mittel gewesen wäre, Löhne zu beschaffen!

Ein Vorgang wie dieser ist noch nicht dagewesen. Und es paßt nur in das Bild, daß derselbe Herr, der sich in derart unehrbarer Weise durch alle möglichen widersprechenden Manöver Verpflichtungen zu entziehen suchte, die er selbst bereits anerkannt hat — daß derselbe Herr gleichzeitig der Oeffentlichkeit zu suggerieren versucht, nicht er, sondern diejenigen, die bisher von ihm an der Nase herumgeführt wurden, seien die Unanständigen, er selbst aber ein bemitleidenswertes Opfer. Davon kann gar nicht die Rede sein; und wenn Herr Dr. Stinnes zu verstehen gibt, die Absicht der Banken sei es, ihn ebenso abzuwürgen, wie sie den Konzern abgewürgt, so ist es notwendig, den Banken endlich einmal ein Ehrenattest zu geben. Ich fühle mich dazu um so mehr gedrängt, als ich ohne Schuld leider mitschuldig an der Popularität bin, die diese Behauptung inzwischen gewonnen hat. Denn Warnungen, die ich unmittelbar nach der eingetretenen Zahlungsunfähigkeit, am 13. Juni, hier und anderwärts rein konditionell aussprach, sind von anderer Seite dann so aufgenommen worden, als habe es sich gar nicht um Warnungen, sondern um (damals noch gar nicht mögliche) Feststellungen gehandelt. Ich schrieb:

> Was mit den Unternehmungen werden wird, welche von ihnen verkauft werden müssen und welche beibehalten werden dürfen, an wen und zu welchen Preisen die Verkäufe geschehen werden, darüber entscheiden jetzt tatsächlich die Banken. Und *wenn* sie den Willen dazu haben, *können* sie die sogenannte Sanierung — was ja in deutscher Uebersetzung so viel wie Gesundung heißt — ohne Schwierigkeit in einer Weise betreiben, die den zu Gesundenden schließlich nichts Gesundes übriglassen wird. Eine solche Taktik — die naheliegt, weil sie schon sehr häufig bei großen Sanierungen angewandt worden ist, und die sich möglicherweise schon in der stützungslosen Börsenderoute der letzten Tage sichtbar äußert — *würde* gewiß ein peinliches Schauspiel sein, und

würde auch jene Kreise des breiteren Publikums in Mitleidenschaft ziehen, die als Aktionäre oder vielleicht auch als Gläubiger an dem Schicksal der einzelnen Unternehmungen, an ihren Aktienkursen und an ihrer Solvenz interessiert sind.

Kurz danach verließ ich Deutschland auf lange Wochen und schickte weder eine Zeile nach Hause noch las ich deutsche Zeitungen. Als ich zurückkam, fand ich, daß das, was ich als möglich bezeichnet hatte, inzwischen von vielen Seiten bereits als geschehen ausgegeben wurde, und suchte mich zu informieren, welche Tatbestände dem zugrunde lägen. Aber kein einziger Tatbestand konnte mir angegeben werden, die Behauptungen waren ausnahmslos allgemein und unsubstanziert, und wenn ich in der Presse las: „Die höchst anfechtbare Tätigkeit der Banken . . ." oder „Die Abschlachtung des armen Stinnes . . .", so konnten mir sogar diejenigen, die das geschrieben hatten, niemals Aufschluß darüber geben, was sie eigentlich gemeint hatten. Dagegen fand ich, daß, wenn die Banken je an Ab- und Ausschlachtung gedacht hatten — was nach der üblichen Praxis durchaus wahrscheinlich ist —, sie in diesem Falle doch ganz außerstande waren, irgendeinen Trick dieser Art der Masse zu applizieren. Denn wenn das gefällte Wild nicht einmal groß genug ist, um auch nur jene Ansprüche damit zu befriedigen, die legalerweise erhoben werden, ist für die Abschlachtung ja gar kein Objekt vorhanden. Man kann als Bankier an zu hohen Zinsen oder Provisionen ungebührlich verdienen, oder man kann an sich selbst oder an Freunde zu billig verkaufen. Das alles kann man aber nur, wenn die Masse größer ist als das Kapital, das man selbst schon daraus zu fordern hat. Im Falle Stinnes mag die Hoffnung bestanden haben, daß die Dinge sich so entwickeln würden, und die Bereitschaft mag bestanden haben, dann auch einen kräftigen Schnitt zu tun. Aber weil sogar die Vorschüsse von der Masse bisher nicht gedeckt sind, weil also alle Bemühungen ganz naturnotwendig darauf gerichtet sind, die Masse nicht künstlich zu verkleinern, sondern eher zu vergrößern, ist es in Wahrheit nicht dazu gekommen. Obwohl die Banken, die sich ihrer wirksamsten Verteidigung aus Stimmungsgründen nicht bedienen können, vorerst noch entschieden darum herumschwindeln, muß ich wiederholen, daß kein Informierter absehen kann, wie sie sich sogar vor Verlusten schützen wollen. (Daß eine einzelne von ihnen, wie z. B. die Darmstädter und ihr Direktor Goldschmidt, sich für ihr Teil dadurch deckten, daß sie sich gewisse Stücke des Gesamtbestandes frühzeitig für eigene Sicherheit reservieren ließen, ist eine Sache, die nur das Verhältnis der Banken untereinander betrifft, nicht das Verhältnis der Bankengesamtheit zur Masse.) Und so muß ich sagen, daß für die angebliche Inkorrektheit der Banken diesmal nicht nur keine Einzelanhalte gegeben werden können, sondern daß

ihre (erzwungene) Korrektheit sogar positiv aus der ganzen Situation gefolgert werden kann.

Der Inkorrekte und mehr als Inkorrekte ist Herr Edmund Stinnes, und die einzige Entschuldigung, die man für ihn finden kann, ist die, daß er einen schweren Nervenkollaps erlitten zu haben scheint. Aber selbst dies kann, wenn es sich um die Anfänge eines Feldzuges handelt, in dem die Parteien offenbar „blutsaugerisches Finanzkapital" und die „gute, gequälte Industrie" betitelt werden sollen, zu keiner besonderen Rücksicht mehr veranlassen. Das Finanzkapital mag sein, wie es will — hier handelt es sich nicht um diesen Gegensatz, sondern um den Gegensatz zwischen Treu und Glauben (die langsam doch wiederhergestellt werden müssen) und geschäftlichen Tricks auf dem Umweg über die Politik. Ueber die sensationelle Aktienschenkung an die Arbeiter aus einer sozialen oder ökonomischen Perspektive auch nur zu reden, weigere ich mich; sie ist kein seriöser Akt in irgendwelcher Hinsicht, sie ist nichts als ein Bluff mit 24-Stunden-Wirkung, und es ist ja auch bereits ganz still davon geworden. Auch die naive Meinung des Dr. Stinnes, daß Banken sozusagen verpflichtet seien, einem Werk wie der Aga auf alle Fälle Kredit zu geben, denn das Werk sei doch etwas anderes als ein Besitzer — auch diese Meinung verdient keine Beachtung; unter der kapitalistischen Wirtschaftsform, die Herr Dr. Stinnes meines Wissens bisher noch nicht bestritten hat, ist diese Behauptung ein bemerkenswertes Novum, was bisher erlebt wurde, zeigte immer das Gegenteil, nämlich, daß ein Unternehmen sogar durchaus abhängig von seinem Besitzer ist, und daß, wo Konflikte mit dem Besitzer bestehen, das Unternehmen unrettbar leidet, selbst dann, wenn es ein gesundes Unternehmen ist, was von der Aga, die Herr Dr. Stinnes übrigens nicht aufgebaut, sondern erst vor einem Jahr spekulationsweise übernommen hat, nach Lage der Dinge immerhin noch nicht feststeht.

Die Stinnesliquidation ist seit vielen Wochen und wahrscheinlich noch auf Wochen hinaus das bestimmende Faktum unserer Wirtschaftslage. Sie steht nicht nur im Mittelpunkt der Diskussionen, sie steht auch im Mittelpunkt der Realitäten. Daß sie sich nach Recht und Billigkeit vollzieht, daß Verluste soweit denkbar verhindert werden und Friktionen der Stimmung ausgeschaltet bleiben, ist materiell und psychologisch gleich notwendig. Aus diesem Grunde muß man eine Katze eine Katze nennen und kann nicht gestatten, daß man ein Lamm aus ihr macht. Aus diesem Grunde kann man weder Flucht noch Fälschung zulassen. Und aus diesem Grunde ist es leider noch eine milde Formel, wenn man Herrn Dr. Stinnes, nun dennoch, nur zuruft: „Stellen Sie sich nicht so an."

CHRISTIAN GEHEEB

NIETZSCHE-WIRKUNG NICHT NIETZSCHE-MODE

Ein Autor, sagt Nietzsche irgendwo ungefähr, verdankt seinen Erfolg einem Mißverständnis. Nun, an solchen Mißverständnissen hat es vor fünfundzwanzig Jahren, als Nietzsches Bombe einschlug, wahrhaftig nicht gefehlt. Jeder halbgebildete Handlungsgehilfe, der nicht anders als brutal auftreten konnte, nahm das Maul mit Uebermensch-Kraftmeiereien voll, und jedes Studentlein, das sich um die Zahlung von Alimenten drücken wollte, redete sich selbst zu: „Werde hart!" Nicht zu reden von allen großspurigen Schwächlingen, die ihre Verständnislosigkeit für Frauen mit der allzu populären Wendung des schüchternen Universitätsprofessors aus Basel deckten: „Vergiß die Peitsche nicht, wenn Du zum Weibe gehst". Die Nietzsche-Mode vor 25 Jahren war imstande, gerade den distinguierten und distinguierenden Köpfen die Lust an Nietzsche zu nehmen. Wer wird eine Melodie singen, wenn sie durch Grammophon und Leierkasten zum Schlager der Gasse degradiert wurde? Dadurch, daß Nietzsche selbst die impressionistische Form des Aphorismus gewählt und jede Systematik verschmäht hat, hat er es dem geistigen Kommis sehr erleichtert, Stücke aus seinem Denkwerke herauszureißen, seine dichterische Form hat die übelste Popularisierung erleichtert. Es hat in Nietzsche ein (er wäre in Verzweiflung geraten, wenn ihm das jemand zu sagen gewagt hätte) brillant pointierendes journalistisches Talent gesteckt, daher auch seine Vorliebe für die brillante Antithese. Man muß ja bei Journalismus nicht gleich an unsere deutschen Holzböcke denken, vielmehr an den französischen Esprit, an Saint Beuve und Chamfort, die übrigens unzweifelhaft für den Aphoristiker Nietzsche vorbildlich gewesen sind. Nun, die Nietzsche-Mode flaute zum Glücke nach Jahren ab, der Unfug der Nietzscheaner hörte auf, jetzt konnte man wieder oder vielmehr jetzt erst konnte man Nietzsche lesen, sein Bildnis war nicht mehr von den Schmeißfliegen eines abgeschmackten Anbetertums verdunkelt.

Jetzt erst zeigten sich die Wirkungen Nietzsches auf den deutschen Geist.

Die erste und schlimmste Wirkung hat er auf die Generation deutscher Großindustrieller geübt, die heute mit Alfred Hugenberg sechzig Jahre alt geworden ist. Gerade in der Schwerindustrie des Ruhrgebietes kam damals ein neues Unternehmergeschlecht auf, denen die Herren-Theorie Nietzsches gegenüber den sozialistischen Doktrinen der aufsteigenden Arbeiterschaft trefflich in den Kram paßte. Das Wort und Schlagwort vom „Sklavenaufstand der Moral", von Nietzsche zur Psychologie Christi und des reinen Christentums gebraucht, gab den Stumm, Kirdorf und Krupp ein

erwünschtes Ueberlegenheitsgefühl. Es stellte sich bald ein deutscher Privatdozent ein, der Nietzsche für die deutschen Groß- und Schwerindustriellen herrichtete, jener entsetzliche Doktrinär des Nietzscheanismus, Dr. Alexander Tille, welcher erst in England eine miserable Nietzsche-Ausgabe verzapfte und später als Syndikus eines westlichen Industriellenverbandes noch ärgeres Unheil angerichtet hat. Dieser unsaubere Geist verwendete Nietzsche zur Verteidigung des Zwölf- und Vierzehnstundentages, ihm ist es zu danken, daß die ältere Sozialistengeneration mit Franz Mehring in Nietzsche nichts als den „Philosophen des Großkapitalismus" sah. Die unüberlegte, bequeme Uebersetzung und Herabwürdigung Nietzsches ins Allzuaktuelle war das wenig neidenswerte Verdienst dieses Dr. Tille, der, ein echter deutscher Doktrinär, in der Arbeiterbewegung bloß einen Pöbelexzeß sehen wollte, welchem ein übermenschliches Industriellengeschlecht von Herrenmenschen mit Blut und Eisen, d. h. mit dem Sozialistengesetz begegnen sollte. Wie antinational diese Praxis wirkte, indem sie die physische Verderbnis der durch den Industrialismus ohnehin degenerierten deutschen Arbeiterschaft heraufbeschwören wollte, das sah dieser Dogmatiker mit der Nietzschebrille bis zu seinem Ende nicht ein. Ihm schwebte dunkel die Herauf- oder vielmehr die Herunterzüchtung eines neuen Sklavenstandes vor. Dabei übersah der Herr Privatdozent des Nietzscheanismus ganz, daß Nietzsche selbst klar erkannt und geschrieben hatte, daß ein Volk mit allgemeiner Wehrpflicht sich unmöglich mehr in eine Herren- und Sklavenschicht scheiden lasse. Aber welcher Blindheit wäre ein deutscher Privatdozent im Interesse seiner Theorie nicht fähig!

Die zweite Rechtfertigung, die das herrschende Deutschland der Vorkriegszeit aus Nietzsches Schrift herauslas und behielt, war die Verherrlichung des Militarismus. Nietzsche selbst hatte den 70er Krieg mitgemacht, wie er selbst zuweilen mit Vergnügen erzählte, als Kanonier, in Wirklichkeit, wegen seiner zarten Physis, bald nur als Krankenpfleger. Aber es ist Nietzsche, wie so vielen Kriegsteilnehmern, die nicht allzulange im Schützengraben lagen, eine Art heroischer Reminiszenz fürs spätere Zivilistendasein übriggeblieben. Der menschenscheue Einsiedler und Gebirgswanderer hat überdies das Glück und Unglück gehabt, jahrelang dem Einfluß einer pazifistischen Greisin, der edeln Tante Malvida von Meysenburg, ausgesetzt zu sein, und als er die wirklichkeitsblinde Schwärmerei der guten Achtundvierzigerin nicht mehr aushielt, da schlug, wie im Falle Wagner, seine Toleranz ins Gegenteil um, er wurde, vielleicht gerade weil er zuviel Malvida-Edelmut genossen hatte, kriegerischer und militaristischer als je. Von der Technik des modernen Krieges hat Nietzsche übrigens noch nichts geahnt, ihm war der Krieg noch immer Nahkampf und Sache des persönlichen Mutes, nicht der artilleristischen und gar der Gas-Technik. Immer-

hin konnte man aus Nietzsche viele Belege eines streng autoritären antidemokratischen Militärsystems holen. Das System war da — fehlte zuletzt bloß die wahrhafte Autorität, die ein inneres Recht und das innere Konzept zum großen Befehl in sich hatte. Ein geistig nicht ganz intakter Kaiser, ein Generalstabschef, der am ersten Tage um seine Enthebung von seinem allzu schweren Amt bat, sein Nachfolger, ein amüsanter Tischredner, — das war die Wirklichkeit jener Kriegstheorien eines lyrischen Psychologen.

Und doch hat Nietzsche auf die deutsche Geistigkeit des öffentlichen Lebens befruchtend gewirkt. Diese dritte, die letzte und dauernde Wirkung Nietzsches besteht noch heute und wird durch die Zeiten bestehen. Der Deutsche, von Natur aus wirklichkeitsblind und theorieversessen, hat immer über die Gesetze der Psychologie hinweggesehen. Man denke nur an das marxistische System, das über alle psychologischen Momente stumm hinweggeht. Nietzsche ist der erste große Deutsche, der nicht historisch, nicht ökonomisch, sondern psychologisch denkt. Er hat, grob gesagt, die Lust an der Persönlichkeit, die Bedeutung der Persönlichkeit wieder geweckt. Gerade die Demokratie, der wir, ob wir nun wollen oder nicht, unmöglich entrinnen können, braucht nichts mehr als dies Gesetz der Ehrfurcht vor der Persönlichkeit. Demokratie ist ja nicht Gleichheit aller, Demokratie ist bloß: Gleiche Voraussetzung für alle. Daß aber auf dieser Basis sich ein natürliches Ober- und Untereinander aufbaue, eine natürliche Ordnung der inneren Autoritäten, ein nicht zimperlich geführter Wettbewerb aller Kräfte — das wird eine an Nietzsche vorsichtig geschulte deutsche Demokratie dem neuen Europa vorzuführen haben. Zarathustra als neuer Dekalog — das würde ein kindischer Unfug, aber eine Demokratie mit immanenten aristokratischen Tendenzen, das ist das in Jahrhunderten aufzubauende Werk, das wir dem ersten guten Europäer schuldig sind.

Die Griechen, die so gut wußten, was ein Freund sei — sie allein von allen Völkern haben eine tiefe, vielfache philosophische Erörterung der Freundschaft; so daß ihnen zuerst, und bis jetzt zuletzt, der Freund als ein lösenswertes Problem erschienen ist —, diese selben Griechen haben die Verwandten mit einem Ausdrucke bezeichnet, welcher der Superlativ des Wortes „Freund“ ist. Dieses bleibt mir unerklärlich.

Nietzsche

Hans Mühlestein, der Autor des Buches „Rußland und die Psychomachie Europas“ (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München 1925) hat eine Wahrheit anerkannt, die heute zumeist noch im Verborgenen blüht. Diese Wahrheit geht dahin, daß jeder große politische Zusammenbruch seine versteckten religiösen Ursachen hat. Kein Mensch bezweifelt zwar, daß wir in Zeiten eines großen, nie dagewesenen Zusammenbruches leben: aber nur wenige von uns haben erkannt, daß unsere ins Chaos rasende Politik nur das äußere Symptom einer schweren religiösen Krisis ist.

Hans Mühlestein gehört zu diesen wenigen, die in allen Ländern selten, in Deutschland aber noch seltener sind, als anderswo. Denn Deutschland ist das Land der Fachgelehrten: der Theologe hat hier mit dem Politiker, der Mediziner mit dem Philosophen nichts zu tun, während andererseits der Jurist weder mit der Theologie noch der Philosophie, noch der Philologie irgend etwas zu schaffen haben mag. Was nicht hindert, daß Deutschland auch das Land der blutigen Dilettanten ist, jener Leute, die mit einem aus allen Ecken zusammengescharrten toten Wissen sich den Schein der Lebendigkeit zu geben verstehen und ob ihrer Tiefe und Vielseitigkeit sich oft Ruhm und Ehre erwerben. Denn mehr wie irgendein anderer sehnt sich gerade der deutsche Fachmann aus seiner Enge hinweg zu etwas Höherem und Weiterem und wird so, gerade wie der amerikanische, in Materialismus versunkene „businessman“ leicht das Opfer eines philosophischen resp. religiösen Schwindels.

Die Theologie ist also vor allem berufen, uns den Schlüssel zu dem Geheimkabinett des modernen Wirrwarrs zu liefern. Nun versagt aber auf keinem Gebiete der Fachmann mehr, wie gerade hier. Denn der Mediziner, Jurist, Philologe kann und darf wenigstens ein Wahrheitssucher sein: der Theologe aber muß dem Glauben dienen oder zum mindesten sich so gebärden, als ob er ihm diene. Der theologische Fachmann ist so, noch mehr als irgendein anderer, zur Sterilität verdammt: und doch kann mehr als irgendein anderer gerade er fruchtbar werden, falls er sich über sein Fach zu erheben vermag. Was Hippocrates von seinem Berufe sagt: „Der philosophisch gebildete Arzt gleicht den Göttern“ — das gilt, in doppeltem und dreifachem Grade, von dem Theologen, der sich zur Philosophie aufschwang, der, mit anderen Worten, seinen Gott los ward. Aber ein gottloser Theologe: das ist leider eine „contradictio in adjecto“. Daher die Lücke!

Ich will nun nicht behaupten, daß unser Autor diese Lücke ganz ausgefüllt. Aber er zeigt wenigstens die redliche Absicht, die Politik mit der Theologie zu verknüpfen, und sein Buch ist darum

das, was man in England „a move in the right direction“ nennt. Und was besser noch als redliche Absicht ist: Mühlestein verfügt auch über die nötigen Kenntnisse und eine nicht gewöhnliche Bewertungskraft dieser Kenntnisse. Dazu, und was das Wichtigste sein dürfte, fühlt man auf allen Seiten dieses Buches, daß man es mit einem ehrlichen, disziplinierten intellektuell sauberen und streng um die Wahrheit ringenden Menschen zu tun hat. Rara Avis zu allen Seiten: am meisten in den unsrigen!

Da ist z. B. das wunderschöne Kapitel: „Der Janusgeist Hegels“, der sehr richtig vom Verfasser als der „dialektische Gesetzgeber des europäischen Selbstwiderspruches, der Weltreaktion und der Weltrevolution“ bezeichnet wird (p. 24). Schon Hegels Philosophie trägt nämlich das Doppelantlitz jener Reaktion und Revolution, in deren gegenseitiger Ablösung sich schon seit langem unsere Zeit erschöpft; schon Hegel ist der geistige Vater dieser unserer modernen Geschichte, die ohne ihn ganz unverständlich wird; schon in Hegel berührten sich die Extreme, die durch die Explosion unserer Zeit erst völlig auseinandertraten. Die beiden nur scheinbaren Gegensätze Pangermanismus und Bolschewismus haben in Hegel ihren Schnittpunkt, denn dieser Philosoph, so bemerkt Mühlestein richtig, war der Zuchtmeister nicht nur von Clausewitz und Bismarck, sondern auch von Marx und Lenin. Und daß alle unsere großen Helden und Politiker schließlich nur Kasperles in den Händen des theologisch-philosophischen Drahtziehers Hegel sind, beweist Mühlestein schlagend und aus der Geschichte unserer eigenen Tage mit dem folgenden Satze: „Auf dem kritischen Höhepunkt des Weltkrieges schlägt die reaktionäre preußisch-militaristische Ideologie Hegels plötzlich um und jene andere, ebenfalls von ihm ausgehende revolutionäre Ideologie holt zu ihrem entscheidenden Schlage aus. Ewig denkwürdig ist dieser Gipfel welthistorischer Ironie: Ludendorff reicht Lenin die hilfreiche Hand, um die Flamme der Revolution ins Land der schwärzesten Reaktion, nach Rußland, zu tragen! Das Janushaupt Hegels grinst aus diesem historischen Faktum gespenstisch in unsere Zeit.“

Hegels Intellekt, deutscher Intellekt, deutsche Philosophie, deutsche Theologie waren es also, die auch im modernen Rußland triumphierten. Denn Lenin kommt, wie gesagt, über Marx von Hegel. Und Lenin bedient sich des in Rußland grassierenden, durch die dortige Literatur ein Jahrhundert hindurch vorbereiteten Chiliasmus (der Lehre vom Gottesreich, in dem alle Menschen gleich und glücklich sein sollen und in dem besonders die Armen zu ihrem Rechte kommen), dessen historische Entwicklung durch die Jahrtausende von Mühlestein in seinem Kapitel vom „Werden und Sterben des echten Christentums“ nachgewiesen wird. Auch Marx war eben nur ein christlicher Chiliast, einer,

der das Gottesreich schon auf Erden etablieren wollte; auch Marx ist also schließlich kein irreligiöser, sondern ein religiöser Typus, gewissermaßen ein unbewußter Christ gewesen, denn, so sagt Mühlestein (p. 39): „Welche Lehre wäre chiliastischer als die Heilverkündung des kommunistischen Manifestes, wenn darin auch für ‚Gott' die ‚Entwicklung der Produktionsbedingungen' zu lesen steht, ‚die Arbeiterklasse' aber für den ‚Richter und Retter Jesus Christus'?" Nur daß das Himmelreich, das diese sozialen Chialisten verhießen, von dieser Welt, nicht von der des Jenseits war: und eben dieses machte in der Folge die ungeheure faktische Ueberlegenheit des sozialistischen über den christlichen Chiliasmus aus, die im vollständigen Sieg des Bolschewismus über alle anderen russischen Heilslehren ihren weltgeschichtlichen Ausdruck fand. „Der Bolschewismus als russisches Kraftphänomen ist in der Tat nichts anderes, als der der religiösen Ideologie entkleidete christliche Chiliasmus, dessen ungeheurer Seelenkatarakt von einigen entschlossenen Männern auf die Turbinen ihrer materialistischen Doktrinen gelenkt worden ist" (p. 41).

So ist es: Sowohl der Sozialist, wie sein legitimer Sprößling, der Bolschewist, hat seine eigene tiefere, geistig-geschichtliche, religiöse Wurzel vergessen. Und besonders, so müßte hier hinzugefügt werden, auf dem Kontinent Europas. Der moderne englische Sozialismus hingegen, der mit den frommen Dissentern verschwägert und z. T. von den aus Deutschland verjagten protestantischen Ketzern (Baptisten usw.) herstammt, erinnert sich noch heute sehr wohl an seinen religiösen Ursprung und rühmt sich selbstgefällig noch heute den „unmoralischen" herrschenden Klassen gegenüber seiner eigenen höheren Sittlichkeit, seines moralischen Ernstes und echteren Christentums. „Down with the Dukes and the Lords, vote for Jesus Christ!" ist eine Wahlparole, die Referent selber noch vor zwanzig Jahren auf den Bannern der englischen Sozialisten gelesen hat.

Mühlestein, wie aus vorstehendem ersichtlich, steht also dem Christentum durchaus kritisch gegenüber: es ist für ihn Asiatismus. Was überhaupt sein Buch am meisten auszeichnet, ist diese offene und ehrliche Parteinahme für Europa gegen Asien, für den Westen gegen den Osten, für Friedrich Nietzsche gegen Karl Marx, für die intellektuelle Sauberkeit gegen die provinzielle Gläubigkeit. Freilich spukt in Mühlestein hier und da noch der Deutsche und der Protestant, was seinen sonst so sicheren und wuchtigen Pfeilen etwas von ihrer Schwungkraft zu nehmen geeignet ist. Seine unbedingte Stellungnahme gegen die katholische Kirche z. B. und für die Ketzer (Manichäer, Albigenser, Waldenser, Katharer, Münzer und andere Chiliasten) ist darum nicht ganz gerecht — die Kirche vertrat gegen diese moralischen Fanatiker und göttlichen Alkoholiker immerhin noch einen Rest jener antiken Kultur, deren

Erbin sie ist —, und wohin die Kultur gerät, falls die Kirche einmal ganz versagt, das erkennen wir am besten am heutigen Rußland. Und daß, wie Mühlestein meint, die Chiliasten und Bolschewisten die eigentlichen Geburtshelfer des neuen Europa seien, ist doch nur bedingt und nur insofern zuzugeben, als gerade diese gegen jede Autorität — klerikale, feudale, kapitalistische, selbst kommunistische — verschworene Aufrührergesellschaft vielleicht das wieder in Europa wachruft, was heute unbedingt fehlt: den Willen zur Selbstverantwortung, zur Persönlichkeit, zur Wiederherstellung der Autorität, und sei es auch in Form der Despotie und unter Aufgabe des revolutionären Christentums. Auch mit Nietzsche kann sich unser Autor nicht ganz befreunden, und zwar aus demselben Grunde, aus der immer noch vorhandenen Fesselung an sein Land und an seinen Glauben (Referent kennt den Verfasser nicht, nimmt aber an, er sei als Protestant geboren). Immerhin muß auch hier Mühlesteins Intelligenz das Kompliment gezollt werden, daß er wenigstens teilweise Nietzsche als das Gegengift zu unserer Zeit, als „die große europäische Antithese zum Russentum und Christentum“ (pp. 151—161) erkannt hat. „Nietzsche allein,“ sagt Mühlestein in einem Satze, der ihm stilistisch wie psychologisch gleich Ehre macht, hat es in eisiger Einsamkeit gewagt, die Weltära eines seelenschwächenden Jenseitsglaubens, wie ein ewig kräfteverschlingendes Grab zu schließen und die Pforten zu dem Reiche eines neuen diesseits- und daseinsfrohen Ethos aufzustoßen, eines vergangenheitslosen Ethos des Selbstvertrauens in die Göttlichkeit der schöpferischen Erlösungs- und Zeugungskraft des Menschen selbst, seines Leibes und seines Geistes! Er hat diese Tollkühnheit mit dem Opfer seiner geistigen Existenz bezahlt und wird darum gewiß einmal von einer heute noch kaum geahnten neuen Menschheit als ihr erster großer Märtyrer und Heros gefeiert werden.“

Zwei Seiten nachher aber wird Nietzsches „Willen zur Macht“ als Inspirator des Weltkrieges angesehen und so der unwissenden Entente-Propaganda (nicht etwa einer Lügenpropaganda, dazu war sie zu dumm!) gewissermaßen recht, weil der Vermutung Raum gegeben, daß Nietzsche den Ausbruch des europäischen Erdbebens von 1914 veranlaßt habe. Nietzsche, der Gegner Kants, Fichtes, Hegels und all jener anderen Kirchenväter und Moral-Drillmeister, die nicht nur den deutschen, sondern auch den europäischen Geist geformt haben und die sicherlich an dem in den Weltkrieg hineinexplodierenden Vaterlandswahnsinn schuldiger sind als er, der einzige gute Europäer unter dieser fragwürdigen Gesellschaft. Und neben Nietzsche und Hölderlin wird im Kapitel „Märtyrer und Propheten des neuen Abendlandes“ auch Fritz von Unruh genannt und als der „Vollender des von jenen beiden nur Geträumten“ ausgerufen! Ob hier nicht die Zeitgenossenschaft unseren Autor zu etwas Ueberschwang verleitet hat? Drei große Propheten auf ein-

mal und fast in einem Jahrhundert; das hat ja kaum das alte Israel fertiggebracht!

Das große Verdienst des Buches — der Hinweis auf das Geheimband zwischen Theologie und Zeitereignissen, der Nachweis für die Verknüpfung religiöser und politischer Geschichte — wird durch diese Ausstellungen natürlich nicht berührt. Wie früh den Autor schon diese Probleme beschäftigten, wie genau er schon mitten im Weltkriege die religiösen Triebkräfte unserer Zeit erkannte, geht aus seinem Anfangskapitel „Ueber die universalpolitischen Folgen der evangelischen Glaubensspaltung" hervor. Hier wird uns der wahre Luther enthüllt, und zwar in all seinem Widerspruch: der Luther, der 1520 die bahnbrechende Menschheitstat vollbringt und gegen Tod und Teufel anreitet, und der 1525 durch die erschütternde Enttäuschung des Bauernkrieges zum Reaktionär und Fürstenknecht wird, und mit diesem Versagen der ganzen deutschen Mentalität bis auf unsere Tage den Stempel aufdrückt. Die Idee von der Obrigkeit der „man gehorchen müsse, auch wenn sie unrecht tue", die Idee vom Kaiser, der „seinen Eid brechen dürfe und doch der Kaiser bliebe", die Idee vom weltlichen Regiment, das die „göttliche gewollte Ordnung neben der Kirche" und als „die höchste Gabe auf Erden" sei — sie stammen von Luther, von jenem Luther, der schließlich Angst vor der eigenen Courage bekam und der mit diesem engerischen „Rückwärts kehrt — marsch! marsch!" sein ganzes Werk negierte. Und diesem Luther werden hier Zwingli und Calvin entgegengehalten, die den radikalen Bruch mit der lateinischen Tradition wirklich vollzogen, die der von Luther verkündeten evangelischen Freiheit tatsächlich treu blieben und so im Gegensatz zu Luther, dem Gründer des Staatskirchen- und Hofpredigertums, die Väter des Gemeinde-Prinzips, des Repräsentativ-Systems, des Parlamentarismus wurden, wie sie die Schweiz, die Niederlande, Frankreich, England und Amerika noch heute aufweisen. Diese Lehre der wirklich protestierenden Protestanten kennt nicht mehr den blinden deutschen mystischen Gehorsam: nach Zwinglis Auffassung kann die Obrigkeit „mit Gott entsetzt" werden, falls sie nicht „nach dem Evangelium, d. h. nach der Vernunft regiere"; nach Zwingli und Calvin haben auch die Völker ein Widerstandsrecht gegen unwürdige Monarchen, und dieses Widerspruchsrecht ist jenen ebenso heilig, wie das Still-, Maul- und Durchhalten den Deutschen (z. B. Wilhelm II. gegenüber)! „So hat der neue, freiere Geist der Reformation Zwinglischer Herkunft und Calvinischen Gepräges die Völker des Westens geladen mit der großartigen Energie, die berufen war, unserem Erdteil, ja die Welt aus dem Jahrtausende alten autoritär-feudalistischen Zeitalter in ein autonom-demokratisches überzuführen, dessen letzte Geburtswehen wir erst heute erleben" (p. 199).

Mit anderen Worten: der Weltkrieg hat, neben anderen —

politischen, ökonomischen, sozialen, psychologischen — Ursachen, seine religiöse Wurzel im Gegensatz des mystisch-loyalen Luthertums und des christlich-revolutionären Calvinismus. Und dieser Protestantismus eines Zwingli und Calvin ist der echtere, denn er ist verwandt mit dem des Revolutionärs Christus selber, desselben, der einst sprach: „Ich bin gekommen, ein Feuer zu werfen auf diese Erde, und was wollte ich mehr, denn es brennete schon!“ (Ev. Luc. 12, 49). Der Luther der ersten Periode, der Luther der Freiheit jedes Christenmenschen, war noch ein echter Nachfolger Christi: bald darauf aber, und durch die Ereignisse geschreckt wie belehrt, wurde er zum typischen Deutschen, d. h. er schwenkt nach rechts und paktiert mit Caiphas und Herodes (in unseren Tagen hat der deutsche Sozialismus dasselbe Kunststück wiederholt).

Der Autor stand also während des Weltkrieges dem Standpunkt der Entente nahe, zum mindesten verstand er, eine Seltenheit in Deutschland wie außerhalb Deutschlands, die religiöse Einstellung der Entente. Denn es war ja nicht nur, wie unsere ungebildeten Politiker und unsere noch unschuldigeren Generäle annahmen, die Niedertracht oder die Geschicklichkeit Englands, welche das Bündnis des Westens gegen Deutschland zusammenbrachte: es war eben, tiefer gesehen und theologisch geschaut, der gemeinschaftliche calvinistisch-rousseauistische Glaube, der gegen das vermeintlich unchristliche Luthertum aufrief und schließlich die „Ungläubigen“ besiegte. Die Demokratie des Westens ist eben verglichen mit dem Feudalismus Deutschlands der christlichere Glaube, so wenigstens dachte die Entente und mit ihr unser Autor im Jahre 1917. Ein zu diesem Aufsatz geschriebenes Nachwort, das vom Juli 1924 datiert ist, belehrt uns hingegen, daß der Autor, mit Unrecht, wie ich glaube, seinen damaligen Theorien nicht mehr ganz treu bleibt und, was berechtigter sein dürfte, vom Christentum als Volksreligion überhaupt nichts mehr erwartet. Sowohl Luthertum wie Calvinismus sind ihm jetzt gleichgültig geworden: die religiösen Mächte, die unserem abendländischen Völkerleben dereinst einen höheren Aufschwung zu geben berufen sind, werden in Zukunft nie mehr Kirchen, sondern allein große schöpferische Persönlichkeiten sein. Immerhin hat Mühlestein recht gehabt, dieses Kapitel unverändert abzudrucken: sowohl als Beweisstück für seinen eigenen ehrlichen Entwicklungsgang, wie als Illustration für seine These von der Verknüpfung religiöser und politischer Weltgeschichte wird es seinen bleibenden Wert behalten.

Im übrigen bedeutet vielleicht nicht nur dieses Kapitel, sondern das ganze Buch nur eine Etappe, in der unser redlich und rüstig vorwärtsstrebender Autor einmal halt gemacht hat: wenigstens gibt er in seinem Vorworte zu, daß er das Buch vor einem Jahre verfaßt habe, und daß er seit seiner Abfassung darüber hinausgewachsen sei. Und gerade dieses Vorwort enthält wiederum ein neues, und

dieses Mal unbedingteres Bekenntnis zu Nietzsche „dem Erwecker der tieferen Energien des echten Europäertums“. Auf dieses Vorwort sei darum besonders hingewiesen, denn es spricht aus ihm, wie überhaupt aus dem ganzen Buche, ein neuer Glaube, eine neue Liebe, eine neue Hoffnung, die mit denen unserer modernen Verkalkungs-Jeremiasse auf das angenehmste und erfrischendste kontrastieren.

Trotz seiner kritischen Einstellung zum Christentum, oder gerade wegen derselben vielleicht, erscheint Mühlestein als ein weit religiöserer Mensch, wie z. B. Oswald Spengler, welch letzterer sich ja ebenfalls in seiner Einleitung zum zweiten Bande seines „Unterganges“ auf Nietzsche beruft („the devil can quote Scripture“, sagt Shakespeare). Spengler hat am meisten Anklang bei Theologen, Philosophen und Professoren gefunden, bei jenen, die von Fach und Beruf aus die Hüter des Alten sind, die für das Alte und von dem Alten leben und in deren Universitätshöhlen das Licht einer neuen Wahrheit immer erst am spätesten dringt. Auf wen Mühlestein am meisten wirken wird, weiß ich nicht: es steht aber zu hoffen, auf jene wenigen, die in einer schmutzigen Zeit sich Herz und Kopf reinhalten wollen; die in einer dunklen Zeit an einer lichteren Zukunft weiterarbeiten müssen; die, kurz gesagt, und nach des Autors schönem Einleitungsworte „religiös aus Stärke und nicht aus Schwäche sind“.

HENRI LICHTENBERGER
(Paris)

NIETZSCHE UND FRANKREICH

Es ist nicht sehr leicht, auch nur einigermaßen genau den Einfluß Nietzsches in Frankreich zu umschreiben. Während der fünfzehn Jahre, die dem Weltkrieg vorangingen, war er bei uns wahrhaft „à la mode“. Man übersetzte seine Werke, beschrieb sein Leben, setzte seine Lehre auseinander, diskutierte seine Ideen. Und seine Schätzung blieb nicht auf die Kreise der Philosophen und Gelehrten beschränkt, sie drang bis ins große Publikum: man zitierte ihn im Theater, man unterhielt sich über ihn in den Salons. Man begeht also sicherlich keinen Irrtum, wenn man seinen Einfluß auf die französische Produktion sehr hoch einschätzt. Aber andererseits muß man auch verstehen, daß dieser Einfluß mit der Richtung der Entwicklung unserer Kultur parallel gegangen ist, und daß es aus diesem Grunde äußerst schwierig ist, ihn abzugrenzen.

Wenn man heute den berühmten Artikel liest, in dem Edmond Scherer einige Jahre, bevor Nietzsche bei uns bekannt zu werden begann, die Ursachen und Symptome jener „Krise der Moral“, die man zu jener Zeit von allen Seiten anklägerisch ausrief, analysierte,

so erkennt man betroffen, bis zu welchem Grade die Geister vorbereitet waren, Nietzsche zu verstehen. Sein intellektueller, religiöser, moralischer Nihilismus kündigt sich bei uns von allen Seiten an. Wir hatten unsere Skeptiker, unsere Phänomenisten, unsere Agnostiker, die wie er den Bankerott der Metaphysik, den absoluten Illusionismus, die Relativität der Wertung von Gut und Böse, die supreme Immoralität der Natur verkündeten. Vor Nietzsche schon hatten wir unsere Dilettanten, die die Welt als ein Theater und das Leben als eine Kunst oder einen Sport ansahen, — unsere Individualisten, die die Psychotherapie und den Kult des Ichs betrieben, — unsere intellektuellen Asketen, die sich zur Wahrheit hinmühten, ohne zu wissen, warum sie sie suchten, und mit dem Verdachte, daß sie vielleicht die betrogenen Gimpel sind, — unsere Voluntaristen und Energiebekenner, die den Vorrang des Lebensinstinktes vor dem Instinkte der Erkenntnis proklamierten. Vor ihm stellte eine Reihe unserer besten Schriftsteller — wir zitieren als Beispiel Anatole France, Loti, Lemaître, Capus usw. — in konkreter Form dieselben Probleme wie unsere Denker und spiegelte die Bedrängnis des französischen Gewissens wieder, den Zustand des ironischen oder des ermatteten, des amüsierten oder des sehnsüchtigen, des resignierten oder des revoltierten Nihilismus, in dem sich dieses Gewissen gefiel oder sich müde kämpfte. In dieser Lage war Nietzsches Nihilismus für uns keine überraschende Offenbarung: er wurde sehr rasch erkannt als eine extreme Manifestation eines skeptischen und pessimistischen Radikalismus, der schon, bevor die Schriften Nietzsches in Frankreich verbreitet waren, tiefe Wurzeln in uns geschlagen und der sich ohne Zweifel durch den Kontakt mit Nietzsches Ideen verdeutlicht hatte, aber keineswegs erst durch sie geweckt worden war.

Bei diesem Stande der Dinge wird es äußerst schwer, zu sagen, was wir Nietzsche im besonderen verdanken. Nehmen wir ein bestimmtes Beispiel. Schlagen wir den Roman „Le Serpent Noir“ von Paul Adam auf. Der Einfluß Nietzsches bestätigt sich auf jeder Seite; der Romancier stellt einem Repräsentanten des christlichen Idealismus einen „Uebermenschen“, der sich ausdrücklich auf Nietzsche beruft, entgegen. Nun wollen wir etwas genauer hinsehen! Dieser angebliche „Uebermensch“ hat in Wirklichkeit nichts mit dem Nietzscheschen Uebermenschen zu tun. Er ist ganz einfach eine modernisierte Wiederholung eines in unserer Literatur sehr alten Typus, dessen Entwicklung man sehr leicht von den Helden Stendhals oder vom Rastignac Balzacs verfolgen kann bis zu dem brutalen Emporkömmling, dem „Struggle-for-lifer“, ausgestopft mit Darwin und getränkt mit dem Gesetz vom „Kampf ums Dasein“, den uns Daudet in seinem „Immortel“ präsentiert. Alles in allem hat der Roman Paul Adams von Nietzsche nur einige Formeln entliehen. Man käme zu derselben Feststellung, wenn man

noch andere Typen prüfte, z. B. die des Immoralisten oder des Amoralisten, die im Grunde ebensowenig nietzscheisch sind wie der des Emporkömmlings. Und so kommt man zu dem scheinbar paradoxen, aber tatsächlich sehr logischen Schlusse, daß der Erfolg Nietzsches bei uns sehr spontan und aufrichtig war, daß aber sein direkter und individueller Einfluß kaum zu erfassen ist. Wir haben Nietzsche uns zu eigen gemacht, weil seine Tendenzen in vieler Hinsicht mit denen der zeitgenössischen französischen Kultur im Einklang waren. Aber er hat unsere Gedanken nicht nach einer neuen Richtung orientiert. Und es ist ganz und gar nicht ausgemacht, daß wir ihn immer gut verstanden haben in dem, was an ihm individuell, originell und einzigartig ist. Es ist sogar sicher, daß das große Publikum von ihm nur einige Formeln behalten hat — „Uebermensch", „Wille zur Macht", „Immoralismus", „Umwertung aller Werte" usw. — und in ihm nichts anderes sieht als den Antichristen, den Feind der Entsagung und des Mitleids, den Lobpreiser der Macht. Es ist klar, daß sich unsere Entwicklung ganz normal fortgesetzt hat, ohne nur im geringsten durch diesen fremden Einfluß verwirrt oder abgelenkt worden zu sein, durch einen Einfluß, der sich bald in dem großen Strom, der den französischen Gedanken und die französische Literatur trug, verlor und irgendwie selbst aufhob. Es ist im ganzen und großen wahrscheinlich, daß die französische Kultur von heute nicht merklich anders wäre, als sie jetzt ist, auch wenn der Verfasser des „Zarathustra" niemals eine Zeile geschrieben hätte. Wundern wir uns übrigens nicht, wenn das Beste des Nietzscheschen Gedankens unserem großen Publikum entgangen ist! Als sich unsere Romantiker von 1820 bis 1848 für die „Literatur des Nordens" enthusiasmierten, für Shakespeare und Ossian, Byron und Walter Scott, Goethe und Schiller, kannten sie nur unvollkommen und begriffen sie nur spärlich diejenigen, die sie mit so aufdringlichem Ungestüm dem französischen Genie entgegenstellten. Nehmen wir also kein Aergernis daran, wenn ihre Nachfolger von etwa 1900 nicht viel besser den kühnen und manchmal schwankenden Gedanken Nietzsches erfaßt haben.

Ich habe den Eindruck, daß seit dem Kriege der Einfluß Nietzsches vielleicht ein wenig an Verbreitung verloren, dagegen sicherlich an Tiefe gewonnen hat. Nietzsche ist nicht mehr der Philosoph à la mode, aber er hat heute eine Gruppe erleuchteter und aufrichtiger Bewunderer, die ihn lieben und ihn wirklich kennen, die wissen, was er war und was er gewollt hat. Ich rate denen, die sich Rechenschaft geben wollen über die Art, mit der man Nietzsche in Frankreich studiert und versteht, die bisher erschienenen drei Bände der großen Monographie zu lesen, die ihm Charles Andler widmet; das ist ein Hauptwerk, das als eines der grandiosesten Monumente, das die zeitgenössische intellektuelle

Elite zu Ehren Nietzsches errichtet hat, bestehenbleiben wird. Für die französische Jugend zählt der Verfasser Zarathustras und des Willens zur Macht ohne jeden Zweifel zu den großen geistigen Bahnbrechern der Gegenwart.

Ich glaube, daß wir einige typische Fehler vermieden haben, die in diesen letzten Zeiten an Nietzsche begangen wurden. Nicht in Frankreich, aber in England und in Amerika wurde Nietzsche mit Bernhardi und Treitschke in eine Reihe unter die verantwortlichen Urheber des Weltkrieges gestellt. Bei uns weiß man allgemein, daß der Verkünder des „guten Europäers", der Verächter des Staates, der unerbittliche Feind des Imperialismus und Nationalismus nichts gemein hat mit den Lobpreisern der nationalen Kriege und den Götzendienern der „Machtpolitik" (im französischen Text deutsch. Anm. des Uebersetzers). Ja, noch mehr! Man legt bei uns nach und nach die Gewohnheit ab, die Nietzschesche Lehre vom Willen zur Macht zu wörtlich zu interpretieren. Wir wissen, daß die „Macht", zu der Nietzsche strebt, in letzter Analyse nicht irgend etwas Materielles ist. Sie ist nicht die Herrschaft eines Herrn über seine Untertanen, eines Befehlshabers über seine Soldaten, noch viel weniger die Macht, die der Besitz des Goldes verleiht. Sie zielt nicht auf die Errichtung unermeßlicher Reiche, nicht auf die Anhäufung immer ungeheuerer Reichtümer, nicht auf die Erringung eines immer raffinierteren Komforts. Die Macht in ihrer höchsten Form ist etwas rein Immaterielles. Der Mächtige vom höchsten und reinsten Grade das ist der Kontemplative, dessen Gedanke eine Kraft von hinreichender Eindringlichkeit hat, um die Seelen zu faszinieren und sich den Geistern aufzuerlegen; das ist der Seher, der als erster die fundamentalen Urteile formuliert, der die Tafel der Werte einer Epoche aufstellt; das ist der Bahnbrecher, der den künftigen Generationen die Erfahrungen eingibt, die das menschliche Geschlecht veredeln werden; das ist das „religiöse" Genie, das den Menschen die Leitprinzipien ihrer Handlungen suggeriert.

Gewiß, Nietzsche stößt bei uns ebensooft auf Unverständnis wie auf Feindschaft. Der Emporkömmling, der im Mischmasch des Lebens so wirksam seine Ellenbogen gebraucht, kann sich wohl auf Nietzsche berufen; in Wirklichkeit hat er ihn nicht verstanden und hat mit ihm nichts zu tun. Der Imperialist, der sich die Mission erteilt hat, für das Anwachsen der militärischen und ökonomischen Macht des Staates zu arbeiten, bekämpft in Nietzsche einen unversöhnlichen Gegner und bekämpft infolgedessen auch dessen Einfluß. Der „humanitäre und pazifistische, gute Europäer" begrüßt wohl in Nietzsche einen Verbündeten gegen die nationalistische Beschränktheit, aber er verwirft seine agonale Philosophie und seine katastrophischen Vorhersagen. Der Konservative, der seinen religiösen, moralischen und politischen Glauben gegen die Angriffe des Zweifels verteidigt und den Nihilismus für eine Verirrung des

menschlichen Geistes hält, hält den Antichristen und den Immoralisten für das fleischgewordene böse Prinzip. Der reuevolle Nihilist, der vor den beunruhigenden Wüsten zurückschreckt, in die der absolute wissenschaftliche Instinkt und der radikale Subjektivismus ihre Adepten schleppt, der wie der verlorene Sohn freiwillig auf die schrankenlose Freiheit verzichtet hat, der in der notbewogenen und asketischen Unterwerfung unter eine Kollektivlehre, unter eine nationale Tradition, unter ein religiöses Dogma eine Lebensregel sucht, er kann wohl dem intellektuellen Mute Nietzsches alle Achtung erweisen, aber er verdammt in ihm den typischen Repräsentanten jener Geister der Disziplinlosigkeit, der alle Ordnung und alle Zivilisation zerstört. Der Agnostiker lehnt die Kühnheit seiner abenteuerlichen Spekulationen ab. Der rein Intellektuelle von klassischer Mentalität, der in der reinen Vernunft das organisatorische Prinzip par excellence sieht, mißbilligt das Dionysische Nietzsches und erklärt, daß er zu tiefst vom romantischen Virus infiziert sei. Der ausgeglichene Geist, dessen Klugheit jeder übertriebenen Parteinahme widerstrebt, und dessen Opportunismus sich bemüht, praktisch ausführbare Lösungen für diesen Augenblick zu finden, spürt einen instinktiven Argwohn in Gegenwart eines Erleuchteten, der als größten Zauber seiner Philosophie die „Magie des Außerordentlichen“ bezeichnet.

Verallgemeinernd könnte man vielleicht sagen, daß Nietzsche gegen sich hat: die Befriedigten und die Autoritätsanbeter; einerseits die, die sich gestern in unserer kapitalistischen Gesellschaft vollkommen wohl fühlten und die heute nichts anderes erstreben als die materielle Wiederherstellung Europas und die Wiederaufnahme der militärischen Bestrebungen zu einem größeren Wohlleben; — andererseits diejenigen, die ein Ideal der Disziplin, der Subordination, des Gehorsams predigen und mit Mißtrauen den Götzenzertrümmerer, der mit Hammerschlägen philosophiert, betrachten, den Feind des Staates, der Kirche, der Moral, der Herde. Er hat für sich diejenigen, die man die Ruhelosen oder die Sucher nennen könnte, jene, die gestern in dem dichten Materialismus unserer in den Komfort verliebten Zivilisation erstickten und die heute das Heil in einer geistigen Erneuerung der zeitgenössischen Menschheit suchen. Für die ersten ist Nietzsche ein unheilvoller Rhetor, ein gefährlicher Zerstörer, der zu einem großen Teil dazu beigetragen hat, uns in das materielle, intellektuelle und moralische Chaos zu stürzen, mit dem wir heute kämpfen. Für die anderen bleibt Nietzsche einer der großen Befreier des menschlichen Geistes und auch einer von jenen, die mit der größten Aufrichtigkeit und Kühnheit den Weg gesucht haben, der uns aus den Finsternissen des Nihilismus hinausführen soll. Die Zukunft wird zeigen, wer von beiden am besten die Zeichen der Zeit zu deuten wußte.

Frau Elisabeth Förster-Nietzsche hat an der Spitze aller schreibenden Tanten Deutschlands zur Wahl Hindenburgs aufgefordert, und vor ein paar Tagen hat der Leiter des Nietzsche-Archivs, Herr Dr. Oehler, sich als Mitarbeiter der „Deutschen Zeitung" zum Wort gemeldet, um den deutschen Nationalisten der besoffensten Sorte das Vorbild Mussolinis hinzumalen, der sich im Gespräch mit O. L. als Nietzscheaner bekannt hat. Zum Glück lesen unsere Deutschnationalsten überhaupt keine Bücher (auch diese Beschäftigung haben vor allem die gottverfluchten Juden an sich gerissen), sonst könnte mit Hilfe des Nietzsche-Archivs ein angenehmes Mißverständnis erzeugt werden; man stelle sich den Zarathustra in der Hand der Windjacken-Jünglinge vor, die in den mordenden Techow-Knaben heroische Naturen sehen. Der dümmste Nationalismus, Jenseits von Gut und Böse, mit Nietzsches steinerner Tafel: „Werde hart!" in den täppischen Händen — das hat der immer noch fiebernden Nation gerade noch gefehlt. Ist es Nietzsches Geist, der aus diesen Kundgebungen aus dem Weimarer Archiv spricht? Ach nein, es ist vielmehr Elschens Geist, der Geist der Schwester Friedrich Nietzsches. Elschen hat sich vor zwei Menschenaltern mit dem deutschnational-antisemitischen Agitator Dr. Förster vermählt, der übrigens noch immer von besserer Qualität als unsere heutigen Bier- und Schlagwort-Nationalen war, weshalb er sich schließlich auch entschloß, nach Amerika auszuwandern und dort als utopischer Kolonist wenigstens anständig zugrunde zu gehen. Den Ideenkomplex dieses verworrenen Schwärmers hat sein Elschen gewiß erfaßt. Dem großen Europäer Friedrich Nietzsche, welcher die edel-tumbe Narretei seines Schwagers deutlich abgelehnt hat, ist Elschen bis ins Matronen-Alter ohne Verständnis gegenübergestanden, Nietzsche hat das deutsche Schwesterchen in seinen Briefen freundlich-milde „das Lama" genannt. Immerhin, das Lama hat seine Verdienste gehabt. Als Nietzsche in Italien zusammenbrach, da schafften alte Freunde den Wahnsinnigen in die Heilanstalt, von dort übernahm ihn die gute Mutter, eine schlichte Pastorsfrau, und Elschen in häusliche Pflege Sie betreuten den Leib des Gebrochenen, sie setzten den Kinderlieder Singenden in den Krankenstuhl, sie brachten ihn zu Bett, sie sorgten für des Leibes Reinlichkeit und zeigten die Ruine des Dahinsiechenden erschütterten oder neugierigen Gästen. Schon die Ursache des Zusammenbruchs konnten sie kaum erfassen. Sie erklärten die unheilbare Geisteskrankheit auf dilettantische Art mit dem reichlichen Gebrauch von Schlafmitteln, wiesen jeden nüchternen Versuch zur Erforschung der Krankengeschichte als eine Art Entheiligung zurück — als ob eine zufällige Infektion in den Leipziger Studentenjahren irgend etwas über das innere Wesen und

den geistigen Charakter Nietzsches aussagte — sie waren nur bemüht, Nietzsches Bild auf ihre etwas schlichte Art zu veredeln und zu vergolden, mit einem Wort: Nietzsche für den deutschen Hausgebrauch zurechtzustricheln. Im Geiste dieser hausbackenen Sittlichkeit sind alle die Einleitungen, Vor- und Nachworte gehalten, mit denen Elschen die Bücher ihres Bruders auszustatten sich gestattete. Als vor mehr als zwanzig Jahren die einzige Frau, die Nietzsche, wenigstens eine kurze Zeit, nahegestanden, es wagte, ein anderes, nicht schwesterlich gesehenes Charakterbild des kühnsten Psychologen zu zeichnen, da fiel Elschen mit der ganzen Wut des Patent-Inhabers und mit dem ganzen Ingrimm der Familien-Eifersucht über die arme Lou Andreas Salome her, welche die Anmaßung besaß, über mehr eigenen Geist und Reiz und psychologische Schmiegsamkeit zu verfügen, als ein Dutzend Elschens. Es wäre Frau Förster nichts als Dank zu sagen, wenn sie sich damit begnügt hätte, den kranken Leib des Bruders zu betreuen und, wenn ihr das nicht genug war, die in Sils-Maria verstreuten Manuskriptblätter zu sammeln, was viel zu spät geschah, und in Gottes Namen ihre Erinnerungen an den Bruder herauszugeben. Unerträglich aber war, daß sie zu jedem Bande der Werke Nietzsches ihren trivialen Erklärungssums dazusetzte und sich, obwohl der alten Dame jede innere Legitimation dazu fehlte, als Kommentatorin und Interpretin ihres Bruders inszenierte. Wenn sie wenigstens für die würdigste typographische Ausstattung gesorgt hätte! Aber man sehe sich heute einmal die erste Ausgabe des „Ecce homo“ an, die ausgestattet war mit dem unerträglichsten Ornamentzierrat Vanderveldes, ein gerade in diesem Fall besonders abgeschmacktes kunstgewerbliches Kleid für ein Buch, das niemand hätte wagen dürfen „auszustatten“. Hätte Frau Förster nur ein bißchen Instinkt für den Ecce homo gehabt, so hätte sie diese dekorative Herrichtung für das letzte Wort Nietzsches, seinen Eingang in die Nacht des Wahnsinns, nie zulassen dürfen. ganz abgesehen davon, daß Nietzsche für den Druck seiner Bücher ganz klare Bestimmungen festgelegt hat.

Aber was will man sagen? Er war ja, wie man in jedem dritten Satz von Elschens Ein und Ausleitungen lesen muß, „mein Bruder“, und wer könnte den Bruder besser verstehen als die Schwester? Die Männer, die Elschen in das Nietzsche-Archiv berufen hat, schienen zuweilen freilich anderer Meinung zu sein, denn einer nach dem anderen ging seines Weges, das Nietzsche-Archiv war viele Jahre lang das reine Durchgangshaus. Ach, mit der Bruder- und Schwesterfrage in geistigen Regionen ist es überhaupt so eine Sache. Wer kann sagen, daß er, geistig genommen, der Bruder Nietzsches war? Schwestern gibt's in dieser Zone gar keine. Nietzsches Bruder war in seiner Jugendperiode Arthur Schopenhauer, dann in seiner besten, seiner heitersten Zeit Dr. Paul

Rée (Verzeihung, Elschen, ein Jude), dem der Nietzsche der Morgenröte zurief: „Es lebe der Réealismus!", zuletzt vielleicht ein entfernter, immerhin verstehender Bruder: Georg Brandes (verflucht, wieder kein Arier), dem Nietzsche in einem letzten Augenblick der Erkenntnis schrieb: „Nachdem Du mich entdeckt hast, war es keine Schwierigkeit, mich zu finden!" Brandes hatte in jenem berühmten Essai in der „Deutschen Rundschau" das erste, den Denker aus seiner Einsamkeit erlösende Verständniswort geschrieben. Kein Wunder, daß die letzten Karten Nietzsches an Brandes im Du-Ton gehalten sind.

Wenn Elschen nicht durch Familiengefühle an Fritz verknüpft wäre, sondern durch geistige Zusammenhänge, sie hätte überhaupt gezögert, das Wort „mein Bruder" so oft, hinter und vor die Werke Friedrich Nietzsches, zu setzen. Ehrfurcht hätte dem Schwesterchen die Feder festhalten müssen, denn eigentlich hat Friedrich Nietzsche weder einen Bruder noch eine Schwester gehabt. Er stand und steht durch die Jahrhunderte ganz allein.

AUS DER WEISHEIT MANZONIS

Daß der Rat der Dichter nicht gehört wird, ist sein Schicksal; und findet ihr in der Geschichte Daten, die mit den hohen Eingebungen übereinstimmen, so sagt getrost, es wäre abgekartetes Spiel.

*

Die Unruhe des Zweifels ist weniger schlimm als die Ruhe im Irrtum.

*

Sicherlich ist Nichtstun traurig, aber es ist nicht gesagt, daß jegliches Tun besser wäre; und ist es bemitleidenswert, seh ich doch nicht ein, daß beneidenswert sein könnte, etwas zu tun, das man wieder vernichten muß.

*

Keine Pflicht ist unedel.

*

Es gibt Schlauköpfe, die die Tugend ebenso scheuen wie das Laster. Sie predigen die goldene Mitte und setzen diese Mitte an einem Punkte fest, an dem sie selber gerade angelangt sind und sich wohl befinden.

*

Das Einzige, was man in den Taten suchen soll, ist die Wahrheit. Wer die Prüfung scheut, beweist, daß er seiner Grundsätze nicht sicher ist.

Deutsch von Thea Reimann

I.

Es geschah so, ich sah es.

Im unendlichen Weltenraum drehten sich lautlos die dunklen Scheiben: jenseits des Horizontes tauchte die „Glänzende Wirklichkeit“ auf, die sich nur wissen, aber nicht anblicken läßt. Das Konzert begann: vorerst leise, hierauf mit stets kühnerer, immer mehr fordernder Lustigkeit. Anhub der Kammige, mit langem, keckem Kikeriki —, nach ihm stimmten die Schweine ein. Hierauf Gaga und Kotkodatsch — nach einigen Minuten lebte der Hof, klatschte der Dreck, in der Tränke platschte das Wasser, schlürfende Schnäbel wühlten es auf. Durch die Planken des Zaunes erschien die Große Fedrige mit der Kleinen Flaumigen, die mit fiebrigem Wichtigtun piepsten.

Es war Morgen, der Morgen des sich stets erneuernden, ewigen, unendlichen Lebens und Seins — Blut und Sehnsucht in den Adern, in den Kröpfen hingegen schmackhafte, schluckende Vorbereitung zur Zerbröckelung blasser Gerstenkörner und gelben Maises. Sie teilten sich rasch ihre nächste Tätigkeit ein — sobald der Flügellose Riesengott die zwei Gemästeten nach hinten trägt — in die wird der Mais mit Gewalt hineingestopft —, schlüpft sie durch die Planke: zuerst die Tränke, hierauf herumsuchend unter dem Maulbeerbaum, eilig, weil Blaukopf wieder flinker sein wird und alles vor ihr wegschnappt. Dann Balgerei mit den Gänsen, in letzterer Zeit benahmen sie sich sehr gewalttätig. Hierauf ein Sonnenbad im heißen Glanze, mit gefülltem Kropfe — danach hinaus zum Tor, hinunter an den Fluß, durch das Schilf hinweg, — vielleicht ist dies das schönste Kapitel der Unendlichkeit und der Ewigkeit; die kühle, plätschernde Feuchtigkeit, worin das Schweben so leicht und traumhaft ist, ähnlich jenem, an das sie sich noch von so weit erinnert — als sie noch oben, oben schwebte, im blauen Grenzenlosen, in der Nähe der „Glänzenden Wirklichkeit“... Dann der Schlaf, das leise Brodeln des Blutes in den Adern, mit unter die warmen, süßen Flügel gestecktem Schnabel, gleichmäßig atmend, immer und ewig.

Sie schlüpfte unter der Planke hervor, zur Tränke hin. Dort standen schon etwa fünf: mit gleichförmiger, mechanischer Bewegung steckten sie den Schnabel hinein, zogen ihn heraus, hielten ihn empor, damit das Wasser hinabfließe, steckten ihn wieder hinein. Auch sie stellte sich zwischen die anderen: steckte den Schnabel hinein, sog das Wasser auf, warf den Hals zurück, schluckte es hinab, steckte ihn wieder hinein. Als sie bis an den Hals voll war, schnatterte sie ein einziges Mal zufrieden und bewegte sich dem Maulbeerbaum zu. Doch da tauchte plötzlich der Ungeflügelte Riesengott auf.

Jetzt kam er eilig auf Lederfüßen, sprang zwischen ihnen her-

um. Sie wußte, man müsse bei solcher Gelegenheit beiseite springen, etwas rascher die Beine heben, die Flügel auseinanderspreitzen — dann, nach einigen Schritten, kann man wieder stehenbleiben. Er pflegt dann meistens Maiskörner zu streuen — schlimmstenfalls verschwindet er rasch, man kann zum Wassertrog zurück.

Diesmal dauert es etwas länger. Der Ungeflügelte Riesengott springt ungestüm herum, beugt sich nieder, greift nach ihnen. Sogar nach ihr. Er will sie fangen, wie es scheint, so wie die Gemästeten, in die man den Mais mit Gewalt hineinstopft. Sie liebt das nicht, es macht sie nervös: die Berührung, das Anfassen der harten, glatten fünf Finger: einmal war sie schon zwischen ihnen, sie drückten und betasteten sie den ganzen Körper entlang, auch damals schlug sie mit den Flügeln und protestierte, um es dem Riesengott kundzugeben: sie war auch froh, als der sie endlich verstand und auf den Boden niedersetzte. Scheinbar handelt es sich jetzt wieder darum — vielleicht hat der Riesengott bereits vergessen, daß sie das nicht liebe, er möge ihr nur weiterhin Mais aus der Ferne geben, das übrige möchte er getrost ihr überlassen. Siehe da, jetzt packte er sie beinahe, doch sie entglitt ihm. Jetzt ist Blaukopf an die Reihe, — aha, er hat sie schon erwischt, emporgehoben, man kann stehenbleiben. Aber doch nicht — Blaukopf springt aus seiner Hand, Riesengott schnattert erbost etwas . . . ei, Blaufuß muß auch gerade jetzt hier vor ihrem Schnabel herumstolpern, jetzt kann sie nicht davonlaufen . . . hopp, man hat ihren Flügel ergriffen. Sie will ihn losreißen — Riesengott versteht schon wieder nicht, läßt ihn nicht los . . . und drückt sie sogar noch mehr und hebt sie blitzschnell in die Luft empor.

Ei, das ist langweilig und ärgerlich. Riesengott preßt ihre beiden Flügel zurück und betastet sie schon wieder. Jetzt ihren Kropf und ihren Hals. Es wäre gut, wenn er sie schon niedersetzte, die Achsel schmerzt sie bereits. Sie strengt sich an, ihm zu verstehen zu geben, daß dies nicht gut sei, vielleicht verwechsle er sie mit der Katze, die liebt solche Sachen. Aber diesmal dauerte es länger . . . Riesengott preßt jetzt sogar auch ihren Hals zurück, ganz nach hinten, zurück auf den Rücken. Jetzt kann sie sich nicht einmal rühren, sieht Riesengott auch gar nicht, nur ein Stück vom Himmel. Das beste ist, geduldig zu warten. Freilich . . . aber Riesengott läßt sie nicht in Ruh . . . krabbelt an ihrem Hals herum, reißt an ihren Federn, es scheint . . . ei, das ist schon ganz unangenehm kitzlig, wenn er sie nur schon niedersetzte . . . doch nein, er hält sie eng, sehr eng, schon schmerzt sie der zurückgebogene Hals . . . und mit der anderen Hand, die frei ist, fuchtelt er herum . . . und er hat in dieser anderen Hand etwas Funkelndes, Blitzendes . . .

Das ist sehr seltsam . . . das ist sehr unbequem . . . und sehr schlecht . . . ei . . . was ist denn das . . . ein Irrtum . . . dieses funkelnde Etwas . . . das gehört ja nicht hierher, auf ihren Hals . . . sie müßte

den Schnabel öffnen, rasch, rasch, den Hals zurückbiegen ... diesem dummen Riesengott zu verstehen geben, daß dieses nicht hingehöre ... rasch ... aber sie kann es nicht ...

Nun und ... nun und dieses ... was ist denn das ... etwas schneidet ächzend ... aber freilich, sie wußte ja, daß dieses nicht hingehörte ... daß daraus Böses entstehen müsse ...

Ihr Hals ... ihr Hals hat sich geöffnet ... das geht nicht ... das ist nicht in Ordnung ... das ist ein Irrtum ... anstatt ihres Schnabels ... das darf nicht geschehen ... jetzt ist entsetzlich grauenhaft Unmögliches geschehen ... und etwas fließt ...

Und es fließt ... und pulst ... und sickert ... weiter ... aber wie ... seltsam das ist ... das ist nicht wahr ... und jetzt ... hat ... Riesen ... gott ... sie endlich ... losgelassen ... und sie ist schon unten ... auf dem Boden ... jetzt ... jetzt ... muß sie ... rasch ... davonlaufen ...

Und was ist das ... dieses rote ... dieses viele rote ... dieses viele rote ... und sie kann nicht ... laufen ... und Riesengott ... hat sie doch ... schon losgelassen ... Und was ist das ... siehe ... Blaukopf ... scharrt hier ... neben ihr ... etwas ... he, Blaukopf ...

Sie wollte Blaukopf anschnattern, bemerkte aber verwundert, daß sie keine Stimme habe. Und zugleich war auch etwas anderes Seltsames da: der ganze Hof drehte sich weg und begann sich langsam im Kreise zu drehen. Noch sah sie den Kammigen und den Großfederigen und sah die Planke, aber dies alles war lächerlich unklar ... und die „Glänzende Wirklichkeit“ ... auch die „Glänzende Wirklichkeit“ ... unmöglich ... wurde so wie der silberne Mond ... der silberne Mond in der geheimnisvollen Nacht, wenn die Welt lautlos ruht, und oben, hoch oben schweben ... schweben ...

Der Teich ... das Schilf ... das Wasser ...

Da packte sie schrilles Entsetzen: sie spannte alle Muskeln an, sträubte alle Federn, spreizte die Beine auseinander und hob mit entsetzlicher Anstrengung den geöffneten Hals empor; um mit einem einzigen, erschrockenen, drängenden, wütenden Willensentschluß den Irrtum gutzumachen. Doch der Hals gehorchte nicht dem Willen, und sie sank zurück und streckte sich auf dem Boden aus.

Und den Hof und Blaukopf und die Planke verschlang in diesem Augenblick der unendliche Raum, und die „Glänzende Wirtlichkeit“ flackerte am Himmel auf und erlosch. Und Kosmos, das Weltall, hörte auf: für zeitlose Zeiten, für immer und ewig.

II.

Zu Mittag gab es Entenbraten.

Autorisierte Uebersetzung von Jenö Mohácsi

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

1.

Ein Wort über Norwegen

Als ich vor jetzt vier Jahren nach Deutschland kam, wurde ich von meinen Landsleuten bedauert, da man sich noch im Jahre 1921 Deutschland allgemein als eine bessere Räuberhöhle vorstellte. Nun, ich wurde höchst angenehm enttäuscht. Dafür habe ich versucht, auch meinerseits zu einem kleinen Teil dazu beizutragen, meinen Landsleuten ein richtiges Bild von Deutschland zu malen, und ich glaube, daß die Vorstellungen, die man sich heute drüben von Deutschland macht, im allgemeinen den Tatsachen entsprechen.

Um so unsinniger erscheint es mir daher, wenn neuerdings in der deutschen Rechtspresse Norwegen heruntergemacht wird. Es gibt leider überall giftige Schreiber. Anläßlich des Besuches norwegischer Häfen durch eine deutsche Kriegsschiff-Flottille hat das norwegische Schiffahrtsblatt „Norges Handels-og Sjöfartstidende“ einen Artikel losgelassen, worin unter Hinweis auf die durch den deutschen U-Boot-Krieg verursachten großen Verluste an norwegischen Schiffen und Seeleuten der erwähnte Besuch als eine Taktlosigkeit hingestellt wird.

Das norwegische Gift hat deutsches Gift ausgelöst (so geht es ja immer). Herr Vizeadmiral a. D. Hollweg hat in der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ einen Aufsatz: „Norwegische Deutschenhetze“ losgelassen.

Die Betrachtungen des Herrn Vizeadmirals gipfeln in der Behauptung, die Norweger, Presse und Volk, seien durchweg antideutsch eingestellt, und zwar nicht nur seit dem Kriege, sondern auch vor dem Kriege. Dies ist grundfalsch. Alle Deutschen, die Norwegen als Touristen vor dem Kriege besuchten, wissen das. Damit soll nicht gesagt werden, daß es heute keine antideutsch eingestellten Norweger gibt, es gibt deren sogar recht viele. Schon bei Beginn des Krieges setzte eine gehässige antideutsche Propaganda in vielen Blättern ein, aus den Ententeländern flutete ein stinkender Strom scheußlicher Verleumdungen über Deutschland ins Land.

Was sollten wir tun? Infolge ihrer geographischen Lage, sozusagen mitten im maritimen Kriegsgebiet, gewannen die nordischen Länder eine außerordentlich große Bedeutung für die kriegführenden Länder, zumal Norwegen mit seiner großen Handelsflotte, die damals — nach Ausschaltung der deutschen — die zweitgrößte Europas war. Was Norwegen nicht unbedingt für seinen eigenen Bedarf an Tonnage benötigte, wurde von England ganz einfach „requiriert“, d. h. die Reeder wurden vor die Alternative gestellt, entweder für die Allfierten arbeiten oder es gibt keine Bunkerkohlen! Wenn man weiß, daß Norwegen fast sämtliche Lebensmittel von Uebersee einführen muß, wird man auch leicht verstehen, daß die Wahl nicht frei war. Entweder eure Flotte her oder das Land muß hungern! so lautete Albions geheimes Ultimatum.

Die Requisition der norwegischen Handelsflotte war aber nicht der einzige Eingriff Englands in die Souveränität des Landes. Die Einfuhr mußte auf ein Mindestmaß beschränkt werden — damit auch

nicht das geringste auf Umwegen nach Deutschland gelange. Infolge dieser englischen Restriktionen mußten der neutralen norwegischen Bevölkerung während der ganzen Kriegszeit die Lebensmittel rationiert werden. Eine weitere ungeheure Völkerrechtsverletzung bedeutete die Forderung Englands, daß alle Schiffe, die von Uebersee nach Norwegen unterwegs waren, einen englischen Hafen anlaufen und Ladung und Passagiere kontrollieren lassen sollten. Z. B. mußten die großen Amerikadampfer auf der Heimreise Kirkwall in Nordschottland anlaufen, wo es nicht selten geschah, daß die ganze Ladung gelöscht werden mußte, um eine genaue Untersuchung zu ermöglichen. Weiter wurde alle Post nach Norwegen über England dirigiert, und kein einziger Brief von Uebersee gelangte an ohne die hübsche Aufschrift: „Opened by Censor". Und manchmal hatte der Zensor den ganzen Brief in einen Tintenfleck verwandelt. Keine Ware konnte exportiert oder importiert werden ohne Erlaubnis der englischen Behörden, die durch ihre Konsule und Kommissare den ganzen Handel in den nordischen Ländern kontrollierten. Wehe dem Unglücklichen, der es wagte, ihren Bestimmungen zu trotzen! Er wurde „blacklisted" d. h. die betr. Firma, Fabrik, Bank oder Privatmann wurde vollständig boykottiert, sie durfte keine Geschäfte, weder direkt noch indirekt, mit den überseeischen und alliierten Ländern tätigen. — Diese Bestimmung der berüchtigten „Trade with the enemy act" führte z. B. zur Boykottierung einer namhaften norwegischen Bank, die vor Kriegseintritt Amerikas, große deutschamerikanische Geschäfte vermittelte. Ihre Guthaben bei Londoner Banken wurden mit Beschlag belegt und ihre Geschäfte auf lange Zeit vollständig brachgelegt. Durch weitläufige Verhandlungen und eine große Geldbuße gelang es schließlich der Bank, Gnade zu erlangen. Manchmal genügte auch ein unvorsichtiges Wort über England oder die Tatsache, daß man einen Brief von Deutschland erhielt, um „blacklisted" zu werden.

Wenn nun von deutscher Seite behauptet wird, daß die von der norwegischen Zeitung erwähnten Menschen- und Schiffsverluste nicht Deutschland, sondern der englischen Willkür und der Geldgier der norwegischen Reeder zur Last zu legen sind, so bedeutet die letztere Behauptung eine bedauernswerte Unkenntnis der tatsächlichen Verhältnisse, wenn nicht eine böswillige Entstellung. Daß England indirekt die Blutschuld für die verlorengegangenen norwegischen Seeleute trägt, wird jeder gerecht Urteilende zugeben müssen, aber unrichtig ist, daß „die Geldgier der norwegischen Reeder" daran schuld sei. Die norwegischen Schiffe wurden gezwungen, die Gefahrzone zu befahren. Es ist z. B. positiv wahr, daß mehrere schwedische und norwegische Schiffe in der folgenden, fast unglaublich scheinenden Weise mit Mann und Maus verlorengingen. Wie man im Landkriege von „Kanonenfutter" spricht, wurden diese Schiffe einfach als „M i n e n f u t t e r" verwendet, indem sie gezwungen wurden, binnen einem gewissen Zeitraum aus englischen Häfen, vor denen deutsche Minenfelder vermutet wurden, auszulaufen, um einen Weg durch die Minenfelder zu suchen. Mehrmals sind skandinavische Schiffe auf diese Weise in die Luft geflogen. Durch den uneingeschränkten U-Boot-Krieg und durch Minensprengungen sind fast 1200 norwegische Seeleute ums

Leben gekommen, und wenn man der menschlichen Psyche, die nicht immer konsequent ist, genügend Rechnung trägt, kann man nicht umhin, die an und für sich ungerechte Mißstimmung gegen Deutschland, die diese Vorgänge in gewissen Kreisen Norwegens schufen, zu verstehen.

Wenn Norwegen vorgeworfen wird, daß es sich die Würgeblockade Englands ohne Widerreden gefallen ließ, so sollte man doch berücksichtigen, daß in einer Zeit, wo selbst das mächtige Amerika vergeblich gegen Englands Willkür protestierte, ein norwegischer Einspruch lediglich formale Bedeutung hätte haben können. Wie hätte ein Land, dessen militärische Macht, wie allgemein bekannt, gleich Null ist, seinem Protest irgendein Gewicht verleihen können? Deutschland hat es ja leider in der Nachkriegszeit selbst erfahren müssen, daß man über die Proteste eines wehrlosen Landes einfach zur Tagesordnung übergeht, und wer würde daran zweifeln, daß England bei einer Weigerung Norwegens seine Drohungen verwirklicht und seine Wünsche gewaltsam durchgesetzt hätte?

War es schließlich nicht genug, daß in Deutschland Tausende der Hungerblockade zum Opfer fielen? Konnte da die norwegische Regierung die Verantwortung dafür übernehmen, daß auch die Bevölkerung ihres Landes der Gefahr des Verhungerns ausgesetzt würde?

Daß die in Deutschland vielfach aufgetauchte Behauptung, Norwegen sei absolut proenglisch und antideutsch eingestellt, unsinnig ist, zeigt sich insbesondere auch durch die außerordentlich tätige Deutschlandshilfe, die gleich nach dem Kriege einsetzte. Tausende deutscher Kinder haben ihre Sommerferien

in Norwegen verbracht, wo ihnen die liebevollste Pflege zuteil wurde, Geld und Lebensmittel im Werte von Millionen wurden gesammelt und nach Deutschland geschickt, Notstandsküchen in Berlin errichtet, wo Tausende von armen Kindern mit norwegischen Mitteln mehrere Jahre hindurch gespeist wurden, — und diese doch recht ansehnliche Leistung vollbrachte eine Bevölkerung von insgesamt 2,7 Millionen Menschen.

Ich hoffe, durch meine Darlegungen wieder einmal den Beweis dafür erbracht zu haben, daß ein Verständnis zwischen den Völkern durch nichts so sehr gefährdet wird, wie durch einseitige Beurteilung auf Grund von Pressemeldungen, die womöglich noch irgendwelchen Interessen dienen. Vergangenes läßt sich nicht wieder gutmachen, aber die Erkenntnis der wahren Lage der Dinge auf Grund der tatsächlichen Entwicklung dürfte hier wie überall die Völker einander näherbringen und zum schließlichen Ausgleich der Gegensätze führen.

As Arid Aune

2.

Die Pflicht, sich beschimpfen zu lassen

Antwort auf den im „Tage-Buch" vom 8. August publizierten Brief: „D e Pflicht, sich bestehlen zu lassen!" von Marianne von Allesch.

Daß Marianne von Allesch die Arbeiten unserer seit drei Jahren (nicht seit einem, wie sie behauptet) bestehenden Werkstatt kritisiert, mag hingehen. Wir haben auch bessere Kritiken aufzuweisen. Daß sie unsere Tierformen und Figuren schlecht findet, ist bedauerlich. Daß sie den „Querschnitt" tadelt, weil er in liebenswürdiger Weise ohne unser Hinzutun, gleich anderen deutschen Kunstrevuen, uns zur Mitarbeit einlud, mag ein wenig merkwürdig erscheinen. Daß ferner der Hals ihrer Bachstelze und das Bein ihres Hausfreundes Oskar, den zu kennen wir nicht das Vergnügen haben, in unserer Werkstatt zusammengerieten, ist gewiß erschütternd. Es dürfte sich da um ein Naturspiel handeln, das wert wäre, näher studiert zu werden. Der Igel des Blauen Hauses ist in gleicher Weise ein Plagiat an der uralten Thüringer Glasbläserkunst. Fürchtet Frau von Allesch nicht, von diesen Leuten des Plagiats bezichtigt zu werden? Die Sache liegt so, daß primitive, der Natur abgeguckte Tierformen, wenn auch von verschiedenen Glasbläsern geblasen, notwendig einander ähneln müssen. Das Blasen kleiner Tiere hat Frau von Allesch nicht erfunden. Daß der Igel Stacheln hat, ist auch nicht ihr Werk, daß aber das Ausziehen solcher Stacheln aus dem Glase ihre Erfindung sei, glaubt sie wohl ernsthaft selber nicht. Alle diese Beschuldigungen sind im höchsten Grade lächerlich. Wir betonen im übrigen unsere Bereitschaft, die Angelegenheit vor einem kompetenten Forum auszutragen.

Wie leichtsinnig Frau von Allesch in ihren schriftlichen Aeußerungen ist, beweist der Fall ihres blauen Elefanten, der aus ihrer Werkstatt in unsere Pariser Ausstellungsvitrine kam. Wir danken ihr für diese Bestätigung einer Nachricht, die uns schon am 29. Juni dieses Jahres bewog, den Oesterreichischen Werkbund, als den Vertreter des Blauen Hauses, brieflich aufzufordern, etwa vorhandene Arbeiten des Blauen Hauses, die ja nur auf Veranlassung des Werkbundes im österreichischen Pavillon Platz finden konnten, unverzüglich aus unseren Vitrinen zu entfernen. Die Tatsache des Vorhandenseins solcher Arbeiten wurde im Antwortschrei-

ben des Werkbundes an uns, datiert 2. Juli geleugnet. Wir verständigten gleichzeitig die Oesterreichische Handelskammer von dieser Angelegenheit, und es freut uns, daß wir mit Hilfe des im „Tage-Buch“ publizierten Briefes der Frau von Allesch die Möglichkeit haben, diesen eigenartigen Umstand zum Gegenstande einer genauen Untersuchung machen zu können.

Freilich wäre es Sache des Blauen Hauses gewesen, sich zu rechtfertigen, nicht aber uns anzuklagen. Die von uns eingereichten, von der Jury ausgewählten Arbeiten, sind in einer Liste verzeichnet, die im Sekretariat des österreichischen Pavillons aufliegt, und Frau von Allesch hätte aus dieser Liste leicht ersehen können, daß wir ihren Elefanten nicht in unsere Vitrine eingeschmuggelt haben.

Ueble Praktiken treiben wir nicht und haben wir nie getrieben. Die vagen Verdächtigungen, die der Brief der Frau von Allesch etwa noch enthält, übergehen wir und legen ihr nahe, sie dem Gerichte in klarer Form mitzuteilen.

Der Leiter der „Bimini“-Werkstatt
Fritz Lampl

FINGER WEG VOM GLOBUS!

Es gibt noch immer den Alldeutschen Verband. Man hört nicht mehr viel von ihm, aber er hat auch nicht mehr nötig, von sich reden zu machen. Seine Agitatoren brauchen nicht mehr auf die Tribüne zu steigen: die Saat ist ausgestreut und vielfältig, und in den verschiedenartigsten Köpfen geht sie auf.

Binsenwahrheit ist heute, von professionellen Radaumachern abgesehen, daß Deutschland keine Weltpolitik mehr treiben kann. Aber es gibt noch immer sehr wenige Deutsche, die diesen Zustand begrüßen. Die meisten sehen darin eine erzwungene Muße, eine Degradation, die hoffentlich bald ein Ende nimmt. Und da das Ende noch nicht abzusehen, behilft man sich mit guten Ratschlägen für die andern, hebt man sichtbarlich den in pädagogischem Enthusiasmus zuckenden Finger.

Diese Sucht, zu belehren, dazwischenzureden, manifestiert sich recht unterschiedlich. Am muntersten treiben es einstweilen die Kommunisten. Sympathiekundgebungen für China, für Abd el Krim . . . Bald kommen die Drusen an die Reihe. Sobald sich die roten Geopolitiker in Glauchau oder in Lichtenberg darüber klar sind, was das ist.

Riesige Plakate: „Hände weg von China!“ Es könnte ebensogut dastehen: „Halt, wenn die Barriere geschlossen!“ oder: „Man beliebe, vor dem Heraustreten die Kleidung zu ordnen!“ Es hätte denselben Wert. Was für einen Einfluß haben wir auf China, was für einen Einfluß hat es auf London oder Tokio, daß ihnen eine Berliner Versammlung Chinas wegen grollt?

Das Spaßigste ist, daß die Hasser des angelsächsischen Imperialismus dabei an der Strippe des russischen tanzen. Man mag über die Moskauer denken, wie man will, sie sind vollendete Propagandisten, sie verstehen es glänzend, ihre Hausangelegenheit mit der Menschheitssache zu identifizieren. Auch das ist schon dagewesen. Erinnert nicht die französische Politik, gerade wenn es moralisch am anfechtbarsten, jedesmal daran, daß Frankreich das Land der großen Revolution, geht mit den französischen Bajonetten nicht stets die

Proklamation der Menschenrechte, die Phraseologie von 1793? Moskau selbst hat diesen Zauber empfunden, Moskau kennt die kaschierende Macht der Ideologie.

Daß die Nationalisten mit den „gelben Hunnen", mit der kaffeebraunen Schmach in Marokko fraternisieren, versteht sich von selbst. Hier spielen überhaupt keine politischen Erwägungen mit, hier prädominiert die Freude an der Bewegung. Es wird irgendwo geknallt, gestochen, geplündert, genotzüchtigt. Wenn die Franzosen erst Giftgas nach Marokko bringen und die Mauren zur Vergeltung alle Gefangenen skalpieren, dann wird das Glück vollkommen sein.

Dann gibt es noch eine dritte Spezies, gute Menschen, die sich damit abgefunden haben, daß Deutschland in den Völkerbund eintreten muß, und nun versuchen, in diese Tatsache einen Sinn hineinzubringen. Deutschland muß die Führung der Minoritäten übernehmen, sagen sie. Es ist ganz selbstverständlich, daß Deutschland irgendeine Führung übernehmen muß. Wozu ginge man auch sonst in den Völkerbund? Da höchstwahrscheinlich Bayern, das schon in Deutschland die Minoritäten führt, darauf bestehen dürfte, den Vertreter in Genf zu stellen, so braucht man leider nicht zu zweifeln, daß Deutschland immer bei der Minorität sein wird, wenn auch nicht gerade an führender Stelle.

Ja, man fühlt sich ausgeschlossen von den Händeln der Völker und ist traurig darüber. Das bißchen Zwist mit Polen langt kaum für die Hundstage. Man möchte mal wieder so richtig mitten mang sitzen . . . im Glashaus. Man möchte Scherben haufenweis sehen, eigene oder fremde, ganz egal.

Ist es nun wirklich so ein Unglück, einmal für ein paar Jährchen nicht mitmachen zu können? Das deutsche Volk hat seine Nichtbegabung für Weltpolitik mit unerhörter Auszeichnung bestanden. Der durchgefallene Schüler etabliert sich als Präzeptor, eröffnet eine Privatschule. Es ist sehr wohl möglich, daß die Menschheit den deutschen Kulturanteil dringend benötigt, daß sie ohne die Mobilisierung unserer politischen Talente leben kann, das ist dagegen unglücklicherweise zur Evidenz bewiesen. Zudem hat der Globus heute einige verteufelt heiße Partien. Es dürfte zurzeit auf dem weiten Erdenrund viele Menschen geben, die Deutschland aufrichtig darum beneiden, daß es nichts damit zu tun hat.

C. v. O.

ANEKDOTEN

Ein junger Schriftsteller bat Clémenceau, das Vorwort zu seinem ersten Buch zu schreiben. Clémenceau schickte ihn mit Empfehlungen zu Mirbeau, der auch das Vorwort schrieb. Nach einiger Zeit aber verkrachte sich Mirbeau mit dem jungen Schriftsteller und beklagte sich bei Clémenceau über ihn. „Sie hatten mir gesagt, ich möchte ihn wie Ihren Sohn behandeln." „Allerdings," erwiderte der Ministerpräsident, „Sie hätten ihn an den Ohren ziehen müssen."

*

Ein Abgeordneter sagte kürzlich in einer Unterhaltung mit dem Romanschriftsteller J. M. Renaitow: „Ich bin für die Revolution unter der Bedingung, daß die Intellektuellen nicht von ihr profitieren." „Sollten Sie ehrgeizig sein, Herr Abgeordneter?" erwiderte Renaitow.

*

Eine Dame entschuldigte sich bei der Schriftstellerin Rachilde, weil sie ihr einen mit Bleistift geschriebenen Brief gesandt hatte. „Warum entschuldigen Sie sich?" erwiderte die Rachilde. „Ein mit Bleistift geschriebener Brief ist eine leise Unterhaltung."

*

Als die Zeitungen die Nachricht vom Tode Mark Twains gebracht hatten und ein Reporter im Hause des angeblich Entschlafenen erschien, sagte der Humorist: „Setzen Sie in die Zeitung, die Nachricht wäre etwas übertrieben."

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 33)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19. Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank. Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank. Prag. Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co Berlin SW 48 Besselstr. 21 — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Augustwoche

Aegyptische Finsternis über Oesterreich? Die Völkischen erfüllen die Straßen mit ihrem Schlachtgeheul, prügeln auf die Polizisten los und stechen den gar nicht beteiligten Pferden in den Bauch. Sie schreien „Juden raus!", aber die Zionisten, gegen die sie demonstrieren, wollen dasselbe. Oder verlangen sie, daß die Kinder Israel weiter Frondienst leisten sollen in den Kaffeehäusern, in den Theater- und Konzertsälen, in den Gesellschaften mit beschränkter Haftung, an der Börse, in den Detail- und Engrosgeschäften, in der Literatur und Psychoanalyse? Auch die Völkischen haben in ihre Bundesstatuten die Forderung aufgenommen, „daß den Juden eine rechtlich gesicherte Heimstätte in Zion geschaffen werden möge." Warum also die Aufregung? Wenn man aber näher hinsieht, dann erkennt man allerdings, daß diese österreichische Finsternis nicht mit der gottgewollten ägpytischen zu vergleichen ist. Sie war nicht, wie man zuerst annahm, der elementare Ausbruch alteingesessener Dummheit, in Gärung gebracht und weiterentwickelt von den hakenkreuzlerischen Stammeshäuptlingen Jerzabek und Biehlovicks (urgermanische Namen in der Tat!), es sind Geister höherer Ordnung gewesen, die den kleinen österreichischen Acheron über die Ufer trieben. Was zunächst eine nicht weiter interessierende national-sozialistische Familien-Bêtise schien, hat sich als eine Aktion entlarvt, die die regierende christlich-soziale Partei ins Mark trifft. Man registriert nicht ohne Bedauern, daß eine Persönlichkeit wie Herr Prälat Seipel, in dem man vor Jahrsfrist noch einen Staatsmann von Format und den Retter Oesterreichs sah, als Arrangeur dieses antisemitischen Trubels in eine sehr peinliche Beleuchtung gerückt ist. Die Volksseele droht überzukochen, aber bei näherem Zusehen erkennt man, daß der Herd nur angeheizt war von einem ehrgeizigen Intriganten, der die verlorene Omnipotenz in Partei und Staat wiedergewinnen wollte und zu diesem Zweck ein Bündnis mit judenfresserischen Gassenhelden und monarchistischen Konspiratoren nicht scheute. Der Stoß ging fehl, Bundeskanzler Ramek und Polizeipräsident Schober parierten rechtzeitig. Der Seelensanierer Seipel bleibt als der Blamierte

zurück. Die Zionisten tagen ruhig weiter, und die grünen Jungen, die eben noch die Kaffeehäuser stürmten, mögen sich nun den Kopf zerbrechen, ob sie die Juden verprügelten, weil sie hinauswollen oder weil sie nicht hinauswollen.

Herr Oberst Bauer, Ludendorffs Gehilfe im Weltkriege und vorgeschobene Kulisse im Kapp-Putsch, ist in Rußland gewesen und hat über seine Beobachtungen dort ein Buch geschrieben. Vorweg bemerkt sei: es bereichert unser Wissen in keiner Weise. Herr Bauer gibt weder Bilder noch Charakteristiken, sondern Ansichten. Und das ist allerdings in mehr als einer Beziehung interessant. Nicht weil uns Einblick gewährt wird in seine politische Werkstatt, — was er an Meinungen gibt, ist durchweg ein langweiliger Gallimathias, — sondern weil er in neuer überraschender Weise die alte Erfahrung bestätigt, wie schnell ein Fanatiker einem neuen Eindruck erliegen kann. Herr Bauer, der Bolschewistentöter, klappt im Hauptquartier des Bolschewismus wie ein Taschenmesser zusammen. Ihm imponiert alles, Männer wie Institutionen. Die systematische Ausrottung des Bürgertums behandelt er so nebenbei wie eine Bagatelle. Er schildert Radek als ungemein charmant und entdeckt an Dsershinski, dem Tscheka-Häuptling, gemütvolle Seiten. Er gibt sogar die konterrevolutionären Generale preis, mit denen seine Freunde im Baltikum zusammen spielten und die sicherlich heute mit Roß und Wagen in Deutschland quartierten, wäre das Märzunternehmen geglückt. Man faßt sich an die Stirn: ist der Herr Oberst Kommunist geworden, will er den kranken deutschen Volkskörper jetzt mit roter statt mit weißer Salbe behandeln? Aber nein, er hat im Kreml kein sozialistisches Damaskus erlebt; was ihn so stark beeindruckt, ist lediglich die Brutalität, mit der die sowjetistischen Machthaber Menschen und Dinge anpacken. Es ist der Blutgeruch, der diesen Vorkämpfer deutschen Ordnungs-Bürgertums zum Apologeten Moskauer Methoden macht. Das wieder stimmt nachdenklich. Hätte die deutsche Revolution etwas von der Energie der russischen gehabt, niemals hätten ehrgeizige Militärs die Republik bedroht. Die Bauer und Konsorten müssen die Faust spüren, wenn sie gehorchen sollen, sie machen um so eher mit, je härter sie angefaßt werden. Niemals hat ihnen die liebenswürdigste aller Revolutionen zugerufen: Tritt gefaßt! Ein unmißverständliches Kommando, und Herr Bauer, der vor Rot stramm steht, hätte vor Schwarz-Rot-Gold salutiert. Daß die „roten Zaren", wie Herr Bauer sie respektvoll nennt, allerdings einen Mann, dessen Unternehmen zu einem furchtbaren Blutbad unter deutschen Proletariern führte, freundlichst in ihre Capitale einladen und drei Monate beherbergen, während sie alte Sozialisten und Kampfgenossen von einst füsilieren oder nach Sibirien verfrachten, das scheint uns doch eine Art von Gastfreundschaft zu sein, die die Wirte fast noch mehr bemakelt als den Gast.


Edmund Stinnes

Im April vorigen Jahres starb Hugo Stinnes. Um die Erbschaftssteuer zu ersparen, wurden nicht seine Söhne, die das Geschäft weiterführten, sondern wurde die Witwe als Vorerbin eingesetzt. Am 27. Mai d. J. hat nun aber wenigstens einer der Söhne, Dr. Edmund, die Nacherbschaft dennoch angetreten. 16 Millionen, die Hälfte seines auf 32 Millionen geschätzten Anteils, sind ihm ausgefolgt worden. Kurze Anfrage: Hat Dr. Edmund Stinnes die Erbschaftssteuer, rund 13 v. H., daraufhin bezahlt? Oder ist er, was schon das alleräußerste wäre, wenigstens mit der (ungefähr gleich hohen) Schenkungssteuer veranlagt worden? U. A. w. g.

Im „Deutschen Offiziersbund“ erläßt ein Oberstleutnant v. Kummer einen Aufruf, in dem er daran erinnert, daß am 17. Oktober vor 25 Jahren Graf Waldersee in Peking einzog. Der martialische Kummer-Greis erklärt sich freundlich bereit, in Berlin eine Gedenkfeier vorzubereiten. Es gibt Erinnerungstage, an die man besser nicht erinnert. Für uns heute bedeutet der China-Krieg mit seiner theatralischen Aufmachung, der Fiktion des deutschen Oberkommandos, dem Sühneprinzen und den gestohlenen astronomischen Instrumenten den äußersten Tiefstand der wilhelminischen Politik. Von schärfer Blickenden wurde das schon damals so empfunden. Was soll es uns heute, das inzwischen Gott sei Dank kalt gewordene Lorbeergericht wieder aufzuwärmen? Das Chinesenvolk kämpft in diesen Tagen abermals um seine Unabhängigkeit, und die Nationalsten unserer Nationalen geben ihm Versicherungen ihrer Sympathie. Welch ein Kummer-Hirn, das diesen Augenblick gerade für angebracht hält, China an die Stunde seiner ärgsten Demütigung zu erinnern, die verknüpft ist mit dem Namen Waldersee! Haben wir nicht seitdem selbst das Schicksal des großen, hilflosen Ostreichs erdulden müssen, Okkupation, Tributpflicht, Versetzung in die letzte Klasse der Nationen? Wenn etwas verklungen ist, so ist es die Schlachtmusik von 1900. Der Welt-Feldmarschall selbst, Wilhelms Liebling, hat sich in seinen inzwischen publizierten Tagebuchblättern als ein unerbittlicher Nachrichter dieser geräuschvollen Periode falschen Glanzes erwiesen.

Die Wirtschaftsverbände beraten über die Ursachen der Teuerung. Auch der Reichskanzler, der eine große Gegenaktion angesagt hat, berät. Da diese Frage heute die Tagesordnung beherrscht, ist der Beitrag des „Berliner Lokal-Anzeigers" sehr beachtenswert:

„Es ist vielmehr viel wahrscheinlicher, daß das furchtbare Geschrei, das die kommunistische Partei im Reichstag anstimmte und das jetzt seit vierzehn Tagen seinen Widerhall in der demokratischen und sozialistischen Presse findet, preissteigernd gewirkt hat. Auch ist es nicht von der Hand zu weisen, daß dieses Geschrei zu diesem Zweck überhaupt angestimmt worden ist, denn es ist sehr häufig die Absicht derer, die den Teufel an die Wand malen, gewesen, daß er auch erscheinen soll."

Wir waren bisher der Meinung, daß das Wirtschaftsleben nicht von akustischen Effekten abhängig sei. Schließlich kennt auch die Oekonomie ihre eigenen Naturgesetze. Der „Lokal-Anzeiger" hat jedenfalls unsere Auffassung von deren Wesen wertvoll bereichert. Laßt uns also alle kommunistischen Agitatoren in Schutzhaft nehmen, ihre Presse verbieten. Wenn das Geschrei aufhört, wenn auch die demokratische und sozialistische Presse eingeschüchtert durch das energische Vorgehen gegen die Ganzradikalen, den Mund hält, dann wird auch der Lebensmittelmarkt ganz von selbst wieder in die alte Balance kommen. So ist vielleicht auch die Verhaftung des überlauten und pathetischen Deklamators Johannes R. Becher, über deren Berechtigung wir uns nun seit Tagen den Kopf zerbrechen, nur als eine erste Maßnahme zum Preisabbau gedacht.

Die „Deutsche Allgemeine Zeitung" läßt sich von ihrem Berichterstatter aus Halle melden:

„Reichspräsident von Hindenburg hat bei dem zehnten Sohn des Kunstmalers Breinig eine Patenstelle übernommen. Breinig hat aus zwei Ehen 29 Kinder, von denen 16 leben."

Der Reichspräsident von Hindenburg ist alte Schule, lebt völlig in den Begriffen einer vergangenen Aera. Der Soldatenstaat prämiierte kinderreiche Familien, worin sich seine sozialpolitischen Anstrengungen allerdings auch erschöpften. Wir betrachten so ein einstmals exemplarisches Familienidyll heute wesentlich kritischer. Wir lassen uns nicht mehr durch die Zahl 29 berauschen. Wir fragen zunächst nach den 13 frühem Siechtum erlegenen armen Würmern. Wir fragen nach dem Elend der unseligen Gebärmaschinen, den früh verfallenen, verblühten, von einem Kindbett ins nächste gehetzten Frauen. Wird die Welt doch heller, weil sie es seitdem gewagt hat, an diese Frage zu rühren. In dem angeblich so puritanischen England schreibt der Liberale John Maynard Keynes: „Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die sexuellen Fragen knapp daran sind, den Eintritt in die

politische Arena zu vollziehen." Und er prophezeit Geburtenkontrolle und Gebrauch empfängnisverhütender Mittel als Themen kommender politischer Kämpfe. Um Hindenburg leuchtet die Abendröte einer Zeit, die langsam historisch wird. Er handelt aus einer für ihn zwangsläufigen Einstellung. So sicher wie er deswegen vor Kritik ist, so sicher sollte die Tatsache seiner Gratulation an den kinderüberreichen Familienvater allerdings auch vor Glorifizierung sein, woran es in der Rechtspresse gewiß nicht fehlen wird. Eine monströse Geburtenzahl macht uns nicht mehr jubeln, sondern trauern. Der patriarchalische Staat erblickte darin das Glück eines Volkes, — wir fühlen der Menschheit ganzen Jammer.

LEOPOLD SCHWARZSCHILD

WIRTH UND DAS ZENTRUM

Der Austritt Dr. Wirths aus der Zentrumsfraktion ist gerade von seinen politischen Freunden kritisiert worden, — die Meinung, er hätte innerhalb der Fraktion immer noch mehr Nutzen stiften können als außerhalb, war ziemlich allgemein zu hören.

Es möge gestattet sein, dieser Meinung zu widersprechen. Obwohl es richtig ist, daß die Politik ein Metier ist, in dem es mehr als anderwärts auf den Erfolg ankommt, und obwohl es das Schicksal des Politikers ist, nur selten 100 Prozent seiner Ziele durchsetzen zu können und schon 50, 20 und 10 Prozent als gutes Ergebnis betrachten zu müssen, gibt es doch Augenblicke, in denen auch der Politiker den Entschluß fassen darf, nicht mehr länger wegen eines Minimums von Wirkung ein Maximum von Gesinnungsopfern zu bringen. Die Behauptung ist zwar gelegentlich aufgestellt worden, daß man als Politiker selbst schlimme und als schlimm erkannte Dinge wider besseres Wissen mitmachen müsse, wenn man dadurch noch exzessiv Schlimmeres möglicherweise verhindern könne. Bethmann Hollweg zum Beispiel hat sich dieser Verhütungstheorie bedient, um zu rechtfertigen, daß er trotz seiner festen Ueberzeugung, der U-Bootkrieg müsse Deutschland den Krieg kosten, diesen selben U-Bootkrieg schließlich doch mit seiner Unterschrift verkündete und ein Amt behielt, in dem er sich von nun mit dem Gegenteil dessen identifizierte, was er wirklich glaubte. Aber ich kann mich nicht entsinnen, daß man gerade dort, wo man jetzt zu wünschen scheint, daß Wirth die Verhütungstheorie angewandt hätte, der Bethmannschen Verhütungstheorie besonders beifällig gegenübergetreten wäre. Was im einen Fall galt, sollte man auch im anderen gelten lassen. Es ist durchaus schön, und es ist ein Ereignis, das moralisch vielleicht sehr notwendig war, daß ein Politiker von Ruf an einer entscheidenden Schicksalskreuzung end-

lich wieder einmal den Dornenweg des Prinzips dem glatten Makadam des Opportunismus vorzog.

Aber die subjektive Berechtigung eines Schrittes besagt noch nichts über seine objektiven Konsequenzen. Man bemerkt zwar, daß dieselben Stimmen, die in der Ausschaltung des Wirthschen Einflusses auf seine Fraktion eigentlich eine Wendung zum Schlechteren beklagen, von seinem Einfluß auf gewisse Parteischichten zugleich auch eine Wendung zum Besseren erhoffen. Aber man würde sich selbst etwas vormachen, wenn man dieser Hoffnung viel Kredit gäbe; und es ist besser, sich über eine so wichtige Sache, wie die politische Entwicklung des Zentrums es gegenwärtig ist, ohne große Illusionen Rechenschaft zu geben, als sich in angenehme Träume zu verspinnen.

Wer die impulsive, kategorische, agitationsfreudige Natur Dr. Wirths kennt, wird schon aus der Art, in der er diesmal vorging, keine optimistischen Schlüsse ziehen. Daß er seinen Schritt wochenlang geheim hielt, daß er den undeutlichen Mittelweg eines Austritts aus der Fraktion, nicht aber aus der Partei wählte, daß er mit anderen Abgeordneten oder Parteiführern nicht einmal Fühlung nahm und jeden Versuch unterließ, ein Lager um sich zu sammeln, scheint eher zu zeigen, daß er selbst (er, der die Parteiverhältnisse doch kennt) in einer sehr müden und resignierten Stimmung ist. Wer eine Opposition führen will, wer noch eine Aussicht sieht, nicht nur für seine eigene Person zu protestieren, sondern auch, durch Kooperation und Organisation, einen Druck auf die Gegner auszuüben, der verhält sich anders als Dr. Wirth — der zieht sich nicht wie ein weidwundes Wild, vergrämt und verbittert, in einen Winkel zurück, sondern beginnt, die Kräfte zu mobilisieren, von denen er Unterstützung erwarten kann. Man verweist allerdings auf seine Krankheit. Aber das Herzleiden, an dem Wirth schon jahrelang laboriert, ist glücklicherweise nicht in akuterem Stadium, als es schon häufig zu Zeiten war, in denen es seine Arbeitsfähigkeit trotzdem kaum beschränkte; wenn es ihm physische Zurückhaltung auferlegt, so hindert es ihn mindestens nicht an Aufrufen und Kundgebungen; außerdem hätte er treue Helfer genug, die sich ihm auf leisesten Wunsch zur Verfügung stellen würden; und gerade je mehr es die Krankheit wäre, die ihn an einer sonst beabsichtigten Aktivität hinderte, um so mehr müßte er sein Augenmerk darauf richten, wenigstens noch ein paar Führerköpfe zu sich heranzuziehen. Nichts von alledem ist geschehen; und so deutet schon diese Stille darauf hin, daß Dr. Wirth zwar seinen eigenen Standpunkt, defensiv, innehalten will; daß er aber, was die anderen und eine etwaige Offensive anbelangt, zu der trostlosen Erkenntnis sich durchgerungen hat: da ist nichts mehr zu machen! Love's labour's lost!

Nun sagt man, daß, wenn Wirth seinerseits vielleicht auch gar

nicht kämpfen wolle, wenn er selbst vielleicht auch keine Hoffnung mehr habe, der jetzigen Parteileitung große Massen zu entfremden, — daß er schließlich vielleicht trotzdem zum Kampf gezwungen sein könne; die Massen, die er nicht mehr suche, würden sich vielleicht aus eigenem Antrieb hinter ihm zusammenscharen und würden ihn — ein spontan zusammengeströmtes Heer — moralisch zwingen, die Führerschaft zu übernehmen. Man deutet auch an, daß die passive und schweigsame Haltung, die er bisher eingenommen, vielleicht eben aus dem Wunsche zu erklären sei, die Dinge an sich herankommen zu lassen, und sich, noch ehe er seine moralische Macht selbst exponiere, über das wirkliche Maß dieser Macht zu vergewissern. Man spricht von Baden, Hessen, Frankfurt, von den Arbeitern im Rheinland, den Windthorstbünden. Aber alles, was in dieser Richtung geschehen könnte, setzt eine ganz neuartige Bereitschaft großer Wählerschichten voraus, sich von dem seelischen und organisatorischen Einfluß, den die anerkannte Parteiführung bisher auf sie ausgeübt, mit einemmal und radikal frei zu machen, und die Bedingungen plötzlich über Bord zu werfen, die sich bisher, jahrzehntelang, als unvergleichlich fest vernietet erwiesen. Jede Bewegung dieser Art würde heißen: der Zentrumswähler revoltiert!



Dr. Josef Wirth

Nun gut, auf Erden ist nichts unmöglich. Aber haben diejenigen, die mit solchen Konjekturen spielen, irgendwelchen wirklichen Einblick in die Seele des Zentrumswählers? Kommen ihre Ideen nicht aus einer Psychologie, die die ihre sein mag, aber nicht die seine ist? Ein deutscher Minister sagte nach zehnjähriger Amtstätigkeit beschämt: Im Zentrum kennt sich kein Draußenstehender aus! Ich fürchte, wir sind nicht weiser als er. Und wenn eine Fraktion von 90 erfahrenen Parteileuten, wenn überdies ein erprobt erfolgreicher Parteivorstand und -ausschuß fast übereinstimmend der Meinung waren, daß man die Politik, die man vorhatte, gut und

gern riskieren könne, daß der Wähler schließlich mitgehen werde, — soll man da nicht annehmen, daß die Routiniers eigentlich doch besser wissen mußten, worauf sie diese schöne Sicherheit gründeten, als die Spaltungspropheten ihre gegenteilige? Ja, meine Herren, seien wir offen: vom Zentrumswähler wissen wir nichts! In dieser Gegend sind wir noch nicht gewesen. Und ich fürchte, daß eine Masse all des intelligenten Zeugs, das seit Jahren darüber gesagt worden ist, für die Kenner nur ein furchtbarer Unsinn war, wenngleich Sie natürlich keinen Anlaß sahen, sich Ihrerseits um Richtigstellung zu bemühen.

Die Interessen, die für die Wähler aller übrigen Parteien maßgebend sind, lassen sich einigermaßen genau bestimmen. Man weiß, aus welchen Gründen ein Arbeiter kommunistisch, ein Industrieller volksparteilich wählt. Was aber ist für den Zentrumswähler maßgebend? Hat seine Partei in politischer oder wirtschaftlicher Hinsicht jemals auch nur selbst den Anspruch erhoben, eine genau definierte Tendenz zu verfolgen? Hat sie jemals ein einheitliches Programm auf jenen Gebieten gehabt, die man als eigentliche Gebiete der Politik und damit auch als entscheidend für die politische Parteiwahl zu betrachten pflegt? Bei hundert Gelegenheiten hat sich erwiesen, daß das Zentrum im sozusagen „eigentlichen" Bereich der Politik weit desinteressierter ist als irgendeine andere Partei; daß es diesen Teil seiner Betätigung nur als ein Feld betrachtet, auf dem Kompensationen für andere, „uneigentliche" politische Wünsche erzielt werden können; und daß es seiner Anhänger selbst angesichts noch so offensichtlicher politischer Schwenkungen dennoch immer gewiß bleiben konnte. Ein anderer Kitt als der wirtschaftliche, der die meisten übrigen Parteien zusammenschmiedet, oder auch als der nationale oder sozialpsychologische, der wenigstens bei einigen von ihnen eine große Rolle spielt, hält also offenbar das Zentrum zusammen. Und es ist wahrscheinlich ebenso unrichtig, von Differenzen auf „eigentlich" politischem Gebiet jetzt ein Zerbröckeln dieses Kittes zu erwarten, wie es seit Jahren vermutlich unrichtig war, zu glauben, das letzten Endes unpolitische Zentrum könne sein Hauptinteresse plötzlich wirklich aufs Gebiet der eigentlichen Politik verlegt haben und sei, anders als jemals zuvor, nunmehr tatsächlich als Repräsentant und Verfechter einer ganz bestimmten, politischen Willensmeinung zu betrachten (als sozial und republikanisch, wie Wirth es ausdrückt).

Die Psychologie des übrigen Publikums sträubt sich dagegen, selbst in bezug auf das Zentrum anzunehmen, daß wirklich das religiöse Interesse maßgebend für alles sein könne, was es politisch unternimmt oder unterläßt. Religion ist in unserer Psychologie so sehr Privatsache geworden, sie rangiert so weit hinten in unseren Interessensphären, daß wir immer wieder einfach nicht glauben können, eine große Masse Menschen folge heutzutage auch

auf den Gebieten, die uns als eigentlich politische erscheinen, noch den Motiven und Einflüssen der Religion (die unserer Meinung nach doch so uneigentlich ist). Wir substituieren, ganz einfach weil wir es nicht verstehen, dem Zentrum, — sowohl seinen Führern wie seiner Masse, — die politischen und ökonomischen Motive, die uns aus anderen Parteien geläufig sind. Wir tun das eigentlich erst seit der Revolution, früher waren wir uns ganz klar über die Lage. Aber weil das Zentrum in einer Zeit, in der die politisch-ökonomischen Interessen alles andere in den Hintergrund drängten, sich dieser Situation vorübergehend anpaßte, durften wir selbstverständlich noch lange nicht annehmen, es habe seine Natur nun für immer verändert. Und weil es seine Kompensationspolitik, die natürlich immer nur mit der jeweils herrschenden Gruppe betrieben werden kann, eine Weile mit der herrschenden Linken treiben mußte, konnte doch immer noch nicht die Meinung gewagt werden, das Zentrum sei von nun an eine Linkspartei. Heute wäre es sogar gut, sich Gedanken darüber zu machen, ob eine Partei, die so ganz auf religiösen Interessen fundiert ist, überhaupt imstande ist, „links“ zu sein.



Abg. v. Guérard

In der Tat gibt es keine prinzipiell unvereinbareren Gegensätze, als zwischen kirchlicher Orthodoxie, die auf Autorität, Gehorsam, Kritikverbot beruht, und politischer Demokratie, die auf durchaus gegenteiligen Maximen fundiert sein muß. Das trifft für die Orthodoxie aller Konfessionen zu. Daß die protestantische fundamental antidemokratisch fühlt, braucht nicht erst lange bewiesen werden. Was die Juden anbelangt, so werden sie nur dadurch nach links getrieben, daß die Rechte in Deutschland sie selber abstößt; in England sind sie konservativ, und wenn es hierzulande keinen Antisemitismus gäbe, so würden auch die strenggläubigen deutschen Juden, die in ihren eigenen Gemeinden absolut konservativ sind, mit großer Schnelligkeit dorthin geführt werden, wohin sie ihrer ganzen Welt- und Gottesauffassung nach gehören. Die katholische Kirche aber hat jene autoritäre Einstellung, die das Wesen jeder Strenggläubigkeit ausmacht, sogar noch viel prononcierter entwickelt als ihre Schwestern. Anstatt des einen Gottesgnadentums,

das der Demokratie unverdaulich war, hat sie tatsächlich ein zehntausendfaches etabliert, jeder Priester ist Gottes eigenster Gesandter, mit der Macht, zu binden und zu lösen, Sünden zu tilgen und selig zu sprechen. Ein größerer Widerspruch als zwischen dem Satz: „Alle Gewalt geht vom Volke aus“ und dem bedingungslosen Gehorsam wider die kirchlichen Oberen, mit dem die katholische Organisation steht und fällt, läßt sich in der ganzen Welt nicht finden. Und wenn die Auslese dieser Oberen insofern demokratisch ist, als auch die unterste Schicht ihren Beitrag dazu stellt, so ist sie doch insofern undemokratisch, als die Auswahl nicht von der Masse selbst geschieht, sondern ausschließlich von der Obrigkeit selbst; die Auserkorenen werden nicht von unten her hochgepreßt, sondern von oben her hochgezogen; und gar die Amtsgewalt derjenigen, die hochgezogen worden sind, hat praktisch überhaupt keine Grenzen mehr, sie ist unbeschränkter als die eines alten Selbstherrschers.

Ist es denkbar, daß eine Partei, deren Kraftwurzeln in einer derart autoritären Geistesherrschaft liegen, auf die Dauer wirklich eine Weltanschauung fördern könnte, die, mag sie wollen oder nicht, an den Fundamenten auch dieser Autorität schließlich rütteln muß und die Geister zur Kritik an der Obrigkeit ermuntert? Die natürliche Abneigung muß groß sein; und man wird finden, daß die Tendenz der Zentrumsführer, wenngleich zeitweise vielleicht etwas abgedrängt, doch dahin gehen muß, sich mit jenen zu verbünden, die im Gehorsam eine bessere Weltordnung sehen als in der intellektuellen Freiheit. In anderen Ländern hat man das offener ausgesprochen, als während der letzten Jahre in Deutschland. Und so wichtige Tatsachen, wie die entschiedene Enzyklika wider die Sozialdemokratie, die der Papst im vorigen Jahre erließ, sind bei uns zulande merkwürdigerweise ganz übersehen worden!

Aus diesen Gründen, fürchte ich, wird man bald alle Illusionen schwinden sehen, und man wird entdecken, daß es eine naturnotwendige Sache ist, daß das Zentrum schließlich für rechts und nicht für links optiert. Und obwohl es eine Masse von Arbeitern und kleinen Leuten in der Zentrumspartei gibt, wird man vermutlich doch bald einsehen müssen, daß selbst von dieser Seite keine Revolution gegen eine Politik zu erwarten ist, die, wenn die Politik wirklich das entscheidende für sie wäre, natürlich zu einem Aufstand führen würde. Primär ist eben nicht, wie bei anderen Parteien, das eigentliche politische Interesse, sondern der Einfluß, der vom Religiösen ausgeht. Und ausschlaggebender als gewisse Unzufriedenheiten, die hie und da ausgesprochen werden, wird vermutlich auch diesmal die große Tradition der Disziplin, der Unterordnung, des geistigen Gehorsams bleiben. Wäre sie es nicht, so gäbe es längst kein Zentrum mehr, denn bei der durchaus gemischten Schichtung dieser Partei kann sie ja überhaupt keine

Haltung einnehmen, die nicht auf einer Seite ihres Lagers mißbilligt wird. Aber die Unifizierung dieser auseinanderstrebenden sekundären Wünsche durch das primäre Interesse der geistigen und geistlichen Dinge, die ist ja gerade das Mysterium des Zentrums. Diese Unifizierung ist bisher noch niemals ernstlich mißlungen. Und es müßte ein großes Wunder geschehen, wenn die Herren v. Guérard und Fehrenbach und das ganze Konzil der Führerschaft sich im gegenwärtigen Fall mit einemmal als dumm erweisen würden; und wenn eine jahrzehntelange Herrschaft, von der sie überzeugt waren, daß sie auch durch ihr diesmaliges Verhalten nicht gefährdet werden könne, ganz plötzlich doch unter ihren Händen zerbräche.

H. N. BRAILSFORD
(London)

WAS IST DIE INTERNATIONALE NOCH WERT?

Marseille sieht nun den zweiten Kongreß unserer sozialistischen Internationale in seinen Mauern versammelt. Manch einer von uns erinnert sich noch an die Wirkung, die diese Versammlungen vor dem Krieg auf unsere Einbildungskraft ausübten. Unser Ideal von der Einheit über die Grenzen hinweg nahm menschliche Form an. War jemals soviel Mut und soviel Idealismus in einem Raume vereinigt? Hier waren Männer, die Zaren und Kaiser herausgefordert hatten, hier waren die schöpferischen Pioniere.

Die Zaren und Kaiser sind dahingegangen, aber ebenso unsere Pioniere und mit ihnen nicht wenige unserer Illusionen. Man fühlt kein Erheben bei dem Gedanken an diese Versammlung in Marseille. Es ist gut, die Tradition der internationalen Einheit lebendig zu erhalten. Aber wenn wir den Mut haben, offen zu sein, dann müssen wir unumwunden die Tatsache feststellen, daß die sozialistische Internationale während ihrer drei Lebensjahre, seit sie in Hamburg wiederhergestellt wurde, keine irgendwie wirksame Rolle im öffentlichen Leben Europas gespielt hat. Ihre Aemter waren genugsam fleißig; ihre Manifeste wurden in dem wohlgeleiteten „Report“, den die Labour Party herausgibt, abgedruckt. Sie erhielt den Kontakt zwischen den französischen und deutschen Parteien während der bitteren Jahre der Ruhrinvasion. Sie half uns, eines des andern Gedankengänge zu folgen, die als Pakt oder Protokoll diskutiert wurden. Aber hat sich etwas in Europa ereignet, was nicht auch ohne ihre Tätigkeit sich ereignet hätte? Wurde irgend etwas verhindert, weil sie ihre Stimme zum Protest erhob?

Bereitete sie Herrn Poincaré auch nur eine einzige schlaflose Nacht, oder störte sie auch nur für fünf Minuten das Vorgehen des Herrn Painlevé in Marokko oder das des Herrn Chamberlain in Aegypten oder Schanghai? Auf diese Fragen gibt es nur eine ehr-

liche Antwort. Die Internationale ist noch keine Macht, nicht einmal eine moralische Macht.

Für diese Impotenz gibt es zwei ziemlich naheliegende Erklärungen. Wie der Völkerbund so ist auch unsere Internationale unvollständig. Die Abwesenheit Rußlands verursacht in jedem Lande Europas einen mehr oder weniger tiefen Riß. Ist er bei uns zu vernachlässigen, so ist er ernst in Frankreich und Deutschland, tragisch in Italien, verhängnisvoll in Bulgarien. Lest den „Report“ und ihr werdet finden, daß seine leidenschaftlichsten und ausgedehntesten Polemiken nicht gegen den französischen Militarismus oder den britischen Imperialismus oder gegen das Wiedererwachen der deutschen Monarchisten gerichtet sind, sondern gegen den russischen Kommunismus. Mich verfolgen Erinnerungen an endlose Sitzungen der Exekutive, die kaum für ein paar eilige Minuten etwas anderes berührten. Nicht bloß Uneinigkeit und der durch dieses Schisma verursachte Verlust an Macht unterminieren unsere Stärke. Die Besessenheit von diesem Zank hat bei einigen kontinentalen Parteien die positiven Anschauungen des Sozialismus aus ihren Köpfen vertrieben.

Der Völkerbund kann nicht besser sein, als die Regierungen, die ihn bilden; die Internationale ist der Spiegel ihrer individuellen Parteien. Man kann diese in allen Arten von Stellungen in aller Art von Gesellschaft finden. Unsere eigene Partei, die Dänen, die Schweden, die Holländer, die Oesterreicher und die unglücklichen Italiener bewahren Unabhängigkeit. Wenn die sozialistischen Regierungen von Schweden und Dänemark (so wie früher unsere) im Besitz der unverpfändeten Unterstützung der liberalen und radikalen Gruppen bleiben, gibt es da keinen Pakt und keine Koalition und sie haben (besonders die Dänen) in den Grenzen ihrer Stärke einen tüchtigen und ehrenwerten Erfolg. Die Oesterreicher, die die große Stadt Wien beherrschen, sind für uns alle ein Beispiel.

Aber wendet euch nach Belgien, und ihr werdet die Sozialisten im Amte finden, koaliert mit den Klerikalen. M. Vandervelde verweigert die Anerkennung Rußlands, wenn nicht befriedigende Verhandlungen über die Schulden stattfinden, und zeigt sich dabei weniger liberal als M. Herriot. Auch kann sich seine Partei nicht zu Mr. Asquiths Niveau aufschwingen und das Wahlrecht der Frauen hinnehmen. Wendet euch zu den Tschechen. Sie gehören zu einer soliden und dauernden Koalition, die auf dem Uebergewicht einer Rasse beruht. Die tschechischen Sozialisten arbeiten in unerschüttertem Bunde mit den vier tschechischen kapitalistischen Parteien, indem sie die deutschen Sozialisten (und andere nichttschechische Arbeiterparteien) in hilfloser Opposition lassen. Polen und Tschechen beharren auf jedem Komma der Friedensverträge. Die Deutschen sind unglückselig aus den verschiedensten Koalitionen hinaus — und in die verschiedensten hineingetaumelt. Die Franzosen

schlossen einen Wahlpakt mit den Radikalen. Die wahrhaft schimpflichen Fälle findet man im Osten. Die bulgarischen Sozialisten halfen beim faszistischen Staatsstreich und nehmen Aemter ein in der unaussprechlichen Regierung Zankoff; sie haben allerdings seitdem ihren Fehler eingesehen und eine ehrenhafte liberale Politik verfolgt. Die Ungarn schlossen einen heimlichen Pakt mit Horthys Regierung; auch sie haben freilich die Fehler ihrer Taktik reumütig bekannt. Sie haben schließlich die Entschuldigung, die andere nicht vorbringen können, daß sie in höchster Lebensgefahr waren. Es ist kein erfreulicher Ausblick. Nun wollen wir betrachten, was von der Gegenseite gesagt werden kann. Unsere kontinentalen Kameraden werfen uns eine ungeheuere Torheit bei unserer Haltung gegen die Russen vor. Es mag einige Wahrheit darin stecken. Wir waren gezwungen, so scharf auf die antirussische Politik unserer Gesetzgebung zu reagieren, daß wir gewisse Dinge emphatisch aussprechen, andere ungesagt lassen mußten. Otto Bauer, Außenminister während der österreichischen Revolution, der mir der fähigste und aufrichtigste Sozialist unter den kontinentalen Führern zu sein scheint, protestiert in einem Artikel in „Der Kampf“ gegen beides: gegen unsere „Torheit“ und gegen die kontinentale Gewohnheit, im Kommunismus den „Todfeind“ zu sehen. Die Aufgabe der Internationale ist nach seiner Meinung vor allem die, einem zweiten unvermeidlichen Kriege vorzubeugen. Aber sie muß die Sorte von Pazifismus, wie sie im Völkerbunde herrscht, vermeiden — den konservativen Pazifismus der herrschenden Klassen und der gesättigten Nationen. Sie muß auf eine Revision des Versailler Vertrages und des russisch-polnischen Vertrages von Riga hinarbeiten. Sie muß den Bund aus einer konservativen Gewalt zu einem Instrument der Umwandlung machen. Aber sie muß auch die Tatsache in Betracht ziehen, daß der Bolschewismus den Imperialismus mit Methoden bekämpft, die auf einen Krieg hinzielen. Er sucht (ich zitiere summarisch Bauer) jede Versöhnung zwischen England, Frankreich und Deutschland zu hintertreiben, in der Hoffnung, daß sie uneinig sein werden, wenn der Revolutionskrieg der Kolonialvölker und der Proletariate gegen die großen Reiche endlich fällig wird. Die Internationale muß darauf hinarbeiten, diesen Krieg zu verhindern, aber, wenn er kommt, müssen ihre Parteien acht geben, daß sie nicht ihr Wahn, daß der Bolschewismus „der Todfeind“ ist, zu Puppen des Imperialismus macht.

Unsere Aufgabe, wie sie Bauer sieht, gehört nicht zu den leichten. Im ganzen folgen, glaube ich, die meisten von uns im Westen wenigstens dem richtigen Weg, was die Revision der Friedensverträge betrifft, aber unsere Gangart ist erschreckend langsam. Wir müssen mit mehr Leidenschaft arbeiten: wir müssen uns von dem faulen Glauben frei machen, daß wir unendliche Zeit

vor uns haben. Ich bin vielmehr überzeugt, daß wir niemals in den Massen die Stimmung erzeugen werden, die eine wahre „Transformation“ in Europa oder im Osten hervorrufen wird, wenn wir sie nicht zu gleicher Zeit für eine soziale Transformation im eigenen Hause vorbereiten. Unsere Willen müssen angespannt sein, den Grundstein zu einer sozialistischen Gesellschaft zu legen, und zwar in den allernächsten Jahren.

Zeigt sich das kleinste Signal, daß die offiziellen politischen Parteien — natürlich ihre Führer — in irgendeinem der Hauptländer diese Aufgabe ins Auge fassen? Der einzige Weg, um jenen „revolutionären Krieg der Kolonialvölker“ zu vermeiden, ist, der katastrophalen Lösung durch eine konstruktive, wenn auch radikale Lösung des imperialistischen Problems vorzubauen. Dafür kommen nur zwei Länder in Betracht, unseres und Frankreich. Die Franzosen wurden durch den Rifkrieg auf die Probe gestellt, ihr Versagen war jämmerlich.

Die offene Tatsache ist, daß, nachdem die Rifstämme das spanische Joch abgeschüttelt hatten, die französischen Soldaten und die Kapitalisten hinter ihnen zu der Schlußfolgerung kamen, daß die Sicherheit ihrer eigenen Besitzungen es erfordere, die „Rebellen“ zur Räson zu bringen. Dann schoben sie ihre Posten vor und begannen einen offenen Eroberungskrieg. Kann irgendein Sozialist daran zweifeln, daß der wahre Einsatz in diesem Kriege die Mineralschätze des Rifs sind? Aber sogar in diesem grausamen Kriege um den Besitz der reichen Minen haben die Führer der französischen Partei einen „legitimen Verteidigungskrieg“ zu sehen vor aller Welt ausgesprochen. Sie haben allerdings mit dem Ministerium Painlevé gebrochen, aber sie sehen darauf, daß es nur wegen häuslicher Angelegenheiten, die zum Wählerfang gebraucht werden, bekämpft werde. Es gab zwar eine ehrenvolle Minorität in der Partei, aber die Führer waren reine Puppen des französischen Imperialismus. Wir müssen aber auch unserem eigenen Erfolg offen ins Auge sehen. Von dem Zeitpunkte von Mr. MacDonalds erstem Briefe an die Inder am Tage vor seinem Amtsantritt hinab bis zu den neuesten Debatten über China, Indien und unser Kautschukmonopol hat er und sein engst Verbündeter, Mr. Thomas, die Partei offen und klar hingeführt zu einer Versöhnung mit dem Imperialismus. Sein indirekter Erfolg während des Amtes war schlechter als bloß negativ. Nicht bloß tat er nichts, um Homerule näherzubringen oder um den ausgebeuteten indischen Arbeitern zu helfen — er sanktionierte den beschämenden Zwangsakt in Bengalen. Seiner allerletzten Rede zur Begründung der Ablehnung jeder Konzession an Bengalen hätte sich ein Liberaler vom alten Schrot und Korn geschämt. Noch andere Symptome: die Haltung gegen Mexiko; die schroffe Verweigerung der cyprischen Petition einer Vereinigung mit Griechenland. Aber

seine schlimmste Sache war die offene Zurückweisung des Völkerbundes als Schiedsrichters in unserem Streite mit Aegypten über den Suezkanal und den Sudan.

Es ist wahr, daß dieser neue Weg in der Partei nicht populär ist; von manchen Teilen wird er übel aufgenommen, aber es gibt keine Revolte, keine Ablehnung. Wir werden in Marseille nicht durch unser eigenstes innerstes und unausgesprochenes Fühlen vertreten, sondern durch die Taten, die Tatlosigkeit, die Worte unserer Führer. Wir stehen da, so wie die französische Partei dasteht — als ein Pfeiler des kapitalistischen Imperialismus. Die meisten von uns werden bestürzt sein über diese Möglichkeit. Viele, ich zweifle nicht daran, werden zornig sein über meine offenen Worte. Ich will deshalb schließen, indem ich Otto Bauers ruhigen Ausspruch zitiere, daß wir uns so sehen mögen, wie uns andere sehen. „Gedenket", schreibt er, „der unsozialistischen Haltung der ersten englischen Arbeiterregierung gegen den revolutionären Kampf der Inder und Aegypter um das Recht der Selbstbestimmung, und der furchtsamen Haltung eines großen Teils der französischen sozialistischen Partei in der Marokkofrage!" Um die Internationale wieder herzustellen, müssen wir unseren eigenen Kampf gegen den Imperialismus erneuern.

---

* * *

ES GIBT RICHTER IN POLKWITZ!

Der Tatbestand: In einer sozialdemokratischen Wahlversammlung zu Kummernick (Schlesien) erschien der Landwirt Schwarzlose anno 1924 als Führer einer völkischen Sprengkolonne. Nachdem er schon vorher fortwährend gestört hatte, setzte er sich während des Schlußwortes plötzlich ans Klavier, begann „Ich hab' mich ergeben" zu intonieren, ließ von seiner Mannschaft vier Strophen absingen, erstickte in dem Lärm jede Anstrengung des Redners, sich verständlich zu machen und leistete auch der dreimaligen Aufforderung des Vorsitzenden, das Lokal zu verlassen, keine Folge.

Die Anklage: Hausfriedensbruch.

Die Verhandlung: Mehr als ein halbes Jahr später.

Das Urteil: Der Angeklagte wird freigesprochen.

Die Begründung: Eines der interessantesten Dokumente neudeutscher Rechtsprechung! Nicht wegen der üblichen Argumente ad hoc, — wie etwa: daß der Angeklagte die Aufforderung, das Lokal zu verlassen, nicht gehört habe; oder daß der Versammlungsleiter gar kein Hausrecht besessen habe, weil ihm der Saal nämlich nicht gegen Entgelt, sondern kostenlos überlassen worden sei.

Nein, dies Urteil geht bis in prinzipielle Tiefen! Wir hören hier zum ersten Male autoritativ, daß politische Versammlungen überhaupt nur ein Wettkampf akustischer Wirkungen sind; daß infolgedessen keinerlei wie immer geartete akustische Betätigung von Versammlungsteilnehmern als Störung aufgefaßt werden kann; und daß es kein Hausrecht gibt, das gegen irgend welche akustische Oppositionsausübung angewandt werden könne.

Im Namen des Volkes ist dies für Recht erkannt und in folgender, ausführlicher Begründung motiviert:

*

Im Namen des Volkes!

In der Strafsache gegen den Landwirt Wichard Schwarzlose in Trebitsch, Kreis Glogau, geboren am 27. Oktober 1896 ebenda,

wegen Hausfriedensbruch

hat der Einzelrichter des Amtsgerichts Polkwitz in der Sitzung vom 4. Juni 1925, an welcher teilgenommen haben:

1. Amtsgerichtsrat Dr. Springer, als Richter,
2. Justizobersekretär Manke, als Beamter der Staatsanwaltschaft,
3. Justizobersekretär Diesner, als Gerichtsschreiber,

für Recht erkannt:

Der Angeklagte wird freigesprochen; die Kosten des Verfahrens fallen der Staatskasse zur Last.

Gründe:

... Unzweifelhaft hat der Angeklagte den Raum als ein hierzu Befugter betreten, denn es war jedermann zu einer öffentlichen Wahlversammlung eingeladen. In jeder öffentlichen Wahlversammlung, und so auch der vorliegenden, findet vor Angehörigen aller Parteien eine freie Aussprache über die Probleme des Wahlkampfes statt, und nach Art. 118 der R. V. hat jeder Deutsche, wie überall sonst, so auch hier das Recht, innerhalb der Schranken der allgemeinen Gesetze seine Meinung durch Wort, Schrift, Druck, Bild „oder in sonstiger Weise" frei zu äußern; niemand darf ihn benachteiligen, wenn er von diesem Recht Gebrauch macht. Diese Verfassungsbestimmung gab auch dem Angeklagten, der sich als Gegner der sozialdemokratischen Partei bekennt, das Recht, den Saal des Zeugen Adam anläßlich der Wahlversammlung am 30. November 1924 mit dem Vorhaben zu betreten, in dieser Versammlung im Rahmen der allgemeinen Gesetze seine von den Ansichten der sozialdemokratischen Partei natürlich erheblich abweichende Meinung durch Worte oder in sonstiger Weise frei zu äußern. (Das Gesperrte im Original des Urteils unterstrichen.)

... Nach der glaubwürdigen Aussage des Zeugen Gärtig (des Vorsitzenden der Versammlung) hat er den Angeklagten, nachdem der allgemeine Gesang begonnen hatte, dreimal zum Verlassen des Raumes aufgefordert. Es fragt sich zunächst, ob der Zeuge Gärtig hierzu ein Recht hatte. Dies ist aus zweierlei Gründen zu verneinen: Zunächst besaß der Zeuge Gärtig, entgegen seiner Auffassung, nicht das Hausrecht. Wie der

Zeuge Adam (der Saalbesitzer) bekundet, hat er ihm den Saal zur Abhaltung der Versammlung nicht vermietet, sondern nur seiner Partei zur Verfügung gestellt. Würde man aber annehmen, wie dies in der Rechtssprechung zum Teil geschieht, daß dem Zeugen Gärtig ein teilweises und abgeleitetes Hausrecht gegenüber den Versammlungsteilnehmern zugestanden hätte, so muß man zugleich annehmen, daß er sich ein derartig beschränktes Hausrecht gegenüber den Versammlungsteilnehmern weiterhin selbst beschränkt hat, indem er zu einer öffentlichen Wahlversammlung mit freier Aussprache eingeladen hatte. Er darf nämlich, wenn freie Aussprache zugesagt ist (und dies gehört zum Begriff der öffentlichen Wahlversammlung) Versammlungsteilnehmer nicht einfach nur so lange im Saal dulden, als dies ihm für seine Zwecke dienlich erscheint, sondern er muß ihnen auch die versprochene freie Aussprache gewähren, und zwar auch dann, wenn hierdurch nur die Zwecke dieser Versammlungsteilnehmer gefördert, seine eigenen dagegen gestört oder gar vereitelt werden. Das Reichsvereinsgesetz legt ihm im Interesse der allgemeinen Ordnung allerdings die Pflicht auf, für Ruhe und Ordnung zu sorgen, sagt aber nichts darüber, ob und wann er einzelne Versammlungsteilnehmer entfernen dürfe und gibt ihm ausdrücklich nur das Recht, die Versammlung für aufgelöst zu erklären. Um die Machtgewalt des Versammlungsleiters in einem Falle wie dem vorliegenden einigermaßen scharf umgrenzen zu können, bedarf es einiger allgemeinen Erwägungen:

Bekanntlich besteht das Wahlversammlung besuchende Publikum überhaupt nicht aus Leuten, die das ernsthafte Bestreben haben, sich dort in erster Linie über politische Fragen in Ruhe und Ungestörtheit gründlich zu unterrichten (wozu derartige Veranstaltungen auch ganz ungeeignet sind). Das Publikum der Wahlversammlung besteht vielmehr zum Teil aus Anhängern der die Versammlung veranstaltenden Partei, die das Bestreben haben, sich darüber zu vergewissern, daß ihre Leute tüchtige Kerle sind und wie weit ihre Redner es in der Fertigkeit gebracht haben, andere politische Parteien lächerlich und verächtlich zu machen. Dann kommt ein gewisser Prozentsatz Leute, die im politischen Leben schwanken, wie ein Rohr im Winde, jede Wahlversammlung besuchen, trotzdem aber gerade deshalb am Tage der Wahl oft noch nicht wissen, wen sie eigentlich wählen sollen und aus lauter Ratlosigkeit schließlich so wählen, wie es ihnen zuletzt und am stärksten ins Ohr gebrüllt worden ist. Dann kommen die Angehörigen der Opposition, die die Versammlung von vornherein als Gegner besuchen mit dem Bestreben, den Redner durch Zwischenrufe und Diskussion so zu blamieren und lächerlich zu machen, daß es ihm nicht gelingt, viele von den anwesenden Haltlosen auf seine Seite zu ziehen. Ein geringer Prozentsatz von Versammlungsteilnehmern schließlich besteht in der kleinen Zahl von Abgeklärten, die sich im Laufe der letzten Jahre daran gewöhnt haben, in Wahlversammlungen eine Art von tragikomischem Zirkus zu sehen. Der Verlauf jeder Wahlversammlung, in der die Opposition stark genug vertreten ist, stellt sich nun dar als ein zum Teil rein schauspielerisches, zum Teil ernstlich erregtes Ringen zwischen dem Redner, sekundiert vom Versammlungsleiter, und der Opposition mit akustischen Mitteln um die Ohren und Seelen der Haltlosen, zur Heiterkeit oder schmerzlichen Scham der „Abgeklärten".

Wer also eine Wahlversammlung mit freier Aussprache veranstaltet,

gestattet auch von vornherein der etwa erscheinenden Opposition, an diesem niemals ruhigen und höchst selten würdigen Kampfe um die politisch Haltlosen mit gleichen und ehrlichen Waffen teilzunehmen, und hierin findet sein Hausrecht gegenüber der Opposition eine selbstaufgerichtete Schranke. Während des Hauptreferats darf er z. B. keinen hinauswerfen, der zur Sache gehörige Zwischenrufe macht, denn ein solches Verfahren ist allgemein üblich. Dikussionsredner darf er nur dann entfernen, wenn sie ganz unsachlich sprechen und sich nicht das Wort entziehen lassen oder z. B. durch Dauerreden die Versammlung ermüden und ein langes Schlußwort verhindern wollen. Schon in diesen beiden Fällen aber muß er im Interesse des Kampfes mit gleichen Waffen desto nachsichtiger sein, je mehr der Hauptredner sich gegenüber der anwesenden Opposition herausgenommen hat. Das Schlußwort schließlich ist gewöhnlich nur eine Art aufdringlichen Fanfarengeschmetters, mit dem der Eindruck der Versammlung möglichst wirksam vertieft werden soll und von dessen Wirksamkeit erfahrungsgemäß auch der Erfolg des Fischzuges in den Reihen der Haltlosen tatsächlich abhängt. Der Hauptredner hat im Schlußwort in zusammenhängender Rede das letzte Wort und nützt diese günstige strategische Lage häufig dazu aus, erst jetzt das allerschwerste Geschütz seiner Schlagwörter mit heftigstem Angriffen auf die Opposition und die gegnerischen Diskussionsredner zu allgemeiner Ohren- und Gehirnbetäubung auf die Menge loszulassen. In diesem Augenblick bedeutet das Versprechen eines offenen Waffenganges mit gleichen Waffen für die Opposition das Recht zum Gebrauch so starker akustischer Mittel, als zur wirksamen Beeinträchtigung des vom Redner gewünschten Schlußeffektes erforderlich erscheinen. Das Maß der in diesem Augenblick rechtlich zuzubilligenden Mittel läßt sich natürlich nur nach den tatsächlichen Umständen des Einzelfalles bestimmen.

Der Minister des Inneren ist in seiner an die Polizei ergangenen Verfügung vom 29. März 1924 (M. d. J. S. 349) der Ansicht, daß der Wahlkampf nicht mit terroristischen Mitteln geführt werden dürfe. Was heißt das? Man wird, um die Absicht des Ministers einigermaßen erkennen zu können, vielleicht mit Vorteil einen Blick darauf werfen, was in europäischen Parlamenten und namentlich in deutschen Volksvertretungen nach vielfachen Pressemeldungen als zurzeit allgemein üblich im Kampfe der politischen Meinungen angesehen wird, denn jedenfalls darf wohl der Schluß gezogen werden, daß, was die politisch Höchststehenden eines Volkes nicht verpönen, auch dem einfachen Manne aus dem Volke in den politischen Versammlungen, die er besucht, erlaubt sein muß. Die Rechtssprechung hat keine moralischen Werturteile zu fällen oder nach sittlichen Maximen zu richten, sondern nur das auf einer gegebenen Höhe oder Tiefe der Kultur als recht und billig im Volksbewußtsein Anerkannte zu ermitteln und anzuwenden. Nun steht fest, daß in den gesetzgebenden politischen Versammlungen, etwa Ungarns, der Tschechoslowakei, Polens, Frankreichs und Mexikos die Verwendung stärkster akustischer Mittel zur Niederkämpfung politischer Gegner von jeher üblich war, und daß die deutschen Volksvertretungen im Laufe der letzten Jahre sich diese im Ausland bewährte Methode ebenfalls immer mehr angeeignet haben. Im Deutschen Reichstage und Preußischen Landtage z. B., die nach den Verfassungen als die Auswahl der feinsten politischen Köpfe Deutschlands anzusehen und daher bei Ermittlung von Rechts- und Anstands-

normen im politischen Leben wohl als Vorbild zu achten sind, bedient sich ein Teil der Opposition zur Hervorbringung von Stimmungseffekten nach immer wiederkehrenden Pressemeldungen z. B. das Absingen von Liedern, wie der Marseillaise, des Blasens mit Kindertrompeten oder des allgemeinen, taktmäßigen Klappens mit den Pultdeckeln, ohne ihr Recht zur weiteren Vertretung des Volkes damit einzubüßen. Ein großer Teil des deutschen Volkes billigt diese Methoden. Also muß auch wohl jeder Deutsche in Wahlversammlungen unter Umständen das Recht haben, seiner Meinung nicht nur durch Worte, sondern auch durch andere akustische Geräusche, wie Gesang und Instrumentalmusik Ausdruck geben zu können, und dies ohne Zweifel vor allem während des Schlußwortes, wenn dasselbe keinen höheren wirtschaftlichen oder moralischen Wert, sondern den Zweck hat, die politisch Haltlosen unter den Zuhörern durch allgemeine Stimmungseffekte politisch nachhaltig zu stimmen, wie das nach der Beweisaufnahme auch hier der Fall gewesen zu sein scheint.

Aus diesen Erwägungen ergibt sich die Berechtigung des Angeklagten zum Klavierspiel im vorliegenden Falle und die rechtliche Beschränkung des Versammlungsleiters, dieses dem Angeklagten verfassungsmäßig zustehende Recht durch Hinauswerfen aus dem Saal verkümmern zu dürfen, selbst wenn man dem Versammlungsleiter ein relatives Hausrecht zuerkennen will."

*

Selbstverständlich ist der Autor dieser feinsinnigen Begründung ein aufrechter Demokrat und Republikaner. Er zeigt es durch seine tiefernste Berufung auf die Verfassung; er zeigt es durch die leidenschaftliche Art, in der er die wichtigsten Natur- und Gesetzesrechte des Staatsbürgers verteidigt; er zeigt es durch den weltmännischen Weitblick, mit dem er sogar die Gepflogenheiten der Parlamente „Ungarns, der Tschechoslowakei, Polens, Frankreichs, Mexikos" und ähnlicher halbzivilisierter Völker zur Beweisführung heranzieht. Und die starre Unparteilichkeit dieses bedingungslos Liberalen und Toleranten wirkt menschlich sogar um so imposanter, als sie gerade dem Angehörigen einer politischen Richtung zugute kam, die ihrerseits durchaus nicht für Toleranz und Liberalität eintritt und der unser Richter darum sicher mit größter Antipathie gegenübersteht.

Aber was helfen uns die unparteiischen, gerechten Richter, wo es sich doch schließlich um Realpolitik handelt? Diese Schwärmer verderben jedes politische Konzept! Sollen wir jetzt etwa keine Kommunisten mehr abführen dürfen, wenn sie sich unterstehen, in einer gutgesinnten Versammlung ebenfalls akustisch zu opponieren? Und wie soll der Kampf gegen den undeutschen Parlamentarismus weitergeführt werden können, was kann Graef gegen Scholem und Ruth Fischer noch unternehmen, wenn plötzlich von amtlicher Stelle erklärt wird, das „Absingen von Liedern, das Blasen mit Kindertrompeten oder das allgemeine, taktmäßige Klappen mit den Pultdeckeln" sei „als recht und billig im Volksbewußtsein anerkannt"? Da hat unsre Geduld denn doch ein Ende!

CARLOTTO GRAETZ

DIE KLEINE LIEBE

I.

Die Ehe von Erwin und Lucia Siewers war nach fünfzehnjährigem Bestand plötzlich auseinandergefallen. Plötzlich? So sieht es immer nur von außen aus. Beide, Erwin und Lucia, sind mir seit vielen Jahren befreundet, er ist mit mir auf der Schulbank gesessen, und ihre Eltern kenne ich von Hildesheim her, wo ihr Vater, ehrwürdig, weißhaarig, rotbackig als Oberrabbiner wirkte. Ich habe viele Einstürze von Ehen gesehen, Ehen, die für die Ewigkeit, will sagen, bis zur Greisengemeinschaft geplant waren, kein Einsturz war so niederschmetternd wie dieser, und wenn Sie mich fragen, wer Schuld hat an diesem Zusammenbruch, so werde ich ausweichend oder gar nicht antworten. Was liegt denn auch an meiner Antwort? Die ganze Welt, die den Fall nur vom Hörensagen, vom giftigen, bösen, schicksalezerfressenden Klatsch her kennt, ruft ja in einstimmigem Chorus: „Lucia ist schuld, die Frau, sie hat ihn betrogen und wie betrogen, hier gibt es gar keine Debatte. Sie wäre im alten Rom, wie alle Ehebrecherinnen, ausgesetzt und den Sklaven preisgegeben worden." Herr Schweizer, der Salonlöwe, murmelt dazu: „Das wäre ihr nicht einmal ganz unangenehm gewesen". Ich habe Herrn Schweizer nie geantwortet. Ich werde mich auf keinem Tee zum Falle Siewers äußern, ich kann mit keiner Tischnachbarin über diese Geschichte sprechen, die sicher zwei, vielleicht fünf Menschenleben verdüstert, ich möchte mir eine Karte drucken lassen: „Bedaure, über den Fall Siewers spreche ich nicht," denn die Leute, an deren Abendtisch man geladen wird, wissen, daß ich mit Siewers, mit ihr und mit ihm, und auch mit den Kindern, die älteste Tochter ist schon fast vierzehn Jahre, befreundet bin und bleiben werde. Ich bin in diesem Falle ganz ratlos, trotzdem ich ihn oder weil ich ihn von beiden Seiten her kenne. Vielleicht weiß ein anderer mit tieferer Richterkraft zu entscheiden, wer Schuld hat, wenn schon uns allen diese entsetzliche Vokabel aus einem anderen Jahrhundert noch unentbehrlich ist. Ich bin vielleicht schon zu alt, um das Wort und den Begriff „Schuld" überhaupt zu verwenden, vielleicht auch habe ich Lucia zu lieb, vielleicht bin ich in Erwins strenger Rechtschaffenheit zu sehr zu Hause. Ich kann mir diese Entwicklung in allen Stationen vorstellen, aber urteilen? Verurteilen? Schuldsprechen? Ich bin vielleicht zu müde dazu. Hier ist der Fall, bitte, urteilen Sie selbst.

II.

Die Darstellung Erwins.

Es ist richtig: Ich habe am 14. April 1925, als meine Frau um 6 Uhr nachmittags in unsere Villa in Dahlem heimkehren wollte, selbst die Haustür geöffnet und sie nicht mehr eingelassen. Ich

sagte ihr: „Uebernachte bei deinen Freunden!“ und schloß das Tor ab. Ich spürte, daß sie sieben oder acht Minuten regungslos stehen blieb, aber ich ging ins Haus, sagte der Hausdame: „Meine Frau übernachtet in Berlin, weil sie morgen früh verreist“. Sie ist nicht mehr gekommen. Ihre Kleider hängen noch in den Schränken, ihre Wäsche liegt noch in den Laden, ich habe keine Lust, an diese Sachen heranzugehen. Ich verreise übermorgen, versperre das Haus, ich bringe die Kinder ins Ausland. Ich will nicht, daß Kitty, die heute fast vierzehn Jahre alt ist, Verständnis für ihre Mutter bekommt, und die beiden Kleineren gebe ich in eine ausländische Schule, wahrscheinlich nach Norwegen. Das nordische Klima, die nordische Denkart, hoffe ich, wird ihnen gut, besser jedenfalls als . . . Ich selbst verreise für zwei Jahre.

Bis zum Herbst des vorigen Jahres habe ich nie einen Verdacht gegen meine Frau gehegt. Es gab, einmal vor dreieinhalb Jahren, eine kritische Zeit in unserer Ehe. Der englische Vertreter unserer Firma, Mr. Skeen, war von uns nach Deutschland gebeten worden. Er wohnte in unserer Villa. Eines Tages kam er zu mir ins Bureau, vollkommen überraschend, und sagte: „Gestatten Sie mir, morgen nach London zurückzukehren“. Sein schmales englisches Gesicht war blaß, ich fühlte einen sehr großen Ernst in seinen Worten, ich sagte nur: „Es müssen zwingende Gründe sein, die Sie zu Ihrem Entschluß treiben. Sie sind der einzige Engländer, der in unsere Fabrikationsmethode Einsicht genommen hat, ich verlasse mich auf Ihre Loyalität.“ Mr. Skeen fuhr am nächsten Tage nach London zurück, er legte unsere Vertretung nieder, wir haben bis heute keinen Repräsentanten in London, unser großes englisches Geschäft liegt brach.

Als ich am Abend nach Hause kam, saß Lucia — es kostet mich Ueberwindung, den Namen noch einmal auszusprechen — im Garten, versteckt im Glashaus. Das war auffällig, es war dunkel, ich pflege ja erst gegen 9 Uhr abends aus dem Bureau nach Hause zu fahren. Ich suchte sie im Garten. Ich wollte ihr diesen merkwürdigen und unerwarteten Abschied Skeens erzählen. Als ich sie endlich im Glashaus fand, saß sie ganz zusammengekauert da, ich konnte sie zuerst gar nicht sehen, obwohl sie doch einen halben Kopf größer ist als ich. An diesem Abend gestand sie mir, daß Skeen sich in sie verliebt habe, sie wüßte auch schon, daß er mit mir gesprochen habe. Nach dem Abendessen fragte sie lächelnd: „Und wenn ich auch nach England ginge, würdest du mir Kitty mitgeben?“ Ich verbat mir solche Scherze, die ich übrigens heute anders als damals beurteile. Dennoch setzte sie diese Quälereien fort und fragte: „Auch Bob nicht? Gib mir wenigstens Bob mit!“ Ich fand diese Witze abgeschmackt. Als sie noch einmal anfing und wie im Trance sagte: „Bob ist noch wichtiger als Kitty“, da stand ich vom Tisch auf und ging schlafen. Es besteht für mich heute kein

Zweifel, daß meine Frau damals mit dem Gedanken einer Trennung gespielt hat. Der Gedanke an Bob, der damals erst vier Jahre alt und ein sehr zartes pflegebedürftiges Kind war, mag ihr besseres Ich geweckt haben.

Vor einem halben Jahr geschah es, daß ich, als ich vom Bureau nach Hause telephonierte, in eine Verbindung geriet, die ich zuerst für eine falsche hielt. Plötzlich höre ich ganz deutlich eine Stimme, die ich sehr gut kannte: „Also gut, um 5 Uhr, Bristol, Zimmer 24". Ich hätte mir eher die Zunge abgebissen, als daß ich Auskunft über Zimmer 24 verlangt hätte. Man kann auch nicht verlangen, daß ich mich selbst vor Zimmer 24 aufpflanzte. Genug, ich erfuhr, daß der Schauspieler W. G. im Hotel Bristol, Zimmer 24, wohnte. Wir kannten ihn von Capri her. Um halb neun, ehe ich heimkam, war meine Frau schon wieder zu Hause. Sie brachte Bob, wie immer, selbst zu Bett, sie kämmte Kitty die Haare wie immer, sie nahm Helene, die wieder im Bett lesen wollte, lachend das Buch weg. Sie war ganz unbefangen, war selbst in die Küche heruntergestiegen, um nach meinem Abendessen — denn ich bin magenleidend — zu sehen, und sie gab mir an diesem Abend sogar alte freundliche Abkürzungsnamen, die ich lange nicht von ihr gehört hatte. Ich sah alledem wie ein Kritiker zu, etwas Eiskaltes dachte in mir, ich war aber nicht imstande, von Zimmer 24 anzufangen. Im Laufe des Abends, wenn ich Lucia — immer wie ein Fremder — zusah, wie sie die Kinder sorglich in die Betten legte, mit Bob ausgelassensten Unsinn trieb, über Kittys aufgelöstes Haar strich, an Helenes Bett, die nicht einschlafen konnte, Geschichten erzählte, im Laufe dieses merkwürdigen Abends wurde ich innerlich schwankend, ja zuletzt war ich schon wieder überzeugt, daß der Agentenbericht über Zimmer 24 aus den Fingern gesogen war. Man kennt ja das skrupellose Detektiv-Gesindel. Aber etwas Eisiges, Unzugängliches blieb in mir zurück.

Da kam, vierzehn Tage später, der Leiter des Detektiv-Instituts wieder zu mir, um mit widerwärtiger teilnahmsvoller Wichtigkeit mitzuteilen, daß meine Frau von 6 Uhr an mit einem Herrn Doktor Wildnagel in Potsdam sei und zwar in seiner Villa. Wildnagel, ja, den kannten wir. Ich kam unerwartet schon gegen 7 Uhr nach Hause, meine Frau war nicht da. Als sie, wieder erst gegen halb neun, eintraf, sagte sie ganz von selbst: „Du, ich war in Potsdam, bei Wildnagel, ich will bei ihm Photographieren lernen. Hast du etwas dagegen?" Was sollte ich sagen? Dem Chef des Detektivbureaus, der anderen Tags in meinem Bureau erschien, ließ ich sagen, er möge schriftlich berichten. Es kamen Meldungen, die ich nicht einmal öffnete. Aber eines Tages kam der Agent wieder, tat sehr wichtig und teilte mir mit, er habe in der Bernburger Straße ein Zimmer mit Balkon gemietet. Ich müsse sofort hin. Meine Frau besuchte dort einen neuen Bekannten, den Maler Klein. In einem

bestimmten Augenblick reichte mir der Detektiv seinen Zeiß und sagte: „Bitte, überzeugen Sie sich selbst". Ich habe mich überzeugt!

Ich ließ meine Frau nicht mehr ins Haus. Ich bin überzeugt, daß sie ihre Doppelexistenz nicht mehr ableugnet, sie hat ja immer nur das unumgänglich Notwendige gelogen. Aber was war notwendig gewesen für diese jahrelange unheimliche Doppelexistenz? Ich will nicht die Liste meines Detektivbureaus durchprüfen, ich habe nur einfach die Tür vor ihr verschlossen, und sie wird nicht mehr geöffnet werden!

III.

Die Darstellung Lucias.

Ja, er hat die Haustür vor mir verriegelt und er ist vielleicht noch stolz auf diese Untat. Aber in diesem Hause, das ich fünfzehn Jahre bewohnte, gab es viel wichtigere Dinge als Herrn Siewers. In diesem Hause war mein kleiner Bob, den ich geboren und über die schwersten Jahre hinweggepflegt habe, da war meine Kitty, die ich nicht mehr wiedergesehen habe, da wartete Helene auf den Gösta Berling, den ich ihr an diesem Abend mitgebracht habe. Ist man denn in einem Hause, wo man ein halbes Menschenalter war, bloß mit dem Manne vermählt und vertraut? Ich habe die Nußbäume im Garten gepflanzt, ich habe den Steingarten, Jahr für Jahr, gejätet, mir gehören die wilden Rosen am Glashaus. Können Sie mir sagen, warum ich unsere beiden Hunde nicht mehr wiedersehen soll, die mich viel mehr geliebt haben als Erwin? Ist denn die ganze Welt sein Eigentum? Darf ein Mann denn die Tür zu allem, was man lieb hat, verriegeln?

Aber ich höre die Menschen erwidern: „Ja, Sie haben sich unwürdig benommen". Unwürdig, gegen wen? Unwürdig wessen? Hab ich einen Tag lang meine wichtigste Würde versäumt? War ich eine Mutter, die ihre Kinder vergißt? Hat es einen Abend gegeben, an dem ich Bob nicht selbst gebadet habe? Habe ich Kitty versäumt? Hab ich nicht die ganze kindliche Vertrautheit Helens genossen? Wer ist bei meiner Lebensart zu kurz gekommen, wer denn? Meine Freunde — es gibt da nichts Zynisches zu lächeln — gewiß nicht, sie haben von mir mehr als von anderen Frauen empfangen. Mein Haus? Sehen Sie sich unseren Garten an, ich hab ihn bepflanzt, beschnitten, begossen. Jedes Bild an den Wänden hab ich ausgesucht, die Farben in der Diele, im Empfangszimmer, bei den Kindern, bei den Mädchen — ich hab das alles bestimmt. Ich will von den Kindern nicht mehr sprechen . . . Und mein Mann? Wenn er nicht von diesen dummen Ideen seiner Kaste besessen wäre, was habe ich denn ihm genommen? Nichts, nichts, nichts! Was er sich genommen hat und was ihm, ich weiß es, ein ganzes Leben lang fehlen wird, das hat er sich selbst genommen. Er war in den letzten Jahren mit mir gerade so glücklich wie ich

mit ihm. Ich störte ihn nicht, er störte mich nicht. Wenn er um 9 Uhr abends nach Hause kam, war ich so fröhlich, wie er es, unausgesprochen, immer verlangt hat. Ich habe alles getan, um froh zu sein, froh für mich, froh für die Kinder, froh auch für ihn. Hätte ich anders gelebt, wäre ich wahrscheinlich melancholisch, vergrämt oder zänkisch geworden. Ich will von den Jahren, wo wir Mann und Frau waren, nicht sprechen. Alles war in Ordnung, die Kinder kamen, wir reisten, wir waren in Spanien, in Norwegen, in Italien. Dann hörte seine Liebe auf, und er wurde ein besessener Kaufmann. Was wissen denn die Herrschaften, die über eine Frau herfallen, von diesem Absterben einer Liebe? Was wissen sie von diesem entsetzlichen Zu-Ende-Leben eines Gefühls? Er war nur noch mein Mann, bloß weil er es früher gewesen ist. Aber die Hand, die mich einst gestreichelt hat, war tot.

Da kam Skeen. Seine Hand bebte, wenn er mir sie abends zum Abschied reichte. Sein Knie zitterte, wenn er bei Tisch zufällig an meines stieß. Er hatte die vertrackte Verschlossenheit der Engländer. Er verbiß alles so lange, bis wir beide verloren waren, und ich, die zehn Jahre vollkommenen Glücks noch nicht vergessen hatte, ich sagte ihm: „Skeen, gehen Sie zurück nach Manchester, ich kann hier nicht weg“. Es gibt im Leben einer Frau höchstens zwei große Gelegenheiten! Eine dritte kommt nicht wieder. Ich hätte nach England mitgehen können, wenn i c h die Kraft gehabt hätte, die Tür zuzuschlagen, hinter der meine Kinder, meine Bäume, meine Hunde, mein alter Kamerad lebten. Ich schickte Skeen zu meinem Mann, und er nahm dieses Opfer mit vollkommener Selbstverständlichkeit an. Sie sprachen nur von der Firma und von den Produktionsgeheimnissen und von der Vertretung in London.

Jetzt kam ein halbes Jahr, das ich mit dem Fahrplan unterm Kissen verlebt habe. Jede Nacht, wenn ich schlaflos in meinem Bett lag, nagte die Frage an mir: Warum fährst du nicht hinüber? Du wirst alt, nie wieder klopft es bei dir an. Mein Mann aber schlief ermüdet von Geschäften. Allmählich verblaßte der Gedanke an England. Aber wenn ich damals in den Spiegel schaute, war ich nicht vierunddreißig, sondern sechsundfünfzig.

Dann geschah es, daß ich nach einem Kostümfest, zu dem Erwin nicht mitwollte, von dem Schauspieler W. G. nach Hause begleitet wurde. Das ist ein sehr gepflegter, lustiger, junger Mann; es machte mir ein ganz unerwartetes Vergnügen zuzusehen, wie viel Vergnügen ihm meine Nähe bereitete. Nach all den Monaten der Totheit war da plötzlich wieder Einer da, der ein wenig närrisch wurde, wenn ich ihm mit der Hand in die Haare fuhr. Da lernte ich plötzlich „die kleine Liebe“ kennen. Keine tragischen Töne, keine Verbindung fürs Leben, aber sehr viel gute Laune, sehr viel Freude an den schönen Dingen der Welt; kein großer Rausch, aber eine herrliche Beschwipstheit. Und über all dem doch ein bißchen

besternter Himmel, ein bißchen echte Sehnsucht, sogar ein wenig Eifersucht. Von Anfang wußten wir: G. ist zum Herbst ans Münchener Staatstheater engagiert, dann ist alles zu Ende. Aber das gehört gerade zur kleinen Liebe, die nichts mehr ist und sein wollte als ein kleines Lustspiel.

Auch unser Haus in Dahlem wurde fröhlicher während dieser Zeit. Die kleine Liebe kostete einige Nachmittagsstunden in der Woche, aber sie vertrieb von unserem Heim die Wolken, die seit Skeens Weggang über ihm hingen. Glauben Sie mir, den größten Nutzen aus dieser Spielerei hat mein kleiner Bob gezogen, ich wurde um einige Jahre jünger und war endlich wieder keine tränende, sondern eine lustige Mutter. Im Herbst kam das Münchener Engagement, das Herz zog sich ein wenig zusammen, ich verweinte ein paar Tage. Aber als im Tennisklub Doktor Wildnagel nur mit mir singeln wollte, und als ein paar sehr kindische Briefe aus München kamen, da schämte ich mich ein bißchen, daß ich im Begriff gewesen war, die kleine Liebe zu überschätzen, nun, dann fing ich an, mit Doktor Wildnagel zu singeln. Ich könnte Ihnen jetzt noch ein paar Namen aufzählen, die alle in dem Lustspiel der kleinen Liebe liebenswürdige Episodenrollen gespielt haben. Das alles war nicht so wichtig. In der kleinen Liebe, wenn man nur Geschmack und ein bißchen Klugheit hat, ist nichts sehr wichtig. Es waren lauter Nachspiele, die großen Geschehnisse meines Lebens waren längst vorbei. Ich habe einigen hübschen jungen Leuten ein bißchen Freude bereitet und ihre Freude hat mir gut getan.

Wäre Erwin nicht innerlich so grau geworden, ich glaube, ich hätte ihm das alles fast gestehen können. Aber in demselben Maße, in dem sein junges Gefühl für mich abgestorben war, in demselben Maße ist er ja von einem blöden Besitzwahn ergriffen worden. Solange ich seine Frau war, hätte er darüber gelacht, daß er mich bewachen lassen sollte. Erst als ich seine Frau gar nicht mehr war, sollte ich unbedingt dafür gelten! Er sagt, ich sei ihm unheimlich geworden. Aber er ist mir viel, viel unheimlicher geworden. Ich habe in all der Zeit, in der ich Abend für Abend neben ihm saß, gar nicht gelogen. Ich war fröhlich geworden, und ich machte ihn durch meine wiedererlangte Fröhlichkeit froh. Er aber konnte es über sich bringen, mich ein halbes Jahr von gemeinen Detektiven bewachen zu lassen und diese abscheulichen Berichte, die nichts als Tatsachen enthalten, entsetzlich gemeine Berichte, weil sie nichts als Tatsachen enthalten, er konnte diese Berichte verschlucken und neben mir sitzen und schweigen und warten und auf die Stunde lauern, wo er mir die Tür vor der Nase zuschlagen würde. Ich habe nichts begangen, was mit diesem entsetzlichen halben Jahr seines tückischen Auflauerns zu vergleichen wäre.

Nicht seinethalben habe ich dies aufgeschrieben, sondern für

Kitty und Helene und Bob, die ich — oh, ich kenne seine Konsequenz — nicht mehr sehen werde. Ich habe ihm mich geraubt, sagt er, wissen Sie, was alles er mir gestohlen hat? Eines Tages, wenn Kitty, Helen und Bob sieben- oder achtundzwanzig Jahre alt sein werden, müssen Sie ihnen diesen Brief in die Hände spielen, das versprechen Sie mir. Es ist der einzige Wunsch, zu dem ich noch die Kraft habe.

WALTER MEHRING

REIMS
(Elf Jahre später)

Wo man in Ost und West den Gegner drosch,
Füllt Neugier eines Tags und Schlachtfelds Leere,
Und Erbfeind, Krämerseele, Hunne, Boche
Pflückt Souveniers sich auf dem Feld der Ehre.
Wieviel gefallen — wo die Schlacht begann,
Schrieb Klios Griffel mittels Handprothesen,
Und „was man sah" und „wo man dagewesen",
Kreuzt man mit einem Heldenmale an;
Voran, voran
Für Ruhm und Arbitrage!
Der Voyageur
Rückt hinterher,
Er und die ganze Bagage:
Ladies and Gentlemen! Knickerbockers! Kodaks!
Thos Cook and Companie
(Dulc et decorumst pro patria mori).

•

Die ist Mirakel von demselben Geist:
Die Kathedrale und die Kriegsmaschine.
Der Mensch, der die Historie bereist,
Bewundert an der Plastik die Ruine.
Wo Kunst für eine Ewigkeit ersann:
Einschlag am Christus — Altar links beschädigt,
Wird mit dem battlefield zugleich erledigt,
Was man an einem Tag so schaffen kann.
Voran, voran
Für Ruhm und Arbitrage!
Der Voyageur
Rückt hinterher,
Er und die ganze Bagage.

Schrapnellkettchen gefällig? Hornbrillen? Granatsplitter
unter Garantie?
(Dulc et decorumst pro patria mori)

*

Das wunde Land trägt Ginsterstrauch-Verband
Und einen fürchterlich berühmten Namen.
So bombensicher ist kein Unterstand,
Wie all die bombensicheren Reklamen!
Die Zeit stand still, und nur das Blut verrann.
Doch hemmt kein Massengrab, kein Leichen-türmen
Der Kriegs- und Fremdenführung Vorwärtsstürmen.
Und bis zum letzten Hauch von Roß und Mann
Voran, voran
Für Ruhm und Arbitrage!

Der Voyageur
Rückt hinterher,
Er und die ganze Bagage.
Triumph der Gotik und der Strategie
Dulc et decorumst pro patria mori . . .

KLAUS PRINGSHEIM

BERLIN, DIE DEUTSCHE MUSIKZENTRALE

„Ich will nicht politisch werden", schreibt der Konzertsänger, Komponist, Dichter und Universitätsprofessor Dr. Hans Joachim Moser, „aber der Hindenburg, der auf die Republik den Eid ablegt . . ." — und dann folgt, ungefähr, das Bekenntnis, daß wir nun also, Gott sei Dank, doch noch hoffen dürfen, die „bisherige Kaiserstadt" werde sich von der „plötzlichen, teils sansculottischen, teils fremdvölkischen Ueberflutung", die „dem übrigen Deutschland auf die Nerven fiel", wieder erholen und die heute allgemeine Parole Los von Neuberlin sich in ein herzhaftes Auf nach Alt-Berlin zurückverwandeln. Das dürfen — das müssen wir hoffen; denn: „es wäre natürlich ein Unding, wenn man die Zentrale des Reichs einfach mit hoffnungslosem Achselzucken aufgeben wollte".

So zu lesen in einem „Dezentralisation" überschriebenen Artikel, der in der „Allgemeinen Musikzeitung" steht (in der „Festnummer für die 55. Tonkünstler-Versammlung des Allgemeinen Deutschen Musikvereins in Kiel"). Der Fall ist in unserm Kunstleben der alltäglichste: man möchte, um Gottes willen, „nicht politisch werden" und merkt nicht, daß man es längst geworden. Untersuchen wir nicht, ob der Professor Moser gar sagen wollte, daß der deutsche Katholik Marx, wäre er Reichspräsident ge-

worden, sich just als Protektor „sansculottischer“ und „fremdvölkischer“ Musik— an anderer Stelle spricht er, unverblümter, von „balkanischen und jüdischen Modeversuchen“ — würde spezialisiert haben; aber wenn der „bisherige“ General-Feldmarschall allen Ernstes als Patron der Berliner Musik-„Sanierung“ angefordert wird, so ist das denn doch — zum Politischwerden. Der Feind steht links, schreit es zwischen den Zeilen, die ganze Richtung paßt mir nicht, die Zentrale hat mit dem „Reich“ zu marschieren, oder sie ist Zentrale gewesen.

Der Heidelberger Professor irrt; die Sansculotten Schönberg und Strawinsky, diese verruchten Musik-Bolschewisten, die unser gesundes, ehrliches Berlin verseucht haben, sind kein Produkt der Novemberrevolution; auch das von keinem Umsturz heimgesuchte Westeuropa entzieht sich nicht der zeitgeschichtlichen Verpflichtung, sich mit ihren Werken, ihrer Richtung, ihrem Fortschritt, ihren Irrtümern auseinanderzusetzen. Fehlurteile des Tages korrigiert die Zeit, wir dürfen unbesorgt sein. Aber alles Gegenwärtige der Kunst hat Anspruch darauf, diskutiert zu werden, solange es Gegenwart ist: überall, auch in Deutschland. Und in dieser Diskussion ist die deutsche Hauptstadt befugt, sozusagen den Vorsitz zu führen. Eben dies Deutschland aber, das bekanntlich das erste Musikland der Welt sein will, hat auch das Vorrecht, die ausländische Produktion — nicht nur kennen zu lernen, sondern an ihrem Schicksal entscheidend mitzuwirken; die Weltstadt Berlin, deutsche Hauptstadt nicht nur für die Deutschen, sondern für die Welt, hat mitzureden bei der Wertung der heutigen Weltmusik. So steht es, kurz gesagt, mit den Funktionen der „Zentrale“; den Wünschen der Peripherie hat sie sich nicht zu unterwerfen: eine Zentrale, die nur Zentrum des rückständig-unaufgeklärten Provinzialismus wäre, ist keine.

Das aber ist es gerade, wovon die professorale Phantasie träumt: Berlin soll die e r s t e d e u t s c h e P r o v i n z s t a d t werden. (Im kaiserlosen Reich gibt es nur noch „Provinzstädte“.) Ueberflüssig, den politisierenden Musik-Reaktionär als Anhänger des deutschen Länder- und Ländchen-Partikularismus zu kennzeichnen. Hinter dem Alarmruf „Dezentralisation“ birgt sich seine Sehnsucht nach den verklungenen Zeiten der Duodezhöfe und der Musik-Kleinstaaterei. Den deutschen Komponisten fordert er auf, wieder „miniaturenhafter“ (nämlich: nicht für das ganze, weite Deutschland!) zu arbeiten; er soll sich nicht schämen, „von vornherein“ nur für „kleinere Gebiete und Reichweiten“ zu schaffen. Nun, jeder findet die Resonanz, die er weckt; aber, den Zusammenhang zwischen Kunst und Landschaft in Ehren — Musik ist nicht an den Gau gebunden; Beethoven war kein Bonner Heimatkünstler, und Wagner mußte seinen hochgesinnten Monarchen auf dem Thron nehmen, auf dem er ihn fand. Das deutsche Musikleben wollen wir

doch lieber nicht in geographische Rayons einteilen. „Man erstaunt, wie verschieden schon die Konzertprogramme aussehen, ob man nun am Rhein oder in Schlesien, in München oder in Kiel ist". Mag sein, daß man erstaunt; aber Berlin hat noch andere Sorgen als märkischen Erdgeruch einzufangen, und überläßt die Züchtung komponierender Lokalgrößen neidlos Bezirken mit beschränkter Reichweite.

H. J. Moser, das Berliner Kind, hat sich „in einer deutschen Grenzstadt seine neue Existenz gezimmert", und zur Stunde müht er sich, „seine messerscharfe Berliner Wachheit mit der stilleren, aber gehaltvolleren Art der ‚Eingeborenen' zu verschmelzen". Aber der Berliner, wach wie er ist, kennt glücklicherweise noch andere Verschmelzungsmethoden: von den stillen Menschen, die da draußen in Stadt und Land aufwachsen, holt er sich die gehaltvollsten heran, bindet sie an die gehaltvollsten Aemter, die er zu vergeben hat, und er freut sich, wenn sie, halbe oder ganze Berliner geworden, das Bild Berlin um die Wesenszüge ihrer nicht-berlinisch gebliebenen Art dauernd bereichern. Nicht nur unter ausübenden Künstlern — Dirigenten, Sängern, Instrumentalisten — sind die besten (die ja überall mit dem Stigma der Heimatlosigkeit auf die Welt kommen) in Berlin fast nur ausnahmsweise geborene Berliner; es steht ebenso auch mit denen, die als Führer an die Spitze des Berliner Musiklebens gestellt sind. Das Bild wäre farblos, wenn es anders wäre. Die Musikstadt Berlin ist die einzige in Deutschland, die sich den sentimentalen Luxus versagt, eine Schwäche für ihre eigenen Söhne zu haben; dafür ist sie die Zentrale.

Nur so kann sie es sein. Aber die Sache hat, nichts für ungut, nun doch ihre „politische" Bedenklichkeit. Den Widerstand der Dezentralisten gegen die Zentrale mittelbar ermutigend, tritt der Dualismus Reich und Länder nirgends so fühlbar zutage wie in Berlin; hart im Raum stoßen sich hier die deutschen und die preußischen Sachen. Zwar, der „unitaristische Grundzug der Weimarer Verfassung", das ist dem messerscharfen Moser nicht entgangen, „versprach eine neue Welle des Berolinismus"; durch die Betonung des Reichsgedankens wird automatisch die Stellung der Reichshaupstadt akzentuiert. Aber von der großen Unitarisierung ist das Kulturelle wesentlich unberührt — Musikpflege ist Sache der Länder, ist in Berlin, soweit sie königlich preußisch war, Preußens Sorge geblieben. Die Dinge waren, vom Standpunkt der Reichsrepräsentation, vor dem Umsturz grundsätzlich besser geordnet. Der Geist, der sich etwa, ein Beispiel für viele, zu Wilhelms des Zwoten Zeiten in seinem Berliner Opernhaus ausdrückte, ist nun einmal genau der Geist jenes kaiserlichen Deutschland gewesen, und der Ausdruck, wir können es nicht bestreiten, war so treffend wie legitim; es bestand da keine Inkongruenz, der

Herr des Hauses war ein deutsches Symbol, das gehörte zu seinem Beruf. Heute sind die beiden Staatstheater der preußischen Regierung unterstellt, die „Oberaufsicht" führt das Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung — eine Behörde also, die keineswegs befugt ist, einen weiteren Horizont zu haben als der preußische Steuerzahler, und keineswegs ermächtigt, künstlerische Reichsinteressen zu wahren. Es gibt keine Reichsmusikbehörde (einen Reichskunstwart, aber keinen Reichsmusikwart); und im Musikleben der Hauptstadt kein Organ, die deutsche Republik zu repräsentieren.

Das Verlangen nach „Verreichlichung" der Berliner Musikpflege (verbunden mit Verknappung der preußischen Kompetenzen) ist zur rechten Zeit, 1919, nicht — oder nicht laut genug begründet worden; heute haben wir uns mit geschaffenen Tatsachen abzufinden, sie werden sich nicht abschaffen lassen. Und im Augenblick haben wir vielleicht nicht zu klagen; im Gegenteil, festzustellen, daß den „neuen" — jenen „Neuberliner Kurs", der von der dezentralistischen Reaktion so ingrimmig befehdet wird, just das preußische Ministerium reguliert: in der Staatsoper und in der staatlichen Hochschule für Musik. Aber die prinzipielle Inkonsequenz, die bei der Neuordnung, mehr passiv als aktiv, verschuldet worden ist — Stärkung der Position Berlin als Reichszentrale auf der einen Seite, auf der andern Desinteressierung des Reichs an der hauptstädtischen Musikpflege — diese Inkonsequenz wird in ihren zweiseitigen Konsequenzen immer mehr die natürliche Entwicklung unseres Musiklebens hindern, das ist klar vorauszusehen. Einstweilen haben freilich privatwirtschaftliche Kräfte zumal am Konzert- und Unterrichtswesen so sicher fundierten Anteil, daß Gefahr der Monopolisierung durch den preußischen Staat nicht besteht. Und dann ist ja auch noch die Stadt Berlin da. Die hat das Schicksal des Deutschen Opernhauses, das vor dem Krieg als Stadttheater der Charlottenburger gegründet war, in die Hand genommen: gewiß nicht, um ein anderes „Stadttheater" — der Name hat keinen hauptstädtischen Klang — daraus zu machen. Preußen hat seine Landesoper in Berlin (Unter den Linden und am Königsplatz); die Stadt steht vor der historischen Aufgabe, in der Bismarckstraße ein reichshauptstädtisches — das reichsrepräsentative Operntheater erstehen zu lassen . . .

Die Musikstadt Berlin hat ihre Stellung nach zwei Seiten zu verteidigen: als Reichszentrale gegen das Reich, als deutsche gegen die preußische Hauptstadt. Keine Kleinigkeit. Aber, „der Hindenburg, der . . ." — wir glauben, in seinem Sinn zu handeln, wenn wir ihn mit Fragen des Berliner Musiklebens verschonen; wir hoffen, ohne ihn fertig zu werden. Nur müssen wir darauf gefaßt sein, daß der nächste Professor Moser zum Kampf aufruft „Wider den Berliner Musik-Imperialismus".

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Augustwoche

Mit dem 1. September schließt das erste Jahr des Dawes-Planes. Obwohl die Durchführung in diesem Anfangsjahr noch verhältnismäßig leicht war, verdient es, als erste Etappe auf dem Wege zur Befriedung Europas oder gar der Welt, vielleicht auch als Exempel für das künftige Funktionieren, doch eine kurze Würdigung. Vier Jahre lang laborierte Deutschland an einer unvernünftigen Reparationspolitik und an sisyphusartigen Bemühungen um Reparationszahlungen; es ist daran beinahe zugrunde gegangen. Hat die wirtschaftliche Weisheit der Welt, vereinigt im Dawes-Komitee, den Gordischen Knoten nun zu lösen vermocht? Geben die ersten Erfahrungen Hoffnung auf Bestand? Sehen wir zu, was geschehen ist.

Die Reparationslast des ersten Jahres betrug 1 Milliarde Goldmark. Sie war abzulösen in Form von Sachlieferungen und in Form von Unterhaltung der Besatzungstruppen und Kommissionen. Die Finanzierung geschah durch 800 Millionen ausländischen Goldes, das, in deutsches Notengeld verwandelt, den inländischen Lieferanten als Bezahlung ausgehändigt wurde, und aus 200 Millionen eigener deutscher Mittel, bereitgestellt von der Reichseisenbahn. Die Wirkung dieser Finanzierung war eine Vermehrung des deutschen Zahlungsmittelumlaufs, der von 4100 Millionen am 1. September 1924 binnen elf Monaten auf etwa 5550 Millionen stieg. Von diesem Plus wurde rund 1 Milliarde von der Reichsbank, auf dem Wege der Krediterweiterung, und vom Staate, auf dem Wege von Scheidemünzen-Ausgabe in den Verkehr geleitet. Und während man also sagen kann, daß Deutschland in diesem Jahr 1 Milliarde Sachgüter an das Ausland verloren hat, muß man andrerseits sagen, daß die Bezahlung dafür nicht etwa dadurch erfolgt ist, daß man den einzelnen Staatsbürgern auf dem Steuerwege Einkommensbruchteile weggenommen und sie den Lieferanten der Sachlieferungen usw. zugeführt hätte; nein, sie ist dadurch erfolgt, daß man neue Zahlungsmittel in den Verkehr brachte. Indessen war diese Vermehrung der Zahlungsmittel immerhin noch keine Inflation, wie wir sie von früher kennen; zum Teil hing sie

ganz legitim mit einer gewissen Erweiterung der deutschen Produktion und des Handels zusammen, die in diesem Jahre tatsächlich eingetreten ist; und vor allem handelt es sich im Grunde genommen nicht um eine in der Luft schwebende Vermehrung von Papiergeld im eigentlichen Sinn, sondern nur um eine Umwandlung des vermehrten Goldzustroms bei der Reichsbank. Als darum die üblichen Folgen eintraten, als die Preise leicht stiegen und infolgedessen eine ausländische Einfuhr großen Umfanges herbeigelockt wurde, wurde nicht die Währung erschüttert, sondern es floß nur ein Teil des Goldes wieder ab. Mithin: für die 1 Milliarde Güter, die Deutschland an Reparationen abzuliefern hatte, nahm es auf der anderen Seite 800 Millionen Gold aus der Dawes-Anleihe und noch weitere Hunderte aus privaten Anleihen ein, — Summen, die es zum Teil bereits in ausländische Waren verwandelt hat und zum Rest wahrscheinlich noch verwandeln wird. Die Güterversorgung Deutschlands wurde durch die Reparationsleistung also nicht verringert, und die Erweiterung des Zahlungsmittelumlaufs hatte dank des gleichzeitig erfolgten Goldzustroms keine schlimmen Folgen. Aber dieser Goldzustrom seinerseits kam aus dem Ausland, und man muß daher sagen, daß die Reparationsleistungen dieses Jahres durchaus nicht aus eigenen Kräften Deutschlands, sondern direkt oder indirekt aus fremden Mitteln bestritten worden sind. Wäre diese Hilfe nicht erfolgt, so hätte die Reichsbank nicht nur die 800 Millionen Gold der Dawes-Anleihe weniger, sondern wahrscheinlich auch den gesamten Goldbestand, den ihr die privaten Anleihen gebracht haben (da diese ohne den Vorgang der Dawes-Anleihe psychologisch nicht möglich gewesen wären). Der Reichsbank-Goldschatz wäre heute also, bei reichlich erweitertem Papierumlauf, vollkommen oder nahezu erschöpft, und jede weitere Reparationsfinanzierung wäre undenkbar.

Die Reparationsschuld dieses Jahres konnte, mit einem Wort, nur dadurch beglichen werden, daß man im Ausland selbst neue Schulden aufnahm — rein wirtschaftlicher statt politischer —, und daß das Ausland sich zu solchen Schuldaufnahmen auch bereit fand. Aus dieser Tatsache aber kann man ohne weiteres auch auf das bevorstehende zweite Jahr, ja, wahrscheinlich auf eine ganze Reihe noch folgender Jahre schließen. Solange nicht Deutschlands volle, weltwettbewerbsfähige Produktions- und Handelskapazität wieder hergestellt sein wird, und solange die Welt noch nicht bereit ist, einen sehr stark vermehrten deutschen Warenexport unbehindert einzulassen, wird die Reparationserfüllung (im wesentlichen) immer nur insoweit möglich sein, als uns das, was wir auf der einen Seite zahlen, auf der anderen Seite wieder als Kredit zur Verfügung gestellt wird. Das bedeutet, daß im selben Grade, in

dem die politische Schuldenlast abnimmt, die private zunächst einmal zunehmen muß. Das gilt insbesondere für das Jahr 1925/26, in dem 1220 Millionen fällig sind. Man braucht nicht zweifeln, daß, bei ruhiger politischer Entwicklung, die Auslandskredite in dieser Höhe nicht ausbleiben werden. Aber es wäre gut, wenn unsere Staatsmänner sich stets vor Augen hielten, wie sehr eine leidlich ruhige Fortexistenz der deutschen Wirtschaft auch in dieser Hinsicht jetzt vom Auslande abhängig ist.

Mittlerweile zeigt sich leider mit unerwarteter Schnelligkeit, daß die Maßnahmen, die das Kabinett Luther in der feierlich bekundeten Absicht durchgesetzt hat, das deutsche Wirtschaftsleben auch von innen heraus zu sanieren, — daß diese Maßnahmen nicht um ein Jota besser sind als die Kritik es vorausgesagt. Das Wirtschaftsleben steht unterm Zeichen einer *steigenden Unruhe*, — und zwar einer Unruhe nicht nur in den breiten Massen der Verbraucher, sondern gerade auch in den Unternehmerschichten. Es werden Denkschriften ausgearbeitet und mit Gegendenkschriften beantwortet, es werden Resolutionen von Handelskammern und ähnlichen Interessenvertretungen gefaßt, und alles dies geschieht offenbar nicht nur aus dem Bestreben, sich gegenüber etwaigen Lohnforderungen der Arbeiter, die im Gefolge der Zölle und Preiserhöhungen auftreten könnten, eine faktisch günstige Position zu sichern, sondern ersichtlich aus wirklicher Besorgnis. Was tut demgegenüber die Regierung, die diesmal ja als treibende Kraft den weitaus größten Teil der Verantwortung für alles trägt, was sich entwickelt? Sie tut, gefangen in ihren eigenen, voreiligen Ankündigungen, das Absurdeste, was getan werden könnte! Nachdem sie soeben erst durch den neuen Zolltarif den Unternehmern hohe Preise versprochen hat, nimmt sie plötzlich, zur Beruhigung der Allgemeinheit, den Kampf für den Preisabbau auf. Und da sie an die Produzenten, nach allem, was in den Zolldebatten gesagt wurde, nicht gut herankann, hat sie sich offenbar wieder einmal den Zwischenhandel auserkoren. Wie sie sich diesen Kampf eigentlich denkt, ist aber noch nicht recht klar. Verspricht sie sich ernstlich etwas von einer Neuauflage der Wuchergerichte und einer angeregteren Tätigkeit der allmählich sanft eingeschlafenen Preisprüfungsstellen? Hat man nicht immer, wenn im Lauf des Inflationsjahrzehnts die öffentliche Meinung von Erregung über eine besondere Preissteigerung gepackt wurde (deren wahre Ursache man ihr mit gutem Grund verschleiern wollte), die Bestimmungen über Preistreiberei und Wucher ein wenig verschärft, ohne daß doch jemals eine Wirkung sichtbar wurde? Die Sache wäre humoristisch, wenn sie nicht so ernst wäre. Wozu das ganze, ermüdende Geschwatze? Der Dümmste weiß nachgerade, daß es ein hoffnungsloses Beginnen

ist, durch die Polizei jemandem die Preise vorschreiben lassen zu wollen, zu denen er zu verkaufen hat. Die anständigen Elemente verlassen unter solchen Drohungen einen Gewerbszweig, in dem sie leicht um ihren ehrlichen Namen kommen können; und die anderen, weit entfernt zu verbilligen, schlagen nur noch eine neue Risikoprämie auf den Preis. Wenn es Fälle gibt, in denen der Handel auf diese Weise mehr verdient als seiner Tätigkeit, seinem Kapital und seinem wirklichen Risiko angemessen ist, so ist die einzige Abhilfe, daß sich einerseits die Käufer in Konsumgenossenschaften und andrerseits die Produzenten in Verkaufsgenossenschaften organisieren. Hätte man in den letzten Jahren das schon bestehende landwirtschaftliche Genossenschaftswesen in stärkerem Maße ausgebaut, statt aus politischen Motiven eine geschäftlich und personell ganz unzulänglich fundierte Wirtschaftsorganisation des Landbundes aufzurichten (die nichts geleistet, aber die verfügbaren Mittel verschlungen hat und jetzt ergebnislos zusammenbricht), so hätte der agrarische Produzent weniger darüber zu klagen, daß die Butter in Pommern so billig, in Berlin dagegen so teuer ist. Das wäre wenigstens ein vernünftiger Weg gewesen.

Für den jetzigen Feldzug aber glauben wir nur folgende Prognose stellen zu können: selbst wenn es wirklich gelingen sollte, den Anteil des Handels am Verkaufserlös herabzudrücken, so würde zuletzt doch nicht der Käufer um so viel weniger zahlen, sondern es würde nur der Produzent um soviel mehr erhalten. Die Preise der wichtigsten Lebensmittel, deren Teuerung vor allem die Unruhe der letzten Wochen verursacht hat, werden nämlich entscheidend durch die internationale Konkurrenz bestimmt, und nicht durch den deutschen Zwischenhandel: Selbst der starke Zufluß von Gold nach Deutschland, der im Laufe der letzten zwölf Monate den Zahlungsmittelumlauf so mächtig anschwellen ließ, hat darum die Preise der in Frage stehenden Waren nur ganz wenig über das Weltmarktsniveau erhöhen können. Wenn man jetzt durch eine hohe Zollmauer diesen Ausgleichsmechanismus der internationalen Konkurrenz außer Kraft setzt, so muß man eben die Folgen tragen und nicht so tun, als seien die Konsequenzen rätselhaft und verrucht. Soll der deutsche Produzent höhere Preise als die des Weltmarktes bekommen, so kann der deutsche Konsument nicht niedrigere bekommen. Das ist das ganze ABC, von keinem Zwischenhandel erfunden, von keiner Polizei zu ändern, von jedem mittelmäßig Begabten vorausgesehen.

GLOSSEN

WOLKENKRATZER-ROMANTIK

Man schlägt seit einiger Zeit kein illustriertes Blatt mehr auf, ohne eine Aufnahme von New York darin zu finden. New York von der Hafenseite, New York aus der Vogelperspektive, New York von der Hochbahn aus gesehen. Blicke in enge, schluchtgleiche Straßen, eingebettet zwischen ungeheuerlich hohen Steinwänden.

Es ist also kein Zweifel mehr, der Wolkenkratzer, in dem man vor ein paar Jahren noch eine besondere amerikanische Kaprize sah, ein ästhetisches Greuel, wird Mode. Auch bei uns macht man sich an „Hochhäuser", wie man sie nennt. In den Industriezentren wachsen die ersten Achtetagen-Häuser empor, schüchterne Vorposten zunächst, kleine Parvenus, gemessen an der amerikanischen Turmhaus-Aristokratie.

Viele Kommunen projektieren heute dergleichen. Ueberall sieht man Pläne, phantastische Pläne. Ueber altehrwürdige Stadtbilder recken sich schwarze drohende Häupter, assyrisch stilisiert. Rhein- und Elbebrücken werden entworfen, flankiert von zwei riesenhaften Türmen, die nicht als Kriegerdenkmäler gedacht sind, wie man zuerst annimmt, sondern als Bureauhäuser.

Man möchte ein ganz klein wenig zur Besinnung trommeln, auf die Gefahr der Bezichtigung, den Geist der Zeit nicht ganz kapiert zu haben. Die Amerikaner sind von ihren Mammuthäusern nicht so ganz entzückt, wie die deutschen Bewunderer. Gewiß, diese schlank in die Wolken strebenden Geschäftspaläste, Börsen und Hotels sind Wunder des erfinderischen Menschengeistes. Doch wenn man in Betracht zieht, daß New York anfing hoch zu bauen nicht aus irgendwelcher architektonischen Experimentierlust, sondern weil die Bodenpreise zur Ausnutzung des Raumes drängten, so muß man leider wieder schließen, daß es dem herrlich ingeniösen Menschengeiste leichter wird, mit den verzwicktesten Problemen der Statik fertig zu werden, als mit dem orphischen Dunkel der Bodenpolitik.

Nun aber sind die Wolkenkratzer längst zum Signum Amerikas geworden. Man fragt nicht mehr, warum zuerst so gebaut wurde. Ja, sie sind das Symbol der weltbeherrschenden Wirtschaft Amerikas, stolzer und sinnvoller fügte man nicht die Mauern Karthagos. Wie aber steht es in Deutschland mit Commerz und Industrie? Haben wir eine Veranlassung, so monumental aufzutrumpfen, obgleich wir es von Haus aus ohnehin schon furchtbar mit der Monumentalität haben? Die Flammenschrift an der Wand besagt: Pleite! Die Magier verstehen sie allzu gut, schleichen verdattert durch die Hintertür hinaus und Belsazar, des großen Nebukadnezar Erbe, begibt sich leise weinend unter Geschäftsaufsicht. Wo ist in der deutschen Wirtschaft etwas, was nach so pompöser Kultstätte schreit (außer dem Dalles)? Unser bodenständiger Gott Mammon mit den treuen Vergißmeinnicht-Augen kommt im Vergleich zu seinem amerikanischen Kollegen ganz gut mit einer kleinen freundlichen Wallfahrtskapelle aus, von Epheu und Schlingkraut traulich umsponnen, und im Herbst wird es dazu noch ein paar Marteln setzen. Genügt das nicht?

Vor einigen Jahren schlug ein Spaßvogel vor, auf dem Königsplatz

einen riesigen Turmbau zu errichten und dort alle Reichsämter unterzubringen, alles, was heute über Wilhelmstraße und Umgegend malerisch verstreut haust. In Wahrheit, eine tiefsinnige Huldigung für Deutschlands politischen Genius, der immer ins Blaue geguckt hat, während auf dieser grauen Erde die Entscheidungen fielen. Und sehr gut kann man sich das Auswärtige Amt z. B. im vierzigsten Stock wirkend vorstellen, während man für das Ressort Justiz nach den Erfahrungen der letzten Zeit die Kellerräume reserviert wünschte. *c. v. o.*

DER WEG ZUR UNBERÜHMTHEIT

Jetzt hat Hermann Sudermann in einem Zeitungsartikel seinen „Weg zur Unberühmtheit" geschildert. Meilensteine auf diesem Wege sind — meint Sudermann —: sein Buch über „Die Verrohung der Theaterkritik", das ihm den Zorn einer wilden Kamorra zuzog; und Leopold Jeßners Ablehnung eines seiner vom Vorgänger angenommenen Stücke, die das nichtsahnende Publikum in seiner Sudermann-Gläubigkeit erschütterte.

Es wäre lächerlich, heute wieder einmal auf Kosten Sudermanns eine Attacke zu reiten, wenn seine Psychologie des Ruhms und der kritischen Wertung nicht die Psychologie seines Typus, mancher seiner Altersgenossen wäre. Diese Psychologie ist im Grunde sehr einfach. Als gegeben nehmen die Sudermänner ihren Wert, wie er ihnen in den Tagen ihres Ruhms durch lauten Erfolg approbiert wurde. Als gegeben nehmen weiterhin die Sudermänner die Instinktsicherheit des großen Publikums, das nur durch einige böse Querulanten von ihnen weggelockt werden konnte. Ergo gilt es zur Erklärung des Rätsels, wie ein Sudermann unberühmt werden kann: die Schuldigen namhaft zu machen. Diese Schuldigen müssen ein Motiv haben: in ihrer Eitelkeit gekränkte Kritiker rächen ihre Eigenliebe. Und Jeßner? Selbstverständlich: er muß seinen Richtern gefällig sein und spielt ihnen zuliebe Barlach statt Sudermann. Und Krauß und George und Agnes Straub wählen sich — soweit geht die Korruption — ihrem Direktor zuliebe Hauptmann-, statt Sudermann-Rollen . . .

Als David Friedrich Strauß Nietzsches gegen ihn gerichtete erste „Unzeitgemäße Betrachtung" gelesen hatte, schrieb er an den Philosophie-Professor Zeller: „Mir ist an dem Patron nur das psychologische Problem merkwürdig, wie man zu einer solchen Wut kommen kann gegen einen Menschen, der einem nie ins Gehege gekommen, — kurz, das eigentliche Motiv seines leidenschaftlichen Hasses begreife ich nicht." Allein schon mit diesem einen Satz legitimierte der Philister Nietzsches Angriff und Sieg. So sanktioniert Hermann Sudermann sein Schicksal durch die Reflexionen über die Motive einer feindlichen Welt. Weiß er immer noch nicht, weshalb er uns, die wir manche Seite seiner Werke zu schätzen wissen, nichts sein kann? Weiß er noch nicht, weshalb er von seinen Zeitgenossen mit Recht zu Unrecht nicht mehr mitgerechnet wird? Weil er zum Typus David Friedrich Strauß gehört, der auch mehr ist als nach Nietzsches Angriff von ihm übrigblieb. Weil Sudermann mit Eitelkeit und Mode zu erklären versucht, was mit seinen Theater-Requisiten eben nicht zu erklären ist; weil er Ursache und Wirkung

vertauscht; weil er die entscheidenden Impulse des geistigen Lebens der Gegenwart nicht kennt. Sudermann ist so unberühmt geworden, weil er so berühmt gewesen ist. Weil Sudermanns Glanz so falsch war, deshalb ist auch sein literarisches Schatten-Dasein so falsch. Will er die letzten Ursachen seines sicherlich ungerechten Ignoriertwerdens finden, so suche er sie in seinem ehemaligen, zu Unrecht bestehenden Ruhm. Die eine Mode zog die andere nach den herrschenden Gesetzen der Massen-Psychologie nach. Daß er diesen Zusammenhang in seiner von Autogramm-Sammlern nicht gestörten Zurückgezogenheit immer noch nicht erkennt, beweist von neuem, wie berechtigt seine Entthronung war; wie wenig er ist „de notre siècle". —

Ludwig Marcuse

AUSSPRÜCHE

Biblische Geschichte:
Im Anfang war das Klima. Und das Klima zeugete die Hütte. Und die Hütte zeugete die Behütung. Und die Behütung zeugete die Angst. Und die Angst zeugete die Metaphysik. Und die Metaphysik zeugete die Sklaverei. Und die Sklaverei zeugete das Reich. Und das Reich heißt Deutschland.

*

Es gibt Moralisten vorgerückten Alters, die leiden an Haarausfall aus den Zähnen.

*

Der Schwerpunkt der Schauspielerseele fällt mit dem Schnittpunkt der beiden Diagonalen zusammen, die durch das Parterre eines ausverkauften Theaters gelegt werden.

*

Kürzeste Formel für Hysterie: Inkongruenz mit sich selber.

*

Deutscher Wahlspruch:
Mit Kant gegen Gott fürs Vaterland!

*

Handfeuchtigkeit — das ist das Schuldbewußtsein einer Hand, der bei Berührung eines Teiles des fremden Körpers (nämlich: der Hand) à tempo einfällt, wie unerreichbar ihr das Ganze ist.

*

Bekenntnis eines Verbrechers:
„Ich bin das halbe Leben frei und das halbe Leben eing'sperrt. Aber wenn ich frei bin, dann bin ich ganz frei — weil ich mich vor dem Einsperren nicht fürcht'. Ihr aber seid das ganze Leben halbert eing'sperrt!"

*

Was ist Anmut? Sachlichkeit der Triebe!

*

Ueber den „Moment":
Wer sich in diesem heil'gen Augenblicke
Nicht ganz in sich verloren hat,
Der findet sich auch nicht mehr ganz zurücke,
Bloß satt.

Anton Kuh

EHRENDOKTOR UND KONFISKATION

Am 16. Februar 1921 erfuhr Corinth, daß die Königsberger Universität ihm honoris causa die Doktorwürde verleihen wolle.

„Ich würde mich schon darüber freuen, sagte er, besonders wenn es der theologische wäre. Im gleichen Jahr wegen Unzucht beschlagnahmt und Ehrendoktor, das nenne ich „Weltgeschichte"!

*

Zu Anfang der Beschlagnahme des Corinthschen Venuswagens war der Meister gänzlich unberührt; aber im Laufe der Verhandlungen und als die Sachverständigenurteile kamen, schlug seine Stimmung um. Er schimpfte auf den Staatsanwalt und erzählte, daß er schon einmal einem Gerichtshof heimgeleuchtet habe. Damals sei er als Sachverständiger vernommen worden, weil ein Münchener Verleger eine billige farbige Reproduktion von Anselm Feuerbach herausgebracht habe.

„Natürlich etwas Nacktes!“ Ob ich das unzüchtig fände, fragte der Gerichtshof. „Ach nee, noch viel zu anständig. Der Feuerbach hätte das Fleisch ruhig noch nackter malen können und ich fände noch immer nichts Unsittliches daran!“ — „Aber die Verbreitung als Postkarte?“ — „Was ist dabei? Feuerbach würde sich gefreut haben, wenn zu seiner Zeit so billige und so gute Reproduktionen möglich gewesen wären.“

Auf dieses Gutachten ist der Münchener Verleger freigesprochen worden.

*

Corinth hatte andere Sachverständige. Herr Professor Brunner erklärte am 13. April 1921:

„Schillers Venuswagen: Text nicht zu beanstanden. Die bombastische Ausdrucksweise dieses Jugendgedichtes ist ungeeignet, Sinnlichkeit und Lüsternheit zu erregen. Es empfehle sich, die Erörterungen des Textes beiseite zu lassen und lediglich auf die Illustrationen von Corinth sich zu beschränken, die das Gedicht überhaupt erst zu einem Spekulationsobjekt machten. Ohne sie wäre es nicht genießbar im Sinne der Interessenten für solche Liebhabereien. Vier Bilder seien unzüchtig, auch die Art der Reproduktion scheine den Eindruck des grob Fleischlichen zu verstärken.“

Die Anklageschrift schloß sich diesem Gutachten an und führte aus:

„Der Text ist hier nicht zu beanstanden. Von den Bildern sind vier unzüchtig. Sie geben zum Teil eine das Schamgefühl gröblichst verletzende Darstellung des Coitus in grob realistischer Weise wieder; zum Teil zeigen sie das Geschlechtliche am weiblichen Körper in niedriger, schamverletzender Weise, verstärkt noch durch die Haltung des Mannes; zum Teil geben sie — abgesehen von der derb fleischlichen Darstellung der weiblichen Geschlechtsteile einen Vorgang wieder, der an sich schon als Unzucht zu bezeichnen ist.“

Am 29. November 1921 wurde Wolfgang Gurlitt als Verleger des Venuswagens verurteilt und die Einziehung der Corinthschen Bilder angeordnet.

„Zu kraß“, so sagt das Urteil, „ist hier — insbesondere durch die Lichtverteilung und Tongebung der Nachdruck auf das Geschlechtliche gelegt, zu deutlich die Lust am Geschlechtsverkehr und die Lüsternheit bei Mann und Frau auf ihren Gesichtern ausgeprägt, abgesehen von *einem* Bild, das an und für sich schon durch sein Motiv schamverletzend wirkt.“

*

Am 15. März aber — im gleichen Jahr — kam zum gleichen Maler eine Urkunde aus Königsberg, die also lautete:

Die philosophische Fakultät
der
Albertus-Universität
verleiht durch diese von mir unterschriebene und besiegelte Urkunde
Lovis Corinth
dem genialen Künder aller Pracht der Farbe,
dem überragenden Darsteller der Leiblichkeit des Menschen,
dem tiefschürfenden Dolmetscher des religiösen Lebens und christlichen Lehrens,
dem feinfühligen Schilderer jeder natürlichen Umwelt
ehrenhalber
Würde und Rechte
eines Doktors der Philosophie und Magisters der freien Künste.

*

Als wir mit einem weißen Fliederbusch zur Gratulation fuhren, hatte der alte Mann einen sonntäglichen Anzug angezogen und strahlte übers ganze Gesicht. Den Hut behielt er auf dem Kopf, denn es war kalt im Atelier.

Corinth lud uns zum Sitzen ein. Unter Wahrung altmodischer und feierlich umständlicher Höflichkeitsformeln, die er anwandte, wenn er bei guter Laune war.

„Was kann ich jetzt noch alles werden?“ fragte er.

„Geheimrat, Exzellenz!“

„Dazu habe ich zu viele ‚Freunde‘! Den Schwarzen-Adler-Orden gibt es wohl nicht mehr?

Aber Spaß beiseite, über den Ausdruck „Magister der freien Künste“ freue ich mich am meisten. Wenn mein Alter das noch hätte erleben können! Potz Blitz! Dem hätte ich die Freude gegönnt!

Für mich selber? — Ob Doktor oder nicht, ich male, arbeite! Jetzt wird ein neues Selbstbildnis begonnen, ‚mit dem Doktorhut‘, wenn's gefällig ist. Für den Staatsanwalt, zur Konfiskation!“

Paul Eipper

GEBET VOR DER SCHLACHT

In der Blütezeit der christlich-nationalen Schwarzen Reichswehr war dort folgender Spruch populär, der jeden Mittag an Stelle des Tischgebetes hergesagt wurde:

„O, Herr, gib uns den Moses wieder,
Auf daß er seine Glaubensbrüder
Heimführe ins gelobte Land,
Und laß das Meer sich wieder teilen.
Wenn dann die hohen Wassersäulen
Feststehn wie eine Felsenwand,
Und dann in dieser Wasserrinne
Das ganze Judenpack ist drinne,
O, Herr, dann mach die Klappe zu,
Und alle Völker haben Ruh'...“

TISCH MIT BÜCHERN

Hermann George Scheffauer: Das Champagnerschiff und andere Geschichten. Im Verlag Ullstein, Berlin.

In der Reihe der neuen Ullsteinbücher, die sich so überraschend von ihrem alten Typ emanzipiert haben, erscheint diese Geschichtensammlung des deutsch-amerikanischen Autors, der nicht nur ein Erzähler von ungewöhnlichen Qualitäten ist, sondern auch ein feiner analysierender Kopf, ein Vermittler von Kulturgut. Der Begriff der ganz kurzen Geschichte, der „Novellette“ ist ja in Deutschland nach dem Abflauen der „Skizzen“-Epidemie etwas in Verruf gekommen. Wahrscheinlich, weil es einen richtigen Könner in diesem Genre bei uns nie gegeben hat. An die-

sen kleinen Geschichten Scheffauers könnten sich Begabungen schleifen und schulen. Er fußt auf der sehr gediegenen angelsächsischen Erzählertradition, aber er versteht es, die Stoffe mit durchaus eigenem Spannungs- und Stimmungsgehalt zu erfüllen. Exotik, Salzwassergeruch, fremde Zonen, verwoben mit Lebensschicksalen und diese Schicksale knapp und sicher in einem Mittelpunkt gepackt. Es sind die gleichen Elemente in Scheffauers Geschichten, die Kipling und Jack London Weltruf geschaffen haben. Man denkt manchmal an beide, aber diese Erinnerung schadet dem Autor nicht.

ANEKDOTEN

Im Jahre 1818 hatte Lord Byron in Venedig die sechzehnjährige Teresa Gamba zur Geliebten. Teresa Gamba war zweimal verheiratet und ihr zweiter Mann stellte sie stolz mit den Worten vor: „Meine Gemahlin, die Marquise de B . . . . ., einst die Geliebte Lord Byrons."

*

Bernard Shaw war als junger Theaterkritiker ein Verächter der Tradition, nicht nur der literarischen. Er kam mit Vorliebe in einem etwas bequemen grauen Straßenanzug ins Theater, ein Gegenstand der Entrüstung für die befrackten Herren, aber auch für die peinlich korrekten Theaterdiener.

Einmal geriet er in heftigen Disput mit einem Logenschließer. Der pflichttreue Mann wollte ihn nicht hineinlassen. Es ergab sich folgender Dialog:

Der Logenschließer: Mein Herr, sie müssen so gekleidet sein, wie die andern auch!

G. B. S. (mit einen Blick auf eine heftig dekolletierte Dame): Zum Donnerwetter, soll ich denn auch noch das Hemd ausziehen?

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 34)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co, Berlin SW 48, Besselstr. 21. — **Anzeigenannahme:** Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Septemberwoche

Die Angriffe gegen den Reichsaußenminister Stresemann mehren sich. Er wird für die „landesverräterische" Garantie- und Paktpolitik verantwortlich gemacht, und sein Sturz wird als vaterländischer Belang betrieben. Wir brauchen nicht zu sagen, daß wir, so oft wir uns mit Herrn Stresemann auch auseinanderzusetzen hatten, in dieser einen Frage doch auf seiner Seite stehen, und das Getue, als habe Deutschland überhaupt eine andere Wahl als sich schiedlich-friedlich zu vertragen, für irrsinnig halten. Aber der Humor an der Sache ist überdies, daß Stresemann persönlich auch mit dieser eigentlich wichtigsten Frage seines Spezialressorts nur noch sehr viel weniger zu tun hat, als man gewöhnlich glaubt. Denn Tatsache ist: Herr Dr. Stresemann spielt im Kabinett Luther gar keine Rolle mehr, er ist von seinem Reichskanzler dermaßen an die Wand gedrückt, daß er nur noch als ausführendes Organ betrachtet werden kann. Die Reichsverfassung erklärt in Artikel 56:

> Der Reichskanzler bestimmt die Richtlinien der Politik und trägt dafür gegenüber dem Reichstag die Verantwortung. Innerhalb dieser Richtlinien leitet jeder Reichsminister den ihm anvertrauten Geschäftszweig selbständig und unter eigener Verantwortung gegenüber dem Reichstag.

Selbstverständlich wird die Frage, was noch „Richtlinien" sind und was schon „innerhalb" ist, je nach Temperament und Energie der Beteiligten verschieden gedeutet werden; aber man verrät kein großes Geheimnis, wenn man sagt, daß die Interpretation durch Dr. Luther ausgreifender ist als die Interpretation irgend eines seiner Vorgänger. Herr Dr. Stresemann darf noch Noten in Empfang nehmen und unterschreiben; er darf auch noch Besprechungen mit Gesandten führen und Instruktionen an Gesandte herausschicken. Aber den Inhalt dieser Noten, den Inhalt dieser Unterredungen und Anweisungen, die bestimmt nicht mehr er, — die sind für Dr. Luther nicht mehr „innerhalb", sondern „Richtlinien". Eine solche Degradation auf den zweiten oder dritten Rang ist Herrn Stresemann in der Zeit, in der er den Eintritt der Deutschnationalen ins Kabinett betrieb, von all seinen Freunden vorausgesagt worden. Man hat ihm erklärt, daß seine Bedeutung nur darin liege, daß er in einem Linkskabinett Exponent der einflußreichen Rechten sei; sobald er in einem Rechtskabinett Exponent der einflußlosen Linken werde, müsse er ausgespielt haben. Herr

Dr. Stresemann hat nicht auf diese Ratschläge gehört, der Drang des heraufgekommenen Kleinbürgers in ihm, mit anerkannt „feinen“ Leuten zusammenzusitzen, war sogar mächtiger als die Gebote der Klugheit. Aber abgesehen von der rein politischen Situation hatte er auch noch das Unglück, in Dr. Luther auf einen Menschentyp zu stoßen, der nach einiger Zeit stets ganz automatisch das Uebergewicht über jenen Typ gewinnt, den Stresemann selbst repräsentiert. Zugespitzt ausgedrückt: eminent fleißige Sachlichkeit, wenn auch irrige, stand gegen Feuilleton! Das erträgt das Feuilleton nicht auf die Dauer. Es mag sein, daß das Feuilleton im Grunde gescheitere Ideen hat, die Sachlichkeit, die Energie und der Fleiß mitunter dümmere. Nichtsdestoweniger wird schließlich sogar das Dümmere getan werden, wenn es in einem solchen Vertreter auftritt. Auf geraume Weile wird der Typus Luther den Typus Stresemann immer kalt stellen. Womit nicht gesagt sein soll, daß Luther wirklich dümmer als Stresemann ist!

Neuerdings spitzen sich im Ruhrgebiet die Verhältnisse wieder bedenklich zu. Zu den Problemen, die sich zwangsläufig aus der ungeheuer wachsenden Wirtschaftskalamität ergeben, kommen solche, die weniger naturnotwendig als vielmehr frivol heraufbeschworen scheinen. Ueberall, wo die Franzosen abziehen, rücken die „Vaterländischen Verbände“ ein, um die Unrechtsnachfolge der französischen Soldateska in die geübten Hände zu nehmen. Sie hoffen, in den von lokalen Schwierigkeiten aller Art geplagten Kommunen des Westens einen neuen Nährboden zu finden. Den Verbänden ist es in den letzten Monaten bitter schlecht gegangen. Innerer Hader führte einen desolaten Zustand herbei, die alten Geldgeber halten die Taschen verschlossen. die Justiz beginnt, sich für die vom mecklenburgischen Ku-Klux-Klan arrangierten Morde zu interessieren. Auch die alte Freundschaft mit der Reichswehr scheint im Erkalten zu sein. So wird dieser neue Cimbernzug nach dem Westen weniger von dem Drang nach nationalen Taten beflügelt, viel eher denkt man an einen hungrigen Heuschreckenschwarm, der sich über neues Gebiet ergießt. Ueberall in den befreiten Städten wimmelt es von hakenkreuzgeschmückten Galgengesichtern, die ruhige Bürger in frechster Weise herausfordern. Schon ist es zu blutigen Zwischenfällen gekommen, die bis jetzt im Regierungsbezirk Arnsberg die Wirkung gehabt haben, daß die Behörden gegen das Reichsbanner vorgehen, weil es versuchte, die Burschen im Zaum zu halten. Da die Industriearbeiterschaft Westfalens ohnehin vorwiegend linksradikal eingestellt ist, muß befürchtet werden, daß den Stahlhelmern und Wehrwölfen bald weit weniger verantwortungsbewußte Elemente entgegentreten als die Mitglieder des republikanischen Schutzverbandes. Wenn nicht von Staats wegen rechtzeitig für Wiederherstellung der

Ordnung gesorgt wird, können sich sehr bald die traurigen Vorkommnisse von 1923 wiederholen.

Im Herbst 1920 fand im Reichstag eine Besprechung von führenden Linkspolitikern statt über die Gründung einer republikanischen Abwehrorganisation. (Später ist daraus der Republikanische Reichsbund hervorgegangen.) Nachdem Preuß, David und Brandenstein die Bereitwilligkeit ihrer Parteien ausgesprochen hatten, sich an einer überparteilichen Organisation zur Verteidigung der Republik zu beteiligen, nahm als Letzter, und zwar erst auf vielfache höfliche Bitten, Herr Giesberts, der damalige Postminister, das Wort. Er sprach kurz aber gewunden. Er sei, sagte er, ohne Auftrag hier und lediglich als Hörer, könne deshalb auch keine bindenden Erklärungen abgeben. Das Zentrum sei an sich ja weder auf Monarchie noch Republik festgelegt. Er müsse jedoch für seine Person betonen, daß von seinen politischen Freunden das Wachsen der monarchistischen Stimmung in der Bevölkerung mit größter Besorgnis verfolgt werde und daß man in der Fraktion sich frage, ob es nicht unter solchen Umständen zweckmäßig sei, die Stellung zur Republik einer Revision zu unterziehen. — Diese Worte eines notablen Zentrumsmannes entgeisterten einigermaßen, und die Sitzung verlief resultatlos. Heute wird diese Reminiszenz wieder aktuell, wo das Zentrum scheinbar vor der Entscheidung ob Rechts oder Links steht. Aber dieses Problem besteht in der Tat nicht: immer ist das Zentrum die Partei ohne Entscheidungen gewesen; immer, wo es auch stand, war es gleichsam nur körperlich dabei, seine Seele . . . Aber wer kennt die?

Jedesmal, wenn im Herbst die Blätter fallen, dann fallen auch die Pazifisten übereinander her. Dieses jährliche Schlachtfest ist der Pazifistenkongreß. Diesmal wurde es in Dortmund begangen. Man muß den Verlauf dieser Kongresse verfolgen, um zu begreifen, daß der Pazifismus in Deutschland nicht an Ausdehnung gewinnen will und angesichts der blutbedeckten Walstatt die Militaristen sich zufrieden attestieren, daß sie doch die bessern Menschen sind. Alljährlich kämpft man darum, was Pazifismus ist. Und da die Friedensfreunde keine schlüssige Antwort finden, wie dürfen sie im Namen des Pazifismus agitieren? Die deutschen Pazifisten legen unglücklicherweise mehr Wert auf das, was sie Prinzipientreue nennen, als auf Wirkung nach außen. So kommt es, daß immer wieder von neuem die Grundbegriffe des Pazifismus geklärt werden müssen, und da die Friedensvereine Sammelplätze sind für verbohrte, weltfremde, gehässige Dogmatiker, steht die Bewegung bei einer solchen Auseinandersetzung regelmäßig vor der endgültigen Auseinanderklärung. So geht es seit Olims Zeiten. Auch in Dortmund wäre es fast wieder zur Katastrophe gekommen. Man fragt sich erschreckt: hat der deutsche Pazifismus eigentlich

keine anderen Aufgaben als Richtungskämpfe? Schließlich sind Sicherheitspakt und Völkerbund gerade in diesem Augenblick wichtiger als Festlegung der reinen Lehre in einer langatmigen Resolution, deren Abdruck selbst die befreundete Presse schaudernd ablehnt. Der alte Professor Quidde mag in manchem nicht mehr einer jungen Generation genügen. Aber er ist ein mutiger und kluger Mann, der sein Ziel darin sieht, die seit Jahren von ihm geführte Friedensgesellschaft aus der Utopisterei in den Bereich der politischen Wirkung zu ziehen. Seien wir ehrlich: diese Jahreskonzile kompromittieren die Menschen, die Sache und die Führer, denen es nicht einmal gelang, ihrer Herde die Elemente politischen Denkens einzupauken. Der Pazifismus gilt außerhalb der deutschen Grenzen als ein Weltproblem. Bei uns wird er durch ein scheußlich mürrisches und rechthaberisches Sektierertum zu einer Klubzimmer-Angelegenheit. Es ergibt sich die ernste Frage: wann wird endlich den Herrschaften das Recht bestritten, als Sachwalter einer großen, heiligen Idee aufzutreten, die für sie nicht mehr ist als ein Knüppel, mit dem man dem „Gesinnungsfreund" über den Kopf schlägt?!

Hat die große Stockholmer Kirchenversammlung irgendwelche positiven Ergebnisse gezeitigt? Der Verlauf berechtigt nicht zu besonderen Hoffnungen. Der Gedanke, eine überstaatliche Instanz der evangelischen Kirchen zu schaffen, ist nicht neu. Er wurde bald nach Kriegsende nicht nur von dem klugen und liberalen schwedischen Erzbischof Söderblom, sondern auch von englischen Bischöfen eifrig befürwortet. Was in Stockholm versucht wurde, das war, um es auf eine Formel zu bringen, die Internationalisierung Luthers. Aber Martin Luther ist im Guten wie Bösen deutsche Spezialität. Luther ist so deutsch wie Wolfram oder Meister Eckehard, aber leider auch wie Hitler. Sein Doktrinarismus, sein Servilismus, seine politische Unbegabung, alles das ist ebenso deutsch wie sein prächtiger dickschädeliger Bekennermut. Ist es nicht kennzeichnend, daß die eigentlichen staatenbildenden Ströme der Reformatorenära nicht von ihm, sondern von dem zwar auch rigorosen, aber doch politisch denkenden Calvin ausgingen? Uebernational und lutherisch sind Widersprüche geblieben. Die katholische Kirche braucht, auch wenn sie im einzelnen die Zügel zuweilen recht locker läßt — der polnische Klerus macht z. B. davon weitgehend Gebrauch — immer nur ihre große Tradition wieder aufzunehmen, und die Christenheit fühlt das eine umschlingende Band. Die evangelischen Kirchen aber waren von vornherein als Landeskirchen gedacht. Die Fürsten depossedierten die Priester, verstaatlichten den Kult. Nicht gegen den Adel setzte sich der Absolutismus durch wie in England und Frankreich, sondern gegen den Klerus. Nicht die Schlösser der Feudalherren

sanken in den Staub, nur Tetzels Ablaßkasten wurde konfisziert und in Staatsregie übernommen. Damit fiel der religiöse Wirkungsradius zusammen mit den Grenzen des Landes und geistig wurden die Grenzen der jeweils herrschenden Staatsidee auch die Grenzen der Religion. So kam in das Luthertum jene trübe Enge, jener Mangel an Popularität. Niemals ist der Pastor ein so wundervoll geschmeidiges Instrument geworden wie der Kaplan, immer mehr wurde er der zeit- und volksfremde verdrießliche Glaubens- und Sitteninspektor, Kultusbeamter, nicht Priester. Diese jahrhundertealten Barrieren sollen niedergerissen werden? Die evangelische Oekumene in Stockholm sah demgemäß nicht Männer eines Glaubens, sondern verschiedener Nationen. Der deutschen Delegation blieb es vorbehalten, lutherisch in des Wortes schlimmster Bedeutung, die weltbürgerlich Gewillteren mit der Erklärung vor den Kopf zu stoßen, der Völkerbund sei „religiös irrelevant“. Wie will man zu einer Einheit gelangen, wenn schon die größte der evangelischen Kirchen sich mit einer kurzen, schroffen Verbeugung in ein gestorbenes Jahrhundert zurückzieht? Was zu dem neuen Konzil führte, war schließlich nicht nur religiöse Not, sondern mehr noch das Bewußtsein, daß die Kirchen in allen modernen Problemen, ob es nun Pazifismus sei oder Sozialismus oder Sexualfragen gerade durch die Verkettung mit reaktionären, undemokratischen Staatswesen immer weiter hinter den Menschen der Zeit zurückbleiben. Ja, zum Teil haben die Staaten schon ihre Kirchen weit überholt. Durch die Heranziehung der Griechisch-Orthodoxen vollends erhielt die Stockholmer Versammlung das Gepräge einer Beratung von Leuten, denen es nicht mehr gut geht. Aber nur ganz selten klang der Geist des „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ mit. Auch das ist die echte lutherische Selbstgerechtigkeit: man ringt nicht mit dem Engel, man wartet auf ihn.

Vor einigen Tagen las man in der Zeitung: Ein Lehrer wurde von der Anklage schwerer Sittlichkeitsverbrechen, begangen an minderjährigen Schülerinnen, freigesprochen. Zwei vierzehnjährige Mädchen bekundeten, daß er sich an ihnen vergangen, eine Reihe anderer jüngerer Kinder sagte aus, daß er an ihnen unzüchtige Handlungen vorgenommen habe. Das Gericht erachtete den Beweis als nicht erbracht, da es den „Kinderaussagen“ nicht die hinreichende Zuverlässigkeit beimaß. Dieses Urteil wird bei einem großen Teil, auf „Reinlichkeit“ bedachten Staatsbürgern kein Verständnis finden, ja Entrüstung hervorrufen. Und doch ist es ein Kultursymbol ersten Ranges, ein Zeichen, daß das Rad der Sexualmoral ein Stück weiter aus dem Sumpf uralter Vorurteile weggerollt, daß es aus der dumpfen Folterkammer des Gewissens in die hellen Räume des

Verstandes, des Verstehens, des Erforschens gelangt ist. Denn wenn sogar die Richter, die doch wahrhaftig mehr Wächter des zur ehernen Form erstarrten Bestehenden, als Pioniere des Vorwärtsrollenden sind, das Bedingte aller Sexualmoral, das Gleitende, tausendfältig Verwurzelte widerspiegeln, dann ist es, bei Freud, das natürlichste Zeichen, daß sich die Sexualmoral von ihrem jahrhundertealten Platz endgültig fortbewegt hat. Man stelle sich diesen Prozeß vor 300, vor 400 Jahren vor. Es ist gar kein Zweifel, daß, wenn die Mädchen als kleine Hexen vor dem Richter gestanden wären, daß vielleicht der Lehrer der Kläger gewesen wäre, daß man den Kleinen die „Geständnisse" auf der Folter entrissen hätte. Heute glaubt man den freiwilligen nicht. Man stelle sich den Prozeß noch vor 20 Jahren vor. Nichts hätte den „Unhold" von Lehrer vor einer fürchterlichen Zuchthausstrafe gerettet. Im ersten Falle der von einem höllischen Geist verführte Lehrer, im zweiten der von einem unreinen, verbrecherischen Manne verführte, vergewaltigte Engel. Heute ein klares, ruhiges Auswägen zweier sich kreuzenden natürlichen sexuellen Kräfte. Dadurch, daß das Gericht die „Kinderaussagen" als nicht schlüssig erachtete, hat es nicht etwa die gerichtliche Unbrauchbarkeit der Kinderaussagen im allgemeinen zur Urteilsfällung herangezogen. In unserem Falle hat es klipp und klar anerkannt, daß diese Aussagen auf sexuellen Motiven beruhen, daß die kindliche Sexualität eine bedeutende Rolle dabei spielt. Denn reine Engel machen nicht diese Aussagen. Die sexuelle Phantasie der Kinder, der kindliche sexuelle Wunschtraum muß sich an die Person des Lehrers verankert und eine derartige sinnliche Kraft erreicht haben, daß er sich zu einer erotischen Beschuldigung verdichtete. Wir wissen ja seit Freud, daß die meisten Kinder kleine Engeldarsteller sind, fabelhafte Schauspieler der „Unschuld", und daß wir selbst eine unglaubliche Vergeßlichkeit unserer eigenen Kindheitssexualität aufweisen. Jenes Urteil hat gleichsam ein Unterbewußtsein. Man fühlt instinktiv, daß die weltweisen Richter sich scheuten, den Lehrer zu verurteilen, selbst wenn die Aussagen der Schülerinnen auf Wahrheit beruhten. Denn es wird immer deutlicher, daß es ein Sexualproblem Lehrer—Schülerinnen gibt. Und es wird immer klarer, daß in diesem Falle kaum, oder selten der „Verführer" der „Schuldige" ist. Aus einer erst seit einigen Jahren ein wenig überwundenen Scheu wurde die Intensität des Sexualempfindens der Mädchen von 10 bis 14 Jahren fast nie untersucht. Und doch scheint es so, als ob diese Altersperiode ein wahrhaft „gefährliches Alter," mit einer durch keine Erfahrungen, durch keinen gesellschaftlichen Zwang, durch keine sexuelle „Diplomatie" gemilderten Aggressivität wäre. Die beginnende und die schon begonnene Reife rumort mächtig in den Kindern, sie langt nach dem nächsten Objekte (vielleicht auch das ein Bequemlichkeitsgrund des Oedipus-

pomplexes) — nach dem Lehrer (ein erweiterter Oedipuskomplex). Es gibt Lehrer, denen im Schulraum ein vereinigtes Meer jugendlicher Erotik entgegenbrandet. Wenn man auch eine telepathische, magnetische, sympathische Beeinflußbarkeit außer acht läßt (wer möchte solche Ströme in der Sexualität ganz leugnen?), so verrät sich doch alles durch tausend kleine Bewegungen, Blicke, Rotwerden. Aber nicht genug daran! Die Schülerinnen gehen zum Angriff, zur Verfolgung über. Laßt euch von aufrichtigen Frauen erzählen, wie sie als Schülerinnen ihre Lehrer mit Träumen, und nicht bloß mit Träumen verfolgt haben! Ich kannte einen Lehrer von 64 Jahren, einen Mann mit weißem Vollbart, Lehrer des Deutschen, dem die halbe Schulklasse der 14- bis 16-jährigen Mädchen wie ein Rudel Mänaden von der Schule bis in seine Wohnung verfolgte, den sie hinter dem Haustor auflauerten. Sie drängten ihm ihren Mund zum Kusse hin. Ich weiß nicht, wie weit der alte Herr verführt wurde. Gewiß, gewiß, der Lehrer hat sich zu beherrschen, hat — wer hatte das noch vor kurzem gesagt? — der Verführung zu trotzen. Aber man unterschätze nicht die Schwere dieses Kampfes und — wie unsere Richter — hüte man sich, allzuschnell den Stab über diesen verführten Heiligen zu brechen. Sie spielen alle das alte Stück von der Versuchung des heiligen Antonius, solange, bis die Sexualität ganz und gar in den hellen, klaren, reinen Räumen des strahlenden Verstandes ihren natürlichen Platz gefunden hat.

Der 18-jährige Prinz Louis Ferdinand hat in Potsdam einen Vortrag gehalten über seine spanische Reise. Der jugendliche Redner fiel seinem Publikum durch lebhafte Geistesfrische auf. Es ist ganz selbstverständlich, daß Prinzen auch im zartesten Alter über den Dingen zu stehen pflegen und sachkundig das betrachten und behandeln können, dessen Objekt sie eigentlich sind. Erhöhte Einsicht fällt ihnen durch Vererbung zu. Warum soll also z. B. ein Prinzen-Baby sich nicht über Säuglingspflege äußern? Daß es bisher nicht geschah . . . nun, Hoheit können sich schließlich nicht um alles kümmern!

FRANTZ CLEMENT
(Paris)

ARISTIDE BRIAND

Wenn man über die Lebenden etwas aussagen kann, was vor der Geschichte standhält, so kann man es am wenigsten über diesen Staatsmann. Seine Vergangenheit ist außergewöhnlich reich, aber es fehlt das große einheitliche Werk, das mit seiner Persönlichkeit verbunden ist und über dessen Wert oder Unwert die künftigen Jahrzehnte das Urteil sprechen. Er war sechsmal Ministerpräsident, davon dreimal in großer Zeit, er ist ohne jeden Zweifel eine der großen politischen Figuren des zwanzigsten Jahrhunderts, aber er ist nicht der Mann einer Leistung, die den Gang der Geschichte seines Landes oder gar Europas fest, sei es auch nur eine Zeitlang, bestimmt hat. So muß er zurückstehen hinter Talleyrand, Gambetta und sogar hinter Clemenceau.

Wie kein Zweiter ist Briand der Mann der Teilerfolge. Sie sind zahlreich, diese Teilerfolge: die Trennung von Kirche und Staat, die er als Berichterstatter des Gesetzes und hernach als Minister sauber erledigte, die Eindämmung der Eisenbahnerstreiks, bei der er eine Taktik schuf, die heute als klassisch gilt, die Expedition nach Saloniki, die vielleicht sein gefährlichster Streich war, die Einigung von Cannes, die hernach von Millerand und Poincaré so rücksichtslos erdrosselt wurde. Das ist gewiß viel und vielerlei, aber es ist nicht weitschichtig genug, um ihm die Größe zu sichern. In der Geschichte wird sein Name auf vielen Seiten stehen, aber er hat sich kein eigenes Kapitel geschaffen.

Das ist die peinliche Tragik dieses erfolgreichen und glücklichen Lebens, und dadurch wird dieses Leben mit einer gewissen Melancholie, die ihm eine neue Anziehungskraft verleiht, überschattet. Es ist eine fesselnde Aufgabe, den Ursachen dieses Mankos nachzugehen.

Es fehlte nicht an großen Gelegenheiten, aber er hat sie nicht ergriffen. Für die Franzosen aller Schattierungen und für einen kapitalen Teil der öffentlichen Meinung der Welt hat Clemenceau den Krieg gewonnen. Briand brachte wunderbare Eigenschaften mit, um den Frieden zu gewinnen; er hielt eine Zeitlang das Ruder, aber es entglitt ihm und geriet in Hände, die derber waren als die seinen. Fehlt es ihm an Härte? Man muß das annehmen. Man wandte auf ihn das Wort von der eisernen Faust im Samthandschuh an, und er hat in kritischen Stunden gewiß Mut und höllische Energie bewiesen, aber er sprang nie auf, wenn es galt, trotzig um Sein oder Nichtsein zu kämpfen. Denn er wird behindert durch die Skepsis und durch seine übergroße Erfahrenheit; er bringt es nicht über sich, eine Tat um der Tat willen zu wagen. Briand hat nichts von einer heroischen Natur; hier liegt seine Grenze, hier liegt aber auch das Geheimnis seines imponierenden Könnens.

Denn allemal, wenn der Karren verfahren war, rief man nach ihm.

Wenn die Fanatiker der Tat, die Draufgänger und Systematiker — der Typus des letzteren ist Poincaré — die Fäden verwirrt hatten, war man froh, den geschickten und geduldigen Mann, der sie entwirren konnte, in Reserve zu haben. Er blieb immer da als letzte Hoffnung, und er wird da bleiben, solange er lebt.

Dieser Staatsmann ist bretonischen Schlages. Er hat die Statur und den grob geschnittenen buschigen Kopf des „northman", der Leute, die im Kampf mit den Elementen Geduld und ruhige Entschlossenheit lernten. Er hat auch den schleppenden Gang, die leise, aufhorchende Art der Menschen, die draußen am Meer leben und erfahren haben, daß nur der Gleichmut in der Tapferkeit die Gefahren bezwingt. In Briand ist trotz der unaufdringlichen Eleganz, die er sich angeeignet hat, trotz der schmunzelnden Finesse, die ihn so bezaubernd macht, viel vom niederen Volk und sogar manches von der Unbedenklichkeit und Brutalität des Volkes. In seinen „Schreien auf dem Boulevard" hat René Schickele von ihm ein phantasievolles Porträt entworfen, in dem er vom Kainsmal der Verruchtheit spricht, dem die Frauen und das Volk nicht leicht widerstehen. Das ist eine jener metaphorischen Uebertreibungen, die nicht viel erklärt. Aber man braucht diesen Mann in seinem Tun und Haben nur aufmerksam anzugehen, um überzeugt zu sein, daß er die gesellschaftlichen und gefühlsmäßigen Hemmungen der Bourgeois und Stadtmenschen nicht kennt.



Briand

Es war denn auch eine natürliche Entwicklung, daß der junge Advokat, der vom Volk her kam und sich daneben durch eine Jugendtorheit noch mehr deklassiert hatte, als er es ursprünglich war, der sozialistischen Politik zuwandte. Briand war eine der großen Hoffnungen der Klassenkampfpartei, aber doch keiner ihrer führenden Männer, als ob hier schon die Skepsis die Entladung seiner außerordentlichen Fähigkeiten, sogar in der Periode, wo er ein Spezialist der Generalstreikpropaganda war, behindert hätte. Wir haben Schilderungen seiner Figur und seiner Art aus dieser Zeit, böswillige und harmlosere Schilderungen; er war ungepflegt, ein zynischer Bohème, der fleißigeren Kameraden die anstrengende

journalistische und organisatorische Arbeit überließ und nur ab und zu auf dem verführerischen Instrument seiner schönen Stimme spielte, gern bummelte und stundenlang am Pokertisch saß. Er wuchs erst als Parlamentarier im Verhältnis zur Verantwortlichkeit, die seine Partei ihm aufbürdete, und in demselben Verhältnis entfernte er sich nach und nach von seiner Clique. Die verfolgte ihn nun mit einer Hartnäckigkeit, die sie keinem Millerand und Viviani angedeihen ließ, weil sie das Empfinden hatte, daß Briand mehr war als ein skrupelloser Streber, daß er — und das war eine Anklage gegen die Partei — die Schranken, die sie einer zur Realisation hinstrebenden Individualität setzt, verachtet. Die hat sich später mit ihm abgefunden, auch in Zeiten, wo er ihrer Politik gar nicht nahestand.

Briand hat dann in seinem politischen Leben außergewöhnlich Glück gehabt — de la veine, sagt der Franzose, de la veine de coeur. Auch rein äußerlich: dieser Kettenraucher, dem noch heute die Zigarette stets im Mundwinkel hängt, hat durch sie an seiner Stimme so gut wie nichts gelitten, ihre samtige Geschmeidigkeit erhalten können. Er hat, ohne sich körperlich zu schonen und zu pflegen — erst mit dem Alter suchte er die regenerierende Kraft des Landlebens auf und wurde Gutsbesitzer —, allerlei Extratouren getanzt und ist noch heute trotz seiner gefurchten Züge und seiner gedrückten Haltung frisch wie ein Vierziger. Und mit den politischen Erfolgen treten schöne und feine Frauen in sein Leben, die ihm es leicht machten, als Hagestolz zu altern.

Glück hatte er auch in der Politik. Er ist keiner der nervösen Erfolgjäger, deren Ehrgeiz ihrem Aufstieg immer um ein paar Sprossen voraus ist; er ließ vielmehr die Dinge ruhig an sich herankommen und wußte dadurch seiner Karriere die schöne Eleganz zu erhalten, um die man ihn beneidet, die aber auch seine härtesten Gegner mit ihm versöhnt. Briand ist ein Lebenskünstler, und seine Politik hat auch diesen künstlerischen Zug, diese Ungezwungenheit, die rein ästhetisch zu befriedigen vermag. Dazu gehört viel Menschenkenntnis, viel Selbstsicherheit und Selbstbeherrschung.

Clemenceau soll einmal gesagt haben: „Poincaré weiß alles, aber versteht nichts, Briand weiß nichts, aber versteht alles". Das ist „nach Tigerart" kraß ausgedrückt; man kann aber die gegensätzliche Natur dieser beiden Männer kaum in eine suggestivere Formel bringen. Es zirkulieren über Briands Indolenz und Ignoranz — diese Ausdrücke sind besser als Trägheit und Unwissenheit, weil sie abschwächen — Gerüchte und Fabeln aller Art, die man nicht übermäßig ernst nehmen darf.

Seine Indolenz äußert sich so, daß er die Geschäftigkeit verachtet, diesen trockenen Fleiß, der Poincaré auszeichnet, und dieses draufgängerische Sich-hinein-beißen, das Herriot eigen ist. Er nimmt sich Zeit zum Nichtstun, er bringt es fertig, ganze Wochen

zu vertrödeln mit einem Freund auf der Segeljacht oder auf seinem Gut im gemächlichen Verkehr mit den Bauern und der Natur. Das hat ihn frisch erhalten.

Seine Ignoranz ist ebenfalls ganz eigener Art; er dokumentiert sich nicht, er läßt sich dokumentieren, und dafür hat er Vertrauensleute gefunden, mit denen ein anderer nichts anzufangen wüßte. Sich mit Haufen von Aktenbündeln abquälen, das kann er nicht, das mag er auch nicht, wenn er es könnte. Er verläßt sich auf ein Assimilationstalent, das im heutigen Frankreich beispiellos ist, und doch ist es noch niemand gelungen, ihn bei einer richtigen Unüberlegtheit zu packen.

Von einem Manne dieses Schlages darf man nicht erwarten, daß er eine politische Ideologie verkörpert, man darf sogar nicht bei ihm nach einem System suchen, das er den Verhältnissen anzupassen bereit ist, man vermißt bei Briand sogar die sakrosankten Traditionen, denen französische Staatsmänner sich selten entziehen und denen unter seinen Zeitgenossen vielleicht nur Clemenceau entschlüpfte. Es ist ein gutes Recht der sozialistischen Doktrinäre, den Redner, der vor drei Jahrzehnten mit seiner „silver tongue" den Generalstreik predigte, als Renegaten verächtlich zu machen, aber sie mögen sich damit trösten, daß es anderen Parteien und Gruppierungen mit ihm nicht besser erging. Er hat die Radikalen, denen er seit dem bekannten Dolchstoß in den Rücken, den Millerand ihm bei Gelegenheit von Cannes applizierte, eng verbunden ist, schon ein paarmal im Stich gelassen, das Zentrum, in dem er in den zehn Jahren vor dem Kriege zu wurzeln schien, oft genug enttäuscht und nur allein der äußersten Rechten, deren „Tout ou Rien-Politik" er verachtet, kontinuierlich die Zähne gezeigt.

Als er den Sozialisten den Rücken kehrte, suchte er den Kontakt mit der bürgerlichen Linken aufrechtzuerhalten, aber er stieß bei ihr auf Mißtrauen, als er mit einer Offenheit, die man selten bei ihm findet, verkündete, gelegentlich der Eisenbahnerstreiks hätte er auch nicht gezaudert, sich in die Illegalität hineinzubegeben, um die Ordnung wiederherzustellen. Die Radikalen hatten nie zärtliche Gefühle für Politiker, die nach der Diktatur strebten, ob sie Clemenceau, Caillaux oder Briand hießen, weil sie spürten, daß die Diktatur sich letzten Endes gegen sie richten würde. Briand hat, als die Radikalen ihn offensichtlich verschmähten, sich denn auch nicht gescheut, im Jahre 1913, als der entscheidende Kampf zwischen den Radikalen und der progressistischen Reaktion ausgetragen werden sollte, mit so zweifelhaften Prinzipienmenschen wie Millerand, Barthou und Klotz jene sonderbare „Fédération des gauches" zu begründen, die darauf ausging, den Radikalismus zu sabotieren und kurz danach ruhmlos von der Bildfläche verschwand. Strenge Linksrepublikaner haben ihm das heute noch

nicht verziehen und lassen periodisch eine „Warnung vor Briand“ vernehmen.

So buntscheckige Ministerien wie die, die Briand präsidierte, hat denn auch keiner seiner Konkurrenten aufzuweisen. Abgesehen von seinen beiden Ministerien der Kriegszeit, die im Zeichen des Burgfriedens standen und deren Nuancierung damit von selbst gegeben war, hat er so ziemlich mit allen Mehrheitskonjunkturen sich zurechtzufinden gewußt. Er hat unter der Aera des Nationalblocks regiert und macht unter deren Linkskartell eine Außenpolitik, die derjenigen, die er unter der Präsidentschaft Millerands machte, leidlich ähnlich ist. Damals machte er sie gegen die Mehrheit — ein Kunststück, das nur einem solchen Virtuosen mehrere Monate lang gelingen konnte, bis der bissige Millerand halt gebot — heute macht er sie mit der Mehrheit.

Das ist schließlich nichts weiter als großzügiger Opportunismus, und mit dieser Formel — die stets einen üblen Beigeschmack hat — sind alle Schwächen und alle Qualitäten der Briandschen Staatskunst zu erschöpfen. Wie kommt es nun, daß die Linksrepublikaner den wandlungsfähigen Mann, der seinerzeit Staat und Kirche meisterlich schied und seit dem Kriegsende für die Wiederaufnahme der diplomatischen Beziehungen zum Vatikan warb, immer und immer wieder mit ihrem Vertrauen beehren. Es ist zum Teil aus Leutemangel, denn sie haben in ihren Reihen doch keine Persönlichkeit, die über dieses Talent, diese Erfahrung und diese Autorität verfügt. Es ist auch aus einem uneingestandenen Verständnis für die Wandlungen Briands, da der Radikalismus von jeher einen starken opportunistischen Einschlag hatte. Es ist aber hauptsächlich aus dem Grund, daß sie genau wissen, Briand würde unter keinen Umständen eine so hahnebüchene nationalistische Politik wie die Millerand, Poincaré und Viviani machen und auch nie die Republik so unverfroren wie diese an die soziale und monarchistische Reaktion ausliefern; hier finden sie die nötige Beständigkeit in der Unbeständigkeit.

Jeder Staatsmann hat, um eine Konstruktion von Taine zu gebrauchen, eine faculté maitresse. Briand ist der typische Parlamentarier, der Parlamentarier über alles, der beherrschte Künstler des Parlamentarismus. Er hat es als Advokat und als Journalist nicht weit gebracht, und als Versammlungsredner war er ein Talent, aber nicht mehr als ein Talent. Sobald er jedoch ins Parlament eintrat, spürte er den Boden unter den Füßen, für den er geschaffen war. Ein paar Jahre genügten ihm, um die erfahrensten und beredtesten seiner Kollegen zu übertrumpfen, denn hier, in dieser gefahrvollen Atmosphäre, wo es nicht allein auf Verstand und Wortkraft ankommt, sondern wo der Instinkt in der Menschenbehandlung und die intuitive Erfassung aller Wirklichkeiten und Möglichkeiten den Ausschlag geben, rückte er schnell zum Meister auf. Um im

Frankreich der dritten Republik sechsmal Ministerpräsident zu werden, dazu gehört allerhand, was genialisch genannt werden kann; vor allem gehört dazu die absolute Sicherheit in der Behandlung des Parlaments.

Und zu dieser gehört eine aktive Psychologie der absonderlichen Menschenart, die sich in den Wandelgängen, Sitzungs- und Kommissionssälen eines Parlaments zusammenfindet. Briand weiß zunächst immer, was vorgeht; er hat seine eigene Witterung; er hat daneben ein paar Freunde, auf die er sich verlassen kann und die ihm das suggerieren, was ihm entgeht. Jede Krisis notiert sofort auf seinem empfindlichen Barometer, jede Abschwenkung, jeder Umschlag in der Stimmung wird von ihm aufgefangen. Und wenn er eingreift, sobald er sicher ist, daß seine Stunde wieder einmal gekommen ist, so tut er es nicht in der brüsken Art eines Clemenceau und Loucheur, sondern in verbindlicher Weise. Er weiß zur rechten Zeit zu schweigen und zu plaudern, und so hat er es erreicht, daß auch die Vorsichtigsten ihm nicht widerstehen.

Und seine Virtuosität zeigt sich vor allem darin, daß er mit ihr keinen Mißbrauch treibt. Er hätte sich mit seiner reichen Erfahrung und seiner persönlichen Kraft in der Ministerstürzerei spezialisieren können. Er tat es nicht; so bewahrte er sich vor dem Ruf eines Intriganten, der die Klippe ist, an der die überlegensten Taktiker des Parlamentarismus scheitern. Wenn das Schicksal eines Kabinetts oder eines Ministers in seine Hand gegeben ist, kann er äußerst gnädig sein. Man weiß ja nie, wo man diesen Mann noch gebrauchen kann, und Briand handelt nach dem Prinzip, daß im Parlament auch noch etwas wie Dankbarkeit besteht. Wenn er, was selten vorkommt, Revanche übt, so maskiert er sorgfältig sein Spielchen. Seine taktische Kunst übt er mehr in der Defensive als in der Offensive; er hat es nie ganz eilig, denn er weiß, daß die Situationen, wo man seiner bedarf, sich ganz von selbst herausbilden.

Als Minister und Ministerpräsident hat Briand sich stets einen schönen Abgang zu sichern gewußt. Er ist nie im eigentlichen Sinne des Wortes gestürzt worden; er hat es immer einzurichten gewußt, als ginge er aus freiem Antrieb. Nur einmal hat er seinen Unwillen offen gezeigt; das war an dem Tag, wo er von Cannes nach Paris eilte, als Millerand und Poincaré in seiner Abwesenheit sein mühsam aufgebautes diplomatisches Werk über den Haufen geworfen und die Kammer gegen ihn mobil gemacht hatten. Damals behandelte er sie wie eine Bande von Knechten und hatte, als er von der Tribüne heruntersteig, eine solche Gebärde der Verachtung, daß man glauben konnte, er würde mit allen Mitteln blutige Rache nehmen. Aber auch damals wartete er seine Stunde ab; er trat nicht offen gegen Poincaré auf; aber er ging ins Land hinaus und ließ seine Sirenenrufe ertönen; dem Kartell der Linken,

das Poincaré den Hals brach, führte er all diejenigen zu, die noch zögerten, und als er seine große Rede in Carcassonne hielt, wußte jeder Eingeweihte, daß eine Umorientierung sich vollziehen würde.

Ohne sich viel in Bücher zu vertiefen, hat Briand aus der Geschichte gelernt; er weiß, daß die Menschen zu allen Zeiten und an allen Orten denselben psychologischen Gesetzen unterliegen, und daß es nicht ratsam ist, zu sehr auf seine Macht und auf seine Autorität zu vertrauen. Gerade deshalb läßt er der Menge manchmal monatelang ihren Gaul, ohne sich auffällig um sie zu kümmern. Es ist als ob er nicht da wäre, und er ist auch oft gar nicht da. Er ist irgendwo auf dem Lande, segelt mit einem Freunde auf der See, baut seinen Kohl und zählt seine Hammelherde. Wenn er in der Kammer auftaucht, sitzt er wie teilnahmslos da, macht jede halbe Stunde einen kleinen Rundgang in den Couloirs und unterhält sich mit seinen Kollegen über die gleichgültigsten Dinge. Auf einmal aber, wenn die Debatte schwierig wird, hebt er den Zeigefinger und spricht, meist von seinem Sitz aus, ein paar gewichtige, fein ziselierte Sätze, die unfehlbar einschlagen.

Dieser große Redner hat nämlich niemals die Tribüne mißbraucht. Er hat erfahren, daß nichts bedenklicher ist, als zuviel zu reden, bei jeder Gelegenheit sein Licht leuchten zu lassen, und hat Herriot im Freundeskreis einmal mit burschikoser Offenheit gesagt, er ruiniere seine Karriere durch seine allzu häufigen guten Reden. Man muß aus sich was zu machen wissen, das ist seine Kunst. Und wenn er dann im kritischen Augenblick vor die Kammer tritt, horcht sie auf und ist in seiner Gewalt.

Denn Briand ist als Redner seiner Wirkung so sicher wie kein anderer neben ihm. Er hat ein wundervolles Instrument, eine dunkle Stimme, voll von Wohllaut und reich in allen Nuancen, eine sparsame Gebärde, Lässigkeit und Nachspannung in reichem Wechsel. Seine Form ist bei allen Improvisatoren, die sich auf die Durchschlagskraft einer glücklichen Wendung verlassen können, gar nicht gepflegt, und eine Sammlung von Reden Briands wäre eher alles andere als ein literarisches Meisterwerk. Er steht hier weit hinter Jaurès und auch hinter Clemenceau und Poincaré zurück. Er ist ein reiner Redner, und er glänzt denn auch in den Formulierungen, die Eindruck machen und in den Geistern haften, weil sie in der Redeschlacht geboren sind und nicht nach Papier riechen. Briand hält seine Reden, wie ein Schauspieler seine Rollen darstellt: mit der Abwesenheit jeder literarischen Prätention, als politische Schöpfung, die an den Sitzungssaal des Parlaments gebunden ist.

Welches wird die Stellung dieser schillernden faszinierenden Persönlichkeit in der Geschichte seines Landes sein? Ich habe bereits oben dazu meine Meinung gesagt und mag mich irren. Aber solange er lebt und alle seine Gaben zu schneller Verfügung beieinander hat, kann im heutigen Frankreich ohne ihn nicht leicht Geschichte gemacht werden.

JOHN STUART MILL

ÜBER FALSCHE ARTEN VON STAATSEINMISCHUNG

Genau 80 Jahre sind es jetzt her, seit der letzte, zusammenfassende Klassiker des Liberalismus sein großes Werk über die „Grundsätze der politischen Oekonomie" niederschrieb. Die Deutsche Volkspartei, der so manches prominente Mitglied des gegenwärtigen Reichskabinetts angehört, nennt sich Erbe und Vollstrecker des liberalen Gedankens. Was wird Dr. Luther zugunsten seines „Liberalismus" noch anzuführen haben, wenn er sich mit den folgenden Abschnitten jenes Jubiläumswerks konfrontiert sieht?

§ 1. Es gibt manche Gebiete, mit denen sich der Staat nicht beschäftigen sollte, und andere, mit denen er es soll; aber die Einmischung, mag sie an sich richtig oder falsch sein, muß stets nachteilig wirken, wenn die Regierung von dem Gegenstand, in den sie sich einmischt, nichts versteht und infolgedessen durch ihre Einmischung ungünstige Wirkungen hervorruft. Wir wollen daher mit einem Ueberblick über die verschiedenen falschen Theorien beginnen, die von Zeit zu Zeit die Grundlage für wirtschaftlich mehr oder weniger nachteilige staatliche Maßnahmen abgegeben haben.

Die bemerkenswerteste dieser irrtümlichen Theorien ist der Satz vom Schutz der heimischen Industrie, eine Phrase, die darauf hinausläuft, durch Zölle eine Unterbindung oder mindestens Erschwerung der Einfuhr solcher Waren vom Ausland herbeizuführen, die im eigenen Lande hergestellt werden können. Die Theorie bedeutet, daß der Kauf von im eigenen Lande hergestellten Gegenständen ein nationaler Vorteil und die Einfuhr ausländischer Waren allgemein ein nationaler Verlust sei. Da es aber zugleich offensichtlich im Interesse des Verbrauchers liegt, ausländische Waren, sobald sie billiger oder besser sind, den inländischen beim Kauf vorzuziehen, scheint in dieser Hinsicht das Interesse des Verbrauchers dem öffentlichen Interesse gerade entgegengesetzt zu sein. Zweifellos müßte er, sich selbst überlassen, nach dieser Theorie in einer dem öffentlichen Interesse zuwiderlaufenden Weise handeln. Indessen ist schon von älteren Schriftstellern gezeigt worden, daß die Einfuhr von Waren aus dem Ausland im gewöhnlichen Handelsverkehr niemals stattfindet, außer wenn sie in wirtschaftlicher Hinsicht ein nationaler Vorteil ist, indem sie veranlaßt, daß das Land dieselbe Menge an Waren zu geringeren Kosten an Arbeit und Kapital erhält. Diese Einfuhr zu behindern oder mit Zöllen zu belasten, die sie unterbinden, heißt daher, die Arbeit und das Kapital des Landes weniger ertragreich anlegen, als sie es sonst sein würden und mit Gewalt eine Vergeudung herbeiführen. Die Höhe des hierdurch veranlaßten Verlustes an Volksvermögen kann an dem Unterschied zwischen dem Preise, zu dem die Ware im

Inland hergestellt wird, und dem, zu dem sie eingeführt werden könnte, gemessen werden.

Diese die Einfuhr beschränkende und ganz unterbindende Politik war ursprünglich auf dem sogenannten Merkantilsystem begründet, das den Vorteil des Handelsverkehrs mit dem Auslande nur in dem Hereinbringen von Geld in das eigene Land sah und daher die Ausfuhr von Waren künstlich förderte, ihre Einfuhr dagegen unterdrückte. Das Merkantilsystem ist nunmehr sogar von Schriftstellern und Regierungen, die noch an dem System der Einfuhrbeschränkung festhalten, aufgehoben worden. Der ganze Einfluß, den es noch auf die Menschen ausübt, rührt, abgesehen von der Ansicht, daß durch seine Außerachtlassung private Interessen wirklichem oder eingebildetem Verlust ausgesetzt seien, von anderen fälschlichen Ansichten her. Von diesen ist die einflußreichste die oberflächliche Vorstellung, daß es notwendig sei, unsere eigenen Landsleute und unsere nationale Industrie zu beschäftigen, anstatt der Industrie des Auslandes Nahrung zu geben und sie zu unterhalten. Die Antwort hierauf liegt klar auf der Hand. Es genügt die Bemerkung, daß die Wahl nicht zwischen einer Beschäftigung unseres eigenen Volkes und des Auslandes gestellt ist, sondern nur zwischen der Beschäftigung einer Bevölkerungsgruppe unseres eigenen Volkes oder einer anderen. Die eingeführten Waren werden immer, unmittelbar oder mittelbar, mit den Erträgnissen unserer eigenen Gewerbetätigkeit bezahlt; und diese unsere Gewerbetätigkeit wird jetzt ertragreicher gestaltet, da wir uns ja mit demselben Aufwand an Arbeit und Kosten in den Besitz einer größeren Menge der betreffenden Ware setzen können.

Der einzige Fall, in dem ein Schutzzoll sich verteidigen läßt, liegt dann vor, wenn er nur für einige Zeit (insbesondere bei einem jungen und aufstrebenden Volke) in der Hoffnung eingeführt wird, eine ausländische Industrie einzubürgern, die den Verhältnissen des Landes an sich vollkommen entspricht. Aber wesentlich ist, daß der Schutz auf diejenigen Fälle beschränkt bleibt, bei denen man guten Grund zu der Annahme haben kann, daß die durch den Schutzzoll geförderte Industrie nach einiger Zeit imstande sein wird, ohne ihn auszukommen. Auch sollte man den heimischen Produzenten nicht die Hoffnung geben, man werde ihnen den Schutz länger gewähren, als für einen Versuch zur Feststellung ihrer Leistungsfähigkeit billigerweise notwendig ist.

§ 2. Außer dem Schutzzollsystem mögen als schädliche Einmischungen des Staates in den natürlichen Gang des gewerblichen Lebens bestimmte Beschränkungen der Vertragsfreiheit Erwähnung finden. Ein Beispiel hierfür sind die Wuchergesetze. Sie haben ihren Ursprung in dem Vorurteil der Kirche gegen das Zinsennehmen, das sich aus dem Versuch der Anpassung des Christen-

tums an die Vorschriften und Lehren des jüdischen Gesetzes hergeleitet. In vorgeschrittenen Ländern kennt das Gesetz das Verbot eines Entgeltes für entliehenes Geld nicht mehr; aber überall hat es in die Vertragsfreiheit der Verleiher und Entleiher eingegriffen, indem es eine gesetzliche Grenze für den Zinsfuß festlegte und die Ausbedingung höherer Zinsen mit Strafe bedroht. Diese Beschränkung hat bei allen Aufgeklärten Verurteilung gefunden.

Die Gesetzgebung kann Wuchergesetze aus zwei Beweggründen heraus schaffen und beibehalten: zum Zwecke der Förderung der öffentlichen Wohlfahrt oder zum Schutze der Vertragsparteien selbst, (in letzterem Falle jedoch nur der Entleiher). In ersterer Hinsicht kann zum Beispiel die Ansicht verfochten werden, das öffentliche Wohl erfordere einen niedrigen Stand des Zinsfußes. Indessen würde es eine falsche Auffassung der einzelnen Erscheinungen des Handelsverkehrs bedeuten, wollte man annehmen, daß der Zinsfuß tatsächlich durch gesetzliche Maßnahmen weiter herabgesetzt werden könnte als die Wirkung des freien Spiels von Angebot und Nachfrage reicht. Steigert der ungehinderte Wettbewerb der Entleiher den Zinsfuß auf sechs vom Hundert, so beweist dies, daß zu fünf vom Hundert eine größere Nachfrage nach Darlehen vorliegt, als Kapital auf dem Leihmarkte vorhanden ist. Erlaubt nun das Gesetz unter solchen Umständen nicht über fünf vom Hundert zu nehmen, so werden sich wohl einige Verleiher, die das Gesetz nicht übertreten wollen und nicht in der Lage sind, ihr Kapital anderweitig zu verwerten, mit dem gesetzlichen Zinsfuß zufrieden geben; andere aber, die sehen, daß sie in der Zeit starker Nachfrage ihr Kapital nutzbringender anlegen können als sie es beim Verleihen dürfen, werden von dieser Art der Verwertung überhaupt absehen, und das im Verhältnis zur Nachfrage bereits vorher zu kleine Leihkapital wird noch weiter zusammenschrumpfen. In solchen Zeiten wird unter denen, deren Nachfrage keine Befriedigung gefunden hat, manch einer sein, dessen Bedarf um jeden Preis gedeckt werden muß, und diese werden daher leicht eine dritte Gruppe von Verleihern finden, die nicht abgeneigt sind, das Gesetz zu übertreten, indem sie entweder zu dessen Umgehung hart an Betrug grenzende Scheingeschäfte abschließen oder sich auf das Ehrenwort des Entleihers verlassen. Die Mehrauslagen, die der Abschluß des Scheingeschäftes mit sich bringt und der Gegenwert für die Gefahr des Ausbleibens der Rückzahlung und der gesetzlichen Strafen müssen von dem Entleiher noch über die höheren Zinsen hinaus gezahlt werden, die nach der allgemeinen Marktlage von ihm gefordert worden wären. Gesetzgeberische Maßnahmen, die dahin zielen, den für Geldvorschüsse zu zahlenden Preis zu erniedrigen, laufen also auf das Ergebnis hinaus, daß sie die Kosten für ihn nur vergrößern. Auch haben derartige Gesetze eine durchaus demoralisierende Wirkung.

§ 3. Darlehen sind nicht die einzigen Vertragsarten, zu deren Regelung die Staaten sich für sachverständiger gehalten haben als die beteiligten Parteien. Es gibt kaum eine Ware, deren Preis sie nicht zu bestimmten Zeiten oder an bestimmten Plätzen teurer oder billiger hätten gestalten wollen, als er sich bei freiem Spiel der Kräfte gestellt hätte. Noch den annehmbarsten Fall der künstlichen Verbilligung einer Ware stellen die Nahrungsmittelpreise dar. Die Berechtigung des erstrebten Zieles läßt sich hier nicht leugnen. Da aber der Durchschnittspreis der Nahrungsmittel, wie derjenige anderer Waren, gleich den Produktionskosten zuzüglich des üblichen Gewinnes ist, wird der Landwirt, wenn er diesen Preis nicht erwarten kann, nicht mehr erzeugen, als er für seinen eigenen Gebrauch bedarf. Indessen ist es nicht so sehr der allgemeine oder Durchschnittspreis der Nahrungsmittel, als vielmehr ihre gelegentlichen hohen Preise in Zeiten der Not, die der Staat zu verringern gesucht hat. In manchen Fällen, wie z. B. dem berüchtigten Höchststande während der Revolutionsregierung von 1793, war die Zwangsregelung ein Versuch der herrschenden Partei, den notwendigen Folgen ihrer eigenen Taten entgegen zu arbeiten — ein Versuch, mit der einen Hand eine unbegrenzte Menge an Umlaufsmitteln zu schaffen und mit der anderen Hand Preise niedrig zu halten, der offenbar nur unter der Herrschaft eines schrankenlosen Schreckensregimentes möglich war.

§ 4. Indessen kann den Regierungen häufiger der Vorwurf gemacht werden, daß sie, und zwar mit zu gutem Erfolg, versucht haben, Gegenstände zu verteuern, als daß sie mit ungeeigneten Mitteln den Versuch unternommen hätten, sie zu verbilligen. Das gewöhnliche Mittel, eine künstliche Teuerung herbeizuführen, ist das Monopol. Dem Produzenten oder Kaufmann oder einer Reihe von Produzenten ein Monopol übertragen, heißt ihnen die Macht geben, das Publikum nach ihrem Belieben zu ihrem Vorteil bis zu der Grenze zu besteuern, wo es zum Verzicht der betreffenden Ware veranlaßt würde. Eine, auch noch so geringe, Beschränkung der Konkurrenz kann nachteilige Folgen haben, die zu der scheinbaren Ursache außer jedem Verhältnis stehen. Wie man weiß, hat die bloße Ausschaltung des Auslandes von einem der freien Konkurrenz aller Inländer offenstehenden Industriezweige selbst in England dazu geführt, daß dieser Zweig eine offensichtliche Ausnahme von dem allgemeinen Gewerbefleiß des Landes macht. Die Seidenfabrikation Englands blieb weit hinter der anderer Länder Europas zurück, solange die Einfuhr fremder Fabrikate verboten war. Außer der für den tatsächlichen oder vermeintlichen Gewinn der Monopolinhaber erhobenen Steuer zahlt der Verbraucher auf diese Weise noch eine Steuer für deren Lässigkeit und Unfähigkeit. Sobald die Produzenten und Kaufleute von dem unmittelbaren Antriebsmittel der Konkurrenz befreit sind, werden sie gegen die

Forderungen ihrer Geldinteressen, wie sie sich letzten Endes ergeben, gleichgültig, indem sie den aussichtsreichen Zukunftsmöglichkeiten die gegenwärtige Bequemlichkeit vorziehen. Jemand, dem es gut geht, wird sich selten aus seinem gewohnten Geleise bringen lassen, um Verbesserungen vorzunehmen, selbst wenn sie gewinnbringend sind, es sei denn, daß er von der Furcht getrieben wird, die Konkurrenz könnte ihn beiseite schieben, indem sie vor ihm Verbesserungen in Anwendung bringt.

§ 5. Wir wollen endlich zu einer anderen Art staatlicher Einmischung übergehen, bei der Zwecke wie Mittel in gleicher Weise gehässig sind. Ich meine die Gesetze gegen Koalitionen der Arbeiter zur Erzielung höherer Löhne, Gesetze, die erklärtermaßen zu dem Zwecke, die Löhne niedriger zu halten, erlassen und beibehalten sind. Solche Gesetze enthalten noch den teuflischen Geist der Sklavenhalter, lange nachdem man aufgehört hat, eine offenkundige Leibeigenschaft der arbeitenden Klassen für angängig zu halten. Wäre es den arbeitenden Klassen möglich, auf dem Wege der Koalition den allgemeinen Stand ihrer Löhne zu erhöhen und hoch zu halten, dann würde, wie kaum gesagt zu werden braucht, ein derartiges Unterfangen nicht strafwürdig, sondern mit Freuden zu begrüßen sein.

EIN RICHTER

JUSTIZ-TAGEBUCH

Eheliche Treue aus Angst vor Strafe.

Vor dem Schöffengericht in Moabit stand die geschiedene Frau eines Straßenbahners mit ihrem Freunde unter der Anklage des Ehebruchs. Ihr früherer Ehemann hatte den Strafantrag gestellt und sie selbst war geständig. „Der Ehebruch wird, wenn wegen desselben die Ehe geschieden ist, an dem schuldigen Ehegatten, sowie dessen Mitschuldigen mit Gefängnis bis zu sechs Monaten bestraft. Die Verfolgung tritt nur auf Antrag sein.“ (§ 172 StGB.) Sämtliche Voraussetzungen für eine Bestrafung der beiden Angeklagten schienen gegeben, und doch kam es zum Freispruch. Seine Begründung: Die Ehe sei zwar wegen desselben konkreten Ehebruchs geschieden worden, die Scheidung aber unstatthafterweise erfolgt, da der Ehemann seiner Frau verziehen, beide jedoch dies dem Zivilgericht absichtlich verschwiegen hätten, um von einander loszukommen. Diese Entscheidung steht im Gegensatz zu der Ansicht des Reichsgerichts, über die sich die Mehrzahl der Richter

kaum hinwegzusetzen wagt. Allzu groß ist die Furcht vor der Aufhebung unserer Urteile durch die höhere Instanz. Gegen den Freispruch wird von der Staatsanwaltschaft Berufung eingelegt; sie wird Erfolg haben, solange der Ehebruchsparagraph nicht verschwindet. Der neue Strafgesetzentwurf hält ihn nicht nur aufrecht, sondern verdoppelt sogar die bisherige Höchststrafe auf ein Jahr Gefängnis „um für besonders leichtfertige und folgenschwere Störungen des Familienlebens eine entsprechende Sühne zu ermöglichen". Der Gesetzgeber weiß, daß die Strafvorschrift praktisch ohne Wirkung ist und eine Handhabe für Erpressungen und Racheakte verwerflichster Art bildet. Die Begründung für die Beibehaltung der Strafvorschrift zum Schutze der ehelichen Treupflicht bildet eine der merkwürdigsten amtlichen Aeußerungen: Von dem Gesichtspunkte der Ehe als Grundlage des Staates „würde zumal in einer Zeit, in der sich vielfach — nicht nur in Deutschland, sondern auch im Ausland — eine Lockerung der Auffassungen über das Wesen der Ehe bemerkbar macht, ein Abbau des Strafschutzes der Ehe bedenklich sein und in weiten Kreisen des Volkes nicht verstanden werden". (Amtliche Begründung zu § 280 des Entwurfs von 1925!) Weitere Kreise des Volkes verstehen nicht den Stil des Reichsjustizministeriums, die meisten jedoch nicht die ministeriellen Eheanschauungen!

„Hygienischer" Strafvollzug in Berlin.

Das Berliner Zellengefängnis in der Lehrter Straße entstand 1846 und hatte schon achtundvierziger Revolutionäre als Insassen. Bis 1910 diente es als Zuchthaus, später als Untersuchungsgefängnis, und seit einigen Jahren findet es als Strafgefängnis Verwendung. Wer etwa annimmt, daß in einer Strafanstalt der Reichshauptstadt peinlichste Sauberkeit als selbstverständliche Voraussetzung des Strafvollzuges herrscht, irrt gewaltig. Unzählbares Ungeziefer, besonders Wanzen, bevölkern die meisten Zellen, nehmen Hunderten von Gefangenen die Nachtruhe und zerbeißen ihre Körper. Klagen und Hilferufe verhallen nutzlos, die gräßliche zermürbende Qual bleibt. Die Gefängnisdirektion läßt die Zellen nacheinander weißen und mit Blausäure ausräuchern. Das Uebel kommt immer wieder, da auf den Gängen, an Geländern und Drähten sowie in anderen Gebäudeteilen nicht gleichzeitig vorgegangen werden kann, solange die Anstalt nicht völlig entleert ist. Das Strafvollzugsamt am Kammergericht trägt dafür die Verantwortung, daß die Gefangenen nicht bis zu einer vollständigen Säuberung provisorisch anderwärts untergebracht werden. Wenn in einem Polizei- oder Untersuchungsgewahrsam mit stets wechselnden Insassen Ungeziefer gelegentlich vorkommt, ist dies entschuldbar, für ein Strafgefängnis ist es ein Skandal.

Gestern las ich in der Zeitung, daß Evelyn Landing gestorben ist. Einen Nachruf? Nein, ihr Bild müßte ich ins Tage-Buch setzen, so wie sie 1912 ausgesehen hat. Eine schottische Comtesse, weißblondes, vom Blonden ins Grünliche spielendes Haar, Augen mit sehr langen, sanft nach oben gebogenen Wimpern, einem blühenden, nicht zu üppigen Mund mit musterhaft proportionierten Zähnen. Schlank und straff wie eine Porzellanprinzessin. Und die schmalste, weißeste, edel längliche Hand. Dazu eine ganz sanfte, zur Tiefe neigende Stimme, deren Timbre ich, wenn ich den Mut dazu hätte, mit dunkelgrüner Seide vergleichen möchte.

Das war 1912. Sie hatte mit Steinrück zusammen die Lulu gespielt, und ich war nicht der Einzige, der sich rettungslos in sie verliebt hat. In dieser düstersten Periode meines Lebens war ich Theaterdirektor. Ich finde, daß ein Theaterdirektor, der nicht in alle bei ihm engagierten Schauspielerinnen verliebt ist, kein Recht auf sein Amt, vor allem aber keine Ahnung von seiner Mission hat. Ein Theaterdirektor ohne diese latente Verliebtheit ahnt nichts von den edelsten Freuden des theatralischen Menschenhandels. Laube, Brahm, Reinhardt kannten und zehrten von diesem Berufsrausch.

Ich engagierte die Landing sofort; in schlaflosen Nächten suchte ich eine Antrittsrolle für sie, ich fand die Lola Montez in Ruederers „Morgenröte". Sie kam auf die erste Probe, entzückte und verrückte alles Mannsvolk um sie herum, ihre tiefe, dunkelgrüne Stimme faszinierte, das schwarze Reitkleid der Lola Montez zu dem lichtblonden seidigen Haar — wir lagen bei den Proben auf den Knien. Am Nachmittag nach der Generalprobe sagte sie ab. Am Abend war sie aus Wien verschwunden. Sie hatte plötzlich wahnsinnige Angst bekommen und war auf und davon gelaufen. Das hat sie später noch vier- oder fünfmal verbrochen, immer knapp vor dem großen Sieg.

Viel später erst habe ich diese existenzvernichtende Angst begriffen. Evelyn Landing, die aussah und sich bewegte und fühlte wie eine schottische Prinzessin, ist in einem Zirkuswagen geboren worden. Sie hat ihre Kindheit bei armseligsten Wanderartisten verbracht, und ihre frühe Mädchen-Jugend ist vielleicht noch viel trauriger gewesen. Aus solcher Kindheit bleibt ein Rest von unaustreibbarer Angst in den Nerven.

Ein sehr edler, ungemein kultivierter Aristokrat fand sie. Er erzog sie, er kleidete sie in die herrlichsten Gewänder, er las mit ihr die edelsten Bücher, er führte sie an die schönsten Plätze der Welt, er umgab sie mit lyrischen und witzigen Leuten, er gab ihr Maler und zuletzt Steinrück als Lehrer. Aber er war unglücklicherweise ein Krüppel, der auf Krücken humpeln mußte. Seine Augen waren sehr schön, das kommt bei Krüppeln zuweilen vor, aller

Glanz des Leibes konzentrierte sich in diesen Augen. Aber je reifer das entdeckte Mädchen wurde, desto deutlicher und schärfer wurde ein Instinkt der Abwehr in der Geliebten. Mit einem, ich glaube entsetzlich brutalen Ruck riß sie sich, höchst undankbar, von dem melancholischen Erzieher los. Sie fühlte sich selber als Krücke und rebellierte erbarmungslos gegen den Träger. Auch diesen Aufstieg und Bruch hat sie mit unausrottbarer Angst bezahlt.

Sie lief vom Theater davon und heiratete einen schönen Mann. Das mußte, nach dem edlen Krüppel, kommen, und es mußte, weil der Erste doch der Vollkommenere und edler Gewachsene war, mit einem häßlichen, verbitternden Riß endigen. In ihrem Gram kam sie, viel bescheidener, zur Bühne zurück. Aber zur Utilität war diese aschblonde Porzellanprinzessin nicht geschaffen. Plötzlich war sie wieder auf und davon.

Jetzt ist sie, noch jung, noch immer sehr schlank, plötzlich gestorben. Ich hätte ihre schmalen länglichen Hände auf dem Totenbett sehen mögen und die blondgrüne Seide ihres Haares auf dem Sterbekissen.

Vielleicht wäre alles leichter gewesen, wenn keiner sie auf dem Zirkuswagen entdeckt hätte.

SIEGERT
Oberstleutnant a. D.

SACHVERSTÄNDIGE

Motto: Zum Verdruß aller Gildemeister.
Goethe.

In der Vorkriegszeit verband das große Publikum den Begriff des „Sachverständigen“ etwa mit einem Chemiker, der in komplizierten Kriminalfällen den Blutfleck im Taschentuch analysierte. Von seiner Auffassung hing Kopf und Kragen des Angeklagten ab. Auch der Psychiater spielte ein ähnliche Rolle. Er dekretierte, daß dem Inkulpaten bei Begehung der Tat die freie Willensbestimmung gefehlt habe und er somit straffrei ausgehen müsse. Gegen die auf Grund solchen Gutachtens ergangenen Urteile wurden im Volk wenig Proteste laut. Gar gegen eine beispielsweise in funkentelegraphischen Patentstreitigkeiten von einer Behörde geforderten Denkschrift verstummte jede Kritik.

Der Kreis „Sachverständiger“ hat im Kampfe um den Versailler Friedensvertrag eine starke Erweiterung erfahren. Das Schwergewicht des Wortes hat sich auf politisches und wirtschaftliches Gebiet umgelagert. Hier genießen die „Sachverständigen“ aber keineswegs unbestrittene Autorität.

Die öffentliche Meinung — repräsentiert durch die Presse — trägt keine Bedenken, den Thesen der „Berufenen“ die Ansicht „unabgestempelter Sachverständiger“ entgegenzustellen. Sicher sind solche Urteile vielfach im Kessel der Partei zubereitet, aber gibt es nicht auch bei den sanktionierten Sachverständigen „Interessenten“?

Alles in allem ist es ein erfreuliches Zeichen, daß ein Zweifel an der „sachverständigen Unfehlbarkeit“ einsetzt, zum mindesten die Neugier wach wird, ob denn den Gutachten berufener oder vielmehr auserwählter „Sachverständiger“ Ewigkeitswert innewohnt.

Egon Erwin Kisch hat in seinem epochalen Werk „Klassischer Journalismus“ dargetan, daß auch außerhalb approbierter Instanzen die Quellen großer, politischer, wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Taten gelegen haben und liegen können.

Das naturwissenschaftlich-technische Gegenstück fehlt bisher und harrt der Geburt. Starke Vorarbeit ist geleistet und vorhanden von einigen weit über Deutschland hinaus bekannten Persönlichkeiten: Alexander Moczkowsky, Geheimrat Professor Dr. Riedler, Franz Maria Feldhaus und Mechthilde Lichnowsky.

Gehen wir einmal den „Sachverständigen und Autoritäten“, soweit es im Rahmen dieses kurzen Aufsatzes liegt, zu Leibe.

Die „zuständigen“ Berater veranlaßten den König Friedrich Wilhelm III. 1838 sich dahin zu äußern, „daß er sich keine besondere Glückseligkeit davon versprechen könne, mit einem Dampfwagen einige Stunden früher von Berlin nach Potsdam zu gelangen als im Pferdefuhrwerk.“

Der große Physiker Babinet bewies mathematisch die Unmöglichkeit der Verlegung eines Telegraphenkabels von Europa nach Amerika.

Poggendorff vernichtete mit einer einzigen Randbemerkung „Unmöglich“ die Existenz des Erfinders des Telephons Philipp Reis. Die „Annalen der Physik“ lehnten 1864 eine Veröffentlichung von Reis über sein Telephon ab.

Insbesondere die Unsterblichen der „Akademien“ als die Autoritätspächter höchsten Grades benutzten jede sich bietende Gelegenheit, um sich unsterblich zu blamieren.

Als Lavoisier mit seiner heute herrschenden Elementen-Lehre die Phlogiston-Theorie über den Haufen werfen wollte, stemmte sich die französische Akademie geschlossen gegen den Versuch. Die Objektivität und Gerechtigkeit erfordert hierbei zu erwähnen, daß Lavoisier später sich an den eigenen Grundsatz „man soll nie nie sagen“ verleugnete und einen Meteorfall für ausgeschlossen erklärte.

Es waren Akademiker, die 1878 ihr Urteil bei der ersten Vorführung des Edisonschen Phonographen durch du Moucel dahin abgaben: „Wir lassen uns durch keinen Bauchredner veräppeln!“

Flammarion stellte sich auf den Standpunkt, daß man mit Staniolpapier keine menschlichen Laute hervorzaubern könne.

Comte bewies vor Existenz der Spektralanalyse, daß nur Irre auf den Gedanken verfallen könnten, die stoffliche Beschaffenheit der Gestirne zu ergründen.

Aber das alles gehört ins Mittelalter. Greifen wir hinein in die Epoche der Luftfahrt.

Was für gegenseitig sich totschlagende Paroleworte sind in einem einzigen Jahrzehnt von „Sachverständigen“ ausgegeben worden?

„Leichter als die Luft!“
„Schwerer als die Luft!“
„Hie Flugzeug, hie Ballon!“
„Starres System ist Trumpf!“
„Nur im Prallballon liegt das Heil!“
„Wer sich nicht zur halbstarren Bauart bekennt, ist des Kaisers Freund nicht!“
„Hoch das Aluminium!“
„Nieder mit dem Aluminium, es lebe das Holzgerüst!“
„Zurück zum Aluminium!“
„Der Laufgang muß außen liegen!“
„Nein, er muß in den Ballonkörper verlegt werden!“
„Er muß doch wieder nach außerhalb!“

Vergegenwärtigen wir uns einmal, von welchen „Autoritäten“ diese Heilsoffenbarungen verkündet wurden!!!

Und keinem dieser Propheten wurde am Tage der Ausgabe dieser heute als Papierwährung erwiesenen Münze die Gefolgschaft aufgekündigt.

Ist das eine Tatsache oder nicht?

Krupp sandte 1844 zwei Gußstahlgewehrläufe an den Kriegsminister. Am 24. 3. 1844 erhielt Krupp den ablehnenden Bescheid, „daß die in Gebrauch befindlichen eisernen Läufe der Armee kaum etwas zu wünschen übrig lassen.“

Rühlmann schreibt 1868 im III. Band der „Maschinenlehre“: „Diejenigen, die mit Menschenkraft Fahrzeuge antreiben wollen, haben nichts gelernt oder alles vergessen.“

In dem modernsten 1916 erschienenen Werke über chemische Technologie der „Enzyklopädie für technische Chemie heißt es am Schluß des Aufsatzes über Helium:

„Der Kuriosität wegen sei erwähnt, daß Helium auch zur Füllung von Luftballons empfohlen worden ist.“

Also vergessen wir nicht, daß in zahlreichen, ja den meisten Fällen die Kuriosität von gestern die Forderung des Tages von morgen war, ist und sein wird.

Das Kapitel der „Sachverständigen“ kann ich aber nicht schließen, ohne der bekannten Ausnahme zu gedenken, die die Regel bestätigt. Helmholtz schreibt:

> „Ich kann jemandem, der gegen mich behauptet, daß unter Anwendung gewisser Mittel das Leben der Menschen unbegrenzt lange erhalten bleiben würde, zwar den äußersten Grad der Ungläubigkeit entgegensetzen, aber keinen absoluten Widerspruch.“

In zahllosen Aufsätzen wird immer wieder behauptet, Helmholtz habe die Möglichkeit des Menschenfluges geleugnet. Das trifft nicht zu. Sein Theorem lautet wörtlich:

> „Unter diesen Umständen ist es kaum als wahrscheinlich zu betrachten, daß der Mensch auch durch den allergeschicktesten flügelähnlichen Mechanismus, den er durch seine eigene Muskelkraft zu bewegen hätte, in den Stand gesetzt würde, sein eigenes Gewicht in die Höhe zu heben und dort zu erhalten.“

Man könnte den Eigendünkel der „Sachverständigenzunft“ hingehen lassen, wenn er nicht Gefahren für das Tempo technischer — sogar politisch und wirtschaftlicher Fortschritte in sich bergen würde.

Am 13. Juni 1922 rief ein Mitglied des englischen Unterhauses einem Redner zu: „Liebhaber mischen sich in den Dienst des Auswärtigen Amtes.“

Der damalige Ministerpräsident Lloyd George griff diesen Zwischenruf auf und bekannte sich selbst beherzt als Amateur. Er führte aus, daß das britische Weltreich eigentlich darauf basiere, daß man seit Jahrhunderten Amateure an die Spitze der Ministerien stelle, deren ständige Mitarbeiter sogenannte Sachverständige seien. Man dürfe nicht die Diplomatie den Diplomaten, die Rechtsprechung den amtlichen Juristen, die Religion den Theologen übereignen. Die Geschworenengerichte stellten einen Ausbruch aus dem Beharrungsvermögen dar, der aber schon wieder schwerster Bekämpfung durch die „Sachverständigen“ unterliege.

Der „Sachverständige“, die „Autorität“, der „Expert“ hat einen Erbfeind. Es ist der Erfinder. Er macht den Weisheitspächtern mehr Sorge, als die große Menge, die beginnt, sich von den alten Göttern abzuwenden.

Wehe dem Erfinder, der nicht den Nachweis führen kann, daß seine Erfindung in den Rahmen des Faches gehört, in dem er beruflich von Kindesbeinen an aufgewachsen ist!

Und doch lehrt eine jahrhundertalte Erfahrung, daß einseitige Tätigkeit steril macht und Schöpfungsakte nicht aufkommen läßt.

Der Ausdruck „ein durch Sachkenntnis getrübtes Urteil“ birgt den Kern tiefen Ernstes.

Man könnte zu der These gelangen, daß die gewaltigen Wegeweiser auf dem Pfade zur Erkenntnis fast ausnahmslos von Outsidern aufgerichtet wurden.

Man braucht gar nicht auf Noah zurückzugreifen, der aus Angst vor dem Wasser zum ersten Seeoffizier der Welt wurde, auf Berthold Schwarz, den Mönch, der mit Sicherheit niemals vorher Mitglied der Artillerie-Prüfungs-Kommission war und doch das Pulver erfand; oder den Schneider Berblinger von Ulm aus dem Ikaridengeschlecht.

Franklin war Seifensieder.

Helmholtz kam von der medizinischen Physiologie her.

Spencer war Ingenieur und stellte die Evolutionstheorie auf.

Julius Robert v. Mayer, der die Aequivalenz von Wärme und Arbeit nachwies, war Arzt.

Joule war Bierbrauer. Er entdeckte das Gesetz der Erwärmung der Körper, durch die ein galvanischer Strom fließt.

Spinoza war Brillenschleifer.

Der Astronom Herschel war Organist in Halifax.

Faraday war Buchbindergeselle.

Kepler war der Sohn einer verarmten Gastwirtsfamilie.

Béranger begann seine Laufbahn als Hilfskellner.

Zelter, der bekannte Komponist, war Maurermeister.

Eckermann, Goethes Intimus, hatte die Schweine gehütet.

Thaer, der größte Reformator der Landwirtschaft, war Arzt und eines Arztes Sohn.

Der Erfinder der Photographie Heinrich Schulze aus Halle war Philologe (1727). Die Ausbeutung des Verfahrens erfolgte erst 100 Jahre später durch Daguerre.

Jacquard, der Erfinder des Muster-Webstuhles, war Buchbinder.

Edison begann seine Laufbahn als Zeitungsjunge. Mit 22 Jahren nahm er sein erstes Patent.

Stephenson war Kuhhirt.

Kleist, der Konstrukteur der Leidener Flasche, war Jurist.

Lenoir, der Erbauer der doppeltwirkenden Gasmaschine (1860) war Kellner.

Gramme, der Schöpfer der Dynamomaschine mit Ringanker, war Tischler.

August Borsig ging bei einem Zimmermann in die Lehre.

v. Drais war Oberförster.

Papin war Arzt.

Daguerre und Morse waren Maler.

Reis war gar nichts, sein Nachfolger Bell Taubstummenlehrer.

Werner v. Siemens, der Sohn eines Landwirtes, war Artillerie-Offizier und nahm erst nach zehnjähriger aktiver Dienstzeit seinen Abschied.

Der Altertumsforscher Schliemann war ein ganz kleiner Kaufmann und begann erst im Alter von 44 Jahren sich mit archäologischen Studien zu beschäftigen.

Die Entdeckung des Zwischenkieferknochens beim Menschen stammt von Goethe. Das Fehlen dieses Knochens wurde bis dahin für eines der charakteristischsten Unterscheidungsmerkmale zwischen Mensch und Tier gehalten.

Ein Zeitgenosse Goethes, der berühmte Anatom Camper-Stavoren, lehnte die angestellten Untersuchungen und Begründungen als von einem „Unberufenen" stammend ab. Heute herrscht über die Tat Goethes kein Zweifel mehr.

Der Erfinder des Kreiselkompasses Anschütz, dessen Schöpfung der U-Boot-Fahrtechnik ebenso das Fundament gab, wie den Aeroplanen die Flugmöglichkeit im Nebel, war Kunsthistoriker.

Die sachverständigen Mathematiker, Physiker, Ingenieure, denen er sein Projekt vorlegte, „hielten die Lösung des Problems eines bordsicheren Kreisels für ausgeschlossen". Und endlich wer hat vor 15 Jahren in steilster Kurve das Zeitalter der Weltluftschiffahrt eingeleitet? Ein preußischer Kavallerieoffizier, Graf Zeppelin!

Sein technischer Vorläufer David Schwarz, der Konstrukteur des ersten Aluminiumluftschiffes, war Holzhändler. Ein weiterer Vorläufer von Zeppelin war der heute noch lebende 80jährige Georg Stonawsky, ein Landwirt.

Bereits 1892 veröffentlichte er im „Stein der Weisen" einen Aufsatz „Das Luftschiff als Verkehrsmittel". Die Aehnlichkeit mit dem heutigen Z. III (Los Angeles) ist nicht von der Hand zu weisen. Das Projekt wurde im Mai 1893 vom damaligen Rektor der technischen Hochschule in Wien, Hofrat Hadinger, wie folgt, begutachtet:

> „Ich bin nicht der Ansicht, daß man einen Ballon lenkbar ausnützen kann. Aber auch die Verbesserung eines Flugzeuges halte ich kaum für möglich. Alles das wird erst dann möglich sein, wenn der Motor eines Flugzeuges von einer Pferdekraft das Gewicht einer Schwalbe haben wird."

Hat sich irgendeine Sache Bahn gebrochen, so wird sie mit rührender Selbstverständlichkeit hingenommen. Niemand gedenkt der um den Sieg ausgefochtenen Kämpfe, niemand dessen, der die Idee gebar.

Wir haben den Philosophen Nietzsche, den Philologen, den Uebermenschen Nietzsche, den guten Europäer, den Bruder mit dem Blick der eifersüchtig-unzulänglichen Schwester gesehen, den Imperialisten und sogar den Bolschewiken Nietzsche. Wenn geistreiche Köpfe auseinandernehmen, was ein geistreicher Kopf ersann, gibt es viel Erkenntnisse und Mißverständnisse. Und wir wollen annehmen, daß alle, die sich mit Nietzsche beschäftigen, geistreiche Köpfe waren. Was wir jedoch nicht haben und was eine wesentliche Lücke in der Nietzsche-Forschung ausfüllen würde, das ist: der schlaflose Nietzsche.

Schlaflosigkeit ist kein Zustand, den schlechte Körperdämpfe verursachen oder die Dämonen der Luft verschulden. Schlaflosigkeit ist eine Verhaltungsweise der Welt gegenüber, und was der Schlaflose denkt, fühlt und sagt, ist durchtränkt von den Gründen, die ihm seine Schlaflosigkeit diktieren. Nietzsche sagte von sich, er habe die Gründe seiner Ansichten schon lange vergessen. Das macht nicht nur seine Ansichten, sondern auch deren Begleitumstände, die vielleicht von diesen Gründen mehr verraten als die Ansichten selbst, doppelt gefährlich. Jene Schüler und Nachahmer Nietzsches, die Selbstmord begingen, sind der Gefahr erlegen. Für die Menschheit besteht eine andere Gefahr: daß sie auf Nietzsche verzichtet auch dort, wo sie ihn brauchen kann, um des bitteren Nachgeschmacks willen. Wenn wir Nietzsche retten wollen, müssen wir es lernen, seine Ergebnisse von jener Beigabe zu befreien, die ihnen vom Zwang zur Schloflosigkeit anhaften, von dem ihr Schöpfer befallen war.

Man kann das Interesse für die Pathologie eines bedeutenden Menschen von einem sehr kleinlichen Standpunkt ablehnen und von einem sehr überlegenen Standpunkt akzeptieren. Im Falle Nietzsche überwog, sehr im Gegensatz zum Standpunkt des Philosophen selbst, die vornehm tuende Beschränktheit. Was jeder Mensch, der krank wird, beanspruchen darf, hat Nietzsche nicht gefunden: eine richtige Diagnose und Aetiologie seiner Krankheit. Binswanger scheint unschuldig daran zu sein. Der Stacheldraht mißverstandener Geschwisterliebe war stärker. Man ist, was die Ursachen von Nietzsches Erkrankung anbelangt, auf Vermutungen angewiesen. Es gibt nur zwei Möglichkeiten: entweder war die Schlaflosigkeit, die seinem Zusammenbruch voranging, ein Begleitsymptom eines paralytischen Prozesses, also ein Folgezustand einer luetischen Infektion, oder hatte seine Schlaflosigkeit rein psychogene Ursachen, — Ursachen, die in den Voraussetzungen seiner Charakterbildung zu suchen sind. Wesentlich war sie auf jeden Fall. Man stirbt nicht an einer Hautaffektion, sondern an konstitutionellen Schäden. Es bleibe hier unerörtert, inwiefern auch beim

ersten Fall — bei einem paralytischen Prozeß — charakterbestimmende Wesenszüge betätigt sein können.

In der Sprache der Pastorenmoral, die sich gerade um Nietzsche herum patzig machte, heißt es: entweder war Nietzsches Krankheit moralisch oder unmoralisch. Daß die zweite Form der Schlaflosigkeit, die dem Charakter entspringt, eine Unmoral ganz anderer Art voraussetzt, bleibt ihrer holden Ahnungslosigkeit erspart. Denn das wäre dann die Schlaflosigkeit des maßlos Herrschsüchtigen, des unbezähmbar Ruhmsüchtigen, des Menschen, der in die Nacht flüchtet, weil er den Tag nicht verträgt, des Verehrers der Scheinwelt und der unmöglichen Lösungen. Eine kritische Betrachtung spricht leider für die Moral — für die Moral der Pastoren — und gegen Nietzsche.

Sehen die Pietätvollen nicht ein, daß man dem Andenken Nietzsches nichts Ärgeres antun kann, als dadurch, daß man den Verdacht züchtet, er sei nie mit einer Frau beisammen gewesen? Glaubt jemand, es sei Zufall oder höhere Eingebung oder verdienstlich, diese natürliche und einfachste Bestimmung des Menschen nicht zu erfüllen? Wir können zu den Lösungen eines Denkers kein großes Vertrauen haben, der für diese Aufgabe keine Lösung fand, der den Krampf nicht zu lockern verstand, der ihn vom anderen Geschlecht trennte. Es gibt andere und wichtigere Aufgaben in der Welt, und Nietzsche hat sie gesehen und hat sich mit ihnen gemessen. Aber alle Aufgaben und alle Lösungen stehen in einem untrennbaren Zusammenhang miteinander, und wer hier versagt, in diesem oder jenem Maße, hat auch auf allen anderen Kriegsschauplätzen versagt. Es kommt immer nur darauf an, den Gesichtswinkel zu finden, von dem aus man das Versagen konstatieren kann. Man versagt nie im Verhältnis zu anderen, sondern stets nur im Verhältnis zu sich selbst.

Daß Nietzsches Schlaflosigkeit in seinem schönsten Gedicht enthalten ist, ist kein Einwand gegen die Betrachtung, sondern gegen das Gedicht. „O Mensch, gib acht!“ steht über dem Lager jedes Schlaflosen in unsichtbaren Zeichen geschrieben. Gib acht — daß du nicht unterliegst, daß die Gefahren des Lebens dich nicht überwältigen, daß du nicht nach unten kommst! Nur der Unsichere ist schlaflos, den der Verdacht quält, daß er den Schlüssel zur Bewältigung seiner Aufgaben nicht besitzt, der aus der Pein des Selbstmißtrauens in Größenträume flüchtet. Für alle Größenträume gibt es einen schönen Namen, für jede Flucht läßt sich eine glaubwürdige Legitimation finden, — zum Beispiel: der Ewigkeitsdrang, „denn alle Lust will Ewigkeit“. Nur für das Selbstmißtrauen und die Unsicherheit, die das Leben zu bewältigen verzweifelt, läßt sich schwer ein würdiger Taufpate auftreiben. Am schwersten für einen Philosophen, der die Aufgabe ganz richtig sah und ganz richtig stellte: es gilt das Leben zu bejahen und zu bestehen. Wenn du dir

das zutrautest, warum fandest du, daß „die Nacht tiefer als der Tag gedacht“ sei? Das Leben tobt sich am Tag aus, am „Mittag“, den du so zu lieben vorgabst. Wer den Mittag will, horcht nicht so gespannt, was die tiefe Mitternacht spricht.

Die Tragik Nietzsches ist nicht weniger kraß und nicht weniger grausam als diese durchsichtigen Widersprüche. In ihnen liegt nicht nur die Formel seiner Pathologie, sondern auch seiner Philosophie begraben. Die Frage, ob diese Pathologie ein würdiger Gegenstand der Untersuchung sei, ist in dieser Perspektive wohl indiskutabel. Bei Nietzsche weniger zweifelhaft sogar als sonstwo. Kein Maßstab, der empfindlicher wäre für den letzten Wirkungswert einer Leistung als ihr Verhältnis zum Schöpfer. Die Biographie Nietzsches, die sich um diesen Maßstab bemühte, fehlt noch. Sie müßte radikal sein in der Fragestellung und pietätlos bis zum Extrem. Sie müßte selbst der Ausfluß einer Philosophie sein, die vor keiner Umwertung zurückschreckt. Dieser vollkommene Biograph könnte gerade bei Nietzsche etwas lernen, sowohl was die Rücksichtslosigkeit als auch was das Aufspüren psychologischer Zweideutigkeit anbelangt. Er würde uns zeigen, was Nietzsche aus Angst und was er aus Stärke tat, wo sein Mut liegt und seine Feigheit; er würde Nietzsche aus dem Krampf befreien, mit dem er sich selbst verklammert hielt, bis ihm der Atem ausging.

JENÖ HELTAI

EIFERSUCHT

Der junge Mann war auf das junge Mädchen, die nicht ohne jede Koketterie war, sehr eifersüchtig.

„Diese zwei Augen liebäugeln nach vielen Richtungen!“ sagte er und stach dem Mädchen die beiden Augen aus.

„Du kannst mit den Händen winken!“ sagte er später und schnitt dem Mädchen die Hände ab.

„Mit den Füßen kannst du unter dem Tische Zeichen geben!“ sagte er wieder in einem neueren Anfall seiner Eifersucht. Und er schnitt dem Mädchen die Füße ab.

„Ich vergaß, daß du noch reden kannst!“ sagte er nach drei Tagen und schnitt dem Mädchen die Zunge aus.

„Damit du nicht lächeln kannst!“ sagte er und brach dem Mädchen die Zähne aus.

„So, jetzt bin ich etwas ruhiger!“ sagte er, als er dem Mädchen die Haare abschnitt. Und er wagte sie zum ersten Male im Leben allein zu lassen.

„Sie ist häßlich, aber wenigstens ganz und bis zum Tode die meine!“ dachte er sich, während er von zu Hause wegging.

Als er heimkam, war das Mädchen verschwunden. Sie war mit dem Besitzer einer Schaubude durchgegangen.

Uebersetzt von Jenö Mohacsi

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Septemberwoche

Der Eifer der Regierung, hintennach wieder gutzumachen, was ihre eigene Wirtschaftspolitik in den letzten Monaten aus den Fugen gebracht hat, ist noch immer rege. Dem Kampfruf gegen den Zwischenhandel folgt jetzt die Ankündigung eines Feldzuges wider die Kartelle. Auch hier aber sollte man schon aus einem einzigen Grund weniger selbstbewußt auftreten: die Mittel, die man jetzt anwenden will, sind schließlich ja nicht erst seit gestern zur Hand, seit mehr als 1½ Jahren schon gibt es in dem Kartellgericht und in den Vorschriften der Kartellverordnung eine Handhabe gegen alle Verbände von Unternehmern, die sich die Hochhaltung von Warenpreisen, die Einschränkung von Produktionsmengen und dergleichen zum Ziel gesetzt haben. Warum also ist nicht schon bisher etwas geschehen, obwohl es von der jetzigen Opposition unausgesetzt verlangt wurde? Warum ist nicht schon früher eine ernsthafte Anwendung jenes § 10 der Kartellverordnung ins Auge gefaßt worden, der die Regierung doch ermächtigt, alle Kartellverträge, deren Geschäftsbedingungen und Preisfestsetzungen geeignet sind, „unter Ausnutzung wirtschaftlicher Machtstellungen die Gesamtwirtschaft oder das Gemeinwohl zu gefährden" vom Kartellgericht auflösen zu lassen? Warum hat das Reichswirtschaftsministerium von dieser Möglichkeit, das Kartellgericht anzurufen, bisher noch nicht ein einziges Mal Gebrauch gemacht, sodaß dies Gericht de facto nur in Tätigkeit getreten ist, wenn sich einzelne Mitglieder eines Verbandes aus den Schlingen des Kartellvertrages lösen wollten? (Selbst in solchen Fällen aber ist von einer besonderen Kartellfeindlichkeit des Gerichtes nichts zu spüren gewesen; was ganz verständlich ist, wenn man erwägt, daß zum einzigen ständigen „unparteiischen" Beisitzer ein ausgesprochen kartellfreundlicher Nationalökonom bestimmt worden ist.) Man kann sich also einer gewissen Heiterkeit über die jetzige Leidenschaft nicht erwehren. Entweder die Kartellgerichte, die jetzt mobilisiert werden sollen, sind wirklich ein taugliches Mittel; dann beschuldigt sich die Regierung, die erst jetzt auf sie zurückgreift, höchsteigenhändig eines Mangels an gutem Willen in der Vergangenheit. Oder die Regierung war guten Willens, aber das Mittel war unzulänglich; dann versteht man nicht, warum dieses nämliche Mittel in der Zukunft wirksamer sein soll.

Kein Zweifel: den Kartellen muß zuleibe gegangen werden, sie sind die moderne Form des alten Monopols, mit all seinen konkurrenzaufhebenden Wirkungen. Durch ihre Beseitigung könnte

nicht nur erreicht werden, daß die künstliche Preishochhaltung und die künstliche Einschränkung der Produktion beseitigt würde, daß der Verbraucher also in vielen Fällen den Vorteil einer Preisermäßigung bei lebenswichtigen Waren genießen würde, während seine Nachfrage sich zugleich in verstärktem Maße auf anderen Märkten bemerkbar machen und diese beleben könnte. Nein, unabhängig von dieser Wirkung — die im wesentlichen eine bessere Verteilung des gesamten Volkseinkommens, der gesamten Gütererzeugung betrifft, muß auch betont werden, daß die Kartelle ein schwerwiegendes Hindernis für den technischen und wirtschaftlichen Fortschritt der Nation darstellen. Sie konservieren nämlich künstlich die schlechtest organisierten Betriebe, und zwar dadurch, daß sie den Preis gerade nach deren Gestehungskosten bestimmen, — nach den höchsten Kosten also, die in der Volkswirtschaft vorkommen. Sie befreien diese schlechten Betriebe (wie alle Betriebe überhaupt) von der Notwendigkeit, im Konkurrenzkampf ihren Mann zu stehen und durch ständigen Umbau und ständige Rationalisierung den realen Aufwand an Arbeit und sonstigen Produktionskosten je Wareneinheit möglichst herabzusetzen. Sie besitzen, im Gegensatz zu den Monopolen älteren Stils, den Trusts, nicht einmal die Möglichkeit, auf die Betriebsführung des einzelnen Unternehmens einzuwirken, oder gar weitgehende Arbeitsteilungen zwischen den einzelnen Betrieben, mit all ihren Folgen für die Herabsetzung der Kosten durchzuführen, — sind entwicklungsmäßig also noch schlimmer als diese. Der Kampf gegen diese Antipoden des Grundgedankens der kapitalistischen Wirtschaft — des Gedankens vom freien Spiel der Kräfte, — ist somit gerade vom kapitalistischen Standpunkt aus (und gewiß von einem anderen) dringend geboten. Nur glauben wir nicht, daß dieser Kampf zu irgendwelchen nennenswerten Resultaten führen wird, wenn er wirklich nur mit Hilfe der Kartellgerichte betrieben wird, von denen doch auch die jetzige Regierung sehr wohl weiß, daß sie dieser Aufgabe ganz und gar nicht gewachsen sind. Es fehlt ihnen nämlich vor allem die Möglichkeit, die privatwirtschaftlichen Details der einzelnen kartellierten Unternehmungen wirklich wirksam nachzuprüfen; insbesondere braucht man zu einer erfolgreichen Prüfung der Selbstkosten mehr als das halbe Dutzend Preisprüfer (!), die dem Wirtschaftsministerium zugestanden sind. Nur ein großer Stab von Fachmännern und nur ein Etat von Millionen hat es in den Vereinigten Staaten der „Federal Trade Commission" ermöglicht, den Kampf gegen Kartelle (wenn auch nicht gegen die Trusts) zu einem leidlichen Ende zu führen. Auf jeden Fall aber können weder die Untersuchungen vor einer à l'Amériquain organisierten Kommission, noch gar die Prozesse vor dem Kartellgericht in den wenigen Wochen, die bis zum ominösen 1. Oktober noch zur Verfügung stehen, eine für den Verbraucher irgendwie

merkbare Preissenkung herbeiführen. Wenn überhaupt, so kann die Wirkung erst nach Monaten eintreten.

Indessen, all die Betrachtungen haben ja nur dann einen Sinn, wenn die Regierung wirklich und ernsthaft will, wenn ihre Deklamationen gegen die preisverteuernden Kartelle nicht nur eben leere Deklamationen sind. Daran aber muß leider gezweifelt werden. Schon daß man den Kampf gegen Goldklauseln, Freibleibendklauseln usw. in den Vordergrund stellt (— Klauseln, deren praktische Bedeutung in einer Zeit der Abwärtsbewegung ohnedies gleich Null sind —) schon dies stimmt bedenklich. Aber ist denn diese Regierung nicht dort, wo es sich um die entscheidenden Kartelle handelt, sogar in erheblichstem Grade mitschuldig? Hat sie nicht vor kurzem noch das Zustandekommen eines internationalen Eisenkartells aufs eifrigste gefördert? Hat sie bei der Bildung eines Kartells der Aluminiumwalzwerke nicht sogar die führende Rolle übernommen? Hat sie schließlich, durch Wiedereinführung des Einfuhrschein-Systems für Getreidezölle, die bei günstigen Ernten so wirksame Konkurrenz für den inländischen Landwirt nicht selbst aus der Welt geschafft? Ja, diese Regierung war überall fördernd und treibend dabei, wo es galt, Störungen von den Produzenten fernzuhalten und durch Zusammenschlüsse ihre Monopolstellung zu stärken. Wo es sich nicht gerade um Vereinbarungen der Gemüsehändler oder Eiskarrenbesitzer handelt, wird nur ein Illusionist von ihr erwarten können, daß sie sich mit besonderem Furor zum Handeln entschließe.

Gegen ein Kartell scheint man allerdings ernsthaftere Absichten zu hegen, soweit man wenigstens aus gewissen schärferen Privaterklärungen hoher Regierungspersonen und gewissen milderen amtlichen Verlautbarungen folgern kann; nämlich gegen das Kartell, das die Banken zur Aufrechterhaltung ihrer Zins- und Provisionssätze geschlossen haben. Nun, es läßt sich nicht leugnen, daß auch hier eine Aktion — zum Teil — nicht unberechtigt wäre. Wenn die Banken z. B. gegenüber den Klagen über die besonders hohen Kreditkonditionen in den Provinzstädten nur zu antworten haben, daß ihnen hier eine Vereinbarung mit den Provinzbankiers Ermäßigungen verbiete, so scheint das wirklich der Schulfall eines unzulässigen Kartells. Denn selbst wenn es richtig wäre, daß die Unkosten der Provinzbankiers hoch sind, (und infolge der Kleinheit ihres Betriebes auch nicht herabgesetzt werden könnten), darf doch auf keinen Fall zugelassen werden, daß sich auch hier, infolge monopolistischer Vereinbarungen, der „Kaufpreis für Kredite“ nach den Kosten des teuersten Betriebes richtet; der Konkurrenzkampf muß auch hier wieder in seine Rechte eingesetzt werden. In der Tat aber sind es mitnichten nur die Konditionen

der Provinz, gegen die Bedenken erhoben werden müssen. Auch die Berliner Großbanken tun in einiger Hinsicht des Guten etwas zu viel, nämlich in bezug auf ihre Nebenspesen. Provisionen von 3 v. H., wie sie z. B. für Kontokorrent-Kredit neben dem Lombardzinssatz per annum berechnet werden, bedeuten das zwei- und dreifache der Vorkriegszeit; und das erscheint unbillig hoch, sogar wenn man berücksichtigt, daß bei steigenden Zinssätzen auch die Unkosten zunehmen, die der Bank durch Zinsverlust an ihrer Barreserve entstehen. Die Akzeptprovision beträgt heute sogar 3¾ v. H., d. h. der Kreditnehmer, der von der Bank statt Bargeld ein Akzept erhält, das er auf dem Privatdiskonten-Markt veräußern darf, muß insgesamt 11 v. H. (2 v. H. über dem Reichsbanksatz!) für den Kredit anlegen. Das geht über das berechtigte Maß hinaus. Freilich können die Banken beanspruchen, daß man sie nicht, nach Art mancher großer Tageszeitung, im Handelsteil wegen ihrer hohen Provisionsbedingungen, gleichzeitig im politischen Teil aber wegen ihrer Bestrebungen angreift, durch Herabsetzung der Angestelltenzahl und Einführung maschinellen Bankbetriebs die Unkosten auf das Vorkriegsniveau herabzudrücken.

Wenig durchdacht ist dagegen die Kritik, die man an den eigentlichen Zinsforderungen der Banken geübt hat. Die Banken haben mit Recht darauf erwidert, daß die Forderungen der Reichsbank und der Staatsbanken — auf deren Hilfe sie bei Bargeldknappheit gelegentlich angewiesen sind —, nicht geringer sind als die ihren. Und wenn die Regierung nunmehr bei den öffentlichen Instituten auf eine Herabsetzung der Zinsforderungen hinwirken will, so wird sie bald die Erfahrung machen, daß Zinssätze sich nicht diktieren lassen. Die Nachfrage nach Krediten würde bei solch künstlicher Herabsetzung enorm zunehmen, sie würde aber nicht zu befriedigen sein, und anstelle der jetzigen Klagen über zu hohe Kreditkonditionen würden sehr rasch Klagen über Bevorzugungen einzelner Kreditnehmer treten, denen die öffentlichen Banken notgedrungenermaßen ihre beschränkten Mittel zuwenden. Entweder die völlige Desorganisation des Geldmarktes oder aber Bankrott der Geldgeber muß die Folge einer Mißachtung des Gesetzes von Angebot und Nachfrage als Preisbestimmungsgrund sein; und wir können darum nicht glauben, daß man ernsthaft die Aufpfropfung von Zwangswirtschaftsmethoden auf den feinen Mechanismus des nationalen Kredites beabsichtigt, Methoden, deren völlige Unzulänglichkeit für den allgemeinen Warenmarkt man nach einem Jahrzehnt bitterer Erfahrungen endlich erkannt hat, deren Unzulänglichkeit für den Geldmarkt also ohne weiteres gefolgert werden könnte.

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

1.

Die Zerstörung der Mutter

In einem schlesischen Dorfe begibt sich das Folgende: Heiratet vor ungefähr sechs Jahren ein Bauer eine hübsche, kräftige und durchaus gesunde Frau. In den fünf ersten Jahren gebiert sie sechs Kinder. Ich wiederhole: In f ü n f Jahren s e c h s Kinder. Nun ist das siebente unterwegs. Die Frau will nicht mehr, kann nicht mehr. Schreitet mit allerhand Mitteln zur Selbsthilfe. Vergiftet sich damit und stirbt nach langer Qual an einer schrecklichen Sepsis. Gegen Tierquälerei gibt es zum Glück Strafen. Jedem Mann steht es dafür frei, seine Frau ad libitum zu mißbrauchen, sie geistig und körperlich zugrunde zu richten. Dagegen allerdings wird sich nicht viel machen lassen. Wann aber wird endlich der widersinnige § 218 aus dem Strafgesetz verschwinden? Es ist an sich genug gegen ihn geredet und geschrieben worden, daß jedes Wort eine Wiederholung nur bedeutete, und der genannte Fall ist ein ganz alltäglicher. Aber gerade weil er alltäglich ist, muß man ihn aufzeichnen, ihn und die tausend anderen.

Erik Ernst Schwabach

2.

Frau Oberförster Nietzsche

Zu Ihrem Artikel im vorletzten Heft des „Tage-Buch" über Frau Förster-Nietzsche erlaube ich mir, Sie auf nachstehende kleine Geschichte aufmerksam zu machen, die vor etwa zehn Jahren in Weimar kursierte. Man behauptete nämlich damals, daß Frau Förster-Nietzsche in anbetracht ihrer großen Verdienste um ihren Bruder zur Oberförsterin ernannt worden sei und nunmehr Frau Oberförster Nietzsche tituliert werden müsse.

Gerbert Jacobi

3.

Die beleidigte Turnerschaft

Der Reichsausschuß für Leibesübungen, die Spitzenorganisation aller Körperkultur treibenden, politisch neutralen Verbände, beschloß unterstützende Beteiligung an der kommenden Weltolympiade in Amsterdam. Hierauf trat die deutsche Turnerschaft wegen Beleidigung ihrer „vaterländischen" Gefühle aus dem Reichsausschuß aus.

Deutscher Reichsausschuß für Leibesübungen, wie konntest du auch glauben, daß die Teutsche Turnerschaft deine Zustimmung zur Beteiligung an der Weltolympiade 1928 in Amsterdam gutheißen wird? Zu einer Olympiade, bei der der Völkerversöhnung und -Verbrüderung mit friedlichen Waffen gedient werden soll, wo die Völkererziehung geprüft und die Leistung und Freiheit des Geistes und Körpers als Ideal gefeiert wird. Ja, wenn Handgranatenübungen, Luftkämpfen vom bombensicheren Beton - Helden - Unterstand aus zuzugucken wäre, oder als deutsche Extraeinlage „Hindernislauf nach Doorn" vorgeführt würde, ja dann würden rechtzeitig ab heute schon mit vor Rührung tränenden Augen die Führer der Deutschen Turnerschaft ihre Wallfahrt nach Amsterdam antreten.

Verschiedene Brüder aus der Familie des Reichsausschusses für Leibesübungen der Deutschen Republik werden dir, Deutsche Turnerschaft, anläßlich deines Ausscheidens heimliche Tränen nach-

weinen. Denn wem soll z. B. wohl jetzt der Professor vom Schwimmverband seine Vorträge über: „die Treue zur schwarz-weiß-roten Fahne“ halten? Ja, es ist eine Trauerstunde für den vom republikanischen Staat erhaltenen Reichsausschuß für Leibesübungen.

Ein Turner

REISE-FEUILLETONS

Wer rettet unseren ehrwürdigen alten Planeten vor der gänzlichen Verfeuilletonisierung? Wenn das Tempo und die Intensität der buchförmigen und zeitungsspaltenförmigen Reiseschilderungen so weitergeht, werden bald alle Länder und Landschaften dieser Erde in Fetzen zerschildert sein. Das Reisen, früher ein Abenteuer, hat heute seinen Seltenheitswert durchaus eingebüßt. Gewiß in vieler Hinsicht ein Fortschritt. Aber mit einem bittern Beigeschmack. Denn das mit allem Komfort organisierte Abenteuer beginnt ganz und gar Sache des Spießers zu werden. „Wo haben Sie den Sommer verbracht?“ „In der Schweiz, in Italien, in Spanien, in Paris“, wird jeder antworten, dem an seinem bürgerlichen Prestige etwas gelegen ist. Die gute brave Bürgersfrau muß heute irgendwo weitweg gewesen sein, wie sie früher drei Dutzend Nachtjacken in der „Ausstattung“ gehabt haben mußte. Ein Fortschritt! Aber mit bitterm Beigeschmack. Und mit diesem Schwarm behäbiger Bürgerlichkeit, der überall, wohin er kommt, die alte, schöne, wilde Erde behäbig und bürgerlich macht, marschiert eine Rotte geschwätziger Feuilletonisten, Stimmungsautomaten, die nach alten Vorschriften sentimental werden, Beobachtungsgenies, die aus Land und Leuten Hundertzeilenextrakte machen. Wer nur irgendwie die Feder schwingen kann, glaubt nicht reisen zu können, ohne mit dieser Feder die oberste Oberfläche der Landschaften für irgendein Blatt oder Blättchen abzuschaben. Die Zeitungen sind Ablegestätten für diese Epidermisschuppen geworden. Vor dieser flachen Feuilletonade kann man sich schützen: man liest sie nicht. Wer aber rettet uns vor den Erzählungen der Heimgekehrten? Vor diesen Leuten, die, befreit von heimatlich-bürgerlicher Enge, alles durch das farbige Prisma der ferialen Zweckbefreitheit sehen und sie in das fremde Land projizieren? Heimgekehrt sind sie nicht Lobpreiser, sondern Lobhudler der Fremde. Paris ist ihnen eine ganz von Licht durchstrahlte Stadt, Berlin ein finstres Dorf. Aber sie haben nicht die jämmerlichen Pariser Wohnungen gesehen, die Spülwasserausgüsse, die an der Außenseite alter Häuser laufen; sie sind entzückt vom Glanz Pariser Kaffeehäuser, aber haben nicht bemerkt, daß die Berliner viel gepflegter und schöner sind. Sie schwärmen von der Pariser Eleganz, haben aber nicht beobachtet, daß der Durchschnittspariser viel weniger gut angezogen ist als der Durchschnittsberliner. Sie schwärmen, sie schwärmen von irgendeiner Oberfläche, die gar nicht existiert, haben aber in den acht Tagen ihres Aufenthalts das Innere nicht einmal er-

ahnt, um das Paris wahrhaft beneidet werden muß. Ein kluger Mann sollte ein Pendant zum Bädeker schreiben: „Länderweise Anleitung zu Reiseerzählungen".

Arnold Hahn

ZUR PATHOLOGIE DES GLÄUBIGERS

Nicht von ihnen soll hier die Rede sein, bei denen sich Geld stets in beschleunigtem Durchgangsverkehr befindet, Leihen und Weiterverleihen ist ihnen die natürlichste Funktion der Welt. Auch nicht von jenen lieben Kleinen, die sich zu Tode schämen wollen, wenn sie eine Forderung präsentieren müssen. Sie empfinden tausendfach die Pein des Schuldners und gehen erleichtert und mit sich versöhnt davon, wenn er endlich die Formel gefunden, warum er heute nicht imstande sei, zu zahlen. Nicht von ihnen ist hier die Rede, sondern von jenen anderen, die die Natur nicht zum Spenden vorausbestimmt hat. Ihre Gebeorgane sind verkümmert, der Gott des Reichtums ist ihr besonderer Schutzpatron, und ihr Stammbaum geht zurück auf Nimm, den mystischen Noah des Kapitalismus, der den ersten Geldschrank erbaute, in den er von allen vor der großen Flut gesammelten Schätzen ein paar Belegexemplare verstaute. Nein, wenn sie geben, ist es Krankheit, akute zumeist, nicht chronische, Krankheit, an der man nicht stirbt, die aber für die Zukunft zu erhöhter Vorsicht mahnt und als ein erster flüchtiger Seitenblick des Sensenmannes empfunden wird.

Es ist eine seltsame Erfahrung, daß um jede kapitale Pleite ein paar Leidtragende herumstehen, die nach Gesichtsbildung und seelischer Muskulatur zu schließen, augenscheinlich nicht zur Rolle der Klagenden geschaffen sind.

„Also auch Harpagon & Co. sind hereingefallen," sagen die andern, weniger Strukturalen und fühlen sich mager getröstet. „Worauf sind Harpagon & Co. hereingefallen?" fragen sie weiter. „Etwa auf eine blendende Reputation, auf ein raffiniertes Scheingebäude von Werten, auf bombensichere Bürgschaften? Nein, auf ein faszinierendes Lächeln, auf einen gutsitzenden Frack, auf eine schüchterne Bitte von Fräulein Nichte... ganz wie wir, ganz wie wir...!"

Seit Urzeiten haben Harpagon & Co. nämlich einen Gegenspieler. Das ist ein bestimmter, aber ewig wechselbarer und schwer zu umreißender Typ.

Das sind die Unbeschwerten, die Sorge nicht kennen, aber gerunzelte Stirnen und geleerte Taschen hinterlassen, wo sie je weilten. Harpagon kennt seinen Gegner, sein ganzes Leben ist ein ständiges Ausweichen vor ihm, er kennt seine Macht, kennt das Lächeln, die bezaubernde Stimme, den mündelsicheren Händedruck. Ja, es sind die Bakterien des finanziellen Organismus, dem Scheckbuch so verderblich, wie andere Lunge

oder Magen, man schützt sich vor ihnen, aber einmal sind sie doch da. Es hilft nichts.

Und so, wie man sich mitten in scheinbarer Gesundheit schon krank fühlt, ohne Symptome wahrnehmen zu können, so ist auch Harpagon nicht mehr gesund, wenn er langsam in seines Gegners gefährlichen Bann gerät. Er ahnt das Unheimliche, er wittert die Schlange, aber er findet sie nicht, schon versagt sein kommerzieller Tastsinn, — und plötzlich bricht das Fieber aus: er öffnet die Kassette, unterschreibt Wechsel, übernimmt Garantien und was man sonst so in temporärem Irresein tut. Nachher aber sagt er: Ich habe gewußt, daß es so kommen würde!

Harpagons Feind ist als Typ moralisch anfechtbar. Aber indem er die fragile Moral des Tages kränkt, handelt er wie im Gebot einer höheren, überökonomischen Sittlichkeit als Rächer aller jener, die vor Harpagon zittern, seinen Drohungen weichen und aus ererbter Rechtschaffenheit ihre Rechnungen pünktlich bezahlen. In vielfacher Gestalt zieht er brandschatzend durch die Welt und dein stummes Bewundern gilt ihm in diesem Augenblick, da eine Quittung mit dem liebenswürdigen Namenszug „Harpagon & Co." vor dir liegt, was von deiner ehrlichen Gutwilligkeit lauter Zeugnis ablegt als von deiner Intelligenz.

Lucius Schierling

BOEUF A LA LINDSTRÖM

Ein Reisender schreibt dem T.-B. aus Schweden:

Speisekarte im Hotel Strandstugan, Melbystrand bei Laholm: „Beef à la Lindström." Lindström? Das ist doch der Name . . . . ? Also her damit! Was bringt der im Frack? Was ist „Beef à la — Lindström"? Falscher Hase!

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 35)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank. Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank. Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co. Berlin SW 48. Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion. auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 1,75 Reichsmark, pro Quartal 5,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,—, vierteljährlich Reichsmark 5,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung vierteljährlich Reichsmark 6,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Septemberwoche

Die Zerstörung des amerikanischen Zeppelin wird auch dem Luftschiff gefährlich werden, für dessen Erbauung in Deutschland kürzlich ein ellenlanger Aufruf geworben hat, der von sämtlichen geübten und immer wieder verwendeten Unterschrifterzeugern gezeichnet worden ist. Der Wirbelwind, der ein Luftschiff zerreißen kann, ist vielleicht auch stärker als dreihundert Unterschriften. Wenn der Mensch Geld hergeben soll, wird er nachdenklich. In diesem Falle besinnt er sich und fragt sich: Das wievielte schreckliche Zeppelin-Unglück ist das eigentlich? Ist der Unsicherheitskoeffizient der Zeppeline nicht viel größer als der optimistische Wagemut der Friedrichshafener annimmt? Daß die Zeppeline für den Krieg unverwendbar sind, darüber sind sich alle Leute mit Dr. Eckener einig. Für den friedlichen Luftverkehr scheint aber die Ueberraschungsquote doch noch reichlich groß. Man muß daran zweifeln, ob alle die berühmten und sich selbst liebenden, sich selbst unersetzlich vorkommenden Herren, die den Aufruf für Dr. Eckener unterschrieben haben, sich jetzt auch ebenso seelenruhig in seine Gondel setzen würden? Freilich, der Nordpol muß entdeckt werden. Muß er, unbedingt und gleich? Kann nicht gewartet werden bis die Reisesicherheit etwas gesteigert ist? Schließlich kann bei einem Unglück in den arktischen Regionen Hilfe weniger rasch herangeschafft werden als zwischen Konstanz und Berlin. Der Nordpol hat sich so lange, unentdeckt, zufrieden gegeben, wie, wenn man seine wissenschaftlich vielleicht gar nicht ergiebige Feststellung ein bißchen vertagte? — Wenigstens um ein paar Jahre, bis die Verkehrssicherheit der Luftschiffe gesteigert sein wird. Aber, wenden die Enthusiasten vom Bodensee ein, die Entente mit ihren infamen Luftverboten gestattet uns ja gar keine normalen europäischen Versuche und Uebungen. Dann, muß man antworten, gilt es erst recht, vorsichtig zu sein und sich nicht in ein Verzweiflungsexperiment jagen zu lassen, das man, vielleicht zu spät, bitter bereuen wird. Niemand in Deutschland wird Eckener in den Arm fallen wollen. Jeder wird seiner besonnenen Kühnheit den besten Termin wünschen. Der ist jetzt nicht da. Der amerikanische Wirbelwind hat auch den Plan des deutschen Nordpol-Zeppelins schwer beschädigt. Das kann man

auf jeder Straßenbahn, an jedem Wirtshaustisch, in jedem Klub hören. Und die großen Unterschriften können an dieser allgemeinen Anwandlung von Skepsis oder meinetwegen Kleinmut nichts ändern. Die große Volkssammlung wird im Augenblick ein kleines Ergebnis haben. Wärs da nicht klüger, rechtzeitig abzublasen?

Einer der traurigsten und zugleich lächerlichsten Posten im Haushalte des Reichs ist die Summe, die von der Regierung aus den Einkünften des Branntweinmonopols für die Bekämpfung des Alkohols zur Verfügung gestellt wird. Die Thüringische Regierung scheint diesem moralischen Vorbild der Reichsregierung, der sie ja sonst nahe ist, auf ihre Art zu folgen. Sie hat mit dem kommunistischen Professor ihrer Landesuniversität, Karl Korsch, einen Vergleich geschlossen, wonach Korsch darauf verzichtet, Vorlesungen zu halten, und die Regierung ihn dafür mit dem zuständigen Gehalt seiner Tarifgruppe und Klasse aushält. In Amerika, so hört man sagen, benimmt sich das Kapital in seiner übergroßen Macht und Sicherheit allem Geistigen gegenüber wie ein Theaterunternehmer, der seine Schauspieler auch einmal ein anständiges Stück spielen läßt; Kritik und Gegnerschaft hält es sich, weil es sich ja auch immer mehr als genug Lob und Hilfe halten kann, die durch das andere erst ihren Reiz bekommen. Sollte sich auch die Thüringische Regierung so sicher fühlen, daß sie sich einen kommunistischen Professor hält, damit ihre völkischen Gefolgsleute ihr nicht langweilig werden? Oder ist umgekehrt die Auszahlung eines Gehaltes für ungehaltene Vorlesungen eine Art produktiver Verwendung von Staatsgeldern für die öffentliche Sicherheit, womit mindestens Professor Korsch, vielleicht auch seine Feinde zufrieden sein könnten? Was aber sagen seine Freunde dazu, daß der Kommunismus sich vom Kapitalismus so unverhüllt abhängig macht, wie das hier geschieht? Vielleicht darf man eine zynische Geste empfehlen: non olet. Von außen her sieht dieser Vergleich zwischen dem Thüringischen Staat und Professor Korsch genau so aus, wie der Kompromiß, den der bekehrte Säufer mit seinem Gewissen schloß: er war Antialkoholiker geworden; er trank nur, damit der Alkohol weniger würde. Frage: soll man dem Kapitalismus mehr solche Gegner oder dem Kommunismus mehr solche Kompromisse wünschen?

Herr Becker, preußischer Unterrichtsminister, ein Politiker von vulgärer Glätte, immer bemüht, rechts und links und vorn und hinten gleichmäßig zu gefallen, ein konservativer Liberaler, aber auch ein liberaler Konservativer, ein international nationaler Mann, mehr Beamter als Gelehrter, im Notfall aber auch mehr Gelehrter als Beamter, kurz ein ebenso vielseitiger als geölter Praktiker, hat sich im Ausschuß über den Fall Lessing geäußert, den die

Leser des T.-B. kennen. Der Herr Minister war Mannes genug, sich nicht zum Vollzugsorgan der Hannoverschen Gassenjungen zu machen, die Lessings Entlassung verlangt hatten. Es muß festgestellt werden, daß die Kenner Beckers von dieser fast männlichen Haltung des Herrn Ministers überrascht worden sind. Aber Herr Becker war wohl selbst von seinem Mute überrascht, und so beeilte er sich, seine Entschlossenheit zu mildern und einige herabsetzende Bemerkungen über Theodor Lessing hinzuzufügen. Professor Lessing, wenn wir nicht irren, zurzeit im Ausland, hat sich über diese geringschätzigen Wendungen nicht geäußert. Der Kultusminister hat Lessing einen „Literaten" genannt, wie taktvoll im Munde eines Ministers, in dessen Ressort fast alle Angelegenheiten der Literatur und der Literaten fallen, wie ritterlich im Munde des höchsten Vorgesetzten in einem Augenblick, da die Gassenjungen der Hochschule in Hannover gegen den „Literaten" krawallieren. Mit diesem wegwerfenden Wort hat Herr Becker sich nicht begnügt, sondern den Herren Lausbuben in Hannover noch den guten Rat gegeben, die Vorlesungen des Professor Lessing einfach nicht zu belegen. Das alles nicht etwa als Ergebnis einer Diskussion über die wissenschaftliche Qualifikation Lessings, sondern, weil er es gewagt hat, einen Aufsatz über Hindenburg vor der Präsidentenwahl zu schreiben. Die ganze Affäre ist um dieses Schlußwortes des Ministers beachtenswert. Hier hat man eine typische Aeußerung des neuen Professorentypus vor sich. So ist dies eben aufgestiegene Republikanergeschlecht: Mutig gegen den wehrlosen Einzelnen, nachsichtig gegen die Verpöbelung der studentischen Jugend, und alle diese inneren Defekte eingehüllt und drapiert in das Pathos einer durch nichts begründeten ministeriellen Gottähnlichkeit.


Kultusminister Dr. Becker

Mit fürstlichen Ehren, auf Staatskosten, unter spanischem Prunk, ist Franz Conrad von Hoetzendorff in Wien begraben worden. Die besiegten Feldherren des Weltkrieges können sich über Undankbarkeit der Zeitgenossen nicht beklagen. Was

ihnen die Nachwelt schuldig bleiben muß, das zahlt ihnen die Mitwelt schnell aus, ehe das Andenken der Geschlagenen erlischt. Sicher hat Moltke kleinere Popularität genossen als Hindenburg, und wenn man nach Oesterreich blickt, so braucht man nur das Schicksal des 1866 besiegten Benedek mit dem Conrad von Hoetzendorffs zu vergleichen, um zu erkennen, wie unbegreiflich dankbar wir instinktlosen Zeitgenossen gegenüber den großen Verlierern des Weltkrieges geworden sind. Für den von Franz Josef so erbarmungslos ins Dunkel gestoßenen Benedek hat der österreichische Historiker Friedjung jahrelang um Gerechtigkeit gekämpft. Friedjung hat nachgewiesen, daß Benedek sich geweigert hat, den 66er Krieg gegen Preußen zu führen, schon deshalb, weil er sich nur auf die Offensive gegen Italien vorbereitet hatte. Aber dort sollte der Erzherzog Albrecht siegen, so wollte es der Habsburger Familienrat, und so mußte Benedek sich und seine österreichischen Regimenter zur Königgrätzer Schlachtbank führen, auf Allerhöchsten Befehl, im Bewußtsein des Untergangs. Als Benedek, der allzu treue Diener seines Herrn, starb, da war das für Wien ein Ereignis von kaum zehn Zeilen kleinster Fraktur . . . Wären die Habsburger nicht glücklich davongejagt, so hätte übrigens Franz von Hoetzendorff auch nur ein ganz kleines Leichenbegängnis erhalten. Die Kleinigkeit, daß er den Weltkrieg mit verloren — übrigens nicht aus Mangel an Ideen, Conrad war theoretisch der bedeutendste General der Mittelmächte —, hätte ihn bei dem erlauchten Kaiserhaus vielleicht nicht geschadet, aber er hat als alter General die geschiedene Frau eines Grazer Brauers geheiratet, und darüber kam der pfäffische Franz Ferdinand oder vielmehr seine Herrin nie hinweg. Man kann in Conrads Memoiren nachlesen, wie er unter der stupiden Launenhaftigkeit Franz Ferdinands, respektive seiner Gräfin Chotek gelitten hat . . . Uebrigens ist Conrad von Hoetzendorff an seinem pompösen Begräbnis unschuldig. Er hat sich nach der Revolution still nach Tirol verkrochen, lebte in Innsbruck unbeachtet und fern von aller Politik, mischte sich in keine Diskussion, schrieb still und unbeirrt seine Erinnerungen, empfing keine Deputationen, ließ keine Straße nach sich benennen, drängte sich weder ins Parlament noch zur Reichsleitung. Kurz, er besaß, der Einzige, den Takt des Besiegten. Schon deshalb verdient er in diesem verworrenen Zeitalter, in dem die obersten Führer zur größten Niederlage sich millionen-



Conrad von Hötzendorff

fach huldigen lassen, wegen seines gewollt stillen Lebensabends ein Wort der dankbaren Würdigung.

Drei Viertel der Sympathien der Welt gehören Abdel Krim, weil er einen Freiheitskampf führt. Sollte Frankreich nicht trotz allem Anspruch auf die Sympathien der halben Welt erheben können, weil es einen Befreiungskampf führt? Freilich nach des Mephistopheles Art, die stets das Böse will und doch das Gute schafft, ein Motto, das für die meisten Kolonialkriege gilt. Gewinnsucht ist nun einmal ein Ferment der Kultur. Im Falle des „freien Bergvolkes" der Rifkabylen liegt die Sache so, daß nur die eine Hälfte die Wüsten- und Bergfreiheit genießt, die andere Hälfte aber in tiefster und grausamster Knechtschaft lebt. Diese zweite Hälfte sind die Frauen. Und deshalb sollten wenigstens alle ihre Schwestern — die halbe Welt — auf Frankreichs Fahnen Segen herabflehen. In der „Revue mondiale" schildert Godchot das Leben dieser kabylischen Märtyrerinnen. Sie sind nicht Menschen, sondern Sachen. Mit zehn oder zwölf Jahren wird das Mädchen von ihrem Vater an irgendeinen unbekannten Mann als Gattin verkauft. Lacht sie dabei, so sagt man, daß sie glücklich sei, zu heiraten; weint sie, so sagt man, daß sie einwillige, aber daß ihr der Abschied schwerfällt. Heiraten muß sie auf jeden Fall. Eine Witwe oder eine Geschiedene wird immer wieder verkauft, vom Vater, von den Brüdern oder — von ihren eigenen Kindern. Stirbt ihr Mann, so erhält sie kein Erbteil, sondern geht als Erbstück auf den Erben über, der sie wieder nach eigenem Gutdünken verkaufen kann. Es kommt nicht selten vor, daß sechzigjährige Greise zwölfjährige Mädchen heiraten, um ihrem Sadismus zu huldigen. Der Mann hat vollkommene Gewalt über das Weib. Er kann sie mit dem Kopfe nach abwärts aufhängen, und ihr mit einer glühenden Sichel Füße, Beine und . . . . den Körper verbrennen. Kein Richter darf ihn strafen. Durch ein einziges Wort kann er sie verstoßen, er öffnet die Türe und jagt sie auf die Straße, gleichgültig, ob sie im Kote stirbt oder dem ersten besten Vagabunden in die Hände fällt. Stirbt er, und seine Erben verkaufen sie nicht oder kümmern sich nicht um sie, so mag sie betteln oder mit ihrem Leib ein Almosen bezahlen. Sie muß für den Mann arbeiten wie ein Tier. Den Karawanen folgen herrenlose, verstoßene Weiber, die die schmutzigste Arbeit verrichten und von den Abfällen leben, die sie in den Lagern finden oder die man ihnen zuwirft. Alle Kolonialkriege sind zwangsläufige Wege zur kulturellen Homogenisierung des Erdballs. Die Geschichte wird zu entscheiden haben, ob der Marokkokrieg um die Freiheit der Kabylen, um die Erzlager ihrer Berge oder um die Befreiung ihrer Frauen ging. Fast scheint es, als ob das letzte der vom Geiste des Fortschritts gewollte Endeffekt sein sollte.

Den Sirdar von Aegypten erschossen acht Mörder. Sieben wurden vom achten verraten. Sie sind jetzt zum Tode verurteilt, ihr Angeber ist zu lebenslänglicher Zwangsarbeit begnadigt worden. Man möchte — scheußliches Gelüste — dabei gewesen sein, als dieser Spruch verkündet wurde. Denn vielleicht hätten die Gesichter der Beteiligten das bange Rätsel gelöst, was hier Strafe und was Gnade ist. Konnte der Verrat, den wir selbst bei Mördern noch genau so moralisch minderwertig finden wie als Pennäler bei Kameraden, grausamer gestraft werden als durch die Gnade lebenslänglicher Zwangsarbeit? Gab es für die Verratenen eine bessere Rache als den Gedanken, daß sie tot sein dürfen, während der Abtrünnige arbeiten muß! Stammt der Spruch aus der Borniertheit des Vorurteils, daß Leben immer noch besser sei als Tod, oder ist er der Ausdruck einer orientalischeren Weisheit, die den Aufrührer durch den Tod ehrt, um den Angeber durch Zwangsarbeit zu schänden? Man wird es nicht erfahren. Die Richter — wahrscheinlich wußten sie es selber nicht. Der König — wenn er solche Fragen täte, trüge ihn kein Thron mehr. Der Begnadigte — er wird lebenslang zweifeln. Vielleicht wissen es die Gehenkten.

---

* * * MORALISCHE VÖLKERBUNDSKRISE

Wer nicht unter dem fesselnden Eindruck der Festlichkeit steht, mit der auch in diesem Jahre die Versammlung des Völkerbundes in Genf begonnen wird, der spürt deutlich: unter einer ungünstigeren Stimmung, in einer schwächeren Stellung hat der Völkerbund noch keine Jahrestagung abgehalten als diese. Das klingt vielleicht überraschend, besonders wenn jemand es sagt, der den Völkerbund nicht nur als Idee, sondern gerade in seiner Genfer Wirklichkeit immer verteidigt hat. Ist nicht die Aera von Sicherheit, Schiedsgerichtsbarkeit und Abrüstung überhaupt erst jetzt angebrochen? Steht nicht der Abschluß jenes Paktes bevor, der die eigentliche Grundlage der europäischen, demnächst der Weltbefriedung sein soll? Ist nicht im Zusammenhang mit den verfilzten internationalen Schulden eine neue Anstrengung der Vereinigten Staaten für Rüstungsbeschränkung gerade in Europa zu erwarten?

Groß am Völkerbund ist eigentlich nur noch, daß er da ist. Das aber ist für menschliche Einrichtungen nicht genug. Die juristisch-diplomatische Konstruktion der Satzung hatte sicherlich von Anfang an ihre Schwächen und Fehler. Aber in dieser Zeit der Furcht, wo moralischer Mut so selten ist, daß ohne die Schutzwehr solchen Rechthabens in Verträgen, Gesetzen, Paragraphen und Artikeln niemand weder Verteidigung noch Angriff im öffentlichen Leben wagen will, da bot doch das Vorhandensein eines solchen feierlich geformten Bundes den unentbehrlichen Halt für

alles Friedensstreben. Die Sehnsucht, die sich als solche nicht recht hervorwagen durfte, war nun bearbeitungsfähig geworden für die Ministerialkanzleien aller Länder. Im bureaukratisierten Europa eine große Tatsache: für das geheime Testament der Toten des Weltkrieges gab es einen internationalen Aktendeckel „Völkerbund". Ein Kongreß von Politikern durfte es wagen, sich als eine Gemeinschaft von Gläubigen zu gebärden.

Oder doch nicht? Mehr und mehr entpuppte sie sich als Gesellschaft von Gläubigern. Kein billiges Wortspiel, sondern ein gerade im Schleier der Sprache halb enthülltes Geheimnis, daß Glauben und Zahlen, Sühne und Schulden so nah zusammen gehören. Es gab nach dem Kriege eine Zeit, wo aus der Erkenntnis dieser Nähe Politik hätte gemacht werden können; wo der Völkerbund, auch wenn, ja sogar weil er Parteiforderungen eintreiben wollte, die Ansprüche der Völker an ihre Regierungen, der Staatsmänner an sich selbst hatte steigern können; wo Nützlichkeit zugleich Güte gewesen wäre. Als der Völkerbund mit Nansens Hilfe die Kriegsgefangenen aus Rußland rettete, als er den Kampf gegen den Typhus an Europas Ostgrenze aufnahm, als er sich humanitäre Aufgaben weit über den Rahmen der Satzung hinaus stellte und zu lösen anfing, da deutete sich etwas davon an, daß es sich nicht um eine juristische Konstruktion, nicht um einen politischen Trick, sondern um den Ausdruck einer neu erwachsenden Lebensgemeinschaft handelte — mochte sie auch zunächst durchaus auf der Gleichheit materieller Interessen beruhen. Inzwischen jedoch hat der Völkerbund der russischen Hungersnot gegenüber Nansen allein gelassen, hat den Zerstörungen der letzten Jahre auf allen Gebieten tatenlos zugesehen und seine Heilkunst an Aufgaben wie die österreichische Sanierung gebunden, deren Gesetze er sich aus dem Geist der Pariser Gewalttaten von 1919 vorschreiben lassen mußte.

Aber was heißt das? Hat nicht inzwischen der Gedanke der Friedenspolitik ungeheure Fortschritte gemacht? Nicht nur englische Konservative und französische Nationalisten, sogar die Deutschnationalen haben eingesehen, daß Kriege vermieden werden müssen und der Völkerbund dafür ein geeignetes Mittel ist. Fast alle Politiker Europas halten Reden, wie sie vor dem Kriege kaum Pazifisten gewagt hätten. Eben darin liegt mehr Gefahr, als von wohlzufriedenen Zünftigen und leichtgläubigen Laien erkannt wird. Wenn die ideologischen Verschönerungen so rasch bei der Hand sind, wie steht es dann mit der Idee? Ja, wieviel Wirklichkeit sogar bleibt überhaupt noch von einem Frieden, der auf unserem Kontinent von Caillaux und Chamberlain, von Litwinow und Luther gehalten wird? Diese Frage darf man wohl stellen, auch wenn Marokko und Syrien, Persien und China nicht zu Europa gehören.

Sicherlich wird viel vom Frieden gesprochen. Aber das alles hat die schreckliche formelhafte Oede bekommen, mit der wir

Menschen von heute unsere Heiligtümer entweihen. Nicht nur Gottes Name kann mißbraucht werden. Der Völkerbund hat sich seine Lithurgien, seine rasselnde Gebetstechnik geschaffen. Aber der deutsche Christ, der in Stockholm behauptete, dieser Völkerbund sei „religiös irrelevant", hatte mehr recht, als er selber wollte. Die Form ist fix und fertig; wo ist der Inhalt? Das Dogma ist gebildet und verkündet; wer mag noch glauben?

Es ist ebenso unmöglich wie unnötig, die Veränderung des Völkerbundes von der unvollkommenen Wirklichkeit, die er war, zur fast vollkommenen Unwirklichkeit, die er ist, an seinen einzelnen Taten zu verfolgen. Denn es gibt trotz allen Realpolitikern hinter diesen Einzelheiten etwas gemeinsames. Bekanntlich entdecken die Menschen immer wieder, daß es in der Politik keine Prinzipien gäbe, um sich dann durch Schaden vorübergehend eines besseren belehren zu lassen. Der Völkerbund hat die politische Rolle, die er unbestreitbar spielt, um so auffallender zu machen gewußt, je treuer er sich an den Grundsatz der Grundsatzlosigkeit gehalten hat. Er ist dadurch im Bereich der politischen Fiktionen groß geworden; — als politischer Faktor? Die Menschen entdecken bekanntlich auch immer wieder ihr Bedürfnis nach dem Absoluten. Gerade unter dem Einfluß westlicher Formungen und Formulierungen, an den Worten Freiheit und Gleichheit, die alle Arten der Rechte und Pflichten umfassen, hat man sich auch bei uns für absolute Ansprüche begeistert. Aber an der Aufgabe der Verwirklichung sind wir alle gescheitert. Anfangs gab es noch Versuche; zuerst waren sogar einige aufrichtige Bemühungen darunter, die Vielfalt europäischer Probleme unter die Einfalt einer Regel zu bringen. Dann paßte man die Regel der Regelung an, wofür uns in Deutschland die oberschlesische Entscheidung das Musterbeispiel bleibt. Jetzt verzichtet man sogar auf die Regel; im Mossulstreit fehlt es so sehr an dem Versuch, ein Prinzip des Richtens zu finden, daß für das Schlichten drei gleichgültige und darum moralisch gleichgültige Vorschläge gemacht werden können.

Aber so geht es nicht. Schon steckt alles, was nach dem Entsetzen des Krieges Trost und Hoffnung sein sollte, was neu und schöpferisch gemeint war, in der schönsten glattesten Routine. Keinem, dem es wohl geht, weh zu tun, ist eine viel wichtigere Regel, als einem, der Weh duldet, wohl zu tun. Wie maßgebend die materiellen Grundlagen immer sein mögen für jede Idee, die sich auf ihnen bildet: daß die Idee in einem bestimmten Augenblick eigenes Leben gewinnt und nun wirkt auf die tragische Gefahr hin, mit der Grundlage das Gesetz ihres Lebens zu verlieren — diesem Vorgang der Geistigkeit stehen die Genfer Großen verständnislos gegenüber, oder sie stellen sich so. Der Völkerbund als ein Entschluß der Pariser Friedenskonferenz war ein ungeheures Wagnis im Ideale. Der einzige Wilson hat daran alles gesetzt, hat daran

alles verloren. Seitdem gehört Kühnheit nicht mehr zum Komment. Rückblickend sieht man die Erarbeitung des Genfer Protokolls wie die frommen Vorsätze eines Sonntags, die am Montag der beliebte Ernst des Lebens fortnimmt. Im Schwung einer Versammlungsstimmung, in der größeren Unverantwortlichkeit des Zusammenseins mit fünfzig Nachbarn haben die Außenminister, Botschafter und Gesandten letztes Jahr dieses Protokoll zwar angenommen; aber es ist hernach von den „Sacharbeitern" zu Hause so behandelt worden, daß niemand mehr davon träumt, es könne in Kraft treten.

Statt dessen hat sich der nützliche Wille zur Rationalisierung, der auch in der Politik zunimmt, einen anderen Weg gesucht. In den Floskeln der Diplomaten mag es anders aussehen. Jedoch eigentlich sind die Verhandlungen über den Sicherheitspakt die schwerste Einbuße für den Völkerbund. Denn hinter dem System von Bündnissen, Garantien und Schiedsverträgen verschwindet der einzige moralische Inhalt, um den das ganze Völkerbundsgebäude errichtet war: die Anerkennung, daß es ein Gesamtinteresse der Völker über dem Eigennutz des Einzelstaates gibt, und daß für die Bedürfnisse der Völkergemeinschaft daher die Volksgemeinschaft auch Opfer zu bringen hat. Wilson, dessen Frau von der diesjährigen Völkerbundsversammlung eine ebenso billige wie banale Huldigung empfing, hat es im Artikel 3 seines ersten Satzungsentwurfes einfach und selbstverständlich gesagt: „Die vertragschließenden Mächte erkennen ohne Vorbehalt den Grundsatz an, daß der Weltfrieden wichtiger ist, als jede Frage politischer Rechte oder Grenzen."

Der politische Friede ist nur ein Teil des Friedens überhaupt, und der Friede nur eine Teilfrage des Lebens, die nicht allein beantwortet werden kann, sondern zum Bilde des Daseins, zur Weltanschauung gehört. Politik und Weltanschauung dürfen aber nicht nur in Deutschland nicht zusammen genannt werden. Die zugestandene Einseitigkeit der Bewertung aller Banalität, der Achtung vor den Trieben, der Rücksicht auf die Ichsucht gilt mehr als jeder Versuch, umfassend auch andere Kräfte des Menschen für die Bewältigung unseres Zusammenlebens, für die Aufgaben der Politik zu wecken. Der Völkerbund ist eine Angelegenheit der Realpolitiker geworden. Gewiß, damit ist er für die Deutschen überhaupt erst diskutabel. Aber als über die Schlachtfelder der Welt in allen Sprachen das „Nie wieder" gestöhnt wurde, da war die Idealität eines Bundes der Völker ein Licht in der Nacht schrecklicher Realitäten; da war die Ahnung eines neuen Gemeinschaftsgewissens Rettung vor allen Greueln der Gewissenlosigkeit und Unwissenheit; da stand im einzelnen, da stand in uns allen die Seele auf als Recht über den Gesetzen der Technik und Taktik.

Davon ist im Völkerbund nichts mehr zu merken. Und gerade darum fühlt sich alle Welt wohl dabei.

L. PERSIUS
Kapitän zur See a. D.

DAS RECHT AUF DIE UNIFORM

Der Reichspräsident hat am 2. September die Verordnung seines Vorgängers vom 30. August 1921, betreffend das Verbot des Tragens der Militäruniform, aufgehoben. Zur Begründung der Verfügung wurde amtlich geäußert: „Der Reichspräsident kann auf Grund des Artikels 48 Verordnungen erlassen, wenn erhebliche Störungen und Gefährdungen der öffentlichen Sicherheit und Ordnung vorliegen. Nach dem Erzberger-Mord hat solche Gefahr bestanden, weil zu befürchten war, daß die tiefgehende politische Erregung jener Tage durch Mißbrauch der Uniform im politischen Kampf noch gesteigert werden könnte. Seither haben die Verhältnisse sich jedoch wesentlich gebessert. Verordnungen auf Grund des Artikels 48 sind aber außer Kraft zu setzen, wenn diejenige Gefahr nicht mehr besteht, die zu ihrem Erlaß Anlaß gegeben hat."

Diese Verfügung trifft nicht nur jeden überzeugten Republikaner, auch jeden, dem die Stabilisierung unserer innenpolitischen Verhältnisse am Herzen liegt, wie ein Keulenschlag. Die Heranziehung des Artikels 48 im vorliegenden Sinn besagt einen Mißbrauch des Ausnahmerechts zugunsten einer — nämlich der früher bevorzugten „ersten" Klasse, besagt eine ungeheuerliche Provokation aller Republikaner und des Reichstages im besonderen. Warum wurde nicht auf die reichsgesetzliche Regelung gewartet? Ende Juli überwies der Reichstag das Militäruniformgesetz an den Rechtsausschuß. Falls der Wille vorhanden gewesen wäre, hätte sich wohl ein gesetzlicher Weg finden lassen, und damit wäre die überstürzte Verfügung des Reichspräsidenten vermieden worden. War das Vaterland in Gefahr, wenn von den Rufern nach der alten kaiserlichen Uniform noch einige Wochen Geduld gefordert wäre?

Damals im Juli, besonders am 25. Juli stieg die nationalistische Flut hoch an. Die Aeußerung des Demokraten Haas: „die Uniform wird bei Veranstaltungen getragen, die sich gegen die deutsche Republik richten", entfesselte auf der Rechten einen Orkan des Unwillens, und als der sozialdemokratische Abgeordnete Sänger gar äußerte: „nur in Deutschland ists möglich, daß Angehörige einer nicht mehr bestehenden Armee mit solchen Uniformansprüchen kommen", prasselten Lawinen von Schimpfworten auf ihn herab.

Der vom Militarismus nicht Infizierte wird nur ein mitleidiges Lächeln gehabt haben für das aufgeregte Gebaren der deutschnationalen Abgeordneten, wird vielleicht auch die Verfügung des Reichspräsidenten nun auf die leichte Achsel zu nehmen geneigt sein. Aber es wäre bedauerlich und verfehlt, wollte man dem Kampf der wilhelminischen Offiziere und ihrer Hintermänner um die Uniform interesselos gegenüberstehen. In diesem Kampf liegt tieferer Sinn, nicht etwa nur Befriedigung simpler Eitelkeit.

Der bürgerliche Spießer — Mann, Frau und vor allem Fräulein — liebt nun einmal über alles die Uniform. Seine Heldenbrust hebt sich beim Anblick der goldgestickten Kragen von Generalen und Admiralen, und weibliche Herzen schlagen wonnebebend bei dem Anblick von Leutnantseingläsern. Auf diese Psychose spekulieren die Militaristen. Sie wollen die pazifistischen und antimilitaristischen Strömungen, die seit Beendigung des Krieges den Volkskörper durchtränken, trockenlegen. Dazu soll der begeisternde Anblick der Uniform dienen, der Uniform, die aus dem Kriege — nach Ansicht der Leute „nationaler" Prägung — ruhmbedeckt hervorging. Die wieder in den Vordergrund tretende Uniform soll das ramponierte Ansehen der Offiziere heben, soll die Massen militärisch elektrisieren, soll sie revanchebereit machen.

Der Ueberkluge ironisiert diese Besorgnisse, meint, man täte solchen Aeußerlichkeiten zu viel Ehre an, wenn man sie ernst nehme, man solle den ehemaligen Offizieren doch die Freude an ihrem alten Kleid lassen. Ueberkluge sinds, die so reden, denn wenn je eine Republik es nötig hatte, den neuen Geist zu pflegen, den alten mit Stumpf und Stiel auszurotten, so ists die schwarz-rot-goldene. Viel zu stark wirkt noch der üble Geist Potsdams, der im Gericht, in der Amtsstube, in den Ministerien und Schulen vor Fridericus, Moltke und Ludendorff mit den Händen an der Hosennaht stramm steht.

Wer den innern und äußern Frieden der Republik will, muß gegen den Geist von Potsdam, gegen den preußischen Militarismus, also auch gegen sein Symbol, die wilhelminische Uniform, Front machen. Die Irrtümer des Militarismus müssen widerlegt, seine Absichten bekämpft werden. Seine Vertreter, d. h. in erster Linie die alten Offiziere, die jetzt ihre frühere Uniform wiederbekommen haben, agitieren für den Krieg innen und außen. Sie hoffen auf eine Entzweiung unserer einstigen Feinde, auf irgendein Weltwunder. Sie sträuben sich einzusehen, daß jede Politik, die auf einen neuen Krieg spekuliert, die ganze Welt gegen sich hat, und vergessen jede militärische Einsicht, die ihnen sagen müßte, daß ein abgerüstetes Deutschland keinen Krieg führen kann. Ein Beweis für ihre Mentalität: Der Führer unserer Flotte in der Schlacht vor dem Skagerrak, Admiral Scheer, — derselbe, von dem die Presse in diesen Tagen berichtete, er habe für eine Ansprache bei einem Marinevereinsfest in Lingen a. d. E. 300 Mark Honorar, Billett erster Klasse und für die Strecke, auf der die Bahn keine erste Klasse führt, ein Auto beansprucht und erhalten — sprach in Stuttgart in einer großen Volksversammlung die Sätze: „Wir tun gut, uns beizeiten mit dem Gedanken vertraut zu machen, daß wir einmal wieder, wenn sich jetzt unsere Beziehungen zu England auch wieder bessern sollten, einen entscheidenden Kampf werden durchführen müssen".

Die alten wilhelminischen Offiziere vergessen, daß wenn auch erhebliche Teile der Bürgerschaft hinter ihnen stehen, sie sich doch die Sympathien der breiten Volksmassen verscherzt haben, daß die Macht ihrer Kommandostimme, der schnarrende Leutnantston und die ordengeschmückte Uniform auf republikanischem Boden nicht mehr imponieren. Sie, die behaupten, daß ihr altes Kleid aus dem Krieg fleckenlos hervorgegangen sei, sollten die Veröffentlichungen des Untersuchungsausschusses über den Zusammenbruch im Herbst 1918, sowie die Erinnerungen hoher und höchster Militärs und Mariniers lesen, die das Gegenteil sagen, die einräumen, daß Zwietracht, Neid, Unfähigkeit unter den Kommandierenden, daß Demoralisierung in den Etappen usw. herrschten. Gerecht und klug wärs gewesen, wenn die Offizierkorps aus sich heraus gegen die Schuldigen vorgegangen wären, wie es 1807 geschah, als Friedrich Wilhelm III. auf den Rat Steins und Gneisenaus auf ehrengerichtlichem Wege fast die Hälfte seiner adligen Offiziere aus dem Dienst stieß. Kein sachlich Urteilender wird leugnen, daß der Uniform manch Flecken im Kriege angespritzt wurde, von dem sie sich noch nicht gereinigt hat.

Die breiten Massen des Volkes wissen über alle diese Dinge Bescheid. Im Krieg ließ man sich belügen, betrügen. Aber Abraham Lincolns Wort gilt auch heute noch: „Man kann einzelne Menschen alle Zeit hindurch zum Narren halten, man kann alle Menschen eine gewisse Zeit zum Narren halten, aber man kann nicht alle Menschen alle Zeit hindurch zum Narren halten". Das Volk hat heute kein Verständnis mehr für die Vorzugsrechte einer Klasse, von der es weiß, daß sie nicht „die Edelsten der Nation" zu den ihren zählt. Das Volk versteht nicht, daß inaktive Offiziere noch ihr früheres Kleid tragen sollen, in dem sie doch nichts mehr zu suchen haben. In Amerika, in England ist gesetzliche Vorschrift, daß der Offizier nur im Dienst die Uniform anlegen darf. Ein Offizier, der außer Dienst die Uniform anziehen würde, wäre dem Fluch der Lächerlichkeit preisgegeben.

Gewiß, jeder, der Verständnis aufbringt für die Psyche des Durchschnittsoffiziers, weiß, daß die ehemaligen Uniformträger sich nur schwersten Herzens von ihrem alten Kleid trennen können. Aber ich frage meine früheren Kameraden: „Paßt die militaristische Uniform noch in das Bild eines republikanischen Deutschland, fühlt Ihr Euch weniger ehrenhaft, wenn ihr den Rock des Bürgers tragt?"

Nach der neuen Verfügung soll das Tragen der Uniform erlaubt sein bei Aufstellung und Ausrückung von Vereinen, bei Vereinsfestlichkeiten, bei der Beerdigung von Vereinsmitgliedern, bei sonstigen „vaterländischen Festen". Was unter „vaterländischen Festen" zu verstehen ist, wird der Wehrminister anordnen. Man muß eine gehörige Dosis Optimismus aufbringen, um nicht voraus-

zusagen, daß diese recht dehnbaren Vorschriften zu den bösesten Exzessen führen werden.

Jeder wilhelminische Offizier sollte sich sagen, daß der Anblick der alten Uniform für viele Republikaner direkt aufreizend wirken muß. Ists nicht berechtigt, wenn von mancher Seite behauptet wird, solche Aufreizung sei ja gerade beabsichtigt, es läge System in dem Aufrühren des Streites, in dem Werfen von Giftbomben zwischen die einzelnen Volksklassen.

Und endlich, leidet nicht das Ansehen unserer Reichswehr darunter, wenn Angehörige der kaiserlichen Armee und Flotte sich häufig in ihrer alten Uniform zeigen? Es kann nicht verhindert werden, daß das Recht zum Tragen der Uniform des öftern mißbraucht werden wird. Daß es früher bereits der Fall war, geht aus der Verfügung des Reichspräsidenten Ebert vom 30. August 1921 hervor. Es ist unverständlich, daß der Reichswehrminister seine Hand geliehen hat zu der neuen Verfügung des Reichspräsidenten, die er gegenzeichnete. Aus Rücksicht auf die jüngeren Kameraden in der Reichswehr sollte darauf verzichtet werden, im alten wilhelminischen Rock spazieren zu gehen! Die alte preußische Uniform, die Pickelhaube, das Monokel, der sogenannte Kasernenton u. a. m. sind Sinnbild des Deutschtums, von dem das andere, das republikanische im Interesse des innern und äußern Friedens weit abrücken muß. Der preußisch-deutsche Militarismus hat uns die Sympathien des Auslandes verscherzt. Sie müssen wir wieder zu gewinnen trachten. Wir haben die ganze Welt als Freund verloren, wir müssen uns bemühen, sie wieder zum Freunde zu bekommen.

Kein von wahrem Ehrgefühl beseelter Offizier, der über ein Milligramm realpolitischen Sinns verfügt, kann mit verächtlicher Geste die Lehren des Krieges und seine Folgeerscheinungen beiseite schieben, und so wird er, wenn er sie beachtet, einsehen, daß er von dem ihm nun wieder erteilten Recht zum Tragen der alten Uniform im Gesamtinteresse des deutschen Volkes so wenig wie möglich, am besten gar nicht Gebrauch machen darf.

SPRÜCHE MANZONIS

Wenn im Herzen eines Menschen zwei Leidenschaften im Streite liegen, vermag niemand, auch der Betroffene nicht, die Stimmen klar zu unterscheiden und mit Sicherheit anzugeben, welche die überwiegende ist.

*

Es ist vorteilhaft in der Welt eingerichtet, daß man hassen und gehaßt werden kann, ohne einander zu kennen.

*

Worte machen im Munde einen anderen Effekt als in den Ohren.

Der Untersuchungsrichter vor dem Staatsgerichtshof.

Vor dem Staatsgerichtshof zum Schutze der Republik fand der Hochverratsprozeß gegen den Kommunistenführer Maslow statt. Wer es unternimmt, die Verfassung des Deutschen Reiches oder eines Bundesstaates gewaltsam zu ändern, begeht Hochverrat, wer durch Verbreitung von Schriften dazu auffordert, wird ebenfalls als Hochverräter bestraft. Die Anklageschrift des Oberreichsanwalts macht es Maslow unter anderem zum Vorwurf, daß sein in der Untersuchungshaft verfaßtes Werk „Die Lehre der zweiten russischen Revolution von 1917" zu hochverräterischerem Unternehmen in Deutschland auffordere. Maslow bestritt dies und führte aus, er habe seine Schrift schon deshalb für einwandfrei halten können, weil der Untersuchungsrichter bei der Briefkontrolle weder jemals das Manuskript noch die Korrekturen beanstandet habe. Der als Zeuge eidlich vernommene Untersuchungsrichter muß zugeben, daß er die Schrift tatsächlich freigegeben habe. Er bemerkt lediglich außerdem, zunächst habe sein Hilfsarbeiter die Schrift ohne jede Beanstandung durch die Kontrolle gelassen, dessen Beurteilung sei für ihn maßgebend gewesen, und erst später seien ihm selbst wegen des Inhalts der Schrift Bedenken aufgestiegen. Die juristischen Konsequenzen: Maslow ist in diesem Punkte freizusprechen, da ihm ein vorsätzliches Handeln nicht nachgewiesen werden kann. Wenn er aber verurteilt wird, so müßte gleichzeitig das Disziplinarverfahren gegen die Untersuchungsrichter eröffnet werden, weil sie in Unkenntnis der Gesetze fahrlässig an einem hochverräterischen Unternehmen mitgewirkt haben.

„Richterliche" Vernehmung durch Polizeibeamte.

In einer großen Schöffengerichtsverhandlung wurde mehreren Personen vom Vorsitzenden vorgehalten, sie hätten vor dem Untersuchungsrichter andere Aussagen gemacht, als jetzt in der Hauptverhandlung. Darauf die Antwort: wir sind niemals von einem Untersuchungsrichter vernommen worden. Ungläubiges Kopfschütteln des Gerichts, das vor seinen Augen auf dem Tische die Protokolle mit der Ueberschrift hat: Anwesend Landgerichtsrat X als Untersuchungsrichter, Sekretär Y als Gerichtsschreiber, seitenlange Protokolle, an deren Ende die Vernehmungsniederschrift durch die richterliche Unterschrift besiegelt wird. Der Verhandlungsleiter versucht eine Klärung des Sachverhalts herbeizuführen und dabei tritt die Behauptung zutage, daß die Vernehmung in einigen Punkten überhaupt nicht von dem Richter, sondern von einem Kriminalbeamten vorgenommen worden wäre. Beide werden eid-

lich als Zeugen vernommen und aus ihrer Aussage ergibt sich, daß tatsächlich einzelne Vernehmungen von dem Kriminalbeamten, der schon früher die Sache bearbeitet hatte, ausgeführt worden sind, der Richter aber trotzdem sämtliche Protokolle ohne Einschränkung unterzeichnet hatte.

In den Prozeßordnungen aller Kulturstaaten ist die Voruntersuchung Richtern übertragen, damit eine besondere Objektivität und juristische Sachkenntnis gewährleistet wird. Dementsprechend mißt auch die deutsche Strafprozeßordnung richterlichen Protokollen eine ganz andere Beweiskraft zu als polizeilichen. Allein jene dürfen zum Zweck der Beweisaufnahme über ein Geständnis des Angeklagten oder zur Aufklärung von Widerspüchen in der Hauptverhandlung verlesen werden, während aus den polizeilichen nur einzelne Vorhaltungen gemacht werden können. Die Mitwirkung eines Polizeibeamten bei einer richterlichen Vernehmung gefährdet aufs höchste die dem Angeschuldigten gegebenen Rechtsgarantien und den Glauben an die Wahrheit der durch die richterliche Unterschrift gedeckten Vernehmungsniederschrift.

Neun Monate Untersuchungshaft.

Genau vor einem Jahre wußte die Presse Schauermärchen von den sittlichen Verfehlungen des Dr. Freiherrn von Lützow zu berichten, der in Zossen ein Landerziehungsheim leitete. Er wurde als ein zweiter Lehrer Dippold bezeichnet und seine Untaten sollten denen des Hausvaters Colander der schleswig-holsteinischen Fürsorgeanstalt „Blohmesche Wildnis“ angeblich nicht nachstehen. Erst Monate später wurde von Lützow jedoch verhaftet. Hunderte von Zeugen sind inzwischen vom Untersuchungsrichter vernommen worden, mehrere Lokaltermine sind abgehalten, und trotzdem hat noch keine Hauptverhandlung gegen den Angeschuldigten stattgefunden. Mag sein, daß die Ermittlungen und Zeugenvernehmungen besonders lange Zeit beanspruchen, um überhaupt ein klares Bild von der Rechtslage und einen Nachweis für die Schuld des Inkulpaten gewinnen zu können. Währenddessen muß dieser jedoch immer weiter in Untersuchungshaft sitzen, jetzt schon ein dreiviertel Jahr lang! Aus solchen Fällen ist die Zwecklosigkeit von Ministerialverfügungen zu ersehen, nach denen die Untersuchungshaft nur als äußerstes Mittel zur Sicherung des Untersuchungszweckes verhängt werden soll. Welchen Sinn soll sie in einem solchen Verfahren haben? Fürchtet die Staatsanwaltschaft Verdunklungsgefahr, weil von Lützow außerhalb der Haft mit seinen früheren Zöglingen in Verbindung treten könnte? Sicherlich übersieht sie, daß die unzähligen Zeugenaussagen ja bereits durch den Untersuchungsrichter festgelegt sind, und es ausgeschlossen erscheint, daß Hunderte plötzlich später in einer Hauptverhandlung das Gegenteil ihrer bisherigen Aussage bekunden und sich selbst Lügen strafen werden.

GEDICHT AUS GERICHTSAKTEN

Dieses Gedicht fand sich in den Akten eines Gerichtsfalles. Es wäre schade, wenn es dort begraben bliebe.

Mein lieber Freund, mit innerer Bewegung
Vernimm von Deiner . . . . den Entschluß:
Ich schreibe Dir nach reifer Ueberlegung,
Am besten ist's, wir machen Schluß;
'ne Zeitlang wollt ich mich auf Dich versteifen,
Als Inbegriff des Höchsten galtst Du mir,
Das kann ich heute wirklich nicht begreifen —
„Es hat kein' Zweck, Du bist kein Kavalier."

Es war im Mai, als wir uns kennenlernten,
Die Welt war grün, genau so grün wie Du.
Du gucktest in den Himmel, den besternten,
Und sagtest nichts — und ich, ich hörte zu.
Ich dacht bei mir, vielleicht kommt's bei ihm später,
Vielleicht geht er zu Dressel noch mit mir,
Doch Du, Du führtest mich zum Hackepeter —
„Es hat kein' Zweck, Du bist kein Kavalier".

Wie vieles taten wir von Liebe schabbern,
Bei Dir, da weiß ich nie, woran ich bin,
Ich seh Dich heut noch an den Nägeln knabbern,
Mit Hosen ohne Bügelfalte drin.
Und mit der Zeit, da muß sowas entfremden,
Dir fehlte stets die noblichte Manier;
Denn Du trägst Röllchen, Du trägst Jägerhemden,
„Es hat kein' Zweck, Du bist kein Kavalier".

Dann kam der Tag, an dem ich voll Verlangen
Die weiße Bluse frisch für Dich gestärkt;
Wir war'n allein, Frau Schmidt war ausgegangen
Und Du, Kamel, hast das nicht mal gemerkt.
Verlegen sagtest Du: „Adieu, mein Pussel,
Bleib schön gesund" — dann warst Du aus der Tür,
Ich hab vor Wut geheult, Du alter Dussel —
„Es hat kein' Zweck, Du bist kein Kavalier".

Obwohl wir uns einst ew'ge Treue schwuren,
Hast Du in andern Gärten oft genascht;
Mein lieber Freund, Du hattest Nebentouren,
Und ich, ich hab Dich dabei nie erhascht.
So leb denn wohl, ich nehm jetzt den Kanzleirat,
Der alte Herr ist wirklich lieb und nett zu mir,
Denn Du, Kamel, Du hättest mich ja doch niemals geheirat,
„Es hat kein' Zweck, Du bist kein Kavalier".

Als ich nach dem Weltkrieg wieder nach England zurückkehrte, besuchte ich einen Freund, der eine Filiale einer berühmten Verlegerfirma leitete und richtete an ihn eine Frage, die jene Zunft gerne hört und mitunter gerne beantwortet: „Welches ist heute ihr gangbarstes Buch?“ Mein Freund, selber Amerikaner und zwar Abkömmling einer guten alten Bostoner Puritaner-Familie, erwiderte nicht ohne Schüchternheit: „Married Love“ von Dr. Marie Stopes. „Ein Buch über Geburtenkontrolle (birth control)“ fügte er hinzu, als er sah, daß sowohl Titel wie Verfasserin mir fremd waren.

Nun wußte ich zwar aus langem Umgange mit Engländern und Amerikanern, daß sie nie einem heiklen Dinge den rechten Namen zu geben pflegen: dennoch dauerte es eine geraume Zeit, bis ich zu ahnen begann, daß das, was sie drüben mit „birth control“ bezeichnen, dasselbe ist, was man in Deutschland „Verhinderung der Schwangerschaft“ benennt.

„Ja, haben Sie denn keine Schwierigkeiten mit der Polizei?“ fragte ich weiter. „Durchaus nicht,“ erwiderte mein Freund. Wir haben uns natürlich vorgesehen. Wir haben uns, bevor wir das Buch veröffentlichten, an eine Reihe von Aerzten, Geistlichen, Richtern und Staatsmännern gewandt. Die haben uns anerkennende Briefe geschrieben, und diese Briefe haben wir mit Unterschrift vorher in unserem Prospektus veröffentlicht. Es ist wirklich erstaunlich, wie die Stimmung über das Thema, das einst so kitzlich war, umgeschlagen hat. Alle Welt war dafür. Und wir haben ein glänzendes Geschäft gemacht“, fügte er mit einem gewissen Stolz hinzu, der zu seiner eben bezeugten Schüchternheit in merkwürdigem Gegensatz stand.

Die Anti-Geburtenbewegung hat seit jenen Tagen in England reißende Fortschritte gemacht. Aus Anzeigen in Londoner Wochenschriften ist zu ersehen, daß Frau Dr. Marie Stopes u. a. auch „A letter to working mothers“ veröffentlicht hat, der zum Unterschied zu ihrem vormaligen Sechs-Schilling-Buch den armen Müttern schon für 3 Pence weise Ratschläge gibt; daß Miß Margaret Sanger für sechs Pence schon die „family limitation“ verkauft, verspricht und hoffentlich auch vollbringt; und daß Nurse Daniels, die Superintendentin der Public Control Clinic in Southampton, „für eine kleine Summe verheirateten Frauen eine Methode lehrt, die in England wenig, in Amerika und auf dem Kontinent aber mehr bekannt ist und die die einzig wirksame ist. „Send Stamped Envelope for particulars 27, Broadway Parade, Crouch End London, N. 8. Teleph. Mountview 4685. Interview necessary.“ Und alles dieses mit Willen und Wissen der Regierung und in den Spalten von Blättern, die für die Arbeiterklasse geschrieben und von ihnen gelesen werden.

Es hat sich also in England, dem Lande, in dem sich sonst nichts ändert, anscheinend seit dem Kriege doch etwas geändert.

Das Problem ist nämlich ernst genug. „Unsere gegenwärtige Bevölkerung," so schreibt eine bekannte englische Wochenschrift, „übertrifft um 1¼ Millionen die von 1913, und dieser verrückten Vermehrung scheint sobald kein Einhalt geboten zu werden, um so weniger, als die nächste Dekade wahrscheinlich keinen großen Krieg mehr sehen wird. Auf der anderen Seite aber kann jeder Beobachter wahrnehmen, daß überall der Wunsch besteht, die sozialen Verhältnisse durch Verminderung des Arbeitsangebots zu verbessern. Die trade unions (Gewerkschaften) sind so fest von der Notwendigkeit der Wettbewerbsbeschränkung überzeugt, daß viele von ihnen nach dem Kriege sogar den zurückkehrenden Soldaten, die wieder ihrem Zivilberuf nachgehen wollten, den Eintritt verwehrten. Dieses Verfahren war natürlich ebenso egoistisch wie verwerflich, aber es gibt nichtsdestoweniger einen extremen Beweis für den allgemeinen Wunsch, das Los der Arbeiter zur Verminderung des Arbeitsangebotes zu verbessern — und dieser Wunsch selber ist ebenso vernünftig wie natürlich. Die Gewerkschaften lernen eben heute die Lektion, die Arbeitgeber und Kapitalisten schon vor dreißig Jahren begriffen haben, daß nämlich unbehinderte Konkurrenz schließlich diejenigen mordet, die sich ihr hingeben. Der moderne Gewerkschaftspolitiker denkt natürlich hauptsächlich an sich selbst und an seine Kameraden desselben Berufes, und er ist demgemäß auf den Gedanken gekommen, daß er durch Beschränkung der Arbeiterzahl eine große Verbesserung der Arbeitsbedingungen erzielen kann. Diese Ansicht hat schließlich die ganze Arbeiterschaft durchdrungen. Sogar ein ungelernter Hafenarbeiter muß oft eine beträchtliche Summe bezahlen, bevor er in eine Gewerkschaft aufgenommen und so in den Stand gesetzt wird, für diese niedrigste Form der Arbeit als Mitbewerber aufzutreten. Und sogar offizielle Kreise haben die Möglichkeit, die Zahl der Hafenarbeiter gesetzlich festzulegen, in Betracht gezogen. Alle Welt hat eben eingesehen, daß viele Hände zwar schnelle Arbeit, aber auch niedrige Löhne machen. Und trotz aller dieser Tatsachen haben nur wenige Denker wie Dean Inge (der berühmte Dekan der St. Pauls Kathedrale. Uebers.) und Mr. Harold Cox die fundamentale Wahrheit begriffen, daß die moderne Zivilisation bei unkontrollierter Kinderproduktion unmöglich wird."

Ja, das Problem ist überall drängend, aber am meisten in England. In alten Zeiten wurde daselbst ein Ueberfluß der Bevölkerung durch eine freiwillige, wenn auch durchaus nicht planmäßige Auswanderung reguliert. In unseren Tagen hingegen hat die Furcht vor der Arbeitslosigkeit und die Angst vor den Konsequenzen eines uneingeschränkten Wettbewerbes die Nationen veranlaßt, strenge Einwanderungsgesetze zu erlassen. In England spricht man zwar

noch gelegentlich über Auswanderung, und zwar über eine „innerhalb unseres Weltreiches“ (“emigration within the Empire“); es ist aber jedermann klar, daß diese nur eine patriotische Phrase ist, und daß der englische Arbeiter beinahe ebenso von anderen Kontinenten abgeschlossen ist wie beispielsweise der deutsche. Denn die jüngeren und weniger entwickelten Nationen — selbst wenn sie wie Australien zum Britischen Weltreich gehören — sind fest entschlossen, jeder Einwanderung vorzubeugen, falls nicht die strikte Sicherheit besteht, die hineinströmenden Massen ohne Ueberschwemmung des Arbeitsmarktes unterzubringen. Alle diese Gesetze sind natürlich vollkommen berechtigt: sowohl der englische Gewerkschafter, wie der australische Politiker haben die Richtigkeit eines alten ökonomischen Grundsatzes erkannt. Aber aus dieser Erkenntnis ergibt sich eine logische Konsequenz, die wir in allen dichter bevölkerten Ländern nur auf Lebensgefahr hin übersehen dürfen. Wenn es richtig ist, das Angebot von Arbeit zu begrenzen, so kann dies nur geschehen, indem wir dem Angebot von Arbeitern und Arbeiterinnen Schranken setzen. Die Schrankensetzung geschieht oder sollte geschehen durch Belehrung der Massen, denen empfohlen wird, den Klassen, d. h. den vorsichtigeren Mitgliedern der Gesellschaft heute schon nachzuahmen und — dies zur Verbesserung ihres eigenen Loses — ihre Kinderzahl einzuschränken. Daher die Nachsicht der englischen Behörden. Daher die unbeanstandeten Annoncen in den englischen Blättern.

Wie stark sich in England die sogenannten besseren Klassen der Gesellschaft von den arbeitenden unterscheiden, ergibt sich aus einer Statistik, die Dr. T. H. C. Stephenson gelegentlich einer Versammlung der Royal Statistical Society vorlegte. Nach dieser haben folgende Stände folgende prozentual verschiedene Anzahl Kinder: Aerzte 1,69%, Rechtsanwälte 1,73%, Kleinwarenhändler 3,45% und Bergarbeiter 3,6%. Diese Zahlen haben eine gewisse Bedeutung. „Die gebildeteren Klassen,“ so führt die Wochenschrift weiter aus, „verdanken ihr besseres Dasein dem Umstande, daß sie während verschiedener Generationen ihre Kinderzahl ihren ökonomischen Verhältnissen angepaßt haben, und es ist bei ihnen gewissermaßen zum Grundsatz geworden, daß Fortschritt für sie nur unter strenger Beobachtung dieses Prinzipes möglich ist. Der Arbeiter hingegen hat eine Geburtenzahl, die die der Mittelklassen um mehr als das Doppelte übertrifft, und er ist der Meinung, daß er seine Existenz verbessert, wenn er den Stimmzettel und die Streikwaffe benutzt, um sich auf Kosten und Schaden der Allgemeinheit besser zu stellen. Auf einige Zeit mag ihm dies auch glücken, aber schließlich wird auch der Lohnarbeiter einsehen, daß er sein Los nur dadurch verbessert, wenn er dem Beispiel der Mittelklassen folgt und seine Familie verringert. Unglücklicherweise stehen dem sowohl die Politik, wie die öffentliche Meinung entgegen. Die von

Sozialisten durchgebrachten Gesetze nehmen ihm die Kosten seiner elterlichen Verpflichtung ab und verfehlen so, ihm die Folgen seiner Unvorsichtigkeit ganz fühlen zu lassen. Auf der anderen Seite gibt ihm die öffentliche Meinung gewissermaßen recht, indem sie Wohlstand und Wohlbefinden eines Landes ganz wie in früheren Zeiten nach der Zunahme der Bevölkerung beurteilt."

Auch für Deutschland, das nach Clemenceau's etwas freimütigem Worte etwa 20 Millionen Menschen zuviel hat, dürfte die Frage akut sein. Immerhin ist ihre Lösung, was auch die Engländer einzusehen beginnen, nicht ganz einfach. Mit ihr verbunden ist nämlich noch eine andere Frage, die eigentlich ebenso wichtig ist. Zuviel Arbeiter sind gewiß ein Unglück, für die Arbeiter selber, wie für die Allgemeinheit; aber ein gesunder Arbeiter hat immer noch seinen Wert, zumal dann, wenn die Zeiten wieder normaler werden. Noch weit bedenklicher aber, als die Produktion zu vieler Arbeiter, ist die Produktion von zur Arbeit und allen anderen Beschäftigungen Unfähigen. „The Unemployed are bad, the unemployables are worse" („die Arbeitslosen sind schlimm, die Arbeitsunfähigen schlimmer"), wie ein Engländer gesagt hat. Und letztere Produktion, die Produktion von Schwachsinnigen und Entarteten, von körperlich und geistig Defekten, ist eine andere Kalamität unserer Zeit. Wir zeugen zu viele Kinder, wir zeugen vor allem Kinder, die nicht gezeugt werden dürften. „Breeding from the wrong stock" („von falschen Exemplaren züchten"), heißt es in England. Mit anderen Worten: wir brauchen nicht nur den Malthus, sondern auch die Eugenik.

Eben jetzt ist in England, — ein Zeichen, wie brennend das Problem ist, — eine Kommission zum Berichte über diese Fragen eingesetzt worden. Die Kommission hat sich, der „Times" zufolge nicht einigen können, was zu erwarten war. Sie war nur darüber einig, daß etwas geschehen müßte, was angesichts der Zwangslage ebenfalls keine Verwunderung erregen dürfte. Aber gleich der erste Satz des Berichtes fordert „eine bedeutend eingehendere Untersuchung der Frage vom medizinischen, ökonomischen und religiösen Standpunkte aus". Ich glaube, der Akzent wird wohl auf das Religiöse gelegt werden müssen, wie es auch die „Times" tut, die in ihrer Nummer vom 3. Juni einen „leader" mit dem Titel: „The Ethics of Ethics birth control" veröffentlicht. Alle diesen Bestrebungen nach weniger Quantität und besserer Qualität unserer Rasse steht nämlich etwas sehr Wichtiges und Imposantes entgegen, nämlich unsere Religion. Den Malthusianismus bekämpft schon das Alte Testament mit dem Befehle seines Gottes an sein auserwähltes Volk: „Seid fruchtbar und mehret Euch!" Die Eugenik aber hat ihren stärksten Gegner im Christentum, das die Religion der Kranken und Schwachen, der Mühseligen und Beladenen, der Armen an Geist und Körper ist und ewig bleiben wird.

Und das wagt man in England nicht laut zu sagen — und in Deutschland erst recht nicht. Trotz Nietzsche!

Die Mühlen unseres Gottes mahlen bekanntlich langsam, die Mühlen unseres Geistes aber leider noch langsamer.

Aber die Flut der Kranken und Schwachen, der Ueberflüssigen und Unwertigen wird höher und höher steigen — sie wird gefordert und geschwellt durch unsere Gesetze, unsere Gedanken, unsere Gefühle, unsere Gewohnheiten — und eines Tages wird man sie doch eindämmen müssen, falls wir es nicht vorziehen, in ihren trüben Gewässern elendiglich zu ertrinken.

HERMANN WENDEL

MASARYKS ERINNERUNGEN

Wenn noch am 2. April 1918 Graf Czernin als Sachwalter des schon zu neun Zehnteln auseinandergefaulten Habsburgerreichs „den elenden, erbärmlichen Masaryk" schmähte, hat während des Weltkrieges auch die schwarz-weiß-rote Presse, jedes Verständnisses bar, stets über die tschechischen „Hochverräter" Zeter und Mordio geschrien. Hinter diese enge Stirnen drang nimmer die Erkenntnis, daß noch etwas anderes als nur ein Paragraphen-Problem für Kriegsgerichtsräte darinsteckte, wenn ganze tschechische Truppenteile mit Sack und Pack zum Feinde überliefen. In Wirklichkeit standen die Dinge so, wie es Kleinwächter in seinem aufschlußreichen und überzeugenden Buch „Der Untergang der österreichisch-ungarischen Monarchie" schildert: „Innerlich waren die Tschechen bereits vor dem Kriege für Oesterreich verloren." Und weil sie verloren waren, deshalb erstanden aus ihren Reihen „Hochverräter", nicht umgekehrt! Daß aber dieser „Hochverrat" eine sittlichere Tat war, als alles, was zwischen 1914 und 1918 die ergebenen Helfershelfer der Habsburger auf ihren Treueid nahmen, geht klärlich aus den „Erinnerungen und Betrachtungen" Thomas G. Masaryks hervor, die unter dem Haupttitel „Die Weltrevolution" der Verlag Erich Reiß in Berlin soeben in nicht ganz zureichender Uebersetzung vorlegt.

Das Werk gibt sich als Bericht über die Tätigkeit des Verfassers während der Kriegsjahre im Auslande. Als solcher ist es ganz schmucklos und ernst, ohne anekdotische Verschnörkelung, ohne lebendige Personendarstellung, ohne Situationsmalerei und ohne Ausbreitung von Privatgefühlen, aber zugleich ist es das geistigste Buch in der ganzen großen Kriegs- und Nachkriegsmemoirenliteratur, denn als Hirnkraft schlägt der jetzige Präsident der tschechoslowakischen Republik alle lebenden Politiker und Staatsmänner aus dem Felde. Als Masaryk im Dezember 1914, sich seiner Verantwortung wohl bewußt, außerhalb der schwarzgelben Grenzpfähle den Kampf gegen das Haus Habsburg aufzunehmen beschloß,

hatte der Vierundsechzigjährige schon ein an Früchten reiches Leben hinter sich und genoß als Soziologe und Philosoph nicht nur europäischen Ruf. Auch in seinem neuen, dem Verschwörerberuf, wurde er denn das genaue Gegenteil des in den Kneipen herumschwadronierenden Konspirators älteren Stils. Vielmehr betrachtete er die politische Welt als Laboratorium, in dem er wissenschaftlich experimentierte, und drang allenthalben unter die Oberfläche der Erscheinungen. Das Standbild Rousseaus, das er in Genf täglich sah, machte ihm das Rousseausche Problem in all seiner Fülle lebendig und brachte ihn zu erneuter Lektüre und Revision des Rousseauismus, und da er, anders als der Präsident einer anderen Republik, gesteht: „Mein Leben lang war ich Leser philosophischer und wissenschaftlicher Werke, doch zugleich der schönen Literatur und Literaturkritik", versenkte er sich überall in die kulturellen und literarischen, politischen und ethischen Probleme der kriegführenden Länder, um so über die Richtlinien seiner Taktik ins Reine zu kommen. Welch ein Abgrund klafft zwischen dieser zähen, weitsichtigen, klug errechneten, auf systematischer Forschung aufgebauten Politik und dem liebenswürdig lächelnden, leichtsinnigen und liederlichen Hallodritum, das den Berchtold und Konsorten am Wiener Ballplatz als Politik galt!

Aber Masaryk reiht nicht nur Plato, Pico, Rousseau, Comte und Marx mit Stolz unter seine Lehrer ein, sondern führt auch wieder und wieder Comenius, den letzten Bischof der böhmisch-mährischen Brüdergemeinde, an, der in der wüsten Zeit des Dreißigjährigen Krieges die seelische Wiedergeburt des Menschen zu verkünden nicht müde ward. „Wenn", heißt es in dem Werk, „die Engländer sich auf Shakespeare, die Franzosen auf Rousseau, die Deutschen auf Goethe berufen können, so nennen wir uns das Volk des Comenius." In der Tat war und ist für Masaryk die Welt in erster Reihe ein sittliches Problem. Den Kampf gegen die Lüge hatte er vor dem Kriege auch dort gekämpft, wo sie als nationale Phrase im Mund seiner Volksgenossen auf alle Ehrenrechte Anspruch machte; seine unvolkstümliche Enthüllung der mit allem patriotischen Klimbim umgebenen „Königinhofer Handschrift" als Fälschung war Opferschrift am Altar der Wahrheit, und ein starkes Ethos trieb ihn im Fall Hilsner gegen die antisemitische Ritualmord-Legende auf die Schanzen. So war ihm Oesterreich auch ein moralisches Phänomen, der Weltkrieg erschien ihm nicht nur als eine Frage der Macht, des Militärs und der Politik, sondern auch als eine sittliche Frage, und erst recht erfaßte er die Entscheidung gegen das Haus Habsburg neben dem Politischen als sittliches Problem.

Was ihn bewog, sich 1914 gegen die Mittelmächte zu kehren, war vornehmlich Oesterreich-Ungarn: die Habsburger hatten in Böhmen die gewaltsame Gegenrevolution durchgeführt, den politischen Vertrag mit dem Tschechenvolk gebrochen, seine Unabhängig-

keit immer mehr eingeschränkt und waren nach der großen französischen Revolution die Schildhalter des alten Regimes in Europa. Zudem vergewisserte er sich vor seinem Entschluß bei Körber, der vorher und nachher k. k. Minister und Ministerpräsident war, ob Wien im Fall eines Sieges der Reformen fähig sein werde, und bekam von diesem treuen Diener des Erzhauses ein rundes Nein zur Antwort: nach einem gewonnenen Kriege würden germanisierend und zentralisierend die Militärs obenauf und ein Absolutismus mit parlamentarischer Verbrämung das Regierungssystem sein. Masaryk schied aus Prag mit der festen Ueberzeugung, daß die Masse des freilich stumm gemachten tschechischen Volks die völlige Unabhängigkeit wünsche und sein Vorhaben billige. Die Tschechenkolonien im Ausland, namentlich in Amerika, wo Chicago die zweitgrößte Tschechenstadt der Welt war, hatten sich sofort bei Kriegsbeginn stürmisch gegen die Habsburger erklärt, und während der Stockholmer Internationalen Konferenz bestätigte ihm der Prager Sozialistenführer Dr. Schmeral, daß die Stimmung von 95 Prozent der tschechischen Arbeiterschaft und des Volkes überhaupt Todfeindschaft gegen Oesterreich sei.

Um sein Ziel, die Befreiung des Tschechenvolkes, zu erreichen, konnte Masaryk kaum etwas anderes tun, als die Sache der Entente zu der seinen zu machen, aber damit kam ein Knick in die gerade Linie nicht seiner politischen, doch seiner sittlichen Erscheinung. Wohl war, aus hoher geschichtlicher Warte gesehen, der Kampf der Mittelmächte gegen die Alliierten ein Kampf des Gottesgnadentums gegen die Demokratie; der Weltkrieg trug wirklich den dreifachen theokratischen Absolutismus, den russischen, den preußischen und den österreichischen, zu Grabe, und während vor 1914 etwa 83 Prozent der Menschheit unter monarchischem, nur 17 Prozent unter republikanischem Regime lebten, wohnt heute eine Mehrheit in Republiken. Aber daß sie für die Freiheit der kleinen Nationen zu fechten vorgaben, war nur ein Lockmittel im Munde der Entente-Gewalthaber, um ihre Völker auf die Schlachtbank zu locken. Dutzende von Weltverteilungsplänen während des Krieges, die mit Selbstbestimmungsrecht und Gerechtigkeit aber auch gar nichts zu tun hatten, ließen auch unter dem Mantel der westlichen Demokratie den Pferdefuß des Imperialismus deutlich genug hervorschauen. An die Kriegsideologie der Entente glaubend, sieht Masaryk alles das nicht und rutscht, da er sich ganz dem Kampf der West- gegen die Mittelmächte verschrieben hat, in noch schlimmeren inneren Zwiespalt hinein. Der wirklich sagen darf, daß ihm Humanität nicht nur ein Wort sei, bangt, ob das Völkermorden auch lange genug, nämlich bis zur Zertrümmerung der Donaumonarchie, dauern werde, und der einleuchtend dartut, daß sich der Grad der Barbarei überall darin äußere, in welchem Maße die Menschen mit ihrem und ihrer Nächsten Leben zu wirtschaften verstehen, tritt im November 1918

aus politischen Gründen für Fortführung des Krieges bis zur Waffenstreckung des deutschen Heeres und zum Einzug in Berlin ein. Wenn demgegenüber Comenius das „studium irenicum“, die Friedenswissenschaft, allen Völkern der Erde verkündete und den Krieg als etwas Bestialisches verdammte, war er auch nur Priester und Gelehrter; die alte Frage wirft sich hier wiederum auf, ob sich reine Idealistik und praktische Politik je ganz zu decken vermögen.

Auch bei der Grenzziehung der tschechoslowakischen Republik teilt Masaryk einen Grundirrtum fast aller seiner Landsleute. Sind die Tschechen auch durch Ausrottung ihres Adels in der Schlacht am Weißen Berge 1620 und durch die Zeiten der Unterdrückung zu einem durch und durch demokratischen Volk geworden, so lebt doch niemand, an Geist und Seele ganz ungebrochen, durch Jahrhunderte in der Stickluft österreichischer Herrschaft. Da der mittelalterlichen Denkart der Habsburger nur vermoderte Pergamente etwas sagten, schwangen die Tschechen im nationalen Kampf auch ein vermodertes Pergament, das böhmische Staatsrecht, und während er den Anschluß der stammverwandten Slowaken an den neuen Staat aus dem Naturrecht herleitet, rechtfertigt Masaryk die Einbeziehung der von Deutschen besiedelten Gaue mit ihrem „historischen Recht“. Für einen Demokraten aber gibt es kein historisches Recht; gegen alle ehrwürdig vergilbten Eselshäute der Urahnen hat der Wille des simpelsten Lebenden von heute recht. Auch sind, so beschränkt und gehässig sich vielfach vor 1918 die Deutschen Böhmens gegen die Tschechen verhalten haben, drei unter dreizehn Millionen nicht als nationale Minderheit anzusprechen; sie sind ein wesentlicher aktiver Faktor des Staates, der ohne ihre tätige Mitarbeit in den Grundfesten unsicher bleibt.

Diese Mitarbeit freilich wünscht Masaryk aufs innigste. Die Beseitigung des Streites zwischen Tschechen und Deutschen in der Tschechoslowakei dünkt ihn „eine große politische Tat“, und er verkündet erhabene Grundsätze für das Zusammenleben der Nationen unter einem Staatsdach: „Chauvinistischer Nationalismus hat nirgends eine Berechtigung, am wenigsten bei uns“ und: „Wir werden das nationale Problem richtig lösen, wenn wir begreifen, daß wir desto nationaler sein werden, je menschlicher wir sind“. Demokratie und Republik sind dem großen Ethiker eben „nicht nur die Regierung von Monarchismus und Absolutismus, sondern ein positiver höherer Zustand der politischen Entwicklung“, ein Vestafeuer, das ihn erleuchtet und erwärmt; von der Demokratie erwartet er gläubig nicht allein in der Politik, sondern im ganzen öffentlichen und privaten Leben eine sittliche Erneuerung, und schließt, wirklich im Geist des Comenius, sein Werk mit dem Satz, der über dem Portal jedes Parlaments, dem Eingang jedes Amtsgebäudes und dem Tor jeder Schule eingemeißelt stehen sollte:

Die Demokratie ist die politische Form der Menschlichkeit!

Die Aufführung eines meiner Stücke fand statt, gleichgültig wo. Süd, Norden, Osten, Westen, es ist heute überall das gleiche neue Publikum: über Seide und Gold die gleichen gutmütig angstvollen und dumm erstaunten Gesichter, die umsonst zu begreifen suchen, was da oben geschieht, und immer in Bereitschaft sind, ein Pferdegelächter auszuwiehern im leisesten Augenblick, am liebsten aber lassen sie sich heiß machen von dem Beginn solcher Situationen, die sie später zu Hause selbst zu Ende spielen.

In jenem Stück kommt kein Bett vor, nur das Zimmer eines Wirtshauses, darin ein älterer Herr einem sehr jungen Mädchen Gunst abzuringen sucht. Als ich auf die erste Probe kam, stand da nicht auf der Bühne ein gewaltiges Bett.

Laß es dir nicht gefallen, sagte mein Freund, der Maler. Ich fragte den Direktor sanft, ob er das Bett wirklich für gut halte? Er war mit Recht verwundert über diese Frage eines Autors, der sein Werk weitergegeben und also nichts mehr dazu zu sagen hatte, aber auch verwundert über diese Frage im besonderen. „Wegen des Bettes habe ich ja das Stück genommen", sagte er, mit einiger Verachtung, denn nun stand ja fest, daß es kaum noch mein Stück war, sondern daß er, der das Bett hinzugefunden, das eigentliche Recht an das Stück hatte.

Das Bett verdeckt die meisten Bewegungen der Personen, sagte ich später. „Was kommt auf die Bewegung an?" antwortete er, und ich sah nur die Seite seines Gesichtes an, das die verwegene Entschlossenheit eines Feldherrngesichtes zeigte. „Das Bett als Symbol im Vordergrund der Bühne, riesig alles andere Geschehen verdeckend: das ist unsere Zeit. Warten Sie übrigens ab. Ich habe natürlich alles so geändert, daß sie noch Bewegung genug zu sehen bekommen."

Tatsächlich verlangte er kurz darauf von der Schauspielerin, die die Rolle des jungen Mädchens darstellte, daß sie dem Verlangen des älteren Herrn nachgebend auf das Bett zuwanke und sich dort hingebrochen niederlasse.

In meinem Text blieb sie da stehen, wo sie stand, nur Gesicht und Hände sollten ihr herunterfallen, wehrlos, und der ältere Herr sollte vor ihr in die Knie brechen und ihren Schoß umfangen, wortlos, ein Bild menschlicher Qual. Denn weniger um das junge Mädchen, als um den Herrn ging es. Aber nun mußte das Mädchen taumeln wie betrunken, mußte sich auf den Rand des Bettes setzen, die Schenkel weit auseinander und den Schoß auftun. Es war ein Bild unsäglicher Gemeinheit.

Dabei sah ich mir zum erstenmal das Gesicht der Schauspielerin an, es hatte so starke Backenknochen und einen so breiten

Mund, daß es von weitem das Aussehen eines Totenkopfes erhielt. Als ich es von nahem sah, erkannte ich, daß der Ausdruck der Gequältheit in den tiefsteckenden Augen von Erlebnissen der Rolle, also von der Notwendigkeit herrührte, der Anordnung des Direktors folgen zu müssen. Scham über das Verlangen des älteren Herrn und Scham über das rohe Gebaren des Direktors vereinten sich in seltsamer Weise auf diesem merkwürdig zu sehenden Gesicht.

Da die Schauspielerin nicht die Kraft aufbrachte, den Gang zum Bett zur Zufriedenheit des Direktors zu vollführen, machte er vor, wie er es wünschte. Als er auf dem Bettrand saß, die feisten Beine weit auseinander gespreizt, mußte ich fast erbrechen. Wasser der Geilheit lief dem Mann oben aus dem Mund, er weidete sich daran, daß er die Möglichkeit hatte, solche Dinge vor hübschen jungen Frauen (denn es waren ihrer mehrere auf der Bühne) auszuüben, er sah die zufriedene Geilheit der Zuschauer vor sich, die sich für ihn, den Direktor, in Zulauf und Geld umsetzen würde, das Fett seines Gesichtes strahlte auf.

Ich sah die Qual der Schauspielerin, ich nahm den Direktor beiseite und machte ihm klar, daß alles das, was er da geändert habe, im Widersinn zu den Rollen und zur Handlung stehe; der alte feine Herr würde angeekelt werden, das junge Mädchen unfähig sein zu solcher tierischen Gebärde, hier gehe es um ein seelisches Erlebnis.

Aber ich war nur der Autor, mein Wort galt nichts. „Wenn Sie nicht hier wären oder tot, dann könnte ich ja auch mit Ihrem Stück machen was ich wollte“, sagte der Direktor und rief zum zweiten Akt. Stehen Sie sich nicht selbst im Wege. Kein Mensch gibt Ihnen etwas für Ihr seelisches Erlebnis. Das Bett macht es. Verlassen Sie sich auf mich.“

Auf dem Nachhauseweg stand plötzlich die junge Schauspielerin neben mir, ich sehe ihr weißblondes Haar, ihr slavisch starkknochiges Gesicht dicht vor mir, nicht war da mehr ein Totenkopf, hier war ein Gesicht voll Lebensgier. In dem herrlich wie mit Gottes Axt in das Gesicht gehauenen Mund, in dem tief in unbekanntem Traum steckenden Augen glänzte Zartheit der Seele und jene Traurigkeit, von der ich nie wußte, ob sie aus der Rolle oder von der Gewalttätigkeit des Direktors herkam. Es waren offenbar beide Gründe wirksam, und es geschah aus beiden Gründen, daß ich sie sehr schnell liebgewann.

„Bestimmen Sie doch den Direktor, von diesem Gang zum Bett abzulassen,“ bat sie mich und hatte Tränen in den Augen. Wieder geriet ich in Verwirrung, unwissend, wem auch die Tränen zuzuschreiben waren, die Rolle oder dem Regisseur; jener erste Gedanke tat mir unsagbar wohl, dadurch wurde sie mein Geschöpf,

aus dem Traum meiner Seele in das Licht der Straße hingestellt, der andere Gedanke stachelte mein Mitleid auf. „Geduld," sagte ich, „ich bringe sogar das Bett von der Bühne."

Heute hat nicht mehr der Autor, sondern nur noch der Maler Einwirkung auf den Regisseur. Ich mußte also meinen Freund wie einen Schild vor mich halten. „Der Maler hat Bedenken," sagte ich, „wie wäre es, wenn man versuchte, das Bett etwas an die Seite zu rücken?" „Das Symbol gehört in die Mitte", schrie der Gewaltige, sein Kopf wurde rot wie aus Wasserdampf gezogen.

Ich blieb sanft. „Das Drama ist kein Bild, sondern Handlung. Wie es jetzt ist, ist die Wirkung in einer halben Minute erschöpft. Man müßte die Spannung der Hörer allmählich auf das Bett lenken. Das ist natürlich schwer, aber wenn einer, sind Sie es, der das kann." Unter Hohngelächter, das eher wie Grunzen eines Ebers klang, verließ ich die Probe.

Aber am nächsten Tag kam der Direktor-Regisseur im Dunkeln auf mich zu. Nun war es seine eigene Idee geworden. „Passen Sie auf, wenn der Vorhang hoch geht. Ich habe eine Lösung gefunden. Natürlich stand das Bett nach meinem Vorschlag auf der Seite, nur daß ich auf die linke Seite gedeutet hatte, während es nun die rechte geworden war. Ich erklärte mich für befriedigt, erst am Schluß meinte ich, daß es die Spannung vielleicht noch erhöhen würde, wenn auf der Seite ein Alkoven eingebaut würde, in den das Bett gestellt würde. Der Lichtschein von der Bühne würde mit unübertrefflicher Symbolkraft auf das weiße Leinenzeug des Bettes treffen. Neues Geschrei. „Was wären das für Kosten!" Aber ich merkte schon, daß der symbolische Lichtschein wirken würde.

Am nächsten Tag leuchtete das Bett stumm und verheißend im Alkoven. Ich war beglückt, deutete aber zum Schluß behutsam und so nebenbei an, daß es noch wirkungsvoller sei, den Alkoven durch einen Vorhang zu schließen, der erst gegen Ende hin fortgezogen würde. Die Wirkung, die von dem Bild des Bettes ausströmte, habe dann nicht Zeit zu verebben. „Ja, das wollte ich! So war es gedacht!" trompetete der Eber im Triumph.

„Schön, sehr schön," sagte ich am nächsten Tag, aber ich wartete gar nicht mehr den Schluß der Probe ab, sondern warf schroff und roh die Maske von mir, rief so laut wie der Direktor selbst: „So, jetzt noch den Vorhang weg! Immer noch zu deutlich! Höchstens eine Tür! Am besten gar nichts als eine nackte Wand. Dann steigt das Symbol des Bettes von selbst aus den Worten auf und zwar unendlich stärker, als der Maler es darstellen kann. Das Dargestellte ist immer klein. Groß ist nur die Phantasie." Die Eberaugen sahen mich tückisch an. Stirn oder Bauch werden im nächsten Augenblick nach mir stoßen. „Dann ist ja alles wie

es war!“ schrie die Trompete mißtönend und umkippend. „Ja, aber durch Ihr Hirn gegangen,“ sagte ich wieder sanft. Nicht einmal ein mißtrauischer Blick traf mich mehr, ich war erkannt. „Auf Sie die Verantwortung!“ schrie seine Stimme, keuchend, als sei er von weit hergekommen, um das zu sagen. Noch einmal blitzte Hoffnung über das Gesicht. „Aber wie? Wo soll nun das Mädchen hinsinken? Hinten auf den einzigen Stuhl? Lächerlich! Von wo kommen Sie, daß Sie meinen, die Einwohner dieser Stadt so zart krauen zu müssen?“ „Alles, wie es im Buch steht,“ sagte ich. „Sie läßt Kopf und Hände sinken, der Herr fällt in die Knie und umschlingt ihren Schoß.“ „Der Teufel hole Ihr Buch! Sie wollen Ihr eigenes Bestes nicht. Auf Sie die Verantwortung!“

Durch diesen Zwist um sie war die Schauspielerin ganz mein Geschöpf geworden. Sie fürchtete nicht mehr den Regisseur, sie senkte nur noch den Kopf vor dem älteren Herrn, sie wurde die Beute ihres eigenen Herzens. Ihr Blut blieb stumm, aber ihr Menschentum leuchtete auf, ohne Scheinwerfer nötig zu haben, überirdisch, das wahrhafte Symbol. Alle verliebten sich mit dem zu früh weißhaarigen Herrn in die zitternd gebeugte Gestalt, die kaum merklich den Schoß vorbeugte, zur Hingabe bereit, während die Schultern noch zurückhielten, in letztem Drang zu wehren. Aber wie hätte ich mich wehren sollen gegen eine Figur, die so ganz aus meinem Blut erwachsen war? War dies nicht ein Mysterium, geheimnisvoller als das der körperlichen Geburt? Aus mir hinausgetan war ein Bild, ein Hall — und da stand es, bewegte sich, sprach. Nie riß es mich so auf die Bühne hinzugehen und zu ergreifen, was mein war. Niemand unter den Zuschauern der ersten Vorstellung wußte, unter welcher Gefahr dieser Abend stand. Es hätte ein Schauspiel im Schauspiel geben können unerhörter Art.

Denn so sehr war durch den gemeinsamen Kampf diese Figur mein Geschöpf geworden, daß mich nicht nur eine unendliche Blutliebe, sondern auch eine ebenso unbezähmbare Eifersucht auf den älteren Herrn packte. Ihm gab sie sich hin, mir nicht einmal die flüchtige Berührung des Mundes? Ich saß mitten unter den Zuschauern, tief stöhnte ich auf, meine Nachbarn wandten den Kopf nach mir. Plötzlich sahen viele nach mir hin, auch die Schauspielerinnen auf der Bühne, auch die, die mein war und mir ewig fern: denn ich stand auf. Ich streckte die Arme zur Bühne, besinnungslos. Ich war daran, über die Schultern und Lehnen hinwegzuklettern und mich nach oben zu schwingen. Ich würde sogleich diesen abscheulichen Kerl mit einem Faustschlag vernichten, dann sie an mich ziehen und den Zuhörern erklären, daß das Spiel aus sei. Denn was war Spiel? Leben ist alles.

Ein winziger Zufall rettete mich. Mein Rock blieb, während ich mich halb erhob, hinten zwischen Lehne und Sitzbrett hängen.

Es war die Faust der Wirklichkeit, vielleicht die Faust des Schicksals, die mich zurückhielt. Aber ich hätte mich um Wirklichkeit und Schicksal nicht gekümmert, ich hätte den Saum vom Rock gerissen, um hinaufzukommen dahin, wo das war, was mir allein gehörte und von dem ich vergaß, daß es nur Spiel war. Aber da traf mich der Blick aus diesen tief eingegrabenen Augen, nicht vertraut, nicht grüßend, sondern so entsetzt, daß ich erstarrte. Mein Geschöpf erkannte mich, kein Zweifel. Wie von seinem Vater verfolgt, machte es halt auf der Flucht, so groß war der Schrecken der Erkenntnis, nachdem es bisher geglaubt hatte, aus sich selbst zu leben, daß ich fürchtete, es hinsinken und in die Luft aufgehen zu sehen. Aber auch diese drohende Vorsicht hätte mich nicht zurückgehalten. Es war die Fremdheit dieses Blickes, der mich einhalten ließ. Das war nicht der Blick des Geliebten und Wiederliebenden, das war der Blick der Tochter zum Vater hin, aus seinem Blut erstiegen, aber von ihm fliehend, nicht ihm, der Welt gehörig.

Ich durfte nichts tun, als am Schluß der Vorstellung meinen Dank sagen und nur einen Kuß auf die fremde Hand, ganz fremde Hand drücken. Ich mußte Freude zeigen, während in mir der merkwürdige Schmerz war des Schöpfers, dem nur ein Bild gehört, ein Hall, während das Werk des großen Schöpfers wirkliches Leben hat. Oder sollte das Schicksal Gottes ähnlich sein?

JENÖ HELTAI

DER LUFTBALLON UND SEIN KAPITÄN

Der stolze Luftballon erhob sich mit Gas und Würde gefüllt im Nebel des Morgens über die Stadt. Menschen und Häuser blieben unter ihm, und er fühlte, er wäre ein vortreffliches Wesen, das über Ministern, Königen und Päpsten in vornehmer Höhe schwebt.

„Undankbare," herrscht er hochmütig die im Korbe Sitzenden an, „ihr bedankt euch gar nicht für das große Gute, das ich euch tue. Ich brachte euch in diese unermeßliche Höhe herauf, euch, kleine Ameisen . . ."

„Nur langsam, mein Alter," sagte der Kapitän des Luftballons, „es ist wahr, daß du uns heraufgebracht hast, aber wie bist du selbst hergekommen? Wir haben dich so groß aufgeblasen, du großes Stück leerer Fetzen, du bist von unserer Arbeit so rund geworden, schwebst dank unserer Güte hier und wirst wieder zum leeren Fetzen, wann wir wollen . . ."

Das wird Clique genannt.

Uebersetzt von Jenö Mohacsi.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Septemberwoche

Endlich ist der Regierung klar geworden, woher eigentlich die hohen Preise kommen: Schuld tragen allein die Verbraucher, die, den Gewohnheiten der Inflationszeit treu, das Geld noch immer mit vollen Händen ausgeben, statt wieder so genau wie einst zu rechnen. Nur Erziehung des Publikums kann also den versprochenen Preisabbau herbeiführen; und so ist an alle Kassen des Reiches und der Reichsbank die Anweisung ergangen, einen Teil jeder auszuzahlenden Summe künftighin stets in Pfennigstücken dem Verbraucher auszuhändigen; auf diese Weise soll er wieder lernen, „den Pfennig zu ehren" und des Talers wert zu werden. Bei den hunderten Millionen von Ruhrentschädigung und von Rentenbankgeschenken hatte man an diesen Pfennigmodus leider noch nicht gedacht. Aber vielleicht führt er wenigstens jetzt noch zum Ziel. Skeptiker allerdings behaupten, daß man eine nichtbestehende Pfennigrechnung auch mit Pfennigzahlung nicht herbeizaubern könne, und daß jedes ausgegebene Stück mit wunderbar kurzer Laufzeit schon nach wenigen Tagen wieder in derselben Reichsbankkasse landen werde, aus der es fortgeschickt wurde.

Aber man bleibt nicht etwa nur bei den Pfennigen stehen, o nein! Ein zweiter Streich ist die Ermäßigung der Zinssätze für öffentliche Gelder. Kurzfristige Kredite der Seehandlung, Reichskreditgesellschaft usw. sollen nur noch 7½ v. H. kosten, langfristigere nur noch 8 v. H. Das klingt wundervoll, aber was will es heißen? Es heißt leider nicht mehr, als daß jetzt ein Satz verordnet wird, zu dem schon seit längerer Zeit keine Nachfrage mehr besteht. Der Satz für Privatdiskonte steht nämlich schon seit Tagen tiefer als diese ermäßigte Regierungsrate, er steht auf 7⅜ v. H., ohne daß zu dieser Quote genügend Wechselangebot auftreiben gewesen wäre. Große Beträge flüssiger Mittel, die man auf längere Zeit als einen Tag anlegen wollte, mußten darum schon in den letzten Tagen bei der Reichskreditgesellschaft oder der Seehandlung zu Sätzen angebracht werden, die weit unter 7¼ oder gar 7½ v. H. gelegen haben. Und was den bisherigen Zinsfuß von 9 v. H. für langfristige Kredite anlangt, von dem die öffentlichen Kreditinstitute nunmehr abzugehen entschlossen sind, so darf man darauf hinweisen, daß am offenen Markte auch dieser Satz letzthin nur noch während ganz kurzer Zeiträume, an besonders schwierigen Ultimotagen, effektiv war. Die gute Regierung geht den Privaten

also wieder einmal nicht voran, sondern hinkt nur nach. Sie ist jetzt schon fast so weit wie der Privatmarkt!

Ueberdies kann man nicht so unbedingt glauben, daß gerade diese Regierung auf Einnahmen, die sie bekommen kann, und seien es auch nur Zinseinnahmen, wirklich verzichten könnte. Unberührt von dieser neuen Aktion des Zinsabbaues bleiben z. B. diejenigen Sätze, die man diktatorisch festsetzen kann, die man notfalls durch den Gerichtsvollzieher einzutreiben vermag. Die Zinszuschläge für verspätete Steuerzahlungen, die seit einem Jahre auf 24 v. H. per annum festgesetzt sind (genauer gesagt, auf 1 v. H. für jeden angefangenen halben Monat). Drakonische Forderungen dieser Art mochten noch verständlich sein in einer Zeit, in der die Regierung nicht wußte, wie sie die dringendsten Bedürfnisse des Augenblicks befriedigen sollte. Aber heute, wo sie nicht weiß, wo sie mit dem vielen Gelde hin soll? „Charity begins at home!"

Doch sind diese Verzugszinssätze noch das Wenigste! In der letzten Zeit mehren sich die Fälle, in denen zum Beispiel bei verspäteter Lohnsteuerzahlung (neben den Zinszuschlägen und trotz rascher Erledigung der Rückstände) Steuerstrafen verhängt werden, die bis zum Zehnfachen der geschuldeten Summe gehen und außerdem noch Kosten bis zum dreifachen Betrag der Steuerschuld verursachen. Das Finanzamt hat natürlich seine Begründung: Die Lohnsteuer zieht der Arbeitgeber, sozusagen als Vertreter des Finanzamtes, vom Einkommen des Arbeitnehmers ab, ihr Geldwert ist also, ganz unabhängig von der sonstigen Situation des Unternehmers, vorhanden, und wenn sie nicht prompt gezahlt wird, so liegt eigentlich „Unterschlagung" vor und der Arbeitgeber muß noch froh sein, wenn er nicht eingesperrt wird. Diese Argumentation beweist aber nur, daß trotz eines Beamtenstabes, der doppelt so groß als vor dem Kriege ist, und trotz eines Etats von einer Drittel Milliarde die „Weltkenntnis" der Steuerbehörden nicht zugenommen hat. Für den Unternehmer unterscheidet sich nämlich das Markstück, das er für Lohnsteuerrückzahlungen zurückgelegt hat, nicht von dem für die Umsatzsteuer bestimmten. Wer zuerst kommt, mahlt zuerst! Erscheint die Umsatzsteuerbehörde zuerst auf dem Plan, so bezahlt man ihre Forderungen, notfalls aus den Lohnsteuerabzügen, und kommt mit dieser dann in Rückstand, wenn sich unerwartete Geldschwierigkeiten für das Unternehmen ergeben. Die spitzfindige juristische Unterscheidung zwischen solchen Steuern, die der Unternehmer selbst als Steuerpflichtiger zu zahlen hat, und denen, die zwar auch aus seinem Betriebskapital fließen, bei denen er aber sozusagen nur als Vertrauensmann des Finanzamtes dem Arbeitnehmer gegenüber fungiert, diese Unterscheidung sollte eine Steuerpolitik, die die Interessen der Wirtschaft

nicht nur vorgeblich, sondern wirklich berücksichtigt, für unter ihrer Würde halten.

Das Publikum, dessen Angst vor der „Konzern-Krise" durch die neuen Affären im Sichel-Konzern erst soeben wieder erhitzt worden ist, wird mit Erstaunen von den gleichzeitigen Meldungen über den neuen Oberschlesischen Eisentrust und die noch gigantischeren Pläne westlicher Industrieller Kenntnis genommen haben. „Hat man aus den Lehren des Stinnes-Zusammenbruches denn gar nichts gelernt?" Diese Frage ist psychologisch verständlich; aber sie beruht auf einem Mißverständnis über das Wesen der gegenwärtigen Krisenphänomene. Denn die „Konzernkrise", die wir jetzt erleben, ist volkswirtschaftlich keine Krise und betrifft gewiß keine „Konzerne". Früher hätte niemand den Kauf von Wertpapieren mit geliehenem Geld (größtenteils noch dazu von Minderheitspaketen), also die Effektenspekulation reinsten Wassers, nur deshalb eine Konzernbildung genannt, weil der Käufer sich in eine G. m. b. H. (auch „Spitzengesellschaft" genannt) verwandelte. Was wir jetzt erleben, ist nichts anderes, als daß einige Spekulanten infolge der Kurssenkung ihre Positionen nicht durchhalten können, fallieren und durch die erzwungene Liquidation zunächst die Börsenkurse noch weiter drücken. Aber das beweist gewiß nichts gegen die Güte der Unternehmungen, an denen sie beteiligt waren (die dem „Stinnes-Konzern" angeschlossenen Gesellschaften gehören vielmehr ganz überwiegend zu den am besten fundierten, zum Teil sogar zu den ausgesprochen liquiden Unternehmungen der deutschen Volkswirtschaft!). Und es beweist noch weniger etwas gegen die wahre Idee des Konzerns.

Was geht denn wirklich in Oberschlesien vor? Drei Unternehmungen, die Oberschlesische Eisenindustriegesellschaft Caro-Hegenscheidt, die Oberschlesische Eisenbahnbedarfs-A.-G. und die Donnersmarckhütte vereinigen ihre Unternehmungen; aus den Kohlenzechen macht man eine neue Gesellschaft, aus den Eisenwerken eine andere. Das ist zunächst etwas ganz anderes, als wenn man sich Geld borgt und Aktien an der Börse kauft, weil man glaubt, daß sie steigen werden. Aber es kann auch — das ist das Wesentliche — eine ungeheure produktionspolitische Bedeutung haben, und hier liegen die Motive der westlichen Unternehmen für ähnliche Pläne. Sind ein paar Walzwerke miteinander vereinigt, so kann man weitgehende Arbeitsteilung einführen und die Aufträge für Röhren dem einen Werk, die Aufträge für Schienen dem anderen zuführen und dadurch große Vereinfachung und vor allem Verbilligung der Produktion erreichen. Wenn man die „Deutsche Allgemeine Zeitung" und die Braunkohlenzechen von Riebeck-Montan in einer Hand vereinigt, sind ähnliche Ersparnisse offenbar nicht so leicht zu erzielen.

Wir können hier die produktions- und marktpolitischen Vorteile der industriellen Konzentrationsbewegung — jener mächtigen Grundtendenz des Kapitalismus, die schon Marx als sein Wesen erkannte — nicht im einzelnen erörtern. Es muß aber wenigstens eine Frage angeschnitten werden, nämlich diese: wie kann man, wenn man die Regierung zu einem ernsthafteren Kampf gegen die Monopolbestrebungen der Kartelle anspornt — wie kann man da zugleich die viel stabilere Zusammenschlußbewegung der Schwerindustrie befürworten — diese Bewegung, die sich zu Trusts nach amerikanischem Vorbild, mit unbedingter Monopolgewalt über weite Marktgebiete, auswachsen könnte? Die Antwort darauf liegt auf der Hand: der Vorteil dieser Riesengebilde gegenüber den Kartellen liegt darin, daß sie wenigstens den technischen und organisatorischen Fortschritt fördern, statt ihn, wie die Kartelle, ausgesprochenermaßen hemmen. Ueberdies aber ist der Verbraucher noch wirksamer zu beruhigen: es ist vorläufig wenigstens dafür gesorgt, daß die Bäume der Konzentrationsbewegung nicht in den Himmel der Trusts wachsen. Zu Trustbildung gehört nämlich vor allem Kapital, und es ist viel mehr zu fürchten, daß der Mangel daran sehr nützliche und gewiß harmlose Zusammenschlußversuche verhindern wird, als daß Monopole sich entwickeln, die den Verbraucher strangulieren.

Nicht die Produktion und nicht die Verbraucher, nur die Aktionäre werden, so scheint es, die Leidtragenden sein. Die von Riebeck-Montan sind beim Uebergang der beherrschenden Minorität von dem unechten Stinnes-Konzern zu dem echten — und gewiß erfolgreichen — Anilin-Konzern offenbar vom Regen in die Traufe gekommen. Ein Konzern hat ja kein Interesse daran, Dividende auszuschütten, und wenn es der Reingewinn auch dreimal erlaubte! Unter der Stinnes-Herrschaft wies die Riebeck-Bilanz doch wenigstens noch 2,7 Millionen Gewinn aus — sicherlich auch nur die Hälfte des wirklichen Verdienstes —, unter dem neuen Herrn sind es plötzlich 1,3 Millionen geworden, und auch die werden nicht verteilt, sondern einbehalten. Aehnlich scheint es bei Donnersmarck zu gehen. Bei der Vereinigung mit den beiden anderen oberschlesischen Gesellschaften sind diese letzteren die Hauptgewinner, denn ihre Rentabilität war — im Gegensatz zu Donnersmarck — schon vor dem Kriege nicht allzu günstig. Aber da die unabhängigen Aktionäre von Donnersmarck nicht einmal ein Viertel des gesamten Aktienkapitals in der Hand haben, werden sie sich bescheiden müssen. Bescheidenheit ist eine Zier. Ob es aber Klugheit ist, in einer Zeit höchster Kapitalknappheit jede Gelegenheit zu benützen, um den Kapitalisten aus dem Aktienmarkt zu vertreiben?

GLOSSEN

CHARELLREVUE UND HALLERREVUE.

Die Revuen sind, was finanziellen Aufwand, dekoratives Gepränge, vorgeführte Menschenmassen und Dauer der Vorstellung anbetrifft, die grandiosesten Darbietungen heutigen Theaters. In bezug auf geistigen Aufwand kann man das nicht behaupten. Wohl aber — und das wissen nur die Eingeweihten — ist der Aufwand an positiver Arbeitskraft enorm; es wird sechs Wochen lang Tag und Nacht mit konzentriertester Anspannung geschuftet bis zum Umfallen: Vom Regisseur bis zum Ballettmädchen.

Setzen wir diesem Arbeitsaufwand als selbstverständlich voraus — der Revueleiter hat ja mit dieser einmaligen Rekordanstrengung fürs ganze Jahr vorgesorgt (während das Repertoirtheater alle zwei Wochen ein neues Stück einstudiert), und schrauben wir die geistigen Forderungen auf ein Minimum herab . . . Was ist dann von Berlins zwei großen neuen Revuen kritisch zu sagen,

Es ist zu sagen, daß der Geist der Hallerrevue unter das Minimum herabsinkt, infolge Mangels jeglicher Idee; und dieser Mangel wird durch zwei mangelhafte Komiker in seiner ganzen Schrecklichkeit deutlich (statt übertüncht).

Der Geist der Charellrevue erhebt sich über dies Minimum, infolge einer guten Grundidee: Dichter und Kritiker erleben nach Schluß einer Operette die künftigen Schicksale ihrer Hauptpersonen mit. Leider verflüchtigt sich die Idee immer mehr, so daß gegen Schluß dennoch ein Vacuum klafft. Die Komiker Morgan und Bendow überbrücken die Lücken durch humoristisches Geplauder: sehr nett, aber zu behaglich, zu plätschernd.

Warum überhaupt hat sich dies monotone Schema für die Revuen herausgebildet, daß der Strom der lockenden und überraschenden Bilder und Szenen ein paar dutzendmal durch das Geplauder zweier Komiker zerrissen wird? Hierfür gibt es nur eine technische Erklärung: Bühnenumbauten und Umzüge des Personals erfordern diese Verlegenheitsfüller. Aber das wäre ja eben die Kunst der Revue: diese Verlegenheit entweder zu beseitigen — oder sie zu einer Tugend, durch geistreiche Einfälle, zu machen. Beide Lösungen sind bislang noch nicht geglückt.

Revuen sollten heiterer Extrakt der Zeit, nebst Schaugepränge, in aufregendem Tempo sein. Das wäre ein Rezept. Haller und Charell haben ein anderes. Was sich aus beiden Revuen der Erinnerung einprägt, sind prunkhafte Bilder, strotzend bunt in Aufbau und Bewegung. Charell hat mehr Kultur, mehr Sinn für Komposition, mehr Separateinfälle; er ist ein Universalist, der Musik, Tanz, Kostüm, Leiber, Licht harmonisch zusammenfügt und blühend aufbaut. Er hat einen besseren Beleuchtungsapparat, aber dafür das Danaergeschenk der Riesenbühne des Großen Schauspielhauses. Haller dagegen entfaltet an echten Stoffen und prunkenden Kostümen einen Pomp, der in Europa noch nicht da war. Aber wie in der wirklichen Welt, so ist's in der Scheinwelt des Theaters: der Stoff allein macht's nicht: Hirn, Blut, Geist erst schaffen das Leben.

Warum jedoch schleichen beide Revuen so sehr bedächtig dahin? So daß man die Dinge doppelt fühlt? Warum, besonders bei Haller, der

doch die Tiller-Girls hat, so gar kein Rhythmus, kein Furioso? Bei Charell zeigen die Mädchen freundliche Gesichter, bei Haller blicken sie, bis auf die Tillers, düster in die Welt. Freude, Sinnenlust und Heiterkeit soll die Revue geben. Unsere Revuen sind zu schwer, zu lang.

Mir gefällt Charells Revue besser: sie ist spielerischer, tänzerischer, mosaikhafter. Anderen wird die Kostbarkeit und Mannigfaltigkeit der Hallerkostüme mehr imponieren. Die Revuen sind nunmehr im Schwang, sie sollten künftig auch im Schwung sein.

A. B. C. Schütze.

SO KANN DER STADT GEHOLFEN WERDEN!

Nach einer Londoner Meldung hat die Stadtverwaltung von Calcutta beschlossen, zur Erfrischung der Kommunalkasse künftighin die Straßen nach denjenigen Bürgern zu benennen, die bereit sind, für diese Ehrung eine bestimmte Taxe zu entrichten. Das ist eine wahrhaft produktive Idee, die von allen Stadtkämmerern aufgegriffen werden sollte.

Man möge dagegen nicht mit Argumenten kommen, wie: unsere Würde verbietet und dergleichen. Unsere Würde verbietet auch nicht, Häuserwände für Reklamezwecke zu vermieten. Schließlich ist die Auswahl der Straßennamen für uns doch ein Mysterium. Eines Tages sind sie da. Nur wenn Politik hineinspielt, gibt's Krach. Man ahnt zwar, daß die städtischen Namengeber an Hand von Wilhelm Scherers Literaturgeschichte arbeiten und geschichtliche Nachschlagebücher benutzen. Da kann man noch folgen. Doch wenn es dann an die Pflege des Heimatgefühls geht und die lokalen Größen anmarschieren, wird es zapfenduster. Wer war z. B. Herr Motz, den man dadurch ehrte, indem man dem nächtlicherweilen so anmutig belebten Boulevard seinen Namen lieh? Etwa ein alter Roué, eine unverbesserliche Spielratte? O nein, es war ein ehrbarer preußischer Finanzminister. Wer war Herr Meierotto? Weißt du es, freundlicher Leser? (Ich weiß es, aber verrate es nicht. Vielleicht gibt es doch noch einmal ein Preisausschreiben darüber.) Und wenn man erfährt, daß es hinter Spandau eine kleine Station gibt, die „Bürgerablage" heißt, was soll man sich nun eigentlich darunter vorstellen?

Ist es nicht kurzsichtig, etwas so Lebendiges, Gegenwärtiges, Fließendes wie eine Stadt auf schnell vergilbende historische, geographische und folkloristische Bezeichnungen festzulegen? Das System von Calcutta bietet auch

ideelle Vorteile, nur sollte man an Stelle des Verkaufs für immer die jährliche Verpachtung einführen. Hätte solche Möglichkeit schon vor fünf Jahren bestanden, kein Zweifel, Erzvater Stinnes hätte nicht nur die Zeitungen erworben, sondern auch die Plätze, an denen sie vornehmlich verkauft werden. Welch eine Krise hätte das gegeben, da der Goldglanz des Namens ermattete? Die Anwohner hätten protestiert wie die feinen Herrschaften in jener westfälischen Stadt, denen ihr sozialistischer Magistrat eine Max-Hölz-Straße aufgebrummt hatte. Sicherlich bleibt die Methode der Jahrespacht vorzuziehen. Da sieht man, wer es sich leisten kann, und die Stadt wird zu einer interessanten Tabelle von Aufstieg und Niedergang, zu einer Wirtschaftschronik von Stein und Stuck.

Welche Gipfelung des Ruhmes nicht für den Millionär gewordenen Herrn Piepenbrinck, seinen schlichten Bürgernamen, der in der Finanzwelt mit höchster Achtung genannt wird, nun auch der Siegesallee aufzuerlegen; Frau von Pollack würde sich wahrscheinlich auf die Wilhelmstraße kaprizieren. Herrn Reinhold Wulle steht es frei, auf Grund der Ueberschüsse des Deutschen Tageblattes die Jerusalemer Straße zu okkupieren, während zum Ausgleich für diesen kecken Griff Borkum natürlich sofort um den Kommerzienrat-Cohn-Strandweg bereichert würde. Ganz selbstverständlich, daß die Titel mit aufgeführt werden. Was die Taxe anbetrifft, so sollen hier keine Vorschläge gemacht werden. Wohlbemerkt, man schaffe kein Privileg für die Schwerreichen, auch die minderbemittelten Volksschichten müssen von dieser Einrichtung Gebrauch machen können. Wer wollte auch die bescheidene Beamten-Witwe hindern, den Sparpfennig pietätvoll für das Andenken des Seligen in einer Ministerialamtmann-Kuhlmann-Straße anzulegen? Das stärkt den Familiensinn, wenn es auch nur eine ganz kleine Straße ist mit ein paar Wellblechbaracken, ganz weit hinaus, am anderen Ende von Pankow.

Aber auch Geist und Witz dürfen nicht zu kurz kommen. Unsere Phantasie soll angeregt und liebenswürdig beschäftigt werden. Wir wollen nicht immer an eiserne Markgrafen oder grämliche Professoren erinnert werden. Die Frauen sind ja bisher bei der Namengebung zu kurz gekommen. Die von den Magistraten bestellten Täufer haben einseitig das männliche Geschlecht bevorzugt. Wo die Damen schon auftreten, da heißen sie entweder Auguste Viktoria oder Elisabeth Charlotte, und mit einem furchtbar wichtigen Prädikat davor. Oder es sind schrecklich altmodische Namen wie Auguste, Emilie. Margarete, Mathilde, Sophie, Susanne. Ja, welches Mädchen heißt denn eigentlich noch so? Was fehlt, sind unsere leichtbestrumpften Zeitgenossinnen, sie nennen sich Lulu und Lilly und Milly, und Elli und Nelly und Olly und Polly und Uschi und Mutzi und Putzi und Li und Lo und Lu. Aber Karoline, Helene, Agathe .... by Jove, eine Wolke von Barchent steigt bei dem Gedanken auf, man denkt an eine ausgefranste Krinoline, an einen vermotteten Cul de Paris... Wie anders wirkt da eine einladende Celly-de-Rheydt-

Bahn, eine Anita-Berber-Passage, ein Claire-Waldoff-Rondell, eine Maria-Orska-Terrasse, eine Fern-Andra-Promenade? Wenn du über eine Gertraudten-Brücke gehst, bleibst du völlig ungerührt. Wie aber beschwingt sich dein Schritt auf der Ossi-Oswalda-Brücke, vor dir mit seinem fröhlichen Leben und Treiben der Lya-de-Putti-Markt! Und ein paar Minuten weiter nur und du bist in der vornehmen, frisch asphaltierten Katharina-von-Oheimb-Straße mit privaten Durchgängen zu verschiedenen Ministerien. So werden bisher abseits liegende Stadtviertel erschlossen, dem Namen folgt der Betrieb, die Geschäfte blühen, die Steuern fließen, es ist eine Freude zu leben, da capo, Tusch!

Lucius Schierling

MEIN FRIDERICUS

Im Verlag Jakob Hegner, Hellerau, ist in vorbildlich schlichter und vornehmer Gewandung das Buch von Werner Hegemann „Fridericus oder: das Königsopfer" erschienen. Hier nimmt der Verfasser selbst das Wort: in der Belichtung durch die Kritik blickt er nochmals auf sein Werk und die letzten Motive zurück.

Die Kritiker dieses Buches geben verschiedenartige Gründe für seine Entstehung. Hermann Bahr sagt dem Verfasser „Uebermut und dreiste Spottlust" nach; Wilhelm Michel erklärt das Buch als Folge aus einem „Fanatismus für die Wahrheit"; Richard Specht schreibt den Lesern der Neuen Freien Presse über diesen „Fridericus": „Die Gestalt Friedrichs des Großen ist mit der Hellsichtigkeit des Hasses erschaut." Und Jakob Wassermann nennt liebenswürdigerweise den

Verfasser „originell und original bis in die Faser, von leidenschaftlichster Lebendigkeit, profundestem Wissen und strahlendstem Verstand“.

Wenn man den Verfasser selbst befragte, was ihn denn zu dieser „zerschmetternden Kritik“ Friedrichs II. veranlaßt habe, würde er antworten, sie sei der Schmerzensschrei enttäuschter Liebe, aber auch die seelische Ueberwindung dieser schmerzlichst enttäuschten Verehrung für den „großen König“, der nach Ernst Moritz Arndts Urteil „Deutschland für immer gelähmt hat“. Gerade weil dem Buche also etwas von Enttäuschung, d. h. doch von *„Ressentiment“* zugrunde liegt, ist es aber dem Verfasser auch wichtig, daß nicht nur seine künstlerischen, sondern auch seine wissenschaftlichen Kritiker, wie z. B. die Geschichtsprofessoren Cartellieri, Jena- oder der Machiavell-Spezialist Hobohm, Berlin, „das umfassende Wissen und die selbständige Denkweise“ des Verfassers rühmen, und daß auch seine militärischen Kritiker, wie Feldmarschalleutnant v. Hoen, ihm bestätigen: „Der fortwirkende friderizianische Geist mußte das Deutsche Reich zwangsläufig zum Frieden von Versailles (1919) führen“; v. Hoen meint, nur „die geschminkte Geschichtsschreibung könne diese Tatsache leugnen“. „Mamelucken der preußischen Politik“, nannte der berühmte Ernest Lavisse die preußischen Wissenschaftler, die sich durch den Mund eines ihrer bekanntesten Vertreter stolz „das geistige Leibregiment der Hohenzollern“ genannt haben.

Der Verfasser des „Fridericus“ wäre aber nicht entfernt zufrieden, die nachgerade bekannte Urteilslosigkeit der preußischen Geschichtswissenschaft Treitschkescher Observanz aufs neue nachgewiesen zu haben. Ihm lag vor allem daran, die seelische und moralische Erschütterung überwunden zu haben, die ihm — wie jedem deutschen Patrioten — die schwere, aber bei gründlicher Betrachtung unabweisliche Erkenntnis verursachen mußte, daß das nationale Idol, der „große“ Friedrich, nicht nur ein deutschfeindlicher und nationalgefährlicher, sondern auch ein unverzeihlich kleinlicher, eitler, schlecht gebildeter und vorwitziger Herr gewesen ist: die Erkenntnis, daß wahrscheinlich bei unbefangener Beurteilung Wilhelm II. größer genannt zu werden verdient, obgleich diesem selten „groß“ genannten Herrscher im entscheidenden Augenblick kein russischer (übrigens halbnärrischer) Zar zu Hilfe, sondern ein (nicht weniger närrischer) Wilson in die Quere kam. Das tausendfadige Gewebe aufzudröseln, das eunuchenhaft eifrige Geschichtsschreibung über die Blößen des „großen“ Königs decken möchte, könnte recht langweilig werden. Carlyle z. B. widmete dem großen Friedrich 3500 bewundernde Seiten (wohl zum Dank dafür, daß dieser Preußenkönig die Weltherrschaft einschließlich Indien und Amerika nicht dem vor Friedrichs Sezessionskriegen noch mächtigen Deutschen Reiche (Prinz Eugen! sondern den Angelsachsen gesichert hat).

Der Verfasser von „Fridericus“ hat versucht, auf 500 Seiten die Unhaltbarkeit der Ansprüche friderizianischer Größe auf allen entscheidenden Gebieten darzutun, und nichts wäre ihm lieber, als daß Hermann Hesse recht hätte, der über diesen Versuch schrieb: „Das Buch von Hegemann gefällt mir so sehr, weil es mit einer in unserer heutigen Literatur gar nicht mehr üblichen Verschwendung an Geist und Witz geschrieben ist, weil sein Ton so spielend, elegant und elastisch ist, weil seine ganze furchtbare Anklage

mit Lächeln und beherrschter Gebärde vorgetragen wird. Wenn es nicht von ihm selber handelte, und wenn es französisch geschrieben wäre, hätte Friedrich selber, der Freund Voltaires, für dieses Buch schwärmen können..." — Das ist auch für einen Verneiner Friedrichs II. keine Beleidigung, denn Voltaire, für den Friedrich fast ausschließlich zu schwärmen vermochte, war ja nicht nur die Modegröße, unter deren zahlreichen „Vasallen" Friedrich II. von Goethe aufgezählt worden ist, sondern Voltaire ist auch derjenige, von dem Friedrich den Beinamen „der Große" erhielt und von dem alle lernen müssen, die über diese „Größe" lachen können.

Werner Hegemann

TISCH MIT BÜCHERN

Wilhelm Schäfer. Rede über die Judenfrage. Verlag Georg Müller, München 1925.

Es fällt Wilhelm Schäfer nicht ein, wie so vielen allzu bequem denkenden Liberalen, die Judenfrage zu leugnen. Nein, sie wird an jedem Tage in Deutschland gestellt, an Deutsche sowohl wie an Juden und auch an den deutschen Juden, der sich assimiliert dünkt. Die Antwort, die Schäfer auf die Judenfrage gibt, ist nicht nach dem Geschmack des Berliner Tageblattes, aber auch nicht nach dem Geschmack des Herrn Hitler. Schäfer sagt: Warum die Gegensätzlichkeit jüdischer und deutscher Denkart leugnen? Es gibt zwar Einverleibungen in den deutschen Geist — er nennt kurioserweise Wassermann und Lissauer als Beispiele dieser Eingelebtheit in die deutsche Kultur —, aber trotz dieser Glücksfälle, zu denen Schäfer auch Rathenau, und mit viel höherem Recht als jene Literaten zählt, besteht dieser latente Kontrast. Aber es ist sehr primitiv, sehr roh gedacht, zu meinen, einen Gegensatz müsse man unbedingt, etwa mit den gemeinen Methoden der Hitlerei, aus der Welt schaffen, Schäfer findet vielmehr, daß jener Gegensatz befruchtend und anfeuernd wirke. Die Deutschen brauchen diese Aufpeitschung, und die Juden, die ja nicht alle in Palästina ihre Heimat finden können, brauchen diese Bodenständigkeitsberuhigung nicht minder. Das alles belegt Schäfer aus der reichen Kammer seines universalen Wissens, und er ordnet seine Belege mit der Unbeirrtheit eines wahrhaft unbestochenen, instinktsicheren Geistes. Man darf feststellen, daß in den letzten Jahren kein bedeutenderes Wort über das brennende Problem gesagt worden ist.

Gr.

Fred Hildenbrandt: Tageblätter. Landsberg-Verlag, Berlin 1925.

Es drängt Herrn Fred Hildenbrandt, der Mit- und Nachwelt zwei Bände seiner Feuilletons vorzulegen. Hier ist vorläufig der erste, aber er ist mit dem Bilde des jungen Verfassers ausgestattet, einem sorgfältig photographierten Kopf mit hoher, durch eine Glatze bedeutend gemachter Stirn, mit literarischer Hornbrille, hinter der berufsnotwendige Beobachteraugen gucken... Die geistige Physiognomie des Verfassers ist nicht so schnell zu erkennen. Herr Hildenbrandt schreibt virtuos. Dieser Feuilletonist kann erzählen, dieser Kritiker kann witzig schreiben, ohne eigentlich witzig zu sein. Gerade die kleinen, in der Hetze des Augenblicks hingeschmissenen Notizen haben zuweilen dichterischen Schwung. Unter den jüngeren deutschen Journalisten ist keiner, der mit leichteren, flinkeren Händen auf dem Tagesklavier zu spielen ver-

stände. Doch wird man beim Durchblättern des Buches, das zuweilen ein Durchlesen wird, etwas nachdenklich. Hier ist ein Publizist, der virtuos schreibt und mit Leidenschaft bei seinem Metier ist und es doch nicht ausübt um einer Idee willen, nicht einmal um eines Dichters willen, geschweige denn um einem ethischen oder ästhetischen Willen oder Programm zu dienen, sondern bloß aus Freude am Wort, vielleicht aus Lust an der eigenen Virtuosität. Denkt man an die journalistischen Vorfahren, an Börne, an Franz Mehring, ja noch an Paul Lindau, so staunt man, wie leicht und unbepackt die neue Generation der Zeitungsschreiber ausrückt. Sie sind nirgendwo festgelegt, bei keiner Partei, bei keiner Schule, bei keinem Denker, sie sind von einer beneidens- oder beklagenswerten Voraussetzungslosigkeit. Ihr Herz, ihr Kopf ist immer frei oder immer leer, wie man will, immer impressionsbereit. Vielleicht schmerzt diese Feststellung Hildenbrandt gar nicht sehr, weil er offenbar keine kritische, sondern eine schildernde Begabung ist, vielleicht sollte man von diesen Tageblättern noch gar nicht sprechen und lieber die erste gesammelte und geschlossene Dichtung Hildenbrandts abwarten. Aber die imponierende Photographie auf der ersten Seite scheint doch zu rufen: Das bin Ich! Er ist es vielleicht doch noch nicht?

St. Gr.

ROKOKO-ANEKDOTE.

Wie blind soll die Liebe sein?

Eine Dame wurde von ihrem Liebhaber überrascht, als sie in den Armen eines anderen lag. Sie wagte zu leugnen, obzwar nichts klarer war als ihre Untreue. „Was," rief er, „Sie leugnen. So weit treiben Sie Ihre Schamlosigkeit?" „Ah, Treuloser," rief sie, „ich sehe wohl, du liebst mich nicht mehr. Du glaubst mehr dem, was du siehst, als dem, was ich sage."

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 36)

Redaktion des „Tage Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank. Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co Berlin SW 48 Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25, vierteljährlich Reichsmark 6,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Septemberwoche

Es gibt Sätze, die man wiederholen muß, auch wenn sie schon geprägt worden sind. Zu ihnen gehört die Feststellung, daß Deutschlands Politik eine Kette von versäumten Gelegenheiten ist. Dafür bedarf es keiner Beweise mehr. Nur wie der Forscher, dem kein Beleg genügt, kann man immer neue Beispiele anführen. Diese traurige Beschäftigung ist aber nur für Optimisten erträglich; denn sie lohnt sich allein unter der Voraussetzung, daß irgend einmal in Deutschland Nachfolger von Vorgängern doch lernen werden. Hierzu ist ihnen die deutsche Völkerbundspolitik zu empfehlen. Kein anderes Beispiel zeigt so mustergültig, wie man aus einer vorteilhaften Möglichkeit durch Versäumnis die unmöglichsten Nachteile herausholt. Der Völkerbund ist gar keine so welterschütternde Angelegenheit, wie manche seiner Freunde und die meisten seiner Feinde glauben. Uebermäßig viel wäre auch für Deutschland durch den Beitritt nicht zu gewinnen gewesen. Aber mit unnachahmlicher Geschicklichkeit ist inzwischen aus dem Nichtbeitritt alles herausgeholt worden, was überhaupt im Rahmen des Völkerbundes für Deutschland schädlich sein konnte. So gewinnt die Frage unter den Händen der Reichsregierung im Negativen eine Bedeutung, die sie im Positiven gar nicht gehabt hätte. Wer wollte an lang vergangene Ereignisse erinnern, wie die oberschlesische Entscheidung, von der sich Deutschland ausgeschlossen hatte! Aber in der neuesten Periode hat der Völkerbundsrat über das Verfahren in Minderheitensachen einen Beschluß gefaßt, der Deutschlands Stellung als Schützer der Minderheiten gründlich verschlechtert. Dazu hat er die Zeit gefunden, weil Stresemann inzwischen seine Freunde erst durch den Hinweis auf unsere Aussichten, den Minderheiten zu helfen, an den Völkerbund gewöhnen mußte. Die anschlußfeindliche Sanierungspolitik gegen Oesterreich konnte wieder durchgeführt werden, während in Deutschland die öffentliche Meinung über den Völkerbund beruhigt wurde — der ja den Anschluß Oesterreichs zulassen könne. Die Eintrittsfrage war das Kernstück der Sicherheitsverhandlungen. Glücklich hat man sie über die Genfer Vollversammlung hinausgezögert, um den Eintrittstermin zu versäumen. Inzwischen haben sich Polen und Tschechoslowakei ein-

gemischt und Einfluß gewonnen, wo sie vorher klar und entschieden ausgeschaltet waren. Der natürliche Zusammenhang zwischen Sicherheitspolitik und Völkerbundspolitik ist zerstört; eine hemmt die andere, statt sie zu fördern, und am meisten gehemmt ist Deutschland. Jetzt ist die Einladung zu der Konferenz da. Dafür die Stimmung vorzubereiten und unsere Stellung zu verbessern, wäre Zweck und Sinn unseres Eintritts gewesen. Umgekehrt kann jetzt dieser Eintritt durch die Sicherheitspolitik nicht mehr erleichtert werden. Er wird nur zur Bagatelle, um so mehr, als er nun erst in Jahresfrist erfolgen kann. Wie hat sich noch im vergangenen Jahre alle Welt für das neue Deutschland, den Dawes-Plan und die deutsche Demokratie interessiert! Welche Aufnahme hätten wir noch in diesem Jahre gefunden, wo die Versammlung aus Mangel an Aufgaben und erst recht an Erfolgen dieses Ereignis in den Mittelpunkt der Tagung gestellt hätte! Als Widerspenstige gegen die Friedenspolitik des Völkerbundes werden wir nun wie Gegner, nicht wie Partner in jedem Vertrage stecken. Wenn wir eines Tages dann tun, was wir nicht mehr lassen können, wird sich zeigen, daß unsere Politik abermals kein Tun, sondern ein Unterlassen gewesen ist.

Der Aerztekongreß in Leipzig hat die Stellung des Arztes zur Geburtenbeschränkung in ganz sonderbarer Weise präzisiert. Die von einem alten Sanitätsrat vorgeschlagene und von einem Chor williger Aerzte nachgesprochene Resolution sagt etwa: Der Beruf des Arztes ist, das Leben zu erhalten, und nicht, es zu zerstören. Daher ist die Hilfe des Arztes bei künstlichen Aborten abzulehnen. Die sozialen Schäden der Uebervölkerung sind rein wirtschaftlicher Natur. Es ist Sache des Staates, dafür zu sorgen, daß sie auf wirtschaftlichem Wege behoben werden. Das Vertrauen dieser Aerzte zum Staate ist unbegrenzt. Der Umstand, daß die Geburtenkontrolle eine Weltbewegung von vehementer Macht geworden ist, die mit der Kraft einer neuen Naturreligion in allen Ländern um sich greift, scheint den Herren entgangen zu sein. Daß sich die Gesetze der meisten Staaten vor ihr zu beugen beginnen und über kurz oder lang sich ihr anpassen werden, ist ihnen gleichgültig, sie werden, selbst wenn das Gesetz den künstlichen Abort gestattet, die „Idee“ des Arztes hochhalten und alles den Kurpfuschern überlassen. Die Zusammenhänge zwischen „Wirtschaft“ und „Heilkunst“ sind ihnen fremd. Ist vielleicht die ganze Resolution nichts anderes, als der Ausfluß einer ungeheuren Feigheit, oder ein Bastard — nicht von Wirtschaft und Medizin — sondern von Politik und Medizin? Es wäre zu forschen, ob es nicht in Leipzig einen reaktionären genius loci gibt, der sich besonders bei Kongressen auslebt. Es wäre vielleicht gut, eine Zeitlang Leipzig als Kongreßstadt zu meiden.

Es gibt einen herrlichen Simplizissimus-Witz aus der Zeit des niedergehenden Zarismus: „Als Peter der Große mit dem deutschen Gesandten auf dem Dach des Kreml stand, wollte er ihm einen Beweis geben von der unbedingten Ergebenheit seines Volkes und er sagte zu seinem Leibwächter: ‚Kerl, spring runter!‘ Und ohne sich zu besinnen, sprang der Mann in die Tiefe. Heute würde nur noch — — der deutsche Gesandte springen.“ Wollte man diesen Scherz für die Situation von 1925 aktualisieren, so müßte man sagen: Wenn die heutigen Gebieter des Kreml sagen „Spring!“, so würde nur noch der Vorstand der deutschen Kommunistischen Partei springen. Denn während die bolschewistischen Machthaber sehr wohl wissen, daß ihr eigener Parteikörper sich in einem Wandlungsprozeß befindet, und sie in höherem Maße als früher die Kritik wieder freigeben, deren produktive Kraft sie nicht verkennen, so regieren sie noch immer despotisch über die deutsche „Bruderpartei“, deren Führer oft genug gesprungen sind. Wie viele Garnituren sind nicht in ein paar Jahren eingesetzt und wieder in die Wüste geschickt worden! Dem Historiker wird schwindlig bei dem Gedanken, einmal die Geschichte dieser Entthronungen schreiben zu müssen. Der neueste Befehl lautet etwas abrupt: Rechts schwenkt, marsch! Ein Geschlecht von Gummimenschen hätte da entstehen müssen, wenn es sich eben nicht um brave deutsche Parteifunktionäre handelte, die gewohnt sind zu gehorchen, wenn man es eben nur mit Nachdruck sagt und mit Stockprügel auf den Magen der Gelenkigkeit nachhilft. So ist nicht zu zweifeln, daß die „Führer“, die eben noch ultraradikal trompeteten, ebenso bereitwillig in das geschmähte Lotterbett des Reformismus springen werden. Aber die Partei? Werden die Mitglieder, schlichte, geradlinige Arbeiter für dieses Akrobatentum noch weiter Verständnis aufbringen? Es geht schließlich über das Begriffsvermögen revolutionär überfütterter Köpfe, immer par l'ordre de moufti, bald mit Brandler zu diplomatisieren, bald mit Ruth Fischer zu revoltieren. Wir fürchten: Moskau hat einmal zu viel springen lassen. Möglich, daß auch die Zentrale diesmal wieder heil unten ankommt, sie ist die großen Sprünge gewohnt. Aber die Partei bricht den Hals.

Eine Sturzflut von Kongressen kam in diesen Wochen auf uns nieder. Die Richter, die Kriminologen, die Notare, die Aerzte, sie alle tagten. Auch die Pazifisten und Spiritisten hielten ihre Paraden ab, und, wenn man den Affichen trauen darf, rüsten sogar die Ernsten Bibelforscher. Alles, was diese organisationsfreudige Zeit vereinsmäßig zusammengefügt hat, veranstaltet große Aufzüge, Demonstrationen von Tugenden und Beschwerden. Wenn diese Tagungen nur auch Demonstrationen des Geistes wären! Leider kann man nicht sagen, daß es bei soviel Tagung endlich Tag würde. Im Gegenteil. Läßt man diese Referate und Debatten und

Resolutionen auf sich wirken, so wird man das peinliche Gefühl nicht los, daß diese Häufung von Wissen der Erkenntnis nicht gut tut und eine Art von Tagungsschwachsinn das Niveau der gemeinsamen Willenskundgebungen unter das Intelligenzniveau des einzelnen Teilnehmers drückt. Das muß bedauert werden, weil es zu pessimistischen Trugschlüssen verführt, die trotzdem nicht ganz zutreffen. Möchte man z. B. über die deutschen Aerzte deswegen zur Tagesordnung übergehen, weil ein Meeting ihrer Standesorganisation soeben in Leipzig sich gegen die Geburtenbeschränkung ausgesprochen hat in einer volks- und zeitfremden Form, hübsch ethisch verbrämt und dennoch überschattet von der noch immer wirkenden Mentalität des menschenhungrigen Militärstaates? Ohne Zweifel ist jeder einzelne der Herren klüger und einsichtsvoller als ihre gemeinsame Kundgebung. Ja, wenn man einen von ihnen fragen wollte, ob er in jedem einzelnen Fall einen Eingriff zur Verhinderung einer Geburt ablehnt, wenn man an einem einzelnen Fall die brennende Problematik der Frage aufrollte, zur Ehre des ärztlichen Standes sei es gesagt, daß die Logik des einzelnen Standesmitgliedes sich stärker erwiese als der papierne Rigorismus des Standesparlamentes. Das ist auch eine Sonderheit der Kongreß-Atmosphäre: man glaubt, sich in einer Attitüde von Ueberlebensgröße bewegen zu müssen, man glaubt, das den Augen der Oeffentlichkeit schuldig zu sein, und verliert dabei gerade für den kritischen Beobachter an geistigem Gewicht und seelischem Ausmaß. Ein noch betrübenderes Schauspiel als die Aerzte boten die Herren Richter. Liest man ihre Klagen über ihre angeblich bedrohte Unabhängigkeit, reibt man sich die Stirn, fragt man sich wieder und wieder: Leben diese alle sicherlich sehr tüchtigen Juristen unter uns oder in einer Trappistenzelle, in die das Geräusch der Welt nicht dringt? Wie könnten sie sonst ihr Palladium, ihre Unabhängigkeit, bedroht sehen, weil das republikanische Deutschland sich endlich, allzu spät, aufzulehnen beginnt gegen politische Tendenzurteile! Ist denn kein Richter, der erkennt, daß die Haß und Bewersdorff und Niedner das Vorhandensein eines Krankheitsherdes aufgewiesen haben? Die in Innsbruck und Augsburg deckten stolz den Talar über den kranken Körper und sahen das Uebel damit



Müller-Meiningen

erledigt. In solchem Milieu entwickelt Herr E b e r m a y e r, nicht nur nach seiner Stellung der erste Jurist Deutschlands, plötzlich Anschauungen, die auch das befreundete „Berliner Tageblatt" zum schleunigen Abrücken nötigen. Und, damit auch diese Justiz-Tragödie des farcenhaften Einschlages nicht entbehre, gibt auch Herr M ü l l e r - M e i n i n g e n ein kurzes, beifallumrauschtes Gastspiel am Rednerpult. Sicherlich wird mancher der Hörer außerhalb des Kongresses ahnen, daß das, was dieser Herr tönend verteidigte, mit Justiz nichts zu tun hat, und wissen, daß besagter Müller, der abgehalftertste Justizminister der Welt, die Institution der Volksgerichte, die kein nichtbayerischer Jurist heute mehr zu rechtfertigen wagt, aus der bayerischen Revolution in die bayerische Reaktion übernahm. Gewiß, manch einer mag das Ensemble-Gastspiel der Müllerschen Unzulänglichkeiten mit innerem Unbehagen verfolgt haben, nicht einer fand sich, der mutig und männlich dieser schlotternden Deputierten-Lemure über den geifernden Schnabel gefahren wäre. Es gehört schon die verdrehte Optik eines Kongresses dazu, um einer so ausgefransten Politikergestalt zu neuer Transfiguration zu verhelfen, eines Kongresses mit allen seinen Drumherum-Reden, mit der gebotenen Rücksichtnahme auf den „Stand", mit der pompösen Plattform zum Schluß, an der nicht nur die Form platt ist, sondern auch der Inhalt.

Kongresse

I.

GERHARD HOLDHEIM

DIE ZIONISTEN

Der Zionistenkongreß ist eine Schöpfung Theodor Herzls. Schon vor dem Jahre 1897 gab es, vornehmlich in Osteuropa, eine nationaljüdische Bewegung mit der ausgesprochenen Tendenz, durch Schaffung eines nationalen Zentrums in Palästina die abnorme Lage des Judentums zu ändern. Schon v o r Herzl gab es zionistische Theoretiker, zionistische Vereine und glühende Anhänger des Palästinagedankens. Aber es gab keinen Zionismus. Erst Herzl ist es gelungen, den großen Volkswillen zu entzünden und den Gedanken einer aktiven jüdischen Politik nicht nur zu konzipieren, sondern auch in seiner Person zu verwirklichen. Herzls Leitidee war, „die Judenfrage zu einer politischen Weltfrage zu machen, die im Rate der Kulturvölker zu regeln sein wird."

Die Konstituierung des interterritorialen Parlaments leitete eine neue Epoche der jüdischen Geschichte ein. Dem unsteten und in alle Enden der Welt zerstreuten Volke Israel war nunmehr, durch Herzls Tat, die Möglichkeit gegeben, seine Stimme vor aller Welt zu erheben. Die Organisation, deren oberste Instanz der Zionistenkongreß darstellt, hat dem atomisierten Leben der Judenheit ein Ende bereitet. Seit dem Jahre 1897 hat das Judentum aufgehört, nur Objekt der Politik zu sein.

Der XIV. Zionistenkongreß, der vom 18. bis 30. August in Wien tagte, hat auch den Außenstehenden mit aller Deutlichkeit die Wandlungen er-

kennen lassen, die die zionistische Bewegung im letzten Jahrfünft erfahren hat. Bis zum Kriege war das charakteristische Kennzeichen der Kongresse die theoretische Diskussion und die Demonstration nach außen. Kein Zweifel, daß auch früher schon auf den Tagungen viel praktische Arbeit geleistet wurde. Die Schaffung des Jüdischen Nationalfonds, dessen Aufgabe es ist, den Boden Palästinas zu unveräußerlichem Eigentum des jüdischen Volkes zu erwerben, die Gründung der Jüdischen Kolonialbank und ihrer Tochtergesellschaft, der Anglo-Palestine Company fallen bereits in die ersten Jahre des Bestehens der Zionistischen Organisation. Ferner wurde seit dem VIII. Kongreß (Haag, 1907) die Herzlsche Theorie, ohne Erlangung öffentlich-rechtlicher Sicherheiten mit der Kolonisation nicht zu beginnen, verlassen, die Palästinaarbeit wurde ein integrierender Bestandteil der zionistischen Tätigkeit. Dennoch ist Aussehen und Funktion der Nachkriegskongresse unvergleichbar der früheren Zeit. Seitdem die Idee des jüdischen Nationalheims in international garantierter Urkunde durch den Völkerbund Anerkennung gefunden hat und der Aufbau Palästinas in das Stadium der Verwirklichung getreten ist, ist der Kongreß ein Arbeitskongreß geworden, der Schwerpunkt seiner Leistung liegt in den Kommissionen.

Die Arbeit, die der Kongreß zu bewältigen hatte, läßt sich am besten erkennen, wenn man sich die erstaunliche Entwicklung vergegenwärtigt, die Palästina in den letzten Jahren aufzuweisen hat. Um nur einiges zu erwähnen: Die jüdische Bevölkerungsziffer hat sich seit dem Kriege mehr als verdoppelt und beträgt jetzt (nach Ruppin) ca. 135 000, das ist ein Sechstel der Gesamtbevölkerung; die Immigration während der letzten Monate betrug durchschnittlich über 3000 pro Monat; der jüdische Bodenbesitz ist seit 1923 von 500 000 auf eine Million Dunam (ein Dunam = 930 qm) gestiegen. Neue landwirtschaftliche Positionen sind entstanden, insbesondere im Emek Jesreel, der sich zwischen dem Tiberias-See und Haifa erstreckt und aus der Bibel bekannt ist. Im Zentrum des Emek wird eine neue Stadt, Afule, erbaut, der voraussichtlich eine große Bedeutung als Absatzmarkt für die landwirtschaftlichen Produkte der umliegenden Siedlungen zukommen wird. Eine große Anzahl bedeutender Industrien sind in den letzten Jahren entstanden, z. B. eine Zementfabrik, eine moderne Seidenweberei und Baumwollstrickerei, Gerbereien, Alkohol- und Hefefabriken. Die Städte haben Aufschwung und Erweiterung erfahren. Um Jerusalem und Haifa sind neue jüdische Vorstädte und Gartensiedlungen entstanden. Die interessanteste Tatsache aber ist die fast amerikanisch anmutende Entwicklung von Tel-Awiw, der ersten rein jüdischen Stadt Palästinas, die, aus dem Wüstensande entstanden, heute 30 bis 35 000 Einwohner zählt. Auf kulturellem Gebiet ist schließlich — last not least — die Hebräische Universität in Jerusalem zu erwähnen, deren feierliche Eröffnung durch Lord Balfour und in Anwesenheit der Vertreter fast aller Staaten am 1. April dieses Jahres stattgefunden hat.

Was die Ergebnisse des Kongresses anlangt, so ist insbesondere der Beschluß über die Jewish Agency zu erwähnen. Wie bekannt, hat das Palästinamandat in seinem Artikel 4 eine öffentliche Körperschaft konstituiert, welche zur Beratung der palästinensischen Verwaltung und zur Mitwirkung in allen Angelegenheiten berufen ist, die die Errichtung der jüdischen Heimstätte oder die Interessen der jüdischen Bevölkerung berühren. Die Zionistische Organisation ist als Jewish Agency anerkannt:

es wurde ihr aber zur Aufgabe gemacht, alle Teile des Judentums, die am Palästinaaufbau mithelfen wollen, zur Mitarbeit zu bringen. Bereits der XIII. Zionistenkongreß hatte die zionistische Exekutive mit der Aufgabe betraut, Verhandlungen zum Zwecke der Erweiterung der Jewish Agency zu führen mit dem Ziele eines repräsentativen Councils, der zu gleichen Teilen aus Zionisten und Nichtzionisten bestehen soll. Im Sinne dieses Beschlusses wurden während der letzten Kongreßperiode Verhandlungen mit prominenten jüdischen Persönlichkeiten in Amerika, Kanada, England und Deutschland geführt. Außer bei den erwähnten Ländern besteht auch bei anderen wichtigen jüdischen Gruppen Grund zu der Hoffnung, daß eine Einladung zur Teilnahme an der Agency günstig beantwortet würde. Der XIV. Kongreß hat nunmehr, den Anregungen der Exekutive und des Aktionskomitees entsprechend, beschlossen, einen Council einzuberufen zur Beratung der Annahme einer Verfassung, welche den Charakter eines Uebereinkommens zwischen den zionistischen Organisationen und den betreffenden jüdischen Gemeinschaften haben soll. Der Erweiterung der Jewish Agency ist aber nur in der Voraussetzung zugestimmt worden, daß bei jeder Maßnahme als unverrückbare prinzipielle Grundlagen die dauernde Verstärkung der Einwanderung, die Auslösung des Bodens als Volksbesitz, die landwirtschaftliche Kolonisation auf Grund der jüdischen Arbeit und die hebräische Sprache und Kultur gelten sollen.

Mit der Annahme dieses historisch bedeutungsvollen Aktes hat sich die zionistische Organisation freiwillig des ihr im Palästinamandat zuerkannten Vorrechtes begeben. Ihre Erklärung findet diese Entschließung in der Erwägung, daß der Aufbau Palästinas zu einer Angelegenheit des gesamten Judentums werden muß. Es ist bekannt, daß ein großer, ja der größte Teil auch des nichtzionistischen Judentums die Entwicklung Palästinas zu einem jüdischen Nationalheim mit Sympathie begrüßt, eine Tatsache, die insbesondere in der stets wachsenden Beteiligung am Keren Hajessod (Palästinaaufbaufonds) ihren konkreten Ausdruck findet. Es ist aber der Wunsch der Zionisten, daß die maßgebenden jüdischen Körperschaften und Persönlichkeiten ihre Anteilnahme auch dadurch bekunden, daß sie mitbestimmend an der politischen und ökonomischen Verantwortlichkeit teilnehmen.

War dieser Beschluß von dem fast einmütigen Willen des Kongresses getragen, so läßt sich ein Gleiches bezüglich der von der Exekutive betriebenen Araberpolitik feststellen. Klar und eindeutig kam zum Ausdruck, daß Palästina nur ein Zweinationalitätenstaat werden kann. Unter dem Beifall des Kongresses betonte Dr. Weizmann, daß der Schlüssel zur Situation in der wirklichen Freundschaft und Zusammenarbeit mit den Arabern liegt, und daß Palästina so aufgebaut werden muß, daß den legitimen Interessen der Araber auch nicht ein Haar gekrümmt werde. Die von Jabotinsky mit schärfster Akzentuierung vertretene Meinung, von der Mandatarmacht die Enteignung unbebauten Bodens zu fordern und im Interesse der Sicherheit eine jüdische Legion zu organisieren, verfiel einmütiger Ablehnung.

Von weiteren allgemein interessierenden Beschlüssen des Kongresses ist die Errichtung einer Industriebank zu erwähnen, die insbesondere der beschleunigten Förderung der kleinen und mittleren industriellen Anlagen in Palästina dienen soll. Ferner wurde eine Kommission zur Prüfung der

Möglichkeit einer Anleihe eingesetzt. Das vom Kongreß genehmigte Palästinabudget beträgt 600 000 Pfund Sterling; von denen allein 270 000 Pfund für die Landwirtschaft bestimmt sind.

Ein Bericht über den XIV. Zionistenkongreß kann nicht verschweigen, daß er reich an dramatischen Situationen war, und daß starke Gegensätze sich geltend machten. Mißerfolge, die die politische Leitung in den letzten Jahren erlitten hat, wurden (mitunter über Gebühr) betont, und die Unzufriedenheit, die starke Gruppen des Kongresses z. B. über die bisherige Haltung der Mandatskommission des Völkerbundes und der palästinensischen Verwaltung empfanden, schuf sich in Angriffen gegen Dr. Weizmann ein Ventil. Die Gereiztheit, die ohne Zweifel zwischen Führer und Kongreß mitunter bestand, dürfte jedoch weniger in sachlichen Differenzen ihre Erklärung finden, als in dem Temperament Weizmanns. Dieser Mann, der so Außerordentliches geleistet hat und dessen staatsmännische Qualitäten auch nach dem Urteil völlig Abseitsstehender bei weitem das Durchschnittsniveau des europäischen Politikers überragen — dieser vollendete Repräsentant des jüdischen Volkes im Verkehr mit den Würdenträgern der Mächte findet nicht immer den adäquaten Ton und Haltung, wenn er zu seinem Parlament spricht. Weizmann hat die Natur des Diktators. Er weiß, daß er die Idee der jüdischen Wiedergeburt mit Würde vertritt, und er glaubt tief an seine Berufung. Weil er keinen Nachfolger sah (und sicherlich nicht aus Lust an der Macht), blieb er im Amt.

Außer den Spannungen, die mit der Person Weizmanns zusammenhängen, gab es die natürlichen Gegensätze, die zwischen den Fraktionen als Trägern von Weltanschauungen und Interessen notwendig herrschen mußten. Man darf nicht übersehen, daß der Zionistenkongreß ein Parlament darstellt, in dem alle Schichten des jüdischen Volkes ihre Vertretung finden. Die Arbeiterparteien, die den Gedanken des selbstarbeitenden landwirtschaftlichen Pioniertums hingebend vertreten, sahen sich auf diesem Kongreß zum ersten Male starken Gruppierungen gegenüber, die als Vertreter der seit etwa einem Jahre einsetzenden sogenannten mittelständischen Einwanderung nicht immer das gebührende Verständnis für die Idee des Arbeiterpioniertums zeigten. Auch die alten immanenten Gegensätze zwischen dem Misrachi (der orthodoxen Föderation) und den übrigen Teilen des Kongresses sah man, besonders heftig bei einer Abstimmung über eine Kulturfrage aufflackern. Aber über allen leidenschaftlich ausgekämpften Differenzierungen — das mußte jeder Teilnehmer deutlich spüren — stand das starke und unwandelbare Gefühl der Einheit der zionistischen Organisation. Alle diese Menschen, die den schönen Saal des Wiener Konzerthauses füllten, von ganz rechts bis ganz links, all diese fanatischen Kämpfer um politische und wirtschaftliche Thesen, um Anschauungen und — Budgetposten, hatten in jeder Minute des Kongresses die klare Erkenntnis und das lebendige Gefühl, daß sie auf Gedeih und Verderb aneinandergekettet sind. Ueberreich an Kämpfen und Zwischenfällen hat der Kongreß zur Evidenz bewiesen, daß der Primat der nationalen Idee von allen Gruppen anerkannt wird. Die zionistische Bewegung weiß, daß sie nur in der Atmosphäre des Wohlwollens aller Weltmächte gedeihen kann, und als Symbol des Wohlwollens und der Anerkennung wurde es empfunden, daß der Eröffnungssitzung die beglaubigten Vertreter fast aller Staaten beiwohnten. Dennoch gibt sich der Zionismus keinem Zweifel darüber hin, daß der Aufbau eines jüdischen Palästinas nur durch eigene Kraft und durch eigene Leistung bewirkt werden kann.

II.

FRANZ CARL ENDRES (Paris) — DIE PAZIFISTEN

Mitten in den Krieg Frankreichs mit den Rifkabylen und in seine einen Augenblick schwierig gewordenen Verhältnisse in Syrien fiel dieser 24. Weltfriedenskongreß, der vom 1. bis 6. September in Paris tagte. Dieser politische Rahmen lag lähmend auf der Stimmung der Mehrzahl der französischen Delegierten und bewog viele Mitglieder deutscher Verbände zu taktvoller Zurückhaltung in Fragen, die irgendwie in eine aktuelle Verbindung mit der gewiß nicht einfachen Lage der französischen Regierung gebracht werden konnten.

Noch vor der festlichen Eröffnungssitzung im Amphitheater der Sorbonne, bei der Herriot und Löbe sprechen sollten, gab es hinter den Kulissen Schwierigkeiten und von diesen diktierte Entschlüsse, die ungemein stimmungverderbend wirkten. Löbe hatte in Wien für den Anschluß Oesterreichs an Deutschland gesprochen, und die französische Regierung befürchtete, daß er über diese Frage auch in der Eröffnungssitzung reden würde, die — und das war für die französische Regierung das Entscheidende — von einem aktiven französischen Minister de Monzie geleitet wurde. Die französische Regierung glaubte — und das mit Recht —, in der Kammer Schwierigkeiten zu bekommen, wenn österreichische Anschlußfragen in einem Kongreß unter dem Präsidium eines aktiven Ministers zur Sprache kämen. Allerdings hätte man sich mit der Versicherung des sehr taktvollen und sehr klugen Löbe, daß er nicht davon sprechen werde, begnügen können.

Immerhin, die Tatsache, daß ein Mitglied der französischen Regierung tätigen Anteil am Kongreß in leitender Stellung nahm — ein Tatsache, die in jeder anderen Hinsicht ganz außerordentlich zu begrüßen war, nahm der an sich ängstlichen und aus nur ganz alten Herren bestehenden Kongreßleitung diejenige Souveränität, deren sie vom Standpunkt der Weltpazifisten aus bedurft hätte.

Doch die Masse der deutschen Delegierten erkannte die Situation. Löbe wurde reichliche Genugtuung durch die französische Regierung zuteil und . . . man konnte anfangen.

Von den vielen Reden, die gehalten wurden, sei hier nichts weiter berichtet. Es war wichtiger w e r sprach. Und da war es jedenfalls eine Freude, den alten Vizepräsidenten des belgischen Senats Henri la Fontaine zu hören, ebenso Norman Angell und den prächtigen Charles Richet (Mitglied der Akademie der Wissenschaften). Auch daß Monzie sprach, war ein Ereignis im Entwicklungsgang pazifistischer Bewegung.

Die Tage gingen mit Arbeiten in den Kommissionen und in Vollsitzungen dahin. Mir schien es — aber ich bin hier vielleicht

ein zu großer Positivist —, daß man sich an die großen entscheidenden Punkte nicht heranwagte.

Es handelt sich bei einem Weltfriedenskongreß doch in erster Linie darum, festzustellen

1. welche Gefahren für den Frieden bestehen?
2. in welcher Weise können diese Gefahren aus der Welt geschafft werden?
3. nach welchen Gesichtspunkten haben also die Organisationen, deren Vertreter anwesend sind, im kommenden Jahre (id est bis zum nächsten Friedenskongreß) zu arbeiten?

Diese Gliederung hätte ergeben, daß man sich gründlichst über die Frage der „Vereinigten Staaten Europas" und ihre Vorfrage, die restlose Verständigung Deutschlands mit Frankreich, ferner über die Maßnahmen zur Verhinderung eines Krieges und über die ständige Teilnahme von vom Kongreß zu Delegierenden am Völkerbund unterhalten hätte.

Vielleicht wäre bei dieser Gelegenheit schon der Irrtum der extremen Kontinentalpolitiker, ein Paneuropa ohne England konstruieren zu wollen, als Irrtum erkannt worden. Vielleicht wäre erkannt worden, daß innigste Zusammenarbeit des Weltpazifismus mit dem Völkerbund für beide Teile nur von großem Vorteil sein könnte. Denn das Ziel des Völkerbundes ist letzten Endes nichts anderes als der Frieden unter den Völkern, und der Völkerbund selbst ist — in der Form noch unvollkommen, im ursprünglichen Gedanken aber gewollt — die Vorstufe für Paneuropa.

Das Gebiet der Kriegsverhinderung wurde in der letzten Arbeitssitzung berührt. Die Diskussion führte zu jener Antithese, die im Wesen der Sache begründet liegt. Die Deutschen hielten sich — taktisch geschickt und taktvoll zugleich — zurück, wenngleich sie der Mehrzahl nach der radikalen Lösung, wie sie Pioch formulierte: einer kriegführenden Regierung keinen Pfennig und keinen Soldaten — zustimmten.

Tatsächlich ist die groß angelegte Organisation der Kriegsdienstverweigerung das wirksamste Mittel der Kriegsverhinderung.

Der Friedenskongreß hätte also den Antrag Pioch annehmen können und hätte damit die Kriegsdienstverweigerung sanktioniert.

Da griff der ehemalige Pariser Deputierte und heutige Vorsitzende der französischen Liga für Menschenrechte, Buisson, ein und erklärte: „Wir können uns nicht auf den Standpunkt stellen, daß wir zur Verletzung bestehender Gesetze auffordern oder diese Verletzung gutheißen. Wir können nur auf Aenderung der Gesetze hinarbeiten."

Hatte man Pioch zugejubelt, so schwenkte vor der nüchternen Logik des legitimistischen Pazifismus Buissons die Masse der Franzosen zu dem Antrag Buissons ab, der die Kriegsdienst-

verweigerung v e r w a r f. Ein eigentümlicher Beschluß eines Weltkongresses von Pazifisten.

Die deutschen Delegierten wurden von den Franzosen mit 194 gegen 144 Stimmen überstimmt. Buisson hatte gesiegt.

Es wäre bedauerlich, wenn es bei diesem Beschlusse bliebe, der ein reiner Verlegenheitsbeschluß war. Gewiß, wir sollen nicht ungesetzlich handeln. Dagegen ist nichts einzuwenden, als das eine: Solange es noch in der menschlichen Gesellschaft Gesetze gibt, die Verbrechen verlangen, hat das Individuum, das zuerst moralischer Mensch und dann erst Untertan der Gesellschaft ist, das Recht, der Moral zuliebe das unmoralische Gesetz zu verletzen.

Gewiß, es wäre bürgerlich lobesamer, die unmoralischen Gesetze zu beseitigen. Aber wer tut das? Wird sich ein Parlament dazu finden, wenn schon ein Kongreß von Pazifisten nicht zur vollen Energie gelangt? Ein Parlament, das zwei Drittel Majorität braucht? Ich glaube in den nächsten 25 Jahren an ein solches Parlament nicht.

Ich fordere aber in der Frage der Teilnahme an einem Krieg G e w i s s e n s f r e i h e i t. Das ist keine Angelegenheit von Parteien, sondern eine Angelegenheit des Menschenrechtes, in der ich eine Vergewaltigung der moralischen Gesetze meines eigenen Ichs durch keinen Staat zulassen kann. Ein Gesetz, das mich zum Mord veranlaßt, ist kein Gesetz. Und eine Gesellschaft, die mich zwingt, zu morden, ist keine Gesellschaft.

Hat nun der Kongreß den Radikalen enttäuscht und dem Positivisten zu wenig gebracht, so hat er doch ein Gutes gehabt, das gar nicht hoch genug einzuschätzen ist. Und das ist das schöne Zusammenleben von Deutschen und Franzosen in diesen Tagen, das ist das in besonderen Zusammenkünften erfolgte entschiedene und mit Freude gegebene Bekenntnis sehr bedeutender Mitglieder des Grand Orient und der Grande Loge de France zum Gedanken der Humanität und des Friedens und das ist last not least die Erinnerung, die wohl alle Deutschen an Paris mitgenommen haben, daß man von Deutschenhaß nirgends etwas verspürt hat, vom Gegenteil sehr viel.

Ich will das hier gerne gedruckt sehen, daß ich, angefangen vom französischen Konsulat in Stuttgart und von der französischen Zollbehörde in Basel bis zum Verkehr mit Taxichauffeuren und Polizisten, und alles das Viele und Tägliche, was dazwischen lag mit Politikern und Offizieren, Gelehrten und Kaufleuten — daß ich stets nur Liebenswürdigkeit, Entgegenkommen und Verständnis gefunden habe.

Anderen wird es ebenso ergangen sein. Mögen sie mitarbeiten, das Vorurteil, das bei uns noch immer herrscht, zu besiegen. Frankreich ist nicht Poincaré. Das „a n d e r e“ Frankreich, das Frankreich von morgen, ist groß. Viel größer als wir glauben! Ich wollte, unser „a n d e r e s D e u t s c h l a n d“ wäre ebenso groß.

EIN RICHTER

DIE JUSTIZ-HANDWERKER

Innsbruck, vom Kriminalistentag

Augsburg, vom Richtertag

Als der Kriminalistentag zwei Tage gewährt hatte, glaubte ich, er würde vollständig verebermayern. Unter des Oberreichsanwalts Vorsitz stritten sich die Theoretiker darüber akademisch, wie wohl der Schutz der Gesellschaft gegen Gemeingefährliche am besten zu bewerkstelligen sei. Alles schien zu vergessen, daß auch der Schutz des Verbrechers gegen Willkür auf der Tagesordnung des Kongresses stand.

Erst der Volksparteiler Graf Dohna von der Universität Heidelberg mußte kommen, um darauf hinzuweisen: Die in dem neuen Strafgesetzentwurf dem Richter aufgebürdete weiteste Freiheit des richterlichen Ermessens ist höchst gefährlich. Die Rechtssicherheit wird aufs schwerste bedroht, wenn der eine Richter für einen Totschlag langjährige Freiheitsstrafe, der anders denkende Kollege im Nebenzimmer beim gleichliegenden Fall drei Mark Geldstrafe verhängen kann. Im Polizeistaat gab's die Willkür der Polizei; wir wollen keinen Richterstaat, in dem die ebenso gefahrvolle Willkür der Richter herrscht.

Noch dazu solcher Strafrichter, die, wie viele der unsern von Kriminalistik keine Ahnung haben. Wenn's auch die Herren vom Deutschen Richtertag in Augsburg nicht wahr haben wollen, was der Grazer Universitätslehrer Lenz offen aussprach: Viele Strafjuristen treten in die Praxis, ohne je einen lebendigen Verbrecher, geschweige denn einen Gewohnheitsverbrecher kennengelernt zu haben. Die meisten wissen nichts vom furchtbaren Inhalt des Strafleidens und den erschütternden Aussprachen der Sträflinge in ihren Briefen. Dennoch halten sich Staatsanwälte für befähigt, anzuklagen, Richter, zu verurteilen, Verteidiger, die Seele des Angeklagten zu schildern.

All dies geschieht in einem Strafprozeß, der, wie schon vor Monaten im Justiztagebuch gesagt, seit der Emmingerschen Justizreaktion nicht mehr die mindesten Rechtsgarantien für den Angeklagten in der ersten Instanz bietet; weder vor dem Einzelrichter noch vor dem Schöffengericht, das J. Goldschmidt bei der Bedeutungslosigkeit der neben dem Richter aufgestellten Statisten mit Recht den „erweiterten Einzelrichter" nannte. Von ihm und dem Berliner Justizrat Loewenstein ging auch eine selbstverständlich ohne Zustimmung der anwesenden Ministerialvertreter einstimmig gefaßte Resolution aus: „Die Erweiterung des richterlichen Ermessens, wie sie der Entwurf vorsieht, darf nicht

Gesetz werden, ohne daß gleichzeitig gesetzgeberische Maßnahmen auf dem Gebiete des Strafprozesses und der Gerichtsverfassung getroffen werden, die den Rechtsschutz des Angeklagten hinreichend sicherstellen."

Auch Kahl hält die Emminger-Verordnung für höchst unheilvoll, trotzdem paßt den Herren vom Richtertag der Rechtsschutz des Angeklagten nur so kärglich, wie diese ihn zuläßt. Der preußische Richterverein mitsamt der Staatsanwaltschaft halten an ihr fest, da sie mit den Neuerungen bisher nur gute Erfahrungen gemacht haben. Die weniger guten der Angeklagten sind scheinbar über das grüne Tuch des Richtertischs nicht hinübergelangt. Der offizielle Beschluß der Richter: „Der an der Verordnung geübten Kritik vermag der preußische Richterverein nicht beizutreten."

Auch nicht der weitverbreiteten irrigen Ansicht, daß das Vertrauen zu unserer Rechtspflege vollständig erschüttert ist. In Innsbruck machten der frühere Minister Radbruch und Prof. Kantorowicz in letzter Stunde den Vorschlag, die Frage des Vertrauens zu unserer Rechtspflege als Verhandlungsgegenstand des nächsten Kongresses zu bestimmen. Der schlagfertige Ebermayer erklärte am Vorstandstisch, daß er selbst schon diesen Vorschlag vorgehabt hätte. Dabei hat er sicherlich nicht vergessen, daß zu diesem Thema auch die Frage des Vertrauens zu unserer Oberreichsanwaltschaft gehört! Die Ministerialvertreter waren nicht so geschickt, ihren Unwillen über den Antrag zu verbergen, und verlangten eine Fassung, aus der nicht ersichtlich ist, ob überhaupt eine Erschütterung des Vertrauens als vorhanden angenommen wird. Deshalb wird auf der nächstjährigen Verhandlung geprüft werden:

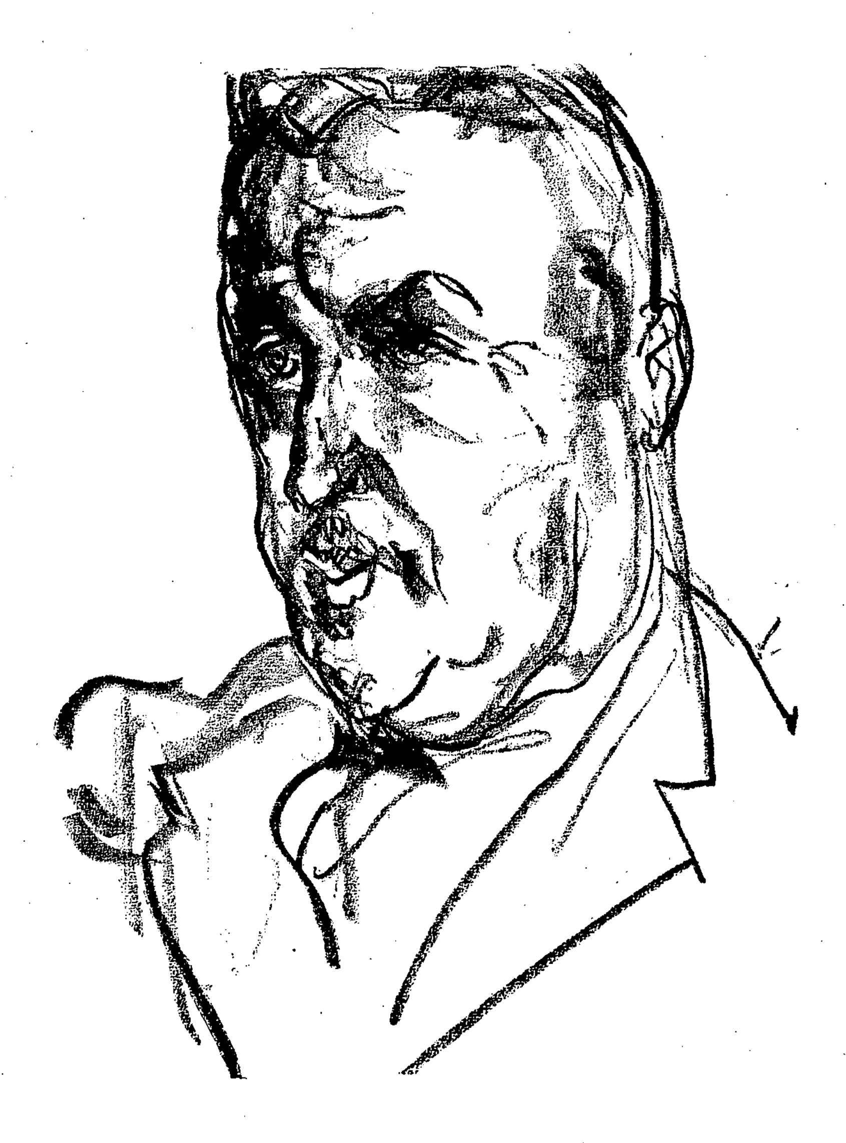
1. ob das Vertrauen zu unserer Rechtspflege erschüttert ist,
2. ob die Erschütterung begründet ist,
3. wie das Vertrauen zur Rechtspflege wiederhergestellt werden kann.

Sollen wir bis zur Verhandlung der Kriminalisten damit warten, daß unsere Rechtspflege wieder kulturwürdig wird? Wenn es nach dem Ministerialdirektor Bumke vom Reichsjustizministerium geht, noch bedeutend länger, nämlich so lange, bis in zwei Jahren die vier neuen Strafgesetze nach Ueberwindung von Schwierigkeiten vielleicht geschaffen werden: das Strafgesetzbuch, die Strafprozeßordnung, das Gerichtsverfassungsgesetz, das Strafvollzugsgesetz. Vorher sollten keine einzelnen Abänderungsanträge gestellt werden, sonst werde die Gesamtreform behindert. Bumke schloß mit dem Mahnruf: „patentia omnia ancit"; und doch muß die Geduld versagen, wenn sie von unserer heutigen schädlichen Rechtspflege mißbraucht wird. Um diese zu bessern, brauchen wir nicht Jahre, sondern nur die wenigen Tage, die Emminger zu seiner Verordnung gebraucht hat. Es fehlen nur jene, die dazu guten Willens sind!

Auf unsere Zeppelin-Glosse im letzten Tagebuch der Zeit schreibt uns ein Luftschiffer die folgende Erwiderung. Wir verweisen auch auf die Stellungnahme von Dr. Hugo Eckener in den Briefen an das „T.-B.“

Das letzte Tagebuch der Zeit beschäftigt sich mit einem Aufruf zur Zeppelinspende, mehr oder weniger von der Voraussetzung ausgehend, daß der Unsicherheitskoeffizient von Lenkluftschiffen größer sei als der optimistische Wagemut der Friedrichshafener annimmt. Ich möchte die Frage, ob eine Zeppelin-Volksspende jetzt oder überhaupt auch in Zukunft am Platze ist, offenlassen. Bedauerlich und zugleich beschämend bleibt die Tatsache, daß unser Großkapital nicht aus sich heraus die erforderlichen Mittel flüssig stellt, was trotz der schweren wirtschaftlichen Lage immerhin möglich sein dürfte, um so mehr, da sich dieses scheinbare Opfer wahrscheinlich hoch verzinsen würde. Wie steht es aber um die technischen Voraussetzungen für den Bau von Verkehrsluftschiffen? Vor dem Kriege genossen die Verkehrsluftschiffe der DELAG, wie die „Deutschland“, „Schwaben“, „Viktoria Luise“, „Hansa“ und „Sachsen“, außerordentliches Zutrauen. Das beweisen folgende Zahlen am besten: Bei etwa 1500 registrierten Flügen wurden annähernd 40 000 Personen befördert und etwa 180 000 km zurückgelegt. Diese wenig bekannte Leistung ist um so beachtenswerter, als in den damaligen Jahren die Gesamtkonstruktion einschl. der Motoren fast ebenso unvollkommen war, wie unsere damaligen Flugzeugtypen. Bei keiner dieser Fahrten mit den Verkehrsluftschiffen ist ein Menschenleben zu beklagen gewesen! Vier Luftschiffe wurden, da veraltet, außer Dienst gestellt bzw. abgerüstet. Lediglich das Luftschiff „Schwaben“ verbrannte infolge Unvorsichtigkeit in seiner Düsseldorfer Halle. Zu denken gibt allerdings, daß militärischen Zwecken dienende Luftschiffe — „Shenandoah“ stand im Dienst der amerikanischen Marine — erhebliche Verlustziffern zu verzeichnen haben. Falsch verstandener militärischer Ehrgeiz, mangelnde Elementarkenntnisse mancher übergeordneter Dienststellen und andere mit dem Begriff Militarismus zusammenhängende Ursachen sind die Hauptschuldfaktoren solcher Katastrophen gewesen. Trotzdem konnte gerade während des Krieges wegen der für diesen Zweck vorhandenen Mittel die Konstruktion von Lenkluftschiffen zu einer noch 1915 kaum geahnten Leistungsfähigkeit entwickelt werden. L 59 hat im Jahre 1917 in 97stündigem, ununterbrochenem Flug die Strecke Jaboli (Bulgarien) — Chartum am oberen Nil mit hoher Nutzladung zurückgelegt und bei seiner Heimkehr, die ohne Zwischenlandung erfolgte, noch reichlich Betriebsstoff an Bord. Diese 6700 km lange Fahrt fand unter sehr ungünstigen Witterungsverhältnissen statt. L Z 90 absolvierte eine Erkundungsfahrt über der Ostsee von 101stündiger Dauer. Diese

RUDOLF GROSSMANN



DR. HUGO ECKENER

Leistungen und viele andere beweisen immerhin, daß die heutigen Konstruktionen reif dafür sind, einen transatlantischen Luftschiff-Verkehr zu eröffnen. Wäre der Zeppelin keine deutsche Erfindung, so hätte die Welt sicher schon Völker und Länder verbindende Uebersee-Luftverkehrs-Linien. Ein richtig konstruiertes Luftschiff ist in seinem Element sicherer, als ein Seeschiff in schwerem Sturm, und die Landung keineswegs schwieriger, als das Ansteuern eines fremden Hafens. Wohl ist die Feuersgefahr von Traggas und Betriebsmitteln keineswegs zu unterschätzen. Die heliumhaltigen Gasquellen Amerikas liefern ein unbrennbares Gas. Schweröl-motoren können mit nur schwer entzündbaren Betriebsmitteln gespeist werden. Kurz, schon heute weiß die Technik Wege, um die Gefahrenmomente weiter herunterzudrücken. Wenn zwar noch im Jahre 1919 die kleine „Bodensee“, trotz ihres bescheidenen Aktionsradiusses, ausreichte, um gegen Flugzeuge als Verkehrsmittel da eingesetzt zu werden, wo deren Leistungsfähigkeit versagt, so ist es heute natürlich erforderlich, entsprechend größere Luftschiffe zu bauen, mit denen man einen transatlantischen Luftverkehr einrichten kann. Auch die Leistungsfähigkeit der Flugzeuge hat, wie die eines jeden Verkehrsmittels Grenzen. Bei diesen Grenzen beginnt die Zukunftsberechtigung der Luftschiffe. Die „Bodensee“ hat in der Zeit von Ende August bis Ende November, also innerhalb dreier Monate, insgesamt 103 Fahrten ausgeführt, über 52 000 km bei vielfach sehr schlechtem Wetter zurückgelegt, außer der Besatzung 2380 Fahrgäste, 30 000 kg Gepäck und 5000 kg Post befördert. Spricht dieser Erfolg gegenüber der Vorkriegsleistung unserer Luftschiffe nicht Bände? Der Sicherheitskoeffizient bei allen Passagierflügen betrug 100 Prozent, und diese Reisesicherheit kann natürlich nicht mehr gesteigert werden. Auch hat die Navigation auf Verkehrsluftschiffen nicht mit annähernd so großen Schwierigkeiten zu kämpfen wie auf Flugzeugen, deren größter Feind nach wie vor der Nebel ist. Selbst beim Versagen sämtlicher Motoren ist ein Luftschiff noch keineswegs zur sofortigen Landung gezwungen. Es sind viele Fälle aus der Kriegszeit bekannt, bei denen man während des Fluges einzelne Luftschiffmotoren ausgebaut und repariert hat! Deutschlands Wiederaufbau kann nichts besser fördern als die Errichtung transatlantischer Luftverkehrslinien. Flugzeuge, die zur Ueberwindung so großer Strecken geeignet sind, gibt es noch nicht, trotzdem man sich im Auslande nach dem Kriege keinerlei Baubeschränkungen auferlegt hat. Wohl aber haben Luftschiffe bewiesen, daß sie für den Ueberseeverkehr geeignet sind, und man kann es den Männern in Friedrichshafen nicht verdenken, wenn sie nach jahrelangen vergeblichen Versuchen, ein solches Verkehrsunternehmen finanzieren zu lassen, nunmehr eine Gelegenheit ergreifen, um durch die Opferwilligkeit der breiten Masse, die nicht so berechnend ist, wie jene der Besitzenden, endlich zum Ziel zu kommen.

WALTER MEHRING
(Paris)

DIE GESPENSTER STELLEN AUS

Die Spiritisten der Welt tagen in Paris unter Riesenbeteiligung der Delegierten aller irdischen Nationen und jenseitiger Wesenheiten. Aber die Sitzungen geschehen entweder so geheim, daß kein Outsider Zutritt findet, oder so öffentlich, daß die Jenseitigen ihre Teilnahme verweigern. „Vorläufig", erklärte mir ein Kenner, „sind sie zu furchtsam; aber wir hoffen trotzdem, auch vor zahlreichstem Publikum Resultate zu erzielen. Ein Apparat, an dem Edison bereits vorarbeitete, soll unter Ausschaltung des Mediums zur direkten Verbindung mit den Spiriten führen." So dringen nur seltene Kunden vom Kongreß ins Diesseits wie: ein Huldigungstelegramm an Flammarion; Bestimmungen über Spiritistenbegräbnisse.

Dafür ist eine Ausstellung zugänglich, deren Objekte „ausschließlich spiritistischen Charakter" aufweisen. Gestalten durchwandern sie, die man schon kennt, so im voraus kennt wie die Teilnehmer einer Hitlerversammlung; gehorsam mystischen Gesetzen einer Kollektivphysiognomie, die noch niemand fixiert hat; diese hier: kondensierte Engländerinnen, kinodämonische Indier, rauschebärtige Greise; und ein Gekeif und Gezänk durchtobt sie, das selbst Irdische abschrecken könnte.

Die spiritistische Malerei — konstatiert man — hat alle Moden der diesseitigen mitgemacht, von streng klassischer über rosigen Limonadenkitsch bis zur expressionistischen. Ein dörfliches Medium (Schutzgeist Raphael), dem der zuständige Bürgermeister bestätigte, daß es weder vorher zeichnerische Begabung zeigte noch je eine Schule besucht hatte, entwarf in Kreide- und Tuschtechnik vollendete Kompositionen antiker Schlachten. Porträt Abälards von einem Berufsmaler, signiert D. T. (Donatello). Ein Handtäschchen, gestickt im Transzustand. Abformungen von Geisterhänden und Köpfen. Unzählige photographische Dokumente: Leuchtmasse um eine Beethovenbüste, Phantome mit Blumen, Phantome mit Totenschädeln; Sir Conan Doyle (der Leiter des Kongresses) mit der Erscheinung seines jüngst verstorbenen Sohnes.

Ohne den Zusatz: spiritistisch, wäre es Dilettantenschau eines Lettevereins. Mit mißglückten Liebhaberaufnahmen. Aber die Mehrheit der zahllosen Besucher tränkt die Gegenstände mit dem Fluidum fanatischer Gläubigkeit.

*

Eines der berühmtesten französischen Medien ist ein Pariser Journalist. Fröhlicher alter Herr. Ein Anatole-France-Typ, in der Wäsche eingegangen.

„Haben Sie eine Zigarette?" fragte er. „Ich bin so passionierter Raucher, daß ich einmal um alle Tabakbestände gespenstern werde. Geister kenne ich, die unmäßige Mengen Bier aussaufen. Geister, die Zoten manifestieren und Obszönitäten vollführen."

„Also glauben Sie, daß das Ich, das Individuelle weiterbesteht?"

„Natürlich! Gerade das Individuelle. Denn es soll sich ja läutern."

„Dann setzen Sie ein Gut und Böse a priori voraus?"

Ueber diese Frage erschrak der alte Herr. „Wie können Sie an einer immanenten Ethik zweifeln? Die Geister äußern sich zynisch und sentimental, empört über ihren neuen Zustand und beglückt. Viele kehren auf die Erde zurück, um die Möglichkeit zu haben, in eine höhere Sphäre aufzusteigen."

„Bedienen Sie sich irgendwelcher Hilfsmittel? Sei es der Zahlensysteme der Kabbala, sei es der Apparate der Alchimie oder der modernen Technik?"

„Mit magischen Dingen lehnen wir jeden Zusammenhang ab. Manchmal gebrauchen wir Weihrauch, um Konzentration zu erzeugen. Aber die photographische Platte ist unser Hauptargument. Sie lügt nicht. Hören Sie folgenden authentischen Fall: In London läßt sich ein Herr während einer Séance photographieren. Das entwickelte Bild zeigt neben ihm das Phantom eines etwa zehnjährigen Mädchens, das ihm völlig unbekannt ist. Er glaubt an Trick. Kurz darauf reist er nach Wien. Er reicht in einer Gesellschaft das Gespensterbild herum. Der Gastgeber erkennt seine vier Wochen vorher gestorbene Tochter wieder."

Gerade da tritt jemand ins Zimmer und gibt dem alten, spiriten Journalisten zwei seltsame Photographien, beide nacheinander mit demselben Apparat aufgenommen: Auf dem Bilde des Mediums sieht man vor einem Kirchenportal etwas Weißes, Pilgerzug-Artiges, das sich auf dem Amateurbilde nicht findet.

*

Man könnte darüber seitenlang Witze reißen. Und unterläßt es schon deshalb, weil es zu billig wäre. Ich bezweifele auch nicht die Originalität der Dokumente, noch die der Erscheinungen. Nur das Ethische! Daß sich was rächt; daß sich was läutert. Das macht so verdächtig. Aber dieser Vorwurf trifft mehr das Vereins- als das Geisterwesen.

Aber es gibt ein wichtiges Argument, das für den Spiritismus als Bewegung spricht. Im „Tage-Buch" wurde neulich der Anteil der Nicht-Fachleute an den Fortschritten der Wissenschaft und Technik aufgezählt. Ohne die „illegitimen Wissenschaften" wäre aber überhaupt die gesamte moderne Forschung undenkbar.

Z. B.: Im 13. Jahrhundert erzeugte der Rabbi Jechiël mit seiner Wunderlampe und seinem Wundernagel elektrische Phänomene.

Paracelsus erkannte die individuelle Wirkung von Heilmitteln.

Dem Alchimisten Lulle verdanken wir u. a. die Herstellung von kohlensaurem Kali.

Und augenblicklich macht ein italienischer Gelehrter Experi-

mente über die Meßbarkeit psychischer Wellen mittels Radioempfänger; eine Problemstellung, die durch die spiritistischen Theorien erst angeregt wurde.

*

In Oesterreich ist das Geistersehen gerade jetzt verboten worden. (Im Hinblick auf psychische Gefährdungen nicht mit Unrecht.) In Frankreich scheint eine neue Tendenz zum Spiritismus aufzukommen. Und es erregte großes Aufsehen, daß der Procureur général Maxwell dem Spiritistenkongreß sein offizielles Bekenntnis zu dessen Meinungen gesandt hat.

JOACHIM RINGELNATZ

EISENBAHNFAHRT

Weine nicht Abschiedstrauer.
Es biegt sich alles sowieso.
Unterm moralischen Popo
Brennt nichts so heiß wie Dauer.

Und weil es uns so lange
So schlecht erging — nein noch zu gut! —
Sei nicht mehr bange.
Mir macht die Eisenbahn jetzt Mut.

Dann fuhr der Zug. Mein Vis-à-vis,
Mann mit Begleiterinnen,
Die wollten — ach, ich kenne die —
Ein Fettgespräch beginnen.

Aus Fett, im Fett und über Fett.
Ich aber wünschte ihnen
Im stillen ein bequemes Bett
Mit Sirup und mit Bienen.

Ich stierte fremd und sprach kein Wort.
Doch all mein Leid erwachte,
Daß ich mich einschloß im Abort
Und rauchte dort und dachte:

Es stinkt im Eisenbahnklosett
Nach jedermann und kläglich.
Doch sowas stinkt wohl täglich
Aus jedermann und jedem Bett.

Es kann die Bahn, ein Mensch, ein Gaul
Ausgleiten und entgleisen. —
Denk nicht zuviel und halt dein Maul
Auf Reisen!

„— Und zuletzt, warum sollte ich meinem Verdacht nicht Worte geben? Die Deutschen werden auch in meinem Falle wieder alles versuchen, um aus einem ungeheuren Schicksal eine Maus zu gebären. Sie haben sich bis jetzt an mir kompromittiert, ich zweifle, daß sie es in der Zukunft besser machen."

Ecce homo.

I.

„Wir haben den Philosophen Nietzsche, den Philologen, den Uebermenschen Nietzsche, den guten Europäer ... was wir jedoch nicht haben und was eine wesentliche Lücke in der Nietzsche-Forschung ausfüllen würde, das ist: der schlaflose Nietzsche."

Herr Otto Kaus ließ sich den Ruhm nicht nehmen, in Nr. 36 dieser Zeitschrift diese Lücke auszufüllen. Wir wissen jetzt, daß Nietzsche schlaflos war, weil er es nicht verstand, „den Krampf zu lockern, der ihn vom anderen Geschlecht trennte", und daß wir „zu den Lösungen eines Denkers", der nicht ebensogut schläft wie Herr Otto Kaus, „kein Vertrauen haben dürfen." — Auch findet Herr Kaus es außerordentlich verdächtig, daß Nietzsche gerade in seinem schönsten Gedicht die Nacht gepriesen hat, obgleich doch ein Philosoph, der angeblich das Leben liebt — in seinem schönsten Gedicht — den Tag preisen müßte. Hätte Nietzsche — meint Herr Kaus — wirklich den Tag geliebt, so hätte er nicht so gespannt gehorcht, „was die tiefe Mitternacht sagt." Denn wer den Tag liebt, schläft um Mitternacht. „Nur der Unsichere ist schlaflos."

Und mit der Geste: „Du bist erkannt, mein Lieber!" schlägt er Nietzsche auf die Schulter und fängt an, den Unsterblichen zu duzen.

II.

Ich habe nicht die Absicht, Friedrich Nietzsche gegen Herrn Otto Kaus zu verteidigen.

Was mich an dem Artikel des Herrn Kaus interessiert, ist etwas ganz anderes: Es ist die unsaubere Logik (durch die Herr Kaus sich von seinem Lehrer Alfred Adler unterscheidet) — und es sind die Hintergründe (durch die er sich von seinem Lehrer Alfred Adler nicht unterscheidet).

Weil der Unsichere tatsächlich häufig schlaflos ist und Nietzsche schlaflos war — ist Nietzsche „unsicher". Man setze statt „Unsicherheit" und „Schlaflosigkeit": „Genialität" und „Irrsinn" — und der Unsinn lautet: Weil der Irrsinnige häufig genial ist und Nietzsche ein Genie war, ist Nietzsche irrsinnig. Man setze statt „Unsicherheit" und „Schlaflosigkeit" irgendwelche anderen Vokabeln: die Möglichkeiten sind unendlich — und die Theorien auch.

Weiter: Weil die Askese fast ausnahmslos zu einer Ver-

krampfung führt und Nietzsche ein Asket war — ist Nietzsche ein Paradigma der Verkrampfung . . .! Phänomene, die, von außen gesehen, große Aehnlichkeit miteinander haben: wie die Verkrampfung des schwächlichen Asketikers und die äußerste Spannung derer, die ihr Glück dort finden, „wo andere ihren Untergang finden . . . im Labyrinth, in der Härte gegen sich und andere . . . in der Lust der Selbstbezwingung", werden bedenkenlos identifiziert.

Und selbst einmal angenommen, daß Nietzsche n i c h t der Asketiker aus Stärke war — was beweist das g e g e n die Askese? Hört ein mathematischer Satz auf, richtig zu sein, wenn man entdeckt, daß sein Erfinder zufällig verrückt war? Sind Grecos Langköpfe deshalb weniger schön, weil er einen Augenfehler hatte? Hängt der Wert der zehn Gebote davon ab, ob Moses sie befolgte? Wie kann die Persönlichkeit ein Einwand sein — gegen eine Norm? Oder ist die Askese etwa k e i n e Norm?

Und ganz abgesehen davon: Was für eine Psychologie ist das, die es gestattet, gerade d e n Menschen in Europa, der als erster Philosoph seit 2000 Jahren mit dem Begriff zugleich das Dionysische aus der Tiefe hob und damit Eros und Physis wieder ihren alten Rang gab, jener Asketeneigenschaften zu verdächtigen — deren N e g a t i o n seinen Ruhm ausmacht? Glaubt man tatsächlich, daß jemand, der durch seine Prophetie bewiesen hat, daß er als einziger Mensch seiner Zeit und des Erdballs h i n t e r die Dinge sah, nicht fähig gewesen wäre, auch seine e i g e n e n Hintergründe zu erkennen? Und sollte es nicht gestattet sein, etwas mehr Vertrauen zu dem zu haben, der als Asket lebte, aber sein ganzes Leben g e g e n die Askese kämpfte — als zu einem, der sich an Frauenröcke hängt und den Geschlechtsgenuß verteidigt? Wo ist die Wahrscheinlichkeit, daß man aus seiner Not eine Tugend macht, größer? Wo ist die größere E h r l i c h k e i t wahrscheinlich — und die tiefere Einsicht?

Was besagt Don Juans Protest gegen die Askese — gegenüber Savonarolas Protest gegen die Enthaltsamkeit?

III.

Was steckt hinter der Fassade dieses neuen Dogmatismus?

Der Versuch, um jeden Preis die Nivellierung fortzusetzen — jede Norm so niedrig anzusetzen, daß der Bauernlackel, weil er ausgezeichnet schläft, sich für die Krone aller Schöpfung hält — und folglich alle, die schlecht schlafen (und hießen sie selbst Nietzsche), für minderwertige, sogar moralisch minderwertige Geschöpfe.

Dann aber und vor allem: — Man gewinnt die Möglichkeit, die alten Moralvorstellungen wieder einzuschmuggeln.

Ich sehe keinen Unterschied, ob man von der „Sünde" spricht, die „auf alle Menschen lastet", oder von ihrem „Minderwertig-

keitsgefühl“ (auch für den Katholiken gibt es eine — wenn auch nicht vollkommene — Erlösung noch im Leben); ob man voll moralischer Empörung gegen alle „Wollust“ wettert oder gegen jedwede „Askese“; ob man den, der die Normen jeder bestehenden Gemeinschaft bis zu dem Grad negiert, daß er sich von jeder ausschließt und es vorzieht, an einer neuen Welt zu bauen (also ein Verehrer der „Scheinwelt“ ist — wenn auch nicht der „unmöglichen Lösungen“), einen Neurotiker nennt — oder einen „Ketzer“.

CARLOTTO GRAETZ MODERNER BRIEFSTELLER

Abschiedsbriefe.

Die meisten Abschiedsbriefe von Selbstmördern sind so töricht, daß sie die Institution des Selbsmordes kompromittieren. Hier werden den Selbstmordkandidaten halbwegs stichhaltige Motive für letzte Briefe geboten.

A. Selbstmord aus Not.

Meine liebe Anna. Wenn Du diesen Brief in Händen hast, bin ich, wie man zu sagen pflegt, nicht mehr auf dieser Erde oder vielmehr, ich bin erst recht in ihr, weil ich ihr dann wieder einverleibt bin.

Ich sterbe aus einem höchst unromantischen Grund. Ich sterbe wegen meines chronischen, unheilbaren Dalles; ich sterbe, weil ich Mahnbriefe, Rechtsanwaltsdrohungen, Pfändungen, Gehaltsbeschlagnahmen nicht mehr ertragen kann. Ich höre Dich sagen: „Aber das wäre doch zu Neujahr, wenn Du erst in die zwölfte Gehaltsklasse versetzt worden bist, oder wenn Tante Klara endlich gestorben sein wird, besser geworden. Hättest Du denn nicht warten können? Wenn Du mich wirklich geliebt hättest, würdest Du nicht wegen eines so kleinen Grundes auf und davon gegangen sein.“

Verzeih, geliebte Anna, Du hast unrecht. Es gibt Menschen, die zufällig und zeitweilig kein Geld haben, und andere, deren unentrinnbares Schicksal der Dalles ist. Dieser Schicksalsdalles heißt: In fürchterlich engen Zimmern hausen, in immer abgeschabten Kleidern herumgehen, bei jedem Glase Wein seine Geldbörse fragen müssen; er heißt: eingesperrt sein in einen kleinen Winkel der Erde; gelebt haben, ohne die Welt zu sehen; dreißig oder vierzig Jahre immer dieselben Leute sehen, denselben Gestank derselben Straße riechen, dieselben einfältigen Reden hören; der Schicksalsdalles heißt: jeden, den man liebt, in dieselbe dumpfe Ecke drängen.

Aber es wird einmal besser?

Darauf antworte ich Dir: Wie die Sportsleute sich in Schwergewichtler, Mittelgewichtler, Leichtgewichtler und Federgewichtler einteilen, so sind wir Schnorrer in Kategorien geteilt, die wir nie

durchbrechen können. In allen Kategorien gibt es Schnorrer. Aber die zufälligen und zeitweiligen Schnorrer der schweren Klasse sind mit den ewig armen Teufeln der Federgewichtler nicht zu vergleichen. Wenn Herr Stinnes junior „vollkommen zugrunde geht“, so bleibt ihm, weil er in die Schwergewichtlerklasse gehört, noch immer so viel, um sein Haus am Rhein, sein Gut in Schweden zu erhalten, um im Winter in den Schnee des Engadin und im Sommer an den Lido zu gehen. Wenn i c h vollkommen zugrunde gehe, so liege ich im Lazarett dritter Klasse oder in der Armenfürsorge oder ich muß von der Invaliden-Unterstützung vegetieren. Aber selbst wenn es mir, Federgewichtler, gut geht, dann heißt das in meiner Klasse: 175 Mark Monatsgehalt, 14 Tage Ferien im Juli, Möglichkeit der Abzahlung meiner Schulden in Monatsraten, möbliertes Zimmer im Norden, täglich zweimal denselben Weg von der Ritterstraße zur Charlottenstraße. Wenn ich mich tadellos führe! Und wenn Tante Klara gestorben sein würde? Dann hätten wir endlich eine Zweizimmerwohnung erworben, hätten Möbel auf Abzahlung gekauft, ich wäre in der Früh von der Ritterstraße zur Charlottenstraße und Du wärst von der Ritterstraße in die Kantstraße gefahren. Abends wären wir, wenn es gut geht, einmal in der Woche im Kegelklub „Freie Welt“ gewesen; weh uns, wenn wir gewagt hätten, uns zwei Söhne zu leisten, und hätten wir's getan, so wäre das Gesetz der Dalles-Federgewichtler schon in den ersten Wochen, wenn wir nur vier, nicht sechs Windeln hätten anschaffen können, in Erfüllung gegangen.

Es gibt Glückliche, für die der Dalles eine schnell durchfahrene Zufallsstation ist, und es gibt zu lebenslänglichem, erblichem Schicksalsdalles Verurteilte. Ein solcher Schicksals-Schnorrer bin ich, und es gibt nur eine Auflehnung gegen dieses Gesetz: einen Revolverschuß durch die Schläfe. Du bist jung, Anna, und Du bist hübsch. Das bedeutet einen Lichtstrahl ins Gefängnis des ewigen Dalles. Deshalb kann ich Dich auch nicht mitnehmen.

Was ich habe, gehört Dir. Verkauf es sofort und schaff Dir damit zwei helle Sommerkleider an. Du in einem hellen Sommerkleid. Du kannst dem großen Gefängnis entfliehen, aber Du mußt Dich tummeln, denn unser Frühling und unser Sommer ist sehr kurz.

Sei fröhlich und flieh!

Dein bis zum Ende
Ernst

B. Aus unglücklicher Liebe.

Mein Herr. Als Sie gestern hörten, daß ich mich mit Veronaltabletten in den ewigen Schlaf versetzt habe, hat Ihnen, wenn schon keine innere Stimme, so doch eine Angestellte, die sich ein vertrautes

Wort gestatten darf, gesagt, daß ich Ihretwegen aus dem Leben gegangen bin.

Das ist richtig.

Ja, ich liebe Sie seit drei Jahren, ich war froh, wenn Sie ins Zimmer traten, und die Welt war leer, wenn die Tür hinter Ihnen zufiel. Ich habe nur einen Wunsch gehabt. Nicht etwa Ihre Frau oder Ihre Freundin zu werden. Das wußte ich, war unmöglich. Nein, ich wünschte mir nur einmal acht Tage mit Ihnen beisammen zu sein, in Göhren oder in Dresden, in Tirol oder in Kopenhagen. Acht Tage mit Ihnen ganz vertraut leben, am Morgen mit Ihnen auf dem Balkon frühstücken, vormittag durch eine fremde Stadt schlendern, mittag mit Ihnen über eine große Hoteltreppe hinuntersteigen, zum Speisesaal, abends neben Ihnen im Parkett der Oper sitzen, nachts in Ihren Armen einschlafen.

Oh, ich sehe Ihre unwillkürlich ablehnende Handbewegung. Wegen dieser unausbleiblichen Abwehr, die zwar nichts mit Ihnen zu tun hat, sterbe ich. Messen Sie sich nur keine Schuld bei, denn welcher von meinen männlichen Bekannten, die mich alle sehr schätzen, würde diese ablehnende Handbewegung nicht unwillkürlich machen? Ich möchte aber auch, damit mein Selbstmord Sie nicht eitel macht, Ihnen mein eigentliches Motiv und damit ein großes Gesetz verraten: Die Liebe der Häßlichen empfindet Ihr als taktlose Anmaßung! Es hilft nichts. Nur die schöne Frau, und nur solange sie schön ist, darf Liebe beanspruchen und geben.

Ich bin mies. Diese drei Worte sind ein voller Selbstmordgrund.

Ja, wenn ich bescheiden wäre, bescheiden genug, um mich damit zu begnügen, Kanzleileiterin zu werden oder zu bleiben, aber ich bin unglücklicherweise so erfahren, zu wissen, wo die Früchte im Garten hängen. Ich will kein Bureau-Apparat sein, und wenn ich es mir einreden wollte, ich kann es nicht sein, vielleicht bin ich sogar nicht genug häßlich, wenigstens gewesen, denn ich habe doch früher einmal einen Händedruck, einen Blick empfangen, die mir eine Ahnung der eigentlichen Lebensfreude geben. Andererseits bin ich nicht dumm und nicht blind genug, um mir vor dem Spiegel was vorzumachen.

Der Häßlichkeit bleibt nichts übrig, als nützlich zu sein, und darauf pfeife ich!

Ich bin mies und lebensgierig.

Darauf antwortet Ihr mit jener erledigenden Handbewegung:

Ich kann nicht anders antworten als mit meinen zwölf Veronaltabletten.

Verzeihen Sie, daß ich Ihnen die Unannehmlichkeit mache, sich eine neue Kanzleileiterin suchen zu müssen.

Erna E.

H. L. MENCKEN
(Baltimore)

MORALISCHER FORTSCHRITT IN AMERIKA

I.

Wenn vor zehn Jahren auf der Bühne jedes beliebigen amerikanischen Theaters eine weibliche Darstellerin sich bis zum Gürtel entblößte, stürzte sofort die Polizei mit gezogenem Revolver herbei, Darstellerin und Theaterdirektor wurden ins Gefängnis abgeführt, das Haus zugemacht. Heutzutage gehen die Spitzen der Geistlichkeit der Stadt sich die Sache ansehen, lecken sich dabei die Lippen und helfen durch ihr Beispiel, das Haus bis an die Decke zu füllen.

Vor zehn Jahren war in allen amerikanischen Stücken komischen Charakters eine Szene, worin der Hauptdarsteller ein gewaltiges Glas Bier bestellte, mit einem einzigen Atemstoß den Schaum abpustete und dann mit einem Schluck das Bier hinunterkippte. Wollte man heute etwas Derartiges probieren, dann würden sofort Prohibitionsbeamte das Theater stürmen, den Schauspieler tätlich angreifen, ja vielleicht umbringen, die ganze Truppe ins Gefängnis schleifen und vom nächsten föderalistischen Richter einen Strafbefehl erwirken, um das Haus auf ein Jahr zu schließen.

So sieht unser moralischer Fortschritt aus.

II.

Bevor mich der letzte Krieg zum Anti-Berufspatrioten machte, habe ich ein paar Jahre den Beruf eines Theaterkritikers ausgeübt und für mehrere große Zeitungen, unter anderm auch für die bedeutende „Sun“ gearbeitet. Eines Tages erschien in meinem Bureau ein Presseagent und kündigte die nahebevorstehende Aufführung einer neuen, frisch aus Wien importierten Operette an, „Alma, wo wohnst du?“ Am nächsten Tage ließ ich die Nachricht drucken, und sofort gab es einen großen Aufruhr, denn es zeigte sich, daß diese Operette sehr leichtfertig war — daß selbst New York bei einer Szene der Mund offenstehen geblieben war. Nun begann unsere Ortspolizei sich zu rühren, und als bekannt wurde, daß die Aufführung bei uns in deutscher Sprache vor sich gehen sollte, wurden fünf des Deutschen mächtige Polizeisergeanten — wenn ich mich recht besinne, die Herren Himmelheber, Scharnhorst, Krause, Rupprechtsberger und Wildmannshausen angewiesen, im Theater zugegen zu sein und beim ersten Anzeichen von Schamlosigkeit sofort den Asbestvorhang schließen zu lassen.

Als Theaterkritiker der „Sun“ ging ich hin und nahm mir Lou Sohl mit, weil er besser deutsch kann als ich und außerdem ein Verehrer dramatischer Kunst ist. Wir saßen bei den fünf deutschen Sergeanten und warteten den ganzen ersten Akt hindurch auf die unzüchtige Szene, die da kommen sollte. Sie kam nicht. Der Hauptdarsteller übertrumpfte seine amerikanischen Kollegen und trank

nicht ein Seidel Bier, wohl aber zwölf. Die fünf Sergeanten bogen sich vor Lachen. Er ließ eine Serie Witze, größtenteils Wortspiele im Wiener Dialekt, vom Stapel. Die fünf Sergeanten johlten, gröhlten und schlugen sich auf die Knie. Die erste Liebhaberin, eine ehemalige Opernsängerin, die ihre zwei Zentner wog, stolperte über einen Teppich und setzte sich auf das Hinterteil. Die fünf Sergeanten schrien und kreischten.

Folgte Akt zwei. Der Komiker trank noch ein Dutzend Seidel Bier, von den Choristinnen wurden vier mit Stöcken verhauen, und die fünf Sergeanten wurden hysterisch. Aber bis jetzt war noch nichts vorgekommen, was die niedrigen Instinkte hätte wecken können. Sohl und ich wurden schon schläfrig: nur das heroische Gelächter und Beifallklatschen der fünf Sergeanten hielt uns wach. Akt drei. Jetzt kam es. Gerade vor dem Schlußvorhang warf sich die frühere Opernsängerin in einem Streit mit dem Komiker (der in dem Stück ihr neunter Gatte, im Privatleben erst ihr sechster war) schmollend auf ein Sofa und hub an, die Beine in die Luft zu werfen. Beim drittenmal saß das Publikum mit verhaltenem Atem da: über den Strümpfen ließ sie nämlich plötzlich etwas nacktes Fell aufblitzen. Beim fünften Mal stockte überhaupt allen der Atem: sie hatte mindestens einen halben Morgen von dem Kleidungsstück gezeigt, das in jenen fernen Tagen als Höschen bekannt war.

III.

So faßte das aus dem gottlosen Wien importierte Obszöne zum erstenmal, wenn auch noch nicht fest, Fuß in Baltimore. Jetzt stolziert es dreist und schamlos unter hohem richterlichem und geistlichem Schutz über die Bretter. Eine Woche strömt die Geistlichkeit der Stadt ins Theater, um sich ein Stück anzusehen, worin eine Schauspielerin sich die Taille und das Hemd auszieht und wollüstig vor einem Schauspieler posiert, den man für einen ordinierten Geistlichen halten soll. Die nächste Woche fällt ein Magistrat die Entscheidung, daß es gesetzlich erlaubt ist, in Theatervorhallen Photographien nackter Frauen auszustellen. Und Woche für Woche bieten die Theater Schlafzimmerfarcen, worin sämtliche Darsteller mit spinnwebfeinen Pyjamas bekleidet sind, oder noch schlimmer, biblische Dramen, worin man sehen kann, wie Joseph, Noah oder ein ähnlicher Charakter aus dem alten Testament ein altes judäisches Bordell aufsucht und die ganzen, bis zum Gürtel entblößten Mädels Shimmy dazu tanzen.

Wenn aber in der jetzigen Zeit ein Komödiant es sich einfallen ließe, auf der Bühne einen Humpen Bier trinken zu wollen, würde er schleunigst ins Kittchen befördert und das Theater auf Grund einer Eingabe des Hon. Mr. Woodcock aus dem Osten und von der Liga der Gegner der Trink-Saloons unter Schloß und Riegel gesetzt werden. Kürzlich hörte ich, daß ein alter Freund von mir im

Krankenhaus läge, und da ich seine beklagenswerten Gewohnheiten kannte, brachte ich ihm eine Flasche Wein. Hätten an dem Tage die Prohibitionsspürnasen ihre Pflicht getan, wäre ich jetzt in Atlanta und brummte meine fünf Jahre ab. Wäre ich aber weiblich und etwas wohlgestalteter als in Wirklichkeit, dann könnte ich mit vollkommen gesetzlichem Recht mich auf eine öffentliche Bühne begeben und mit Ausnahme von vielleicht ein halb Prozent meine ganze Person zur Schau stellen. Die ehrwürdige Geistlichkeit würde mich besehen kommen, und ich hege keinen Zweifel, daß nicht auch ein paar durch einen Theaterdiener ihre Karten hinter die Bühne schicken und so auf rein priesterlichem, nichtgesetzlichem Wege meine Seele zu retten suchen würden.

IV.

In New York erregt jetzt bloße Nacktheit überhaupt keine Aufmerksamkeit mehr. Unter den Prohibitionsgesetzen ist die Stadt so ausschweifend lasterhaft geworden, daß Dinge, die sogar Paris entsetzen würden, sie fast ungerührt lassen. Ich gehe da sehr selten ins Theater: wie ich das letztemal eine Revue sah, war ich davon fast erschlagen — und ich bin 44 und habe fünf Kriege journalistisch mitgemacht. Das ganze Stück enthielt nicht eine einzige Probe sexueller Scherzhaftigkeiten — das heißt, nichts normal Sexuelles. Am Ende jedes Atemzuges kam immer irgendwelche levantinische Verirrung, jede in deutlichen Worten überhaupt unaussprechbar. Das Publikum verstand alles und lachte brüllend. Mir ist nicht bekanntgeworden, ob die Polizei eingegriffen hat. Dies Stück wurde tatsächlich für äußerst gelinde angesehen, denn die Mädchen hatten alle Trikots an.

Gleich neben dem Theater war ein mir seit langem durch seine ausgezeichneten Speisen und sogar noch bessere Biere bekanntes Restaurant. Schon viele Jahre aß ich dort, immer wenn ich in New York war. Es war ein ruhiges, sehr ordentliches Lokal, und die Bedienung bestand aus alten Kellnern, die Meister ihrer Kunst waren. Um ganz sicher zu gehen, verabfolgte der Wirt Freitags kein Fleisch, und am Versöhnungstag nicht Austern und Aal. Zur Erinnerung an alte Zeiten hielt er sich oben ein Fäßchen Bier zum Abfüllen, und alte Kunden konnten, wenn ihre Kriegswunden ihnen zu schaffen machten oder ihre Frauen unerträglich wurden, dort pianissimo ein Fläschchen trinken, auch zwei. Als ich nun das Theater mit seinem psychopathologischen Humor verließ, kam mir der Gedanke, daß ein Schluck Helles meiner Nachtruhe gerade nichts schaden könnte. Ich fand an der Tür ein Vorhängeschloß und eine Bekanntmachung, daß das Lokal auf Anordnung des U. S.-Gerichts geschlossen sei.

Das ist moralischer Fortschritt in dieser großen, freien Republik.

Wir haben die Freude an den Büchern zweiten Grades verlernt — nicht an den Büchern von minderem Niveau, meine ich, sondern gerade an den Werken, die von bestem Niveau, aber in irgendeinem Sinne künstlerisch behindert sind, die unfertig oder unvollkommen zur Welt kommen. Wir haben (und dies entspringt derselben Einstellung) gleichermaßen verlernt, die Literatur als ein weites Land zu betrachten, zu dessen genauer Kenntnis die Erforschung der entlegenen Provinzen wie der geologischen Unterschichten gehört. Von der polyhistorischen Liebe zu allem, was Bausteine der Literatur ist, schwenkten wir zu einseitiger Kenntnis der großen Persönlichkeiten und ihrer standard works ab. So kam es, daß uns weite Gebiete verschlossen blieben, so kam es, daß wir gewisse Züge, die allgemeiner Ausdruck einer Volksseele sind, dem individuellen Gestalter zuschrieben. So kam es, daß uns — abseits von den vier oder fünf großen Namen — das nordische Wesen fremd und die nordischen Bücher unbekannt blieben.

Es ist ein großes Verdienst des Verlages Haessel (Leipzig), daß er die verborgenen Werte in unser Blickfeld rückt. Die Reihe „Nordische Bücher", die dort Heinrich Goebel herausgibt, ist angetan, gewissermaßen den geologischen Unterbau der Landschaft aufzuweisen, deren sichtbar aufragendes Bild uns als nordische Literatur bekannt ist. Darum ist es nicht der Sinn dieser Sammlung, etwa unbekannte Werke von überragender Größe aufzudecken — — sondern vielmehr uns die Kenntnis von „Büchern zweiten Grades" zu vermitteln, aus deren Unvollkommenheiten vielleicht ungemindert und deutlicher die Elemente der nordischen Seele hervorleuchten.

Es ist seltsam (und im Grunde eine Bestätigung unseres ursprünglichen Gefühls), wie sehr diese nordischen Bücher aus den sechziger Jahren die persönlichste, eigenmächtigste, genialste Erscheinung skandinavischer Dichtung vorbereiten: Knut Hamsun. Es ist, als seien die Welten, die er kosmisch umspannt und zu einer Welt schöpferisch durchgestaltet, isoliert und in kleineren Formaten in diese Bücher eingedrungen. Da ist Peter Egge: „Das Herz" — die Geschichte eines seltsamen Menschen, die mit dem Satz beginnt: „Er verkehrte jedenfalls mit einem Hund — sagte man von Eilert". Peter Egge zeichnete die undurchdringlichen Gesichter nordischer Menschen, die sich plötzlich öffnen und unvermutet seelische Tiefe offenbaren. Die Novelle dieser Liebe zweier sich fremder Menschen, die nie, was zwischen ihnen ist, zu benennen wagen, ist, hamsunisch gesehen, eine Vorbereitung von „Pan" und Viktoria". „Sein Schweigen lastete wie ein Fels, der die Sonne beschattet"; diese von Innen heraufdringende Sprache, die mühsam die Schwankungen des Seelischen benennt, ist die Sprache eines Volkes, das Hamsun als letzten Ausdruck fand — und das weitab

lebt von der Sprachlichkeit und der Empfindungswelt des mitteleuropäisch infizierten Ibsen.

Es ist kein Zufall, daß Ibsen das stärkste Buch dieser Sammlung, „Die Krabbenbucht“ der Regine Normann zwar entdeckte, aber zur sprachlichen Umarbeitung der Verfasserin zurückgab. Regine Normann, die in der Einsamkeit der Lofoten lebte, gab den Niederschlag einer uns entrückten Welt der Einsamkeit, der Verlorenheit, der Trostlosigkeit; und diese Ballade vom Leben der Fischer auf Krabbenbucht, die sie in der Form eines Romans gab, wirkt um so erschütternder und fesselnder, je mehr ihre dichterische Kraft die Formen des Romans sprengt. Es ist das Hohelied der Liebe, das diese Dichterin singt — einer aussichtslosen Liebe eines norwegischen Fischermädchens zu einem „blutsfremden“ Jüngling, einem Lappländer. In der vom Tod bedrohten Welt des nordischen Meeres, auf einer weltfernen Insel, zwischen harten, vom Daseinskampf versteinten Menschen, werden Liebe, Rassenhaß, Lüge, Verbrechen zu einem Mythos verwebt, in dem klar und großartig sich das Landschaftsbild dieser nördlichsten Zonen abzeichnet.

Wenn Peter Egge in der Beobachtung seelischer Zartheit, wenn Regine Normann in dem tiefen Verwachsensein mit der nordischen Landschaft auf Hamsun hinweisen, so zeigt Sigbjörn Obstfelder schon in isolierter Prägung, das dritte Element, das für Hamsuns kompositorischer Umfassenheit bestimmend wird: die fanatische Selbstbeobachtung, die übersteigerte Selbstanalyse, das Wissen um innere Vorgänge, aus dem ein Werk wie „Hunger“ werden konnte. Die Novelle „Liv“ in dem Bande „Das Kreuz“ ist dieses Wissens mächtig. Seltsam der Einfall: der Mann, der ein Mädchen liebt, das er jeden Abend über seiner Kammer hört, weinen hört, ins Bett huschen hört und das schließlich, als er sich zu ihr hinaufwagt, in seinen Händen stirbt. Obstfelder ist nicht frei von Sentimentalem, er verfängt sich in den rührenden Situationen, die er schildert. Aber die Empfindsamkeit seiner Gestalten erscheint echt, und die seelische Melodie dieser vorsichtlich zeichnenden Sprache berührt den Leser. Er meidet den Lyrismus Jacobsens, er findet nicht den sachlich harten Ausdruck Björnsons. Schmerzlichkeit ist der Tenor seiner Dichtung — und auch darin steht er Hamsun nahe, obgleich ihm dessen befreiender Glaube fehlt.

Diese Bücher sollen nicht in die Reihe der „wesentlichen“ Bücher gehoben werden. Und dennoch sind sie köstlicher Besitz: sie verstärken unser Bild eines Lebensbereiches, aus dem die bedeutendste Gestalt unserer Zeit, Hamsun, hervortrat. Diese „Nordischen Bücher“ bestätigen unser Wissen: daß nur aus einer tiefen Empfindsamkeit der Volksseele und nur aus dem Verwurzeltsein in den mystischen Gründen der Landschaft die wahre Dichtung und der dichterische Roman wachsen kann.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Der Bankiertag

Berlin, dritte Septemberwoche

Nach fünfjähriger Pause sind die deutschen Banken und Bankiers wieder zu einer Plenarversammlung zusammengetreten; und man geht wohl nicht fehl, wenn man veranschlagt, daß die 1200 Herren, die in der Kroll-Oper tagten, rund 6 Milliarden eigener und fremder Gelder repräsentierten —: den größten Teil des flüssigen Kapitals also, das Deutschland zurzeit zur Verfügung steht. Dementsprechend gab es das bekannte „glänzende Bild“. Nicht weniger als acht Reichs- und Landesminister saßen am Begrüßungsabend beim Wein, von Staatssekretären und sonstigen Würdenträgern ganz zu schweigen. Und wenn man die Liste der Gäste durchsah, die 18 Blatt des 37seitigen Teilnehmerverzeichnisses umfaßte, so fand man alles, was gut und teuer ist, alle Leiter höherer Behörden, alle Vorsitzenden von Instituten und Organisationen, — sogar die Marineleitung stand mit zwei Delegierten, die Generalverwaltung der Staatstheater gar mit dreien zu Buch. Aber wenn man zwischen 20 Handelskammern, der Anwaltsvereinigung, dem Reichslandbund, der Hauptgemeinschaft des deutschen Einzelhandels, der Vereinigung deutscher Arbeitgeberverbände, dem Bund der Auslandsdeutschen und Gott weiß welchen anderen Korporationen auch nur nach einem einzigen Vertreter einer einzigen Arbeitnehmerorganisation Ausschau hielt, Angestellte, Beamte oder Arbeiter, so mühte man seine Augen vergeblich. Obwohl sie mit dem Wirtschaftsleben und mittelbar auch mit dem Bankwesen wahrscheinlich annähernd ebensoviel Berührung haben wie die Staatstheater oder der deutsche Städtetag, hat man es nicht einmal höflichkeitshalber für nötig gehalten, der hunderttausendköpfigen Vereinigung der eigenen Angestellten oder der millionenköpfigen Vereinigung der Arbeitnehmer überhaupt wenigstens die kleine Ehre anzutun, auch nur ihr Vorhandensein anzuerkennen. Dies in einer Zeit, in der gerade bei den Banken ein furchtbarer Abbau vor sich geht (und leider auch vor sich gehen muß), und in der man immer wieder Verständnis der Angestelltenschaft für diese „bittere Notwendigkeit“ fordert! War es Weisheit oder war es jene verantwortungsbewußte Ermunterung aller wirtschaftlichen Energien, die man sich so gerne zugute hält, daß man ohne Not und demonstrativ verletzend jede Gemeinschaft mit einer Kategorie von Menschen ignorierte, mit der man doch in täglicher Arbeitsgemeinschaft lebt und der man dafür zugestandenermaßen kaum noch das Existenzminimum gewähren kann?

Ach nein, Weisheit —: sie war hier, wo man die Crème wirtschaftlicher Begabung versammelt zu sehen wünschte, tatsächlich noch rationierter als der Reichsbankkredit; und es gab kaum

eine einzige Rede, auf die man anders als mit müdem und traurigem Kopfschütteln reagieren konnte. Da war zum Beispiel als durchgehendes Thema aller Referate ein einziges Klagen über die erdrückende Ueberlast der Steuern. Wie richtig, wie unbestreitbar richtig, meine Herren! Aber wo waren Sie, als unser kleines Häuflein fünf Monate lang den leidenschaftlichen, aussichtslosen Kampf gegen diese Steuergesetze führte? Wo waren Sie, als wir nachwiesen, daß wir auch im laufenden Jahr, ebenso wie im vergangenen, wiederum 2 Milliarden mehr abzapfen würden als sogar der an sich schon verschwenderische Ausgaben-Ansatz der verschiedenen Etats erfordere? Wo waren Sie, als es galt, das Prävenire zu spielen? Sie waren entweder klar auf seiten der Steuer-Hysteriker, oder sie schwiegen wenigstens, ließen die Opposition allein. Und der Herr, der Ihren Vorsitz führte, der Abgeordnete, Reichstagsvizepräsident und Geheimrat Rießer, fand zwar stürmischen Beifall, als er jetzt in markigen Worten den Irrsinn dieser grandiosen Plünderung an den Pranger stellte und mit feinsinniger Ironie in Frage zog, ob pralle Staatskassen und leere Geschäftskassen ein gedeihlicher Zustand für eine Wirtschaft seien. Aber wo war Herr Rießer vor sechs Wochen im Reichstag, als jene Gesetze beschlossen wurden? Er scheint schon ganz vergessen zu haben, daß er nicht gegen, sondern für sie stimmte, und daß er sogar persönlich sehr aktiv an der unschönen parlamentarischen Niederknüppelung jener selben Opposition beteiligt war, deren Urteil und Argumente er jetzt plötzlich übernimmt. Sah er vor sechs Wochen schon voraus, was er heute beklagt, mit welchem Rechte gab er dann seine Stimme ab? Oder sah er es vor sechs Wochen noch nicht voraus, mit welcher Autorität tritt er dann heute als Führer auf? Man muß die Fragen schon etwas bitter stellen, — zuviel Nerven sind in diesem Kampf zerrissen, zuviel bösartige Schläge gesammelt worden, als daß man ohne Aufbrausen ertragen könnte, daß die Schuldigen sich plötzlich als Ankläger gerieren, — und zwar nicht nur als Ankläger gegen Regierung und Finanzminister (der still und wortlos daneben sitzt), sondern auch, mit vagen Andeutungen, gegen „Einflüsse" und „Theorien politischer Richtungen", deren ohnmächtige Einflußlosigkeit gerade in dieser Sache ja wohl von jedem Reichstagsstenogramm bewiesen wird.

Auch den Versuch einer nachträglichen Reinigung von all den unbegreiflichen Fehlern, die zur Zeit des Währungsverfalls begangen worden sind, kann man nicht unwidersprochen lassen, obwohl diese tragische Periode glücklicherweise ja so weit hinter uns liegt, daß man über Erregungen schon hinaus ist. An sich ist dies Thema der Vergangenheit eigentlich nur noch Material für Theoretiker und Historiker, die Banken brauchten sich jetzt nicht mehr damit zu befassen. Auch ist die Währung eigentlich kein

Problem, das in die Domäne der Banken gehörte. Die Währung geht beruflich nur Regierung und Zentralnoteninstitut an; ebensowenig wie der Richter beruflich etwas mit der Schaffung des Gesetzes zu tun hat, das ihm zur Handhabung übergeben ist, ebensowenig hat der Bankier beruflich mit der Währung zu tun, deren konkrete Erscheinungsform, das Geld, er handhabt. Daß eine Bankiertagung viele Stunden ihres Programms der Währung widmet, die gar nicht zum Geschäftsbereich des Bankiers gehört, ist also praktisch eigentlich bedeutungslos, ist ein Ausflug auf ein Territorium, auf dem die Ausflügler nur eben besichtigen, keine rechtlich-praktische Wirksamkeit ausüben können. Es gab allerdings eine Zeit, in der dieser glücklicherweise wieder hergestellte Normalzustand in Verwirrung geraten war, es gab eine Zeit, in der mindestens eine Anzahl von Bankiers größeren tatsächlichen Einfluß auf die Manipulation der Währung hatte, als ihnen rechtlich hätte zukommen sollen. Davon heute noch zu reden, ist inaktuell, es führt zu nichts, man wünscht es nicht. Aber wenn die Herren ihrerseits davon anfangen, wenn sie, um sich vor sich selbst, vor ihren Berufskollegen und der Oeffentlichkeit von Irrtümern zu entlasten, die gerade für die Banken schließlich besonders verderblich wurden, — wenn sie zu diesem Zweck völlig unhaltbare Behauptungen aufstellen, und zwar mit all der Autorität, die ihnen sogar auf diesem Gebiet noch immer zugebilligt wird (obwohl sie hier erwiesenermaßen weder autoritativ sind noch zu sein brauchen!), dann muß man diese Behauptungen eben doch zurückweisen. Der Geschäftsinhaber der Discontogesellschaft, Franz Urbig, antwortete jetzt „auf die in der Oeffentlichkeit oftmals gestellte Frage“, ob denn die Stabilisierung der Währung nicht schon vor dem November 1923 möglich gewesen wäre, zum ersten Male mit einem glatten und uneingeschränkten Nein! „Nur aus grenzenloser Not konnte der Entschluß geboren werden.“ Erst mußte, wohlverstanden, alles kaput sein, dann erst konnte man von Grund aus sanieren; es ging nicht, solange noch etwas ganz war. Ging es etwa Anfangs 1923? Damals, als die Franzosen ins Ruhrgebiet eingebrochen waren und die Unterhaltung des Ruhrkampfes ohne Inflation gar nicht möglich gewesen wäre? Nun sehen Sie! Gewiß, man sieht! Man sieht, daß es 1923, während des Ruhrkampfes, wirklich nicht ging. Aber war denn der Ruhrkrieg selbst so notwendig? Wäre er notwendig geworden, wenn man schon 1922, 1921 oder 1920 stabilisiert hätte? Warum ging es damals nicht, obwohl man von September 1921 bis Juni 1922 doch tatsächlich schon stabil war? Max Warburg — der freilich gebunden ist, weil er auf dem vorigen Bankiertag, 1920, erkundet hatte, daß eine Stabilisation vor Erfüllung der bekannten (später durchweg n i c h t erfüllten) Vorbedingungen ganz und gar ausgeschlossen sei —, Max Warburg gibt Aufschluß, warum es damals nicht ging. „Zur Stabilisation (Devalvation) war ein eminentes Maß von Staatsautorität nötig; die aber war vor Ende

1923 nicht vorhanden." Und war es Ende 1923? Die Daten: am 18. Oktober wurde das Rentenmarkgesetz angenommen, schon vorher war die Goldanleihe ausgegeben, am 15. November erschien die erste Rentenmark. Vier Tage vorher aber gab es jenen Hitlerputsch, im Rheinland laborierte man an einer eigenen Währung, in Hamburg hatte man sie schon, Deutschland war nur noch ein geographischer Begriff — gerade damals, ausgerechnet damals war die Staatsautorität endlich da! Wozu das? Warum nicht lieber schweigen? Lasset uns vom Morgen reden, nicht vom Gestern, einer Wüste, in der es keine Lorbeeren gibt!

Werden wir morgen Lorbeeren pflücken? In einer Hinsicht hat man die Hoffnungen schon bisher auf immer bescheidenere Maße reduziert und mußte auch auf diesem Kongreß wieder erkennen, wie berechtigt eine splendide Dosis Skeptizismus ist —: eine Führerschaft in höherem Sinne, ein Pioniertum aus tiefster, systematischer Erkenntnis der Zusammenhänge haben wir von den deutschen Bankiers nicht zu erwarten. Theoretisches Verständnis und wissenschaftlich-umfassendes Interesse stehen auf einem erheblich tieferen Niveau als in England oder sogar als in Amerika, dem Lande angeblicher Ungeistigkeit. Ein einziger Redner erhob sich über Mittelmaß —: der Direktor der Frankfurter Effekten- und Wechselbank Dr. Albert Hahn, bei weitem der geschulteste, wissenschaftlich gebildetste, analytisch und konstruktiv gedankenreichste Kopf unter seinen Kollegen. Aber es war bezeichnend, wie sein Referat aufgenommen wurde. Ueber eine Stunde lang bemühte er sich, Verständnis für eine Reihe von Problemen zu gewinnen, die in anderen Ländern im Mittelpunkt der Diskussion stehen: für die praktischen Folgerungen aus der Quantitätstheorie, für die Aussichten der „managed currency", für die „konjunkturlose Wirtschaft" und für einige Schlüsse, die in bezug auf unsere unmittelbare Gegenwart daraus gezogen werden können. Die Diskussion dauerte zehn Minuten und ihr Gehalt war minus minus. Max Warburg erklärte, das sei ja alles sehr interessant, und er habe auch beileibe nichts gegen die Wissenschaft. Aber die Wissenschaft sei halt eben doch ... und es folgte ein Witz, der an die Instinkte des geistigen Mittelstandes appellierte, ein Witz, der den ersten Beifall weckte, eine fröhliche, erleichterte Heiterkeit des kleinen Mannes, der glücklich war, zu konstatieren, daß also auch ein Mann wie Warburg sich nicht verpflichtet fühle, diese schwer verständlichen Dinge ernst zu nehmen. Und der eisgraue Dr. von Schinckel aus Hamburg unterstrich das gar noch, indem er in einigen lauten, aber beweislosen Sätzen alle Ideen seines verehrten Kollegen, die nur die Ideen Irving Fishers und Keynes' sind, rundweg ablehnte und einfach dekretierte, daß sie undurchführbar und durch die Praxis längst widerlegt seien. Man fragte den Dr. Hahn, ob er ein Schlußwort sprechen wolle. Aber er verzichtete mit einer resignierten Handbewegung. Es hätte

auch keinen Zweck gehabt. Die Versammlung hatte weder die geistige Reife noch auch nur Geduld, sich mit Dingen zu befassen, die kommende Dinge und nicht gegenwärtige sind und die von den eigenen Geschäften und Büchern ins schwierige Terrain volks- und weltfinanzieller Lebensfragen ablenken.

Aber wenn wir uns damit abfinden müssen, daß diese unsere Bankiers auf lange Zeit hinaus nur Nachläufer, nicht Führer sein werden, daß sie den Blick nur aufs Heute, nicht auf weitere Zukunft gerichtet halten werden, und mehr unmittelbar auf ihr Geschäft, als auf den Boden, in dem dies Geschäft wurzelt, — so können wir doch mit einiger Beruhigung erwarten, daß sie dieses ihr unmittelbares Geschäft künftighin mit wacherem Instinkt und größerer Anpassungsfähigkeit betreiben werden als während der zurückliegenden chaotischen Jahre. Es war ein erfreulicher Augenblick, als Herr Wassermann von der Deutschen Bank, gewiß kein großer Theoretiker, aber ein routinierter Praktiker, unumwunden zugab, daß immerhin Fehler gemacht worden sind, und beschwörend an seine Kollegen appellierte, Konsequenzen aus diesen Erfahrungen zu ziehen. „Sehen Sie jedes Papier doppelt und dreifach an, bevor Sie es Ihren Kunden empfehlen; es darf unter keinen Umständen sich ereignen, daß die Kundschaft ein zweites Mal ihr Geld verliert!" —: Diese Mahnung enthält schon einen großen Teil der Wünsche, die man den Banken ans Herz zu legen hat. Sie enthält das Verlangen nach Beifügung der Dividendenthesaurierungs-Mode, in weiter Folge auch noch Abstellung jener Entrechtungs- und Uebervorteilungstendenzen, die im Aktienwesen leider überhand genommen haben und sogar die Forderung nach gesetzlichen Eingriffen wachgerufen haben. Sie enthält überhaupt die Mahnung zur strengen Solidarität, zur Verläßlichkeit und Ehrlichkeit, und wir glauben Anlaß zu der Ansicht zu haben, daß diese Qualitäten tatsächlich im Begriff sind, statt milde belächelter Schwächen wieder als Vorzüge aufgefaßt zu werden. Andererseits ist sichtlich das Gefühl dafür erwacht, daß in der Hergabe von Bankgeld neben den legitimen Rücksichten auf eigenen Gewinn und auf Sicherheit auch eine allgemein-wirtschaftliche Perspektive nicht übersehen werden darf —: Herr Wassermann hat ausdrücklich eine dreistufige Skala von Geldbedürfnissen aufgestellt: „unerläßliche", „wichtige" und „wünschenswerte"; und er hat seinen Kollegen sehr ans Herz gelegt, die Einstufung jedes Geldbegehrs auch auf dieser volkswirtschaftlichen Dignitätsskala nicht zu verabsäumen und ihre Entscheidungen auch davon abhängig zu machen. Beschlüsse werden auf solchen Kongressen nicht gefaßt, Bindungen können nicht vorgenommen werden. Aber man darf, nach allem was man hörte, annehmen, daß auch ohne papierne Kodifizierung ein gewisser Einfluß von so dringenden Ratschlägen ausgehen wird. Was sonst? Um Auslandskredite werden sich die Banken, die über-

haupt dafür in Betracht kommen, schon im eignen Interesse fleißig bemühen. Den Zinsfuß, das populäre Problem, halten wir, im Gegensatz zu mancher Propaganda, für eine Angelegenheit, die sich nur automatisch reguliert, den die Banken also gar nicht willkürlich ändern können, dem sie im wesentlichen vielmehr unterworfen sind. Die Gegenwart wird also vermutlich so gut und so schlecht betrieben werden, wie es nach Lage der Verhältnisse überhaupt möglich ist. — die Banken werden, als Objekte, nicht als Befehlshaber der Konjunkturen und Zustände, das tun, was ihr Gewinninteresse ihnen vorschreibt; und da dieses Regulativ in unserer kapitalistischen Wirtschaft schließlich das allein wirksame ist, so wird sich auch diejenige Wirkung ergeben, die innerhalb dieser Wirtschaft nun einmal die einzig erreichbare und anstrebenswerte ist —: die Stärkung der kapitalistischen Sonderart von Prosperität, nicht nur für sie selbst, sondern für das ganze Land.

JOHN STUART MILL

GRENZE DES STAATES

Viele sind in neuerer Zeit zu der Annahme geneigt, eine Beschränkung der Macht des Staates sei nur dort erforderlich, wo die Regierung selbst auf falschen Grundlagen beruht, wenn sie nämlich nicht die Verkörperung des Willens des ganzen Volkes darstelle, sondern nur das Organ einer Klasse oder einer Mehrheit von Klassen sei; einer Regierung mit einer genügend volkstümlichen Grundlage könne man aber jede Summe an Macht über das Volk anvertrauen, da ihre Macht nur die des Volkes über sich selbst sein würde. Dies würde zutreffend sein, wenn „das Volk" nicht praktisch auch in solchen Fällen nur eine bloße Mehrheit des Volkes bedeutete, und wenn Minderheiten nur bedrücken, nicht aber auch bedrückt werden könnten. Nun beweist aber die Erfahrung, daß auch die Inhaber der Macht, die lediglich Beauftragte des Volkes, d. h. einer Mehrheit, sind, sich ebenso leicht (wenn sie glauben, auf die Unterstützung des Volkes rechnen zu können) wie jedes Organ einer Oligarchie eine Willkürherrschaft anmaßen und in ungebührlicher Weise der Freiheit des einzelnen zu nahe treten. Daher ist es bei einer Demokratie nicht weniger wichtig als bei allen anderen Regierungsformen, daß auf jede Neigung der Staatsbehörden, das Gebiet ihrer Einmischung auszudehnen und Befugnisse an sich zu reißen, auf dessen Ausübung man leicht verzichten kann, mit nie nachlassender Aufmerksamkeit aufgepaßt werden sollte.

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH.

1.

Die Zeppelin-Frage

Zu den Ausführungen betreffend die Zeppelin-Eckener-Spende in Ihrem zweiten Septemberheft möchte ich mir gestatten, kurz auf zwei irrige Auffassungen hinzuweisen, die in diesen Ausführungen zum Ausdruck kommen:

Erstens ist es nicht richtig, daß es bei der Sammlung um den Nordpol oder um den „Nordpolzeppelin" geht. Vielmehr geht es letzten Endes um die Erhaltung der Werft in Friedrichshafen, die finanziell und technisch durch Zuführung eines Auftrages am Leben erhalten werden muß.

Zweitens darf man, ungeachtet des Zugeständnisses, daß die Zeppeline noch verbessert werden können und müssen, mit aller Bestimmtheit feststellen, daß die Katastrophe der „Shenandoah" nicht gegen die Sicherheit der Zeppeline spricht. Die Ursachen der Vernichtung des amerikanischen Luftschiffes sind vollkommen geklärt; sie liegen in einer unrichtigen Navigation, die sich aus der Verwendung des Helium als Füllgas, das heißt aus dem Bestreben ergab, das schwer erhältliche, teure Gas in einem Maße zu sparen, das gegen einige Grundregeln der Höhennavigation verstieß.

Mit vorzüglicher Hochachtung

Dr. Hugo Eckener

2.

Erlebnisse in der Massary-Première

Darf ich, verehrter Herr Großmann, in der Hoffnung, daß ein halbes Menschenalter Berlin Sie nicht vollkommen entwienert hat, an Ihre heimatliche Brust flüchten und Ihnen meine Erlebnisse an einem großen Berliner Theaterabend, es war die Massary-Première, anvertrauen? Ich will nichts von der Massary reden, sie ist beglückend, weil sie die ewige Jugend ist, nein, ich möchte nur von dem Publikum des Abends erzählen.

Ich war sehr gespannt. Bei der Clara Schultz hatte man mir gesagt, daß alle schönen Frauen Berlins sich für diesen Abend neue Toiletten bestellt hatten. Ich war sehr neugierig und ich fürchtete, daß mein orangefarbenes Hemdchen, zu grell in der Farbe, auffallen werde. Doch ich beruhigte mich bald, in den Zwischenakten war großes Gedränge, ich ging unter. Der Raum zur Entfaltung aller Kleiderherrlichkeiten fehlte. In Wien bildet sich bei solchen Anlässen ganz von selbst ein Spalier: Die schönsten Frauen in den schönsten Kleidern gehen ungezwungen durch dieses Spalier, die Huldigung versteht sich von selbst, die Blicke der Spalierbildenden kleben nicht an den Armen, sie gleiten leicht über Kleider, Schultern, Füße. Niemand ist geniert, weder der leicht Blickende noch die Frau, die nicht mit saugenden Blicken irritiert wird.

Hier war von einem Spalier nicht die Spur. Bloß ein entsetzliches Gedränge. Die schönsten Kleider, vielleicht auch die schlanksten Frauen konnte man gar nicht wahrnehmen, weil einer auf dem andern pickte, es fehlte alle Distanz — und das Schöne braucht Entfernung! Hier

war das reine oder vielmehr unreine Untergrundbahnvergnügen. Wenn ich denke, wie artig, ein bißchen scheu, der junge Mann in Wien sich an einem solchen Abend an die Wand drückt, nur um zu schauen und dabei nicht zu stören, und wenn ich daneben an so einen forschen jungen Mann in Berlin denke, wie er vor allem um sein Glas Bier mit Bockwurst durch das Gedränge an allen Schönen blind vorbeikämpft, wie wenig es diesem Berliner Smokingknaben einfällt, daß er an solchem Abend Nebensache und höchstens Statist, Staffage und Spalier sein dürfte, dann beneide ich die Berliner um diese energischen, ach, allzu energischen Jünglinge nicht.

Doch plötzlich wendeten sich alle Köpfe in dem großen Bierraum, der in Wien ein Foyer wäre, nach einer bestimmten Richtung. Es entstand jene gewisse Bewegung, jenes Blicken und Umschauen und Hinweisen, ein bißchen gröber als bei uns, aber es entstand, und ich dachte schon: also da kommt sie, die schönste Zuschauerin, das bezauberndste Kleid des Abends. Ich drehte mich auch um, ich wurde berlinisch und drängte mich näher. Was sah ich? Eine Merkwürdigkeit, etwas ganz Ungewöhnliches, ja Unvergeßliches: Eine so absurd häßliche Frau, daß es sich lohnte, sie anzusehen. Es war ein ältlicher Schweinskopf, der auf einem korpulenten Körper saß. Dieser Schweinskopf mit einem brutal hervorstehenden, leicht gelblichen Gebiß, glotzenden, allzu runden Augen, war gekrönt von einer kupferroten, metallischen Perücke. Ich brauche nicht zu sagen, daß diese Frau von etwa 45 Jahren sehr grell geschminkt war. Sie war so häßlich, daß ich mich verpflichte, in zehn Jahren, das Bild dieses irrsinnig koketten Schweinskopfes bis ins Detail beschreiben zu können.

Ich floh zurück ins Gedränge.

Im nächsten Zwischenakt wiederholte sich das Schauspiel. Aber diesmal hatte die Kupferrote eine Rivalin bekommen, nach der sich alles umsah. Das war eine etwa 20jährige, entsetzlich magere, leichenfahle, gelbgrün geschminkte Literatin oder dergleichen, mit sorgfältig gemalten, viel zu langen ausschweifenden Augenbrauen, mit mattvioletten Lippen. Ich schwöre, daß ich nicht übertreibe. Eine durch das Publikum wandelnde Wasserleiche! . . . Um diese beiden monströsen Erscheinungen, jene kupferrote und diese gelbgrüne, drehte sich das Publikum. Alles guckte nach ihnen, alles drehte sich zu ihnen, alles sprach von ihnen.

Vergebens hatten sich ein paar Hundert mehr oder minder hübsche Frauen glänzend angezogen; um diese angenehmen Erscheinungen

kümmerte sich keine Katze. Die reizende Ossi Oswalda entdeckte ich in einem wundervollen blassen Kleide — draußen vor dem Theater, eine Zigarette rauchend; die schöne Tänzerin B. blieb während des Zwischenaktes, vollkommen verlassen, in der Loge des entleerten Theaters sitzen.

Aber um die Häßlichkeiten des Abends drängten sich die Berliner! Man lachte natürlich hinter den Rücken der beiden abschreckenden Königinnen. Aber immerhin, jene zwei absurden Erscheinungen waren die Zentren des Abends, sie erregten das größte Aufsehen, um sie herum wurde gezischelt und gefragt, man wollte die Namen dieser wahrhaft kühnen Frauen, wenn man die Einteilung hier gelten lassen darf, wissen; die absurde Häßlichkeit hatte den Sieg davongetragen, die Schönheit saß unbeachtet in einer Loge oder sie erniederte sich in das Gedränge, das um die zwei grauenhaften Erscheinungen wogte.

Was ich hier schildere, werden alle Besucher der Massary-Première bestätigen. Ich kam zurück in meine Pension und packte meine Koffer. Ich floh zurück nach Wien!

Mizzi Seitz

GEISTER UND GEIST

Die „Nouvelles Littéraires" bringen ein reizendes Bildchen. Man sieht auf dem Spiritisten-Kongreß vor einem sehr international gemischten Publikum Herrn Conan Doyle mit zehn Fingern bemüht, vermittels einer Tischplatte die Verbindung mit dem Jenseits herzustellen.

Seitlich geht lächelnd Léon Treich vorüber, ein Buch unterm Arm: „Esprit de Tristan Bernard..."

FILM

Wunder der Schöpfung

Gerade weil im „Tage-Buch" oft und schon frühzeitig die in der Welt einzigdastehende Qualität und Wichtigkeit der Kulturfilme der Ufa nachdrücklich festgestellt wurde, muß hier offen gesagt werden, daß dieser Film über das grandiose Thema des Weltgebäudes und der Gestirne mißlungen ist, trotzdem er mit großem Aufwand und viel Liebe angefertigt ward. Die guten Kulturfilme wirkten gerade deshalb, weil sie sich das Wesentliche des Films zunutze machten: Die Bewegung im Bildhaften.

Dieser Film aber ist nichts als ein astronomisches, knappes Kompendium, illustriert durch schematische Figuren und eingestreute historische Genrebilder, die durch ihre deutliche „Gestelltheit" um so mehr gegen die nüchterne Sachlichkeit der wissenschaftlichen Schemafiguren abstechen. Gut ist die leider zu kurz und flüchtig ausgeführte Idee, mit einem phantastisch konstruierten Luftschiff in den Weltraum hinauszufliegen. Aber müssen wir immer wieder die schwülstige Introduktion sehen, der ein nacktes Menschenpaar auf einem Felsen in die Knie sinkt? Müssen wir die kitschigen Gartenlaubebilder sehen, wie Galilei mit angeklebtem Bart ausruft „Und sie bewegt sich doch", und wie Leute, die aus einer schlechten Inszenierung der Meistersinger zu kommen schei-

nen, sich mit komischen Grimassen vor der Sonnenfinsternis fürchten? Müssen wir diesen bombastischen Schluß vom Weltuntergang sehen, auf dem wir eigentlich nichts weiter erblicken als photographiertes Feuerwerk?

In den sachlichen Teilen aber überwiegt durchaus das erklärende Wort, und die Film-Illustrationen geben dazu nicht mehr an Plastik, Anschaulichkeit oder Bildhaftigkeit als ein gutillustriertes astronomisches Lehrbuch. Zudem aber wirkt der stetige Wechsel von belehrendem Text und schematischer Darstellung ermüdend auf Auge und Hirn. Natürlich ist auch manches geschickt Arrangierte und lehrhaft leicht Eingehende zu konstatieren. Diese gelungenen, sachlichen Partien, herausgeschnitten und neu zusammengestellt, würden einen halb so langen, aber besseren und nützlicheren Lehrfilm ergeben.

DIE STIMMEN DER ZEIT

Das „Tage-Buch" beginnt mit diesem Heft einen regelmäßigen Ueberblick über die heute in den Zeitschriften aller Sprachen am lebhaftesten disputierten Themen.

In den englischen Zeitschriften nehmen jetzt Betrachtungen über die „Zivilisierung" der Kolonialvölker einen großen Raum ein. Das alte Problem, ob die westliche Zivilisation eine Wohltat für primitive Völker und für Völker mit eigener alter Kultur ist, wird von verschiedenen Seiten beleuchtet. In der „Edinburgh Review" schreibt Sir Frederick Lugard über „Die Erziehung im tropischen Afrika". Die Erfahrung lehrt, daß das Aufzwingen der westlichen Zivilisation auf einen anders gearteten Zivilisationstypus wie etwa den der Inder oder auf den primitiven Barbarismus in Afrika die geheiligte Tradition und den Glauben, auf dem die soziale Ordnung dieser Völker ruht, schwächt und zerstört. Man hatte geglaubt, daß man nur einfach das westliche System der Erziehung, das sich auf anderen Bedingungen und Temperamenten aufbaut, nach Afrika überpflanzen müsse, um geistige, soziale und kulturelle Resultate zu erzielen. Aber es hat sich gezeigt, daß diese Bemühungen nur dazu geführt haben, daß die Macht in diesen Ländern einer Oligarchie zur Schlauheit Erzogener in die Hände geraten ist. Auch die Einführung des Christentums ist selten eine Wohltat. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß der Neger ein religionsloser Heide sei. Im Gegenteil, sein ganzes Sein und Werden ist auf den Glauben an ein allgegenwärtiges Uebernatürliches gestellt. Indem man nun seine eigene Religion zum Verbrechen stempelt, nimmt man ihm mit grausamer Plötzlichkeit alle Pfeiler, auf die sich jahrtausendelang Stammes autorität, Gesetzesgehorsam und Moralität stützten!

•

Ueber ein ähnliches Thema schreibt der Chinese T. Z. Koo in der „Revue de Genêve": Die chinesische und die christliche Lebensauffassung. Eine chinesische Erzählung charakterisiert die Unterschiede zwischen den drei hauptsächlichsten Einstellungen zum Leben, der des Hindu, der des Chinesen, der des Abendländers: Es gab irgendwo einen großen Wasserfall. Ein Hindu suchte ihn auf, aber er gab sich so ab-

gründigen Meditationen hin, daß er den Wasserfall kaum sah. Auch ein Chinese kam. Die Größe und Schönheit des Schauspiels ergriffen ihn so, daß er von der größten Begierde befallen wurde, seine Freunde herbeizuholen und sie an seiner Freude teilnehmen zu lassen. Schließlich kam der Abendländer: Kaum hatte er den Wasserfall gesehen, so rief er: „Wie schade, welch ungeheuere Wasserkraft geht hier verloren!" Uebrigens glaubt Herr Koo, daß sich der Einfluß des modernen abendländischen Lebens auf China nicht mehr aufhalten lasse. Die Chinesen seien im Begriffe, ebenso nationalistisch zu werden wie die Europäer, und trieben — — dem Christentum entgegen.

*

Im „New Statesman" wird der Unterschied zwischen dem englischen und amerikanischen Freiheitsbegriff umschrieben. Der Engländer versteht unter Freiheit das elementare Recht einer Minorität auf Existenz und Geltendmachung. Die Vereinigten Staaten waren von allem Beginne an ein Land der unbarmherzigen Majorität. Im Jahre 1834 waren die Abolitionisten eine verfolgte Rasse. Zwanzig Jahre später waren die Verfechter der Sklaverei ihrerseits wieder eine verabscheuenswerte Minorität. In der Behandlung der besiegten Südstaaten nach 1865 wird der amerikanische Volksverstand das Vorbild, ja die historische Rechtfertigung der Behandlung Deutschlands durch die Alliierten sehen. Jeder, der im Jahre 1917 in Amerika war, sah mit Verblüffung den Umschwung der Massen: den pötzlichen Wechsel von einem neutralen Amerika zu einem kriegführenden Amerika. Der Welt wurde gezeigt, daß das imperialistische Preußen, was die Organisation der Masse zu nationalen Zwecken betrifft, nur ein Kinderspiel war gegen eine große standardisierte Demokratie.

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 37)

Redaktion des „Tage Buch" Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank. Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank. Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co Berlin SW 48 Besselstr. 21. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25, vierteljährlich Reichsmark 6,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Septemberwoche

Der Heidelberger Parteitag der Sozialdemokraten ist erst ein paar Tage vorbei und wer weiß eigentlich noch, daß er stattgefunden hat? Denkt man an die Wichtigkeit dieser Tagungen vor dem Kriege, an die Wellen, die jede Beratung der Sozialisten bis tief ins bürgerlichste Land warf und daneben an die herzliche Wurschtigkeit, mit der das Heidelberger Geplätscher allenthalben aufgenommen wurde, so möchte man wehmütig werden. Wehmut — Wehmut des Abschieds, wie es einer der ganz wenigen neuen Köpfe, die zur Partei gefunden haben, der Frankfurter Professor Nölting nannte — lag über der ganzen Tagung. Dabei hatte der Parteitag durchaus nicht über Kleinigkeiten zu beraten und beschließen, sondern über nichts mehr oder weniger als über das neue Parteiprogramm. Mit welchem Feuer wäre eine solche Diskussion vor zwölf Jahren geführt worden! Heute gab es weder Revisionisten, noch Orthodoxe; Hilferding selbst, der Referent, war weder rot, noch rosa, heute gab es nur eine allgemeine prinzipielle Stumpfheit. Stumpf das Referat, trotz oder wegen der dichterischen Anwandlungen Hilferdings — „wir stehen vor dem Marsch auf den Gipfel", sagte der nicht zum Poeten geborene Erforscher des Finanzkapitals, und das stimmt nicht nur, es ist sogar noch zu wenig, denn wir stehen schon auf dem Abmarsch nach dem Gipfel — stumpf auch die außerordentlich kurze Beratung des Parteiprogramms. Nur ein Verbesserungsantrag wurde vom Parteitag angenommen, die öffentliche Beratung der Gerichte soll von nun ab nicht mehr gefordert werden. Ja, so ersprießlich war diese bedeutende Debatte über die Grundlage der



Otto Wels

Partei. Fragt man sich nach den Ursachen dieser geistigen Stagnation der Partei, so muß man feststellen, daß die Sozialdemokratie nichts getan hat, um das innere Leben in ihren Reihen anzufeuern. Wer z. B. kann die überströmende Langeweile ihres wissenschaftlichen Organs ertragen? Wieviel Leute lesen dieses allmonatliche Schlafmittel? Wann je hat die Führung der Partei den Versuch gemacht, der Partei geistige Auffrischung zuzuführen? Wie soll geerntet werden, wenn nie gesäet wurde? Die Partei hat nur Kassiere und Unteroffiziere, keinen Generalstab. An die Notwendigkeit, die geistigen Elemente zu erneuern oder gar anzuwerben, denkt kein Wels, denkt keiner von den vielen Welsen. Dann gab es noch eine Diskussion über den Zwiespalt in der sächsischen Partei. Aber die Aussprache wurde in das stille Kämmerchen eines Ausschusses verlegt und dann wurde über die sächsische Wunde, die Hindenburgs Sieg ermöglicht hat, ein großes Versöhnungspflaster geheftet. Früher einmal, als die Partei noch lebensfrisch, kräftig und gesund war, stach man eiternde Wunden herzhaft, vielleicht sogar allzu herzhaft auf und diese Operation bedeutete wirkliche Reinigung. Jetzt begnügte man sich mit dem Heftpflaster einer Friedensresolution, es saß so schlecht, daß es noch während der Beratung platzte. Die sozialdemokratischen Sachsen, die Rechten wie die Linken, sind in erster Linie Sachsen, deshalb kann das Keifen, die gegenseitige Mißgunst und die verächtliche Kleinlichkeitssucht nicht aufhören . . . . Wäre noch zu sagen, daß der repräsentative Geist der Partei, daß Otto **Wels** diese traurigen Beratungen humorlos leitete. Kurt Eisner hat vor fünfzehn Jahren die Entwicklung der deutschen Sozialdemokratie in das Wort „Von Engels bis Wengels" zusammengefaßt. Aber welcher Sturz liegt in der Feststellung: Von Ignaz Auer bis Otto Wels.

Wie ernst meint es die Reichsregierung eigentlich mit ihrem **Sicherheitsvorschlag**, wenn sie dafür wohl Artikel und Auslegungen vorbereitet, nicht aber eine öffentliche Meinung, die doch jedem außenpolitischen Entschluß am meisten Nachdruck geben kann? Es hilft nichts, immer darum herumzureden, daß es sich bei dem neuen Frieden mit Frankreich um etwas sehr Grundsätzliches, im menschlich beschränkten Sinne Endgültiges handelt. Man darf sich doch nichts darüber vormachen, daß ganz Deutschland sich bisher an den Versailler Frieden nur aus Vernunftgründen gebunden gefühlt hat. Die moralische Mitverantwortung für seine Forderungen und Folgen haben die Besiegten immer einmütig abgelehnt. Das war der Grund für Deutschlands außenpolitische Isolierung. Noch den Eintritt in den Völkerbund könnte man abermals, wie die Unterzeichnung des Friedensvertrages, als einen aus der Not entstandenen opportunistischen Entschluß entschuldigen; formal wenigstens ließe sich das be-

haupten, auch wenn es inhaltlich anders wäre. Aber wenn nun der Anschluß an die Welt dadurch vollzogen werden soll, daß auch Deutschland die jetzt bestehenden Grenzen als den Ausdruck einer inneren Ordnung anerkennt, die vorhandenen völkerrechtlichen Verträge in einem neuen feierlichen Pakt als Grundlage zunächst des europäischen Staatenrechts annimmt, dann darf und kann das nicht mehr als politische Taktik hingestellt und im kleinen Kreise unter Augenzwinkern als widerruflich bezeichnet werden. Wir haben ja alle nach der Niederlage ein wenig das Gefühl gehabt, hier handle es sich nur um eine vorläufige Lösung. Aber darum war es doch ein Irrtum, zu meinen, das Schicksal habe den Alliierten in Anpassung an irdische Geschäftsmethoden den Sieg gewissermaßen nur freibleibend zugestanden und werde mindestens die Preise noch steigern. Erst recht ist es falsch, sich heute noch einzubilden, daß die deutsche Theorie vom Völkerrecht, wonach internationale Verträge eigentlich nicht gehalten zu werden brauchen, auf die Praxis des Sicherheitspaktes angewandt werden könnte. Sehr mit Recht hat die deutsche Oeffentlichkeit das Empfinden, daß vom deutschen Volke ein Opfer verlangt wird, wenn die Grenze im Westen, die bisher nur widerwillig hingenommen worden ist, jetzt freiwillig und feierlich anerkannt werden soll. Aber ebenso unrecht tut die Reichsregierung, wenn sie dies Empfinden einzuschläfern sucht, indem sie es so darstellt, als handle es sich bei der ganzen Sache schließlich um juristische Spitzfindigkeiten. Das glaubt sie ja selber nicht; nur läuft sie Gefahr, daß andere es ihr glauben, und wenn zu diesen anderen auch Frankreich gehört, dann ist das Unglück da. Das unausgesprochene Prinzip aller Politik ist immer noch: „Wasch mir den Pelz, aber mach mich nicht naß“. Es gibt aber Augenblicke, wo die Weltgeschichte als Waschfrau auftritt. Da ist es höchst verkehrt, die Opfer vorher wasserscheu zu machen. Denn dann bilden sie sich im entscheidenden Augenblick ein, sie sollten ertrinken, während sie nur gereinigt werden sollen. Vergleiche die Resolutionen der Deutschnationalen gegen die bevorstehende Konferenz über den Sicherheitspakt! Der Regierung Luther wird man die Ehrlichkeit ihrer Absichten nur glauben können, wenn sie sich endlich entschließt, dem Volk Schwimmunterricht zu erteilen, damit es sich in dem Reinigungsbade wohl fühlt, das für Europa und darüber hinaus die deutsch-französische Verständigung bedeuten wird.

Die Ruhrfeiern sind glücklich überstanden. Sie hätten schlimmer sein können. Die Berichte sind schrecklich langweilig; man könnte sie ebensogut für die verschiedenen Städte vertauschen wie die Festredner, und das kann nicht nur an den Berichterstattern liegen. Den Feiern fehlte das Reichsbanner. Nirgends hat man das besser gemerkt, als in Bochum, wo es dabei gewesen ist. Warum hat es sich ferngehalten? Sicher nicht aus Feindschaft

gegen den Reichspräsidenten. Denn den Standpunkt, den es noch beim Hindenburgeinzug einnahm, hat es aufgegeben, als es den Reichspräsidenten zu seiner Verfassungsfeier auf der Treptower Wiese in aller Form einlud und ausdrücklich seinen Respekt vor dem verfassungsmäßigen Haupt der Republik betonte. Hat das Reichsbanner aber nicht doch denselben Fehler gemacht, der auch der Reichsregierung und den Veranstaltern der verschiedenen Ruhrfeste nicht ganz unabsichtlich unterlaufen zu sein scheint? Hat es nicht vergessen, daß diese Feiern eine Ehrung der Bevölkerung durch die Regierung, ein Dank des „Retters" an die wirklichen Retter sein sollten? Das Reichsbanner hätte aufmarschieren sollen, um seinen Teil an diesem Dank einzuheimsen; nicht nur nach der Zahl seiner Mitglieder hätte es den größten Anspruch gehabt. Oder hat hinter diesem Entschluß allzusehr die sozialdemokratische Partei gestanden mit ihrer Verbitterung gegen das Kabinett Luther und ihrem Bedürfnis, die sanften Worte des Parteitages durch ein paar energische Handbewegungen zu ergänzen? Wahrscheinlich hat mancherlei zusammengewirkt, aber die Hauptsache war der Zorn gegen die Rechtsverbände, die bei diesen Feiern die Hauptrolle spielen wollten. Dieser Zorn ist verkörpert im ersten Vorsitzenden des Reichsbanners, dem Magdeburger Oberpräsidenten Hörsing. Er ist zwar ein ehrlicher, gerader, im besten Sinne klassenbewußter Mann; aber auch seine politischen Methoden verdankt er zum Teil seiner Schmiedelehrzeit, dem Hammerschwingen und Feuerschüren. Den Ansprüchen an Fingerspitzengefühl und Geschicklichkeit, die an den Führer drei Millionen Deutscher gestellt werden müssen, ist er nicht gewachsen. Heutzutage ist Politik ohne ein bißchen Diplomatie — der Methode, nicht der Gesinnung — einfach nicht zu machen. Hörsing aber gerät, obwohl er nicht nur klug, sondern auch schlau ist, politisch immer wieder ins Poltern. Schon erhebt sich ein Widerstand gegen den Ton und die Tendenz Hörsingscher Erlasse an die Reichsbannergenossen sowohl unter den Kameraden, die nicht Sozialdemokraten sind wie unter den Sozialisten, die im Reichsbanner einen Ansatz zu neuer besserer Parteibildung sehen. Dieser Widerstand gewinnt an Bedeutung, weil er auch von bürgerlichen Parteiführern unterstützt wird, die sich im Wahlkampfe mit dem Reichsbanner solidarisch erklärt haben und es jetzt mit der Angst bekommen. Bei der Art, wie das Reichsbanner organisiert ist, bedeutet aber Opposition eine Gefahr, wenn sie ohne Erfolg bleibt. Darum muß einmal darauf hingewiesen werden. Das Reichsbanner will die Verfassung schützen. Es hilft also nichts, es muß den Staat mit stützen. Nichts hat aber die Autorität der Republik so gestärkt, wie ihr erster außenpolitischer Erfolg, die Räumung der Ruhr. An ihr hat das Reichsbanner seinen ehrlichen Anteil. Darum hätte es nicht fehlen dürfen, als dem Verdienst seine — trotz allem durchaus republikanische — Krone aufgesetzt worden ist.

Vor ein paar Tagen ist in München Franz C r o n a u e r, einer der vielen Vergessenen der Rätezeit, tödlich verunglückt. Er war in den erregten Tagen von 1919 Vorsitzender des streng linksradikalen R e v o l u t i o n s t r i b u n a l s. Die „Vossische Zeitung" bemerkt dazu, er habe sich stets bemüht, den Angeklagten den Weg zur Freiheit zu ebnen; auch habe das Tribunal niemals ein Todesurteil gefällt. O Richter Haß, wie beschämt Sie dieser Fouquier-Tinville der Münchener Jakobiner! Er suchte den Angeklagten den Weg zur Freiheit zu ebnen? Wirklich? Nun, es ist klar, dieser Novembermann war nicht vom Bau, er stand dem Wesen der Juristerei mit kindlicher Unschuld gegenüber. Er sah ohne Zweifel wohl, daß in stürmischen Zeiten sehr leicht an einem Menschen etwas hängen bleibt, im Augenblick ein Verdacht sich zur Anklage verdichtet. Aber er war bedenkenvoll, schreckte zurück, der Raison des Rätestaates blutige Opfer zu bringen. Nein, er war kein Fachmann. Ein richtiger deutscher Richter packt die Sache ganz anders. Dieser Sansculotte war ein echtes Kind der deutschen Revolution, die so blutrot manifestierte und so unglaublich menschenfreundlich agierte. Man kann melancholische Erwägungen anstellen über die bayerischen Volksgerichte unter Eisner und Leviné und nachher unter Müller-Meiningen und Kahr. Gewiß, sie sind eine Revolutionsschöpfung, aber sie blieben zahm unter der roten Fahne, erst unter der blau-weißen wuchsen ihnen die Schneidezähne. Welch ein Unterschied überhaupt zwischen der Revolutions- und der Reaktions-Justiz! Erstere war erfüllt von humanitären Erwägungen, sie wickelte ihre Gegner in Watte, sie hielt die Gefängnistore weit geöffnet. Erst die Reaktion stellte den alten robusten Grundsatz wieder her: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Wobei es dann allerdings in der heiligen Raserei für die Gerechtigkeit gelegentlich vorkommt, daß ein gesundes Auge ausgerissen wird für einen leicht lädierten Backenzahn.

WICKHAM STEED (London)

DIE KRANKHEIT DER PRESSE

Wickham Steed, der frühere Chefredakteur der „Times", entwirft hier ein Krankheitsbild der englischen Presse. Manche der von ihm aufgezeichneten Symptome sind spezifisch englisch, aber die Krankheit selbst ist international.

Im letzten Monat führten Mr. St. Loe Strachey, der Herausgeber des „Spectator", und Sir John Foster Fraser von Lord Beaverbrooks „Evening Standard" eine lange Diskussion in der „Morning Post" über die Frage, ob die Presse reformbedürftig ist. In der Hauptsache beschuldigte Mr. Strachey die Presse, daß sie die Neuigkeiten zurechtkoche, um sie des Lesers Gaumen angenehm zu machen und daß sie nicht nach bestem Wissen und Gewissen „die Neuigkeit, die ganze Neuigkeit und nichts als die Neuigkeit" bringe. Der Jammer an der ganzen Sache, wie er sie sieht, ist, „daß unsere Zeitungen als Ganzes den ungeheuren Einfluß herausgefunden haben, den sie allein durch die Art, in der sie die Neuigkeiten präsentieren, gewinnen können."

In Erwiderung darauf behauptete Sir John Foster Fraser auf Grund seiner mehr als vierzigjährigen Erfahrung, daß die britische Presse von heute anständiger und mehr vom Geiste der Unabhängigkeit gelenkt werde, als je. Aber er erklärte, daß die Zeitungsleser es lieben, ihre Neuigkeiten in besonderer Art vorgesetzt zu erhalten, und daß Mr. Strachey, wenn er ein paar hundert Pfund zu verlieren übrig hätte, doch einfach eine Zeitung herausgeben möge, die „die Neuigkeit, die ganze Neuigkeit, nichts als die Neuigkeit" brächte. Keiner würde sie lesen. Dann forderte er Mr. Strachey auf, ganz bestimmte Stellen, an denen die Neuigkeiten verdreht werden, anzugeben und zu zeigen, „wo die unglückselige und ansteckende Krankheit" sitzt. Und Mr. Strachey antwortete:

> Lassen Sie mich gleich sagen, daß ich keinerlei Absicht habe, bestimmte Beispiele zu zitieren. Wenn Sir John Foster vergessen hat, daß es ein Gesetz über Schmähschriften gibt, — ich habe es nicht vergessen. Ich habe ganz und gar nicht die Absicht, zum Opfer eines halben Dutzend von Schmähschriftprozessen von seiten mächtiger Zeitungen gemacht zu werden — Prozesse, in denen ich, selbst wenn ich sie gewinne, durch die Kosten ruiniert würde!!

Indem Mr. Strachey es ablehnte, bestimmte Stellen zu nennen, vermied er, wie jeder Journalist weiß, nicht allein eine Anklage. Er war auch klug. Die Krankheit der Presse kann nicht durch bloßes Aufzählen oder selbst durch Behandeln der Symptome geheilt werden. Sie bedarf einer sorgfältigen Diagnose, bevor überhaupt ein Medikament verschrieben werden kann.

Vor kurzem entstand ein Meinungsstreit zwischen einigen Druckerorganisationen und verschiedenen Zeitungsbesitzern. Einige dieser Zeitungsbesitzer sprachen von sich als von den Führern einer „Industrie". Diese Bezeichnung ist heute viel berech-

tigter als sie es je zuvor in der Geschichte der Presse gewesen ist. Die großen Summen an Kapital, die ungeheuren Betriebsanlagen, die komplizierte Maschinerie und Organisation, die benötigt werden, um Zeitungen herzustellen und zu verkaufen, überschatten in solchem Grade das Gewerbe des Journalismus, daß „die Presse" wohl eher eine Industrie als ein Stand oder Beruf genannt werden muß. Ja, unter den Zeitungsleuten ist es jetzt fast ein Nachteil, bloß ein Journalist zu sein. Man sagt, wahrscheinlich mit Recht, von einem großen Zeitungsunternehmen, daß sein Verteilungsapparat so vollendet ist, daß es praktisch alles verkaufen könnte, was seinem Besitzer drucken zu lassen beliebte. Unter diesen Umständen haben bloße Journalisten alles zu schreiben, was diese Besitzer (die selber Journalisten sind und die sich rühmen, „Geschäftsleute" zu sein) wünschen, das gedruckt werde — oder anderen den Platz zu räumen.

Die wahre Krankheit ist: Daß nur eine dünne und ungewisse Beziehung zwischen der Wahrheit der Neuigkeiten, der Gesundheit der Ansichten und der Vorzüglichkeit des Stiles in einer Zeitung zu der Verbreitung dieser Zeitung unter dem großen Publikum besteht. Dafür ist teilweise das Publikum zu tadeln. Es verlangt Sensationen, nicht Ideen oder klare, gut ausgedrückte Gedanken; und ein „hübscher Mord" oder ein schmutziger Scheidungsfall, genau reportiert, wird einer Zeitung größere Verbreitung bringen als der geschickteste Artikel oder das unterrichtendste Auslandstelegramm. Nun ist aber die Verbreitung der Schlüssel zum „Erfolg" in der Zeitungsindustrie. Nicht etwa, daß Zeitungen nur durch die Verbreitung allein leben und prosperieren. Die Einnahmen, die aus dem bloßen Verkauf der Zeitungen stammen, werden, wenn man die Verteilungskosten und Kommissionen abzieht, wahrscheinlich nicht einmal die Hälfte der wirklichen Ausgaben für die Herstellung einer großen Zeitung bezahlen. Aber Verbreitung bedeutet Macht, die Inserate zu beherrschen; und es ist die Einnahme aus diesen Inseraten, welche das Defizit ausgleicht und einen Ueberschuß für die Belohnung der Besitzer abwirft. Deshalb betrachten neun von zehn Besitzern die Vertretung vom Standpunkte der Inserateneinnahmen und neigen immer mehr dahin, diejenigen, die für sie schreiben oder die sie mit Neuigkeiten versorgen, nach geschäftlichen Maßstäben zu beurteilen.

Der Journalismus als Beruf oder als Karriere, die günstige Möglichkeiten für den öffentlichen Dienst birgt, wurde auch durch wachsende Bedeutung — technisch und finanziell — seiner „mechanischen Seite" betroffen. Einige Prozesse in der Erzeugung moderner Zeitungen verlangen einen hohen Grad technischer Geschicklichkeit. Diejenigen, die sie ausführen oder überwachen, haben das Anrecht auf eine gute Zahlung. Andere Prozesse verlangen eine weniger hochgradige Geschicklichkeit, tatsächlich nicht viel größer als die eines Stenotypisten. Aber dank der Gewerk-

schaftsorganisation erzwingen die Leute, die die letzten Prozesse ausführen, Löhne, die doppelt so hoch sein dürften wie die Gehälter, die man der Majorität des Redaktionsstabes zahlt, und die dreimal so hoch sind wie die der Stenotypisten und erfahrenen Sekretäre. Diese Disproportion zielt darauf hin, die Berufung des Journalismus selbst niederzudrücken, von dem letzten Endes, man mag es nehmen wie man will, die „Zeitungsindustrie“ abhängt.

Die ganze Frage ist eine Frage des richtigen Ausgleichs. Selbstverständlich können es sich die Zeitungsbesitzer auch ihrerseits nicht leisten, unter Verlust Zeitungen herzustellen, bloß um des Allgemeinwohles (wie sie es auffassen) willen. Aber solange die Zeitungen nicht auf sich beruhende Geschäfte werden, das heißt, solange sie nicht ihren eigenen Weg selbst zahlen und dabei einen gewissen Nutzen ziehen, können sie nicht unabhängig sein.

Wenn sie nicht unabhängig sind, müssen ihre Verluste von irgendwoher gutgemacht werden, und diejenigen, die sie gut machen, werden wahrscheinlich für ihr Geld Werte verlangen in Formen, die dem allgemeinen Wohle schädlich sind. Eine gesunde Presse muß auf ihren eigenen Füßen stehen. In diesem Sinn muß sie ein „Geschäft“ oder eine „Industrie“ sein. Aber es ist ein feiner Unterschied zwischen dem Zeitungsgeschäft und anderen Geschäften. Es basiert auf einem ungeschriebenen Kontrakt mit dem Publikum, daß die Waren, die verkauften Neuigkeiten und Ansichten, anständig und nach bestem Wissen und Gewissen des Verkäufers ungefälscht sind. Gewiß, Kontrakte ähnlichen Inhalts bestehen auch zwischen dem Ladenhändler und dem Publikum. Es wird angenommen, daß die Seife oder der Anzug den sie verkaufen, von gesunder Qualität, jedenfalls unschädlich ist; und wenn sie der Fälschung überführt werden, erwarten sie Strafen. Aber die Fälschung von Neuigkeiten und Ansichten ist viel schwieriger zu entdecken als die von Gewürzen; und es besteht ein anerkannter Unterschied der sozialen Bewertung des Zuckerverkaufs und des Ideenverkaufs.

Der wahre Prüfstein für die Gesundheit der Presse liegt in der Beantwortung der Frage, ob sie in anständiger Weise ihren Kontrakt mit dem Publikum erfüllt und die Unabhängigkeit, die sie sich durch ihre Erfolge als Geschäftsunternehmung erworben hat, dazu benützt, das Publikum vor der Ausstreuung falscher Behauptungen oder verleumderischer Ansichten zu schützen. Wenn sie, während sie unabhängig zu sein scheint, nicht unabhängig ist; wenn sie, während sie für geschäftliche Erfolge arbeitet, ihre Unabhängigkeit dem Geldmacher opfert, ist sie nicht gesund und kann es nicht sein; und ihre Krankheit ist um so gefährlicher, als die großen Kapitalien, die notwendig sind, um mit bereits eingeführten Zeitungen zu konkurrieren, die Eigentümer solcher Zeitungen praktisch zu Monopolinhabern machen.

Es gibt wenig Angelegenheiten von allgemeinem Interesse, die

diese an Wichtigkeit übertreffen, obzwar das Publikum im allgemeinen nur wenig Notiz von ihr nimmt. Aber es gibt jetzt eine neue Art im Zeitungsgeschäft, die vor einigen Jahren noch nicht geahnt, in unerwarteter Weise das Publikum zu interessieren beginnt. Es werden jetzt zum erstenmal in großem Maßstabe Zeitungsaktien verkauft. Die Zeitungsfinanz beginnt deshalb eine Angelegenheit von allgemeinem Interesse zu werden.

Dieser Umschwung datiert seit dem Tode Lord Northcliffes. Mit allen seinen Fehlern war er doch zuerst und zu allermeist Journalist. Vor ihm und zu seinen Lebzeiten wurden Zeitungen gekauft und verkauft — manchmal ohne viel Rücksicht auf die Ueberzeugungen oder die Rechte derer, die geholfen hatten, sie zu „Wertgegenständen" zu machen —, aber diese Transaktionen hatten mehr den Charakter von privaten Geschäften als den von Versuchen eines Handels auf dem Markte zugunsten oder zum Nachteil des Publikums. Seine Nachfolger haben dies alles geändert. Sie haben das Publikum zum allgemeinen Partner gemacht; und obzwar gegenwärtig das Publikum, das diese Partnerschaft mit ihm eingegangen ist, daran zu profitieren scheint, würde doch ein Wahrsager dazu gehören, um zu sagen, ob die Investoren, die diese Zeitungsaktien behalten, die Gewinne sehen werden, die sie sich am Papier errechnet haben.

Im Lichte dieser Operationen beginnt die Krankheit der Presse, das heißt, ihre Verwendung als Quelle des Profits über die Grenze hinaus, die nötig ist, um ihre politische, moralische und finanzielle Unabhängigkeit zu wahren, ihren wahren Charakter zu enthüllen. Aber das Uebel zieht noch andere Folgen nach sich, wenn die Profite schon gemacht sind. Ueberladen mit Kapitallasten — obzwar das Kapital stark verwässert ist — und verurteilt, riesige Profite zu suchen, um diesen Verpflichtungen nachzukommen, beginnen die Zeitungen immer mehr und mehr heftig miteinander um die Verbreitung, die Annonceneinnahmen bedeutet, zu konkurrieren, den niedrigeren Appetiten des Publikums zu schmeicheln anstatt zu versuchen, es zu erziehen, und immer weniger und weniger von den großen Inserenten unabhängig zu werden. Die Inserenten sind nun einmal geradeso wie die Zeitungsfinanziers „Geschäftsleute". Sie wollen für ihr Geld Werte haben, und da ihr Geld für die Zeitungsmacher unentbehrlich ist, sind sie imstande, Bedingungen zu diktieren. Die Inseratensätze von Zeitungen mit großer Verbreitung sind hoch. Sie liegen etwa zwischen 500 bis 1 200 £ für eine Seite. Sollen die, die diese Sätze zahlen, im Ungewissen sein, ob ein solch hoher Aufwand ganz berechtigt ist, werden vielleicht ihre Zweifel durch den Vorschlag beseitigt werden, daß in Ergänzung der gezahlten Inserate und mit Hinblick auf die Vorzüglichkeit der inserierten Ware vielleicht eine kleine freiwillige redaktionelle Erläuterung hinzugefügt werden könnte, um die Wirkung des bezahlten Angebots zu steigern. Gegenwärtig sehen große Inserenten solche

redaktionellen Erläuterungen fast schon als ihr Recht an und bestehen sogar darauf. Sie können auch den Zeitungen ihre Unterstützung entziehen, die ihnen nicht ein wenig redaktionelles Marktgeschrei zur Verfügung stellen — wie sie erst vor kurzem gedroht haben, zu tun bei Zeitungen, die waghalsig genug waren, Unabhängigkeit dadurch zu zeigen, daß sie ungünstige Erläuterungen veröffentlichen, wenn ihnen diese Erläuterungen im öffentlichen Interesse berechtigt schienen. Zum Beispiel könnte keine Zeitung, die Stoffinserate hat, sicher sein, sie lange zu haben, wenn sie ihren Leserinnen empfehlen würde, Sparsamkeit in Stoffen zu üben. Aber der delikateste Teil der Zeitungsinserate ist wohl der, der sich mit Finanzprospekten und anderen Formen der Veröffentlichungen der Aktiengesellschaften befaßt. Berichte über Generalversammlungen werden jetzt viel inseriert, hauptsächlich, wie angenommen werden muß, um die Weisheit des Vorsitzenden einem weiteren Publikum als dem der Aktienbesitzer zu empfehlen. Nicht alle Gesellschaften, die ihre Versammlungsberichte inserieren, sind gut geleitet, aber die Fälle, in denen die Geschäfte dieser Gesellschaften in den Spalten der Zeitungen, die ihre Inserate veröffentlichen, scharf geprüft werden, sind nicht so häufig, wie die Umstände manchmal erforderten. Es gibt zwar ehrenvolle Ausnahmen, um so ehrenvoller, als es eben Ausnahmen sind, doch als Ausnahmen bestätigen sie die Regel.

Aber hinter all dem liegt eine größere Frage — die der Freiheit der Presse. Durch das ganze neunzehnte Jahrhundert, wenn nicht gar noch weiter zurück, galt die Freiheit der Presse für eine unentbehrliche Schutzwehr der öffentlichen Freiheiten. In jenen Tagen bedeutete dies Freiheit von willkürlicher Einmischung von seiten der Regierungen, so daß die öffentliche Meinung freie Kanäle des Ausdrucks und die öffentliche Stimmung ein Sicherheitsventil finden konnte. Jetzt haben sich die Verhältnisse so von Grund aus geändert, daß sie etwas ganz anderes bedeutet. Es ist wahr, daß in Ländern wie Spanien, Italien und Rußland, wo die Freiheit der Presse im alten Sinne nicht länger geduldet wird, die alte Betrachtungsweise noch gilt. Aber in England ist das Problem ein anderes. In der Theorie kann jeder, der einige wenige tausend Pfund zu verlieren hat, eine Zeitung von irgendeiner Art gründen und sie zur Propagierung seiner Ansichten benützen. In der Praxis wird er finden, daß er, solange er nicht imstande ist, viel mehr als einige wenige tausend Pfund zu riskieren und eine extensive Organisation zu schaffen, nicht imstande sein wird, die Ausbreitung seiner Zeitung zu sichern, nachdem er sie geschrieben und gedruckt hat. Selbst wenn die Ausgabeagenturen bewogen werden können, sie bei einem Rabatt, der höher ist als ein Drittel des Verkaufspreises, zu führen, werden ihre Lokalvertreter sie nicht ohne gewaltige Ueberredung und viel Debattieren zur Kenntnis des

Publikums bringen. Das britische Publikum hat nicht die Gewohnheit, direkt bei den Zeitungen oder den Zeitschriften zu subskribieren, und jede Zeitschrift, die einen besonderen Appell zur direkten Subskription an das Publikum richtete, würde sich die Feindschaft der Zeitungsverkäufer und des Verteilungshandels überhaupt zuziehen.

Das „freie Feld“ für journalistische Unternehmungen, das in der Theorie existiert, ist auf diese Weise in Wirklichkeit eng umschrieben; und wenn die Zeitungen ganz und gar oder hauptsächlich Geldmachmaschinen für ihre beherrschenden Eigentümer werden, hören sie auf, ihre wahren Funktionen zu erfüllen, wie sie aufgefaßt wurden zu einer Zeit, als „die Freiheit der Presse“ als eine der Hauptbedingungen der modernen liberalen Zivilisation gepriesen wurde. Ihre Freiheit ist weiter verstümmelt durch die fortschreitende Unterjochung der eigentlichen Journalisten unter die Geschäftsinteressen der Besitzer, für die sie arbeiten. Die Jahre des Studiums und der Erfahrung, die nötig sind, um einen kompetenten Journalisten zu schaffen, zählen weniger und weniger, je mehr sich diese Verhältnisse entwickeln. Die Charakterstärke, die er braucht, um korrumpierenden Einflüssen zu widerstehen, wird für ihn ein positiver Nachteil. Der Weitblick, dessen er bedarf, um letzte Ergebnisse und die verborgenen Wahrheiten mitten im Wirrwarr der Episoden, die zum Amüsement und zur Anlockung des Publikums aufgetischt werden, zu sehen, ist tatsächlich nur dazu angetan, ihn für sein Werk zu disqualifizieren, da ein Journalist, der sechs Monate voraussehen kann, ärger als nutzlos ist als Diener einer Geldmachmaschine, die die „Sensation“ der Stunde ausbeutet. Zeitungen atmen den Geist der Männer, die sie machen; und wenn die Männer, die sie machen, erkennen, daß ihr Weg zur Beförderung und ihre beste Chance ihre Stellung zu sichern von ihrer Geschicklichkeit abhängt, das Auge des Publikums zu reizen und sein Ohr zu kitzeln, damit Inserate auf große Verbreitung rechnen können, so wird ein Teil dieser Männer diesen Weg einschlagen und die Chance ergreifen, ein großer Teil aber wird sobald als er kann, den Rücken kehren einem Handel, den er versehentlich für eine Berufung gehalten hat.

Wo ist die Arznei, wenn es überhaupt eine gibt, für diesen Stand der Dinge? Sicherlich gibt es da nicht ein besonderes Heilmittel, eine Panazee. Selbst wenn alle Zeitungen unter die Schutzwachen gestellt würden, welche der Major Hon. J. J. Astor M. P. für die Erhaltung der „Times“ als einer der nationalen Institution bestellt hat, könnte die Krankheit der Presse nicht geheilt werden. Eine geschützte Abschließung vor rauhen Winden könnte die Männlichkeit der Presse als Ganzes nicht fördern. Das Heilmittel oder die Heilmittel müssen in anderen Direktionen gesucht werden. Eines kann im Radio gefunden werden, welches die Nachrichten ohne Inserate in wachsendem Maße in Millionen Häuser bringt und

einen Nachrichtendienst unter billigeren Bedingungen und in größerem Umfang als sie irgendeine Zeitung bieten kann, liefert. Das muß mit der Zeit dahin führen, die Bedeutung gesunder Ansichten in den Zeitungen in den Vordergrund zu rücken und das Gleichgewicht zwischen Ansichten und Nachrichten, das die populäre Presse verloren hat, wiederherzustellen. Ein anderes Heilmittel, schmerzlich, aber heilsam, kann in der schrittweisen Deflation des Zeitungskapitals gefunden werden und in der Entwicklung eines Zeitungstypus, der weniger von den Inserenten abhängig ist, weil er ökonomischer hergestellt wird. Noch ein anderes Mittel könnte von der Stärkung der Berufsorganisationen der arbeitenden Journalisten kommen, obzwar in einem Berufe, zu dem die Individualität eine große Rolle spielen sollte, effektive Vereinigungen äußerst schwierig sind. Aber die Hauptarznei muß von den Führern und unabhängigen Erziehern der öffentlichen Meinung kommen. Männer des öffentlichen Lebens sind nicht mehr ganz von der Gnade der Zeitungspresse abhängig. Sie können zu Millionen direkt durch das Radio sprechen. Sie können Maßstäbe aufstellen, die die Zeitungsbesitzer unter dem Druck der öffentlichen Stimmung annehmen müssen. Keine Sorgfalt kann zu groß sein, und keine Schutzmaßnahme zu gering, um die Unabhängigkeit des Radio zu gewährleisten. Jede Art von Zensur der Presse muß mißbilligt werden. Aber sobald die Presse ihre Mission der Belehrung und Erziehung des Volkes zum Geldmachgeschäft prostituiert, muß diese Mission durch andere Mittel ausgeführt werden. Und eines Tages könnten die Zeitungsbesitzer dahingebracht werden, zu erkennen, daß bloßes „Geschäft“ sich nicht auszahlt.

Alles in allem: Die Gesundheit des Geistes der Oeffentlichkeit steht auf dem Spiele; und es ist von wesentlicher Bedeutung, daß der Geist der Gesellschaft keiner überragenden Befehlsgewalt unterworfen ist. Gegenwärtig ist der Einfluß, den die britische Presse ausübt, nicht gut ausbalanciert. Der größere Teil hat Experimenten in anderen Ländern Beifall gezollt, die diametral entgegengesetzt sind den Bedingungen eines geordneten Fortschritts und dem Respekt vor dem Gesetze hier und dort. Mit wenigen Ausnahmen haben die führenden englischen Blätter die einfache Tatsache ignoriert, daß es heißt, Gewalt im eigenen Lande zu ermutigen, wenn man eine scheinbar erfolgreiche Gewalt in Freude lobt; und es liegt ein grimmer Humor in dem Umstand, daß Zeitungen mit einer Auflage, die in die Millionen geht, die Ungesetzlichkeit bei der Verteidigung von Kapital und Besitz gepriesen haben, während die Finanzoperationen ihrer Besitzer bei uns im Lande eine greifbare Probe von den Mißbräuchen geben, zu denen das kapitalistische System führt. Wenn die Sozialisten eine Aufmunterung zu ihrer antikapitalistischen Kampagne brauchen, sie können sie sicher in der neueren Geschichte der britischen Zeitungsfinanz finden.

Dransfelds Beförderung in die Provinz.

Seit 1919 war der westfälische Zentrumsmann Dransfeld Landgerichtsdirektor in Berlin; nur kurze Zeit Vorsitzender in einer Ehescheidungskammer, die längste Zeit Strafrichter in Moabit. Dort war ihm mehrfach die Leitung der außerordentlichen Gerichte übertragen, die in der Nachkriegszeit zur schnellen Aburteilung einzelner Verbrechen gebildet wurden. Seit der Neuordnung der Strafgerichte im Frühjahr 1924 war er stellvertretender Präsident beim Landgericht 3 in Moabit, als solcher gleichzeitig Schwurgerichtsvorsitzender. Wer zählt die Zuchthaus- und Gefängnisjahre, die Dransfeld verhängte? Er hat den Ruhm, durch seine Unterschrift die Zuchthausurteile gegen den sozialistischen Stadtrat Eggert und den praktischen Arzt Dr. Koch wegen Meineides zu decken. Unter seiner Leitung verurteilten die Geschworenen den Schlächtermeister Enke zu einer dreijährigen Gefängnisstrafe für ein Eifersuchtsattentat, das in Frankreich, Italien oder in unserem alten Schwurgericht straflos geblieben wäre. Folgt solcher Rechtsprechung Belohnung oder Mißbilligung? Der Januskopf der Justizverwaltung vereint beides in seinem Spruch: „Landgerichtsdirektor Dransfeld in Berlin wird zum Landgerichtspräsidenten in Oels ernannt.“ Bei diesem zu den kleinsten Preußens gehörigem Landgericht hat er niemand mehr über, wenige nur noch unter sich.

Erschlichener Rechtsmittelverzicht.

Nach Beendigung einer Strafgerichtsverhandlung erster Instanz war vom Vorsitzenden die Frage an den Verurteilten zu hören: „Sind Sie mit dem Urteil zufrieden?“ darauf die Antwort: „Ich kann ja nichts anderes machen“. Sie wurde ohne weiteres als Verzicht auf Rechtsmittel angesehen und das Urteil unwiderruflich damit rechtskräftig; das nachträgliche Vorbringen des Verurteilten, ihm sei die Tragweite seiner Erklärung unbekannt gewesen, hatte keinen Erfolg und konnte ihn auch nach der ständigen Rechtsprechung der höchsten Gerichte nicht haben. Wenn sämtliche Prozeßbeteiligte auf Rechtsmittel verzichten, braucht der Richter sich nicht die Arbeit zu machen, sein Urteil nachträglich eingehend schriftlich zu begründen. Es genügt sodann nach der Strafprozeßordnung eine Bezugnahme auf den Eröffnungsbeschluß, dessen Wortlaut sich fast ausnahmslos mit dem der Anklage deckt. Diese Arbeitsersparnis veranlaßt viele Richter, nach der Urteilsverkündung die Frage des Rechtsmittelverzichts zu berühren. Dies darf jedoch nur dann zulässig erscheinen, wenn sie den Verurteilten gleichzeitig darüber belehren, daß er noch weitere Instanzen hat, und diese zu einem gänzlich anderen Urteil als dem von ihnen selbst gefällten kommen können. Vielen Angeklagten, die keinen Verteidiger haben, ist der

Rechtsgang mit seinen Einzelheiten völlig unbekannt, sodaß sie auf Rechtsgarantien verzichten, die ihnen verschwiegen worden sind. Eine ganz besondere Bedeutung hat der Rechtsmittelverzicht für Verurteilte, die vorher in Untersuchungshaft waren. Legen diese ein Rechtsmittel ein, das von der höheren Instanz verworfen wird, so sitzen sie in der Zeit zwischen erster und zweiter Hauptverhandlung wochenlang in Untersuchungshaft, ohne ein Recht auf deren Anrechnung zu haben; denn die Strafverbüßung beginnt erst mit der Rechtskraft des Urteils. Wenn der erstinstanzliche Richter, wie dies häufig in letzter Zeit zu beobachten war, bei seiner Urteilsfällung nicht den Haftbefehl aufhebt, so übt er auf den Angeklagten damit einen Druck hinsichtlich des Rechtsmittels aus. Dieser will sich — und dies bei dem Glücksspiel unseres derzeitigen Strafprozesses mit Recht — auch bei einem Fehlurteil nicht in die Lage begeben, wochenlang in Untersuchungshaft zu sitzen, ohne daß diese womöglich später bei der Strafzeit in Betracht gezogen wird. Die neue Strafprozeßordnung hat deshalb zu bestimmen, daß die Untersuchungshaft, die sich ja von der Strafhaft praktisch kaum unterscheidet, stets auf diese anzurechnen ist. Schon jetzt aber muß jedem Richter von der Justizverwaltung vorgeschrieben werden, den Verurteilten über die ihm zustehenden Rechtsmittel und deren Anwendung sachgemäß zu belehren.

Der preußische Strafrechtsbetrieb im Jahre 1924.

Bei den Staats- und Amtsanwaltschaften wurden 1 788 000 Anzeigesachen erledigt, 41 v. H. davon waren so unbegründet, daß die Staatsanwaltschaft sie zurückwies oder die Einstellung des Verfahrens beantragte.

Vor den Amts-, Schöffen- und Schwurgerichten hatten sich 641 000 Personen in erstinstanzlichen Hauptverhandlungen wegen strafbarer Verfehlungen zu verantworten; 456 000 wurden davon verurteilt, 185 000 freigesprochen.

Je mehr Laienrichter in einer Verhandlung mitwirken, um so größer ist die Wahrscheinlichkeit der Verurteilung; es wurden nämlich von den Angeklagten verurteilt: Vor dem Amtsrichter (ohne Schöffen) 70 v. H.; vor dem Schöffengericht (2 Schöffen) 77 v. H.; vor dem Schwurgericht (6 Schöffen) 81 v. H.

Dessen Bedeutung ist durch die Neuordnung der Strafgerichte im Jahre 1924 stark eingeschränkt, da eine Anzahl der früher zu seiner Zuständigkeit gehörigen Verbrechen, wie z. B. Raub und Münzverbrechen, jetzt vom Schöffengericht abgeurteilt werden. Die Zahl der Schwurgerichtsverhandlungen in Preußen ist deshalb auf 1417, also kaum die Hälfte derer im Vorjahre zurückgegangen.

Ueber Richter und Staatsanwälte sind 33 000 Beschwerden eingegangen, wieviel davon Erfolg hatten, wird der Oeffentlichkeit nicht verraten. 33 000 Beschwerden!

Die Wielandsage ist Gerhart Hauptmann lange nachgegangen. Schon in den neunziger Jahren entstand der Entwurf des „Veland“, im dritten Kriegsjahr wuchs er sich zu dem Bruchstück aus, das im zwölften Bande der Gesammelten Werke Hauptmanns zu finden ist, und endlich, vor drei Jahren, angeregt durch freundliche Beurteiler des Torsos, wurde die Tragödie zu Ende gedichtet. Das Hamburger Schauspielhaus, den Tag seines fünfundzwanzigjährigen Bestandes feiernd, lud zu diesem etwas düsteren Fest ein. Eine Hauptmann-Uraufführung, das bedeutet herbeieilende Gäste aus allen Teilen des Reichs. Allein der D-Zug aus Berlin spie in Hamburg ein Dutzend Kritiker aus.

Eine Arbeit, die dreißig Jahre mit ihrem Schöpfer herumging, steht unzweifelhaft mit den Wurzeln seines geistigen Wesens in Zusammenhang. Diese lange getragenen Schöpfungen sind ihrem Vater besonders teuer, aber die schwer geborenen Werke sind nicht die schnell erobernden und nicht die schnell beglückenden. Auch der „Veland“ Hauptmanns, ein unheiteres, geheimnisreiches, mit blutigen Grausamkeiten angefülltes Werk, wird keinen im ersten Schwunge erobern. Man muß um diese Dichtung beharrlich werben; ergibt sie sich dann wenigstens?

Wer Hauptmann liebt, wird in dies Werk zu dringen versuchen. Sicher hat die alte Wielandsage Hauptmann im empfindlichsten Punkte seiner Phantasie angerührt. Der Schmied, der in seiner Höhle fronen muß, damit andere sich an dem Schmuck ergötzen, den er im Finsteren gehämmert hat, der Schmied, dem die Sehnen an Ferse und Knie durchschnitten wurden, damit er der Hölle seines Frondienstes nicht entlaufen könne, der Schmied seines Schicksals, der am Ende, da er nicht gehen kann, mit selbstgeschmiedeten Flügeln seinem Sklavenjammer entfliegt — man begreift, daß der Dichter der „Weber“ der Entwerfer des „Wieland“ wurde. Nicht nur das Befreiungsmotiv des „Wieland“ lockte Hauptmann, auch die Grausamkeit der Sage. Merkwürdig, daß dieser mildeste Dichter immer wieder von sadistischen Vorgängen angelockt wird, man denke an die Mißhandlungen des Hannele, an die schrecklichen Leiden, die Ottegebe auf sich nimmt, an die Qualen, die der gebärenden Griseldis zugefügt werden, an die zarte, leichte Pippa, die in guter Laune mit einem kleinen Lederriemchen losschlägt, man denke an die höllischen Martern, die dem Weißen Heiland zugefügt werden. Und es gibt Werke Hauptmanns, die nur deshalb in der Schublade liegen, weil sie von Grausamkeiten strotzen. Hier nun kann Hauptmann, auf die Edda gestützt, seinen Grausamkeitsrausch austoben. Der Wieland der Sage tötet die Söhne Nidungs, des Fürsten, und schwängert seine Tochter. Es gibt schon in der Sage eine gewisse Wollust der Grausamkeit:

„Da schnitt deinen Kindern die Köpfe ich ab
Und steckte die Füße fort untern Fangtrog,
Aber die Schädel unter dem Schopfe
Faßt ich in Silber und sandte sie Nidung,
Macht aus den Augen Edelsteine
Und schenkte sie Nidungs schlauem Weib,
Zuletzt mit den Zähnen der Zweie ziert ich
Noch für Bathilden ein Halsgehäng:
Und Bathilde, euer beider
einz'ge Tochter, trägt ein Kind."

Gerade diese Bilder der Rache hat Hauptmann in noch grelleren Farben ausgemalt. Die Königssöhne, in Wielands Höhle aus Neugier getrieben, sind sanftmütig, kindgütig, ahnungslos. So heiterlieb, daß Wieland einen Moment lang das Heulen ankommt, aber er ermannt sich oder vielmehr, er ertiert sich und schlachtet die seligen Knaben, setzt ihr Blut, ihr zuckendes Herz, ihre Hirnschale dem Vater vor. Hauptmann genügt es auch nicht, daß die Tochter ein Kind Wielands trägt, nein, sie muß sich vor den Augen des Bräutigams und des Vaters nackt vor Wieland erniedrigen, die Königstocher muß, nackt, die gehorsamste Magd, die willige Metze des hinkenden Untiers werden. Diese Grausamkeiten malt Hauptmann mit Lust, und deshalb sind diese Szenen der feurigste, farbigste Teil des Werkes. Der Typus der dienend liebenden Frau, den hier Bödwild, die zu Wieland verirrte Königstochter, repräsentiert, ist aus der Hauptmannschen Frauen-Galerie. Käte Vockerath diente dumpf, Ottegebe nahm den Aussatz freudig auf sich, Griseldis wusch die Treppe im Schloß des Geliebten. Hier schmiegt sich Bödwild, anfangs königlicher Verachtung voll, gelähmt, geduckt, bezaubert, zu Füßen Wielands, des verletzten Proletariers. Ja, die Renegatin will an Wielands Rachefest gegen Vater und Vaterland jauchzend teilnehmen, aber Wieland entschwingt sich auch ihr auf feurigen Flügeln, prometheischer Mission zu, nicht in ein Paradies, sondern in ein erhöhtes Arbeitsland. Er muß auch als Erlöster tätig sein.

„Dem Volk der Fröner Gutes, Böses ihm
Und Jedem, der vom blut'gen Schweiß des Knechtes lebt,
Allvater und den Seinen."

Er ist der germanische Rebell, der so, den Hammer in der Faust, nicht philosophiert, sondern agitiert.

Dennoch wäre es ganz falsch, wollte man meinen, die Wielandtragödie Hauptmanns wirke rebellisch-agitatorisch. Dazu ist sie viel zu abhängig von der alten Sage, zuviel Geistererscheinungen und Sagen-Unwirklichkeit dämpfen den Stoff. Der „Wieland" ist kein frisch ins Volk geworfenes Werk, er ist ein jahrzehntelang gestickter Gobelin, auf welchem Motive aus einer ewigen Freiheitssage eingewirkt sind. Die Hamburger Patrizier, die am Sonnabend

alle Logen des Schauspielhauses füllten, spürten keine Abneigung gegen den rebellierenden Schmied, die Sage distanzierte, und so saßen sie den ganzen Abend ziemlich steif und hochachtungsvoll da. Sie fühlten: Das muß die hohe Kunst sein, denn uns geht die Sache eigentlich gar nichts an. Es spricht gegen Hauptmanns Werk, daß kein Zuschauer diesen Sagen-Wieland in die Gegenwart übersetzte. Wären Wielande von heute im Theater gewesen, sie hätten den Trimeter sprechenden, im Blute watenden Schmied auf der Bühne nicht als Genossen gefühlt. Das ist der Vor- und Nachteil der sinngebenden Bearbeitungen aller Mythen. Historische Luft, historisches Kostüm entfernen alle Gegenwartsbeziehung, die Figuren werden durch die Sage entblutet, das verkleidete Problem wirkt unproblemhaft. Es bleibt nur das artistische Behagen des Gobelin-Beschauers, alle Unmittelbarkeit des Gefühls verflüchtigt sich, die Dichtung geht nicht ins Blut des Hörers, es entstehen vornehme, aber kühle artistische Wirkungen.

Ist es ein Zufall, daß diese Dichtung von sehr viel Harfen- und Flötenspiel unterbrochen wird? Ein Akt schließt mit Chorgesang hinter der Bühne. Der gebildete Zuschauer erinnert sich (mitten in tragischen Szenen), daß Richard Wagner einen Entwurf zu einer deutschen Oper „Wieland" hinterlassen hat. Es gibt Augenblicke, wo man auch diesen „Veland" für den ausgeführten Entwurf zu einer deutschen Volksoper hält. Vielleicht könnte dem Werke durch einen großen Musiker geholfen werden? Dann müßte die Figur, die Hauptmann in den alten Gobelin neu eingewirkt, die Gestalt eines jungen Hirten, der die milde Weise eines naiven Christentums singt, in den Vordergrund gerückt werden. Die Flöte dieses Hirten ruft nach dem Komponisten.

Am Ende der Vorstellung, die als Theateraufführung so schlecht war, daß ich mich gar nicht ins Detail einer Besprechung einlassen will, erschien Gerhart Hauptmann, weißhaarig, glücklich, den Kopf zu den Sternen. Dieses Schauspiel im Schauspiel war der schönste Augenblick des Abends. Alle Leute, die den „Veland" angehört, haben sich, seien wir ehrlich, achtungsvoll gelangweilt. Wahrscheinlich hätte ein der Figur des „Veland" halbwegs gewachsener Darsteller, wenigstens in den höchsten Szenen, Leben in die Herzen gebracht. Aber wie groß ist der Sieg Hauptmanns über die Deutschen, daß sie drei Stunden angestrengt lauschend dasaßen, sich nicht zu regen wagten und am Schluß doch, von der edlen Erscheinung Hauptmanns hingerissen, in eine Huldigung von höchster Freudigkeit einstimmten! Ja, das ist der höchste Gipfel des Ruhmes, den eine Nation zu vergeben hat: Begeisterung für einen Dichter, auch wenn man sein Werk nicht begriffen, auch wenn sein Werk uns nicht ergriffen hat. Die Jubelnden hatten recht. Hauptmann ist mehr als sein „Veland", der Schöpfer reicher als sein Geschöpf.

In diesen Tagen feierte das Hamburger Schauspielhaus seinen 25. Geburtstag. Berliner Kritiker, die zum Fest herbeigefahren kamen, schrieben nachher sichtlich enttäuscht, klagten, Schauspielkunst von vorgestern gefunden zu haben, leeren Pomp der Sprache und Gebärde, mit einem Wort: — Hoftheater.

Dabei war die Gründung dieser Bühne um die Jahrhundertwende eine mutige, rebellische Tat. Ihre kurze Blüte und rapider Verfall ist verknüpft mit dem Namen des Barons Alfred von Berger, dem wieder dieses Hamburger Theater zum Schicksal wurde. Das Fatum hat sich mit ihm seltsame Umwege erlaubt: er wurde in Hamburg Theaterdirektor, um die Wiener Hofburg zu erobern. Der heutigen Generation dürfte der eigenartige Mann völlig entschwunden sein. Ein paar Novellen von ihm reichen vielleicht über den Tag hinaus.

Es war ein großes Erstaunen in Hamburg, als sich ihnen der neue Theatermann präsentierte: ein Wiener Literaturprofessor, bisher Sekretär des Burgtheaters, dazu Gatte einer gefeierten Schauspielerin, der ewigen Naiven dieses ehrwürdigen Instituts. So, wie sich die guten Hanseaten einen Professor vorstellten, sah der fremde Herr allerdings nicht aus. Eine ungeschlachte Cyklopengestalt mit einer unglaublich dicknasigen Nilpferd-Physiognomie. („Bin ich wirklich so häßlich?“, soll er zu Liebermann gesagt haben, als er sein Porträt betrachtete.) In diesem Hünen aber wohnte ein graziöser, südlich-lebendiger, komödiantisch vagabundierender Geist. Diese Hände, die eines Preisringers, waren nicht gewohnt zu kämpfen, sondern diplomatisch zu glätten, genießerisch zu liebkosen. Das Seltsame geschah: der Wiener Improvisator eroberte Hamburg kampflos; nein, er verführte, behexte es.

Sicherlich war er ein Nachfahre der großen Theaterdespoten, der Laube und Dingelstedt, die gleich ihm von der Literatur herübergeweht kamen, aber was ihn unterschied von diesen, war der Mangel an Arbeitsernst, die Geneigtheit zu allen und jeden Konzessionen. Er schmeichelte den Konservativen mit breiten, gewichtigen Klassikeraufführungen, den Jungen mit Ibsen und Hauptmann, dem großen Publikum mit jedem neuen Blumenthal, mit 300 Aufführungen von „Alt-Heidelberg“; mit dem Neuengagement anmutiger Aktricengesichter hielt er den Aufsichtsrat bei Laune . . . Er war ein Teufelskerl. Niemals ist einem künstlerischen Menschen das greuliche Hamburger Klima leichter geworden. Er war der populärste Mann. Er machte mit einer Berührung das essigsaure Patriziat zuckersüß, Wilhelm II. favorisierte ihn, aber auch die roten Gewerkschaften feierten ihn als einen mutigen Kämpfer der Aufklärung gegen künstlerische und geistige Reaktion. Wahrscheinlich hatten sie alle recht.

Prestigiateur? Fragt man sich heute nach dem Warum dieses

Erfolges, wird die Antwort ziemlich schwer. Mit scharmanter Beredsamkeit, gesellschaftlichem Tausendkünstlertum läßt sich schließlich zehn Jahre ein Salon beherrschen, aber nicht eine Stadt, und was für eine Stadt! Wahrscheinlich erklärt sich das alles nur aus den Hamburger Theaterverhältnissen, wie er sie vorfand und die allerdings ins Aschgraue gingen. Als Regisseur brachte er nur mit, was er an der Wiener Hofburg gesehen hatte, was in den großen Tagen Brahms, in Reinhardts Werdejahren bereits ein Stück glänzende Vergangenheit wurde. Vergangenheit, ja, aber den Glanz, den wußte er zu bannen und mit dem natürlichen Genie eines geborenen Hexenmeisters auf neuem Grunde neu strahlen zu lassen. Und wenn das alles auch nur farbiger Abglanz war, er war in Hamburg der nach Thule verschlagene Phäake, der die anmutigen Künste des Südens lehrte. Wenn sein dekoratives Talent Makartstil war, vor ihm hatte, um im Bilde zu bleiben, tristester Piloty geherrscht. Er brachte die Freude an der Farbe ins Theater, den bunten, lustigen Aufzug, er machte aus jeder Neuaufführung ein Fest mit leuchtenden, lachenden Hintergründen. Wenn das alles auch nur Kulissenzauber war, schnell verblassend, die biedern Hanseaten, die mit der Ziehharmonika groß geworden waren, lernten von ihm die Flötentöne. (Im Thaliatheater begann um 1905 ein junger Regisseur, Leopold Jessner, Ibsen zu spielen. Ganz schlicht und innerlich, wie man so etwas bei Otto Brahm machte.)

Alfred von Bergers Ausgang ist nicht ohne Tragik. Hamburg war ihm immer nur Zwischenstation gewesen, die Probeleistung, sein Ziel war die Hofburg. Bei jeder Schlenther-Krise wurde sein Name genannt. Die Jahre gingen, er wurde nervös, zehrte sich im Warten auf, kümmerte sich weniger und weniger um seine Direktorenpflichten. Unter seinen Augen entwickelte sich ein munterer Schlendrian. Schließlich kam die große Stunde, aber ein kranker Mann ging an ein krankes Institut. Er hatte die Wiener Künste nach Hamburg gebracht und prosperiert, aber was er nach Wien brachte, das waren schließlich nur die Hamburger Künste. Und das war für 1910 zu wenig. Der alte Zauberer mochte die Magie entweichen fühlen, er wurde matt, er erlaubte der Krankheit, die jahrelang an ihm gefressen, die er mit ungeheurer Anstrengung zurückgedrängt, Fortschritte zu machen. Eines Tages legte er sich hin und starb schnell.

In der Hamburger Galerie hängt sein Bild von Liebermann. Da sitzt er vornübergeneigt, breitschultrig, schmerbäuchig, dicklippig, die Nilpferdnase phantastisch häßlich, eine Zigarre in den Fingern zerknautschend. Wie vital wirkt das alles. Seltsam, daß nicht nur dieser überlebendige Mensch dahin ist, sondern auch sein Theater müde, grau und verstaubt daliegt, wie ein einstmals leuchtender Makart, den man zusammengerollt ins Magazin geschoben hat Ja, sein Schauspielhaus ist ein Theater der Alten für die Alten

geworden. Spielt nicht in Hauptmanns „Veland“ ein Nestor der Schauspielkunst den blutjungen Hirten? Nichts ist von Alfred von Berger jung geblieben als sein Bild.

Wer aber seine Blütezeit erlebte, wird gern Zeugnis ablegen, daß er für ein paar Jahre eine hoffnungslos unmusische Stadt froher und festlicher gemacht hat.

F. M. DOSTOJEWSKIJ

BRÄNDE UND BRANDSTIFTER

In den letzten Jahren wurden in Rußland bei der Durchforschung der unter dem Zarenregime selbst Historikern von Ruf unzugänglichen Staatsarchive eine ganze Reihe literarhistorisch wertvoller Dokumente zutage gefördert. So wurde von dem Moskauer Universitätsprofessor M. Lemke ein Artikel Dostojewskijs „Brände und Brandstifter“ aufgefunden, den dieser im Juni 1862 für die Zeitschrift „Wremja“ schrieb, der jedoch von der damaligen Zensur nicht durchgelassen wurde. Der Artikel ist gerade jetzt von besonderer Aktualität, da der Verfasser in ihm unter Entfaltung der für ihn kennzeichnenden Dialektik das Phänomen der Brandstiftung behandelt, das jetzt die Oeffentlichkeit so sehr beschäftigt.

Welche entsetzlichen, aufregenden Worte! Wie beängstigend wirkten sie auf jedermann, wirken sie noch heute auf viele! Es ist hierüber unter dem Einfluß der unvermeidlichen Aufregung viel gesprochen und geschrieben worden. Nun ist gottlob schon ein Monat verstrichen, seit wir von dem Mißgeschick erlöst wurden, die unheilverkündenden Alarmsignale auf den Feuertürmen zu sehen. Jetzt ist es an der Zeit, unvoreingenommen und kalten Blutes, sine ira et studio, dieses Phänomen zur Sprache zu bringen.

Einige verknüpfen dies Ereignis* mit dem kurz vor ihm erfolgten Erscheinen der empörenden Spottschrift unter dem Titel „Das junge Rußland“. In diesem Flugblatt wurde das Herannahen einer neuen Ordnung verkündet, die auf der Abschaffung der Religion, des Eigentums und der Familie beruhen sollte, während als Methode für die Einführung einer solchen Ordnung ein allgemeines Blutbad und eine vollständige Ausrottung aller derjenigen vorgeschlagen wurde, die mit diesen Ideen nicht sympathisieren. Da nach dem Erscheinen dieses Flugblattes die Brände begannen, erschien es einigen Leuten als auf der Hand liegend, daß die Brände von der Partei oder dem Kreis jener Leute angestiftet würden, die das Pamphlet unter der Ueberschrift „Das junge Rußland“ verfaßt und verbreitet hatten.

Eine solche Annahme möchte uns auf den ersten Blick als begründet erscheinen; sobald wir aber die Sache einer etwas aufmerksameren Betrachtung unterziehen, werden wir finden, daß sie auf ziemlich unsicherem Untergrund ruht.

Waren die Petersburger Feuersbrünste in der Tat ein

---

* Nämlich die Feuersbrunstepidemie in Petersburg im Anfang der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts. Anm. d. Uebers.

Phänomen, das — seinen Symptomen nach — ausschließlich und unmittelbar von dem Erscheinen des empörenden Pamphlets abhing, und hätte es nicht in derselben Form eintreten können, wenn dieses Pamphlet überhaupt nicht erschienen wäre?

Die Petersburger Brände gehören ihren Symptomen nach zu jenen zahllosen — wenn man sich so ausdrücken darf — Epidemien, die einen der charakteristischen Züge unserer Geschichte von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart bilden. Diese „Epidemien", wie wir sie nennen, spielten sich gewöhnlich folgendermaßen ab: es lodert plötzlich eine Feuersbrunst auf, auf diese folgt eine zweite — es verbreiten sich Gerüchte über Brandstiftung; die Volksphantasie erfindet die Motive, von denen die Brandstifter sich angeblich leiten lassen, die Brände mehren sich; es gehen schon vorher Gerüchte um, daß an dem und dem Ort und zu der und der Zeit eine Feuersbrunst ausbrechen werde — und eine solche tritt zuweilen auch ein; manchmal werden Zettel untergeschoben, auf denen eine Feuersbrunst für einen bestimmten Ort angesagt ist; die Einwohner werden von panischem Schrecken befallen; die Brände mehren sich, darauf kommen die Einwohner wieder zur Besinnung und beginnen ihre Häuser energisch zu bewachen: die Feuersbrünste hören auf. Die angerichteten Verheerungen, die selbstverständlich von den natürlichen, zur Ausbreitung des Feuers beitragenden Wetterverhältnissen abhängen, pflegen in einem solchen Falle stets der Dauer der Bestürzung und Unruhe, die sich der Gesellschaft bemächtigen, proportional zu sein. Je schneller die Einwohner tätig eingreifen, mit desto mehr Erfolg retten sie ihren Besitz.

Feuersbrunstepidemien mit solchen Symptomen haben schon viele unserer Gouvernements- und Kreisstädte heimgesucht. Mögen die Einwohner dieser Städte sich die Vergangenheit ins Gedächtnis zurückrufen, und sie werden vermutlich dasselbe sagen wie wir. Bei den Bränden von Kasan, Tula, Kostroma, Samara, Saratow, Orjol usw. usw. verhielten sich die Dinge ebenso.

Ich lebe nun schon das fünfte Jahrzehnt auf der Welt und bin mehr als einmal Zeuge solcher Feuersbrunstepidemien gewesen. Ich entsinne mich noch an die Zeit, als ich in einer von unseren im Innern des Landes gelegenen Städten die Schule besuchte: Ende August begannen Brände, die Einwohner wurden von Schrecken befallen, die Brände mehrten sich — es ereigneten sich an einem Tage fünf, sechs Feuersbrünste; das Volk hatte aus irgendeinem Grunde die Juden im Verdacht, die jedoch die Stadt nicht als ständigen Wohnort benützen durften; man sprach damals in jener Stadt auch von dem Auftauchen eines Heiligen und bildete sich ein, daß die Juden die Stadt aus Haß gegen den Heiligen in Brand steckten, weil dieser durch seine Wundertaten den ihnen verhaßten christlichen Glauben stütze. Selbstverständlich ertappte man keinen einzigen Juden, sondern einen Diener, der in dem allgemeinen Wirrwarr das Haus seines Herrn in Brand gesteckt hatte.

Ueber zwanzig Jahre später lebte ich, wider meinen eigenen Willen, in einer Wolgastadt. Im Juli ereigneten sich zwei Feuersbrünste, worauf sich das Gerücht verbreitete, daß in der Stadt von „Anglo-Franzosen" Brände angestiftet werden würden (es war dies zur Zeit des Krimkrieges, und viele russische Zeitungsleser, denen in den Blättern die Bezeichnung „Anglo-Franzosen" begegnete, bildeten sich ein, daß es in der Tat ein Volk dieses Namens auf der Welt gäbe). Es hieß, daß am 25. Juli auf der und der Straße sich ein Brand ereignen werde, und tatsächlich kam es auf ebendieser Straße am 25. Juli zu einer Feuersbrunst; darauf fanden im Verlauf von sechs Tagen sieben Brände statt; die Einwohner gerieten in solchen Schrecken, daß sie ihre Häuser im Stiche ließen, und daß die einen mit ihrer Habe sich im Felde lagerten, während andere sich in Booten auf der Wolga aufhielten. Schließlich begannen die Vernünftigeren unter ihnen sich zu beruhigen; es wurde neben der gewöhnlichen Polizei eine andere gebildet, die Ueberwachung der Häuser wurde verschärft, und die Brände hörten auf. Es wurden selbstverständlich keine „Anglo-Franzosen" erwischt, doch hätte man auf ein Haar einen Seminaristen, einen Georgier — der durch sein unrussisches Gesicht und seine falsche Aussprache Anlaß gegeben hatte, für einen „Anglo-Franzosen" gehalten zu werden —, halb zu Tode geprügelt und ins Feuer geworfen. Zwei Brandstiftungen wurden jedoch aufgedeckt: man ertappte ein etwa vierzehnjähriges Mädchen, das von seiner Herrin verprügelt worden war; es hatte in seiner Verzweiflung das Haus, in dem seine Herrin wohnte, in Brand gesteckt. Ferner nahm man einen Jungen, einen Schusterlehrling, fest, der um drei Uhr morgens zum Nachbarn über den Zaun gestiegen war und das Heu im Pferdestall in Brand gesteckt hatte. Zuerst redete er sich darauf hinaus, daß ein unbekannter Passant ihn hierzu angestiftet habe, gestand jedoch darauf ein, daß er es getan hatte, um sich am Anblick des Feuers zu freuen und ein allgemeines Drunter und Drüber anzurichten, das ihm bei den ersten Bränden so gefallen habe.

Aehnliche Vorfälle ereigneten sich bei uns in fernen alten Zeiten: so wird z. B. das gleiche, was ich in einer der Wolgastädte in den fünfziger Jahren des gegenwärtigen Jahrhunderts zu sehen Gelegenheit hatte, in der Nowgoroder Chronik unter dem Jahre 1342 berichtet: „Die Leute fürchteten sich so sehr, daß sie es nicht wagten, in der Stadt zu wohnen, sondern sich im Freien aufhielten; die einen kampierten auf den Feldern, die anderen längs des Ufers in Booten, und man sah die ganze Stadt eine Woche lang und länger in Bewegung, und viel Widerwärtigkeiten und Verlust hatten die Leute durch böse Menschen zu erdulden" usw. (Nowgoroder Chronik, Gesammelte russische Chroniken, Bd. III, S. 81). Im Jahre 1443 wiederholten sich in Nowgorod auf der Handelsseite dreimal hintereinander Feuersbrünste und versetzten das Volk in derartige Erbitterung, daß damals Verdächtige aufgegriffen, ins

Feuer geworfen oder von der Brücke in den Wolchowfluß geworfen wurden (Nowgoroder IV. Chronik, Gesammelte Chroniken, IV., S. 122). Der Chronist selbst äußert seine Zweifel an der Gerechtigkeit der damaligen Volksjustiz. „Gott weiß," sagt er, „ob die Menschen, wenn wir ihre Herzen genau prüfen, die Wahrheit sprechen"; da die Lynchjustiz in der Erregung vollzogen wird, ist sie zweifellos in solchen Fällen stets ungerecht. Wer erinnert sich hierbei nicht des in der Geschichte Rußlands ewig denkwürdigen Brandes von Moskau unter Iwan dem Grausamen, dieses Brandes, der eine so wohltuende Rückwirkung auf seinen Charakter hatte? Wie aber fiel damals das Volksurteil aus? Es kehrte sich gegen Leute, die keine Schuld an dieser Sache traf, gegen die beim Volke unbeliebten Glinskijs, und außerdem wurde noch das unsinnige Märchen von herausgeschnittenen Menschenherzen und vom Besprengen der Moskauer Straßen mit einem Aufguß aus diesen Herzen erfunden! Wenn man sich auch in unseren Tagen in derartigen Fällen auf das Volksurteil verlassen wollte, so würde wahrscheinlich etwas Aehnliches erfunden werden. Wem ist z. B. unbekannt geblieben, daß sehr häufig beim Eintritt solcher Brandepidemien die Beschuldigungen die Polen trafen; es wurde behauptet, sie stifteten aus politischem Haß gegen Rußland in den russischen Städten Brände an. Welcher gebildete Russe wird beim Anhören dieser schändlichen Verleumdungen nicht für sein Volk erröten? Es ist bemerkenswert, daß auch jetzt in Petersburg jene Leute, die nichts von der dem Brande vorausgegangenen Proklamation wußten, nach alter Gewohnheit — die Polen beschuldigten.

Unserer tiefen Ueberzeugung nach ist der Entstehungsprozeß von Brandepidemien folgender. Es ereignen sich zufällig kurz hintereinander zwei Brände, wie das bei Holzbauten sehr leicht geschehen kann; im Volke verbreitet sich das Gerücht von Brandstiftung. Darauf beginnt das Spiel der Leidenschaften, gehemmte Triebe beginnen sich zu entfalten, verschiedene Impulse treten in Erscheinung. Ein Herr hat seinen Diener mißhandelt; zu einer anderen Zeit wäre diesem weiter nichts Schlimmes in den Sinn gekommen, er wäre insgeheim beklemmten Herzens umhergegangen, sein Kopf hätte ihn ein wenig geschmerzt, und dann wäre alles wieder gut gewesen; jetzt aber heißt es, es hätten Brände begonnen — in der Stadt werde Feuer gelegt. „Ach, daß mich der Teufel hole," denkt er nun, „warum soll ich es dulden und ertragen?" Er beginnt in Hitze zu geraten, seines Herzens bemächtigt sich ein Groll nicht nur gegen seinen Herrn, sondern überhaupt, er weiß selbst eigentlich nicht gegen wen ... In einem Augenblick heftiger Aufwallung läuft er auf den Bodenraum und setzt den roten Hahn aufs Dach. — Ein anderer obdachloser, bettelarmer Mensch hat schon lange Hunger, Kälte und allerhand Unrecht zu ertragen; es verbreitet sich das Gerücht von Brandstiftungen, er sieht, wie ein Reicher im Verlauf einer Stunde zu einem ebenso bettelarmen Menschen werden kann

wie er selbst — Groll und Neid erwachen in ihm, und so setzt er jemandem den roten Hahn aufs Dach. — Ein anderer wieder mußte gerade zu jener Stunde für frühere Versündigungen Rede und Antwort stehen, doch da verbreitete sich das Gerücht von Brandstiftungen, eine günstige Gelegenheit also, um sich reinzuwaschen: hinterher hieß es dann, es sei alles verbrannt, man möge die unbekannten Brandstifter zur Rechenschaft ziehen, während er selbst auf diese Weise alle Spuren vertuscht hatte. — Ein andermal wieder legen Gauner und Diebe Werg oder Zunder an eine feuergefährliche Stelle. Der rote Hahn entfaltet seine Flügel, die Brandstifter aber laufen umher und gebärden sich geschäftig; sie geben sich den Anschein, als hülfen sie den Leuten in ihrem Unglück, indessen stiehlt der eine dies und der andere jenes. — Ein anderer wieder legt aus reiner Freude am Zuschauen Feuer — er ist nun einmal eine in dieser Richtung künstlerisch veranlagte Natur! Seine krankhaften Nerven werden erregt durch das theatralische Bild der schwarzen Rauchwolken über dem züngelnden, vom Winde bewegten Feuer, durch das Knistern des brennenden Holzes, durch das donnerähnliche Getöse beim Einsturz der mit Eisenblech gedeckten Dächer, durch die wilde Verzweiflung der ihre Habe Verlierenden und das wahnsinnige Umherrennen der ihre Habseligkeiten Rettenden, durch das malerische Umhergaloppieren der Feuerwehrleute mit ihren blinkenden Helmen und durch die Gruppen der müßigen Menge, die beim Anblick fremden Unglücks gleichgültig gähnt und das prächtige Schauspiel durch ihre Gegenwart ergänzt. Wenn er an diesem Schauspiel Gefallen gefunden hat, so bekommt er Lust, es von neuem erstehen zu lassen; hinzu kommt noch die Empfindung des schöpferischen Ehrgeizes, er denkt sich sozusagen: „Nur ich bin der Urheber dieses ganzen Durcheinander, ich bin also nicht nur irgendsoeiner, bin nicht nur die letzte Speiche am Rad — wie viele Menschen müssen sich nun geschäftig bemühen, können jedoch nichts gegen mich ausrichten, ich hingegen stehe hier da, als wäre nichts geschehen, ich weiß nichts, mir ist nichts bekannt“ . . . . . Niemand kommt auf den Gedanken, „daß dies alles wir, alles wir eingefädelt haben; also schweigen, sich nicht verplappern! Es ist ein Geheimnis, ein Geheimnis!“ Ein Geheimnis zu haben, ist aber eine reizvolle Sache, wenigstens solange sich das Gewissen nicht zu Worte meldet und den Zauber nicht zerstört. Es liegt nun einmal etwas im Wesen des Menschen, was an der beschaulichen Betrachtung der Zerstörung einen Reiz findet: finden wir doch an der szenischen Darstellung von Bränden Gefallen; ergötzt sich doch das Publikum der Galerie an ihnen vorsätzlich; warum sollte dann mancher, dessen Einbildungskraft auf Kosten des Verstandes und Gefühls zu schwärmen beginnt, nicht Lust bekommen, sie in natura zu bewundern?

So handeln also die Brandstifter aus verschiedenen Impulsen und machen ihre Sache als einzelne, während es für den Betrachter

scheint, als täten sie es gemeinsam, als Bande, und man wundert sich darüber! Es liegen offenkundige Anzeichen von Brandstiftung vor, und es werden einzelne Brandstifter festgenommen, niemals Banden, und doch werden bei uns die Brandepidemien ständig mit Geheimtuerei umgeben, die neuen Anlaß zu neuen Erfindungen gibt. Die letzten Petersburger Brände weisen die Merkmale der früheren gewöhnlichen Brandepidemien auf und stehen in keinem organischen Zusammenhang mit dem vor ihnen erschienenen Pamphlet.

Und wenn es auch hätte geschehen können, daß irgendeine krankhaft künstlerisch veranlagte Natur sich von der theatralischen Seite der politischen Brandstiftung hätte hinreißen lassen und angeblich zu diesem Zwecke Feuer gelegt hätte, so hätten die revolutionären Ideen hier im Grunde nur als Vorwand gedient, wären aber nicht die Ursache gewesen; die Ursache hätte in der Krankhaftigkeit der Nerven des Brandstifters gelegen, ebenso wie Gogols Verrückter, der sich einbildete, Ferdinand VII., König von Spanien zu sein, nicht deshalb wahnsinnig wurde, weil er Zeitungen las, sondern darum, weil er sie falsch verstand und weil er bereits früher die Keime des Wahnsinns in sich trug.

Deutsch von Hans Ruoff.

ST. GR.

MORITZ HEIMANN

Auf dem Antlitz des toten Moritz Heimann lag keine Qual mehr, alle Runzeln und Falten, Qualen und Verzerrungen waren mit einem Male weggewischt. Es schien, als hätte er, der viele Jahre lang gestorben ist, den Tod als Erleichterung gefühlt. Sein Gesicht war fast heiter.

Langsames Sterben ist die grausamste Rache der Götter, und an Heimann war gar nichts zu rächen. Oft hat er in diesen entsetzlichen Jahren des langsamen, schmerzvollen Vergehens nach dem Tode geschrien, der kleine Ruck, der den zerstörten Leib hätte zur Ruhe bringen können, wurde ihm versagt. Wie oft fragte sein vorwurfsvoller Blick: Warum töten Aerzte einen hoffnungslos zerstörten Menschen nicht? Hier schrie ein jahrelang Sterbender nach seiner Erlösung. Korrekte Feigheit verweigerte sie ihm.

Warum war dieses Uebermaß an Leiden gerade auf Moritz Heimann gehäuft? Sein Leben war, solange er denken konnte, ein ununterbrochenes Schenken gewesen. Er gehörte zu den unökonomischen Herzen, er hat es nie gelernt, mit seinen Gedanken hauszuhalten, er war von einer wahren Leidenschaft des Denkens besessen, und sein Gehirn stand nie still. Alle Tugenden des analysierenden Geistes waren ihm gegeben: höchste Unbestechlichkeit der Vernunft, Unerbittlichkeit gegen sich und seinesgleichen, Gleichgültigkeit gegen triviales Lob und Tadel. Seine Denkleidenschaft

wurde zuweilen ein Laster, er vergrübelte sich. Konnte er nicht in ein Thema sich einbohren, so suchte er es in Spiralen zu umfassen. Es war ein nicht aussetzender Trieb zur Reflexion in ihm. Das Ergebnis dieser Denkleidenschaft sind drei Bände „Schriften in Prosa", um derentwillen er, wäre er Franzose gewesen, zu den Unsterblichen gezählt worden wäre. Aber Moritz Heimann, Sohn eines jüdischen Kaufmanns in Kagel, war ein Deutscher, und zwar bis in die letzte Falte seines Wesens. Wieviel bange Abende haben wir während des Krieges auf dem Balkon seiner Wohnung in Westend verbracht, wie zehrte der Wahnsinn der frivolsten Reichszerstörung an seinem sorgenden Geist, wie litt er, der keinen Aufruf unterschrieben, keine Kriegsfanfare geblasen, keine Revolutionsnarrheit geglaubt, an der innersten Verarmung Deutschlands.

Sein Amt war Denken. In seine Taschen verlor sich kein Schlagwort, er übernahm keinen Satz, kein Wort ungeprüft. Er war ein großer deutscher Rabbi. An seine Tür konnte jeder klopfen, er gab aus der Kammer uralter Erfahrung Rat und Hilfe. Viele wurden ungeduldig, wenn er sie untersuchte, denn er war keineswegs ein bloß milder Ratgeber, er konnte unerbittlich sein, vor allem gegen die, die sich verschleudern.

Hat er nicht sich selbst verschleudert? Ich glaube es nicht. Die stärkste, die plastische Kraft bewunderte er, aber er besaß sie nur in seltenen Stunden. Seine waltende, bejahende, ordnende Kraft wirkte im Verlag S. Fischer, und nur wer lange hinter die Kulissen des Buchhandels gesehen hat, kann ermessen, was er, Hauptmanns weisester Berater, Stehrs Entdecker, Dehmels Zügler, im stillen durch andere und in anderen geschaffen hat. Ein Leben lang hat er für das Werk anderer gedacht, ein Leben lang hat er vergessen, sich für sich zu sammeln. Noch mehr als die Großen und Sicheren haben ihm die Ringenden und Unsicheren zu danken gehabt. Er hörte das Herz der Manuskripte klopfen, die ihm anvertraut waren, vorausgesetzt, daß etwas klopfte. Gerade die problematischen Naturen behorchte er mit besonderer Aufmerksamkeit, seine Liebe bestand ja im Lauschen. Nie wurde er, von Literatur umrauscht, zum Literaten. Immer drang er durch alles Papier zum leidenden Menschen durch.

Hat er sich selbst genug geliebt? Zu lang hatte er sich vergessen. Erst als sein qualvolles Sterben begann, dachte er an die Auferstehung seiner Schriften. Was er geschrieben, unvergeßbare Weisheit, zarteste Novellen, das Drama „Armand Carrel", das alles ist immer nur für erlesene Köpfe bestimmt gewesen, der große Haufen war für ihn nicht da und er nie für den Haufen. Nie ist er ein vorsätzlicher Aristokrat gewesen, nie wollte er sich absondern, ihn schied das angeboren Edle von allem Gemeinen.

Er war bestimmt zum Freunde.

FODOR (nach einer Radierung)



MORITZ HEIMANN †

In der Schule haben wir gelernt, daß wir ständig eine phantastisch große Last auf unserm Scheitel herumtragen, ein Kilogramm auf jedes Quadratzentimeter; das ist die Luftsäule, die sich von unserer kriechenden Existenz aufwärts erstreckt über alle unsere Wolken hinaus, wo die Erde aufhört und die Welt anfängt. Und daß sie uns nicht flach wie ein Blatt Papier zusammendrückt, soll seinen Grund darin haben, daß die Luft, die unsern Körper mit seinen Knochen und Geweben durchflutet, von der gleichen Spannung ist wie die, die unsere Haut umspült. Eine, wie mir scheint, gar nicht so leichte Vorstellung, die aber ja wohl wahr sein muß, da die Luft mit ihrer Zentnerlast uns eben nicht zerquetscht, sondern höchstens Hamlet toll macht, wenn sie von Nordnordwest weht.

Genau so tragen wir die Zentnerlast von Tod auf Haupt und Schultern, und merken sie nicht, weil etwas in uns dieselbe Spannung hat wie er. Aber, und das ist der Unterschied, diese Spannung kann nachlassen, nel mezzo del cammin di nostra vita, und dann merken wir i h n. Solange wir ihn nicht merken, sind wir unsterblich. Die Tiere sind unsterblich. Die Kinder sind unsterblich, ob es sie auch gelüstet, über den Tod zu phantasieren.

Wir wissen vom Tode nichts, vom Sterben wenig; denn solange der Mensch stirbt, lebt er noch. Ist den Dichtern und Weisen zu trauen, die uns mit Bild und Angesicht des Todes ans Herz greifen? Ich glaube nicht. Sie wollen alle uns damit zum Leben verführen, aber zum Leben, wie sie es verstehen und zur Pflicht machen. Kein neuerer Dichter, auch kein älterer vielleicht, hat den Tod so als Grundbaß der Lebensmusik begriffen wie Tolstoj. Aber wenn sein Iwan Ilitsch, im Augenblick, als die Umstehenden seinen Tod feststellen und jemand über ihm sagt: das Ende! — wenn Iwan Ilitsch auch dieses Wort noch hört und in seiner Seele wiederholt und sagt: das Ende des Todes! der Tod ist nicht mehr, — wenn er „hinunterfällt und das Licht sieht", so mischt sich in die Ergriffenheit etwas wie Empörung: Woher weißt du das, Mann? Es geht um das ernsteste Ding; wenn du jetzt poetisierst, so bist du verdammt; wenn du uns aus unserer in deine Frömmigkeit schrecken willst, bist du abgesetzt aus deinem hohen Amt.

In dem Spiel von Jedermann, das Hofmannsthal erneuert hat, gibt es Züge von solcher Richtigkeit, daß wir mehr als eine verschollene literarische Angelegenheit darin erkennen. Ein Freund und zwei Verwandte sind um den reichen Mann, der den Schlag aufs Herz weg hat. Der Freund geht zuerst von ihm, aber mit liebreichen Worten, in Teilnahme und Schmerz. Die Verwandten bleiben länger, aber sind gleichgültig und zänkisch; sie zanken und murren, aber sie bleiben länger als der Freund. So sieht es

wohl um die meisten bürgerlichen Sterbebetten aus. Am Ende ist Everyman von allen verlassen, aber auch von den Schrecken.

Sind zwar die Schrecken mittelalterlich als Gewissensnöte vermummt und vom Glauben und den guten Werken aus dem Gemüte vertrieben, — die für uns gültige Wahrheit daran ist, daß der Tod sanft scheint. Ja, wir würden unsern Gott nur noch milder, noch göttlicher glauben; er brauchte nicht seines Sohnes Opfer, keine guten Werke und kein Bekenntnis, um den Tod sanft zu machen. Von Kajakmännern, die erfrieren, von Abstürzenden in hohen Bergen, von wochenlang Eingeschlossenen in Bergeshöhlen ist uns berichtet worden, daß die Schrecken unbegreiflich von ihnen wichen. Aber wie ist es im Flammenmeer eines brennenden Saales, wie im unfaßbar sinnlosen, angekündigten Ende des Verurteilten, wie auf dem Leichenfelde der Schlachten? „Er sieht sein Dorf im Abendfrieden" —, doch die Dichter lügen zuviel.

Der Zufall brachte mir Aufzeichnungen eines vor dreizehn Jahren an der Schwindsucht gestorbenen jungen Mannes: „Mein Husten schmeckt nach Nuß. Es ist verdrießlich, wenn Mutter kommt und die Kissen rückt; wenn sie sich über mich beugt und fragt, wie ich mich befinde, stemme ich den Nacken ins Bett zurück und möchte durchsinken bis in den Keller. Wenn sie dann aber endlich geht und an der Tür sich noch einmal nach mir umsieht, weiß ich mich vor Haß nicht zu lassen. Sie denken, ich sterbe. Sie wissen nicht, daß sie mir, einer nach dem andern, längst gestorben sind. Ich weiß nichts davon, daß ich sterbe, ich weiß nur, daß die Welt Stück vor Stück stirbt — — Heute ist mir wohl. Sollte es wohl gerade mir unbekannt sein, daß das bei Schwindsüchtigen ein verdächtiges Zeichen ist? Aber im Hause wollen sie mir einreden, daß wieder Hoffnung sei. Hoffnung worauf? Was ist Hoffnung? Es ist mir viel zu wohl zum Hoffen. Ich weiß nur, daß alles um mich Licht und Nichts ist." In der Nacht nach dieser letzten Aufzeichnung starb der Kranke, und so ist auch sie die eines Lebenden, nicht eines Sterbenden.

Wir wissen vom Sterben zuwenig, als daß es uns über den Tod belehrte; und wissen vom Tode nichts, es sei denn, daß das Leben ihn uns enthüllt. Ehemals war es Materialismus, an kein Leben nach dem Tode zu glauben; heute aber ist es Materialismus, an das Leben nach dem Tode zu glauben. Wir werden nicht unsterblich sein, wir sind es.

Vielleicht hat mancher, der an einem Totenbette wachte, vergeblich nach einem Zeichen ausgeschaut; vielleicht bellten plötzlich die Hunde in der Nacht; doch in dieser Nacht starb der nicht, der in den Kissen lag; aber in den letzten Augenblicken seines geliebten Menschen fühlte er vielleicht, der Ueberlebende, nun für immer Gezeichnete, des letzten Glückes am letzten Tag Gewärtige, fühlte einen unermeßlichen, strömenden Jubel in sich. Und ist vielleicht das der Tod?

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Septemberwoche

Dr. Neuhaus, unser Zollminister mit dem seltsamen Parallelogrammschädel, dessen Reden gewöhnlich zu den langweiligsten gehören, was auf Verbandstagungen vorgelesen wird — die Kunst der freien Rede kommt leider immer mehr aus der Uebung —, dieser deutschnationale Reichswirtschaftsminister hat auf der Dresdner Zusammenkunft des deutschen Großhandels einen Vortrag gehalten, der einen Wendepunkt in der deutschen Wirtschaftspolitik ankündigen müßte — wenn danach gehandelt würde. Nicht daß die Erkenntnisse, die darin zutage gefördert wurden, an sich überwältigend wären, nur aus dem Munde dieses Ministers, der die Zölle gemacht und ihnen seinerzeit eine Begründung maximaler Verständnislosigkeit auf den Weg gegeben hat, wirken sie so überraschend, gleichviel übrigens, welcher Rat dem Minister seine Ausführungen entworfen hat. Während der Zollverhandlungen schien nämlich der hauptverantwortliche Wirtschaftsminister als Idealbild eine „autarke" Wirtschaft im Kopfe zu tragen. Inzwischen ist offenbar der heilige Geist der besseren Einsicht über ihn gekommen, ist ihm die große Vision von der internationalen Arbeitsteilung beschert worden, ist er gewahr geworden, welch bedeutende Segnungen unter den heutigen Verhältnissen der ungehemmte Weltverkehr den Völkern der Erde zuteil werden zu lassen vermag. Neuhaus ist imstande, das Schlagwort vom Schutz der nationalen Arbeit in der amtlichen Ausgabe seiner Rede in Gänsefüßchen zu setzen! Die Hochzöllnerei (der anderen) verspottet er als Neomerkantilismus, die sich mit übertriebener nationalistischer Einstellung sehr wohl vertrage, der aber natürliche Grenzen gezogen seien! Man fragt sich vergebens, wie der protektionistische Zolltarif hätte gutgeheißen werden können, wenn schon im Hochsommer die Einstellung zu finden gewesen wäre, die man jetzt zu Herbstbeginn antrifft.

> „Trotz aller künstlichen Schutzwände, durch Einfuhrverbote und Zölle ist für alle Staaten eine Umstellung ihres Produktions- und Handelsapparates auf die neuen Verhältnisse unerläßlich. Das bedeutet empfindliche Verluste an Kapital, die die Wirtschaften aller europäischen Staaten weiterhin belasten und die europäische Produktionskrise vergrößern, die aber getragen werden müssen und bei denen der zuletzt Kommende es in mancher Hinsicht am schwersten haben wird."

Muten diese Worte, die ein Neuhaus über die Lippen brachte, nicht beinahe prophetisch an. Neu sind zwar diese Gedankengänge, wir sagten es schon, keineswegs, man kann sogar behaupten: sie sind uralt. Aber nun dieser Mann sie adoptiert hat, wird da nicht ein wenig die Hoffnung geweckt, die Zollfanatiker seien doch noch belehrbar (wenigstens in der Theorie)?

Die Rentenbankanleihe ist in Amerika um ein Vielfaches überzeichnet worden. Der bevorstehende Zufluß fremden Kapitals kommt in diesem Augenblick sicherlich besonders erwünscht, weil sonst die Oktober- und Novemberverknappung, die am Geldmarkt einzutreten drohte, zu neuen Störungen des Wirtschaftslebens führen könnte. Also herrscht eitel Freude über das Gelingen der Emission. Aber ist durch den Zeichnungserfolg des ersten Abschnittes der Agraranleihe wirklich erwiesen, daß der Reichslandbund von dem das Kreditanstaltprojekt vor allem betrieben worden war, dem Volke wieder einmal die allein seligmachende Methode gezeigt hat? Zunächst wäre auch den privaten Hypothekenbanken, das muß immerhin festgehalten werden, die Plazierung eines solchen Abschnittes sehr wohl möglich gewesen, wenn man ihnen dieselben steuerlichen Begünstigungen eingeräumt hätte, die die Agrarbank für ihre Emission genießt. Bedeutender noch ist eine andere Frage, die gegenüber dem Rettergebaren des Landbundes aufzuwerfen ist: hat wirklich ein Kind des Landbundes und seiner Mitläufer den Erfolg errungen? Ist das Gedächtnis so schwach, daß man sich nicht mehr erinnert, wie die Agrarier noch am 5. August des Jahres in der Generalversammlung der Rentenbank gegen die Verunstaltung ihres Projektes gewettert haben, die angeblich vom Parlament durch die Erweiterung der öffentlichen Kompetenzen bei der Aufsichtsführung des neuen Instituts verschuldet worden sein sollte? Hatten nicht vorher die Landbündler im Entscheidungskampf um die Kreditanstalt ihren Ernährungsminister sagen lassen, der Charakter eines selbstverwalteten Instituts dürfe nicht in Frage gestellt werden, im Interesse der Kreditwürdigkeit und der Erlangung von Auslandskrediten sei ein zu großer staatlicher Einfluß unbedingt zu vermeiden? Hatte nicht derselbe Minister noch vor knapp zwei Monaten — wie aktenmäßig festgestellt — erklärt, die Geldgeber Amerikas hätten vielmehr Zutrauen zu selbstverwalteten Instituten als zu solchen, bei denen das Reich oder die Länder den maßgebenden Einfluß besäßen? Jetzt aber, wo festgestellt ist, daß es das gerade auf unablässiges Drängen der Opposition in den Entwurf eingefügte verstärkte Aufsichtsrecht des Reiches und der Länder gewesen ist, die der Anleihe zu ihrem starken Abgang in Amerika verholfen hat (was von jedem, der die neuerliche Stimmung von Wallstreet kennt, niemals bezweifelt werden konnte), jetzt plötzlich wird dieselbe Schwenkung vollzogen, die seinerzeit Helfferich bei der alten Währungsrentenbank sich geleistet hatte.

Die Vormachtstellung, die das Unternehmertum in Deutschland einnimmt, ist seit der Geldentwertung durch das Mittel der Stimmrechtsaktie nicht unerheblich gestärkt worden. Gestattet sie doch den Verwaltungsorganen der Kapitalgesellschaften,

ihren Machteinfluß bei einem Mindesteinsatz von eigenem Gelde fast unbegrenzt auszudehnen. Ein Unternehmer, der früher vor der Zeit der Stimmrechtsaktie, seines Einflusses bei einer Gesellschaft sicher sein wolte, mußte mit eigenem Kapital an ihr beteiligt bleiben. Später schuf er sich fast gratis ein Instrument, das die Stimmen aller übrigen Kapitaleinleger niederzuzwingen geeignet war. Er legte sich für wenige Pfennige mehrstimmige Vorzugsaktien in sein Portefeuille, und nun konnte er schalten und walten, wie es ihm beliebte. Er lief kein eignes Kapitalrisiko mehr, und damit minderte sich das Verantwortungsbewußtsein. Seine Stammaktien konnte er veräußern und den Erlös, soweit er nicht, was viel zu wenig beachtet wurde, zum Teil dem eigenen Konsum zugeführt wurde, bei anderen Unternehmungen anlegen. Da sich naturgemäß die Interessen zersplitterten, reduzierte sich gewöhnlich die Unternehmerleistung bei der Stammgesellschaft. Auf solchen Wegen, die hier nur typisch skizziert werden, bildeten sich nicht nur kleine und minderwertige „Konzerne", auch im großen Stile wurde solchermaßen gewirtschaftet. Und das soziologische Resultat dieser Entwicklung ist gewesen, daß die Machtposition des Unternehmertums, die früher in gewisser Relation zu seiner eigenen Kapitalkraft stand, sich in Kürze potenzierte. Wären es spezifische Unternehmereigenschaften gewesen, durch die dieser Aufschwung des Standes herbeigeführt worden wäre, so hätte man die Veränderung sogar begrüßen können. Infolge der Organisation unserer Wirtschaft ist es ja seit Jahrzehnten als Nachteil empfunden worden, daß tüchtige Kräfte in ihrer Entfaltung durch Mangel an eigenem Kapital behindert wurden. Aber auf produktive Qualifikation kam es keineswegs an. Nicht wer die höchsten Leistungen aufwies, rückte voran, sondern wer sich am wenigsten scheute, das simple Finanzierungskunststückchen der Stimmrechtsaktie anzuwenden. Die Auslese, die auf diese Weise bewerkstelligt wurde, war leider noch weit weniger befriedigend, als die früheren, bei denen der Mangel an Eigenkapital einen immerhin zu beseitigenden Hemmschuh für den Aufstieg gebildet hatte. Daß das Unternehmertum es sich bei der neuen Lage der Dinge wohl sein ließ, das versteht sich von selbst. Kann es vom Standpunkt des stimmrechtsgesicherten Geschäftsmannes eine idealere Art der Geldbeschaffung geben, als die mittels Aktien? Die übrigen Aktionäre sind erstens einflußlos, vermögen dem Verwalter ihres Kapitals bei der Geschäftsführung nicht hereinzureden, können ihn auch nicht, falls er ihren Interessen zuwiderhandelt, zur Demission zwingen, was die Folge hat, daß zweitens das so zur Verfügung gestellte Kapital vom Unternehmer nach Laune verzinst werden kann. Die Aktienbeteiligung gewann unter diesen Umständen allmählich den Charakter einer Stiftung à fonds perdu, und wenn das Publikum die Veränderung nicht gleich bemerkt, so lag das zum Teil an dem Trägheitsgesetz, dem die Masse unterworfen ist. Nachdem dann seit der Geldwert-

stabilisierung eine gewisse Zeit verstrichen war, da besannen sich die Aktionäre schließlich auf ihre einstigen Rechte und bemerkten mit Erschrecken, daß die Aktie von heute nicht mehr die Aktie von ehedem war, daß sie auf den Rang einer Obligation heruntergesunken war, deren Verzinsung überdies in das Ermessen des Schuldners gestellt ist.

Nachdem diese Erkenntnis dem Kapitalistenpublikum richtig aufgegangen war, da war es für den Unternehmer mit der bequemen Finanzierungsmethode bald vorbei. Wem könnte man auch zumuten, daß er wissend sein Geld auf diese Weise quasi verschenkt? Die schädlichen Folgen der früheren Mißbräuche schienen alsbald auf deren Urheber zurückzuschlagen. Der Appell an den Kapitalmarkt durch Emission neuer Aktien war aussichtslos. Die Kapitalbeschaffung für die Unternehmungen gestaltete sich immer schwieriger. Der Stimmrechtsaktienunfug war gewiß nicht der einzige Grund hierfür, aber sicherlich ein wichtiger. Wer aber gedacht hatte, daß die Unternehmer unter Zurückstellung ihrer eigenen Interessen und unter Voranstellung des Wohles der geleiteten Unternehmungen die frühere Maßnahme wieder rückgängig machen würden, was in den meisten Fällen anstandslos durchzuführen gewesen wäre, der irrte sich gründlich. Aktien sind ja nicht die einzig mögliche Form der Kapitalaufnahme. Man kann auch Vorzugsaktien oder Obligationen ausgeben. Zunächst versuchte man es mit diesen Behelfen, und wenn das infolge der Kapitalnot weder im Inlande noch draußen gelang, dann half man sich mit Bankkrediten durch. Von freiwilligem Abbau der Stimmrechtsaktien keine Spur.

Diese Situation gilt es, sich vor Augen zu führen, wenn man zu den Aktienreformplänen der Reichsregierung die richtige Einstellung gewinnen will. Unter dem Druck der Interessenverbände erklärt die Regierung in aller Form, man sehe keinen Anlaß zu einer Aenderung des bestehenden Rechtszustandes, weder in dieser noch in anderer Hinsicht, und wenn wirklich, was man zögernd zugestand, eine Verbesserung nötig sei, nun, so habe man die Ueberzeugung, daß die Verwaltung selbst, in ihrem anerkannten Gerechtigkeitsempfinden, das nötige veranlassen würden. Und auch die Zulassungsstellen der deutschen Börsen, die in den letzten Jahren Versäumnis auf Versäumnis gehäuft haben, beeilen sich zu erklären, sie sähen zu gesetzgeberischen Experimenten keinen Anlaß. Also bleibt die Aktienreform in die Hände derer gelegt, die unser Aktienwesen mit Hilfe einer geringfügigen Rechtsprechung entgegen den gesunden Prinzipien des Handelsgesetzbuches auf seinen jetzigen Tiefstand gebracht haben. Der Bock wird zum Gärtner gemacht, und das Ganze nennt sich neudeutsche Wirtschaftspolitik.

GLOSSEN

DER RUHM

Eine Relativitätsstudie

Wie lange war Luigi Pirandello in Berlin berühmt? Hoch gerechnet ein halbes Jahr. Reinhardt hatte seine Komödie „Sechs Personen suchen einen Autor“ gespielt, nachdem vorher Paris den scharfsinnigen Italiener bejubelt und Wien diese Entdeckung begrüßt hatte. Dann aber gab es drei, vier andere Aufführungen Pirandellos in Berlin; die Zeitungsschreiber waren enttäuscht, denn sie hatten Pirandellos Handschrift, die nicht zu verleugnen und nicht zu übersehen war, wirklich wahrgenommen und so waren sie ihm, wie sie meinten, dahintergekommen. Schwups, war Pirandello erledigt, jedes Kritikerchen war ihm überlegen. Der Ruhm Pirandellos hat in Berlin nicht viel länger als sechs Monate gedauert.

Der Ruhm ist in Berlin überhaupt nicht sehr dauerhaft. Da wurde eines Tages in München ein bayerischer Dichter entdeckt, Bert Brecht. In Berlin war er noch ganz unbekannt, also berühmt. Unangetastet in seinem Ruhm ist in Berlin ja immer nur der, von dem man noch gar nichts weiß. Da Brecht so berühmt war und zwar auf der gesundesten Basis, daß niemand ihn oder eine Zeile von ihm kannte, schloß Felix Holländer, damals der Zu-Tode-Leiter des Deutschen Theaters, einen Generalvertrag mit ihm. Oh, keine Arbeit des berühmten Brecht sollte des Infelix' sterbenden Bühnen entgehen. Was geschah? Das Deutsche Theater wollte noch nicht zugrundegehen, und so schickte Reinhardt den Zu-Tode-Leiter Holländer in die Wüste. Er wurde Kritiker. An diesem Tage endete Bert Brechts Ruhm. Berühmt ist man nur bei dem Theaterdirektor, der mit diesem Ruhm ein Geschäft machen könnte; bei dem Kritiker, dessen Geschäft das scharfe Zerreißen der jungen Ruhme ist, hört alle Berühmtheit auf.

Um das Problem des Ruhms nach allen Seiten zu erfassen, muß man die lokale Bedingtheit jedes Ruhms beachten. Es gibt Leute, die in Berlin schon ganz abgetakelt und in München noch immer fabelhaft berühmt sind. Ja, es gibt sogar Leute, die sogar schon in München erledigt sind und in Zürich noch tonangebende Führer darstellen. Nehmen Sie Max Halbe, der vor 83 Jahren seine hübsche, immer wieder wirksame „Jugend“ in einer Gartenlaube geschrieben hat. In Berlin steht er bestenfalls noch in einigen Literaturgeschichten, in München aber ist er heute der kühne Vorkämpfer gewagter Weltanschauungen, der Pionier der aufstrebenden Generation; er kämpft mit Jünglingsfrische gegen den alten Grafen Schack und gegen Paul Heyse, die durch den 123jährigen Freiherrn von Mensi, dem Führer der etwas älteren Generation, die eigentlich lebendigen Geister von München darstellen. Hingegen ist der sozialistische Lyriker Karl Henckel in München bereits überwunden, während er in Zürich, Gott sei Dank noch frisch-grünen Lorbeer um die Stirn winden kann. Ja, man kann in der einen Stadt schon gestorben und in der anderen noch kaum geboren sein! Das ist der Ruhm . . .

Exakte- wissenschaftliche Feststellungen haben ergeben, daß der berühmteste Dichter in Görlitz Rudolf Herzog ist, der in Charlottenburg nahezu unbekannt ist. Hin-

gegen wird in Hamburg Gustav Frenssen für den größten Deutschen erklärt, ein Name, den man in Wien noch nicht gehört hat. In Weimar war bis zum vorigen Sylvester Arthur Dinter der berühmteste deutsche Dichter (seine entsetzlichen, blutigen Sünden hatten über 100 Auflagen), indes in Düsseldorf Herbert Eulenberg der eigenartigste Poet Deutschlands ein für alle Male ist und bleibt. Es gibt deutsche Städte, in denen Denkmäler für den goethegleichen Fritz Lienhart vorbereitet werden und bei einer Volksabstimmung in Dahlem und Grunewald würde Hanns Heinz Ewers mit Arthur Landsberger in die engere Wahl kommen. Beide aber sind in Rostock sowohl wie in Schwerin vollkommen unbekannt.

Auch die Dauer des Ruhms ist an verschiedenen Orten, um zum Ausgangspunkt dieser Betrachtung zurückzukehren, eine ganz verschiedene. Im großen Ganzen dauert ein ausgewachsener Ruhm in Berlin noch immer sechs bis acht Monate. Im Augenblick ist Karl Hau in Berlin der berühmteste Deutsche. Wollte Arnolt Bronnen sich entschließen, seine Memoiren im „Acht-Uhr-Abendblatt" erscheinen zu lassen, so hätte er Hoffnung auf die Anwartschaft. Die Neigung der Berliner, jede Ruhmeszeit zu intensivieren und zugleich zu verkürzen, ist außerordentlich groß. Gerhart Hauptmann, heute auftauchend, hätte nach dem großen Skandal von „Vor Sonnenaufgang" Aussicht auf einen Vierteljahrsruhm. Seit seine Stücke widerspruchslos gespielt werden, ist er in der Hauptstadt eigentlich erledigt.

Der wirkliche, der dauerhafte Ruhm wird zum Glück weder in Berlin noch in Wien vergeben, sondern in Breslau, wo, Bismarckstr. 23, der Literaturprofessor Koch wohnt, dessen Literaturgeschichte in allen Schulen auswendig gelernt werden muß. (Erlaß des preußischen Unterrichtsministeriums v. 12. April 1926.) Dort wird festgestellt, daß der berühmteste Deutsche nicht etwa, wie viele glauben, Börries von Münchhausen ist, sondern vielmehr der Dichter Max Bewer in Laubegast bei Dresden. Gott sei Dank, die letzte Quelle des Ruhms ist nicht die flüchtige Großstadtpresse, sondern jener stille Forscher, der nebenbei Hauptlehrer am Friedrich-Wilhelm-Gymnasium in Breslau ist.

Carlotto Graetz.

DIE LEICHE ALS ERZIEHER

Ein amerikanischer Staat hat eine exemplarische Strafe gefunden für Autowüteriche: wer schuldig erkannt wird, einen Menschen zu Tode gefahren zu haben, muß eine Nacht in Gesellschaft der Leiche zubringen. Das soll den Unvorsichtigen bessern.

Die amerikanischen Richter sind bekannt durch ihre Phantasie, Strafen auszuhecken. Sie haben noch etwas vom Richter im biblischen Sinne, vom Urtümlichen des Kadi. Kein Paragraphenzaun hält sie gefangen. In der Art zu untersuchen und zu richten, können sie Witz und Originalität zeigen, Scharfsinn, Improvisationsgabe, sogar Sadismus, alles Dinge, die aus unsern Gerichtssälen verbannt sind.

Aber die Sache mit der Leiche hat wahrscheinlich einen Haken. Der weise Richter, der die Pönitenz ausgeklügelt, ist romantisch infiziert; möglicherweise macht er sich Vorstellungen aus dem Gruselmärchen über das, was einem mit einem Toten passieren kann. Glaubt er wirklich, daß ein Yankee von 1925 die Nacht in der Ecke verbringen wird, käseweiß, mit gesträubtem

Haar, das Gesicht der Wand zugekehrt, Gebete bibbernd? Auch unter seinen frommen Landsleuten huldigt die überwiegende Mehrheit der Ansicht, daß nur die Toten nicht wiederkehren. Vielleicht wird der Verurteilte weder beten noch zittern, sondern Zeitung lesen und auf einem Notizbuchblatt diffizile Vorberechnungen aufstellen über abzuschließende Geschäfte, denn man ist auch so selten allein, und am andern Morgen die Schreckenskammer verlassen, ein Gefühl freundlicher Dankbarkeit im Herzen, daß er nicht da liegt. Und der einzige Bestrafte ist der Tote, der zum Demonstrationsobjekt degradiert wird, zum Mittel der Exekution, wie etwa eine Handfessel oder eine Prügelbank.

Es gibt noch andere und härtere Möglichkeiten. Wie, wenn einer wirklich das Gruseln mit allen seinen perfiden Wollüsten in solcher Nacht lernen sollte und davon nachher, reich illustriert, in einem Magazin berichtete? Dann würde die angebliche Nacht des Grauens schnell last fashion werden. Es würde zum guten Ton gehören, so was mitgemacht zu haben. Man würde sich schämen, die vorschriftsmäßigen Schauergefühle noch nicht durchlebt zu haben. Namentlich die Damen, die lieben Geschöpfe, würden wie die potenzierten Ungewitter über die Chausseen sausen, im besinnungslosesten Furioso, über Mensch und Tier hinweg, in die Häuser hinein, so hypnotisiert werden sie in die Strafen hineinrasen, als ob nicht die simple Nacht in der Leichenkammer als Ahndung im Gesetz stünde, sondern Vergewaltigung durch den Scharfrichter des Gouvernements.

Oh, es kann munter werden in Amerika! Was abschrecken sollte, wird fabelhafte Attraktion erweisen. Anstatt zerknirscht, werden die Sünder mit photographischen Platten in der Tasche ihre Opfer verlassen und mit ihrer Strecke prahlen, wie passionierte Jäger.

Aber gerade dies letzte Motiv nötigt zu einer etwas gemütsrohen, aber notwendigen Sonderbetrachtung. Gibt es nicht Berufe, die den Todeserfolg brauchen, um sich zu legitimieren? Da ist der Feldherr, der sein Leben lang darüber nachsinnt, die Menschen möglichst scharenweise aus dem Leben zu jagen. Da ist endlich seine neue Konkurrenz in der Todesstrategie, der Ingenieur und der Chemiker, sie beide haben Kains schlichtem Handwerk unendlich reiche Möglichkeiten abgewonnen, sie haben die primitive Propädeutik des Tötens zu einem so kunstreichen System ausgeweitet, daß Attilas Methode zu der ihren sich etwa verhält wie eine alte Krämerbude zu einem modernen Warenhaus.

Früher überreichte man dem tapferen General einen Ehrensäbel oder eine mit den Namen von Schlachtfeldern bestickte glorreiche Bauchbinde, dem Kanonenlieferanten eine eingerahmte Photographie seines dem Vaterlande so dienlichen Geschützmodells. Wie überholt ist solche Art von Ehrung heute! Das, was die Leute geleistet haben, ihren Effekt sollen sie stets vor Augen haben. Macht ihnen ihre Zimmer zur Ruhmeshalle, tapeziert die Wände mit Photographien, wie die Toten auf den Schlachtfeldern lagen, von Projektilen zerfetzt, von Tanks zerwalzt, von giftigen Gasen zerfressen und erstickt, von Flammenwerfern verbrannt. Da haben die Helden ihren Erfolg stets summa

summarum vor sich; dauernder und demonstrierender als Ehrendegen und Ehrendoktor- Briefe der medizinischen Fakultäten, sagen ihnen diese Bilder, wieweit sie die großen Kriegsfürsten vor ihnen übertrumpft haben.

Es ist ja möglich, daß den Herrschaften die Sache auf die Dauer etwas beschwerlich, etwas langweilig wird. Nicht wahr, immer dasselbe, toujours perdrix? Auch der Ruhm hat seine Lasten, daran läßt sich nichts ändern.

Und vielleicht sind die Amerikaner mit ihrem Experiment, dessen Risiko wir nicht unterschätzen, trotzdem auf der rechten Spur. Der Tod ist eine feige, versteckte, anonyme Angelegenheit geworden, ein Monopol der Beerdigungs- und Einäscherungs-Industrie. Die hält auf Diskretion. Der unschöne Anblick darf nicht stören. Kasten zu, ab, Schluß! Der Rest ist Kondolenz. Wer weiß es, ob nicht auch heute noch der Tod seine Mirakel hat wie in den Tagen der frommen Märchen? Wer weiß es, ob nicht auch heute noch Wunden aufzubrechen, anzuklagen beginnen. Wer weiß es...

Lucius Schierling

DER ZUG DER ZEIT

In einem Friseurladen, den ich vor dem Kriege oft betrat, (wer kennt die Seelenkämpfe um das tägliche Rasieren, den Vorsatz es selbst zu tun, die hygienischen und ästhetischen Hilfsargumente, das verspätete Aufstehen, den Weg am blinkenden Becken vorbei, und schließlich den Einfall und Hereinfall, der genau soviel Zeit und mehr Geld kostet als die Selbstbehandlung, nur die Haut schädigt, den Geruch verdirbt und überhaupt fürchterlich ist) — also in diesem Friseurladen hingen vor den beiden großen Spiegeln

in kleinen ovalen Rahmen zwei langweilige Kokottenbilder, Buntdrucke aus irgendeiner Zeitschrift. Als die große Zeit des Krieges kam, deutsche Treue, welsche Tücke, da wollte auch der Friseur etwas zur Größe des Vaterlandes beitragen, und er nahm zur Läuterung der Seelen die Bildchen fort. Als Mars sich einbildete, Venus ganz besiegt zu haben, die Sterne Hindenburg und Ludendorff die Konfiguration beherrschten, da klebte der patriotische Haarkünstler auf die Rückseite seiner ovalen Hurenbildchen die Photographien von Hindenburg und Ludendorff und hing sie wieder vor dem Spiegel auf. Von den Helden gedeckt, konnten die beiden Schönchen sich ungestört im Spiegel betrachten. Der Krieg verging, der Sieg blieb aus, es lockerten sich alle Bande, und eines Tages schauten die Mädchen wieder in den Laden, während Hindenburg und Ludendorff sich bespiegeln mußten. Das taten sie eine ganze Zeit. Da kam ein neues deutsches Wunder, die Wahl des Reichspräsidenten durch das Volk. Der Friseur gab nicht nur seine Stimme ab; er drehte auch das eine Bild wieder um. So huldigt er nun vor seinen Spiegeln den tätigsten Kräften des Vaterlandes: Liebe und Heldenverehrung. Ich aber meide jetzt den Laden. Denn jedesmal, wenn ich mich rasieren ließ, fiel mir das schreckliche Kriegslied ein, das ich jetzt wegen seiner gefährlichen Gedankenverbindungen einfach nicht mehr singen darf, um es nicht mit dem Republik-Schutzgesetz zu tun zu bekommen:

Hindenburg, Hindenburg,
vorne oder hinten,
überall da kommt er durch —
wo, das wird sich finden.

Hansi

Moritz Heimanns Essay „Ueber Tod und Sterben" ist seinen ausgewählten Prosaschriften entnommen, die in drei Bänden bei S. Fischer erschienen sind und die wir der ganz besonderen Aufmerksamkeit der Leser des „Tage-Buches" empfehlen.

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 38)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19., Beuthstraße 19. — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6. — Druck von Otto Stollberg & Co Berlin SW 48, Besselstr. 21. — **Anzeigenannahme**: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25, vierteljährlich Reichsmark 6,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, erste Oktoberwoche

Wenn etwas die deutsche Presse kennzeichnet, so ist es der Mangel an Kameradschaftlichkeit, die Unfähigkeit, über politische und geschäftliche Konkurrenzgefühle hinweg eine Sache zu unterstützen, nur weil das erste Wort nicht im eigenen Hause geschrieben wurde. Ohne diesen kindischen Partikularismus, der vornehmlich in der Linkspresse beheimatet, wäre mancher nationale Trauerfall erspart geblieben. Aber immer steht der Rufer allein, — und wer mag auf die Dauer Monologe in ein uninteressiertes Parkett schreien? Doch wenn ein Lüttwitz in Berlin einzog, ein Rathenau gemeuchelt auf der Strecke blieb, dann hatten sie alle, alle vorher gewarnt. Aber diese bittersten Erfahrungen genügten nicht, auch nur ein bescheidenes Bewußtsein von Solidarität zu schaffen. Kürzlich berichtete der „Montag Morgen“ folgendes: in Wiesbaden wurden vom dortigen Militärgericht zwei junge Leute zu harten Strafen verurteilt, weil sie versucht hatten, unter den Besatzungstruppen antimilitaristische Flugblätter zu verbreiten. In der Anklageschrift war behauptet, die beiden jungen Menschen, die nachts mit geheimnisvollen Paketen durch die Straßen von Kreuznach schlichen, wären von der deutschen Polizei für Diebe gehalten und arretiert worden; aber als es sich auf der Wache herausstellte, es handle sich um Flugblattverteiler, da erklärte die Polizei sich für „unzuständig“ und lieferte sie an die „zuständige“ Stelle aus . . . an die Franzosen! Der „Montag Morgen“ fragte darauf: Trifft es zu, daß eine deutsche Behörde aus freien Stücken, ohne jeden Zwang, deutsche Staatsbürger der französischen Militärjustiz überlieferte? Daß die amtlichen Stellen schwiegen, braucht nicht zu verwundern, aber wie ist es denkbar, daß auch nicht ein einziges Blatt auch nur mit einem Sterbenswörtchen die Sache aufnahm? Dabei handelt es sich hier um einen Fall, der alle Deutschen gleichmäßig angehen müßte. Stimmt die Darstellung des „Montag Morgen“, dann wäre ein Grundrecht der deutschen und jeder Verfassung verletzt. Stumpf und leidenschaftslos bleibt die Presse. Was kümmert sie eine Affaire, die nicht den Eingangsstempel der eigenen Firma trägt? Ein anderes Beispiel von vielen noch.

Die Wiener Zeitungen sind voll von Berichten über neue Kommunistenverfolgungen in Ungarn. Torturen sollen, wie 1919, auf der Tagesordnung sein. Spaltenlang wird von unerhörten Greueltaten berichtet, im „Neuen Wiener Journal" ebensogut wie in der sozialistischen „Arbeiterzeitung". Nur in Berliner Blättern liest man nichts davon. Doch halt! Der „Vorwärts" schwingt sich zu folgendem „Bericht" auf:

> „In Horthy-Ungarn ist der einstige bolschewistische Volkskommissar Rakosi, der mit vielen anderen Verurteilten gegen in Rußland kriegsgefangene Ungarn ausgetauscht worden war, verhaftet worden und außer ihm noch razzienweise zahlreiche Kommunisten."

So zu lesen in ein paar Petitzeilen, falls der Leser Lust verspürt, sich bis zur Armensünderecke auf der dritten Seite hindurchzulesen, wo diese „Information" aufgebahrt liegt. Der Kantönli-Geist siegt auf der ganzen Linie. Für die Missetaten, an Sozialisten begangen, die das Unglück haben, zum benachbarten Kraal zu gehören, gibt es nicht so viel Raum wie für das Stiftungsfest eines parteibewußten Mandolinen-Klubs...

Über den Reichschulgesetzentwurf schreibt dem T.-B. ein Schulmann: Was sich nicht brechen läßt, das läßt sich doch biegen, dachte der zweifellos geniale Verfasser des Entwurfs zum Reichsschulgesetz. Und er hatte da gewisse Artikel der Verfassung im Auge, die seinen Intentionen und Instruktionen gewaltig im Wege waren. Er ging ans Werk, reiste von Preußen nach Deutschland, nahm die feinsten juristischen Präzisionswerkzeuge und brachte ein Werk zustande, das erhebliche Qualitäten aufweist. Durch die dichtesten Zäune der Verfassung war er mit einer bewundernswerten Eleganz geschlüpft, hatte hier und dort nicht recht Passendes zurechtgebogen, war manchmal unten durch gegangen, wenns oben drüber nicht ging, und war so aus dem Abenteuer völlig unbeschädigt hervorgegangen. Nirgends ein Stäubchen, nirgends ein Riß, alles ganz selbstverständlich, meine Herrschaften, alles glatt und garantiert richtig.

Der deutsche Michel schaut aber doch etwas verwundert drein. Er hat schon so manches über sich ergehen lassen und immer gute Miene zum bösen Spiel gemacht. Hier aber ist doch etwas Außerordentliches vor sich gegangen, solche geistigen Riesensaltos, solche juristischen Drechslerkünste hat er doch noch nicht erlebt. Da hatte er sich eine nagelneue Verfassung gebaut mit möglichst dichten Zäunen nach all den schlimmen Erfahrungen, die man mit königlichen und kaiserlichen Juristen und Gerichten früher gemacht hatte. Gerade den Schutz der persönlichen Rechte des Staatsbürgers, der

Glaubens- und Gewissensfreiheit hatte er sich besonders angelegen sein lassen. Und siehe da: wie ist der Zaun zugerichtet, nachdem der Umzug von Preußen nach Deutchland stattgefunden hat? Dutzende von Brettern sind angenagt, aus ihrer Befestigung gerissen, so daß sie wie Signalstangen baumeln, andere umgebogen, Erdlöcher verunzieren das Nationalheiligtum des deutschen Volkes und verraten den Einbruch schwarzgepelzter Nagetiere.

So springt man in der Republik mit der Verfassung um. In dieser Art beweist ein preußischer Staatsbeamter seinen Respekt vor der Verfassung. In dieser Weise erfüllen die Hüter der Verfassung, die Reichsminister ihre beschworene Pflicht. Kann ein Volk vorwärts kommen, bei dem unehrliche Politik, man denke an das bayerische Konkordat, allmählich üblich wird, dessen Beamten sich nicht scheuen mit Verfassungsparagraphen umzugehen als wären es Gummiwürste. Das ist der granitne Fels, auf dem das ganze politische Leben Deutschlands ruhen soll, das Fundament unseres politischen Hauses. Fühlen denn die verantwortlichen Politiker nicht, wie sie die Fundamente unterwühlen, wie sie das ganze Haus gefährden, wenn sie fortfahren durch juristische Kniffe und Roßtäuscherkünste, an der Verfassung herumzukneten? Ist das etwa das deutsche Wesen, an dem die Welt genesen soll?

Wer sich heute einen artistischen Genuß verschaffen will, der lese die Begründung zu diesem Gesetzentwurf. Wie da dargetan wird, warum es bloß nötig ist für die Ausführung der nach Artikel 146 Absatz 2 möglichen a u s n a h m s w e i s e n Schulformen zu sorgen, nicht aber für die R e g e l s c h u l e des Absatz 1. Wer sich über die außerordentliche Bedeutung des Wörtchens „indess“ unterrichten will, der greife zu, das ist nicht jeden Tag zu hören. Wie die Konfessionsschule zur Regelschule aufsteigt, wie die weltliche Schule einem verlorenen Wässerchen gleich ins Unbekannte versickert, wie einerseits der weltlichen Schule mit kühner Hand das Recht genommen wird überhaupt irgend einen Unterricht in oder über Religion zu geben, andrerseits die Konfessionsschule, die ursprünglich bloß eine nach Konfessionen getrennte Schule ist, zu einem alle Fächer erfassenden Konfessionalismus aufgebläht wird (auch der Turnunterricht wird konfessionell: die Mädchenturnhose verschwindet!), und völlig der Kirche ausgeliefert wird (nur die Kosten verbleiben dem Staat), das sind Künste weit erheblicherer Art als die Wasserkünste von Fontainebleau. Das ist die Marke der Mark. Aber der Triumph des Ganzen, der Höhepunkt menschlicher, pardon, juristischer Scheide — Verbindungskunst, Dreh- und Verdrehkunst ist aber doch die Abhandlung über den „geordneten Schulbetrieb“. Hier wirken

alle Worte profan. Nur stummes ehrfurchtsvolles Staunen ist hier am Platz. Man rahme diese Stelle mit Eichenholz und hänge sie an den Loreleyfelsen. Die vereinigten Reichswehrkapellen aber blasen dazu: ich weiß nicht, was soll es bedeuten oder Deutschland, Deutschland über alles, und vor allem den neugedichteten Vers „und im Unglück nun erst recht". Nur so ist die Leistung hinreichend zu würdigen, die aus der, die Einrichtung konfessioneller Sonderschulen einschränkenden Verfassungsbestimmung, soweit hierdurch ein geordneter Schulbetrieb nicht beeinträchtigt wird, in Verbindung mit dem hier gar nicht hergehörigen Grundschulgesetz den Schluß zieht: auch die einklassigen Schulen sind geordneter Schulbetrieb im Sinne der Verfassung. Da es nun eine weniger gegliederte Schule als die einklassige nicht gibt, so heißt das: die Einschränkung des Artikels 146 ist keine Einschränkung. Der Satz ist nur als Schmuck gedacht, dem Verfassungsschreiber ist hier die Tinte ausgeflossen. Ja, in Berlin kriegt man es sofort heraus, wann und wo einmal in Weimar jemand geschlafen hat. Nur muß man feststellen, das schon etwas früher im bischöflichen Fulda diese Entdeckung gemacht wurde, was eigentlich unter „geordnetem Schulbetrieb" zu verstehen sei. Doch ist man in Fulda in solchen Dingen sehr liebesam, man hat es sehr gern, wenn Andere Fuldaer Geistesprodukte sich aneignen. Wenn dann die Leistungen der Schule sinken, falls eine achtklassige Schule in eine ein- oder zweiklassige verwandelt wird, was schadet das? Im Glauben stark, im Geiste schwach, das sind die besten Staatsbürger. Geschimpft hat man über den Rückgang der Leistungen ja genug, um den neuen Firlefanz von Arbeitsschule, Gesamtunterricht usw. zu diskreditieren. Nun können die Leistungen ruhig sinken. Und das ist noch der beste Spaß: die Ungläubigen können nun gehörig gezwickt werden. Die werden von dem Recht eigner Schule keinen Gebrauch machen, wenn sie für eine 7klassige Schule eine einklassige eintauschen, wohl aber die Gläubigen, denen Leistung nicht soviel bedeutet. Vorzüge des Gegners zu seinem Nachteil benutzen, das gelingt nur ganz Ausgekochten. Also auch in Bezug auf Feinheiten, Schattierungen, Perspektiven sonderlichster Art bietet dieser Entwurf alles Denkbare. Er ist ein Wunderwerk menschlicher Erfindungskunst und verdient seinen Platz im Deutschen Museum zu München, wo in der Abteilung Kohlenbergwerke noch eine geräumige Stelle frei ist.

Zu den dümmsten Theatern, die in Berlin seit langem gemacht wurden, gehört der Rummel, der mit dem französischen Schauspieler Firmin Gémier veranstaltet wurde. Herr Gémier mag ein friedliebendes, völkerbundfreundliches

Gémüt sein, es mag ihn nach Berlin gedrängt haben und es wäre auch nichts dagegen zu sagen, daß man ihm einige Diners mit Antrittsreden widmete, aber wozu die knallige Aufbauschung der Visite? Leitartikel, Gerhart Hauptmann-Briefe, Ministerbegrüßung! Und diese Fülle der pompösen Redensarten; Internationale der Kunst, Austausch der Theater, Bündnis der Literaturen usw. usw. Es sei hier nicht untersucht, ob Herr Gémier das Recht zu seinen nicht gerade leisen Reden hat. Was er als Regisseur an Goethes „Faust" verbrochen hat, erzählt an anderer Stelle des T.-B. ein junger Dramaturg und Gelehrter. Pariser Freunde sind so liebenswürdig, auch darauf hinzuweisen, daß Herr Gémier als Direktor des Odéon nur einen einzigen deutschen Autor aufgeführt hat, den Schwankschreiber Hans Sturm. Nicht einmal Hauptmann, der Gémier brieflich umarmte, hat für das Odéon existiert, von anderen deutschen Autoren gar nicht zu reden. Aber Herr Gémier will drei zerlegbare, transportable Holztheater bauen lassen, vorausgesetzt, daß die Regierungen und ein paar Mäzene das Geld dazu hergeben. Aus solchen Plänen, deren Dolmetsch Herr Schapiro, der Dichter der inhibierten Gerhart-Hauptmanngespräche ist, ward die Fahne der „Internationale der Kunst" gewirkt. Erwachsene Leute gaben sich dazu her, diese absurden Phantastereien, die man höchstens Ministerialreferenten einreden könnte, anzuhören und mit pathetischen Reden zu erwidern. Der Einzige, der von der Veranstaltung einigen Nutzen hat, ist natürlich Herr Schapiro, welcher nun endlich sich auf der ersten Seite des „Berliner Tageblattes" schwarz auf weiß versichern lassen konnte, daß er „Intelligenz, Talent, Gedankenreichtum (!) und vor allem hinreißenden Idealismus" besitze. Wie lieblich muß das Antlitz des idealistischen Dolmetschers errötet sein, als er diese Worte im Manuskript Gémiers fand, Gémier, der, wie er bekennt, kein Schriftsteller ist, aber zum Glück einen polnischen Schriftsteller in seiner Nähe hat. Die ganze Veranstaltung, so leer wie fruchtlos, gibt zu einer Betrachtung über die Institution der literarischen Agenten Anlaß. Wie auf dem Gebiete des Weinhandels und der Textilwaren muß es auch auf dem Gebiet der Literatur Händler, Dolmetscher und Agenten geben, in Gottes Namen. Ihre Geschäftigkeit kann zuweilen Nutzen bringen, mindestens den Agenten selbst. Aber obwohl Klappern zum Handwerk gehört, darf der Lärm, den die Weinreisenden der Literatur arrangieren, nicht gar zu groß, ihre Versöhnungsposaune nicht gar zu laut geblasen werden. Jeder falsche, jeder forcierte Ton stört hier auf diesem heikelsten Gebiet, Deutschland und Frankreich werden lernen müssen, sich allmählich, vielleicht auch ohne Schapiro, zu verständigen.

Die Kriegsschuld-Aktion der deutschen Regierung hat mit einem knallenden Mißerfolg geendet, und Luther und Stresemann werden jetzt das kapitale Vergnügen haben, sich in Locarno mit Herren an den Verhandlungstisch zu setzen, von denen sie soeben öffentlich zurechtgestaucht worden sind, — eine Situation, in der die Unbefangenheit und Tatkraft von Unterhändlern selbstredend besonders imposant zu werden verspricht. Man verhandelt bekanntlich niemals freier und kühner, als wenn man sich vom Verhandlungspartner schon in einer anderen Frage vorher ein Nein geholt!

Aber auch abgesehen von dem Erfolg, zu dem das Vorgehen des gegenwärtigen Kabinetts in bezug auf seine Konferenzposition geführt hat, verdiente Plan und Taktik dieser überraschenden Kriegsschuld-Unternehmung hohes Lob. Sie sind ein Musterbeispiel bewundernswert elastischer, wendiger, vielseitiger Politik; und sie sind zugleich ein schöner Beweis dafür, daß man auch in Berlin gewisse Grunderwägungen demokratischer Regierungskunst endlich verstehen gelernt hat.

Man muß davon ausgehen, daß eine Unternehmung beschlossen wurde, von deren Ueberflüssigkeit eigentlich jedermann überzeugt war. Daß ein etwaiger Eintritt Deutschlands in den Völkerbund keine neue Anerkenntnis des Artikels 231 von Versailles, keine neue Anerkenntnis der Verantwortung Deutschlands am Weltkrieg bedeuten solle, hat bereits der Reichskanzler Marx, im September 1924, den Regierungen notifiziert, eine Wiederholung war also nur eben eine Wiederholung. Daß die praktischen Konsequenzen, die der Friedensvertrag aus der Kriegsverantwortung Deutschlands zieht, nicht dadurch aus der Welt geschafft werden können, daß Deutschland diese Verantwortung einseitig nochmals abstreitet, war ebenfalls kein Geheimnis für irgendwen; und einen Widerruf der Verantwortlichkeitsthese von der anderen Seite zu erlangen, ist wohlweislich nicht einmal versuchsweise unternommen worden. Alles, was man tun konnte, war also unnötig und zwecklos. Aber da man nun doch dem ländlich-verbändlichen Heerbann ein Herzenserquickung nach all dem siebzehnfachen Verrat beschworener Ideale bieten wollte und vielleicht auch mußte, ersann man eine unleugbar ingeniöse Methode. Man verfuhr so, daß man, mit dem nach Pillkallen gewendeten Januskopf, dröhnend ausrufen konnte: „Ha, da seht Ihr, was wir tun!"; während man mit der nach Paris gewendeten Hälfte zugleich zu flüstern vermochte: „Aber bitte, wir tun ja gar nichts!"

RUDOLF GROSSMANN



BOTSCHAFTER VON HOESCH

1. Die Einladung zur Konferenz nahm man ohne Zusatz an, und den Regierungen gegenüber war dies das Wichtigste. Die Kriegsschuldfrage aber, die nur mündlich und mit dem Behelf eines separaten aide-mémoire gestreift wurde, wurde zum eigentlichen Ereignis für den deutschen Stammtisch gemacht.

2. Die Ausdrucksweise für die deutsche öffentliche Meinung war so, daß die Zeitungen der Rechten Ueberschriften wie: „Der amtliche Widerruf der Kriegsschuldlüge“ sich gestatten konnten. Die Ausdrucksweise der anderen Seite gegenüber aber war so, daß man vielleicht hoffen konnte, sie werde überhaupt nichts richtiges merken. Der Wortlaut:

> „. . . Die deutsche Regierung wiederholt die Erklärung, daß der etwaige Eintritt Deutschlands in den Völkerbund nicht so verstanden werden darf, als ob damit die zur Begründung der internationalen Verpflichtungen Deutschlands aufgestellten Behauptungen anerkannt würden, die eine moralische Belastung des deutschen Volkes in sich schließen. . .“

— dieser Wortlaut ist so schwach und vorsätzlich blaß, daß er deutlich genug die Absicht zeigt, ihn beim Adressaten möglichst bedeutungslos erscheinen zu lassen.

3. Dem Inland gegenüber und andeutungsweise sogar noch in dem aide-memoire (das zur Veröffentlichung im Inland bestimmt war, wurde das Thema dieser Erklärung als wesentlicher Bestandteil der Konferenzacceptation hingestellt. Dem Ausland gegenüber aber versicherte man gleichzeitig — den Regierungen durch die Botschafter, der Oeffentlichkeit durch Herrn Sauerwein vom „Matin“ — selbstverständlich seien diese Erklärungen weder eine Vorbehalt noch eine Bedingung, die Konferenz habe unmittelbar nichts damit zu tun.

All diese feinsinnige Differenzierung zwischen Heimat und Ausland, dieses behende Wechseln zwischen Posaunen- und Flötenton, zwischen prinzipienstarrer Deutschgeborenheit und zweckmäßiger Internationalität, verdankt ihre Entstehung einer politischen Erleuchtung, die erst in den allerletzten Jahren, — am stärksten in London zur Daweskonferenz, — der deutschen Regierung aufgegangen ist. Oh, man hat es eingesehen, daß demokratische Regierungen von Volksstimmungen abhängig sind! Und, oh! man hat gemerkt, wie die alten Routiniers demokratischer Regierungskunst sich in dieser Beziehung gegenseitig das Spiel erleichtern. Hat nicht Macdonald alles mögliche zugestanden, wenn Herriot es ihm vortrug, er brauche es für seine öffentliche Meinung? Schien es für die Herren nicht häufig wichtiger, dem Kollegen vom andern Land vor seinem Publikum irgendein Dekorum zu verschaffen, als irgend ein

bestimmtes politisches Ziel zu erreichen? Ei doch, das also ist die Politik der Politiker! Mitgemacht, das können wir auch, das ist nützlich und gibt sogar noch ein Air. Briand wird schon verstehen, daß wir unserer Volksstimmung gegenüber usw.; und es wird die kollegiale Freundschaft nur stärken, wenn wir ihm aufrichtig ins Auge zwinkern: „Natürlich ist es gar nicht ernst gemeint, natürlich geht es Dich eigentlich nichts an; aber wir brauchen es nun mal für unsere bösen Buben, sei so lieb, laß es geschehen, — wir sind nicht ernst zu nehmen!"

Man sieht also, wir schreiten mächtig vorwärts, und die Hoffnung, daß noch einmal gerissene Politiker auch in diesem unpolitischen Lande aufwachsen, darf nach dieser Probe nicht mehr niedrig veranschlagt werden. Diesmal geriet man freilich noch auf Glatteis, denn Monsieur Briand hatte den völlig überraschenden Einfall ‚daß auch er seinerseits einer Volksmeinung gegenüberstehe, und daß diese vielleicht noch saurer auf die Erklärung reagieren würde, als die deutsche auf das Unterlassen der Erklärung. Er sagte, erklärt in Gottes Namen was Ihr wollt, aber laßt es beileibe nicht über diese vier Wände dringen; sobald Ihr etwas bekanntgebt, müssen wir erwidern. Das war wieder für Luther inakzeptabel; denn nur um die Veröffentlichung handelte es sich ja, und lieber hätte er etwas publiziert ohne es getan zu haben, als etwas zu tun ohne es zu publizieren. Noch immer tröstete er sich mit seiner neuen politischen Weisheit. „Es kann ja gar nicht sein," sagte er sich, „daß man mich ernstlich ernst nimmt. Ich habe einen Anspruch darauf, nicht ernst genommen zu werden, ich werde so viel Watte auflegen, daß auch der Klügste nichts mehr hört! Und Sie wissen doch, Briand, Sie wissen doch selbst, daß es praktisch einfach gegenstandslos ist. Sehn Sie mir doch nur ins treue deutsche Auge, — ehrlich gesagt, ich meine es unehrlich, der Vertrag besteht, ob mit, ob ohne Kriegsschuld, wir beide verstehen doch, daß er nicht von einer Formel abhängt!" Aber zu oft ist von denjenigen, die Herr Luther für seine öffentliche Meinung hält, die exorbitant pazifistische Idee in die Welt hinausgeschrieen worden, daß es tatsächlich nur die Verantwortlichkeitsformel sei, auf der der Vertrag ruhe, und daß, wenn jene falle, ganz automatisch auch dieser erledigt sei, — zu oft ist diese keusch-idealistische Theorie von den Realpolitikern vertreten worden, als daß die Franzosen ruhig bleiben könnten, wenn an dem Mantel gezerrt wird, dem der Herzog, trotz aller gegenteiligen Beteuerungen, nachfolgen soll. Und so blieb Herrn Briand, wenn er nicht gelyncht werden wollte, tatsächlich wohl gar nichts anderes übrig, als höflich aber bestimmt zu antworten, diese ganze Diskussion habe mit dem Sicherheits-

pakt absolut nichts zu tun, und die Kriegsschuldfrage sei durch den Vertrag von Versailles geregelt, an dem sie nichts zu ändern gewillt sei. Die englische Regierung aber, dank ihrer größeren diplomatischen Autorität zuweilen etwas lehrhaft, fügte sogar die unliebsame Zensur hinzu: „Die Frage der Verantwortlichkeit Deutschlands für den Krieg wird durch den geplanten Pakt nicht aufgeworfen und Seiner Majestät Regierung vermag nicht zu erkennen, warum die Deutsche Regierung es für angebracht gehalten hat, sie in diesem Augenblick aufzuwerfen."

Es ist also mißlungen, die „Forderung" zu erfüllen, die von der „Deutschen Zeitung" — sie hat leicht fordern! — noch am Tage vorher kategorisch aufgestellt wurde: „Die feindlichen Regierungen müssen gezwungen werden, auch ihrerseits die Kriegsschuldlüge zu widerrufen!" Sie haben sich nicht einmal zwingen lassen, eine deutsche Erklärung entgegenzunehmen, um wieviel weniger, auch noch ihr Giro darunter zu setzen. Man zwingt nicht so leicht, außer in Leitartikeln. Aber man soll andrerseits jetzt auch nicht so schrecklich jammern, als sei der Himmel auf die Erde gestürzt. Abgesehen von einer gewissen Verlegenheit, unter deren Druck unsre Unterhändler in den ersten Tagen von Locarno stehen werden, ist uns weder durch den Fortbestand des theoretischen Paragraphen 231 noch durch die Zurechtweisung, die erteilt worden ist, etwas praktisch ins Gewicht Fallendes zugefügt worden. Die Kriegsschuldmär, ebenso wie die Kriegsunschuldmär, haben mit praktischer Politik nichts mehr zu tun, sie ändern nichts an unserer wirklichen Lage, weder zum Guten noch zum Schlechten; und insoweit sie historisch ein Interesse verdient, werden Bücher wie der Fabre-Luce'sche „Sieg" (den die Frankfurter Sozietätsdruckerei in deutscher Uebersetzung publiziert hat) mehr zur gerechten Klärung beitragen als irgend ein noch so sensationeller Regierungsschritt, oder als irgend ein Geschrei von wilden Männern, die tatsächlich gar nicht Deutschland sondern die kaiserliche Regierung entlasten wollten, und nicht aus außen-, sondern aus innenpolitischen Gründen. Politisch aber ist es vielleicht nur von Nutzen, daß diese neue Abfuhr auf einem politisch ganz entlegenen Gebiet davon abhalten wird, diesen selben, ewigen Störenfried immer wieder in Angelegenheiten von wirklicher Bedeutung hineinzubugsieren. Es ist eine separate Lektion, die Luther und Stresemann hoffentlich ebenso gelehrig aufnehmen, wie die allgemeine Lektion über demokratische Regierungskollegialität, die sie aus London nachhause genommen, und wie die Lektion über die Grenzen dieser Kollegialität, die sie jetzt, in einer verhältnismäßig unwichtigen Sache, empfangen.

Auch Wurzeln treibt man nicht so bald
Und Früchte nun erst recht nicht,
Geh' heim in deinen Purzelwald
Und lästre dein Geschlecht nicht.
(Christian Morgenstern: Der Purzelbaum.)

Herr Anton Flettner, heute Direktor der Flettner-Schiffsruder G. m. b. H., von Beruf Lehrer, hatte während des Krieges Gelegenheit gehabt, auf der Inspektion der Fliegertruppen als technisch-wissenschaftlicher Arbeiter mit herangezogen zu werden. Er verschaffte dem nach ihm benannten Ruder Eingang in die Flugtechnik und so wurden seinerzeit auch einige Großflugzeuge mit dem Flettnerschen Ruder ausgerüstet. Heute, nach etwa 10 Jahren, steht außer Frage, daß dieses Ruder eine Verbesserung der bisher verwandten darstellt. Interesse und Bedeutung hat die Sache jedoch nur für engere Fachkreise.

Dieser Anfangserfolg ließ Herrn Flettner nicht ruhen, er arbeitete an neuen Problemen, stellte Tragflächen von Flugzeugen auf Segelboote und hoffte so den Wirkungsgrad von Segelschiffen verbessern zu können. Der eingeschlagene Weg führte zu keinem Resultat. Da machte ihn sein in Göttingen bei der dortigen aerodynamischen Versuchsanstalt beschäftigter Bruder auf Untersuchungen von Professor Prandtl aufmerksam, die dieser auf Grund exakter, wissenschaftlicher Forschungsergebnisse an im Luftstrom rotierenden Zylindern unternahm. Der bereits vor 70 Jahren von Magnus festgestellte und nach ihm benannte „Effekt" hat Fachleute bei der schnellen Entwicklung des Flugwesens nicht ruhen lassen und schon Eifel, dem man in Paris vor nunmehr bereits ca 20 Jahren ein aerodynamisches Laboratorium erbaute, hat sich mit diesem Problem beschäftigt. (Siehe: „Versuche im Laboratorium des Marsfeldes" ausgeführt von G. Eifel, Deutsch von Dr. Fritz Huth, verlegt bei Richard Carl Schmidt & Co., Berlin W 62.)

Die Prandtl'sche Grenzschichttheorie schaffte erst Klarheit und veranlaßte ihn (Professor Prandtl) die eben erwähnten praktischen Versuche mit rotierenden Zylindern in der Göttinger Anstalt zu machen.

Herr Flettner demontierte die Tragflächensegel von seinem Boot, setzte nach Göttinger Muster einen rotierenden Zylinder darauf, nannte das ganze Flettner-Rotor und verstand es, Kapital zu finden, um an den Bau eines seetüchtigen Segelschiffes heranzugehen. Die Versuche waren kaum wirklich begonnen, geschweige denn abgeschlossen, da setzte eine ungeheure Propaganda ein, welche uns in tausend und abertausend Variationen die schier unerschöpflichen Möglichkeiten dieser genialen deutschen Erfindung, des Flettner-Rotors, ver-

kündeten. Es wurde gerechnet, Zahlen mußten beweisen, welch' großer wirtschaftlicher Vorteil dem verarmten Deutschland aus den Flettner-Rotoren erwachsen würde, auch die Redaktionen großer Tageszeitungen ließen sich durch die Regie blenden.

Eine Zigarettenfabrik brachte Abbildungen ihrer Werksanlagen, die nunmehr Licht und Kraft durch fast kostenlos zu betreibende Flettnerrotoren erhalten sollen. Eine Zeitung gab schleunigst eine Flettneryacht in Auftrag, um uns Berliner als erste damit beglücken zu können, kurz, es setzte eine grenzenlose Hausse im Flettner-Rummel ein. Der Erfolg in Leserkreisen war, daß einer Tageszeitung aus Anlaß einer Rundfrage nach dem berühmtesten Deutschen des Jahres 1924 von Journalisten, Beamten, Rechtsanwälten, Aerzten, Arbeitern, Geschäftsleuten, Diplomaten wie Parlamentariern geantwortet wurde: „Eckener und Flettner". Doch lassen wir die Zeitung selbst sprechen:

> „Der berühmteste Deutsche? Natürlich Eckener! — Nein, warten Sie mal! Das müßte doch eigentlich Flettner sein. Der ist doch Erfinder. Und das Luftschiff hat doch Zeppelin erfunden. Ja, aber ohne Eckener wäre es auch nicht nach Amerika gekommen. Also sagen wir mal: Eckener war der berühmteste Deutsche mit dem größten Mut und der größten Energie, und Flettner war der berühmteste Erfinder des letzten Jahres.
>
> Erfindungen werden in jedem Jahre, wenn man die Registrierung der Patentämter durchsieht, zu zehntausenden gemacht, aber nur einem Flettner ist eine so gewaltige Neuerung geglückt, wie das Einfangen der Kraft des Windes mit einer ans Märchenhafte grenzenden neuen Methode."

Die „Buckau" trat ihre erste Auslandsreise an. Eine Ladung Holz sollte nach England gebracht werden. Wieder meldeten Zeitungen, England erwarte fieberhaft die Ankunft dieses Schiffes mit den Flettner-Rotoren. Herr Flettner selbst habe seinen Aufenthalt in Meran abgebrochen und sei auf dem schnellsten Wege nach England geeilt, um sein Rotorschiff in Empfang zu nehmen. Spötter behaupteten allerdings, daß schon damals das Zutrauen des Herrn Flettner zu seinem Rotorschiff nicht ausgereicht habe, um die zwar nicht sehr komfortable, aber doch immerhin recht ehrenvolle Ueberfahrt an Bord der „Buckau" mitzumachen. Kurz, die Praxis zeigte sich in etwas anderem Gewande, als die stimmungsvolle Flettner-Propaganda und wieder einmal mußte langsam zum Rückzug geblasen werden. Man merkte, daß die eigentlich ingeniöse Arbeit nun erst beginnen müsse und so wohl Jahre als Gelder erforderlich sind, um ein einigermaßen seetüchtiges Rotorschiff zu bauen.

Noch aber war Konjunktur! Die Besitzer der „Buckau" freuten sich, einen Käufer für dieses Flettnerschiff zu finden, der eine Idee hatte, mit der aus ihrem Kasten Kapital zu schlagen

war. An Bord wurde ein richtiggehender Schnapsladen eingerichtet, Art und Name des Schiffes sorgten dafür, daß Schaulustige in Scharen herbeiströmten und was der Kapitän nicht durch Ladung verdienen konnte, holte der Mann an der „Theke“ um ein mehrfaches herein. Als man so dem trockengelegten Schweden einen Besuch abstattete, wurde das Treiben an Bord doch zu bunt, denn eines schönen Tages kam die Hafenbehörde hinter das „Geheimnis“ der Rotoren und bereitete diesem groben Unfug ein unrühmliches Ende. Das Ausland, die unbeteiligten Dritten, man lachte und jubilierte und der deutschen Sache war großer Schaden zugefügt.

Heute nun, allerdings reichlich spät, meldet sich auch die Fachpresse zum Wort. (Werft, Reederei, Hafen, Verlag Julius Springer. 6. Jahrgang, Heft 13.) Es wird klipp und klar auseinandergesetzt, daß bei kleinen Schiffen von der Größe der „Buckau“ kein Personal erspart werden kann, daß im Gegenteil die Frage nach tüchtigem Maschinenpersonal auf kleinen Rotor-Schiffen erhöhte Bedeutung gewinnt. Dazu kommt, daß die Ausnutzung des Windes Brennstoff kostet, wodurch die Betriebsausgaben einer Reise steigen. In Bezug auf Rentabilität von Rotorschiffen läßt sich nichts Positives sagen. Unter Berücksichtigung aller in Frage kommenden Gesichtspunkte kann man erwarten, daß ein Rotorschiff nicht ungünstiger fährt als andere Fahrzeuge seiner Größe und Verwendung. Der Neubau eines Rotorschiffes könne also nur den Zweck haben, weitere Versuche hinsichtlich der Ausführungsmöglichkeiten und der Wirtschaftlichkeit zu machen.

Vor Tisch las man es allerdings wesentlich anders. Als positives Aktivum verbleibt somit lediglich zu verbuchen, daß der von Professor Prandtl durchforschte Magnus-Effekt Spezialfachleuten aus der Praxis Veranlassung gegeben hat, Wirkungsgrad und Verwendungsmöglichkeit der Walzen-Segler (Rotoren) im praktischen Gebrauch zu erproben und daß noch viele Jahre ernster Facharbeit erforderlich sein werden, ehe ein endgültiges Urteil über deren Zweckmäßigkeit zu fällen geht.

Herr Flettner hingegen hat bei Uebernahme der Patenstelle Objekt und Subjekt verwechselt, sich in den Brennpunkt des Interesses gerückt und durch voreilige Ueberschätzung der Verhältnisse der Sache nur geschadet. Die europäische Oeffentlichkeit ist noch keineswegs reif für amerikanische Werbemethoden, wir Abendländer sind immerhin noch daran gewöhnt, daß man besonders in streng wissenschaftlichen Fragen Zurückhaltung übt. Wir alle haben zuviel Enttäuschungen erlebt, wir bitten die Erfinder um moralische Disziplin.

HUGO HÄRING

DIE UNTERDRÜCKUNG DER NEUEN BAUKUNST

Vor einigen Jahrzehnten zeigten sich in Deutschland, Oesterreich, Holland und Amerika die ersten Ansätze einer Bewegung, welche der Baukunst eine Erneuerung und einen unmittelbaren Anteil am Leben verschaffen wollte, indem sie sich von der ewigen Ausbeutung der historischen Bauwerke weg wieder den schöpferischen Elementen der baulichen Gestaltung zuwandte. Diese Bewegung, deren Leistungen immer nur in den Industriebauten gesehen werden, deren Ziel aber keineswegs nur der Industriebau, sondern die vollständige Durchdringung der Baukunst schlechthin ist, hat im Auslande im letzten Jahrzehnt sehr an Boden gewonnen, während sie in Deutschland buchstäblich um ihre Existenz zu ringen hat. Man sollte zwar meinen, daß wir alles, was schöpferischen, schaffenden Gehaltes ist, pflegen und fördern würden, aber das ist ja natürlich nicht so. Man hat im Gegenteil, statt zu pflegen und zu fördern, einige Instrumente erfunden, diese Bewegung zu unterdrücken. Wer sich deshalb vielleicht schon wunderte, daß diese Generation von jungen Baumeistern (die übrigens an Jahren gar nicht mehr so jung sind) in Deutschland nicht zum Durchbruch und zur Wirkung kommt, der findet die Lösung in der Berliner Baukunstpolitik.

Seit 1923 hat Berlin ein sogenanntes Verunstaltungsgesetz, das ist ein Gesetz, welches die Verunstaltung der Stadt verhindern soll, also verhindern soll, daß häßliche Dinge gebaut werden. Es hat noch niemand feststellen können, daß in Berlin und Umgebung jetzt keine häßichen Dinge mehr gebaut werden. In dieser Richtung wirkt das Gesetz also nicht. Außer der verhindernden Wirkung versprach man sich von dem Gesetz aber auch eine fördernde Wirkung. Es soll helfen den Geist der Baukunst in Berlin zu heben. Was sicher nötig ist. Wie aber geschieht das?

Darüber schreibt Heinrich Straumer als Vorsitzender des Bundes Deutscher Architekten in Nr. 417 des „Berliner Tageblattes" vom 6. September 1923 wie folgt:

„Mit Hilfe der Sachverständigen-Organisation soll versucht werden, den Weg des Berliner Bauwesens wieder aufwärts zu führen. Diese Organisation besteht zunächst aus einem Zentralausschuß, der in weitem Kreise die besten staatlichen, kommunalen und privaten Sachverständigen umschließen soll. Ihm gehören an, ein Vertreter des städtischen Hochbauamtes, ein Vertreter der Baupolizei, der Reichskunstwart, der staatliche Denkmalspfleger, ferner je ein Vertreter des Wohlfahrtsministeriums, der Akademie der Künste, der Akademie des

Bauwesens, des Bundes der Architekten, des Architektenvereins, und der Stadtverordneten. Der Zentralausschuß hat die Aufgabe, die großen Gesichtspunkte zu klären, nach denen einzelne und Massenbauten errichtet werden sollen, er wird ferner Fragen von großer, prinzipieller Bedeutung, etwa die Umgestaltung eines alten historischen Platzes, entscheiden, er soll in allen Zweifelfällen in Kraft treten und schließlich die oberste Berufungsinstanz für den breiten Unterbau dieser Organisation bilden. Die einzelnen Bauprojekte werden von den Baupolizeistellen in den einzelnen Bezirksämtern drei schaffenden Baukünstlern, die durch Leistungen ihre Befähigung erwiesen haben, zur Begutachtung überwiesen.

Wenn wir uns auch nicht dem Glauben hingeben, daß dieser künstlerische Kontrollapparat sofort eine herrliche Blüte der Baukunst zeitigen wird, so hoffen wir doch, daß er einen guten Anfang schaffen und fortzeugend immer Besseres wird gebären. Der Baumeister — im weitesten Sinne des Wortes — wird bei dem Vorhandensein dieses wachenden, künstlerischen Gewissens von selber sich erhöhte Mühe geben, größere Anstrengungen machen. Denn wohl jeder von ihnen wird fürchten, daß sein Projekt als künstlerisch unzugänglich zurückgewiesen wird, und er wird die Ehre suchen, daß sein Entwurf dem Urteil anerkannter Fachleute standgehalten hat. Der Sachverständigenausschuß stärkt andrerseits dem Baumeister den Rücken gegenüber dem Bauherrn, der von vornherein zur Aussetzung genügender Mittel veranlaßt werden kann. Denn gesetzt den Fall, daß das Projekt beanstandet wird, und die Ausführung des Baues eine Verzögerung erleidet, würde der Bauherr finanzielle Verluste durch Zinsenausfall usw. erleiden. Er wird es also für vorteilhaft halten, an einen tüchtigen Baumeister sich zu wenden. So wird eine Anstrengung die andere wecken und das Bauen wieder eine ernsthafte Angelegenheit werden, die einem höheren Urteil untersteht."

Und recht ähnlich schreibt die Deutsche Gesellschaft für Städtebau und Landesplanung im „Berliner Börsen-Courier" vom 2. November 1923:

„Dieses wachende künstlerische Gewissen, in dem neben anerkannten Baukünstlern, wie Ludwig Hoffmann, Hermann Jansen, Heinrich Straumer, die Akademie der Künste, der Bund Deutscher Architekten und andere Körperschaften der Kunst und des Bauwesens sowie Behörden vertreten sein werden, wird jeder Baumeister fürchten, der ein künstlerisches Projekt einreichen muß, und er wird die Ehre suchen, daß sein Entwurf dem Urteil des Sachverständigen-Ausschusses standgehalten hat. Für den Bauherrn wird es also in Zukunft vorteilhaft sein, sich an einen tüchtigen Baumeister zu wenden.

Denn gesetzt den Fall, daß das Projekt beanstandet wird, und die Ausführung des Baues eine Verzögerung erleidet, würde der Bauherr finanzielle Verluste durch Zinsenausfall usw. erleiden.

Wenn wir uns auch nicht dem Glauben hingeben, daß dieser künstlerische Kontrollapparat sofort eine herrliche Blüte der Baukunst und ein schönes Berlin zeitigen wird, so hoffen wir doch, daß er einen guten Anfang schaffen und fortzeugend immer Besseres wird gebären." Genau wie oben. (Für Nichteingeweihte sei bemerkt, daß H. Straumer und auch L. Hoffmann und H. Jansen zu den Gründern dieser Gesellschaft gehören.)

Es kommt jetzt also alles auf die Sachverständigen an. Wer sind diese? Es sind vor allen Dingen ein wenig viel geworden, was schon sehr übel ist, denn man kann Kunstwerte nun einmal nicht durch Abstimmung ermitteln. Man scheint es mit der Hebung der Baukunst nicht recht ernst zu meinen. Nun die Namen: Es sind zunächst die vertreten, die von Amts wegen mit der Kunst etwas zu tun haben. Der B. D. A. behauptet zwar sonst immer, daß gerade die beamteten Architekten ein Hindernis für die freie Entwicklung der Baukunst wären, in diesem besonderen Falle aber scheint er die gegenteilige Meinung zu vertreten. Oder vielleicht doch nicht, sondern gerade das . . . . .? Man kann nicht wissen! Ich bin mißtrauisch. Jedenfalls aber, man kann schon sagen, daß die Kunstauffassungen beamteter Architekten selten sehr fortschrittlich sind. Heute schon recht nicht.

Warum sind sie deshalb eigentlich in den Ausschüssen? Wir werden noch sehen, d. h. in obigem Aufsatze des „Börsen-Couriers" steht bereits geschrieben, daß „neben anerkannten Baukünstlern wie Hoffmann, Jansen, Straumer auch noch diese Beamteten Sachverständigen vertreten sein werden". Das offenbart alles. Denn, erwartete man, daß unter „großen Fachleuten, die durch Leistungen berühmt geworden sind" Baukünstler von allgemeinem Ruf, oder Weltruf gemeint gewesen seien, also etwa Namen wie Pölzig, Behrens, Tant, Bartning, Mendelsohn, Mies van der Rohe, Baukünstler, die ihren Ruf sogar dem besonderen Umstand verdanken, wirkliche Förderer und Bahnbrecher der Baukunst zu sein, so geht man ganz fehl. Diese sind eben nicht dabei, sie waren nicht gemeint, gemeint waren eben vor allen Dingen die Herren Hoffmann, Straumer und Jansen selbst. Das sind natürlich auch Namen von Ruf und Weltruf und „tüchtige Baumeister", aber sie stehen nicht in dem Ruf, Bahnbrecher der Baukunst zu sein. Sie haben deshalb ein Interesse daran, daß Sachverständige mit Kunstanschauungen in diesen Aus-

schüssen sitzen, welche ihnen nicht gefährlich werden können, welche aber andererseits das autoritative Gewicht der Sachverständigen-Ausschüsse vermehren und eine Barrikade gegen den Ansturm einer neuen Baugesinnung bilden. Kurz und gut, die Sachverständigenausschüsse sind nach einem bestimmten Plan aufgestellt und dieser Plan ist beherrscht von der Sorge, wie halte ich die Elemente der Entwicklung fern, wie hebe ich die Baukunst, aber natürlich nur bis zu dem Niveau der eigenen Leistungen. Das heißt, es ist hier kein Raum für eine neue Baukunst und das Verunstaltungsgesetz ist das legale Instrument zu ihrer Unterdrückung. Zwar ist nicht zu zweifeln, daß viele Sachverständige in aller Aufrichtigkeit um ihre Kunstanschauungen kämpfen, wenn sie die Projekte einer neuen Baugesinnung befeinden, doch bleibt das Schicksal zu bewundern, das geheimnisvoll die Kunstauffassungen auch dieser Aufrichtigen hinüberzuleiten weiß, in die Richtung, in der sie auch für die geschäftlichen Interessen Einzelner wirksam werden.

Die Anweisung für die Behandlung unvollkommener Bauvorhaben im Einzelfalle erhalten wir nun auch zugleich in obigen Aufsätzen Straumers: „Ein Entwurf hält dem Urteil anerkannter Fachleute nicht stand . . . . . Die Ausführung des Baues wird verzögert . . . . Zinsenausfall . . . . (Kampf um die Kunst auf Kosten des Bauherrn) . . . . anderer Architekt . . . . (also von vornherein anderer Architekt) „das genügt. Man bedenke, wo so große Dinge in Frage stehen, wie Bauaufträge und Architektenruhm können Kunstanschauungen sehr charaktervoll und heftig auftreten. Die Bauherren werden sich also hüten, in Zukunft zu Architekten zu gehen, deren Entwürfe dem Urteil „anerkannter Fachleute“ (s. oben) nicht standhalten. D. h., Bauherren müssen schon wissen, was sie wollen, wenn sie trotzdem zu einem modernen Architekten gehen. Solche Bauherren gibt es natürlich sehr, sehr wenige. Wir stellen also daraus fest, daß das Verunstaltungsgesetz auch hier, wo es doch produktiv wirken sollte, wiederum verhindernd wirkt. Gibt es deshalb einen Grund, es zu erhalten? Nein, aber viele, es sofort wieder aufzuheben. Nicht zuletzt den, daß es einen Anreiz zur Korruption enthält.

Die Wirkung dieses Hauptinstrumentes der Unterdrückung wird nun noch ergänzt und vervollständigt durch eine andere Institution, die den Rittern vom Verunstaltungsgesetz durch Geist und Personalunion verbunden ist, durch das Wohnungsfürsorgeamt. Von der größten und wichtigsten Bauaufgabe der Gegenwart dem Wohnungsbau, zu dem die Allgemeinheit die Mittel (es sind 1½ Milliarden Mark nötig) aufbringt, wird die neue Baugesinnung ebenfalls behutsam

fernhalten. „Pflicht wäre es gerade diese zu ermutigen" schreibt A. Behne (Sozial. Monatshefte Seite 410 ff). Aber man war vorsichtig genug, die Beleihung der Bauprojekte von einer Bau- und Kunstzensur abhängig zu machen, und Beleihung und Zensur in dieselben Hände zu legen, womit eben die neue Baugesinnung von einer Beteiligung an dieser Bauentwicklung des Wohnungsbaues, die durch sie eine Entfaltung zu erwarten hätte, wirksam ausgeschlossen wird. Das Amt erkennt eben seine Pflichten anders, als Behne sie erkennt. erkennt.

Doch nicht genug mit diesen beiden Instrumenten der Unterdrückung, hält man die Männer der neuen Gesinnung auch von den Wettbewerben fern, indem man die Preisgerichte dieser Wettbewerbe immer so zusammensetzt, daß die im Verunstaltungsgesetz angebahnte Baupolitik nicht Gefahr läuft, erschüttert zu werden. Zwar kommt es vor, daß ein modernes Projekt einen Trostpreis erhält, ja es kommt sogar vor, daß ein Preis einem solchen Projekt zugesprochen wird, aber es kommt nie vor, daß ein solches Projekt auch ausgeführt wird, wohl aber kommt es vor, daß man noch einen Wettbewerb ausschreibt, wenn ein Vertreter der neuen Baugesinnung ein größeres Projekt bereits bearbeitet hat, damit man auf dem „objektiven" Boden des Wettbewerbes das Produkt der neuen Gesinnung ausschalten kann. Auch die Wettbewerbe sind ein Instrument der Unterdrückung der neuen Baukunst.

Wir fordern also die Beseitigung des Verunstaltungsgesetzes, nicht nur weil es ungeeignet ist, häßliche Bauten zu verhindern, sondern weil es ein Instrument ist, nur zum Ruhm Einzelner, nicht aber zum Ruhme der Baukunst.

Wir fordern weiter die vollkommene Trennung der Beleihung der Wohnungsbauten aus den Mitteln der Hauszinssteuer von einer Kunstzensur und wir fordern die Beseitigung *dieser* Wettbewerbspraxis, weil sie den freien Wettbewerb in Wirklichkeit ausschließt. Will man verhindern, daß offenbarer Schund gebaut wird, so genügt eine Kommission von drei Menschen das zu verhindern. Und da die Werke und Werte der neuen Baukunst nicht von Menschen gewürdigt werden können, welche diesen Werken gesinnungsfeind sind, so sind zwei Kommissionen von je drei Menschen aufzustellen: eine Kommission der historisierenden Baukünstler und eine Kommission der neuen Baugesinnung. Wer vor einer dieser beiden Kommissionen besteht, (und es soll ihm freistehen, die Kommission seines Vertrauens zu wählen) hat keinerlei Kunstkontrolle mehr zu passieren. Die Gegensätzlichkeit der beiden Kommissionen schaltet den Mißbrauch der Aemter aus und die

im Verunstaltungsgesetz gewünschte Verhinderung offenbaren Schundes ist auf einem einfachen Wege erreicht. Es ist noch mehr erreicht, denn die Rivalität der beiden Kommissionen wird zur Folge haben, daß in der Tat der Weg zur besten Leistung gesucht wird, an welcher jede Partei sozusagen nunmehr ein Interesse hat. Hat man aber in Wirklichkeit ein Interesse an einer tatsächlichen Entwicklung der Baukunst, so genügt es allerdings nicht, nur die Instrumente zu ihrer Unterdrückung zu beseitigen, sondern man muß sich dann schon eingestehen, daß es mehr Erfolg verspricht, wenn man sie ermutigt.

LA ROCHEFOUCAULD

GEDANKEN

Unsere Tugenden sind in den meisten Fällen maskierte Laster.

*

Die Unerschütterlichkeit der Weisen ist nichts als die Kunst, die innere Unruhe im Herzen zu verschließen.

*

Die Philosophie triumphiert unschwer über vergangenen und künftigen Schmerz. Das gegenwärtige Leid aber triumphiert über sie.

*

Wenn das Laster von uns abläßt, bilden wir uns ein, wir ließen von ihm ab.

*

Manche Leute sind, wie die Gassenhauer, nur eine Zeitlang Mode.

*

Ueberlegenheit und Weltgewandtheit bestehen darin, daß man genau weiß, was alles kostet.

*

Wenige verstehen es, mit Grazie alt zu sein.

*

Wir vergeben oft denen, die uns langweilen, nicht aber denen, welche wir langweilen.

*

Wir sind eher bereit, die zu lieben, die uns hassen, als diejenigen, welche uns mehr zugetan sind, als uns lieb ist.

Nichts vermag eine innigere Heiterkeit zu spenden als den Bemühungen anzuwohnen, womit allerorten das sogenannte ernste Theater die Werke wahrhaft großer Leute in Szene setzt. Durch jeden Lichtstrahl und jeden Leinwandfetzen, durch jede Geste und jeden Ton wird auf das markanteste hervorgehoben, daß man eine solche Auffassung des geschätzten Werkes, eine so völlig neue Ausdeutung seines Inhalts, eine so bis ins letzte gelungene Gestaltung der Szene, ein durch so fesselnde und geniale Charaktere abgerundetes Ensemble noch niemals erlebt habe.

Um dem Publikum dies wieder einmal gebührend klar zu machen, führte man im Théatre de l'Odéon in Paris den Goetheschen Faust auf. Wochenlang vorher wurden sämtliche Zeitungen aus dem Theaterbureau mit epochemachenden Waschzetteln gespeist, und schließlich erschien auch der Inhalt des Werkes, das in drei Akte oder achtzehn Bilder geteilt war, und aus dem die letzte Szene besondere Zugkraft versprach: Gefängnis. Tod und Wahnsinn. Das Leben geht weiter.

Niemals ist es wichtiger gewesen, in Frankreich deutsche Werke, in Deutschland französische Werke zu spielen als heutzutage. Und niemals ist die Verantwortung derer größer gewesen, die für ein solches Unternehmen verantwortlich zeichnen. So wie die Verhältnisse zurzeit noch liegen, verdient derjenige schon Dank, der den Namen Goethes überhaupt auf einem Pariser Theaterzettel zu nennen wagt. Aber wie man in Deutschland die wahren französischen Poeten zugunsten ihrer ehebruchsversierten Komödienverfertiger vernachlässigt und dadurch ein völlig falsches Bild von der französischen Mentalität vermittelt (was sich übrigens noch geschickt zu antifranzösischer Propaganda benutzen läßt) — so hat man hier den Faust als Folie für die Schauerkünste eines jener satanischen Komödianten benutzt, deren aus allen Poren sprühende Dummheit noch immer als das wahre Element des Theaters betrachtet werden muß. Der Mißerfolg, den die Veranstaltung gehabt hat, ist nun wiederum eine höchst subtile Art antideutscher Propaganda und wird vor allem eine Menge Stoff zu Verunglimpfungen des französischen Geistes im allgemeinen und besonderen liefern.

Dies ist der einzige Grund, warum hier von dieser Jämmerlichkeit die Rede sein soll. Denn diese Faustaufführung war weder eine Manifestation des französischen Geistes, noch des französischen Theaters. Urheber ist Herr Gémier, der sich

den Titel des französischen Reinhardt verliehen hat. Daß Herr Gémier mit seiner Faustinszenierung und seiner Mephistodarstellung so vollständig durchgefallen ist, kann als gutes Zeichen für den französischen Geschmack gedeutet werden. Gémiers Name prangt in fettesten Lettern auf dem Theaterzettel, den Namen Goethes findet man erst nach einigem Studium. Er hat sich ein Libretto aus Faust von zwei Uebersetzern herstellen lassen. Er hat ein großes Orchester gemietet, dessen Hauptaufgabe — neben unermüdlicher „Stimmungsmalerei" — es ist, jeden Auftritt Mephistos durch ein diabolisches Dudelmotiv faszinierend vorzubereiten. Der Prolog im Himmel hebt damit an, daß Herr Gémier mit ausgebreiteten Teufelsflügeln am geschlossenen Vorhang entlangschwirrt und ein Löchlein zum Hineinschlüpfen sucht. Wenn er es schließlich — mit souveränem Grinsen — gefunden hat, öffnet sich der Himmel. Engel und Herrgott bleiben hinter der Szene, damit Herr Gémier sich trotzig diabolisch am Boden wälzen kann. Schließlich endet der Himmel, und Herr Gémier, der gerade noch den Moment erwischt hat, sich vor den fallenden Vorhang zu schlängeln, geistert unheimlich unter den Klängen des aufjubelnden Orchesters am Vorhang entlang hinaus. Darauf erfolgt der zweite der noch nie dagewesenen Regieeinfälle des Herrn Gémier und seiner Uebersetzer. Um keinen Zweifel darüber zu lassen, daß Faust bei Nacht arbeitet und demnach nächtliche Gesichte hat, marschiert vor dem noch geschlossenen Vorhang, hinter dem das emsige Völkchen der Bühnenarbeiter donnert, der Nachtwächter mit entsprechenden Volksweisen entlang. Daraufhin erblickt man den geplagten Faust. Er hat sich eine Maske gemacht, wie sie im Schminkbuch des Friseurs verzeichnet steht: Rabbinerlöckchen, kunstvoll gelockter Bart, ehrwürdiger Scheitel. Er spricht stimmlos und stellt sich zunächst vor: Schö swih lö Doktöhr Fost.

Nachdem er in geradezu beneidenswert dilettantischer Beleuchtung zusammengebrochen ist, und die Musik schwer aufgeschluchzt hat, hüpfen Burschen vor den Vorhang, die von der Hand, die karessiert, sprechen, und damit dem Zuschauer andeuten sollen, daß nun bald der Vorhang zu einem lustigen Volksbild aufgehen wird. Diese vor den Vorhang gelegten Erklärungsszenen sind die Krone von Herrn Gémiers Regietat.

Es ist selbstverständlich unmöglich, die Lächerlichkeiten der Texteinrichtung, die Hilflosigkeit der Schauspieler, die Kniffe des Herrn Gémier auch nur annähernd zu schildern. Daß er ein Stück nicht verstehen kann, war schon klar, als man seine Inszenierung des „Kaufmanns von Venedig" erduldet hatte. Daß er keine Pointen bringen kann, geht aus seiner

geistigen Konstruktion hervor. Zur Erheiterung dienen noch einige Einzelheiten: die Hexenküche findet in Fausts Studierzimmer statt. Valentin stopft sich während seines Auftrittsmonologes eine Pfeife und richtet sich nach der Erstechung noch einmal in ganzer Länge auf, um in militärisch einwandfreier Grundstellung zu sterben. Die Walpurgisnacht besteht aus dem (Gruseln vorbereitenden) Bewegen des Vorhanges in Wellenlinien (was einige Naive zu Beifall hinriß) und Radau und einem Mädchen in roter Beleuchtung, das richtige Brüste und einen richtigen Nabel vorzeigt. Gesprochen wird sonst nichts. Obwohl Herr Gémier keinen Ton singen kann, legt er unausgesetzt echt diabolische Lieder (mit ff Orchesterbegleitung) ein, und zum Schluß, nachdem Gretchen zum Schafott von roher Hand gerissen worden war, von wo man sie noch mehrere Male nach Angri rufen hörte, wurde von Herrn Gémier dem schon verzagenden Publikum bedeutet, daß das Leben trotzdem weiterginge.

Schon am nächsten Morgen erschien in der unvergleichlich gut redigierten Theaterzeitung „Comedia" ein glänzend geschriebener Verriß der Unternehmung. Eine Karikatur war beigefügt und ein witziges Gedicht über die Verwendbarkeit Goethes für die Revue. Dieser Artikel richtete sich gegen alles, was an Gémiers mise en scène mies war. Dieses von einer Zeitung gefällte Urteil, die durch ihre Gerechtigkeit und Sicherheit immer wieder auffällt, genügt, um das Frankreich, auf dessen Nachbarschaft wir rechnen, vor dem Vorwurf zu bewahren, es hätte diese Haupt- und Staatsaktion toleriert. Positiv an der Angelegenheit war ferner die Grundform, die Walter René Fuerst für die Dekoration gefunden hatte.

Faust in Frankreich in der textlichen Gestalt aufzuführen, wie man ihn in Deutschland aufführt, ist natürlich unmöglich. Eine glänzende Interpretation soll vor Jahren durch Antoine stattgefunden haben, der ebenfalls am Text Aenderungen vorgenommen hat. Alles, was hier gesagt worden ist, richtet sich also beileibe nicht gegen die Behandlung des Textes an und für sich, sondern dagegen, daß ein ungeistiger Mime unfähig war, eine für das heutige Frankreich wichtige Interpretation des Faust zu versuchen.

AN DEN RAND GESCHRIEBEN

Berlin kennt Alfred Polgar hauptsächlich als Theaterkritiker. Aber Kritiker sein ist herzlich wenig, und Polgar ist, auch als Kritiker, viel mehr. Er ist zur Zeit die zarteste Feder Wiens, er ist der würdigste Erbe Altenbergs, von dem ihn eine angeborene, sanfte Skepsis trennt. Er schreit nie, seine Dichtungen sind in einer sehr zierlichen Handschrift an den Rand der großen Themen geschrieben. Jetzt, endlich, hat sich ein großer deutscher Verleger — natürlich Ernst Rowohlt — zur Herausgabe der Polgarschen Dichtungen entschlossen. Aus dem schönen Bande geben wir hier zwei Stücke wieder.

I. Theresa

Theresa, das hübche Mädchen, hat einen Schwarm von Kavalieren um sich. Immer ist Lärm und Gelächter scherzhafter Streitigkeiten zwischen ihr und den Männern. Wenn sie auch Freude an Theresa haben und aus den Balgereien und Puffereien schon ihren kleinen Sexualprofit ziehen mögen ... bleibt kühl, will alle, aber keinen. Der Ingenieur aus Verona es scheint nicht, daß einer Theresa richtig liebe. Sie selbst legt beide Hände aufs Herz, zittert absichtlich-grotesk mit dem Oberkörper, zieht die geschlossenen Augen hoch und spricht übertrieben: „Oh, Teresina, Sie sein ein 'exe und 'aben mich verzuckt." (Die Italiener können kein H aussprechen, aber in ihrem südlichen Leichtsinn machen sie sich nichts daraus.) Diesem jungen Mann scheint die Sache mit Teresina die Eingeweide geritzt zu haben. Er legt zu dick Selbstironie auf: es muß ihm darunter was weh tun.

Theresa ist nie in Ruhe. Sie läuft, springt, turnt, entlädt eine Spannung, deren Ursache niemand weiß, in vielen herzigen Exzessen. Ihre Haut ist voll kleiner Kratzwunden, weil sie bequeme Schritte meidet, statt Stufen zu gehen neben den Stufen Kletterwege sucht, Türen verschmäht und lieber durch Fenster steigt, Gitter und Mauern dort übersetzt, wo sie keinen Durchlaß haben. Diesen körperlichen Exaltationen entsprechen Heftigkeiten und Plötzlichkeiten des Geistes, Lachen, das höher steigt als der Anlaß rechtfertigte, und auf seinem Gipfel mit einem Male platzt und verlischt, Beredsamkeit um des Geräusches, nicht des Sinnes der Worte willen, Lerneifer, der in das zu Lernende, etwa in eine fremde Sprache, tollkühn hineinstürzt, wie einer ins tiefe Wasser springt, damit ihn die Todesangst sofort schwimmen lehre. Theresa hört immer und jedem mit Interesse zu, aber dieses Interesse maskiert eine fürchterliche Gleichgültigkeit. Ihr Hirn muß wohl zerkratzt sein wie ihre Haut. Es ist, als ob in dem Mädchen eine gierige, nicht zu sättigende Unruhe wäre, die immer wieder gefüttert werden muß, soll sie ihm nicht das Herz abessen.

Sie will sich betäuben, ja, diesen Eindruck hat man. Sie will sich entwischen. Ihr Uebermut ist verhehlter Untermut. Sie lärmt, um sich nicht zu hören. Was ist denn los mit ihr? Keiner weiß es, und sie selber weiß es auch nicht.

Der Ingenieur heißt Hektor, und so sieht er auch aus. Der ist es! sagen die Leute. Vieles spricht dagegen, vor allem dies, daß Theresa tut, als wäre er's. Eine so gerade Linie aber paßt nicht in ihre Zeichnung. Außerdem ist Hektor ein Kerl. Ein Kerl, braun und stark, dampfend von Bereitschaft, gewissermaßen immer auf dem Hengstensprung. So einen würde Theresa einfach nehmen, wenn sie Lust hätte zur Lust. Sie ist frei, ohne Pflichten und Verantwortungen, mit einer Moral, die, beweglich wie Theresa selbst, sich dem Augenblick und seinen Launen anschmiegt. Ueberdies hat sie Geld, kann tun, was sie will.

Manchmal springt sie der Freundin an den Hals und küßt sie, daß die Haare fliegen... doch das hieße Theresa unterschätzen. So oberflächlich liegen die Probleme ihrer Tiefe kaum. Eindeutigkeiten, seien sie noch so schief gerichtet, führen nicht zur Pointe dieses komplexen Wesens.

Wie also erklärt sich ihre unfrohe Fröhlichkeit, ihr geschäftiges Alles- und Nichtstun, ihr beständiges Jagen nach keiner Beute, ihre Neugier ins Leere Genaueste Kenner von Theresas offenem und heimlichen Leben erinnern sich keines Geschehens in diesem, das gleichgewichtstörend hätte wirken können. „Ein Luder", sagt Hektor in lichten Augenblicken. Aber das ist zu billig und allgemein, das paßt auf jede.

Theresa ist klug, reich, wissend, und ihr Leib begehrenswert. (Wen interessierte denn sonst ihre Seele?) Sie ist der höchst seltene Typ eines außen wie innen vollkommen freien Menschen. Und hier, in dieser Freiheit, steckt vielleicht der Grund ihrer marternden Unrast, der Keim jener seltsamen Melancholie, die sie mit so viel Emsigkeit des Geistes und der Glieder zu verhehlen trachtet. Arme Theresa! Sie schwor die Liebe ab, um ihrer Freiheit willen... und merkt nicht, daß sie ihrer eigenen Freiheit so wenig genießen, wie ein Hungriger an seinem eigenen Fleisch sich sättigen kann. Sie weiß nicht, daß die einzige Freiheit, von der die Frau was hat, die ist, die sie einem anderen nimmt. Wie bezeichnend, daß sie so gern durch Fenster steigt, statt durch Türen zu gehen, daß sie — die nichts bindet — so gern Flucht, Ausbruch, Kampf und Ueberlistung spielt... denn im geheimsten schmachtet sie nach dem Glück des Käfigs. Und wenn sie recht zum Gefühl ihres Freiseins kommen will, muß sie Fessel und Enge imaginieren.

Arme Theresa! Du verlierst dich in der Weite deines Lebens. Du verfließest wie Wasser, das von keiner Form gefaßt wird. Befreie dich von deiner Freiheit! Steig hinab, wenn du zu deinem Gipfel kommen willst! Nimm Hektor und erlöse dich und uns von dem Uebel!

II. Bücher

Gebildete Menschen haben eine Bibliothek. Sie haben Kasten und Schränke voll geistiger Nahrung, Schweres und Leichtes, Süßes und Saures, Hausbrot und Delikatessen. Der Gebildete ist in dieser Beziehung ein Vielfraß und hamstert; hamstert mehr, als er je verschlingen kann. Durch die literarische Küche aller Nationen und aller Zeiten schmatzt er sich durch; er würde an dem vielen Zeug, das er zu sich nimmt, ersticken, wäre nicht das Vergessen, dieser segensvolle Schlußeffekt aller Hirnperistaltik.

Gebildete, die an Obstipation leiden, nennt man Gelehrte.

Wenn die Bibliothek wächst, Regale sprengt, Mauern hinanklettert, als Bücherpfütze sich auf dem Boden verbreitet und alle Wände pilzig überzieht, freut sich der bessere Mensch. Je mehr des Papierenen seine Seele atmet, desto gesunder fühlt sie sich, stärker, Gott näher.

Mit tausend Zungen spricht gehäufte Weisheit der gehäuften Jahrhunderte auf sie ein. Tausend Klöppel von tausend Glocken läuten ihr Botschaft vom Menschengeiste zu. Was läuten sie? Es klingt wie „Bim-Bam". Um so deutlicher, je schärfer man hinhört.

Die Bibliothek steht da wie eine Leiter ins Unendliche, die Spitze erbarmungwürdig ins Leere getaucht, um so heftiger schwankend, je höher die Leiter. Jedes Buch eine Stufe. Goethe in der Propyläen-Ausgabe gibt allein achtundvierzig hohe Stufen. Wenn ich sie ganz erklettert habe, bin ich um hübsch ein paar Dezimeter dem unendlich fernen Ziel — welchem denn? — näher. Wenn ich auf den Tisch steige, ist es schon nicht mehr so weit zum Mond.

Man soll keine Reichtümer sammeln, denn die kann man nicht mitnehmen, wenn es hinunter hinauf geht, via Erde oder Ofenloch. Und die geistigen Reichtümer? Kannst du die hineinstopfen in deines Leichenhemdes Taschen? im Spiel von „Jedermann" folgt nichts und niemand der Bitte des armen Sterbers, mitzuziehen auf die finstere Reise. Ich vermisse Jedermanns Appell an seine lieben Bücher, ihn doch zu begleiten. Sie würden das tun, was sie, sehr bezeichnend, schon immer tun auf ihren Regalbrettern: sie würden ihm den Rücken kehren. Bruder Buch, was bist du für ein ohnmächtiger, kalter, gleichgültiger Freund in Augenblicken der Not!

Immerhin sind Bücher ein Zimmerschmuck. Gern genießt das Auge die Exaktheit ihrer ausgerichteten Linien und erfreut sich der Farbigkeit der Uniformen. Am linken Flügel die Großen, am rechten die Kleinen, gestellt zum Parademarsch des Geistes. Wie glänzend die Fähnchen der gesammelten Werke! Wie bunt und malerisch abgerissen das Gewimmel des broschierten Volks!

Und dann erweitern Bücher den Gesichtskreis. Wenn man sie nämlich liest.

Im Buch der Bücher, im Konversationslexikon, steht bei vielen Wörtern ein biblisch pathetisches: Siehe! Nämlich: suche anderswo, dort und dort, was du zu wissen wünschest. Und tut man so, trifft man oftmals wieder auf ein: Siehe! Ich könnte mir ein Wort denken, bei dem diese „Siehe!"-Kette sich ins Unendliche fortspänne. Ich könnte mir eigentlich kein Wort denken, bei dem es, ehrlichermaßen, nicht so sein müßte. Wort beruft sich auf anderes Wort, eine Materie wälzt die Verantwortung auf die andere, Instanz kriecht hinter Instanz, siehe!, siehe! siehe! Schließlich mündet der Linie Ende in der Linie Anfang. Und zöge man den Kreis noch so groß, und schritte man ihn noch so gründlich aus, an jeder Stelle bliebe man gleich fern vom Mittelpunkt, wo die Wahrheit sitzt (ewig unerreichbar uns Peripherie-Gebannten), die Wahrheit, von der du um so mehr abrückst, je mehr sich dein „Gesichtskreis erweitert".

Solche Unerreichbarkeit des Sesamwortes, das die Türe zur Erkenntnis öffnet, ist zu bedauern. Aber sie hat auch ihr Gutes. Sie schützt vor Bibliotheken. Sie befreit die Seele vom lastenden Druck des Drucks. Kürzlich war in der Zeitung zu lesen, daß, mangels Geldes, im Wiener Naturhistorischen Museum die Präparate verfallen, das Meteoreisen rostig wird und die Schaben den Orang-Utan kahl fressen. Sehr unnett von diesen Kerbtieren, die doch ein gewisses Zugehörigkeitsgefühl zum Naturhistorischen Museum haben müßten. Aber hat es nicht sein Schönes und Ergreifendes, daß in das Fell des ausgestopften Affen sich die hungrigen Schaben setzen? Daß das Leben die Wissenschaft frißt? Daß die Natur die Naturgeschichte verspeist?

Schaben gehören in eine richtige Studierkammer, Schaben, Moderduft, Tiergeripp, Totenbein und eine umfangreiche Bibliothek.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, erste Oktoberwoche

Vertraute Weisen klingen aus Amerika zu uns herüber, wo Caillaux über die Konsolidierung der Schulden verhandelt, die Frankreich während des Krieges, zum Teil auch noch nach Friedensschluß, dort aufgenommen hat. Die Amerikaner sind nicht mehr hinzuhalten, sentimentale Appelle an die Waffenbrüderschaft von einst beantworten sie nur noch mit höflichem Achselzucken. Sieben Jahre Atempause haben sie den Franzosen gegönnt; aber nachdem England schon im Februar 1923 freiwillig sein Schuldentilgungsabkommen geschlossen hatte, mahnte die amerikanische Regierung im Mai dieses Jahres auch ihre anderen ehemaligen Verbündeten, Vorschläge für die Schuldenordnung zu unterbreiten; und nacheinander nötigt sie diese Staaten jetzt an den Verhandlungstisch. Caillaux fordert zwar eine weitere Schonfrist. Er hat ein Angebot unterbreitet, wonach Frankreich Jahresraten von anfangs nur 25, später von 80 Millionen Dollar abzuführen haben würde. Die amerikanische Regierung aber bedauert aufrichtig, eine solche Offerte — zwischen 4 und 10 Promille jährlich auf die Gesamtschuld von rund 4 Milliarden Strl. — als indiskutabel bezeichnen zu müssen. Ganz wie auf unsrem Fall versichert sie dem Schuldner aufmunternd, er unterschätze bei weitem seine wirtschaftliche Kraft, sie fordert eine Jahresleistung von 180 Millionen Dollar, und zwar ohne sich auf die Revisionsklausel einzulassen, die die Franzosen für die Eventualität zugestanden haben möchten, daß ihnen etwa ein Ausfall an den deutschen Reparationsleistungen entstehe (infolge Unmöglichkeit des Transfers oder infolge sonstiger Umstände). Im Ton sind diese Unterhandlungen zwar wesentlich verschieden von denen, die Deutschland über seine Reparationsannuität zu führen hatte. In der Sache aber laufen sie auf etwas ganz ähnliches hinaus. Dasselbe Dilemma zwischen Sollen und Können, das bei uns bestand, kompliziert jetzt auch die Lage Frankreichs, — obwohl es sich als Siegerstaat in der wesentlich angenehmeren Situation befindet, nicht alles aus eigener Tasche zahlen zu sollen, sondern nur einen Teil der Entschädigungen, die es selbst von Deutschland erhält, an seinen Gläubiger abführen zu müssen. Frankreich lernt jetzt am eigenen Leibe kennen, was das eigentlich heißt: sich zu großen Zahlungen

ans Ausland verpflichten zu sollen. Es muß in eigener Sache darüber nachzudenken beginnen, daß die natürliche Schranke für Zahlungen in Geld tatsächlich dort liegt, wo die Möglichkeit zum Verkauf von Waren aufhört, — daß man, mit einem Wort, nur dann zahlen kann, wenn man entsprechend zu exportieren vermag; und daß Frankreich, ebenso wie Deutschland, keine Transferierung garantieren kann, solange gerade der Hauptforderer Amerika seine Grenzen durch Hochschutzzölle dem Import verschließt. Ist das nicht hundertmal den Franzosen erklärt worden, als es sich um die Reparationen handelte? Nun sind sie es, die es den Amerikanern vorhalten!

An allen Ecken Deutschlands verhandelt man über industrielle Zusammenschlüsse, — die einheitliche Vertrustung der chemischen Großindustrie und der rheinischen Eisen- und Stahlfirmen scheint beschlossene Sache. Die Gründe für diese Bewegung sind bekannt; aber es ist vielleicht nützlich, aus den allgemeineren Rationalisierungs- und Verbilligungsmotiven ein ganz spezielles herauszuheben: die Frage der Vorräte, die von der Wirtschaft unterhalten werden müssen. Wenn jede von fünf verschiedenen Firmen fünf verschiedene Arten von Waren herstellt, so braucht man, wird gesagt, insgesamt viel größere Rohstofflager, als wenn jede dieser Firmen sich auf eine Ware spezialisiert und das fünffache ihrer bisherigen Produktion fabriziert. Entsprechend geringer ist natürlich auch die notwendige Kapitalinvestition, man erreicht also den gleichen wirtschaftlichen Effekt mit wesentlich geringerem Aufwand von Geld, und es ergibt sich eine starke Entlastung der Gesamtwirtschaft. Ob diese Hypothese in der Produktionswirtschaft stets stimmt, ist eine Frage, die die Techniker entscheiden müssen, und wenn sie zu bejahendem Ergebnis gelangt sind, so darf man wohl hoffen, daß die Praxis ihnen recht geben wird. Aber das Problem der Vorräte ist auch außerhalb der Produktionswirtschaft interessant und akut; und es ist wohl angebracht, sich Gedanken darüber zu machen, ob nicht auch im Handel, im großen wie im kleinen, übertriebene Vorratsmengen unterhalten werden, — eine durchaus vermeidbare Fehlverwendung des ohnehin schon knappen deutschen Kapitals! Man muß sich klar darüber sein, daß die allgemeine Tendenz, zum Umfang und zum vielfältigen Assortiment der Friedensläger zurückzukehren, nicht nur im Widerspruch zu unsren eignen, stark reduzierten Kapitalsverhältnissen steht, sondern auch im Widerspruch zu den neueren Gepflogenheiten

viel reicherer Länder. Man ist über die Quantität etwa der amerikanischen Handelsläger nicht sehr gut unterrichtet; wohl aber ist man darüber unterrichtet, daß man in Amerika längst dazu übergegangen ist, von jeder Warengattung nur einige wenige, standardisierte Typen auf Lager zu halten, während es in Deutschland noch immer als Ehrensache jedes guten Geschäftes gilt, möglichst jedem Geschmack, auch dem ausgefallensten, sofort genügen zu können und von jeder Warengattung Dutzende von Nuancen bereitzulegen. Vom kulturellen Standpunkt aus mag diese Differenziertheit der Geschmacksrichtungen und die Einstellung des Geschäftslebens auf diese Differenziertheit vielleicht erfreulich sein. Aber daß sie zu einer viel größeren Kapitalfestlegung führt als das amerikanische System, ist unverkennbar; und daß diese übermäßigen Summen, anderwärts verwandt, einen nützlicheren und lebenswichtigeren Dienst vollbringen könnten, bedarf leider auch keines weitschweifigen Beweises. Man muß als Wirtschaftler also einen Wandel der Einstellung empfehlen. Und wenn von anderer Seite ein solcher Wandel bekämpft wird aus ästhetischen, kulturellen und soziologischen Gründen, so sollte man sich mindestens über den Preis im klaren sein, den man um solcher Rücksichten willen zu zahlen entschlossen ist. Es handelt sich, alles in allem genommen, wahrscheinlich um viele Hunderte von Millionen, die wir der Aufrechterhaltung alter Gewohnheiten opfern.

Niemand hat das Recht, einem so wichtigen Wirtschaftszweig wie der Landwirtschaft zu verargen, daß er seine Interessen möglichst energisch vertritt. Industrie, Groß- und Kleinhandel, Banken —: alle verfügen sie über gut organisierte Verbände; und wenn es auch ab und zu notwendig wird, die volkswirtschaftlichen Bemäntelungen, die diese Organisationen für ihre speziellen Wünsche erfinden, ins rechte Licht zu rücken, so kann sich die Allgemeinheit über die Existenz solcher Vertretungen grundsätzlich doch wohl nicht beklagen. Auch an den Reichslandbund wird man keinen anderen Maßstab anlegen dürfen, als an die Verbände der anderen Wirtschaftsgruppen. Wenn dennoch gerade die Politik des Reichslandbundes fortgesetzt heftigen Angriffen auch unvoreingenommener Betrachter unterliegt, so hat das seinen guten Grund. Ja, wenn es auf das Geschrei allein ankäme, dann wäre der Landbund mustergültig. Aber ein Verband lebt nicht vom Geschrei allein, es muß auch etwas Gehirn dabei sein, und

davon merkt man beim Landbund oft wenig. Zum Teil ist das wohl darauf zurückzuführen, daß die Verquickung von Politik und Interessenvertretung für den Landbund eine gefährliche Zwitterstellung mit sich bringt. Parteipolitik von der Art, wie sie die Landbundherren betreiben, verträgt sich nicht mit nüchterner Beurteilung der ökonomischen Erfordernisse. Aber ebenso unheilvoll wie diese Vermengung von Politik und Berufsvertretung ist auch die Vermanschung von Politik und privatem Geschäft gewesen, die der Landbund in den letzten Jahren ebenfalls betrieben hat, und während sich der angerichtete Schaden, dort, wo es sich „nur" um die unsichtbaren Gesamtheitsinteressen eines Wirtschaftsstandes handelte, vielleicht niemals, vielleicht erst nach längerer Zeit drastisch zeigen wird, ist das Fiasko, das der Landbund bei seinen privaten Geschäften erlitten hat, schon jetzt unbemäntelbar zutage getreten. Von den Ein- und Verkaufsgesellschaften, die nach dem Kriege in großer Zahl vom Landbund gegründet worden sind, ist in letzter Zeit eine nach der anderen krachend zusammengebrochen. An allen Ecken des Reiches sind solche Unternehmungen fallit geworden, und die Landbündler sind froh, wenn die Ueberführung der mit sensationeller Untüchtigkeit geleiteten Geschäfte auf die alten ländlichen Genossenschaften gelingt, zu denen sie sich bisher in Gegensatz gestellt hatten. Zweck dieser Gründungen war es gewesen, einerseits die Versorgung der Landwirtschaft mit Düngemitteln, Saatgetreide, Bedarfsartikeln, wie auch den Geldverkehr, andererseits die gesamte Verwertung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse, einschließlich Vieh- und Molkereiprodukten, auf die neuen Gesellschaften zu überführen, die vollkommen dem politischen Einfluß des Reichslandbundes unterstanden. Wie aber ist in diesen Unternehmungen von denselben Leuten gewirtschaftet worden, die sonst, wenn es sich um die Geschäfte anderer oder um die Wirtschaftspolitik handelt, immer alles besser wissen? Kaufmännische Begabung wurde durch Gesinnungstüchtigkeit, Fleiß und Vertiefung durch Zechgelage ersetzt; „Fachmann" war jeder, der ein Reserveleutnantspatent nachweisen konnte. Das natürliche Endergebnis ist, daß zahlreiche Unternehmungen dieses Landbundrings heute zahlungsunfähig am Boden liegen. Während die sinkenden Getreidepreise den Landwirten ohnehin zu schaffen machen, müssen sie jetzt auch noch die Verluste auf sich nehmen, die aus den Fehlgeschäften der Landbundunternehmungen entstanden sind. Wird die Volkswirtschaft mit ausländischen Krediten und mit Zöllen belastet, damit die Verluste wieder abgedeckt werden können, die eine unüberlegte und sterile Führung der Landwirtschaft verursacht hat?

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

1.

Chlodwig Hohenlohes Denkwürdigkeiten

Im Jahre 1906 gab Friedrich Curtius die Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig Hohenlohe in der Deutschen Verlagsanstalt, Stuttgart, heraus.

Aus den Erinnerungen Alexanders, des Sohnes Chlodwigs, wissen wir, daß Wilhelm II. über das Erscheinen der Tagebücher Chlodwigs so wütend wurde, daß Alexander Hohenlohe Knall und Fall von seinem Posten als Regierungspräsident im Elsaß weggejagt wurde. Mit Mühe und Not konnte Chlodwigs Sohn, ein paar Stunden vor der sofortigen Entlassung die ihn wie einen ungetreuen Dienstboten treffen sollte, rasch noch sein Abschiedsgesuch überreichen. Und doch haben die Herausgeber, Friedrich Curtius und Alexander Hohenlohe, bei der Herausgabe der Tagebücher Chlodwigs höchste Rücksicht walten lassen. Sie verurteilten Hohenlohe für die wichtigste Periode zum Schweigen, sie brachen die „Tagebücher" Chlodwigs bei dem Tage ab, an dem er Reichskanzler wurde! Curtius schrieb die damals etwas dunkelen Worte:

> Der Wert dieser Aufzeichnungen besteht, abgesehen von Aufschlüssen über den Gang der Auswärtigen Politik des Deutschen Reichs, in der rückhaltlosen Darstellung der Kämpfe und Schwierigkeiten der inneren Politik, welche nicht so sehr in den Sachen als in den Personen ihren Grund haben. U n a b w e i s b a r e R ü c k s i c h t e n hindern daher zur Zeit die vollständige Publikation."

Nun sind fast zwanzig Jahre ins Land gegangen. Die Personen, auf welche unabweisbare Rücksichten genommen werden mußten, sitzen in Doorn. Es bestehen zur Zeit doch keine Gründe mehr, dem deutschen Volke den wichtigsten Teil der Hohenlohe'schen Tagebücher vorzuenthalten. Die Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, von einem aufrechten Demokraten, so vornehm wie unabhängig geleitet, kann keinen Grund haben, uns die historische Wahrheit, das bitterste Erlebnis des vornehmsten Deutschen, das war Chlodwig Hohenlohe, vorzuenthalten, aber auch die Erben Chlodwigs und Alexanders werden sich wohl gegen die ungekürzte Veröffentlichung der Tagebücher des Altreichskanzlers nicht wehren.

Darf man also fragen: Wann erscheinen die Tagebücher des Reichskanzlers Chlodwig Hohenlohe ungekürzt?

Dr. K. Gindely

2.

Am Grabe Heinrich Heines

Manche von jenen, die das Grab Heinrich Heines oben auf dem Montmartrefriedhof besuchen, halten es für nötig, Spuren zu hinterlassen. Wer mit dem guten Ton auf Friedhöfen noch nicht völlig vertraut ist, begnügt sich damit, mit Hilfe des Taschenmessers oder der Nagelfeile seinen Namen in den Denkstein einzuritzen. Wer aber weiß, was sich schickt, deponiert auf der Grabplatte seine Visitenkarte. Es mag dahingestellt bleiben, ob man annimmt, daß Heine noch ein brennendes Interesse an Namen, Beruf, Wohnort, Postbestellbezirk, Haus- und Telephonnummer seiner Besucher hat, oder

ob diese nur den Nachkommenden verkünden wollen, daß auch sie an diesem Orte geweilt haben. So ist es sicherlich für jeden guten Deutschen ein erhebendes Gefühl, dort bei Heine auch die Karten zweier weiblicher Reichstagsabgeordneten zu finden. Die Stätte, die ein guter Mensch betrat . . .

Doch das Folgende kann ich nicht mehr lächelnden Mundes berichten. Aber es muß berichtet werden. Ich nahm eine Karte in die Hand und las folgende niedriger Reimerei:

„Statt am Rheine,
finde ich an der Seine
Deine Gebeine,
Ich weine,
o Heine!
20. August 1925."

Die Rückseite der Karte trug den Aufdruck: Patentbureau W. Meyers, Köln, Telephon A, 2180. Dies wagte ein Deutscher auf das Grab eines Deutschen Dichters zu legen!

Armer Heine, man weiß nicht, wer widerwärtiger ist, deine Hasser oder deine Huldiger.

Jacob Dodel-Elding

3

Becker

Im Tagebuch der Zeit ist eine recht heftige Glosse gegen den preußischen Unterrichtsminister geschrieben worden. Ich finde, das darin entworfene Bild ist dem Minister Becker nicht ähnlich. Die Aeußerung über den Fall Lessing ist mir nicht bekannt; ich kann sie also nicht beurteilen. Aber ich kann sagen: es gibt weder im Reich noch in Preußen einen Minister, der so wenig von ministerieller Gottähnlichkeit geplagt ist, so ungestört die menschliche Nähe zu den Gestalten und Ereignissen seiner Zeit behalten hat, wie Becker. Gegen die aktenvergrabenen Wichtigtuer unter seinen Kollegen sticht er ab durch Stoffbeherrschung, die es ihm erlaubt, auch für offizielle kleine Leute und Sachen Zeit zu haben, in seinem Wissenschaftsfach zu arbeiten, am Amtsschreibtisch ein schönes Buch zu lesen. Gerade ihm gegenüber wirkt der Zorn über das Wort „Literat" (mit dem er Lessing gekränkt haben soll) als die übermäßige Empfindlichkeit derer, die sich durch diesen Sammelnamen immer noch gewertet statt gekennzeichnet fühlen. Becker hat selbst geschrieben. Vielleicht setzt das T.-B. seinen Lesern einmal eine Probe der Gedanken über Kant, über die Hochschulreform, über den neuen Staat vor, die man in Beckers Schriften finden kann. Heldenmut ist eine Privatangelegenheit; moralischer Mut aber, der eine öffentliche Eigenschaft sein sollte, gehört dazu, um vor den „höheren Schülern" Berlins über Ebert, vor der „deutschen Studentenschaft" über Staatspflichten der akademischen Jugend so zu sprechen, wie es Becker getan hat. Ich platze auch manchmal vor Zorn und Verzweiflung über alles, was an preußischen Universitäten noch geschehen darf. Aber wenn ich mir ansehe, was unter der Rechtsregierung aus dem Republik-Schutzgesetz geworden ist, dann finde ich, man sollte froh sein, daß die „Freiheit der Wissenschaft" auch für Zeiten gerettet wird, wo einmal andere Leute als jetzt den Vorteil davon haben. Becker ist ein Mann, der Gedanken hat, sogar über Bildung und Persönlichkeitsgestaltung. Man braucht nur an andere Minister und Staatssekretäre zu denken, um zu wissen, daß es angriffswürdigere Hindernisse der Freiheit gibt als das Preußische Kultusministerium. Becker ist ein Mann, der sich noch zu Leistungen seines eigenen Kopfes und Willens konzentrieren kann. Man braucht nur an den Normaltyp des heutigen Politikers und Verwaltungsmannes zu denken, den die

erste stille Stunde zur Verzweiflung bringt, da er für die innere Leere das Gefüllsel des zerfahrenen Betriebes braucht, und man wird zugeben müssen, daß es tadelswertere Repräsentanten des Republikaner- und Professorentums gibt als den preußischen Kultusminister. Natürlich kann man sich stürmischere, tatendurstigere Führer vorstellen — aber nur vorstellen: denn vorhanden sind sie leider nicht. Natürlich habe ich auch schrecklich viel auszusetzen, wie an jedem Minister; wozu wäre ich selber keiner! Es ist auch etwas Köstliches um die unnachsichtige Kritik, die bei drei Meter Gefälle gleich auf eine schiefe Ebene schließt. Aber, aber ... wenn die Kulturpolitik unvermeidlich Sache des Kompromisses zwischen Parteien ist, wenn im Lande der größten Schul- und Hochschulverwaltung Zentrum und Sozialdemokraten gemeinsam in der Koalition sitzen — wofür man doch auch noch dankbar sein muß —, wenn es schon ein Glück ist, den Sack voll Flöhe, den eine Häufung von Akademien, Museen, Theatern, Universitäten mit dazugehörigen Direktoren, Professoren, Künstlern, Geheimräten und Oberlehrern doch (gemäß dem Sprichwort) warhaftig darstellt, davor zu bewahren, daß er von Abgeordneten aller Parteien immer wieder ein bißchen aufgeschnitten wird (denn wer sollte ihn dann noch hüten) — ja ist dann nicht „vulgäre Glätte" als Teil der Technik, eine Dosis „Oel" als erprobte Praxis unentbehrlich? Ist es nicht schön, sich im Bereich des gemeinsten Mißtrauens, das unsere Aemter vergiftet, die Mitarbeit einiger Freunde zu sichern, auch wenn andere Leute „Klüngel" schreien? Ist es nicht gerade gut, einmal mehr Professor als Beamter sein zu können, und manchmal umgekehrt? Das T.-B. muß doch am ehesten Verständnis für eine künstlerische Anlage zeigen; ist nicht auch jeder, der schreibt, manchmal dies und manchmal das (z. B. gerecht oder ungerecht) — unentbehrliche Fähigkeit des Temperaments? Ist es nichts, ein paar junge Menschen vor dem Betrieb zu retten und so den Kalk der Bürokratie immer wieder ein bißchen aufzuwühlen? Nun, ich will nicht in denselben Fehler verfallen wie das T.-B. und über's Ziel hinausschießen — wenn das überhaupt ein Fehler ist. Denn der Minister Becker imponiert mir; er gefällt mir sogar. *Dr. Hans Simons*

*

Antwort an Hans Simons

Hans Simons, der so freundliche Beurteiler des Ministers Becker, hat Glück, er kennt dessen Erklärungen im Fall Lessing nicht. Simons stellt Becker vor einen dem Ausgestellten sehr günstigen Hintergrund, er stellt die anderen Exzellenzen hinter ihn und da stellt sich, selbstverständlich, heraus, daß Dr. Becker ein gelehrtes Haus, ein ästhetisch geschliffener Kopf, ja sogar ein Mann von Mut ist. (Welcher Mut, bei einer Totenfeier vor höheren Schülern für Ebert zu reden, republikanische Lehrbücher wären uns freilich lieber).

Wir bösartigen Beurteiler haben unglücklicherweise Beckers Rede zum Fall Lessing gelesen. Ohne Becker-Messer von Beruf zu sein, müssen wir zweierlei feststellen: 1. Nenne ich einen Schriftsteller unter Kollegen einen Literaten, so sage ich keine Beschimpfung. Tue ich es unter preußischen Abgeordneten, so kriegt das Wort einen bösen Klang. Dann schielt der Redner! 2. Herr Becker hat die Lausejungen von Hannover ziemlich deutlich vor Lessing gewarnt, er, der Minister, hat ihnen den Rat gegeben, seine Vorlesungen nicht zu besuchen, das Alles nicht wegen der wissenschaftlichen Qualifikation Lessings,

sondern wegen eines . . Hindenburg-artikels.

Das nennen wir bei einem so mutigen Manne, als welcher Dr. Becker hier vorgeführt wird, etwas zweideutig aufgeführt, und wie die Zeiten liegen, ist Zweideutigkeit das peinlichste der Laster.

FILM

Ufapalast

Der Ufa-Palast Berlins, nunmehr Europas größtes Kino-Theater mit 3000 Plätzen, tat sich in einer Neuauflage auf, ganz in Rot und Gold; schwerer weicher Purpur auf den Böden und an den Wänden; trotz des Riesenraumes behaglicher als manch intimes Theater; mit den Sensationen eines Orchesters von 75 Mann und hoher faltiger Goldvorhänge, die von Dutzenden von Scheinwerfern belichtet, ununterbrochen in phantastischen Farben spielen.

Dies Kinotheater wird, nach amerikanischem Muster, in schneller Folge — außer dem Film — bloße Musikstücke, Tanz-, Gesangs- und Schaunummern bieten, also ein Ragout von Variété, Revue und Konzert. Es gilt Stellung zu nehmen, erstens ob der Kinobesucher überhaupt dies Ragout verlangt, zweitens wie dies Ragout diesmal schmeckt.

Zu Frage 1: ob überhaupt, ist jeder selbst Schiedsrichter. Was mich betrifft, weiß ich genau: ich gehe ins Kino, um Filme zu sehen. Will ich Musik hören, so gehe ich ins Konzert, will ich Variété sehen, so gehe ich in ein Etablissement, von dem ich erwarten kann, daß dort unerwartete, präzisklappende, erstrangige Nummern gezeigt werden. Im Kino aber will ich entspannt werden, dadurch, daß ich, statt von menschlicher Stimme belästigt, von dem schwerfälligen Tempo des täglichen Lebens und des Theaters gelangweilt zu werden, rapide Bewegung menschlichen Geschehens, schnellen Wechsel der Bilder, heitere und tragische Erregungen vermittels der Mittel des Kinos erlebe.

Zu Frage 2: Wenn ich im Kino Musik höre, so muß diese dem Wesen des Films sich anpassen, d. h. seinem schnellen Tempo, seinem schnellen Wechsel folgen. Also in diesem Ufa-Theater erwarte ich etwa eine aufreizende Jazz-Sinfonie, zu der eine Sinfonie farbiger Lichtgarben auf den Goldvorhängen tobt. Zumal Ernö Rapee, bisher im New Yorker Capitol-Kino, ein ausgezeichneter Jazzdirigent sein soll. Statt dessen bin ich gezwungen, die durch alle Biergärten geschleifte Tanhäuser - Ouvertüre anzuhören, die so exekutiert wird, daß gegen Schluß die Posaunenbläser sich erheben, damit durch das Fortissimo das ganze Orchester und die Zuhörer zu Boden geschmissen werden. Ich bin gezwungen, von zwei Damen im Biedermeierkostüm ein Schmalzlied zu hören, zu dem dann gar noch eine mühselige Balletpantomime ältesten Kitschstils sich produziert. Ich bin gezwungen „Deutsches Studentenleben in der Fremde" zu sehen, wo fast eine halbe Stunde zwölf verkleidete Statisten leben und genießen, indem sie aus leeren Likörgläsern trinken und veraltete Schlager plärren, während eine Kollektion schlecht imitierter Revuegirls dazu hopst. Ich bin also gezwungen, statt durch guten Film entspannt und entzückt zu werden, fast eine Stunde lang, zehntklassige Attraktionen zu sehen, wegen deren ich aus einem Vorstadtvariété flüchten würde. Ich bin zu all diesem gezwungen, weil die Filme, um die ich herkomme, zwischen solcherlei Unfug eingestreut sind.

Diese Filme sind: erstens ein Trickfilm „Die Walroßjagd" voll komischster Massenbewegung von gezeichneten Eisweltteiren. Bei der musikalischen Illustrierung dieses Films zeigt der Dirigent, wie er wirken könnte, wenn er dürfte, wie er wolte. Dann eine Ufa-Wochenübersicht. Und schließlich das Hauptstück „Charleys Tante", ein mäßig photographierter, mäßig und grobschlächtig inszenierter Film, mit einer Ueberbelastung grobschläch-

tiger Zwischentitel, über die das Publikum mehr lacht, als über den Film selbst, weil die vornehmen Lords, Studenten und Backfische von Oxford sich ausschließlich und vollkommen in dem Jargon unterhalten, den man um Mitternacht an den Ecken der Friedrichstraße hört. Wäre der Hauptdarsteller nicht zufällig demselben Mutterleibe entsprungen wie Charlie Chaplin, so würde kein Hahn nach diesem Film krähen.

Auch wir wollen nicht groß darum krähen. Sondern diese Frage zur Erwägung geben: Wenn schon das größte, reichste und üppigste Kino Berlins so mäßige Filme mit dem erdrückenden Unfug noch mäßigerer Varieténummern, täglich für 6000 Zuschauer darbietet, — was werden erst die kleineren Kinos und die Provinzkinos, die zweifellos alle diesem Beispiel folgen wollen und müssen, für Entsetzlichkeiten ihren Hunderttausenden von Besuchern zeigen? Das Kino, nach langen Mühen und Wehen zu einer gewissen Kultur gelangt, stürzt sich selbst wieder in den Abgrund unkünstlerischer Barbarei.

TISCH MIT BÜCHERN

Prosa

J o h n G a l s w o r t h y ist in Berlin bekannt geworden durch die Bühne — in London trotz der Bühne. Denn es besteht kein Zweifel, daß Galsworthy niemals zu literarischer Führerschaft gelangt wäre, daß er niemals als Schöpfer und Leiter des P.E.N.-Clubs die souveräne Autorität hätte gewinnen können, wenn er nur der Schöpfer von „The show" und von „Loyalities", von The window" und „The Fugitive" wäre. Zugegeben, daß seine theatralische Manier dem Geschmack des Londoner Parketts sehr entgegenkommt (was nur gegen das moderne Theater Englands, nicht für Galsworthy spricht); uns ist der Dramatiker Galsworthy eine Belanglosigkeit, solange wir dramaturgisch oder kritisch werten. Literarisch bewertet aber — ich meine: von jenem archimedischen Punkt aus gesehen, von dem aus das Weltbild alles dichterischen Schaffens sich in einheitlicher Durchdringung fassen läßt — gibt der D r a m a t i k e r Galsworthy das beste Plaidoyer für das e p i s c h e G e n i e Galsworthys. So kann sein Roman „D e r P a t r i z i e r" (Paul Isolnay Verlag) uns nicht überraschend treffen. Beide Elemente, die seine Epik grandios aufbauen machen, sind gesondert (und darum peinlich) in seiner Dramatik kultiviert — so sehr gesondert, daß man von den beiden Dramenarten bei Galsworthy spricht: die Elemente des S o z i a l k r i t i s c h e n und des S e n s a t i o n e l l e n. — Der Epiker überwindet die Gegensätze, die zwischen der sozialen Studie des „Flüchtlings" (die isoliert nur sentimentale Wirkung erzeugt) und der Sensationstheatralik von „The show" (die auf der Bühne nur filmisch wirkt) bestehen. Ja, er beweist, daß seine ganze Dramatik nichts ist als verunglückte Novellistik.

Im „Patrizier" treffen wir die Gestalten der Dramen, ihre Überzeugungen, ihre Sitten, ihre komplizierte Psychologie, ihre Haltung, ihr konsequentes Engländertum" — — aber hier wächst die Schilderung auf zu jener Größe, die nur der plastischen Gestaltung des großen Epikers gelingt. Wieviel reicher, pointierter, ausdruckskräftiger wird sein Stil, wenn ihm die Breite erlaubt ist. Wie vermag er dem geruhigen Tempo des geschilderten Patrizierlebens eine geruhsame, umsichtige, minutiös ausbeutende Schilderung zuzuordnen. Der Patriziersproß; Gentleman, aber doch aus der Art geschlagen, da er „nach seinen eigenen Gesetzen zu handeln wünscht", bringt die ganze

Aristokratie der Umgebung in Aufruhr, resavouiert eine Kaste, die den peinlichen Vorzug hat, die „herrschende“ zu sein. Wieviel konsequenter, wie sehr innerlich durchleuchtet, geistig vertieft ist diese Welt des „Patriziers“ — wenn dasselbe Thema im „Flüchtling“ aphoristisch und darum wenig interessant bleibt. Und stets bleibt der Dichter von dramatischer Kraft durchpulst — — er liebt die Sensation der alltäglichen Ereignisse: das Gewöhnliche überrascht und wühlt auf, wenn es zufällig im Lebenskreis der außergewöhnlichen Menschen, der „Patrizier“, geschieht. Herrlich z. B., wenn Lady Casterley vergeblich einem wütenden Stier befiehlt, sie, die Repräsentantin der großen regierenden Klasse, nicht anzurühren.

Den Roman „Männer in der Nacht“ von Ernst Weiß (im Propyläen-Verlag) soll man ruhig nach Galsworthy lesen — — um zu finden oder wieder bestätigt zu finden, daß es in unserer Zeit der schöpferischen Bewußtheit noch andere, dunklere, zum Ethischen strebende Kräfte des Schöpferischen gibt. Um dieser Erkenntnis allein willen ist dieser neue Ernst Weiß bedeutend, ein Buch, das man lesen muß. Dabei übersehe man, daß Balzac auftritt und Literarhistorie oder biographische Psychologie getrieben, daß zwischendurch Weltgeschichte und historische Metaphysik, um Napoleon gebaut, getrieben wird. Ich liebe das Anschlagen des Bekannten in einer Dichtung nicht, deren Aufgabe es ja ist, verschlossene Kammern zu öffnen und in die vielbevölkerte Welt die eigenen Kreaturen hineinzusetzen. Zudem leidet die Komposition dieser Novelle, die sich so zur Masse eines Romans auswalzt. Die Erzählung hat einen Bruch und ist schlecht geflickt. Dies zugegeben. Aber was bleibt, abstrahiert man von dieser unglücklichen Napoleon-Einlage, ist noch wesentlich genug; ist überraschend und großartig. Gehitzt, aus innerster Glut, im Raume des Visionären, formt sich die Gestalt des Mönches Peytel — und die Größe dieses Wesens wirkt auf den Dichtermenschen, auf Balzac, so ungeheuer ein, daß sich das Gewaltige im Geiste des Gewaltigen noch gewaltiger spiegelt. Peytel, seine Gestalt, seine Tat, seine innere Situation wird zum Mythos, da sie als von Balzac erlebt, in seinem Erlebnis schöpferisch geweitet und vertieft geschildert wird. Wer schreibt in Deutschland eine Sprache wie diese, deren Ernst Weiß sich bedient, um das Plaidoyer-Geständnis Peytels zu offenbaren. Nun dringen Strahlen erhellten Wissens in dunkelste Gründe und breiten Klarheit, weil sich dem Blick des Dichters eine Sprache von schöpferischer Kraft verbindet.

Ein Roman für den Unbeteiligten, den von der Problematik des Stoffes Unberührten, ein Landschaftsbild von dichterischer Kraft ist das Palästinabuch von Felix Salten: „Neue Menschen auf alter Erde“ (Paul Zsolnay Verlag). Salten verkündet das neue Leben der jungen Juden in ihrer selbstgeschaffenen Heimat. Er schaut dieses Land, und gesättigt von der Schönheit der Farben und Formen, alles Lebendige dort mit letzter Hingabe beobachtend, läßt er das Seiende und das Werdende sichtbar werden in diesem wundersam erzählenden Buch. Er vermeidet es, orgiastisch zu werden, selbst wenn seine persönliche Teilnahme am Gegenstand orgiastisch wird; aber diese Sachlichkeit ist leidenschaftlicher, farbiger, malerisch reicher. Ich möchte dieses Buch in jedes Menschen Hand legen, denn es gibt nicht allzuviel Bücher, deren Bemühen um das

Bild einer Landschaft nicht aufhört, bis daß diese Landschaft ihr Herzblut hergibt und ihr Geheimnis öffnet. Salten malt Palästina — — und es geht uns hier nichts an, ob er „richtig", es geht uns nur an, daß er grandios gemalt hat.

Otto Zarek

*

H e r m a n n   W e n d e l. D e r   K a m p f   d e r   S ü d s l a v e n   u m   F r e i h e i t   u n d   E i n h e i t. 192. Frankfurter Sozietätsdruckerei, Frankfurt a. M.

Auf 800, jawohl, achthundert Druckseiten Großoktav schildert Hermann Wendel das Schicksal der Slaven, Kroaten, Serben, Bulgaren — ihre Kämpfe, Enttäuschungen und Erfolge etwa seit 1789. Es ist eine Masse Wissen, auch um intime, persönliche Details, zusammengetragen, vor dem man sprachlos staunend den Atem anhält; der legendäre „gelernte Oesterreicher" ist von dem Lothringer Wendel tief in den Schatten gestellt. Ich glaube gern, daß auch in Südslavien selbst kein Zeitgenosse sich an das Kritisieren dieses Buches machen könnte, ohne seine Kompetenz zu überschreiten.

Besonders wuchtig und plastisch gelang Wendel die Darstellung jenes serbischen Freiheitskampfes, der mit den napoleonischen Kriegen zusammenfällt. Überaus interessant ist das Kapitel über die — im ganzen segensreiche — Franzosenherrschaft in Illyrien (1805—1814). Die Rolle Oesterreich-Ungarns in all den Ereignissen — und es ist die erste Rolle — scheint mir da und dort mit szenischen Bemerkungen belastet, die dem zivilisatorischen Einfluß der Monarchie auf die Südslaven nicht ganz gerecht werden. Gewiß hatte es zur Zeit der Feudalherrschaft der slovenische Bauer schlimm; doch litt der deutsche weniger? Der Autor zählt gewissenhaft die Irrtümer und Unterlassungen unserer Diplomatie und Generalität auf, ohne daneben die Wohltaten des Regimes vollends zu würdigen. Hermann Wendel sei nur daran erinnert, daß z. B. (nach dem k. und k. Generalstabswerk über 1878, Seite 65) „im Bezirk Gradiska von 52 Ortschaften nur 4 stehen", als Oesterreich-Ungarn in Bosnien einmarschiert. Die habsburgische Politik war antiserbisch, jawohl; allein ist Politik je auf Erden, je in der Geschichte von Edelmut durchtränkt gewesen? Ebensowenig gerecht glaube ich, wird Wendel den Obrenowitsch. Conrad v. Hoetzendorf, figuriert als Wüterich, der er sicherlich nicht war. Andererseits bemüht sich Wendel, die Ermordung Franz Ferdinands als gleichsam private Tat von drei jugendlichen Fanatikern hinzustellen.

Unbeschadet aller meiner Einwände ein Buch, das wert ist, von allen jenen gelesen, studiert zu werden, die sich mit ihrer Zeit befassen. Nimmt der Autor einen andern Standpunkt als der Leser ein: um so körperlicher wird, aus zwei Punkten gesehen, das Bild ausfallen der Geschehnisse und Zustände.

Roda Roda

*

Dr. G r a ß h o f f : D a s   w a h r e   G e s i c h t   d e r   H o h e n z o l l e r n. Verlag von Gustav Ziemsen, Berlin.

Eine nützliche Aufklärungsschrift. Der Verfasser, ein quellenkundiger Mann, verfolgt die Familiengeschichte der Hohenzollern durch fünf Jahrhunderte. Alles, was in den Schulen als Eigentümlichkeit der „welschen" Höfe bezeichnet wurde, es war auch in der Mark zu Hause: Favoriten- und Maitressenwirtschaft, Kabale, Giftmord und Frömmelei. Die dynastische Geschichtsschreibung hat diese peinlichen Episoden entweder übersprungen oder ins Gegenteil umgebogen. Der Autor weiß

frisch und spannend zu erzählen. Er interessiert bis zur letzten Seite, und doch, man wird ein Gefühl der Trauer nicht los, daß es noch immer bitter notwendig ist, solche Bücher zu schreiben.

STIMMEN DER ZEIT

Lancelot Lawton: Kohle und Zukunft. (Fortnigthly Review). Dadurch, daß in England die Kohlenlager in immer größerer Tiefe aufgesucht werden müssen, da die obersten Schichten bereits erschöpft sind, werden die Kosten der Schürfung immer höher, wird die englische Konkurrenz am Weltmarkt immer schwieriger. 50 Millionen Tonnen werden durch unrationelle Verwertung vernichtet. Die Industrie könnte mit einem Drittel der Kohle auskommen. Oekonomischere Verwendung der Kohle bedeutet jedoch keine Verminderung des Bedarfs. Denn jetzt wird das Brennmaterial billiger, der Wohlstand steigt, der Verbrauch und der Bedarf, neue Werke werden errchtet. Um so eher werden die Lager erschöpft. Der Reichtum Englands beruht auf der Kohle. Mehrförderung bedeutet aber nicht Rettung. Rettung ist nur dann möglich, wenn die englische Kohle am Weltmarkte konkurrenzfähig bleibt, denn davon hängt auch die Konkurrenzfähigkeit der englischen Industrieprodukte ab. Die Lage Englands wird noch verschlimmert durch das Vordringen des Oels als Feuerungsmaterial. Der Wert des in England jährlich verbrauchten Oels beträgt 45 Millionen Pfund, das ist dreimal soviel, als vor dem Kriege. Die einzige Rettung Englands sieht Lawton in der Erzeugung des Oels aus Kohle, durch Karbonisierung bei niedriger Temperatur.

*

Les forces militaires de la Russie rouge. (Les Correspondent, Paris.) Die militärischen Möglichkeiten einer Nation hängen nicht bloß von ihren Rüstungen ab, sondern von einer ganzen Reihe von Faktoren, die das Potential der Nation bilden. Für Rußland ergibt sich: 1. Die Bevölkerung, die Rußland besitzt, ist unerschöpflich. Von 1 300 000 Wehrpflichtigen eines Jahres sind 8 bis 900 000 durchaus militärtauglich. Aber der körperlichen Tauglichkeit steht die Passivität und Undisziplin des russischen Soldaten entgegen. 85 Prozent sind überdies Bauern, die in der Weltrevolution keineswegs ihr Ideal sehen. 2. Material. Der Materialmangel, schon ein Krebsschaden der Zarenarmee, besteht in erhöhtem Maße bei der Roten Armee. Das gilt vor allem für die rückständige Schwerindustrie. Dagegen ist das Luftfahrwesen im Aufstieg begriffen. Es gibt rein russische Flugzeugfabriken. Auch den Kriegsgasen wendet die Regierung jetzt erhöhte Aufmerksamkeit zu. 3. Das Transportwesen ist fast das größte Hindernis für jede militärische Aktion, weil es noch ärmlicher ist als vor dem Kriege. Daher kann man zu dem Schluß kommen, daß die russische Armee ein Kriegsinstrument zweiten Ranges, daß das militärische Potential der Nation äußerst gering ist.

*

Pierre Mascloux: Die Idee des Faust. (Mercure de France.) Mascloux behauptet den Bankrott der deutschen Faustkritik. Man versucht nicht mehr den zweiten Teil zu interpretieren, man hat resigniert. Bezeichnend ein Ausspruch Erich Schmidts, der Mascloux nach Anhören einer kühnen Ansicht über Faust antwortete: „Das sehen Sie in Faust? Sie haben vielleicht recht. Man kann schließlich

darin sehen, was man will." Eine Faustinszenierung Reinhardts vor dem Kriege, ein glänzendes gesellschaftliches Ereignis ging so am Sinn des Stückes vorbei, daß gerade die tragenden Stellen weggestrichen waren. Mascloux behauptet, daß der Faust das Grundwerk Goethes sei „von dem alle übrigen Werke, Dramen, Romane, Gedichte, Ausstrahlungen sind. Es ist durchaus möglich, den zweiten Teil restos zu erklären. Er ist das gewaltigste dichterische Werk, eine Kosmogenie von den ersten Anfängen (Homunkulus) bis zu den letzten Auflösungen (mater gloriosa). Es ist nichts anderes als eine große Paraphrase der Lehre Zarathustras vom Kampfe der Finsternis (Mephisto) mit dem Lichte. Die klassische Walpurgisnacht hat ihren Kommentar in den „Wanderjahren". Sie ist ein kosmologischer Film, der in entgegengesetzter Richtung, gegen die Zeit gedreht wird.

*

Etwas über Bryan. (The American Monthly.) George Sylvester Viereck schildert Bryan, wie er sich bei einem Besuche präsentierte. Er bewohnte ein Marmorhaus am Meere und zitierte als Viereck es „Schloß am Meer" nannte in einem fürchterlichen Deutsch:

Hahst du daas Schlooß gesehen,
Daas hohe Schlooß am Meer? . .

Viereck sagte, daß er ihm nie verzeihen werde, daß er den Amerikanern Wilson gegeben habe. Aber Bryan verteidigte Wilsons Tugenden. Bryan rühmte sich seiner Verdienste um die Trockenlegung. Viereck behauptete, daß er und seine Freunde nun mehr tränken als früher. „Mag sein", antwortete Bryan, „daß Ihre Freunde mehr trinken, aber das Volk entgeht dem Fluche des Trunkes." Viereck sprach von der Dankbarkeit der Deutschamerikaner, weil sie Bryan vor dem Kriege zu retten versuchte. „Und doch haben sie mich nicht gewählt. Sie stimmten für Bier." So war Bryan doch nicht der Idealist, der eine Sache um ihrer selbst willen tut? Auch weigerte er sich, seine Unterschrift zugunsten eines Gnadengesuches für Eugen Debs zu geben. Er habe kein Interesse für Revolutionäre (Debs ist Pazifist). Und als Viereck erwähnte, daß im Jahre 1776 auch in Amerika eine gewisse Revolution war, wurde Bryan vor Zorn rot und rief aus: „Mr. Viereck, ich habe sie nicht in mein Haus eingeladen, um mit Ihnen über Revolution zu sprechen." Viereck glaubt, daß Bryan in den letzten Jahren geistig nicht mehr verantwortlich war. Es war ein Gemisch von Haß gegen seine Kameraden und Liebe zur Menschheit, Selbstaufopferung und selbstsüchtiger Berechnung. Ein Grundstückspekulant und Evangelist, Prophet und Profitierer. Der Freund der Armen, der Feind der Plutokratie hinterließ ein Vermögen von fast 1 Million Dollars. Je mehr Viereck das Leben der amerikanischen Staatsmänner studiert, um so mehr bewundert er — Robert Marion La Follette.

T. H. Weir: Omar Chajjam-Literatur (Quarterly Review). Seit Fitz Geralds Uebersetzung Omar Chajjams, des herrlichen altpersischen Poeten, der etwa um 1100 lebte, entstand in England eine ganze Omar-Chajjam-Literatur. Neue Übersetzungen, neue Forschungen. Weir gibt einen Ueberblick und vergleicht die Originale mit ihren Uebersetzungen. (Deutsche Uebersetzung von Bodenstedt und Rosen.) Es werden Parallelen gezogen zwischen Chajjam und dem Hohen Lied, dem Buch Prediger und dem Buch Hiob. Hinweise auf seinen großen Vorgänger Avicenna. Chajjam ist eine so große Poetennatur, daß er gar nicht in eine einzige Weltanschauung zu erwägen ist. Er ist Optimist, Pessimist, Fatalist, Agnostiker, Asket, Pietist, Humorist, großer Lobpreiser des Weins und doch ein Dichter, der des mächtigsten seelischen Aufschwunges fähig ist, der ihn zu Werken emporreißt, die neben Avicennas gewaltiger „Hymne an die Seele" stehen können.

ANEKDOTE

Am Versöhnungstag

Carl Rößler erzählte:

Der große Empfang für Firmin Gémier fand, wie es sich gehört, am Vorabend des jüdischen Versöhnungstages statt. Nach den Redeanstrengungen, auch der Hörer, saß man sehr gemütlich in den Nebenräumen des Bankettsaales im Adlon. Freundliches Durcheinander. Der Prinz Joachim Albrecht, neuerdings übrigens ein ziemlich republikanischer Mann, saß neben Victor Hahn, dem Dichter, der leider keine Lustspiele schreibt. Da kommt Ernst Toller vorbei, sehr ernst, sehr nachdenklich. Hahn mit der Bonhommie des Weltmannes ruft ihm zu: „Toller, setzen Sie sich doch zu uns!"

Toller erwidert mit der Düsterkeit des prinzipiellen Genossen: „Ich sitze nicht mit einem Hohenzollern an einem Tisch."

Victor Hahn entgegnet schnell mit ungebrochener Liebenswürdigkeit: „Aber, Toller, am Versöhnungstag!!"

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 39)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6 — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25 vierteljährlich Reichsmark 6.50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, zweite Oktoberwoche

Wie Sinowjew und Bucharin die Kommunistische Partei Deutschlands Stück um Stück zugrunde reformieren, das könnten wissenschaftliche Beobachter aus der täglichen Lektüre der „Roten Fahne" erfahren, wo alle die Bannbriefe aus Moskau, die Protokolle der Sowjetkonzile und dann und wann auch der leise Protest eines eben den Scheiterhaufen besteigenden Führers abgedruckt sind. Die meisten von Sinowjews Bannstrahl Getroffenen sinken schweigend, der Kirche gehorsam, ins Grab. Auch Ruth Fischer hat nicht gemuckst ... Man kann nicht sagen, daß die innere Kraft einer Partei dadurch verdoppelt wird, daß die Führung alle paar Monate durch den Beschluß eines fern im Ausland tagenden Konzils ihres Amtes enthoben wird. Und doch muß man, von einem historischen Standpunkt aus betrachtend, diesen allmählichen Verbrauch aller kommunistischen Führer, derer von rechts wie von links, unbedingt billigen. Es besteht für den Kenner der sowjetistischen Dialektik und Terminologie kein Zweifel, daß die russischen Sowjetführer seit Monaten nichts anderes suchen als eine Annäherung an die sozialistischen Parteien Europas, sie verbergen das vorläufig noch unter ungeheurem Geschimpfe, aber der neue Weg von Moskau soll, wenn 's irgendwie zu machen ist, zu Mac Donald, zu Léon Blum, ja sogar zu Scheidemann zurückführen. Man beachte nur die offenherzigen Worte, die Tschitscherin über die beabsichtigte Isolierung Sowjetrußlands durch England soeben gesprochen hat. Diese Isolierung wird noch verstärkt durch die vollkommene Isolierung und Ohnmacht der kommunistischen Fraktionen in den europäischen Parlamenten. Aus dieser Verinselung will Rußland, soll der Kommunismus heraus! Seitdem man auch in Moskau den Gedanken der Weltrevolution bestattet oder vertagt hat, sind Brücken zu den sozialdemokratischen Parteien durchaus wieder möglich, ja, sie müssen geschlagen werden. Der Fußtritt an die arme Ruth Fischer hat einen tieferen politischen Sinn. Wer ihn erraten will, vergleiche damit die Parole der neuen, von Moskau genehmigten

Leitung, bei den Berliner Stadtverordnetenwahlen eine Listengemeinschaft mit den Sozialdemokraten herbeizuführen. Listengemeinschaft, das ist bei wütendem Agitationsgeschimpfe gegeneinander nicht möglich, Listengemeinschaft, das wäre der Beginn eines Waffenstillstandes. Die Berliner Sozialdemokraten haben die ehrbare Annäherung aus Moskau abgewiesen. Vielleicht werden noch einige kommunistische Parteileitungen abgesägt werden müssen, ehe Otto Welsens und Rudolf Hilferdings Herz weich wird. Ist aber erst das ganze Dutzend kommunistischer Führer verbraucht und zum alten Eisen geworfen, dann wird die Heimkehr der kommunistischen Arbeiter zu den sozialistischen Organisationen unschwer durchzuführen sein. Ein lichter Himmelsstreif blinkt auf: Es wird wieder eine einige deutsche Arbeiterschaft geben! Hoffentlich findet der große Moment unter den deutschen Sozialdemokraten kein kleines Geschlecht. Solche Einigung, mühsame Frucht stiller, langsamer Vorarbeit, war die Leistung aller großen Führer. Jaurès wußte die Fraktionen von Guesde bis fast zu Millerand zu sammeln, Victor Adler versöhnte Radikale und Opportunisten. Die große Aufgabe Hilferdings, wenn ein Funke seines großen Lehrers in ihm lebt, wird sein, die kommunistische Arbeiterschaft in das alte sozialistische Vaterhaus zurückzuführen . . . Der Prozeß geht nicht nur die Beteiligten an, er ist von höchster Bedeutung für den Bestand der deutschen Republik. Eine nicht mehr zerrissene, nicht mehr durch Bruderzwist geschwächte Arbeiterschaft schafft den granitnen Boden für die Republik.

Alle auswärtige Politik ist zu neunzig Prozent stets darauf gerichtet, Kriege zu verhindern, Kriegsursachen zu beseitigen. Manchmal wird diese Absicht mit ganz unzweckmäßigen Mitteln betrieben, — ja, es ist vorgekommen, daß man, während man für den Frieden zu arbeiten glaubte, in Wirklichkeit Schritt um Schritt dem Kriege zutorkelte. Aber selbst in den Unglückswochen des Jahres 1914 und in den Unglücksjahren, die vorausgingen, war Wunsch und Sehnsucht aller Großmächte — das zeigen die Dokumente deutlich — im Grunde auf den Frieden, nicht auf den Zusammenstoß abgestellt; und was den Krieg plötzlich dennoch herbeiführte, war kein bellicoser Rausch, sondern eine tragische Angst auf allen Seiten, — die Angst, er könne in einem unerwünschten Augenblicke ausbrechen. Nicht aus Begeisterung, sondern aus Mutlosigkeit stürzte man sich ins Verhängnis, die Furcht vor dem Grauenhaften führte zum Grauenhaften! Nicht viel anders ist auch die heutige Lage in Europa, und die Konferenz der europäischen Staatsmänner in L o c a r n o ist offensichtlich nicht, wie unsre

Idioten es darstellen, eine Veranstaltung zur endgültigen Erdrosselung eines der Teilnehmer, sondern sie ist ein Produkt der Angst vor dem Gewitter, das sich am fernen Horizonte zusammenbraut, ein furchtbar ernst gemeinter Versuch, das neue Verhängnis zu bannen, vor dem jedermann zittert. Noch stehen wir nicht in direkter Kriegsgefahr, dazu ist im Augenblick schon die Kräfteverteilung noch zu ungleich; aber wir stehen in einer Periode, in der Zündstoff sich auf Zündstoff häuft, und man weiß, was auf so vulkanischem Terrain schließlich geschehen kann. Aber in welchen Formen und mit welchem Resultat wird sich dies Geschehnis abspielen? Niemand weiß genau zu sagen, wie sich ein künftiger Krieg abspielen würde, aber alle haben die entsetzliche Gewißheit, daß seine Schrecken fürchterlicher sein würden als Sodom und Gomorrha, und daß möglicherweise im Verlaufe weniger Tage alle beteiligten Länder ein einziges stinkendes Leichenfeld sein werden. Diese unerhörteste aller Gefahren, von der die Menschheit bisher bedroht war, ist offensichtlich nicht durch irgendwelche Abrüstung zu bannen, denn selbst die komplette Entwaffnung eines Landes wie Deutschland konnte ihm gerade jene Zerstörungsmittel nicht nehmen, die in einem künftigen Kriege die Hauptrolle spielen werden. Es ist ihr auch nicht mit den gegenwärtigen Machtmitteln zu begegnen, — kein ernsthafter Staatsmann ist sich im unklaren darüber, daß die bestehenden Armeen, trotz all ihrer Tanks, Maschinengewehre und Minenwerfer gegenüber diesen neuen Methoden nur noch Paradeverbände sind, — Kindereien, die im Ernstfall kaum noch in Betracht kommen werden. Die Angst, die entsetzliche Angst, die schon im Jahrzehnt vor 1914 die Staatslenker enervierte, ist heute also mit nur allzugutem Grund vervielfacht, und wenn sie zu einem wirklichen Entschluß führen würde, so könnte man sie als eine produktive Regung sogar bejubeln. Aber das Schwierige ist, genau wie vor dem Krieg, daß die verantwortlichen Männer, so klar sie selbst sehen mögen, noch nicht den Mut zum Eingeständnis ihrer Furcht haben. Der Friede würde wie eine reife Frucht vom europäischen Baum fallen, wenn die Staatsmänner in einer rücksichtslosen Propaganda ihre Völker darüber aufklären würden, daß weder ihre Armeen, noch ihre Flotte mehr zu etwas taugen, und daß der nächste Krieg alles zu vernichten droht, Städte und Land, Mann, Weib und Kind, — eine Massenabschlachtung, gegen die selbst der Weltkrieg nur ein Scharmützel war. Wenn dies ausgesprochen, wenn dies ins Bewußtsein aller Menschen gehämmert würde, so hätten wir im Sturmschritt das einige Europa! Aber noch ist man zu feige zur Feigheit. Während man an den Spitzen

bereits einsieht, daß die Macht von gestern nicht mehr die Macht von heute ist, will man den Völkern doch noch nicht den Glauben nehmen; sie sollen, für den Fall der Konflagration, wenigstens zu Beginn noch mit dem Mut losgelassen werden können, den nur das Vertrauen in die eigne Rüstung gibt. Und so pendelt man zwischen den Folgerungen, die man selbst schon gezogen hat, und den Täuschungen, die man in den Völkern noch erhält, ratlos hin und her, trägt einer öffentlichen Meinung Rechnung, von der man genau weiß, daß sie ihrerseits dem Entscheidendsten überhaupt nicht Rechnung trägt, sucht mit kleinen Schrittchen und Wendungen zu erreichen, was bei kühnerer Sprache in einem Schwung erreicht werden könnte. Wird man Zeit haben, in diesem Tempo weiter zu operieren? Beten wir zu allem, an was wir glauben! Aber beten wir auch, daß doch noch einer der Herren sich entschließe, herauszurufen, was ihn in stiller Kammer zittern macht, und die öffentliche Meinung, die jetzt noch, — überall, — mit romantischen Velleitäten gefüttert wird, mit der Peitsche verzweifelter Angst in den Frieden zu treiben, der allein die Menschheit noch retten kann.

Attentatsgerüchte schwirren in Locarno um Luther und Stresemann, Deutschvölkische sollen Pläne ausgeheckt haben, sie am Orte der lästerlichen Konferenz zu „erledigen". Aus diesem Grunde sechs Berliner Sicherheitsbeamte und ein scharfer Dienst der schweizer Polizei. Nun, man kann unsren Vaterländischen alles mögliche zutrauen, auch daß sie eine „pazifistische" Regierung gern umbringen möchte, ist glaubhaft. Aber vor einem braucht man wahrscheinlich keine Angst zu haben: daß sie ihrer Mordbeschäftigung auch im Ausland nachgehen könnten. Das tut man nur in Deutschland, wo man dank guter Freunde erstens nicht gefaßt wird; zweitens, wenn man dennoch gefaßt wird, wieder auskneifen kann; drittens, wenn man unglücklicherweise nicht auskneifen kann, freigesprochen wird; und viertens, wenn man wider Erwarten doch eine Renommierstrafe erhält, wie ein vornehmer Gast behandelt wird. Aber mit fremden Polizeien und Gerichten sich auf etwas einlassen? Wo man Gerechtigkeit und Eifer gewärtigen muß? Es ist niemals auch nur ein kleinstes Attentatplänchen gegen den Menschheitsfeind Poincaré bekannt geworden, keinem der Besatzungsgenerale ist auch nur ein Haar gekrümmt worden —: das Risiko, für die Tat wirklich einstehen zu müssen, war zu groß. Man mordet nur in Deutschland, man setzt für seine Ideale Leben und Blut nur in Wilhelma-Gesängen aufs Spiel!

Seit einer Reihe von Wochen wird in den Zeitungen der Linken zuerst schüchtern, dann immer ausgedehnter eines der tristesten Kapitel der letzten Jahre behandelt: die Fememorde. Der Schweriner Prozeß, der hinter verschlossenen Türen verlief, sollte nach den Intentionen unserer Justiz Auftakt und Finale zugleich bilden, eine Abschlagszahlung der republikanischen Oeffentlichkeit geleistet. Erst die neuerlichen Publikationen brachten Licht in das Mysterium, und es ergibt sich ganz einwandfrei, daß in der zweiten Hälfte des Jahres 1923 in den „schwarzen" Formationen wohl zwei bis drei Dutzend Menschen als „Verräter" einer Feme von Kameraden und Vorgesetzten zum Opfer gefallen sind. Jetzt endlich ist man dabei, wenigstens einigen Fällen auf den Grund zu gehen. Man fragt sich, wenn jetzt eingegriffen wird, wenn jetzt Verhaftungen erfolgen: warum so spät, war denn bis dahin wirklich nichts, gar nichts von den geheimen Untaten bekannt? Und es entsteht auch die Frage nach der höheren Verantwortlichkeit. Heute, nachdem Herr Dr. Luther in seiner Antrittsrede im Januar, einen sichtbaren Schlußstrich unter die Schwarze Reichswehr gezogen hat, wissen wir ja auch, daß diese nicht eine Wahnvorstellung aufgeregter Pazifisten war, sondern eine Liebesfrucht aus dem Umgang der Regierung Cuno mit der Organisation des Herrn v. Graefe. Heute denkt selbst Herr Geßler nicht mehr daran, den Bastard zu leugnen. Aber waren die Geschichten über die Vorgänge in den illegalen Organisationen nicht zur Heeresleitung, nicht zum Reichswehrministerium gedrungen? Sollten diese Amtsstellen, denen man im allgemeinen doch eine Neigung zu äußerst gediegener Observation nicht absprechen kann, eigentlich weniger gewußt haben als private Beobachter? So ist in dem nüchternen Mecklenburg, auf dem dürren Sande von Döberitz eine Mordromantik gewachsen, um die Albanien uns kaum beneiden würde. Jetzt nähern sich endlich einige juristische Epiloge, aber wo bleibt die politische Sühne? Wenn der Reichstag über kurz oder lang diese Affären behandeln wird, dann wird wahrscheinlich Herr Geßler mit dem ihm eigenen köstlichen schwäbischen Bürgermeisterhumor, wie schon früher einmal, erklären: „Wenn eine Frau mit allen Männern in der Stadt was hat, dann erfährt es gewöhnlich der Gatte zuletzt." Das ist sicherlich eine sehr muntere Auskunft, und glücklich das Parlament, das sich damit zufrieden gibt. Aber es geht immerhin um einige Dutzend Morde, und Offenbach'sche Klänge nehmen sich schlecht bei einem Leichenkondukt aus und die Toleranz des braven Menelaus gehört nicht zu den Tugenden eines Ministers der Republik.

FRANZ CARL ENDRES

ZUR FRAGE DER KRIEGSDIENSTVERWEIGERUNG

Theoretisch ist die Frage der Kriegsdienstverweigerung in den Staaten, die (wie Deutschland und England) nur eine Söldnerarmee haben, weniger wichtig als in Staaten mit allgemeiner Wehrpflicht (wie beispielsweise in Frankreich). In der Praxis aber ist die Frage doch für alle Staaten gleich wichtig, denn die Erfahrung hat gelehrt, daß verfassungsmäßig nicht vorgesehene allgemeine Wehrpflicht im Falle eines Krieges durch Gesetz eingeführt wird. Damit ist dann den Kriegsdienstverweigerern gegenüber doch überall der gleiche Zustand geschaffen. Die kriegführenden Regierungen schaffen sich auf jeden Fall das Recht, ihre Untertanen zum Kriegsdienst zu zwingen.

Die Verweigerung des Kriegsdienstes wird daher stets, so lange der nationale Staat in diesen Fragen oberste und letzte Instanz ist, einer Gesetzes- oder Verfassungsverletzung gleichkommen und den „patriotischen" Gerichten wird es freistehen, die fürchterlichsten Strafen gegen die „Vaterlandsverräter" auszusprechen, die sich weigern, die Hochfinanz oder Schwerindustrie gehorsamst mit dem Vaterland zu verwechseln.

So lange der Krieg unter den erlaubten Mitteln des Völkerverkehrs funktioniert, so lange er die Fortsetzung der staatlichen Politik mit anderen Mitteln ist, wird kein Staat sich die Abschwächung dieses Mittels durch Erlaubnis zur Kriegsdienstverweigerung gefallen lassen. Er wird stets gegen Einzelne, die sich weigern, mit der ganzen Kraft seiner Macht, die moralische Bedenken nie gelten läßt, rücksichtslos vorgehen.

Der Staat verliert erst dann den Mut gegen seine Untertanen, wenn sich sehr viele gegen das Gesetz auflehnen. Wenn aus einzelnen Idealisten, die den Krieg für ein organisiertes Morden halten und deshalb sich weigern, Kriegsdienst zu tun, eine fest gefügte große Masse wird, verändert sich die Lage. Ein paar Dutzend Idealisten kann man mit patriotisch verdrehten Augen und entsprechenden Empörungs-Stülpfen an die Wand stellen. Wie oft hat man das getan! Aber eine Masse von einer halben Million kann kein Staat mehr an die Wand stellen. Nicht einmal mehr in Gefängnisse werfen!

Der Pazifismus wird daher zur Verwirklichung seiner Absicht dazu schreiten können, die Kriegsdienstverweigerung im Großen zu organisieren. Wie ich schon in meinem Artikel über den Pariser Friedenskongreß darlegte, haben sich die 1925 in Paris versammelten Delegierten des Pazifismus nicht entschließen können, die Kriegsdienstverweigerung gewissermaßen zu sanktionieren. Sie scheuten die

dadurch gegebene Gesetzesverletzung und glichen da in ihrer sehr bourgeoisen Naivität, eine Aenderung der Gesetze zu erwarten, dem Manne, der von einem tollen Hunde angefallen, das Tier nicht tötet, sondern beantragen will, daß man Hunde nicht ohne Maulkorb herumlaufen läßt.

Es spukt auch in den Pazifisten noch viel Hegelsche Staatsvergötterung. Es gibt bei den gegenwärtigen Gesetzen und bei den gegenwärtigen Ansichten der Gesellschaft eben Verhältnisse, in denen der moralische Mensch in Konflikt mit Gesetz und Gesellschaft kommt, und wenn bei diesem Konflikt das eigene Gewissen oder der erfühlte Gott „Nein" sagt, dann steht dieses „Nein" höher als alle Gesetze und Forderungen der Gesellschaft. Und es ist nur ein sehr schlechtes Zeichen für die Gesetze und für die Gesellschaft, wenn solche Konflikte, die nicht vorkommen dürften, dennoch vorkommen.

Die Kriegsdienstverweigerung ist ein solcher Konflikt. Wer nicht töten will, den sollte niemand zum Töten zwingen können, denn der Staat verneint sich selbst, der seine Angehörigen zu Verbrechen zwingt. Und es ist eine lächerliche Uebertölpelung des Gewissens und religiöser Ueberzeugung (religiös im weitesten Sinn!), wenn der Staat sagt: „Verbrechen ist nur das, was *ich* für Verbrechen halte."

Schlechte, unsittliche Gesetze können nur auf zwei Arten aus der Welt geschafft werden. Erstens, indem man sie durch bessere Gesetze ersetzt, oder zweitens, indem große Massen des Volkes die schlechten und unsittlichen Gesetze nicht befolgen, und so die Regierung selbst zur Initiative der Gesetzesänderung veranlassen. Da kein Parlament der Gegenwart die nötige Majorität zur Genehmigung der Kriegstdienstverweigerung aufbringt, so bleibt nur das zweite Mittel übrig.

Die Wirksamkeit organisierter Kriegsdienstverweigerung muß aber nicht unbedingt so groß sein, wie ihre Anhänger es erwarten. Ich bin aus zwei Gründen etwas pessimistisch.

Ich glaube nicht an das Durchhalten von Massen im Augenblick der Psychose bei Ausbruch eines Krieges, und dann glaube ich, daß der moderne Gaskrieg eine Regierung, die Krieg führen will, unabhängiger von den Massen macht als sie bisher je gewesen ist.

Denn selbst wenn eine ganze Million Menschen in einem modernen Großstaat den Heeresdienst verweigern würden und die Regierung eine so große Masse gewähren lassen müßte, würde dies heute nicht so viel bedeuten, wie es etwa noch 1914 bedeutet hätte. Die Kriegführung hat seit der napoleonischen Zeit bis 1914 die Tendenz zu immer größeren Massenaufgeboten gezeigt. Das ging schließlich so weit, daß man glaubte, mit der Zahl allein siegen zu können. Gott marschierte grund-

sätzlich mit den stärkeren Bataillonen. Die rage du nombre war höchste und letzte Erkenntnis aller kriegsvorbereitenden Generalstäbe und Kriegsministerien. Noch heute glauben sogenannte militärische Fachleute, daß Deutschland die Marneschlacht gewonnen hätte, wenn der Reichstag 1913 zwei Armeekorps mehr genehmigt hätte. Man will bei diesen ganz unbelehrbaren Gestrigen nicht erkennen, daß die schlechte Führung den Krieg verloren hat, der dann allmählich aus einem Krieg der Menschen zu einem der Maschinen wurde. Von der Führung abgesehen, hat schon der Weltkrieg den Beginn der großen strategischen Umwandlung aus einem Quantitätskrieg in einen Qualitätskrieg gezeigt. Allerdings noch in bescheidenen Grenzen.

Ein Zukunftskrieg wird in ungeahnt höherem Maße von der Qualität der Kriegsmaschinen abhängig sein. Hier ist es in erster Linie die Verbindung modernster Giftgase mit Flugzeugen, die eine Veränderung der Kriegführung mit sich bringt, wie sie in gleicher Weise keine andere Erfindung je mit sich gebracht hat. Von militärischer Seite wird hier oft ein Vergleich mit der Erfindung des Pulvers angeführt — man weiß warum. Dieser Vergleich ist vollkommen verkehrt. 400 Jahre nach Verwendung der ersten Feuerwaffen in Europa war die anreitende Kavallerie Friedrich II. von Preußen noch unbedingt schlachtentscheidend. Das beweist die außerordentlich l a n g s a m e Umwandlung der Kriegführung durch die Feuerwaffen. Erst die modernsten Erfindungen, Rücklader, Metallpatrone, Brisanzgranate wirkten revolutionierender, so daß der Unterschied zwischen 1850 und 1914 wesentlich größer ist als der von 1400 und 1850!

Der Giftgaskrieg, so wie er sich nach den neuesten Versuchen des amerikanischen Zentralinstitutes darstellt, bedeutet eine so plötzliche und so gewaltige Aenderung der Kriegsführung, daß ein Krieg im Jahre 1927 im Vergleich zum Weltkrieg sich verhalten wird wie dieser etwa zum 30jährigen Krieg inbezug auf die Intensivität der Tötungs- und Zerstörungsmittel. Diese Tatsache wird von deutscher militärischer Seite geleugnet, weil man fühlt, daß das furchtbare Entsetzen des modernen Giftgaskrieges mehr gegen die Kriegslust wirkt als irgend etwas anderes. Es ist daher vielleicht von Wert, wenn hier im „Tage-Buch" ein akademisch gebildeter, jahrelang als Lehrer der Strategie und Kriegsgeschichte tätiger Generalstabsoffizier dieser militärischen Verschleierungsabsicht a l s F a c h m a n n entgegentritt. Der moderne Giftgaskrieg ist in der Lage, in Stunden größte Städte vollkommen aussterben zu lassen. Die chemische Industrie ist heute schon in der Lage, das Leben auf der ganzen Erde durch ihre Erzeugnisse zu vernichten.

Und, was nun das speziell Wichtige für unser Problem der Kriegsdienstverweigerung betrifft: dieser entsetzliche, das Leben von ganzen Ländern bedrohende Giftgaskrieg bedarf nicht mehr der Masse. Er ist mit einem Freiwilligen-Heer zu führen. Er kann geführt werden, auch wenn die Hälfte des Volkes den Kriegsdienst verweigert. Es handelt sich für eine Regierung, die Krieg führen will, nur um die Diktatur im eigenen Lande. Dazu sind nicht allzu viel militärische Kräfte nötig. Hat sie diese Diktatur, dann kann sie in starken defensiven Linien die feindliche Invasion auch mit unterlegenen Kräften abwehren und gleichzeitig die Offensive ihrer Flugzeuggeschwader mit Giftgasbomben in die Städte und bevölkerten Teile feindlichen Landes tragen. Hier handelt es sich um wenige Tausend Menschen, die dazu immer zu haben sein werden, um ein paar leistungsfähige chemische Fabriken und um zahlreiche Flugzeuge.

Eine mittlere deutsche Provinzstadt kann mit 5 Bomben modernsten Typs in ein Leichenfeld verwandelt werden, in dem nicht eine Katze, nicht eine Fliege mehr lebt.

Hier also ist der Gedanke der Kriegsdienstverweigerung an seiner Wirkung Ende angelangt.

Es hilft da nichts mehr.

Noch ein paar Jahre rasenden Erfindungstempos, und das Schicksal der Völker ist den Launen eines Condottiere und einer Schar von Landsknechten ausgeliefert.

Was ist dagegen zu tun? Das ist eine der wichtigsten Fragen der Gegenwart. Die Kriegsdienstverweigerung ist kein zureichendes Mittel mehr.

Die Möglichkeit, Krieg zu führen, muß beseitigt werden. Das ist aber nur denkbar, wenn ein übernationaler Organismus, der stärker ist als der nationale Staat, den Frieden befiehlt. Wie das zu erreichen und einzurichten ist, überschreitet den zugewiesenen Raum dieses Artikels.

Daß Dareios das Meer von seinen sklavischen Horden
peitschen lassen, erfährt jeder Pennal und belacht's;
daß er den blühendsten Baum mit einer goldenen Kette
schmückte, entzückt wie ein Kind, weiß die Geschichte allein.

Hebbel

Haftbefehle ohne gesetzlich vorgeschriebene Begründung.

Der soeben im Druck erschienene Bericht des Höfle-Untersuchungsausschusses ist ein Lehrbuch des heute geltenden und in der Praxis angewandten Strafprozeßunrechts. Sein Wert besteht darin, daß die Ergebnisse der umfangreichen Untersuchung aktenmäßig festgelegt sind. Der weitesten Oeffentlichkeit werden sie durch Viktor Schiffs „Höfle-Tragödie“ zugänglich gemacht, die der Verlag für Sozialwissenschaft herausgegeben hat. In ihr ist das gesamte Material unter klarster Hervorhebung des Wesentlichen verarbeitet worden.

Durch den Fall Höfle sind Maßnahmen gegen einen einzelnen Untersuchungsgefangenen bekannt geworden, die gesetzwidrig sind. Sie sind jedoch keine Ausnahmen, sondern kommen außerordentlich häufig vor. So fehlen in dem Bereich der vier Berliner Oberstaatsanwaltschaften in den letzten Jahren vielfach in den Anträgen der Staatsanwälte auf Erlaß eines Haftbefehls die vorschriftsmäßigen Angaben über die den Flucht- und Kollusionsverdacht begründenden Tatsachen. Der Vernehmungsrichter des Amtsgerichts Berlin-Mitte auf dem Polizeipräsidium hat sogar für den Haftbefehlserlaß einen Stempel, durch den — zutreffendes bitte durchzustreichen — in die Akte hineingedruckt wird: „Dem Beschuldigten wurde unter Bekanntgabe des Beschwerderechts eröffnet, daß gegen ihn die Untersuchungshaft beschlossen wurde, da er des . . . dringend verdächtig und als wohnungslos — Ausländer — da ein Verbrechen vorliegt, bei der zu erwartenden hohen Strafe fluchtverdächtig sei.“ Eine nähere Angabe der Gründe, durch die der Richter im einzelnen Fall zu seiner Ueberzeugung gekommen ist, fehlt stets. Merkwürdigerweise sind diese Mängel trotz ständiger Aktenrevisionen bisher der preußischen Justizverwaltung verborgen geblieben.

Gesetzwidrige Beschränkung der Sprecherlaubnis für Untersuchungsgefangene.

Nach § 116, Abs. 2 der Strafprozeßordnung dürfen dem Verhafteten nur solche Beschränkungen auferlegt werden, die zur Sicherung des Zweckes der Haft oder zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Gefängnis notwendig sind. Entgegen diesem klaren Wortlaut des Gesetzes wird von den Berliner Strafrichtern regelmäßig nur den allernächsten Verwandten des Häftlings Besuchserlaubnis gewährt. Aber auch diesen nur in ganz beschränktem Maße: Alle 10 bis 14 Tage können sie nach

oft stundenlangem Warten im Untersuchungsgefängnis ihre Besprechungen im Beisein eines Gefängnisbeamten abhalten. Lediglich 15 Minuten Zeit wird dafür in den meisten Fällen gegeben, obwohl in § 112 der Vollzugsordnung ausdrücklich hervorgehoben ist, daß 15 Minuten die Mindestdauer darstellen sollen. Da mehr als 30 bis 45 Minuten im Monat für jeden Häftling erforderlich sind, um seine Familien- und Geschäftsangelegenheiten zu bespechen, versuchten die Angehörigen der Inhaftierten, den gesetzwidrigen Zustand zu beseitigen. Sie wußten sich in kürzeren Abständen Sprecherlaubnisscheine, offenbar durch Vermittlung unterer Gerichtsbeamter, zu beschaffen. Der häufigere Besuch einzelner Angehöriger fiel der Gefängnisverwaltung in Moabit unangenehm auf. Sie machte beim Amtsgericht Mitte Anzeige, und ihr zufolge wurde den Justizwachtmeistern der Vernehmungsrichter ein Dienst an weniger gefährlichen Stellen angewiesen. Vergessen wurde jedoch, die zuständigen Richter darauf hinzuweisen, daß Sprecherlaubnis mit Untersuchungsgefangenen so oft als notwendig zu erteilen ist. Obwohl die Justizverwaltung schon vor 5 Monaten (am 5. Mai 1925) im Höfle-Ausschuß erfuhr, daß mit 3 Beamten nicht die Besuchsstunden von 1500 Gefangenen in Moabit durchgeführt werden können, hat sie bisher keinerlei Konsequenzen gezogen!

„Die Justiz".

Es wurde Zeit! Bisher haben die republikanischen Juristen sich schweigsam im Hintergrund gehalten. Ihrer Untätigkeit ist die Verschlechterung des Strafprozesses mit zuzurechnen. Auf den Richtertagungen fehlten die Republikaner, die Müller-Meiningen und Lohmann offen entgegentraten und die Deutschnationalisierung unserer Rechtspflege bekämpften. Wo sind die Urteile republikanischer Richter, durch die unsere Republik als „rocher de bronce" stabilisiert, durch die das erschütterte Vertrauen zu unserer Justiz wieder hergestellt werden könnte? Sie fehlen, und im Lande herrscht höchste Rechtsnot. In letzter Stunde ist endlich „Die Justiz, Zeitschrift für Erneuerung des deutschen Rechtswesens" geboren. Sie ist zugleich Organ des republikanischen Richterbundes. Eine Juristenzeitung, die vor den vielen nationalliberalen Fachblättern zweierlei voraus hat: Gesinnung zu besitzen und Gesinnung zu bekennen. Ihre Herausgeber, Mittermaier-Gießen, Radbruch-Kiel, Sinzheimer-Frankfurt a. M. und Krohner-Berlin sollen dafür im gleichen Maße bürgen, wie die Aufsätze in dem soeben bei Dr. W. Rothschild-Grunewald erschienenen ersten Heft.

STEFAN GROSSMANN

EINE GREISIN BLICKT DURCHS FENSTER

Ich blättere das Buch der Alexandra Tolstoi durch, das soeben als Ergänzung der schönen Tolstoi-Ausgabe von Bruno Cassirer erschienen ist, und finde eine erschütternde Moment-Photographie: Sophia Andrejewna sieht durch das Fenster in Tolstois Sterbezimmer. Man sieht eine große breite Frau, offenbar in sehr viel Röcke und Mäntel eingewickelt, an einem Schneetage auf der Straße stehen, vor einem einstöckigen Holzhause, den Kopf gegen ein Fenster geneigt, die Hand als Schirm über das Auge gehoben, eine Greisin sucht durch das Fenster zu blicken.

Diese Greisin war Tolstois Gattin, mit der er über achtundvierzig Jahre gelebt hat. Als 82jähriger war Tolstoi aus Jasnaja Poljana entflohen. Acht Tage nach seiner Flucht starb er in Astapowo, eben in jenem einstöckigen Holzhause, dem Stationsgebäude. Sophia Andrejewna, die nach der Flucht des Gatten zwei Selbstmorde versucht hatte, war mit einem Extrazug nach Astapowo gekommen. Leo Tolstoi lebte noch drei oder vier Tage. Die Kinder kamen an und nahmen Abschied, Aerzte aus Moskau kamen an und untersuchten den Greis, sein Freund Tschertkoff kam an und weinte am Halse des Sterbenden. Sophia Andrejewna aber wartete draußen im Schnee und wurde nicht eingelassen. Als sie durch die Fensterscheiben blinzelte, um Leo zu sehen, da verhängten sie drinnen die Fenster.

Erst als Tolstoi in Agonie lag, wenige Minuten vor seinem Tode, wurde die alte Gefährtin eingelassen. Die Hand, die sie jetzt fühlen durfte, begann schon zu erkalten. Im Zimmer wagte niemand laut zu reden. Plötzlich hörte man eine ganz laute Stimme, die sagte: „Ich suche den Löffel . . . Glauben Sie nicht, daß ich ihn suche, weil er aus Silber ist, durchaus nicht, ich suche ihn, weil es Leos Löffel war.“ Diese derbe Stimme gehörte Sophia Andrejewna, sie wurde von den Kindern energisch zur Ruhe gewiesen.

*

Als der 82jährige Tolstoi im Jahre 1910 aus Jasnaja Poljana floh und nach einer Woche starb, da begann über die ganze Welt ein Fluchen, ein Anklagen gegen seine Frau, die gleichfalls greise Sophia Andrejewna. Ich schrieb damals einen Aufsatz, worin ich das schwere Leben der Dichtersgattin, dieser besonders, zu schildern versuchte. Sie tat mir entsetzlich leid. Am anderen Tage lief ich dem polnischen

Sozialisten Ignaz Daszinski in die Arme, er ließ mich nicht los, drückte mich mit slawischer Aufgeregtheit an sich und wiederholte immer wieder: „Arme Sophia Andrejewna, arme Frau, schrecklich, schrecklich!“

Wie schrecklich ihr Schicksal war, wußte ich damals noch gar nicht. Jetzt erst, da die Briefe, Tagebücher, Aufzeichnungen fast aller Beteiligten vorliegen, kann ich das grausame Los der alten Gräfin Sophia ganz ermessen. (Leo Tolstois Flucht und Tod, von seiner Tochter Alexandra erzählt. Bruno lassirer, Berlin 1925).

*

1861 heiratete Tolstoi Sophia.
1910 lief er ihr davon.

*

Tolstoi war auch als junger Mensch so voll von Hemmungen, daß er es nicht wagte, Sophia, die er Tag für Tag sah, mündlich um ihr Ja zu bitten. Er schickte ihr eine schriftliche Bewerbung.

Neunzehn Jahre lang lebten die beiden, fern von der Stadt, in Jasnaja Poljana, sie sind sehr glücklich gewesen.

Sophia gebar Tolstoi dreizehn Kinder. Zehn von ihnen hat sie selbst gestillt. Sie leitete das Haus, sie führte die Gutsherrschaft.

Dabei war sie die enthusiastischste Dichtersgattin, die man sich denken kann. Sie weinte vor Freude, wenn sie die Werke ihres Gatten abschrieb. Sie hat zehnmal — zehnmal! — den dreibändigen Roman „Krieg und Frieden“ abgeschrieben, sie hat „Anna Karenina“ mit immer wiederkehrenden Aenderungen abgeschrieben, sie war ganz niedergeschlagen, wenn Tolstoi ein beendetes Werk kurzweg verwarf, sie rang mit ihm, wenn er monatelang an einer Arbeit kaute und dann den Stoff von sich stieß, ohne ihn gebändigt zu haben.

Sie unterrichtete die Kinder selbst.

Und sie hatte Zeit, abends mit Leo zusammen am Klavier zu sitzen und mit ihm vierhändig Mozart und Haydn zu spielen.

Anfang der Achtzigerjahre begann seine Schwermut. Er brauchte Zerknirschung, um produktiv zu werden! Von 1880 bis 1910, dreißig Jahre lang, lebte Tolstoi in Selbstvorwürfen, in Selbstanklagen, in Besserungsgelöbnissen, in Fluchtversuchen. Er ist seiner Frau dreimal entflohen. Zweimal kehrte er zurück. Das erste Mal war er in jener Nacht entflohen, in der Sophia ihr jüngstes Kind gebären sollte. Sie lag schon in Wehen oder vielmehr, sie wanderte schon in Wehen durch das

Haus. Tolstoi, wahrscheinlich auch von erotischen Selbstvorwürfen gequält, lief davon, er kehrte um drei Uhr nachts zurück. Aber er ging nicht in Sophias Zimmer, sondern legte sich in seinem Arbeitszimmer auf den Diwan. Oh, auch Urchristen können grausam sein und gegen ihren Nächsten wüten wie gegen sich selbst . . . Da stieg die Hochschwangere die Treppe zu ihrem Leo hinunter und reichte ihm die Hand. Er blieb mürrisch und antwortete keine Silbe.

Man sagte, es seien Weltanschauungsdifferenzen gewesen, die die Gatten trennten. Er verabscheute die livrierten Diener, die guten Mahlzeiten, den Profit aus seinen Büchern, er wollte arm und schlicht wie ein Bauer leben, er wollte nichts besitzen und wenig genießen. In ihm war ein Trieb zum Heiligen, er wollte wandern und predigen. Wie alle wahrhaft frommen Gemüter arbeitete er unbewußt, er bohrte und analysierte nicht allzu viel in sich; so nebenbei erzählt Sophia Andrejewna, daß damals, 1884, als Leo das erste Mal entfliehen wollte, er zwar von einer bäuerlichen Ansiedlung in Amerika träumte, aber eine russische Bäuerin sollte damals doch mitfliehen. Tolstoi selbst hat diese Bäuerin in seinen Beichten nie erwähnt. Dichter sind vergeßlicher als ihre Gattinnen.

Sophia Andrejewna wollte nicht urchristlich werden. Der Landsitz mit den zehn Kindern paßte zu ihr, sie war eine breite Herrin, bestimmt zu sorgen, zu bemuttern, zu verwalten. Zu ihrer Rechtfertigung schreibt sie: „Er wurde immer düsterer. Es war, als könnte sein innerer Blick nur noch das Böse und das Leiden bei den Menschen wahrnehmen und als wäre alle Freude, alles Schöne und Gute aus der Welt gewichen. Ich konnte mich mit meinen zehn Kindern nicht nach allen geistigen Richtungen drehen; bei ihm war es ein heißes, inbrünstiges Sehnen, bei mir wäre es stumpfe Nachahmung gewesen, die der Familie nichts als Schaden gebracht hätte."

Der Familie! Sie war die große Bruthenne, das war ihre Mission, dort lagen ihre zehn Gebote. Man stelle sich deshalb Sophia Andrejewna nicht als ungeistiges Wesen vor. Sie las mit innerer Freude Marc Aurel und Seneca, sie stürzte sich in ihrem Gram aufs Klavierspiel, das sie im Alter mit einem Lehrer zu verbessern wußte, sie übersetzte Leos philosophische Schriften ins Französische. Aber sie war eine seßhafte Natur und sie glaubte, ihr Widerstand sei dem einzigen Manne ihres Lebens nützlicher als ein ungefühltes Mitlaufen. Eines Tages rief Leo sie in sein Arbeitszimmer und bat sie, das ganze Vermögen, alle Autorrechte zu übernehmen. Warum? Tolstoi erwiderte: „Eigentum ist Sünde, ich will keines besitzen!" —

Sie brach in Tränen aus: „Mir aber willst Du die Sünde aufhalsen?“ Die Geschichte ist für beide gleich charakteristisch: Für den naiven Egoismus Tolstois sowohl als für Sophias breite mütterliche Natur. Nachdem die Tränen verweht waren, nahm sie die Sünde, wie die Kinder, den Gutshof und die Autorrechte, auf ihren breiten Buckel. Ja, sie sündigte gern, wenn es nur ihm nutzte. Tolstoi ist dreißig Jahre überzeugter Vegetarier gewesen, aber mindestens zwanzig Jahre lang hat Sophia Andrejewna, wie Mereschkowski erzählt, ihm sorgfältig gehacktes Fleisch in die Pflanzennahrung eingeschmuggelt. Wer will entscheiden, ob Tolstoi ohne diesen frommen Schwindel 82 Jahre alt geworden wäre? Sie hütete das Gut, das er verschenkte. Aber auf diesem Gut war die Welt für ihn geordnet. Hier konnte er aufs Feld gehen und bei der Ernte mithelfen, aber auch in seinem weiß getünchten Zimmer sitzen und diktieren. Hier konnte er Leute aus aller Welt empfangen, anhören, ihnen widersprechen und durch Widerspruch sich klar werden, hier konnte aber auch jedes fremde Gesicht wochenlang von ihm ferngehalten werden. Hier hatte er seine Tischlerwerkstatt und seine Bibliothek, hier hatte er das kleine Enkelkind, mit dem er abends Karten spielte, und gelegentlich sah er die Moskauer Gesellschaft, die er benötigte, um sie zu verachten. Hätte die Gräfin mit ihm auf die Pilgerschaft gehen sollen, mit ihrem Dreivierteldutzend Kindern? Sie hat es dreißig Jahre verstanden, Tolstoi auf seinem Grunde festzuhalten. Dabei ist sie allmählich etwas laut, etwas herrisch und ungeduldig geworden. Die Geschichte mit dem silbernen Löffel zeigt ihre Derbheit. Man weiß heute, daß Tolstoi nicht nur dreimal geflohen ist, sondern auch viele Male mit Selbstmord gedroht hat. Schließlich war gegenüber dem unfrohen, immer von Sündengefühl gepeinigten Greis dann und wann ein kräftiges Wort notwendig.

Sophia Andrejewna hat neunundvierzig Jahre an Tolstois Seite gelebt. Er ist kein dankbarer, er ist ein vergeßlicher Gatte gewesen. Sein Alter hatte seine Jugend vergessen, sein Greisentum sah nur als Sünde, was einst Freude gewesen. Der Moralist verleumdete sein Ehebett. Es muß für Sophia Andrejewna nicht leicht gewesen sein, die „Kreutzersonate“ abzuschreiben. Das Glück der ersten zwanzig Jahre — in Sophia war es verklärt, sie trug es als den großen Reichtum ihres Daseins bis in die letzte Stunde mit sich, Leo Tolstoi aber, ganz in sein christliches Greisentum vertieft, hat diese zwanzig fruchtbaren Jahre aus seinem Gedächtnis fast ausgelöscht. Indem er zu immer höherer Vervollkommnung strebte, wandelte sich ihm das Gestern immer wieder zur Sünde. Sophia

aber wußte ihr Sündenmaß heiter zu ertragen. Er strebte immer wieder nach Liebe, sie aber war, mit allen ihren Grobheiten, Härten und Launen, eine Liebende bis in die letzte Stunde. Sophia liebte Tolstoi, er aber liebte die Idee des Christentums. Liest man den Abschiedsbrief, den ihr der 82jährige Greis vor seiner Flucht schrieb, so erschrickt man über die theoretische Ethik, die persönliche Unbeirrtheit, offener gesagt: das ausgestorbene Gefühl des Briefschreibers. Dagegen halten man den Brief, den Sophia, drei Tage vor Tolstois Tod, dem Gatten geschickt hat, er ist die herzenswärmste Offenbarung einer weißhaarigen Liebenden:

„Deinen Brief habe ich erhalten, fürchte nicht, daß ich Dich augenblicklich suchen werde; ich bin so schwach, daß ich mich kaum bewegen kann, überdies habe ich auch gar nicht die Absicht, Gewalt anzuwenden; handle, wie es Dir am besten dünkt. Dieses fürchterliche Unglück ist mir eine solche Lehre, daß, wenn ich am Leben bleibe und Du wieder zu mir zurückkehrst, ich alles auf der Welt tun werde, um Dir das Dasein ganz nach Deinen Wünschen angenehm zu gestalten. Ich habe jedoch eine Ahnung, daß wir uns nicht mehr wiedersehen werden. Liowotschka, Geliebter, ich lege vor mir selbst volle und aufrichtige Rechenschaft über das hier Gesagte ab und werde mein Versprechen bestimmt halten. Gestern habe ich mich mit Tschertkoff ausgesöhnt, heute will ich meine Sünde des versuchten Selbstmordes beichten. durch den ich meine Leiden hatte abkürzen wollen. Ich weiß nicht, was ich Dir schreiben soll, ich nicht, was weiter sein wird. Deine Worte, daß Dir das Wiedersehen mit mir entsetzlich wäre, haben mich von dessen Unmöglichkeit überzeugt. Ach, wie liebevoll, dankbar und freudig hätte ich Dich begrüßt! Mein Geliebter, habe Mitleid mit mir wie auch mit den Kindern, und verkürze unsere Leiden.

Serjoscha ist abgereist, bei mir ist Andrjuscha und soeben ist Mischa angekommen.

Tanja ist so zermürbt, daß sie heute abzureisen gedenkt. Ljowotschka, erwecke Liebe in Dir, und Du wirst sehen, wieviel Liebe Du in mir finden wirst.

Ich kann nicht länger schreiben, ich bin allzu schwach geworden. Ich küsse Dich, mein teurer, alter Freund, der mich einst geliebt hat.

Von mir ist nichts weiter zu erwarten, etwas Neues bricht in mir an, ich fühle zu dieser Stunde eine solche Zärtlichkeit, einen so heißen Wunsch für Dein Glück und Wohlergehen im Herzen, daß die Zeit dem nichts mehr hinzuzufügen vermag Nun Gott mit Dir, hüte Deine Gesundheit.

Ssonja."

Zwei Tage, nachdem sie diesen Brief geschrieben, war Sophia Andrejewna in Astapowo, wo Tolstoi im Sterben lag. Sie wurde nicht in das Sterbezimmer gelassen. Als sie durch die Scheiben zu dem Bette des geliebten Kranken blicken wollte, da wurden die Fenster verhängt.

Ich bin durch die Ruinen von Pompeji gegangen, und die Trauer, zweitausend Jahre zu spät gekommen zu sein, erfüllt mich.

Die Reste der Tempel, Theater, Triumphpforten, die noch die einst romanische Welt bedecken, sprechen, da sie nichts als das öffentliche Leben spiegeln, nicht halb so zu Herzen, wie diese Straßen, in denen die tief eingeschnittenen Spuren der Gefährte — Ochsenkarren von Fisch- und Gemüsehändlern, Reisewagen der vornehmen Welt — an kaum verhalltes Gelärm gemahnen, diese Land- und Luxushäuser, in deren lichten Sälen kaum erst gespeist, in deren weiten Gemächern kaum erst geruht ward, diese antiken Restaurants, die mit den hohen Theken, den Marmortischen und Kühlgefäßen sich in nichts von unsern Bars unterscheiden. Pompeji ist nüchtern, unpathetisch, trivial, freundlich, vertraulich, rührend. Pompeji ist ganz privat. Hier bist du Mensch.

Die schmalen Straßen, steil gegen die Sonne gebaut, mit den Affichen der Politiker und Händler, die zu den Wahlen laden und zum Einkauf, mithin zu ihren Geschäften beide; die Kasernen, Weinlager, Proletariergassen, Vergnügungsstätten und Kapitalistenvillen: das alles ist das Gegenteil von heroisch. Die amüsanten Anekdoten fallen dir ein, die aus mondänen Badeorten Cicero nach Hause berichtete, die frechen kleinen Billets Catulls, die geistreichen, aus Lust an der Situation geschaffenen Persiflagen Petrons. Und urplötzlich steht von Rom und Römern ein Bild vor dir, grundverschieden von dem, das die offiziösen Geschichtsbücher dich lehrten. Was müssen das für Kerle gewesen sein! dachtest du ehrfurchtschauernd, als du von Caesars Taten, von Caligulas Untaten lasest, von Treue und Mut des römischen Volks, Tapferkeit und Edelsinn des Senats. Es waren genau solche Kerle wie wir: schwarze, braune, blonde, rotblonde; große, kleine, dicke, dünne; Gewohnheitssäufer, Rentner, Paranoiker, Weltenbummler, Schuhfetischisten, Habitués, Zuckerkranke, Polizeibeamte, Idealisten, Delikateßwarenhändler, Gesinnungsschieber, Bankdirektoren, Monomanen — kurz, ganz gewöhnliche Privatmenschen. Zwölf von ihnen bildeten, ganz wie bei uns, ein Dutzend und dreizehn einen Militärverein. Nur, daß sie nicht ganz so mieß waren wie wir, nicht ganz so amerikanisiert und zu Fabrikware geworden, sondern frischer, froher, genießerischer und im Genuß raffinierter. Schon wie sie Licht und Schatten, Kühle und Wärme in ihren Häusern verteilten, schon, daß sie, die spezifisch germanisch-gotische Erfindung der Treppen meidend, meist zu ebener Erde hausten, verrät, daß sie zu leben verstanden. Heute? Ach, sind wir zivilisiert!

Unser Leben ist klösterlich streng, in die Fesseln heuchlerischer Sitten geschlagen, eintönig und beschränkt gegen das Leben der Alten. Die Antike: das auf ewig verlorene Paradies. Im Anfang war das Licht. Die Welt lag im rosigsten Frühling. Die Menschheit: bei einem heitern Feste. Da kam Christus, blutig geschlagen und mit der Dornenkrone im Haar. Vor seinem Schreckbild flohn die Gäste. Die Tafel stürzte um. (Aber lest das bei Heine nach.) Dann kam die Sünde, die Moral, die Syphilis. Maria, die schmerzenreiche Jungfrau, siegte über Venus, Jesus über Apoll, und dieses Kampfes zweifelhafter Gewinn ist die Scham, die Mutter der Liebe. (Hier beginnt das süße Leid, die „amour", die ihren zärtlich melancholischsten Apostel in Stendhal fand.) Das qualmende, zuweilen feurige Menetekel des Vesuvs, einst der wilden heidnischen Lust Pompejis, jetzt dem tristen Nepp von Neapel brennend, vermag nicht Menschen zu schrecken, die nur denken lernen, um den Tod zu begreifen. Damals wälzten die Lavaströme, legte der Ascheregen sich auf warmes, blühendes Leben. Heute? Wenn die Begebenheit sich wiederholte, zöge die Menschheit, singend in Prozessionen, von ihren Priestern geführt, dem Verderben entgegen, ad majorem Dei glorian zu sterben, anstatt — o grausiger Irrtum! — zu leben ...

Die Katastrophe, der Pompeji und Herakulanum erlagen, soll kurz vor dem Déjeuner hereingebrochen sein. Das Museum bewahrt getreulich verkohlte Kuchen und Brote auf, Eßwaren aller Art. Daneben Gipsabgüsse von Leichen, grauenvoll exakte Plastiken, das Entsetzen im Angesicht, die Glieder gekrampft vor Schmerz. De Fiori vermöchte sie nicht veristischer zu bilden. Da ist die rasende, in ihrer Raserei erstarrte Plastik eines Hundes, den der Irrsinn um die eigne Achse drehte und der, überschlagend, sich in den Hintern biß. Ein meisterliches Kunstwerk Gottes. Da ist ein Mann, ein Weinhändler — sein best assortiertes Lager ist heute noch zu besichtigen —, nicht mehr jung, doch kräftig und groß: sein Mund birgt ein Tuch, das den giftigen Dämpfen wehren sollte — der heiße Wind preßte es fest auf seine Lippen —; seine Augen sind aufgerissen, weit. Unnennbar der Jammer, den sie gesehen, ehe sie ausgebrannt. Unnennbar die Not, die sie bedeuten ... Da ist ein Gladiator, ein Weib, ein Kind. Sie halten sich, angstvoll gekrümmt, Leib und Brust. (Denn die glühende Asche häufte sich, stieg in Sekunden vom Knie zum Nabel, vom Nabel zum Hals.)

Schade um diese Menschen!

Wo gibt es heute noch ihresgleichen?

Einer von ihnen ließ sich in seinem Hausflur, recht, daß jeder, der eintritt, es sieht, einen gigantischen Priap malen, auf einer Wagschale, die einen Batzen Gold in der andern Schale hoch aufwiegt. Wer hat heute noch solch urgesunde, naive Weltanschauung, und wer, wenn er sie hätte, wagte, wie der Pompejaner, sie öffentlich in seinem Hausflur auszuhängen? — An den Bordells prangte lachend die Inschrift „Hier wohnt das Glück". (Man stelle sich eine ehrbare Frau vor, bemerkt Stendhal im Sinne unsres sentimentalischen Zeitalters, die täglich, wenn sie die Straße betrat, diese Inschrift lesen mußte.) In den Bordells verrät an der Wand die Zahl der Kerben, wieviel der Kavalier schuldig blieb. Es wurde angeschrieben. In welchem Hause, ich bitt Sie, herrscht heute noch solch edle Gesinnung?!

G. DE LA FOUCHARDIERE (Paris)

BUCHKRITIKEN

Mein Verleger klingelt mich an:

„Hören Sie mal, Ihr Roman geht heute an die Sortimenter. Sie müssen herkommen, Ihren Pressedienst verrrichten . . ."

„Warum soll ich das machen?"

„Warum nicht?"

„Weil es blödsinnig langweilig ist. Weil es verlorene Zeit und Mühe ist . . . Sie opfern hundert Exemplare, das ist Ihre Sache. Aber wenn Sie glauben, daß ich vier Stunden opfern und aus miner Gehirnzwiebel mit dem Pfropfenzieher hundert Widmungen ziehen werde zu Ehren von hundert Fumisten, die . . ."

Ein Pressedienst sieht aber so aus:

Für einen Romanschriftsteller, der neu oder sehr ehrgeizig ist, ist die literarische Kritik ein Tribunal ohne Berufsmöglichkeit, das über die Verdienste eines Werkes entscheidet und das den Ruhm an jene verteilt, die seiner entweder durch den Wert ihres Talentes oder durch das Genie ihrer Intrigen würdig sind.

Der Autor begibt sich also am festgesetzten Tage des Erscheinens des Werkes zu seinem Verleger und setzt hundert Widmungen auf, lobend, manigfaltig, geistreich, extraplatt oder zu Kopfe steigend wie Weihrauchqualm für die hundert Biedermänner, die zu seinen Gunsten die Trompeten des Renommees an die Lippen setzen und die Käufer vor dem 7,50 M.-Laden zusammenrotten sollen.

Aber der Romancier, der halb arriviert oder halb unterrichtet ist, vereinfacht die Arbeit. Er schreibt seine Widmungen nicht eigenhändig. Er begnügt sich damit, auf einer

Kritikerliste durch einen Strich oder ein Kreuz mit dem Bleistift jene zu bezeichnen, die würdig sind einer „Respektvollen Ehrung seines Bewunderers“ und jene, die sich mit einem „Herzlichen Zeichen der Sympathie“ zufriedengeben müssen. Der Rest wird durch eine liebenswürdige Stenotypistin besorgt, die einmal ausnahmsweise die Arbeit an der Maschine gegen die Handschrift vertauscht.

Was aber den Autor betrifft, der ganz und gar arriviert ist, so schreibt er nicht bloß die Widmungen, sondern auch die Romane nicht selbst. Trotzdem hat er nicht den Mut, sich vom Pressedienst zu befreien. Aber man muß es machen.

Vor allem, weil es den Buchkritikern furchtbar lästig ist, immer wieder Scharteken zu bekommen. Wenn die Kritiker keine Scharteken erhielten, wäre ihr Metier erträglich. Aber die neuen Bücher fallen zu Dreißig in der Woche auf ihren Tisch. Nun, sie lesen nicht ein einziges, und das ist die einzige Manifestation ihrer Unparteilichkeit, zu der man sie beglückwünschen könnte . . . Aber sie sprechen über einige, weil sie besondere Gründe haben, dem Verleger angenehm zu sein, oder weil sie einen Autor los werden wollen, der ihnen zu eklig auf der Pelle sitzt.

Und das ist der Grund, warum alle Werke, von denen die Buchkritiker sprechen, Meisterwerke sind. Und das ist der Grund, warum im allgemeinen die Buchkritiker den Ruf haben, mehr blöde als gemein zu sein.

Was den Einfluß des Kritikers auf die Leser betrifft — Gott bewahre mich davor, zu behaupten, daß irgendjemand die Artikel der Kritik liest... Jede Kritik wird sorgfältig von den 99 anderen Monomanen gelesen, die dieselbe kuriose Profession ausüben, und außerdem von den 360 Autoren, die im Laufe des vorhergehenden Vierteljahres ihre Bücher eingesandt haben, und die, immer enttäuscht, hoffen, daß man eines Tages doch noch dadrinnen von ihnen sprechen wird.

Aber macht Euch keine weiteren Illusionen!

Noch nie hat ein parlamentarischer Kritiker, der von der Tribüne einen Gesetzentwurf kritisierte, das Votum eines Abgeordneten beeinflußt. Noch nie hat ein Kunstkritiker den Verkauf eines Bildes herbeigeführt. Noch nie hat ein Theaterkritiker einen zahlenden Besucher an die verfluchte Theaterkasse gezogen. Und vor allem, noch nie, noch nie hat ein Buchkritiker einen Buchliebhaber bewogen, aus seiner Tasche 7,50 M. zu ziehen und ein Buch zu kaufen.

Das ist eigentlich, wenn man es bedenkt, sehr gut.

Ein normal veranlagter Bürger, der alle von der Buchkritik gepriesenen Bücher läse, würde in der Blüte seiner Jahre ein Idiot werden.

Manchmal ist ein Mord nötig, damit ein Vorurteil verdampft.

Ich sehe einen Zettel vor mir, den nach dem Attentat auf den Ex-Kanzler Seipel die Wiener Hakenkreuzler in Umlauf gesetzt hatten und worauf unter dem Titel „Wer sind die Mörder?" die Namen einiger Schriftsteller und Journalisten knallschwarz aufgeschrieben standen. Der Zufall hatte meinen Namen mit dem Bettauers in einer Separat-Zeile vereinigt. Und ich erinnere mich noch, kurze Zeit danach dem Chefredakteur der „Arbeiter-Zeitung" (der sehr widerwillig unser Proskriptionsgenosse war) darüber gesagt zu haben: „Welche Bosheit! Man setzt einen auf die Liste und nimmt ihm zugleich die Ehre davon, indem man ihm die unerwünschteste Gesellschaft beigibt"!

Denn ich hatte für meinen Zettel-Nachbarn kein zu großes Faible.

*

Keiner unter den Wiener Literaten hatte es. (Auch nicht unter den ausländischen.) Sie waren gegen Bettauers Karnickel-Produktivität, gegen die fast als unverschämt empfundene Leichtflüssigkeit, mit der seine Schreibmaschine den Problemen obsiegte, gegen die Verflachung oppositioneller und rebellischer Erkenntnisse und gegen die ungeheure Volkstümlichkeit, die sich aus all dem für seine Person ergab. Selbst am Tag, da die Nachricht von seiner Ermordung in die Caféhäuser und Geschäftsbüros drang, konnte sich einer aus ihrer Sippe nicht des Ausspruchs enthalten:

„Das ist die tragische Schuld, wenn man die Leute in seine Sprache hereinläßt. Wer die Leute in seinen Stil hereinläßt, läßt sie auch in sein Zimmer herein — und dann schießen sie ihn tot!"

Es war das mildeste Urteil. Aber indem es der Sprecher abgab und sich sofort giftzüngig übertrumpft sah, kam ihm mit dem Ekel vor diesen Burschen die Erkenntnis, welche Lobpreisung des Ermordeten er da im Grund ausgesprochen; und welches Unrecht er ihm vordem getan.

Hatte denn die nasenrümpfende Geringschätzigkeit der Literaten, dieser Hermaphroditen aus Kunst und Bürgerlichkeit, die aus einer stockreaktionären Leiblichkeit ein fortgeschrittenes Hirn bedienen eine andere Ursache, als eben dieses In-die-Sprachtür-Hineinlassen? War hierdurch ihr Grals-Gefühl nicht mehr verletzt als ihre Erkenntniskraft? Mißachteten sie ihn, aus ihrem ganz unrevolutionären Wesen heraus, nicht weit eher wegen des Verrats am Inhalt als an

der Form, das heißt: von der Allgemeinzugänglichmachung und Preisgebung gewisser reservatester Wahrheiten aus, die sonst unverständlich und verdunkelt vom Schreibenden zum Schreibenden weitergehend Geheimgut des kleinen Intellektuellen-Zirkels bleiben und keineswegs vom Standpunkt ihrer sprachlichen und geistigen Diskreditiertheit?

Ja, das war ihres Hasses Grund, deshalb bespieen sie ihn noch nach seinem Tod in Essays und Artikeln! Nichts können die Intellektuellen weniger verzeihen, als zu sehen, daß jemand die Warheiten, die sie selbst neben dem Leben und außerhalb der Menge kultivieren, demagogisch unter die Leute bringt! Nichts vergibt der Literat weniger, als seine freieren Gedanken auf der Straße zu sehen. Er spiegelt sich dann vor, nicht die Hinaustragung dieser Gedanken sei es, was ihn erzürnt, sondern der Straßenschmutz in dem sie kollern — aber er lügt, er meint ja doch immer nur sich.

Und das ist dann der Punkt, wo der Halbgeschlechtler dem Nullgeschlechtler, der Literat dem Hakenkreuzler, der Snob dem Mob gefällig die Hand reicht.

*

Bettauer, der Wiener, war nach langem Aufenthalt drüben aus Amerika gekommen. Vielleicht war auch dies so etwas wie „tragische Schuld". Seine Popularität war ebenso enorm wie beklemmend; sie war Wienerisch, schuf und befruchtete Wienerisches, aber ihr Triebrad arbeitete zu leicht, zu hemmungslos, zu sachlich.

Er kam mit der Gabe der Eitelkeitslosigkeit heim, entgiftet vom Ehrgeiz nach Niveau; und hatte den Willen, die demokratischen, sozialen, sexualaufklärerischen Erkenntnisse des alten Erdteils in der Diktaphonsprache des neuen niederzuschreiben. Also: Unterhaltungsbelletristik mit negativem Vorzeichen; Anti-Courths-Mahler-Gesinnung in der Courths-Mahler-Sprache. Er selbst berühmte sich, so zu schreiben, wie seine Leser, könnten sie ihre Meinung in Worte fassen, es schrieben. Die Thematik war diesem Vorsatz angemessen: Dienstbotenschindung; die vernachlässigte Gattin; das verführte Bürofräulein; darf man Kinder abtreiben? Geld und Liebe, usw. Erleuchtete mit einer revolutionären Zwei-Groschen-Psychologie — die gleichwohl viel mehr wert war! — in die dumpfen Heim-Kümmerlichkeiten, sprach das Ungesprochenste aus, ermunterte den zermürbten Anspruch auf Duft und Sinnenglück, der in den armen Frauen und Mädchen nagt und setzte ihnen den Keim zur revolutionären Forderung nach Glück in die Brust, die viel tausendmal wichtiger ist als alle sozialistischen Forderungen nach Brot. (Sintemalen aber die beiden Wünsche unzertrennlich sind, so hätte sich Bettauer

bei den dogmatischen Nichtsriskierern immerhin ein Denkmal verdient.)

Die, solchem Zweck zu Liebe gegründete und nach ihm benannte, Zeitschrift fand reißenden Absatz; noch gellt der wehklagend-langgezogene Wiener Wochenruf nach, der — phonetische Vorahnung?) — wie eine Panik der Trivialität in's Gehör drang. Die Leute wallfahrteten in die Sprechstunden; der Fragekasten wurde zum Federball-Orakel; selten hatte Wien eine demagogischere Wirkung des Druckbuchstabens gesehen. Spötter sagten: „Das ist Psychoanalyse für Dienstmädchen" (Oh, um wieviel praktischer und gesünder als das gleichnamige, sich seelischer Klystiere bedienende Gesellschaftsspiel!) Objektivere meinten: „Er revolutioniert die Stenotypistinnen." Und diese Meinung hatte Recht. Die kleinen hübschen, lebensarmen Bubikopf-Wesen, die Manikeurinnen, Friseusinnen, Stenotypistinnen, sie hatten den Mann gefunden, der sie geradewegs vom unbefangenen Liebeswunsch, von ihrer Sehnsucht nach Wohlgeruch, Zärtlichkeit, Wärme aus revolutionierte. Möglich, daß sie der Anblick ihres Befreiers — trotz dem mächtigen Goethe-Kopf ein etwas schwammig-ausgeruhter Herr — etwas enttäuschte. Aber er war ihr Gott. Nein, mehr: Ihr Lueger.

Es gibt aber außer unzufriedenen Kleinbürgersfrauen, problematischen Bubiköpfen, glückshungrigen Schreiberinnen und tragischen Kindermädeln noch andere Wesen auf der Welt; Geschöpfe, die zu verstockt und verschämt sind, ihr Leid einem Geschlechtsführer anzuvertrauen und es lieber in Politikerhände legen; Jünglinge, denen wohlweislich gepredigt wurde, daß die Wahrheit der Liebe ein Höllenspuk und die wirkliche ideale Welt ein stahlschimmernder geharnischter wortgefügter Ueberbau über dem Verzicht ist. Sie gehen mit dem eingetrockneten Schweiß ihres Unglücks umher, gleich bösartigen Kindern, die aus dem Spielpark gewiesen wurden; dann und wann schwingen sie Stöcke oder Fahnen. Ihnen ist so oft der unaufgeklärte stumpfe Bubikopf unnahbar. Was sollten sie erst mit dem zum Glück gestachelten anspruchsvolleren tun, der alle Politik verlacht und nur Heiterkeit will? Und da kam noch einer, der sie mit seinem Schriftzeichen eine um die andere zum Fordern erzog und noch weiter wegführte! Undenkbar! — Der Schuß mußte fallen.

Der Literat aber schrieb, als die Meldung von diesem Mord kam, gerade am sechsten Band seiner chinesischen Liebesgleichnisse.

Begreift er heute, daß der Mut allein, der den erschossenen Bettauer von solchem Zeitvertreib abhielt, ihm die Ehre sichert, als Märtyrer dazustehen?

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, zweite Oktoberwoche

Ob die Kartellkomödie, die von der Regierung einige Wochen lang gespielt wurde, schon an ihrem Ende oder nur bei der großen Pause angelangt ist, geht aus den Ankündigungen der Conférenciers nicht hervor. Aber selbst wenn es nur die große Pause wäre, wüßte man doch, was man bei allen schlechten Veranstaltungen weiß: daß der Schlußakt nur noch faulerer Zauber sein wird als das Vorausgegangene. Man war bekanntlich gegen die Valutaklauseln einiger Textilverbände zu Felde gezogen, — also gegen die Klausel, die den Lieferanten das Recht gibt, statt des Reichsmarkbetrages jeder Rechnung ganz oder teilweise auch Dollar und Pfunde zu verlangen. Vor dem Gericht boten die Kartelle nun an, sich statt mit dem Gegenwert in ausländischer Währung auch mit dem Gegenwert in Gold zufrieden zu geben, also eine Reichsmark nicht mehr mit $^{10}/_{42}$ Dollar, sondern mit $^{1}/_{2790}$ kg Feingold zu definieren. Diese erschütternde Offerte — Gold ist offenbar ein deutscherer Gegenstand als Valuta, — beantwortete die Regierung mit der Erklärung, das schaffe eine völlig neue Lage, und sie bitte zunächst einmal um Vertagung der Verhandlung. Möglicherweise wird die Sache damit ihr Ende gefunden haben, — daß sie ein Unsinn im Hinblick auf den berühmten Preisabbau ist, dem sie doch erklärtermaßen dienen soll, ist an dieser Stelle ja schon nachgewiesen worden, — jeder lenkende muß sich selber sagen, daß eine valutarische Rückversicherung in Zeiten absoluter Währungsfestigkeit die Preise überhaupt nicht beeinflußt, in Zeiten irgendwelcher Unsicherheit aber eher verbilligend wirkt, weil nämlich eine valutarische Risikoprämie dadurch überflüssig wird. Man hat dann auch in den letzten Phasen der Diskussion tatsächlich gar nicht mehr von den Preisen gesprochen, man hat gar nicht mehr einen Effekt dieser Klauseln auf die Preise behauptet, sondern von den Preisen sich plötzlich zur Währung umgedreht und die These aufgestellt, die Ware selbst werde durch diese „Mißtrauenskundgebung" gefährdet. (So ungefähr, als ob eine gute Firma pleite ginge, wenn ich Auskunft darüber einziehe, ob sie gut ist!) Aber auch in dieser Hinsicht ist offenbar eine böse Ueberraschung eingetreten. Unsere Wollverarbeiter führen gegenwärtig für etwa ½ Milliarde Reichsmark jährlich Rohstoffe ein, unsere Baumwollverarbeiter gar für 1½ Milliarden. Nimmt man nun den Importeuren jede Deckung gegen Valutarisiko im Weiterverkauf — und es

handelt sich nicht nur um das Risiko aus der Mark, sondern auch um Schwankungen anderer Währungen, dem Dollar und dem Golde gegenüber, — so müssen sie sich als vorsichtige Kaufleute, wie das so üblich ist, unmittelbar durch Terminkauf der entsprechenden Devisen, also durch Terminverkauf von Reichsmark, schützen. Welch ganz andere Belastung für die deutsche Währung es aber wäre, wenn statt der Valutaklauseln, die nur „Fetzen Papier“ sind, plötzlich Hunderte von Millionen deutscher Reichsmark auf Termin an den Weltmärkten angeboten würden, — zumal angesichts der ohnehin schmalen Basis des Terminverkehrs in Mark — das braucht nicht näher dargestellt zu werden. Es wird übrigens berichtet, daß gerade Dr. Schacht, den die Regierung als Sachverständigen ausersehen hatte, vertraulich diese Zusammenhänge bestätigt und dem Reichswirtschaftsministerium dringend angeraten habe, im Interesse der deutschen Währung eine Attacke aufzugeben, die, nachdem sie für den Preisabbau nicht mehr in Anspruch genommen werden konnte, mit einem Male eben dieser Währung dienen sollte.

Ob Kartelle, um nun auf diese Institutionen selbst zu sprechen zu kommen, nützlich oder schädlich sind, ist schon unter Voraussetzung normaler Zeiten strittig. Die gesamtwirtschaftliche Bedeutung von Kartellen besteht im Grunde ja darin, daß sie die Verluste aus dem für das einzelne Unternehmen schwer übersehbaren Auf und Ab der Konjunkturen verringern und die Konjunkturschwankungen mildern sollen. Folglich wird man die Frage nach der Existenzberechtigung von Kartellen verschieden beantworten, je nachdem ob man die Wellenbewegung des Wirtschaftslebens als einen Ansporn oder als ein Uebel auffaßt, — als einen Ansporn zur Rationalisierung und als ein Mittel zur „Auslese der Tüchtigen“, oder als ein Gewitter, das die Kontinuität der ökonomischen Entwicklung in unerwünschter Weise immer wieder unterbricht. Heute aber kann niemand bestreiten, daß nach der schauderhaften Wirtschaftsversumpfung, die Krieg und Inflation mit sich gebracht haben, eine Neugruppierung der produktiven Kräfte unerläßlich ist, und daß die dazu erforderliche Ausscheidung überflüssiger und unrentabler Unternehmungen nur mit Hilfe einer umfassenden Reinigungskrise erzielt werden kann. Während man also in gewöhnlichen Friedenszeiten eine Milderung der periodischen Wirtschaftskrisen durch die Kartelle, bei entsprechender Einstellung zum Konjunkturproblem, nicht prinzipiell als unerwünscht bezeichnen konnte, kann heute, wo die Krise nach einstimmiger Meinung sich zunächst einmal, um eine vernünftige Wirtschaft überhaupt wieder möglich zu

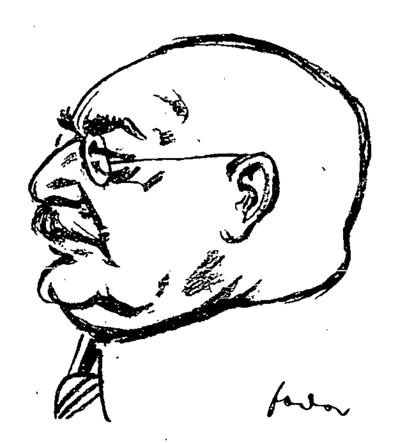
machen, gründlich auswirken muß, kein prinzipieller Zweifel darüber bestehen, daß die krisenhemmene Funktion der Kartelle die Leidenszeit der Auslese verhängnisvoll verlängert. Nicht zuletzt tragen die Kartelle, die die Verkaufspreise nach den Produktionskosten der schlechtest arbeitenden Betriebe festzusetzen bestrebt sind, die Schuld daran, daß erst jetzt, beinahe nach zwei Jahren, seit Stabilisierung des Geldwertes, die unvermeidliche Erschütterung ihren Höhepunkt erreicht, daß die schlummernde Krisis erst jetzt in das akute Stadium getreten ist. Bedeutende Werte sind durch diese Verschleppung der Krise verloren gegangen, und zwar nutz- und zwecklos verloren gegangen, denn auf die Dauer läßt sich natürlich doch nicht verhindern, daß die Dinge ihren naturgegebenen Lauf nehmen. In dieser Situation haben Kartelle, deren Zweck es ist, nicht mehr schwimmfähige Betriebe von außen her über Wasser zu halten, keine andere Wirkung als das schöne Institut des Finanzwechsels, mit dessen trügerischer Hilfe sich der Ertrinkende selbst noch eine Weile zu retten versucht. Aber ebenso wie der Finanzwechsel, der den Absterbeprozeß von der Einzelpersönlichkeit her eine Weile aufhielt, seine Kraft zusehends zu verlieren beginnt, so muß in der gegebenen Lage auch das Kartell, das den gleichen Effekt von der Kollektivität her erreicht, sich schließlich als untauglich erweisen. Im September erreichten die Konkurszahlen ihren höchsten Stand —: jede künstliche Ernährung erreicht irgendwann ihre Grenze, wir treten ins Endstadium der Säuberung ein.

In Konkurs gehen dürfen freilich nur kleine und mittlere Betriebe. Die ganz großen werden allemal gestützt, — und obwohl der Gedanke an diese Differenzierung immer verstimmt, kann man nicht einmal sagen, daß anders verfahren werden sollte. Es ist eine absolut logische Konsequenz des kapitalistischen Wirtschaftssystems, daß Großgebilde, nicht nur dank ihrer größeren produktiveren Bedeutung, sondern auch dank des verheerenden Einflusses, den ein forcierter Verkauf solcher Objekte auf den Markt ausüben müßte, — es ist eine logische Konsequenz, daß derartige Gebilde über Krisen einfach hinweggebracht werden müssen. Empfindlich aber muß man darauf reagieren, wenn die Lösung schließlich mit Staatsmitteln erfolgt, — wenn also Steuergelder, die kleinen Betrieben entzogen worden und an denen sie oftmals tatsächlich zugrundegegangen sind, dafür aufgewandt werden, um große vor dem Zugrundegehen zu bewahren. Das ist eine Praxis, die keinesfalls geduldet werden kann, — und es ist bedauerlich, daß die deutsche Oeffentlichkeit noch immer kein

Gefühl dafür zeigt, wie sehr in dieser Hinsicht jetzt bei uns gesündigt wird. Der Zwischenfall Rombach konnte noch von den beteiligten Banken geglättet werden. Aber bei Stumm und Giesches Erben geht's schon wieder nicht ohne Staatshilfe ab. Wie der Beistand des Staates bei Giesche frisiert werden soll, darüber zerbricht man sich zurzeit noch den Kopf. Beim Stumm-Konzern aber hat sich die Erfindungsgabe der Finanzminister bereits wieder bewährt. Einen Kredit oder eine offene Garantie wollte man nicht wagen —: die Empfindlichkeit von Steuerzahlern und Arbeiterschaft bedarf, dachte man sich, der Schonung, Ruhrsubventionen und Rentenbankgeschenke sind noch zu frisch in aller Erinnerung. Ueberdies hat man sich wahrscheinlich dadurch behindert gefühlt, daß ein Mitinhaber des lädierten Konzerns als maßgeblicher Staatssekretär im Auswärtigen Amt tätig ist, der Anschein einer Begünstigung also leicht entstehen konnte. Wie aber dennoch helfen? Man fand eine eigenartige Lösung. Der Fiskus bot dem Stumm-Konzern auf die Dauer von mehreren Jahren bindend an, einzelne wertvolle Besitztümer zu einem bestimmten (gegenwärtig noch der Festsetzung harrenden) Kaufpreis zu übernehmen — eine ganz und gar einseitige Verbindlichkeit des Staates, auf Verlangen zu kaufen und zu zahlen. Das ist selbstverständlich nichts anderes als eine Garantie, — denn wenn die Banken jetzt ihrerseits Geld vorschießen, es auf anderem Wege aber schließlich nicht zurückbekommen können, so wird einfach der Staat aufgefordert, sein bindendes Angebot auszuüben, und aus dem Erlös kann man sich schadlos halten. Der Staat seinerseits aber wird — ebenso wie es mit der Ruhrentschädigung geschah, — dann gegen alle Fragen dadurch gesichert sein, daß er die Rechtsverbindlichkeit nachweist; und darüber wird die Kleinigkeit selbstverständlich vergessen werden, ob denn die Uebernahme einer solchen Verpflichtung selbst rechtens war. Nun gut, wir sehen die Schwierigkeit der Lage ein. (Sie ist übrigens viel schwieriger, als in den offiziellen Communiqués mitgeteilt wurde: es handelt sich um 25 Millionen Altkredit, für die „stillgehalten" werden muß, und um weitere 25 Millionen, die als Neukredit notwendig sind, — Summen also, die gewiß auch für diesen Konzern bedeutend sind.) Aber das Prinzip, daß die öffentliche Hand mit Privatbetrieben, die in guten Zeiten ja durchaus keine Neigung zeigen, ihr Patenschaften einzuräumen, — das Prinzip, daß die öffentliche Hand mit Privatbetrieben auch in schlechten Zeiten nichts zu tun haben sollte, muß aufrecht erhalten werden, — schon um der Präzedenz willen, die jeder notleidende Betrieb künftighin für sich geltend machen kann, und außerdem deshalb, weil diese Praxis zu großen Schwierigkeiten führen kann,

wenn sich mit zunehmender Reparationsbelastung und abnehmendem Steuerertrag im kritischen Augenblick plötzlich zeigen sollte, daß gar nicht die Summen vorhanden sind, für die man sich in goldenen Zeiten überfüllter Kassen stark machen zu können glaubte.

Man müßte inmitten all dieser Schwierigkeiten trübsinnig werden, gäbe es nicht doch immer wieder auch ein Ereignis, das als Beweis dafür gelten kann, daß die deutsche Wirtschaft trotz allem noch nicht am Ende ist. Jede Krisis



Prof. Dr. Duisberg
Aufsichtsratsvorsitzender der Farbenindustrie

trägt den Keim des Aufstiegs in sich, und wenn auch keine Kanonen und Panzerplatten mehr Ertrag abwerfen, so sind doch andere Kräfte großgeworden, die sich mit allem messen können, was war und ist. In der Chemischen Industrie die in den letzten Jahren einen ununterbrochenen Aufschwung genommen hat, steht die große Interessengemeinschaft gerade eben im Begriff, unter Führung der Badischen Anilin- und Sodafabrik die Vollfusion vorzunehmen. Ein Riesenunternehmen mit annähernd 650 Millionen Mark Kapital und 100 Millionen Reserven ist im Entstehen, und man braucht gerade diesem Wirtschaftszweig gegenüber das oft miß-

brauchte Wort nicht zu scheuen, daß er in der Welt nicht seinesgleichen hat. Die chemische Industrie ist Deutschlands Ford, — weniger populär, komplizierter und darum weniger eindrucksvoll, aber kaum weniger schnell gewachsen, viel ungeheuerlicher noch in den Massen und tatsächlich bei weitem konkurrenzoser in der Welt. „Vereinfachung, Verbesserung und Verbilligung durch zweckmäßigere Ausgestaltung der Betriebs- und Verkaufsorganisationen“, so lautet das Motto, unter dem die Geburt der neuen Einheits-Firma angezeigt wurde, in der Badische Anilin, Höchster Farbwerke, Bayer, Anilin A. G., Griesheim Elektron, Weiler ter Meer, Casella und Kalle zusammengefaßt sein werden. Kein Zweifel, daß das industrielle Programm, das viele Monate lang immer wieder beraten wurde, enorme Vorteile gegenüber dem bisherigen Zustand verheißt, man wäre andernfalls schon über die riesige Belastung durch die Fusionssteuer, die sich auf eine hohe zweistellige Millionenzahl beläuft und die lange Zeit ein entscheidendes Hindernis bildete, kaum hinweggekommen. Auch die Personenfrage, die nicht nur eine Finanzfrage, sondern eine Frage des Unabhängigkeitsbedürfnisses, des Prestiges, ja, sogar der Eitelkeit ist, hätte sich schwerlich überwinden lassen, wenn die sachlichen Chancen nicht übergroß gewesen wären. Selbst so ist das Personalproblem nur in einer etwas spaßhafter Weise zu lösen gewesen, und es gibt bald so viel Titel wie in einem Königreich: es gibt —, in Personalunion, einen „Aufsichtsratsvorsitzenden“ und einen „Verwaltungsratsvorsitzenden“, einen „Vorsitzenden des Vorstands“ und „Vorstandsmitglieder“, ein Gremium der „Vorsitzenden der früheren Vorstände“ und in Hülle und Fülle „stellvertretende Vorsitzende“, — dazu Bataillone von Direktoren und stellvertretenden Direktoren. Auf diesem Gebiet also ist es mit der Vereinfachung noch nicht weit her. Aber in der Praxis wird die Sache wohl darauf hinauslaufen, daß ein Teil all diser Posten reine Sinekuren werden, die man verdienten Pionieren auch wohl gönnen kann. Und der Rest wird, nach den detaillierten Plänen, nur auf jeweils scharf abgegrenzten Spezialgebieten sich betätigen, sodaß ein Gegen- und Durcheinanderarbeiten wahrscheinlich ziemlich vermieden werden kann. Deutschland hat Anlaß, Glück dazu zu wünschen. Dies ist das Glanzstück unsrer Industrie, — man hat politisch manches von den Herren erlebt, was keine Begeisterung erwecken konnte, aber technisch und geschäftlich sucht es seinesgleichen!

GLOSSEN

BÖSS UND LEDERER

Der Oberbürgermeister Böss hat auch das mit Wilhelm II. gemein, daß er glaubt für Berlin und uns Berliner was getan zu haben, wenn er jeden noch unbenutzten Fleck ausstaffieren läßt mit Produktionen der Bildhauerbranche.

Vor wenigen Tagen erst wurde uns durch die Zeitungen kundgetan, daß zu besagtem Zweck wieder eine ganze Bronzekollektion von der Stadt aufgekauft worden sei. Für den Marktplatz in Pankow einen nackten Mann, der mit seinem Blasinstrument einem auf seiner großen Zehe aufmontierten Vögelchen die Flötentöne beibringt. Für Tempelhof auch was Herziges: einen Fuchs, der die Gans gestohlen hat — — usw.

Was aber nur das Kleinzeug ist für die entfernteren Vororte; für Berlin selbst und für den besseren Westen denkt man an weit Großartigeres: an Lederer.

Böss scheint in Lederer seinen Begas gefunden zu haben. Lederer ist in Kunstangelegenheiten sein Berater. Was dieser Bildhauer als Kunstberater und Kunstsachverständiger ist und anzurichten imstande ist, das hat eben erst jenes „Gutachten" über die Kolbesche Ebertbüste gezeigt, das ja mehr eine Angelegenheit für den Psychiater als für den Kunstberater gewesen ist. Wenn Lederer selbst sich für den Michelangelo des 20. Jahrhunderts hält, so hat er wenigstens einen gefunden, ders ihm nachglaubt: den Oberbürgermeister von Berlin. Der scheint sich vorgesetzt zu haben, hier einen Miniatur-Leo X. zu machen. Schon hat er — außer dem, was von Lederer am Schöneberger Rathaus, vor der Universitätsaula und hinter der Universität steht — zwei große Figuren: den Bogenspanner am Lietzensee, den Ringkämpfer vor dem Stadion aufstellen lassen. In einer Kunstzeitschrift hat man das „kraftmeierische Ueberplastik" genannt. Nicht genug damit. Wie man hört, will die Stadt Berlin, die scheinbar nicht hinweiß mit ihren Geldern, noch drei weitere Plastiken von Lederer ankaufen und aufstellen. Und auch damit noch nicht genug, es besteht — wie neulich auch von der „Kunstchronik" bestätigt werden konnte — die Absicht, die Linden von Lederer „ausschmücken" zu lassen. Für die „Europa auf dem Stier" soll bereits eine der edelsten Platzanlagen Deutschlands: der Pariser Platz vorgesehen sein. Daß es dazu ernstlich kommen dürfte, ist wohl kaum zu befürchten. Den Pariser Platz und die Linden verschandeln, dürfte sogar dem unentwegten Selbstherrscher der Stadt Berlin nicht gelingen.

Wenn die Firma Krupp für die „Ehrenhalle" ihres Verwaltungsgebäudes Plastiken von Lederer beziehen zu müssen glaubt, wenn der Leiter des Anilinkonzerns seine künstlerischen Aufträge Lederer zuwendet, so kann man das zur Kenntnis nehmen mit dem Bedauern, daß dafür nicht andere Kräfte herangezogen wurden; im übrigen aber geht das niemanden was an. Wenn aber der Oberbürgermeister von Berlin, lustwandelnd in den Fußstapfen Wilhelms II., an der Bildhauerei Lederers einen Narren gefressen hat — wozu es anders ausdrücken, wenn es doch nun einmal so ist —, so muß man ihn schon darüber aufklären, daß das, was er vergöttert, nur Simili-Michelangelo ist. Lederer hat mit einem Jugendwerk: dem Hamburger Bismarck einen sensationellen Erfolg gehabt. Nicht weil der eine große bild-

hauerische Leistung gewesen wäre, sondern doch nur, weil in der wilhelminischen Epoche der Siegesallee und des Kriegerdenkmalkitschs da der Versuch gemacht worden war, ein Denkmal architektonisch zusammenzufassen. Der Versuch! Wenn man heute den Hamburger Bismarck wieder sieht — ich hatte vor ein paar Monaten Gelegenheit, daran vorbeizuspazieren —, dann wirkt er, wie eine versteinerte Jugendstilarabeske. Und was nachher kam: der Fechterbrunnen in Breslau, der Kaiser Friedrich in Aachen — um nur das Beste zu nennen — war Preisgeben aller Ansätze, die in dem Hamburger Bismarckdenkmal trotz allem doch steckten, war selbstgenügsames Einmünden in akademische, sagen wir: in bessere akademische Tradition. Lederers Porträtbüsten sind photographisch, nicht plastisch. Was er auf der letzten Akademieausstellung zeigte, war etwas anderes noch: senil. Gewiß, Lederer ist ein Könner; aber er ist ein ungeistiger, ein unschöpferischer Künstler. Will sagen: er ist im eigentlichen Sinne überhaupt nicht Künstler. Darin ist ihm sogar Begas überlegen, mit dem er sonst mancherlei Aehnlichkeit hat. Auch Begas war Könner, auch er fing mit erstaunlichen Talentproben an, auch er wurde gewandter Akademiker. Nur daß bei ihm alles einen gewissen Schwung und Schmiß hatte, während bei Lederer alles auf glatte Plakatfläche stilisiert ist. Der eine Begas war, meine ich, für Berlin schon mehr als genug, den zweiten könnte man uns wenigstens ersparen.

Paul Weſtheim

GEDANKEN

Wenn man jung ist, hat man vielerlei Sehnsucht. Wenn man alt ist nur eine: Die Sehnsucht nach einer Sehnsucht.

Der beste Weg, sich vor den Menschen zu verbergen, ist: sich zu zeigen, wie man ist. Es glaubt einem keiner, daß man so ist, wie man sich zeigt.

*

Untreue ist nichts. Es kommt nur darauf an, um wen man jemand untreu wird.

*

Pantheismus ist auch Demokratie. Demokratie in dem Verhältnis von Mensch zur Natur.

*

Das Leben rauft die Blumen aus unsrer Seele und macht nützliches Heu daraus: Die Erfahrung. —

Felicitas Böhm

GEBATIKTE ÄPFEL

Es war einmal ein Apfel. Mit dem meinte es das Apfelschicksal überaus gut; er erblickte an einem Edel-Obstbaum in Gestalt einer schneeflockenzarten Blüte das Licht der Welt, wuchs und reifte heran, und hing, als der Herbst die letzte Süße in sein volles Fleisch preßte, schwer und rot und köstlich gerundet an seinem Ast.

Behutsam wurde er gebrochen und mit anderen seinesgleichen nach Berlin geschickt. Wer immer auch den schönen, roten Apfel sah, konnte nicht anders und mußte entzückt: Ah! ausrufen. So wundervoll hatte ihm die Natur die Wangen bemalt.

Ein Einfältiger, der von der Malkunst abgründig viel verstand, sagte begeistert: „Den Apfel hat rein der liebe Gott selbst bemalt."

Doch auch die Mitäpfel waren erlesene Früchte, und es tat überaus wohl, soviel fleckenlose Schönheit, soviel unübertreffliche Farbenfreude beisammen zu sehen.

In Berlin aber! In Berlin, da meinten sie: rot ist rot, und gelb ist gelb. Na, wenn schon! Ein Apfel ist kein Handbuch der Farbenlehre; wenn er wirken soll, muß er zu-

nächst mal stilisiert werden. Und sie stilisierten den Edelapfel und seine Genossen. Sie batikten ihn. Legten allerlei Zeichnungen auf die schön geschwellte Rundung und preßten diese Motive dank einem impertinenten Verfahren auf den purpurroten Grund.

Jetzt hatten die Edeläpfel keine frischen Wangen mehr, das holde Spiel der Farben war überkleckst; aber man sah Ruinen und Schlösser und Hirschjagden und ansichtskartendreiste Flußlandschaften in einem faden Schwefelgelb auf die lustig dicken Apfelbäuche hingeätzt

Der Apfel war gebatikt.

Viele Menschen staunen in diesen herbstlichen Tagen, da die Luft nach reifen Früchten schmeckt, in den Schaufenstern der Berliner Delikateßgeschäfte die Apfelbatik an.

Sehr feine Leute werden die bemalten Edelfrüchte für sehr hohe Preise kaufen. Zuhause dann, beim Dessert, wird der Ehrengast in den Loreleyfelsen beißen und die Jungfrau droben, die sich ihr Haar mit goldenem Kamme kämmt, schmatzend verschlingen; die Dame des Hauses wird bescheiden das Fresko einer Hirschjagd von der Apfelwand schälen, und für die am unteren Tischende wird die romantische Landchaft übrig bleiben.

Alle werden die reizvolle Ueberraschung loben, und keiner wird daran denken, daß ein dummer Pinsel die Malerei Gottes überstrichen hatte.

Man soll weiter Torten backen, auf denen das Bitterechtfreundlich-Porträt Papas in Zuckerguß prangt: meinetwegen auch der Steckbrief des lieben, längst entschwundenen Inflationsonkels; man soll Fische auftragen, denen eine aus Teig gebackene Angel zum Maul herausragt; es ist auch nichts dagegen einzuwenden, daß man geschmorte Schmöcke, mit gebatikten Motiven verziert, serviert.

Aber, was so auf den Tisch kommt, wie es in der Natur wächst, roh und unverarbeitet, das soll unberührt bleiben von krampfhaft findigen Regisseuren. Dem Apfel seine Schönheit nehmen, ist dasselbe, wie ihm den Saft auspressen. Wegen seines Saftes und seiner Schönheit wird er begehrt und gegessen.

Gebatikte Aepfel. Das ist mehr als Spiel und Laune. Das ist die Sucht nach dem Verkrampften. Und also auch ein Symptom.

Dagegen hilft nur eines: der herzhaftfeste Biß in einen unverdorbenen, kernigen, roten Apfel.

Max Prels

STIMMEN DER ZEIT

Amerikanischer Imperialismus von Raymond Leslie Buell (The Yale Review New-York. Der moralische Einfluß Amerikas auf Europa ist im Schwinden begriffen. Man kann sagen, daß die Vereinigten Staaten sogar ohne Freunde dastehen. Frankreich und China wurden durch die Washinton-Konferenz entfremdet. Die Einwanderungsbill entfremdete Japan, die Schuldenpolitik Frankreich, Belgien, Italien und besonders England. Das Verhalten auf der Opiumkonferenz verstimmte wieder England. Die Habsucht nach dem Alleinbesitz aller Oelquellen der Welt (70% sind schon in amerikanischen Händen) ist nicht dazu angetan, den Altruismus Amerikas berühmt zu machen. Das große Trara am Mobilisierungstage (Manöver), die kriegerischen Ansprachen von Jingo-Seeoffizieren

haben den Glauben an die Friedensmission Amerikas nicht befestigt. Amerika pocht noch immer auf seine „Unabhängigkeit“ und seine „souveränen‘ Rechte, während 55 Nationen der Welt im Völkerbund ein Kompromiß der Unabhängigkeiten geschlossen haben. Während Amerika durch Schiedsverträge sich „freiwillig“ dem Schiedsspruch unterwirft, haben die anderen den Schiedsspruch als obligatorisch anerkannt. Dabei unterwirft sich Amerika keinem Schiedsgericht, wenn es sich um „vitale Interessen, Unabhängigkeit oder Ehre“ handelt. Zwischen diesen zwei Systemen des Schiedsgerichtes muß es unbedingt einmal zu einem Konflikte kommen. Die Monroedoctrin bedeutet für die Vereinigten Staaten nichts anderes, als in allen panamerikanischen Angelegenheiten nach eigenem Ermessen den Schiedsrichter zu spielen. Dagegen sehen die anderen amerikanischen Staaten darin vor allem eine Schutzwehr gegen die Expansion der U.S.A. So kommt es, daß sie alle schnell und bereitwillig dem Völkerbunde beitreten, weil sie von ihm Schutz gegen nordamerikanische Willkür erwarten. Der Völkerbund ist jetzt noch zu jung, um eingreifen zu können. Wie wird sich aber die Zukunft gestalten?

*

R u ß l a n d o h n e V o r u r t e i l von Sir M a r t i n C o n w a y. (The atlantic monthly, Boston.) Der Verfasser war von der Sowjetregierung eingeladen worden, Bericht zu erstatten über den Zustand der russischen Kunstwerke. Er fand fast alles, selbst den Zarenpalast und die Poläste der Jusupoffs, Schuwalows, Strogonows usw. vollständig unversehrt; nichts hatte die russische Revolution vernichtet. Nur die Schatzkammer des Moskauer Metropoliten war vom Mob geplündert worden, aber ein großer Teil der Kunstschätze wurde noch rechtzeitig durch die Intervention bolschewistischen Militärs gerettet. Auf seiner Reise nach Rußland überraschte Sir Conway am meisten die Unwissenheit über dieses Land, die er überall antraf. Nirgendswo aber war sie so abgrundtief wie in Berlin. Hier wußten nicht einmal die Reisebüros, wann Züge nach Moskau gehen. Erst in Warschau erhielt er einige rudimentäre Auskünfte. Aber sie waren meistens falsch. Bevor ich später Rußland verließ, kam ich zu dem festen Vorsatz, nichts, aber gar nichts zu glauben, was man darüber jenseits der Grenzen spricht und alle Angaben der Freunde und Feinde der Sowjetregierung für verdächtig zu halten.“

*

N a t i o n a l i t ä t u n d F o r s c h u n g von Dr. J. B. S. H a l d a n e. (The Bermondsey Book). Wie überall so stößt man auch bei dieser Frage zuerst auf das Judenproblem. Soll man Einstein einen jüdischen oder deutschen Forscher nennen? Obzwar die Juden für die übelsten Tatsachen der Zivilisation verantwortlich sind, nämlich für die Beherrschung der Industrie durch die Finanziers, die mehr am Profit

als am Werke interessiert sind, haben sie doch auf anderen Gebieten eine eigenartige Hingabe an den reinen Gedanken gezeigt. In den letzten vierzig Jahren war die „deutsche“ Wisenschaft in weitem Maße jüdisch, trotz der ungünstigen Verhältnisse, unter denen die Juden arbeiten mußten. So war Ehrlichs Mitentdecker des „606“ ein Japaner, weil wenig Deutsche mit ihm arbeiten wollten. Mendeljew und Metschnikoff, die größten russischen Forscher des letzten Jahrhunderts waren beide mütterlicherseits Juden. Bis jetzt war der jüdische Einschlag in der Forschung vor allem in Deutschland und Oesterreich bemerkbar, aber jetzt beginnt er sich auch ernstlich in England, Amerika, Frankreich, ja selbst in Japan zu zeigen. Indien ist nun auch auf den Plan getreten, und zwar sensationell. Srinavoso Ramanujan, ein Kassenbeamter in Madras, ohne mathematische Vorbildung, schickte nach Cambridge Proben einer neuen algebraischen Theorie. Hätte er ein Jahrhundert früher gelebt, als diese Theorien noch großartige unentdeckte Ergebnisse geben konnten, wäre er der größte Mathematiker der Welt geworden. Die Vereinigten Staaten produzieren eine kolossale Menge wissenschaftlicher Arbeiten von ungleichem Werte. Im allgemeinen sind es aber von England, Deutschland und Frankreich übernommene Theorien, die eben in großartigem Maßstabe in herrlichen Laboratorien ausgearbeitet werden.

ANEKDOTE

Eheleute

Chamfort, der erfahrenste Menschenkenner seiner Zeit, war zu einem Mittagessen geladen. An der Tafel ihm gegenüber saß ein Herr, der mit seiner Nachbarin kein Wort wechselte. Er blieb vollkommen stumm und beugte sich nicht ein einziges Mal zu seiner Nachbarin.

„Offenbar kennt er sie nicht“, sagte Chamforts Nachbar, dem das Seelenspiel dieser Stummheit aufgefallen war.

„Sie irren“, erwiderte mit seinem bittersten Lächeln Chamfort, „das kann nur seine Gattin sein“.

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 40)

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22 — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6 — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25, vierteljährlich Reichsmark 6,50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Oktoberwoche.

Was weiß der arme deutsche Zeitungsleser von den Dingen, die in Locarno vorgehen? Den Krimskrams der nebensächlichen Dinge, die Dampferfahrten mit Frau Chamberlain, die Photographien der Tippdamen, die im Achtuhrabendblatt nicht länger verheimlicht werden konnten. Das deutsche Volk ist auf das angewiesen, was eine hochwohlweise Regierung ihm anzuvertrauen beliebt. Dies ist herzlich wenig. Man sah am Montag, wie diese Information erfolgt. Der „Montag Morgen" hatte aus Locarno gemeldet, ein Mitglied der deutschen Delegation reise nach Berlin, um Hindenburg, Brauns, Schiele und alle regierenden Deutschnationalen zu informieren. Am selben Tage wird die ganze Berliner Presse im anmaßenden Aufseherton verständigt, daß die Nachricht „vollkommen unzutreffend" sei, von einer Reise nach Berlin sei in unterrichteten Kreisen nichts bekannt. Aber noch am Abend desselben Tages meldet das Wolffbüro, daß Staatssekretär Kempner die Reise nach Berlin angetreten habe! So unterrichtet sind die Unterrichteten oder so unterrichten sie! . . . . Das dumme Spiel, heut' Einigung, morgen Krise geht nun Tag für Tag durch die Zeitungen. Wer will sagen, wie viel Stresemann von deutschen Rechten preisgegeben hat, wer kann sagen, in wie hohen Preis der Preisabbauer Luther auch diesmal gewilligt hat! Wie im Kriege muß sich der Deutsche mit Gottvertrauen ausstatten, Hindenburg wird's schon schaffen, sagte der Deutsche jahrelang. Nun solls Stresemann, der Knieweiche, und Luther, der Elastische, schaffen. Beide haben offenbar das Durchmarschrecht zugestanden und damit die Brücke nach Rußland geschaffen — freilich nicht die Brücke für uns, sondern für England, das mit diesem Rechte, Soldaten durch Deutschland zu führen, in Sowjetrußland wirken will und wird. Wir haben, wie es scheint, in unserer Stresemannmännlichkeit auch einen Ostpakt zur Beruhigung der Polen zugestanden, mit einem Wort: Wir haben zu allem, was die Engländer gewünscht, Ja und Amen gesagt und haben nur am Schlusse bescheiden unsere Milchmädchenrechnung präsentiert. Da aber zerfloß sofort die

Einigkeit und die Krise war da. Daß wir uns — theoretisch — zum Vorkampffeld gegen Rußland machen lassen, darüber waren wir im Sonnenschein der Dampferfahrt schnell einig. Mild gestimmt, wie wir am sonnigen Ufer waren, haben wir auch den Ostpakt halb oder ganz geschluckt, nur am Schlusse streckten Luther und Stresemann die Patschhändchen vor und verlangten ihr kleines Trinkgeld, Räumung Kölns, Erleichterung im Saarland, Besatzungsmilderung. Da aber wurde Chamberlain ernstlich böse und Briand grollte. Und Stresemann lehnte sich erschrocken an Luther und beide sandten einen Boten zu Hindenburg: Der Mann mit den stärksten Nerven soll selbst entscheiden. Ja, wenn die starken Nerven genügten. . . .

Bei einigen schönen Gelegenheiten zu dekorativer Repräsentierung hätten viele Deutsche sich die Anwesenheit Hindenburgs gewünscht oder, weil das doch vielleicht ein bißchen zu viel wäre, hatten sie sich wenigstens die Anwesenheit des Reichspräsidenten hinzudenken können. Der Empfang Luigi Pirandellos in Berlin — warum hätte das Oberhaupt der deutschen Republik bei dem Empfang des Italieners nicht anwesend sein können? Es wäre auch kein Unglück gewesen, wenn gerade jetzt der Reichspräsident bei den verschiedenen Rummeln zu Ehren der hier erschienenen Franzosen einmal aufgetaucht wäre. Warum z. B. hätte man dem artigen Me de Monzie, dem französischen Unterrichtsminister nicht mit dieser wenig kostspieligen Höflichkeit begegnen sollen? Wenn es nicht geschah, so braucht man nicht etwa eine Abneigung gegen Ausländer anzunehmen, eher eine offene, ehrliche Unfähigkeit mit Künstlern, Dichtern, Wissenschaftlern umzugehen. Hat man fünfzig Jahre seines Lebens bloß mit Offizieren verkehrt, dann fällt der Umgang mit Zivilisten überhaupt nicht leicht, aber ganz besonders mit Dichtern und Aesthetikern weiß ein greiser eingefleischter Offizier nichts anzufangen. Daß Herr von Hindenburg zu redlich ist, um sich Interessen aufschminken zu lassen, die er nie gehabt hat, ehrt ihn. Aber wir weniger amusischen Menschen, wir haben dafür wieder das Recht, ebenso aufrichtig zu bedauern, daß an der Spitze des Reichs ein so durch und durch militärischer Kopf steht, daß man sich den Reichspräsidenten im Gespräch mit Pirandello gar nicht vorstellen kann. Es ist ja auch ganz charakteristisch, daß Herr von Hindenburg, so viel man ersehen hat, bis zum heutigen Tage keines der Staatstheater, weder Oper noch

Schauspiel, besucht hat. Er hätte ja nicht gleich zu Bronnen, Barlach oder Strawinski gehen müssen, aber es hat das Staatsoberhaupt bisher auch nicht sehr gelüstet, einen neuinszenierten Klassiker anzuhören. Das hat gewiß auch sein Gutes. So unterbleibt erstens jeder leiseste Wunsch der Einmischung und so kommt, zweitens, der greise Reichspräsident allabendlich um neun Uhr ins Bett. Das Deutschland, das Hindenburg mit höchster Ehrlichkeit repräsentiert, braucht keine Kunst, nicht einmal Kunstheuchelei.

Am vergangenen Sonntag hat in Berlin eine Führer-Tagung des Reichsbanners Schwarzrotgold stattgefunden. Die republikanischen Führer hatten es bis vor kurzem gut, man hatte keine Lust, an ihnen herumzukritisieren, während die Fehmemörder sie, unter dem Schutz einer gleichfalls verfehmten Justiz, umschwirrten. Aber nun sind stillere Tage gekommen. Der politische Mord ist kein ganz strafloses Vergnügen mehr. In dieser stilleren Zeit darf man es wagen, auch die Verteidiger der deutschen Republik ein bißchen genauer anzusehen. Das Verdienst der drei Millionen Bannerleute ist unbestreitbar. Seien wir froh, daß das Reichsbanner erstand! Dennoch hat nicht ganz ohne Grund ein Führer auf der Konferenz von einer Reichsbannerkrisis geredet. Eine Volksbewegung kann nicht von Aeußerlichkeiten leben. Windjacken, Aufmärsche, Versammlungsschutz, dies alles ist nützlich und schön. Aber es ist zu wenig. Dieses Sehnen nach einem mit Respekt zu sagen, geistigen Inhalt der Bewegung sprach aus den Reden aller Delegierten. Nur einer fühlte sich ziemlich zufrieden, erfreute durch seine breite Behaglichkeit und hatte von der ungewöhnlichen Plattheit seines eigenen Denkens nicht die leiseste Ahnung: Herr Hörsing. Es kann nicht länger verheimlicht werden, denn es wäre der allerschwerste Schaden für die jungrepublikanische Bewegung, daß der Herr Oberpräsident Hörsing zwar ein braver Mann, ein fleißiger Mann, ein charaktervoller Mann ist, aber ein Kopf von so beschämender Plattheit, wie ihn sich eine junge, von frischen Kräften belebte Bewegung auf die Dauer nicht ohne schwerste innere Beschädigung leisten kann und darf. Es gibt einen Typus des politischen Routiniers, der in allen Parteien, in Gottes Namen, nach dem Schema F weiterklappern möge. Eine junge Bewegung, das aktive Heer der jungen Republik, braucht einen frischen, ideenreichen, mit dem inneren Ringen der Nachkriegsgeneration vertrauten Führer. Wehe einer jungen Bewegung, die einen verbrauchten Kopf hat! Wehe

einer Jugendbewegung, deren Haupt nur von den aktuellen Zeitungsbanalitäten angepfropft ist! Das Reichsbanner konnte zu defensiven Zwecken gegenüber einer anhebenden völkischen Tyrannei nützlich verwendet werden. Ist diese Tyrannei gebrochen, fällt der defensive Zweck fort, dann erst zeigt sich die wahre, die produktive Kraft einer jungen Bewegung. Herr Hörsing war ein trefflicher Mann für die erste Periode des Reichsbanners. Für die nun anhebende zweite Periode erhebt sich das Problem: Drei Millionen Republikaner suchen einen schöpferischen Führer!

Locarno wurde als Konferenzort gewählt, weil es ein ruhiges, kleines Städtchen ist. Deshalb nahm man einige Primitivitäten gern in Kauf. In einer großen Stadt befürchtete man Störungen, hervorgerufen durch allzu großes Interesse des Publikums an den Konferenz-Matadoren. Daß dieses ruhige, idyllische, kleine Städtchen durchaus nicht der verschlossene Tempel für die Beratung der Weisen geworden ist, erhellt am klarsten die Tatsache, daß 300 Journalisten dort ihre Quartiere aufgeschlagen haben. 300 Journalisten! 30 hätten genügt, um den abgehärteten, Interview-gewohnten Staatsmännern das Leben sauer zu machen. Und dabei sind diese, die aus ihrem Dasein kein Geheimnis machen, noch gar nicht einmal die Schlimmsten von den Zugezogenen. Denn die Konferenz hat auch Zaungäste. Unheimliche, schweigende Gesellen, die sich nicht gern im heitern Tageslicht bewegen und ein sorgfältiges Incognito wahren. Das sind die verschiedenen Beobachter. Von Rußland weiß man es wenigstens, daß es seinen Mann dort sitzen hat. Aber wer kennt die Anderen und wen haben die Deutschnationalen z. B. dort placiert? Wer weiß, wie viele heimliche Augen ganz echter Fascisten Herrn Scialoja bespähen? Und vielleicht wird sogar Herr Chamberlain von den unerbittlichen Diehards kontrolliert, die noch immer nicht aufgehört haben, dem ernsten, trockenen Manne diplomatische Seitensprünge zuzutrauen. Was für Intrigen-Spiele, was für Mantel- und Degenstücke mögen diese nicht beglaubigten Teilnehmer wohl in verschlossenen Hotelzimmern und abendlichen Horchgängen aufführen? Es ist kein Wunder, daß die Herren Minister, um endlich einmal unter sich zu sein, ihre Besprechungen auf eine Wirtshausterrasse der Umgebung und ein Motorboot verlegten. Das wirkt heute schon anekdotisch reizvoll. Vielleicht nimmt sich ein witziger Komödienschreiber der Sache an.

Wenn man ein Gott wäre — ein Vergnügen, das man sich angesichts der Weltenlage leider nicht gestatten darf — so müßte man über den immer wieder aufflammenden Konflikt zwischen den Moskauer Sowjets und der Londoner Labour-Party in ein lautes Gelächter ausbrechen. Die Moskauer Genossen haben den roten Strom durchschwommen, sie sind gerade dabei, sich abzutrocknen und versuchen sogar, ein wenig europäische Toilette zu machen: die Londoner Kameraden aber warten noch auf der anderen Seite und tragen die schwersten Bedenken, sich seinen roten, reißenden Gewässern anzuvertrauen. Die Russen rufen: „Hic Rhodus, hic salta"! Die Engländer antworten: „Wir springen nur auf unseren Sportplätzen". Die Russen schreien: „Handelt nach Euren Worten, wie wir nach unseren gehandelt haben". Die Engländer antworten: „Wir sind keine Logiker: die Logik ist die Tochter des Teufels". Die Russen brüllen: „Dann seid Ihr Feiglinge, und die Verdammnis aller Feiglinge wartet Euer". Die Engländer antworten: „Nein, wir sind Fabier, Nachkommen des zögernden Diktators, und wir werden, wie jener, schließlich auch unser Ziel erreichen".

Im Anfang dieses Jahres (Heft 2 des „Tagebuches") berichtete ich über G. B. Shaw's Absagebrief an Moskau, der im „Daily Herald" vom 8. Dezember veröffentlicht war. In dieser Absage war, nach einer „wholesale" — Ablehnung — des Sowjet-Systems der Genosse Trotzki noch als derjenige Bolschewik bezeichnet, mit dem man zur Not noch am ersten verhandeln könnte. Jetzt kommt Trotzkis Absage an London, an die Fabier und alles, was wie G. B. Shaw selber, irgendwie zur Partei der Zögernden und Zagenden gehört.

„England", so phrophezeit Trotzki in seinem Buche „Wohin treibt England?" geht einer sicheren Revolution entgegen. Aber wenn es Rußland, das heutige Rußland, dafür verantwortlich machen will, so habe es unrecht. Ebensogut könnte man einen Astronomen dafür verantwortlich machen, daß die von ihm vorausgesagte Mondfinsternis eingetreten ist. Es sind ökonomische Ursachen, die diese Revolution hervorrufen: der eigentliche Revolutionär ist nicht Moskau, sondern New York. Die britische Industrie, Finanz und Diplomatie tanzen sämtlich nach der Flöte von Onkel Sam, der seinerseits seinen Markt vergrößern muß, wenn er nicht an Apoplexie sterben will. Aber der amerikanische Handel kann sich nur auf Kosten Englands ausbreiten. Kein Schriftstück, das Moskau je in die Welt ge-

setzt hat, kann dieselbe revolutionäre Bedeutung beanspruchen wie der Dawes-Plan, der das ganze industrielle Leben einer großen Nation an die eiserne Kette der amerikanischen Kontrolle legt. Und dabei behauptet Amerika, daß es Europa wieder auf die Beine helfen wolle! Was es wirklich tut, ist: bald seinen Schuldnern Kredit zu geben, bald darauf ihn zu verweigern; bald ihnen den Dolch auf die Brust zu setzen, bald ihnen die Zügel wieder locker zu lassen. Auf diese Weise ruft man aber die Revolution hervor. Verglichen mit der Wall-Street von heute ist der Moskauer Kreml eine konservative Institution".

Schon diese paar Sätze verraten die Klauen des Löwen, von denen eine allerdings in einen marxistischen Pferdefuß ausgeht. Karl Marx nämlich ist es, der die ganze Entwicklung der Menschheit als durch unabänderliche ökonomische Gesetze bestimmt erachtete — eine Ansicht, die doch einen großen Mangel an historischem Sinn und eine Unterschätzung von Ideen und Individualitäten beweist. Immerhin ist unsere Zeit tatsächlich von ökonomischen Gesetzen mehr abhängig wie irgend eine andere: darum können wir es Trotzki ruhig zugeben, daß er mit seiner Amerika-Anklage nicht gänzlich unrecht haben wird.

„Aber auch Amerika wird einst das Verhängnis ereilen", so schwarzsagt Trotzki weiter. „In der finanziellen Versklavung Europas macht es zwar aus England zunächst seinen Helfershelfer und Zwischenmann. Dieses anglosächsische Kompaniegeschäft verbirgt aber den tiefsten Antagonismus, der eines Tages sich bis zum Konflikt sich verstärken wird. Die Revolutionen, die Amerika in Europa anstiftet, werden einst auf Amerika selber zurückprallen und dasselbe Unheil dort drüben anrichten. Aber Amerika wird zuletzt und nicht zuerst herankommen. Es wird die Genugtuung haben, seine älteren europäischen Schwestern vor sich in die Luft fliegen zu sehen".

Soviel über Amerika. Dann kommt England an die Reihe. Und der erste Angriff der unbarmherzigen Feder gilt Mr. Baldwin, der, wie alle Konservativen Englands, erst neulich wieder den evolutionären, nicht revolutionären Charakter der Briten betont und gepriesen hat. Aber, so wendet Trotzki ein, es gibt noch eine andere Seite des britischen Charakters, wie die Evolution, wie die „gradualness", wie die von Baldwin verherrlichte Allmählichkeit und Fortschrittlichkeit. Die englische Geschichte, so führt Trotzki aus, erzählt im Gegenteil von heftigsten

Wechseln, welche die regierenden Schichten Englands zwar nicht zu Hause bei sich, sondern draußen bei anderen Nationen angestiftet haben. Es wäre z. B. interessant zu wissen, wie es möglich ist, die Besitzergreifung Aegyptens und Indiens mit dem Prinzip der Allmählichkeit zu vereinigen. Die Politik der englischen Regierung mit Bezug auf Indien ward von Lord Salisbury einst offen zugegeben und mit den Worten gekennzeichnet: „Indien muß zur Ader gelassen werden". Die Geschichte des unglücklichen Irlands weist ebenfalls reiche Beispiele für die friedliche, evolutionäre Allmählichkeit der englischen Methoden auf. Als die Truppen des General Roberts die Burenverteidigung niederbrachen, wurde ebenfalls das Prinzip der Allmählichkeit außer acht gelassen."

Nachdem so Tories und Industrie-Barone abgekanzelt worden sind, geht der Moskauer Kamerad zu einer sehr unkameradschaftlichen Kritik seiner englischen Genossen über. Was ihm besonders ein Dorn im Auge ist, das sind natürlich die Bourgeois-Manieren dieser Leute: ihre Nachäffung der höheren Klassen, die doch ihre Gegner sind; ihre unfehlbare Vergiftung durch die „Society", die bei ihren Frauen anfängt und die Männer nach sich zieht (mit Hilfe der zahmen Elefantinnen fängt man die wilden Elefanten!) Die Bücklinge und das „Courtdress" bei „Gardenparties" und Hofempfängen, das Umschmeicheln der „Royalty" und das Umschmeicheltwerden von der „Royalty", das frère-et-cochon-Spielen und beim Vornamen-Nennen mit englischen Herzögen — alle jene Tricks, mit denen die immer noch sehr charmante höhere englische Gesellschaft die charakterlosen Führer der Arbeitermassen zu umgarnen und stumm zu machen versteht: Alles das ist natürlich Trotzki nur ein Beweis für den inferioren und mangelnden revolutionären Ernst dieser Leute. Der Mann der Straße verachtet den Mann des Parketts und des Klubsessels, der Mann der Tat verachtet den Mann des Wortes und gar den des gebrochenen Wortes. (Die deutschen Sozialisten, die sich 1919 mit Exzellenz-Titeln bestechen ließen, fallen natürlich nach Trotzki unter dieselbe Kategorie). Mr. Ramsay Macdonald kommt dabei besonders schlecht weg: in ihm sieht Trotzki nur den lustigen, oder vielmehr den ernsten Clown des Zirkus, der einen gewaltigen Anlauf nimmt, um nachher nicht zu springen. Der Arbeiterführer Thomas, der neulich bei einem Banquett der Bourgeoisie seinen Gastfreunden erzählte, er gehöre zu keiner Klasse, der also damit seine Arbeiterherkunft verleugnete, bekommt eine andere schlechte Note. Der tapfere, keineswegs gesellschaft-tüchtige, oder Gesellschafts-vergiftete

George Lansbury erhält sogar eine schallende Ohrfeige: hat er nicht neulich eingestanden, das eine Hymne, die bei einem Meeting in Monmouthshire gesungen ward, ihm Erleuchtung gebracht hätte? „Die Arbeiterbewegung“, so kommentiert der beißende Trotzki, „kann also in diesem Manne so wenig Enthusiasmus hervorrufen, daß er ihn sich von den Priestern und ihrer Religion borgen muß!“ David Kirkwood's Rede auf den Prinzen von Wales erregte ebenfalls Trotzkis Freidenkertum: „Aus dieser Rede erfahren wir nicht nur, daß das schottische Parlamentsmitglied sich einer ausgezeichneten Gesundheit erfreut, sondern auch, daß er seinen Ursprung nicht aus den Gesetzen der Biologie und Physiologie erklärt haben will: er führt ihn vielmehr auf einen gewissen Schöpfer zurück, zu dem, wie wir hören, Mr. Kirkwood in guten Beziehungen steht, Beziehungen, die auf der einen Seite durch persönliche Teilnahme und auf der anderen durch dankbare Anerkennung gekennzeichnet sind“. Mr. Wheatley, so wird zum Schluß erzählt, ist zuerst Katholik und dann erst Sozialist. Einer seiner Artikel aus dem „Daily Herald“ wird zitiert und also kommentiert: „Dieser ganz linksstehende Herr glaubt also, daß die sozialistische Politik mit der persönlichen Moralität verknüpft sei, und diese persönliche Moralität wieder mit der Religion. Das riecht doch bedenklich nach der Philosophie von Lloyd George, der die Kirche als die elektrische Kraftzentrale aller Parteien angesehen haben will“.

Das sind gewiß ausgezeichnete, mit kühlem Kopfe abgeschnellte und ins Schwarze treffende Pfeile: nur könnten sie, wie der Dawes-Plan auf Amerika, auch auf ihren Schützen zurückprallen. Trotzki, wie so viele kontinentale Sozialisten, vergißt ganz seinen eigenen religiösen Ursprung, einen Ursprung, den die englischen Sozialisten zum Unterschied von ihren kontinentalen Brüdern immer aufrecht erhalten haben: die Verbindung mit der Religion und der christlichen Moralität. Eine Partei wie die Bolschewisten, die für die Armen und Unterdrückten und gegen die Reichen und Mächtigen eintrat und eintritt: sie hat doch sicherlich etwas mit der Moral zu tun: weniger allerdings mit der der jüdischen Propheten, die einst an die Reichen appellierten, gegen die Armut gut zu sein, als mit der der christlichen Apostel, die ehemals die Armen gegen die Reichen aufpredigten. Der „atheistische“ Trotzki als unbewußter Christ: erst einer einsichtigeren Zukunft ist dieser psychologische Leckerbissen vorbehalten!

Inzwischen sieht der moskowitische Spottvogel (der seiner selbst ein wenig mitspottet) nur den Neuen-Testaments-Balken

in den Augen der Anderen. „Außer der Religion der Allmählichkeit der englischen Bourgeoisie pflegt und pflegen Alt-Englands Arbeiterführer noch die Religion des Alten und Neuen Testaments fährt der „Freidenker“ munter fort.“ Aus dem Geiste des Christentums entsprossen die englischen nationalen Institutionen, z. B. die Bürokratie der Gewerkschaften, das Kabinett Ramsay Macdonalds und Mrs. Snowden, (die nämlich von Quäkern abstammt. Aber wie undankbar gegen Mrs. Snowden, die Trotzki einst in ihrem Buche „Through Bolshevik Russia“ als „strikingly handsome man“ geschildert hat!)“ Und mit der Religion der Allmählichkeit und der Calvinistischen Lehre der Prädestination ist eine andere Religion intim verknüpft: die der kolossalsten nationalen Eitelkeit. Mr. Ramsay Macdonald ist fest davon überzeugt, daß, ebenso wie seine Bourgeoisie einst die größte der Welt war, ebenso auch er, Mr. Macdonald, nicht zu lernen hätte von jenen Barbaren und Halb-Barbaren auf dem Kontinente Europas“ . . . . Gut gesehen Löwe.

Dem scharfen Blicke Trotzkis ist es also nicht entgangen, was eigentlich die Starrheit Englands in Sachen der Revolution bisher bedingt hat, und mit kühlster Zielbewußtheit richtet er gerade auf das Herz der englischen Tradition sein unerbittliches Geschoß. „Das größte Hindernis in der politischen Entwicklung Englands, das Element, das von jeher seinen Konservativismus gestützt hat, ist die protestantische Religiosität des englischen Volkes, mit anderen Worten, sein Puritanismus. Puritanismus war aber nur eine Schule der Disziplin für die Mittelklassen: die Massen des Volkes haben ihm immer Widerstand geleistet. Ein Proletarier gehört eben nicht zu den Auserwählten: die puritanische Prädestination geht augenscheinlich nicht zu seinen Gunsten. Auf der nonconformistisch-puritanischen Basis ist der englische Liberalismus aufgebaut: er verkündete als sein Hauptziel: die arbeitenden Massen zu erziehen, d. h. unter seine Fuchtel zu bringen. Wenn man die Herren Macdonald, Henderson & Co. betrachtet, so muß man zugeben, daß das Werk der liberalen Bourgeoisie glänzend gelungen und daß zum mindesten die Führer der Arbeiterklassen ganz zu ihren Sklaven herabgedrückt worden sind. In Wahrheit aber geht in den Arbeitermassen ein anderer Prozeß vor sich, der schließlich die liberal-puritanische Tradition über den Haufen werfen wird und Mr. Macdonald dazu.“

Auch folgendes ist gut gesehen: „Zwischen der Doktrin der Prädestination in der ehemaligen puritanischen Rebellion und der Rolle des Marxismus in der heutigen proletarischen Revolution besteht ein innerer Zusammenhang. Dieselbe Bour-

geoisie, die einst bei ihrem Erwachen den Protestantismus und die Prädestination gegen den Katholizismus und die Autorität ausspielte, wird jetzt ihrerseits wieder vom Marxismus, Materialismus und Atheismus in die Luft gesprengt."

Dem ist so: „Un pur trouve toujours un plus pur, qui l'épure" sagt der Franzose. Unhöflicher, aber gerader heraus, sagt es der Deutsche: „Einer von den Lumpenhunden etc. etc."

„Die I. L. P. (Independent Labour Party) war vor dem Kriege eine kleine unbedeutende Partei", so fährt der unerbittliche Staatsanwalt der kommunistischen Orthodoxie fort. „Weil diese Partei klein und machtlos war, so konnte sie — zum Unterschied von der mächtigen deutschen Sozialdemokratie — im Kriege sich intakt halten. Sie beschäftigte sich mit platonischen Protesten und pazifistischen Publikationen, hütete sich aber wohl, irgend eine ihrer Ideen zum logischen Schlusse zu bringen, so daß die englische Regierung ungestört den Krieg bis zum Schluß weiterführen konnte. Kurz darauf wurde die I. L. P. an die Spitze gedrängt, weil die Massen plötzlich ihr Vertrauen in den Liberalismus verloren hatten. So wurde plötzlich diese Partei um ihre bequeme Aschenbrödelstellung gebracht und gezwungen, klar heraus Ja oder Nein zu den Fragen der Gegenwart zu sagen. Ihre Führer aber wandten sich, wie vorausgesehen, nach Rechts! Der Christ und Pazifist Macdonald begann leichte Kreuzer zu bauen, wäre er im Amte geblieben, so hätte er schließlich auch schwere gebaut. Der Mann der ohne Gewalt regieren wollte, der für offene Diplomatie eingetreten war, ließ Inder und Aegypter einsperren und bediente sich in seiner eigenen Diplomatie gefälschter Dokumente (das geht auf den Sinovjew Brief, der den Tories die letzten Wahlen gewinnen half) Macdonald blieb ein getreuer Diener des Kapitalismus, dem er nur einige furchtsame Verbesserungen vorschlug, Verbesserungen, die keine Lösungen sind und alle Gefahren und Schwierigkeiten nur vergrößern. Und der Erfolg seiner Taktik ist, daß die öffentliche Meinung immer mehr von ihm abrückt und nach links schlägt."

Und zum Schluß dann die Prophezeiung: „Die I. L. P., die nach ihrer Tradition und Geschmack zur traditionellen Bürokratie gehört, steht heute unter dem stärksten Drucke der arbeitenden Massen. Die Massen, die die Labour Party geschaffen haben, erwarten, daß diese Führer der Labour Party jetzt einmal endlich zu Taten übergehen. Da ihr Bourgeois-Charakter sie aber vom Handeln abhält, so wird eine ganz sichere Krise entstehen und in nicht zu ferner Zukunft wird die kommunistische Partei die jetzige Stelle der I. L. P. ein-

nehmen. Je mehr und je länger die Herren Macdonald & Co. die revolutionäre Bewegung hemmen, desto explosiver wird sie schließlich werden. Die englische Bourgeoisie wird sich dann des mächtigen Beistandes der Vereinigten Staaten zu erfreuen haben, während das Proletariat von den Arbeitermassen Europas und den unterdrückten Völkern der britischen Kolonien unterstützt werden wird. Die ganze Welt-Situation verspricht ihnen den Sieg — korrekte und kühne Führerschaft vorausgesetzt. Die kommunistische Partei muß sich darum entwickeln und wird als proletarische Diktatur die Macht ergreifen. Das ist der Hauptschluß meiner Ausführungen."

Soweit der bolschewistische Schriftsteller, der leider nicht nur ein Schriftsteller ist. Aus seinen eben so beredten, wie klugen Worten geht hervor, daß England — und nicht nur England — in Rußland Gegner entstanden sind, die nicht nur Männer der Tat, sondern auch der Idee sind. Denn nicht häufig wird man in der Literatur ein Buch finden, das England so scharf unter die psychologische Lupe zu nehmen verstanden hat, wie dieses von Trotzki. Der Haß sieht eben doch schärfer als die Liebe: die letztere macht, wie das Sprichwort sagt, oft blind, und ein Blinder ist dieser Trotzki, trotz seines marxistischen Kneifers, ganz und gar nicht.

Er ist nicht einmal ein Kurzsichtiger. Er sieht die Dinge, wie sie sind, und wie sie kommen. Er sieht sie so, wie sie einsichtige Engländer selbst sehen und selber befürchten. Ein Mann von Wissen und Phantasie, dessen treffender Witz, dessen rotglühender Sarkasmus, dessen genaue Kenntnis der Gegner und ihrer Verwundbarkeit den Semiten verraten. Jawohl: dieser Trotzki, der all sein Judentum abgeschworen, der von seinem eigenen Vater (wenn Zeitungsberichten zu trauen) einst vor der heiligen Lade verflucht und aus der Synagoge ausgestoßen wurde, beweist gerade durch dieses Buch, daß man aus der Religion nicht ausgestoßen werden kann und daß man sie auch nicht verlassen kann, weil sie mit der Rasse identisch ist. Und darum darf man auch an seinen düsteren Wahrsagungen nicht achselzuckend vorbeigehen. Denn das Prophetische ist Israels Erbteil von Alters her bis auf die neuesten Zeiten gewesen: von den Zeiten Jeremias, Jesaias und Hesekiels an bis auf diejenigen Heines, Lassalles und Disraelis. Der englische Bürgerkrieg wird kommen. Hoffen wir, die wir trotz alledem zu Europa und zu England stehen („with all thy faults, I love thee still!") daß sie nicht ganz so ausfallen möge, wie der Moskauer Genosse denkt und wünscht; hoffen wir, daß der Geist der Prophetie auf den späten Enkel, der kein ganzer Enkel mehr sein will, auch nur halb vererbt worden ist.

Das von O. L. besprochene Buch von Trotzki wird demnächst in deutscher Sprache in der Deutschen Verlagsgesellschaft für Politik und Geschichte in Berlin herauskommen. Wir sind in der Lage, hier ein Stück aus dem Schlußkapitel „Perspektiven" folgen zu lassen. Trotzki hält die proletarische Revolution in England für unvermeidlich. Er sieht die Bildung einer kommunistischen Partei kommen, die die Rolle der heutigen Unabhängigen Arbeiterpartei übernehmen wird, von der sich nach seiner Auffassung die Gewerkschaften in immer höherem Maße loslösen. Diese Revolution aber wird von unerhörter Erbitterung sein. Das sind Trotzkis Perspektiven.

Je klarer und schärfer die Frage der Eroberung der Macht auftritt, desto mehr versucht die Unabhängige Arbeiterpartei sich um die Verantwortung zu drücken, sie läßt das revolutionäre Grundproblem verschwinden und schiebt die bürokratischen Erfindungen über die besten parlamentarischen und finanziellen Methoden der Nationalisierung der Industrie in den Vordergrund. Eine Kommission der Unabhängigen Arbeiterpartei kam zum Schluß, daß eine Expropriation von Grund und Boden, von Werken und Fabriken gegen Entschädigung der bloßen Konfiskation vorzuziehen sei, denn in England wird sich die Nationalisierung, wie die Kommission nach Baldwins Methode ahnt, schrittweise, graduell vollziehen, und so wäre es „ungerecht", diese Kapitalistengruppe zur gleichen Zeit ihrer Einkünfte zu berauben, wo die andere Gruppe noch Zinsen von ihrem Kapital erhält. „Etwas anderes", sagt der Bericht der Kommission (wir wiederholen die Wiedergabe der „Times"), „ist es, wenn der Sozialismus bei uns nicht allmählich käme, sondern plötzlich als Resultat einer jähen revolutionären Katastrophe: dann hätten die Einwände gegen eine Konfiskation den größten Teil ihrer Beweiskraft verloren. Aber wir glauben nicht, daß eine solche Situation wahrscheinlich ist. Und wir fühlen uns nicht berufen, darüber in diesem Bericht zu diskutieren." Grundsätzlich wäre gegen die Expropriation von Grund und Boden, Fabriken und Werken, gegen Entschädigung nichts einzuwenden. Zum Unglück treffen aber nie die politische und die finanzielle Möglichkeit einer solchen Operation zusammen. Der Zustand der Finanzen der nordamerikanischen Republik macht die Einlösungsoperation durchaus möglich. Aber in Amerika selbst wird die Frage praktisch nicht gestellt, und es gibt auch noch keine Partei, die sie ernstlich stellen könnte. Und bis eine solche Partei auf dem Plan erscheinen kann, wird die ökonomische Lage der Vereinigten Staaten noch sehr einschneidende Veränderungen erleiden müssen. Anders in England. Da bedeutet die Frage der Nationalisierung in aller Schärfe die Rettungsfrage der englischen Wirtschaft. Die Staatsfinanzen sind jedoch in einem solchen Zustande, daß die Möglichkeit einer Einlösung mehr als zweifelhaft erscheint. Aber die finanzielle Seite dieser Frage rangiert überhaupt an zweiter Stelle. Die Hauptaufgabe besteht in der Schaffung politischer Voraussetzungen für die Nationalisierung, ganz gleich, ob mit oder ohne Einlösung. In Wahrheit geht es um Leben und Tod der Bourgeoisie. Die Revolution ist eben deshalb unvermeidlich, weil die Bourgeoisie nie erlauben wird, sie in einer fabischen Bankoperation zu ersticken. Sogar auf eine Teilnationalisierung wird die bürgerliche Gesellschaft in ihrer jetzigen Lage nicht anders eingehen, als daß sie diese Natio-

nalisierung mit solchen Bedingungen belasten wird, daß der Erfolg dieser Maßnahmen bis zum äußersten erschwert, und das Nationalisierungsprinzip und mit ihm gleichzeitig die Arbeiterpartei kompromittiert wird. Auf jeden anderen tatsächlichen, rücksichtslosen Versuch einer Nationalisierung, wenn auch nur einer teilweisen, wird die Bourgeoisie als Klasse reagieren. Andere Industriezweige werden ihre Zuflucht zu Aussperrungen, zur Sabotage, zum Boykott der nationalisierten Zweige nehmen, sie werden einen Kampf auf Leben und Tod führen. Mag man auch noch so vorsichtig den Versuch betreiben, notwendig wird trotzdem die Aufgabe erwachsen, den Widerstand der Ausbeuter zu brechen. Wenn die Fabier uns erklären, daß sie sich nicht „berufen" fühlen „diesen Fall" ins Auge zu fassen, muß man sagen, daß diese Herren sich im allgemeinen über ihre Berufung täuschen. Es ist möglich, daß die Tüchtigsten unter ihnen in dieser oder jener Kanzlei des künftigen Arbeiterstaates sich nützlich machen können, mögen sie sich dort mit der Berechnung einzelner Posten der sozialistischen Bilanz beschäftigen. Aber sie taugen einen Pfifferling, solange es um die Frage der Bildung eines Arbeiterstaates geht, d. h. um die Grundvoraussetzung einer sozialistischen Wirtschaft.

MacDonald hat in einer Wochen-Rundschau im „Daily Herald" (am 4. April 1925) zufällig einige konkrete Worte gesprochen: „Die Lage der Parteien in unseren Tagen gestaltet sich derart, daß der Kampf immer heißer und stärker entbrennen wird. Die Konservative Partei wird einen Kampf auf Leben und Tod führen, und je mehr ihr die Machtergreifung seitens der Arbeiterpartei droht, desto stärker wird der Druck der reaktionären Mitglieder (der Konservativen Partei) werden." Das ist sehr richtig. Je unmittelbarer die Gefahr der Machtergreifung der Arbeiterklasse drohen wird, desto stärker wird in der konservativen Partei der Einfluß von Leuten der Art Curzons wachsen. (Nicht umsonst hat MacDonald Curzon als ein „Musterbeispiel" für kommende Führer hingestellt.) Diesmal hat MacDonald anscheinend die Perspektive richtig eingeschätzt. Tatsächlich aber versteht der Führer der Arbeiterpartei weder die Bedeutung noch das Gewicht seiner eigenen Worte. Der Hinweis auf den erbitterten Kampf der Konservativen, der immer wütender toben wird, je weiter die Zeit fortschreitet, war für ihn nur deshalb notwendig, um die Unzweckmäßigkeit der parlamentarischen zwischenparteilichen Komitees zu beweisen. Tatsächlich aber äußert sich MacDonalds Prognose nicht nur gegen die zwischenparteilichen Parlamentskomitees, sondern protestiert auch schreiend gegen die Möglichkeit einer Lösung der gesamten heutigen sozialen Krise mit Hilfe parlamentarischer Methoden. „Die Konservative Partei wird bis zum Tode kämpfen." Richtig! Aber dieser Satz bedeutet, daß die Arbeiterpartei die Konservative Partei nur dann besiegen wird, wenn ihre Kampfentschlossenheit größer wird als die der Konservativen Partei. Es geht nicht um den Wettbewerb zweier Parteien, sondern um das Schicksal zweier Klassen. Und wenn zwei Klassen sich bis auf den Tod bekämpfen, wird die Frage nie durch Stimmenzählung entschieden. Noch nie hat es in der Geschichte einen solchen Fall gegeben. Und solange es Klassen gibt, wird es nicht anders sein.

Es geht aber nicht um die allgemeine Philosophie MacDonalds, es geht nicht um seine einzelnen glücklichen Zufallstendenzen, nicht darum, wie er seine Tätigkeit begründet, und nicht darum, was er will, sondern um das, was er tut, wohin seine Aktionen führen. Betrachtet man die Frage

von diesem Standpunkte, so stellt sich heraus, daß die Partei MacDonalds durch ihre Tätigkeit einen gewaltigen Anlauf und eine ungewöhnliche Härte der proletarischen Revolution in England vorbereitet. Die Partei MacDonalds stärkt das Selbstbewußtsein der Bourgeoisie und stellt an die Geduld des Proletariats die äußersten Anforderungen. Und im Augenblick, wo dem Proletariat diese Geduld reißen wird, wird das sich aufbäumende Proletariat mit einer Bourgeoisie zusammenstoßen, deren Allmachtsbewußtsein durch die Politik der Partei MacDonalds nur noch verstärkt wurde. Je länger die Fabier die revolutionäre Entwicklung Englands aufhalten, desto wuchtiger und grimmiger wird die Revolution ausbrechen.

Die englische Bourgeoisie ist in Unbarmherzigkeit erzogen worden. Solche Gefühle erwuchsen ihr durch die Bedingungen ihrer insularen Existenz, die sittenstrenge Philosophie des Calvinismus, die koloniale Praxis und den nationalen Hochmut. England wird mehr und mehr auf den zweiten Platz gedrängt. Dieser unvermeidliche Prozeß hat auch die revolutionäre Situation geschaffen. Die englische Bourgeoisie, die gezwungen ist, Amerika nachzugeben, zurückzugehen, zu lavieren, abzuwarten, wird von Gefühlen größter Erbitterung erfüllt, die sich in schrecklichster Weise im Bürgerkrieg offenbaren werden. So hat der im Kriege mit den Preußen geschlagene bürgerliche Pöbel Frankreichs sich an den Kommunarden gerächt. So hat sich das Offizierskorps der geschlagenen Hohenzollernarmee an den deutschen Arbeitern gerächt.

Die ganze kalte Grausamkeit, die das regierende England gegen Inder, Aegypter und Iren offenbart hat, und die hier nur als Rassenhochmut erscheint, wird im Bürgerkriege ihren Klassencharakter offenbaren und sich gegen das Proletariat richten.

Andererseits wird die Revolution unvermeidlich in der englischen Arbeiterklasse die heftigsten Leidenschaften entfesseln, die mit Hilfe der gesellschaftlichen Dressur der Kirche und der Presse geschickt gezügelt und unterdrückt und in künstliche Kanäle durch Boxkämpfe, Fußballspiele, Pferderennen usw. geleitet wurden.

Der eigentliche Verlauf des Kampfes, seine Dauer und sein Ausgang hängen ganz von inneren, besonders aber von den internationalen Bedingungen der Zeit ab, in der sich der Kampf entfalten wird. Im Entscheidungskampf gegen das Proletariat wird die englische Bourgeoisie die stärkste Unterstützung seitens der Bourgeoisie der Vereinigten Staaten erhalten, während das englische Proletariat sich in erster Linie auf die Arbeiterklasse Europas und die unterdrückten Volksmassen der britischen Kolonien stützen wird. Der Charakter des britischen Imperiums wird unvermeidlich diesem gewaltigen Kampf einen internationalen Maßstab geben. Er wird eines der größten Dramen der Weltgeschichte werden. Das Schicksal des englischen Proletariats verbindet sich in diesem Kampf mit dem Schicksal der ganzen Menschheit. Die Weltsituation und die Rolle des englischen Proletariats in der Produktion und in der Gesellschaft verbürgen ihm den Sieg — unter der Bedingung einer richtigen und entschlossenen revolutionären Leitung. Die Kommunistische Partei muß sich als die Partei der proletarischen Diktatur entwickeln und zur Macht kommen. Es gibt keinen Umgehungsweg. Wer an ihn glaubt und ihn verkündet, kann die englischen Arbeiter nur betrügen. Das ist die Quintessenz unserer Analyse.

DR. HUGO SECKEL

INTERNATIONALE DER MILITARISTEN

In Ihrer Nummer vom 3. Oktober brachten Sie unter dem „Tagebuch der Zeit“ eine kurze Darstellung der von dem Französischen Militärgericht verurteilten deutschen Kommunisten. Dieser Fall ist nicht nur wahr, sondern er hat sich für die schuldigen Polizeibeamten noch viel belastender zugetragen. Der Tatbestand ist folgender:

Die französische Anklageschrift, die sich in dem „dossier“ gegen die beiden jungen Leute befindet, enthält folgende Stelle, die der Schreiber dieser Zeilen in seiner Eigenschaft als Verteidiger im französischen Text abgeschrieben und übersetzt hat:

> „Am 12. Juli 1925 um 1 morgens beobachtete die deutsche Polizei zwei junge Leute, die auf der alten Brücke in Kreuznach umfangreiche Pakete trugen. Die Polizei glaubte es mit Dieben zu tun zu haben, nahm sie fest und führte sie auf die Wache. Nachdem dort festgestellt worden war, daß die Druckschrift, welche in den Paketen enthalten war, für die Besatzungstruppen von Interesse sein könne, telephonierte man der französischen Gendarmerie. Diese begab sich sofort an Ort und Stelle und stellte fest, daß es sich um zirka 1800 Flugschriften in französischer und arabischer Sprache handelte, die die Soldaten aufforderte, sich mit den Rifleuten zu verbrüdern.“

Schon diese Darstellung wäre für die deutschen Beamten vernichtend. Sie ist aber tatsächlich noch außerordentlich geschönt. Die beiden Verurteilten, die ich zur genauen Feststellung des Tatbestandes nochmals im Gefängnis in Wiesbaden besuchte, sind bereit, unter Eid folgendes auszusagen:

Die beiden Arbeiter Heinrich Scherrer und Karl Hölz im Alter von 21 und 17 Jahren sind vollständig unbestrafte junge Menschen. Scherrer war Vorsitzender der kommunistischen Jugendgruppe in Kreuznach, was der Polizei natürlich bekannt ward. Wahrscheinlich war es auch der Behörde nicht unbekannt, daß auch Hölz der kommunistischen Ortsgruppe nahestand. Diese jungen Leute gingen gemeinschaftlich in der Nacht vom 11. auf den 12. Juli, 1 Uhr, über die alte Brücke bei Kreuznach. Hölz trug nichts bei sich, Scherrer trug eine Aktenmappe, die aber nicht einmal auffallend geschwellt war. Auf der Brücke wurden sie von Polizeibeamten, nämlich Polizeiwachtmeister Lüttke und einem jüngeren Beamten festgehalten. Auf Befragen gaben sie sofort zu, daß die Aktenmappe Flugschriften enthalte. Sie zeigten auch die Flugschriften, die in französisch und arabisch abgefaßt waren. Trotzdem wurden sie aber von den Beamten in das Stadthaus gebracht, wo noch ein dritter Polizeibeamter, der Vor-

gesetzte der beiden Polizeiwachtmeister, anwesend war, der sich die Flugblätter ansah. Da anscheinend keiner der drei Beamten französisch konnte, konnten sie natürlich auch den Inhalt nicht entziffern, mußten aber aus den Bildern erkennen, daß es sich um Flugschriften handelte, in denen insbesondere die Kolonialtruppen dazu aufgefordert wurden, nicht in Marokko zu kämpfen. Statt nun die Angeklagten sofort wieder freizulassen, telephonierte der Wachhabende, dessen Name den Verurteilten unbekannt ist, sofort an die französische Gendarmerie, worauf von dort her französische Beamte kamen, die die Angeklagten in Obhut nahmen. Der Schreiber dieser Zeilen hat dann die Angeklagten vor dem französischen Kriegsgericht verteidigt. Der ältere, Heinrich Scherrer wurde zu drei Jahren Gefängnis, der jüngere, Karl Hölz, zu einem Jahr Gefängnis verurteilt.

Ein Kommentar zu diesem Tatbestand ist eigentlich überflüssig. Die deutschen Beamten haben auf das Schwerste gegen Artikel 112, Absatz 3 der deutschen Reichsverfassung verstoßen, in dem ausdrücklich festgelegt ist, daß kein Deutscher einer ausländischen Regierung zur Verfolgung oder Bestrafung ausgeliefert werden kann. Außerdem liegt strafrechtlich mindestens noch ein schweres Amtsvergehen in idealer Konkurrenz mit schwerer Freiheitsberaubung vor. Mit Rücksicht darauf, daß im Interesse der Allgemeinheit dieser unerhörte Fall nicht ungesühnt bleiben darf, ist Strafanzeige bei dem preußischen Justizminister erfolgt. Der preußische Justizminister hat die Angelegenheit an den Oberstaatsanwalt zu Frankfurt a. M. abgegeben und dem preußischen Minister des Innern zwecks Einleitung eines Disziplinarverfahrens zur weiteren Veranlassung übermittelt.

Leider steht dieser Fall, so unglaublich er ist, keineswegs vereinzelt dar. Schon in früheren Jahren, und sogar während des Ruhrkampfes, haben es deutsche Beamte nicht unter ihrer Würde gehalten, der französischen Polizei Opfer zuzuführen.

Im Jahre 1924 fand in Mainz ein großer Antimilitaristenprozeß gegen Deutsche, Oesterreicher, serbische und französische Zivilpersonen und gegen französische Unteroffiziere statt. Auch sie standen unter der Anklage antimilitaristische Propaganda betrieben zu haben. Die außerordentlich ausführliche Anklageschrift in jenem Prozeß, der nach dem Abschluß des Ruhrkampfes schließlich durch eine Amnestie erledigt wurde, enthält folgende interessante Stellen:

> „Die beiden Brüder Rymarczyk sind von der deutschen Polizei festgenommen worden, als sie Flugblätter in der Stadt ankleben wollten. Im Augenblick ihrer Festnahme waren ihre Hände noch mit Leim beschmiert."

„Richter besaß in seiner Wohnung vier Pakete mit antimilitaristischen Flugblättern. Er behauptet, sie gehörten seinem Mieter Haberlach. Jedenfalls hat er aber die Pakete aus dem Zimmer Haberlachs entfernt und sie in seinem Speicher versteckt. Andererseits haben bei einer in seiner Wohnung vorgenommenen Haussuchung deutsche Polizisten unter seinen Effekten etwa 20 antimilitaristische Flugblätter entdeckt."

„Frau Kämpfner, Witwe Schwepp, Marie Burbaum, Helene Buttgereit sind von der deutschen Polizei in Bochum festgenommen worden, als sie damit beschäftigt waren, antimilitaristische Flugblätter anzukleben."

Es hat also auch hier in mehreren Fällen die deutsche Polizei Deutsche wegen politischer Tätigkeit der Besatzungsbehörde ausgeliefert, mit dem Erfolg, daß diese Personen, im letzten Fall handelt es sich sogar um Frauen und Mädchen, eine längere Zeit in französischer Untersuchungshaft schmachteten.

EIN RICHTER

JUSTIZ-TAGEBUCH

Die Assessoren der Justizverwaltung

Die Justizverwaltung scheint es für diplomatisch zu halten, in besonders bedeutungsvollen Verfahren nicht festangestellte Beamte, sondern nur vorübergehend bei der Behörde entgeltlich oder unentgeltlich beschäftigte Assessoren zu verwenden. Genannt seien unter anderm die Fälle: Kußmann als Vertreter der Staatsanwaltschaft in Sachen Rahardt, Ehrenobermeister und Handwerkspräsident wegen Betruges und Untreue; in Sachen Roeber-Morvilius, Konzern der Ladendiebe; in Sachen Barmat, Höfle, Kutisker; außer Kußmann war hier noch Assessor Caspary tätig. In Sachen des Hochstaplers Egloffstein vertrat Assessor Weißenberg die Anklage; als politischer Sachbearbeiter war Assessor Conrad im Verfahren gegen den Kaufmann Schnapp tätig, der einen Hakenkreuzler auf dem Kurfürstendamm erschoß. Bei dem Reichsbannerprozeß in Grevesmühlen hat Assessor Wagner als Beamter der Staatsanwaltschaft die befremdenden Strafanträge gestellt, und auch im Verfahren gegen den Kommunistenführer Maslow war es ein Assessor, der das später als hochverräterisch beurteilte Werk des Angeschuldigten bei der Briefkontrolle freigab. In Juristenkreisen herrscht vielfach die Ansicht, daß diese vorzugsweise Verwendung von Assessoren deshalb geschieht, um gegebenenfalls einen Fehlgriff auf den Schneid der jungen Leute schieben zu können, und sich damit selbst vor der Oeffentlichkeit zu exkulpieren.

Die Gotteslästerung von morgen

Bei uns kann offenbar nicht genug gestraft werden, so daß das Anwendungsgebiet des neuen Strafgesetzentwurfs gegen-

über dem bisher geltenden Strafrecht bedeutend ausgedehnt werden mußte. Unter die Paragraphen, deren Tatbestände erweitert worden sind, fällt auch der über die Gotteslästerung. § 166 St.-G.-B. beginnt: „wer dadurch, daß er öffentlich in beschimpfenden Aeßerungen Gott lästert, ein Aergernis gibt", wird bestraft. Nach dem Entwurf soll schon eine jede Beschimpfung genügen, die geeignet ist, das Empfinden der Angehörigen einer Religionsgesellschaft zu verletzen. Es wird also nicht mehr erfordert, daß jemand Aergernis nimmt, sondern die richterliche Feststellung der Geeignetheit zur Verletzung reicht schon zur Bestrafung aus. Der Staatsanwalt ist also demnach in der Lage, Anklage zu erheben, sobald er eine Beschimpfung erfährt, ohne daß er — wie bisher — Zeugen beibringen mußte, die Aergernis genommen haben. Eine Ausdehnung der Strafbestimmung ist aber auch insofern erfolgt, als in Zukunft jede Beschimpfung genügen soll, während nach geltendem Recht Gott gelästert, oder, wie Kahl sagt, „objektiv der Heiligkeit und Ehre Gottes Abbruch getan" werden mußte. Selbst die evangelische Orthodoxie leitet daraus die Befürchtung her, daß freimütige Beurteilung als Beschimpfung ausgelegt werden könne, obwohl dem Kritiker jede Verletzung fern liegt.

Justiz aus Haß

Der Gemeindevorsteher des Dorfes Böhningen wurde wegen Wahlfälschungen, die er zu Gunsten der deutschnationalen Partei vorgenommen hatte, zu einer Geldstrafe von 100 Mark verurteilt.

Anders erging es dem Gemeindevorsteher und Lehrer Siebens aus Tannenhausen in Ostfriesland. Dieser war von der Staatsanwaltschaft in Aurich beschuldigt, bei der Reichstagswahl 1924, bei der Präsidentenwahl 1925 und bei der Landtagswahl 1921 das Wahlergebnis verfälscht zu haben. Während er in dem letzten Falle freigesprochen wurde, verurteilte ihn die Strafkammer für die ersten beiden Fälle zu einer Gesamtstrafe von einem Jahre drei Monaten Gefängnis. Es kann hier gänzlich dahingestellt bleiben, ob der gegen Siebens geführte Indizienbeweis als gelungen anzusehen ist, das kann nur bei genauester Kenntnis des Sachverhalts beurteilt werden . Ungeheuerlich ist jedoch die durch das Revisionsgericht nicht mehr nachprüfbare Art der Strafzumessung. Sie zeigt erneut, daß das heute weitgehende und im neuen Strafgesetzentwurf noch bedeutend ausgedehnte richterliche Ermessen bei der Frage der Strafzumessung dem niedrigsten politischen Haß Tür und Tor öffnet.

Vor sechs Monaten wurde der populärste aller österreichischen Schriftsteller, Hugo Bettauer, ermordet. Ein einundzwanzigjähriger Zahntechniker ohne Stellung fand seine Produktion unsittlich, suchte ihn in der Redaktionssprechstunde auf, sperrte die Tür von innen ab und überreichte ihm einen Brief. Während Bettauer den Brief las, zog er seinen Revolver, rief „Herr Doktor!", und da Bettauer nun aufsah, schoß er — „Aug in Aug", ein deutscher Mann —, auf den völlig Wehrlosen, Eingeschlossenen. Erst zwei Schüsse, dann weitere drei, als Bettauer den Versuch machte, sich zu verteidigen. Trotz der fünf Treffer, auf eineinhalb bis zwei Meter abgegeben, war Bettauer nicht tot. Nach der grenzenlosen Tortur dieser langsamen Abschießerei mußte er noch viele Tage lang leiden.

Die Verteidigung war auf Geistesverwirrung angelegt. Zwei Gerichtspsychiater hatten den Jüngling für unzurechnungsfähig erklärt, aber als Grenzfall an die Fakultät weitergegeben. Das Fakultätsgutachten, höchste Instanz Oesterreichs, erklärte ihn für zurechnungsfähig.

Der Jüngling trug ein Glockenjakett und zeigte eine gewisse peinliche Eleganz. Er sprach, wie eine Schauspielerin in der Provinz die Jungfrau von Orleans spricht, weich, hingebend, die Augen ins Leere gerichtet. Vision, Stimmen gehört — aber eigentlich wollte er das nur unter Ausschluß der profanen Oeffentlichkeit erzählen. Schließlich durften wir doch zuhören. Die Vision hätte von jeder Feuilleton-Korrespondenz besser geliefert werden können, sie war fadenscheinig und saftlos. Die Stimmen waren nicht per Lautsprecher gekommen, sondern mehr aus dem Herzen, so quasi per Kopfhörer. Sein Auftrag aber, Bettauer zu ermorden, schien mir ganz präzis gegeben zu sein, und im übrigen erfuhr man, daß Rothstock ein Nachfolger Jesu Christi ist, der vor 2000 Jahren geboren wurde, „um die jüdischen Schriftsteller und Gelehrten auszurotten". Getötet hatte er Bettauer nicht — denn „kein Mensch kann sterben" — nur aus dem Diesseits ins Jenseits geschickt, hauptsächlich in Bettauers Interesse, der hienieden nichts Schlechtes mehr tun würde. Rothstocks Mutter ist Tschechin, er selbst hat erst mit zwölf Jahren angefangen, deutsch zu lernen, seine Weltanschauung dementsprechend germanisch-religiös; das Verbot, Menschen zu töten, ging ihn jedoch in Anbetracht der Stimmen nichts an. Da dieser Attentäter zweifellos schwachsinnig ist, obgleich er bewußt simulierte, blieb er völlig uninteressant. Er wurde freigesprochen, aber als gemeingefährlicher Geisteskranker interniert. Nach

einem Witz von Carl Josef hatte er beim Einzug in die Irrenanstalt die Vision: Hier bleib i net lang!

Aber sein Schicksal interessiert uns nicht, so wenig wie das Urteil, obwohl es im Anschluß an frühere Geschworenenfreisprüche in Mordprozessen auf andere Balletteusen der Tragik lockend wirken könnte. Interessant hingegen war die Prozedur.

Vorsitz führte Hofrat Ramsauer, gegen dessen drakonische Urteile Bettauer leidenschaftlich und lange Zeit polemisiert hatte. Er schloß aus der Beweisaufnahme das Thema: Bettauer fast ganz aus. Die Fragestellung sollte nur lauten: Mord oder nicht? Verantwortung oder nicht?

Zwei Fürsorgeschwestern durften trotzdem bekunden, durch ihre Hände seien Mädchen gegangen, die sich durch ihre Inserate in Bettauers Zeitung die Freundschaft von Luetikern zugezogen. Zwei Sekretärinnen Bettauers, die aber nur als Tatzeugen geladen waren, durften aussagen: Es hätte nie ein besserer Mensch als Bettauer gelebt. Der vornehmste Arbeitgeber, wohltätig bis zur Selbstverleugnung, begeistert für seine Ideen, nicht zornig, nur traurig, wenn man sie mißverstand. „Dieser Saal wäre viel zu klein für alle Menschen, die von Bettauer Wohltaten genossen haben!"

(Tatsächlich hatte Bettauers Leichenzug eine Gefolgschaft von Zehntausenden, wie sie Wien beim Begängnis einer Privatperson nie gesehen. Tatsächlich war er, der von Rechts Verhaßte und Verfolgte, der Abgott von Unzähligen, spaltete sich an seiner Person gleichsam die öffentliche Meinung, lagen auf seinem Schreibtisch täglich Berge von Briefen Verzweifelter, die von ihm Rettung aus sexueller, finanzieller Not oder Gewissenspein erhofften.)

Hofrat Ramsauer ließ im Beweisverfahren die Prinzipfrage: Literatur oder Kitsch, Pornographie oder Aufklärung, Judentum oder Antisemitismus so wenig diskutieren wie Bettauers Persönlichkeit, sein Wollen, sein Ethos. Keine Zeile seiner Schriften wurde vorgelesen, kein literarischer Sachverständiger gehört, keinem seiner Mitarbeiter und Kollegen das Wort erlaubt.

Wer sich an diese Begrenzung des Beweismaterials hielt, war der Herr Staatsanwalt. Im letzten Wiener Mordprozeß gegen Mencia Carniciu erklärte sein Kollege „der Paniza hat allerdings selbst zwei Meuchelmorde begangen — das war kein schöner Zug von ihm". So weit ging dieser Staatsanwalt nun doch nicht „Nehmen Sie selbst an, verehrte Geschworene, daß er ein Schädling war . . .!" Er stellte sich mehr auf den Standpunkt „Verbrechen sind immer begangen worden, ihr Grund liegt in den Verhältnissen". „Wir leben in einer Zeit der

Irrungen und Wirrungen". Immerhin gab er zu „Mord ist verwerflich". Aber nach der Aussage eines Chirurgen, kein Schuß sei von hinten gefallen, hatte er eilig seine Anklage auf Meuchelmord zurückgezogen und nur die auf Mord bestehen lassen. Er ging auch nicht gleich so weit, deswegen Strafantrag zu stellen, sondern gab schlicht und redlich der Hoffnung Ausdruck, seine verehrten Geschworenen würden „das Recht" schon finden. (Auf Wienerisch heißt das, sie würden's schon richten!)

Ein Anwalt der Familie Bettauer war als Nebenkläger zugelassen, ein tapferer Mann. „Ich scheue mich nicht, in diesem Saal zu bekennen, daß ich katholisch und gläubig bin." Die zweifellos ethisch orientierte Person Bettauers ließ auch er, den Direktiven des Vorsitzenden entsprechend, aus dem Spiel, aber auch Rothstock zeigte er ein wenig die kalte Schulter. Nein, hier konnte er Herrn Rothstock nicht beipflichten, seine Auffassung der Religion ließ den Mord nicht gelten — selbst dann nicht, „wenn Sie annehmen, verehrte Geschworene", daß Bettauer ein Seuchenverbreiter und Abschaum gewesen. Auf das geringe Zeugenmaterial ging er so wenig ein wie der Staatsanwalt. Die Frage, ob nur die Anzeigen in „Er und Sie" Annäherung an Luetische gebracht, nie die gleichlautenden der großen Zeitungen, blieb offen.

Dann sprach der Verteidiger Dr. Riehl, Führer der Nationalsozialisten Oesterreichs. Sprach drei Stunden lang, ein geschulter Agitator, rethorisch seinen „Gegnern" weit überlegen. Nicht nur rethorisch. Für ihn gab es all die Prinzipienfragen, die bisher nicht diskutiert wurden, für ihn gab es die Person Bettauers, er allein durfte über den Ermordeten sprechen. Er brachte Inhaltsangaben aus Bettauers Romanen, die man nicht vorgelesen hatte, die keiner kannte, er zitierte — und zitierte falsch — er sah in Rothstock den Retter Wiens vor der jüdischen Despotie, Zersetzung, Sodomsierung. Sein Antrag, wie der der Verteidigung auf Vorlesung von Briefen aus dem Publikum war abgelehnt worden. Aber jetzt, im Plädoyer, war das etwas ganz anderes, jetzt folgte Brief auf Brief. Ein Kind in Mürzzuschlag hatte nach dem Essen erklärt, „jetzt bin ich dick wie eine schwangere Frau", das war Bettauers Schuld, hatte man dem Verteidiger geschrieben. In dem Brief einer „edlen deutschen Frau" an Rothstock stand „Oesterreich ist Ihrer gar nicht wert". Und was er vor allem zu rühmen fand: „Die denkbar ritterlichste Art mit der diese Tat ausgeführt worden war."

Auch diese Plädoyers waren einzeln nicht viel interessanter als der Angeklagte. **Interessant war in diesem Prozeß nur die Prozedur.**

Hofrat Ramsauer hatte den Verteidiger nicht ein einziges Mal unterbrochen. Mit geschlossenen Augen lag er in seinem Stuhl und ließ es zu, daß dies Plädoyer als erwiesene Tatsache behandelte, was gar nicht Gegenstand der Beweiserhebung gewesen, daß ein Toter beschimpft, ja mit Schimpfworten bedacht wurde, dessen Verteidigern man den Mund verboten hatte. Sein hartes Bauerngesicht hatte nicht einmal gezuckt, in diesem monumentalen Schädel schien kein Leben zu sein, dieser im Prinzipiellen so unerbittliche Richter, gegen dessen Bluturteile Bettauer sich müdegeritten hatte, schien ohne Prinzip.

Aber dann geschah etwas ungeheuer Dramatisches.

Nach Riehls Plädoyer passierte es, daß im Auditorium Bravo geschrien und applaudiert wurde. Der Vorsitzende drohte, den Saal räumen zu lassen. Dann begann er die Rechtsbelehrung.

Er begann so trocken und sachlich, wie alle Rechtsbelehrungen gegeben werden. Sprach über die Länge des Revolvers, der eventuell als verbotene Waffe zu bewerten sei, erklärte, der Verteidiger sei in seinem Plädoyer zu weit gegangen, aber es sei nicht seine Art, Verteidiger zu unterbrechen. Aber immer mehr Leben kam in diese wulstige Stirn und in dies hartgeschnitzte Gesicht — es war mir, als hätte der Applaus im Publikum das Gewissen in diesem Beherrscher der Verhandlung wachgerufen, als quälte es ihn, daß er zugelassen, was kein Richter zulassen darf. Seine Worte wurden heftiger und wuchtiger, er selbst sprach nun aus, was Staatsanwalt und Nebenkläger auszusprechen unterlassen hatten. Er verteidigte den Ermordeten, objektivisierte die Arbeit seines Lebens, wischte fort, was der Nationalsozialist in seiner Demagogenrede an Schmutz über ihn geworfen hatte. Er zertrümmerte den Appell an die Geschworenen: nur ein Freispruch könnte Deutschösterreichs Ehre retten. Nein, nur im Recht in der strengsten Durchführung des Rechtes läge die Ehre eines Landes verankert, und wenn dies Land germanisch-christlich sei: Morden sei weder germanisch noch christlich.

Diese Rechtsbelehrung klang wie ein Plädoyer und war ein Plädoyer, unendlich viel eindrucksvoller in seiner Kürze als die drei Plädoyers, die wir gehört hatten.

Bettauer ist tot, Rothstock höchstens psychiatrisch von Interesse. Sein Schicksal ging uns nichts an — mir schien, als sei das Schicksal Ramsauers Inhalt und Erlebnis dieses Tages.

Ich glaube, daß er als Richter gänzlich versagt hat. Aber mir schien, als hätte er großes Menschentum furchtlos manifestiert.

In seiner klaren, zweckschönen Art nennt irgendwo Nietzsche den Beruf das Rückgrat des Menschen. Gewiß, der Beruf ist eine Wirbelsäule, die den Menschen im Gewühl seiner nach Licht, Luft, Besitz und Genuß kämpfenden Mitmenschen Halt und Stoßfertigkeit verleiht, ihn befähigt, von diesem Stützpunkte aus selbst die Hebel seiner Arme und seines Geistes niedersausen zu lassen. Das Tragische ist nur, daß dieses Lebensgerüst nicht wie das natürliche Skelett aus den Keimzellen dieses bestimmen Menschen wächst und sich in ihm entwickelt, harmonisch determiniert durch die überkommene Erbmasse, in Gleichgewicht und im richtigen Ausmaß gehalten durch alles, was in diesem einen Körper kreist, drängt und bildet. Der Beruf ist ein künstlich eingepflanztes, unflexibles Rückgrat, eine Rückgratprothese. Das Fürchterliche dabei ist, daß dieser Fremdkörper fast nie von dem Organismus, in den man ihn eingesetzt hat, beeinflußt werden kann, daß nicht er es ist, der sich dem geheimen eigenbestimmten Getriebe und Milieu seines Wirtes anpaßt, sondern daß er, mehr als alle Drüsen und Zellen den Organismus — und das ist das, was man Körper und Seele nennt — formt, beherrscht und zwingt. Wie die Hyperfunktion gewisser Drüsen, Kröpfe, Elephantenfüße und Riesenköpfe, aufgeschwemmte Körper, Blödsinn erzeugt, so tut es auch die rücksichtslose, unangepaßte Funktion des Berufes. Könnte man ein Koordinatensystem entwerfen, in dem man die reinen Ausmasse des Körpers und des Geistes eines Menschen zu einer gemeinsamen Figur vereinigte, es würden greuliche Bilder resultieren: Kröpfe, Elepfantenfüße, Riesenköpfe, Blödsinn.

Das Ideal wäre vielleicht Berufslosigkeit, etwa wie die des Tieres und des Urmenschen, Berufslosigkeit, die in diesem Falle mit Allberuflichkeit zusammenfällt, da das Individuum in naturgemäßer Weise alles Notwendige selber besorgt und ausführt. Aber das ist Utopie, wenn auch diese Utopie bei der modernen Kindererziehung als Vorbereitungsstadium immer mehr in Uebung kommt. Ein anderer Weg ist der der angepaßten Berufswahl. Man sucht vor der endgültigen Wahl den auf ein bestimmtes Einzelwesen am besten abgestimmten Beruf. Man studiert den Gesellschaftsnovizen, man sucht ihn sogar mit mechanischen psychologischen Messwerkzeugen und -methoden genau zu errechnen. Und dann gibt man ihm einen Beruf. Das Rückgrat ist eingesetzt und bis an sein Lebensende steht dann der Mensch unter der Herrschaft dieses Rückgrats, ob nun bei den Messungen ein Fehler unterlaufen ist oder

nicht, ob nun die Messungen beweisend waren oder nicht, ob nach einigen Jahren sein Organismus ganz andere Maßzahlen liefert oder nicht. Es ist ein plumper, unbescheidener Weg. Die Natur läßt sich einfach nicht zu bestimmten Diensten assentieren! Es gibt nur einen Weg, auf den man sie zu freiwilliger Arbeit bestimmen kann: das ist der Weg des Experimentes. Solange wir nicht das Berufsexperiment haben, werden wir alle Qualen des Berufselends haben. Es muß den Menschen möglich gemacht werden, sich versuchsweise verschiedene Rückgrate einzusetzen, zu beobachten, welches von diesen Rückgraten am wenigsten den inneren, vorherbestimmten, Gleichgewichtstakt des Organismus stört, welches sich am besten dem Takte der Individualmaschine anpaßt, welches etwa sogar dem gegebenen Rhytmus gleichgerichtete, lustvolle Impulsive erteilt. Die menschliche Gesellschaft muß — zu eigenem Nutzen — den Wechsel der Berufe erleichtern, ja, vielleicht obligatorisch machen, und von der stumpfsinnigen fatalistischen Art der „Berufswahl fürs Leben“ abkommen.

Welche Arten von Rückgratträgern haben wir jetzt? Wir haben eine bemitleidenswerte Menge von Menschen — die große Menge, der Menschheit Jammer —, die in einem ungeliebten, ungehaßten Berufe dumpf und stumpf, abgetrieben und erschöpft einhergeht wie der Ochse im Joch, die Seiten von den Strängen enthaart und abgerieben. Wir sehen andere, deren ganzes Leben ein zermürbender, aufwühlender Kampf gegen irgendeinen zufällig, zwangsweise oder voreilig gewählten Beruf ist, die von ihm ein Leben lang wie chinesische Sträflinge gequält werden, auf deren Hirne man tagelang im gleichen Takte einzelne Wassertropfen fallen läßt. Und schließlich haben wir die Berufsfreudigen. Aber gerade diese Berufsfreudigen sind verdächtig. Denn nur bei einer winzigen Zahl entspringt diese Freude einer natürlichen, glücklichen Harmonie zwischen Ich und Beruf. Bei den meisten ist die Freude nur ein Zeichen, daß das Ich endgültig und vollständig von dem Fremdkörper Beruf unterworfen und bis in die letzten Regungen bestimmt ist. Das freie, lebendige Ich hat kapituliert, es steht nicht mehr in der Welt, sondern nur im Beruf. In diese arbeitsgeschwellten, in Arbeit jubelnden Bankdirektoren, Stinnesse, Kunststeinfabrikanten, in die „treuen“ Buchhalter und Steuerräte, denen das Büro das Leben bedeutet, in die Aerzte und Rechtsanwälte, die gierig Arbeit zusammenraffen, in dem Handwerker, der von seiner Werkstätte nie loskommt, in alle hat die Drüse Beruf ein Uebermaß von Absonderungen ergossen und sie zu verkalkten, widernatürlichen Mißgebilden gemacht.

Es ist Zeit, daß der Beruf aus seiner starren, lebensbestimmenden Form gestürzt wird, daß man ihn beherrscht, kommandiert, daß man ihn gelenkiger, übertragbarer, handlicher macht. Er muß aus seiner monarchischen Position vertrieben werden, ihm sind keine klösterlichen Gelübde ewiger Berufsknechtschaft mehr zu leisten. Man darf ihm nicht mehr die Zeit lassen, die Herrschaft über einen Menschen bis zur letzten Verkalkung an sich zu reißen. Das kann nur dadurch geschehen, daß es den Menschen klar wird, daß es unwürdig ist, ein ganzes Leben lang nur einen Beruf auszuüben, daß es zur Selbstverständlichkeit wird, von Zeit zu Zeit schon aus geisteshygienischen Gründen den Beruf zu wechseln und daß man sich dazu entschließt, von Staats- und Gesellschaftswegen etwa im vierzigsten Lebensjahre als Regel einen neuen Beruf zu wählen. Es wäre eine Art Wiedertaufe. Shaw sagt in „Zurück zu Methusalem", daß die Menschen als Kinder sterben, ohne Erfahrungen, daß sie wenigstens 300 Jahre alt werden sollten. So paradox es klingt, die größte Erfahrung, die man braucht, ist die über sich selbst, und erst in ihrem Besitze kann ein Beruf gewählt werden. Jetzt weiß man oft erst am Ende des Lebens, welchen Beruf man an seinem Anfang hätte wählen sollen. Lösen wir dieses Dilemma, indem wir wenigstens in der Mitte des Lebens wählen! Die Ausführung ist und wäre nicht schwer. Alle Berufe verbreiten um sich einen lügenhaften Nebel und Dunst, indem sie von ungeheuer schwierigen Fertigkeiten, von schwer erlernbarer Praxis sprechen. Aus allen Berufen bleckt uns der Fachmann seine Zunge entgegen. Aber in vierzig Jahren erwirbt sich jeder halbwegs fähige und nicht allzuleicht verknöcherbare Mensch eine Fülle von gehirnlichen Fähigkeiten und Fertigkeiten, er hat einen großen Fonds von Begriffen, Verallgemeinerungen, mit denen er das Grundgebäude eines neuen Berufs rasch aufgebaut und erworben hat. Aber noch mehr! Er selbst bringt in den Beruf Handgriffe, Gedankengänge, praktische Erkenntnisse, Erleichterungsmöglichkeiten aus seinem alten mit. Er wird wahrscheinlich neue und nützliche Wege weisen, die den Fachleuten nie aufgeleuchtet wären. Er wird aber durch den neuen Beruf vor allem auch einen neuen Lebensimpuls, eine neue Jugend erhalten, ein neues Weltbild wird vor ihm auftauchen, die graue Welt seines alten Berufes wird gegen eine neue farbenreiche eingetauscht werden. Jungsein heißt Neues sehen und — lernen. Alte Gichtkonkremente seines Gehirns werden sich durch die neue Bewegungsart auflösen. Freilich, freilich, es wird anfänglich nicht zu leicht gehen, denn die schwierigsten

Erfahrungen, die er machen muß, sind die Erfahrungen mit seinen neuen Berufsgenossen. Ein jeder Beruf hat seine eigene Art von Leidenschaften und beruflichen Gesellschaftsformen. Das Bild der Konkurrenz ist in jedem Beruf ein anderes. Der Streber, der Vorgesetzte, der Freund, der Feind hat in jedem Berufe ein anderes Gesicht, eine andere Intensität. Und das sind vielleicht die Punkte, durch die die berufliche Seelenwanderung mit den Qualen rauher Geburtswehen verbunden sein könnte. Aber wer nähme diese Schmerzen nicht auf sich, wenn ihm neue Jugend, wenn ihm Neugeburt winkt?

ERNST BLASS

FORT VON BERLIN!

Ich bin gegangen durch viele Straßen
In dem mir scheinbar bekannten Berlin.
Ich sprach mit Menschen, die neben mir saßen,
Sie grüßten mich und ließen mich ziehn.

Nun liege ich einsam in den Kissen
Und fühle nur, daß alles war.
Und dennoch ist es mir ganz entrissen
Und auch im Grunde garnicht klar.

Auf meinem Nachttisch tickt die Uhr,
In meiner Nähe ist ein Schrank.
Und ich, dem alles widerfuhr,
Bin nicht gesund und bin nicht krank.

Ich seh noch eines Mädchens Glieder,
Ich höre Plaudern überall;
Dazwischen meiner eigenen Lieder
Einsilbig alten Regenfall.

Dort vor dem Fenster ist die Straße,
Das nächtlich windige Berlin.
Die ihr mich meßt mit falschem Maße,
Laßt mich, ich bitt' euch, wieder ziehn!

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Oktoberwoche.

Etwas außerordentliches ist geschehen: die „Repräsentanz“ der Gewerkschaft Georg von Giesches Erben hat sich entschlossen, eine Großbank, die Discontogesellschaft zu den Rekonstruktionsversuchen hinzuzuziehen, die auch bei diesem Unternehmen nötig geworden sind. Man muß sich die Geschichte von Giesche vergegenwärtigen, um die Größe des Entschlusses — der kein freiwilliger mehr war — zu würdigen. Repräsentanz heißt dort, was man im gewöhn-
die Namensgebung ist nicht das einzige, was kurios ist
lichen Leben schlicht als Grubenvorstand bezeichnet. Doch
an dem Gieschekonzern. Vor dem Kriege zählte er zu den bedeutendsten Wirtschaftsgebilden in ganz Deutschland, mindestens ebenbürtig den Krupp und Stumm, hoffähig wie diese, feudal bis auf die Knochen. Durchs ganze 19. Jahrhundert, durch Krieg, Revolution und Inflation wurde in dieser Hochburg der Reaktion auf engherzigste konserviert, was die Ahnen um die Wende des 16. und 17. Jahrhunderts aufgebaut hatten. Der gesamte Zink- und Bleibesitz — der weitaus größte im Vorkriegsoberschlesien, und dazu eine europäische Spezialität! — war eingebracht in eine zehntausendteilige Gewerkschaft. Neuntausend Kuxe waren fest in Händen oberschlesicher Aristokratie, die letzten tausend liegen noch heute unberührt, weil man sich nicht entschließen konnte, sie an profane Sterbliche zu verkaufen. Das Statut der Gewerkschaft mutet an wie eine mittelalterliche Ordensvorschrift, und wenn auch nicht gerade Blutsproben für die Zugehörigkeit zum Verwaltungskörper verlangt wurden, so war doch durch strenge Vorschriften die Exklusivität des alten Kreises garantiert. Böse Zungen behaupten, daß die doppelte Buchhaltung erst in jüngster Zeit die kameralistische Rechnungsführung verdrängt habe. Nach dem Kriege, als eine wirklich unglückselige Grenzziehung den Felderbesitz in einen polnischen und einen deutschen Teil zerrissen hatte, da

raffte sich die Gewerkschaft auf und stellte, um etwas mehr Schmiß in den Betrieb hineinzubringen, einen neuen Mann an die Spitze der Repräsentanz: den ehemaligen kaiserlichen Generaladjutanten Mewes. Dieser forsche Herr schien sein Geschäft nicht schlecht zu verstehen. Es wurde kräftig expandiert nach modernstem Muster. Man machte sogar in Oel und in Kunstseide. Und zunächst florierte alles aufs beste. Freilich war es nur die Inflation, die Gewinne vortäuschte, und als es zu Ende war mit dem Geldwertrutsch, da war auch bei Giesche die Kalamität da. Zum Gegenzug vermochte man sich hier noch weniger zu entschließen wie anderwärts. Das vermeintliche Prestige hinderte daran, Abstoßungen vorzunehmen und die anschwellenden Schulden zurückzudämmen. Eine Zehnmillion kam zur anderen, und als es garnicht mehr weiterging, da fand auch die Gewerkschaft Giesche, wie so viele andere Bedrängte, Zuflucht in den rettenden Armen der Preußischen Staatsbank. Aber die 15 Millionen, die dabei heraussprangen, reichten nicht hin zum Leben, und nicht zum Sterben; so mußte die uralte Gewerkschaft noch einen Schritt weitergehen. Sie trat in Verbindung mit dem amerikanischen Harrimannkonzern, der sich für ihre Zinkfelder interessierte. Das polnische Zinkgeschäft sollte künftig von den beiden halbpart gemacht werden. Einige der maßgebenden Persönlichkeiten sträubten sich gegen diese Durchbrechung aller Tradition. Die Gesellschaft zeigte in den Verhandlungen mit den amerikanischen Kreditgebern eine höchst peinlich wirkende Unentschlossenheit. Was eben zugesagt wurde, das wurde am nächsten Tage wieder bestritten. Die Harrimannleute waren fassungslos ob so viel Unerfahrenheit in wirtschaftlichen Dingen. Sie drohten, sich von dem Geschäft zurückzuziehen, und in der Verzweiflungsstimmung, die nun entstand, weil die Verbindlichkeiten immer dringlicher Befriedigung erheischten, da lieferten sich die schlesischen Feudalherren dem sachkundigen Rat einer Großbank aus und brachen so mit einer mehr als zweihundertjährigen Ueberlieferung. Denn obwohl die Discontogesellschaft unzweifelhaft die „rechteste" ist von allen unseren Großbanken, ganz arisch gehts auch bei ihr nicht zu. Nun soll *sie* es versuchen, mit Harrimann ins

Reine zu kommen und den modrigen Ruinen von Giesche neues Leben einzuhauchen. Der Vertrag des Herrn Mewes wird kaum verlängert werden. Auch die Repräsentanz dürfte verschwinden.

Reich, Länder und Gemeinden kündigen seit Monaten jedem, der es hören will, an, daß die sogenannte Steuerreform sich bereits in einer Verminderung der öffentlichen Einnahmen auszuwirken beginne (immer wieder „beginne“). Gerade in diesen Tagen werden die großen Vorauszahlungen auf die Hauptsteuern fällig, und es ist ratsam, erst einmal deren Ergebnis abzuwarten, ehe man definitiv urteilt. An dem bekannten Gesamtresultat wird sich kaum viel ändern: Annähernd 11 Milliarden Mark Steuern wurden im vergangenen und werden im laufenden Etatsjahr aus dem Wirtschaftskörper gezogen (ungerechnet die Reparationen;) während der Gesamtbedarf aller (Verwaltungsstufen vor dem Kriege noch keine 5 Milliarden betrug, einschließlich 1,6 Milliarden jetzt größtenteils fortgefallener Wehrmachtausgaben. Angesichts dieser nicht abzuleugnenden Zahlen hätte man wohl erwarten dürfen, daß die öffentliche Hand die fetten Jahre dazu benützen würde, um durch Rückstellungen Vorsorge zu treffen für magere Zeiten, die kommen könnten. Aber an Rückstellungen hat niemand gedacht. Im Gegenteil, die Gemeinden geben sich mit ihren hohen Einkünften nicht einmal zufrieden. Sie brauchen noch mehr, und was durch Steuern nicht beschafft werden kann, das sollen die kommunalen Auslandsanleihen bringen, um deren Zustandekommen sich mehrere Dutzend deutscher Städte zur Zeit aufs eifrigste bemühen. Nach Berlin, Köln, Bremen, München erscheinen jetzt Augsburg, Düsseldorf, Frankfurt, Heidelberg, Nürnberg auf dem Plan, um nur ein paar zu nennen und ohne der zahllosen Gemeinden zu gedenken, die ihre Kreditwünsche zu einer großen Sammelanleihe der deutschen Städte zusammenzufassen gedenken. Diese soll allein zweihundert Millionen Mark eintragen, und wenn alles nach Wunsch geht, so wird demnächst rund eine halbe Milliarde neues Auslandskapital zur Stelle sein. Träger dieser

Kredite ist nicht die private Wirtschaft. Sie muß sich, von einzelnen besonders gelagerten Fällen abgesehen, damit begnügen zuzusehen, wie die Städte, die eben erst durch die allgemeine Ueberbesteuerung ihren Kredit gestärkt haben, der ausgesaugten Geschäftswelt obendrein das Auslandskapital wegschnappen, dessen die so notwendig bedürfte. Die Städte haben viel nützliches vor mit dem neuen Geld. Neben Elektrizitäts-, Gas- und Wasserwerken werden Theater, Festhallen, Sportplätze, Schwimmbäder, Krankenhäuser und Kanalisationsanlagen errichtet, und wenn auch, dank der Ueberwachung durch Reich und Länder, der Anleiheerlös selbst nur werbenden Zwecken zugeführt werden darf, so steht doch nichts im Wege, daß die betreffende Gemeinde, um der Auflage zu entsprechen, mit der rechten Hand, in der die Dollars ruhen, produktiv wirtschaftet, mit der linken aber, die die Steuergelder hält, um so unproduktiver. Gewiß können auch unproduktive Ausgaben sehr wichtig sein. Wer gönnte nicht den Sportlustigen ihre Plätze und den Kranken die hygienische Unterkunft? Aber leider können wir nicht nach Belieben aus dem Vollen wirtschaften, sondern sind gezwungen, uns aufs äußerste nach der Kapitaldecke zu strecken. Dr. Schacht hat sein Talent, zu richtiger Zeit auszusprechen, was allen auf der Zunge schwebt, aufs neue erprobt, als er vor Antritt seiner mythenumwobenen Amerikareise die augenblickliche Pumpwirtschaft der Kommunen aufs schärfste verurteilt hat. Das Malheuer ist nämlich, daß es mit der Aufnahme der Auslandsanleihen nicht getan ist, sie müssen auch getilgt und verzinst, und zwar immer noch recht teuer verzinst werden. Die freigiebige Wirtschaft, die die Kommunen in der Gegenwart betreiben, belastet also die Finanzen der folgenden Jahre. Sträuben sich Finanzminister und Kämmerer heute unter irgendwelchen Vorwänden gegen den Steuerabbau, so werden sie in Zukunft noch um einen Vorwand reicher sein. Sie werden, wenn die öffentliche Verschuldung weitere Fortschritte macht, nicht mit Unrecht sagen können, daß die hohe Zinslast dazu zwingt, die Steuereinkünfte aufrecht zu erhalten, wenn nicht zu vermehren. Nicht etwa wird nur die einzelne Stadt ihre spezielle Last auf die Steuerzahler ihres Bezirks abladen, sondern infolge der Uniformierung durch den Finanzausgleich, der auf die Bedürfnisse der am schlechtesten wirtschaftenden Kommune abgestellt wird, pflanzt sich der Druck nach allen Seiten fort. Die Finanzreform, die man allzu zaghaft und viel zu spät von vorn in Angriff zu nehmen begonnen hat, wird damit gleichzeitig durch die Auslandskredite — von hinten herum — wieder in Frage gestellt.

GLOSSEN

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

1.

Über mich selbst

Fast alle vier Wochen bekomme ich irgend eine Aufforderung, etwas über Theaterdinge zu schreiben. Sei es über Dekorationen, über Regieaufgaben, über die Schauspielkunst oder über das Publikum oder „über" irgend sonst etwas, das auf Bühne oder Drama Bezug hat. Ich schreibe nun seit über 25 Jahren ständig Stücke für unser Theater. Lange und kurze, ernste und heitere, geschichtliche und neuzeitliche, in Versen und in Prosa. Aber fast niemand kümmert sich um diese. Ich würde auch gerne jeden dramatischen Auftrag erfüllen, wenn man ihn mir stellte. Und harre bei jeder Post auf einen Brief an mich, der da lautet: „Wieviel Geld brauchen Sie, um zwei, vier oder acht Wochen zu leben? Wir schicken es Ihnen, damit Sie uns dann in dieser Zeit einen Sketch, ein Lustspiel oder ein fünfaktiges Trauerspiel verfassen. Wir möchten dabei dies und das berücksichtigt haben".

Niemals kommt ein solcher oder ähnlicher Brief bei mir an. Statt dessen nur die Bitten, wieder einmal etwas über ein Theaterthema zu schreiben. Ist das nicht auf die Dauer mehr tragisch als komisch? Man müht sich mit allen Kräften, die in einem sind, um die Bühne der Gegenwart. Man reiht Stück an Stück. Immer wieder ein verschiedenes Genre. Immer ein neuer Vorwurf, neue Rollen und Aufgaben. Und niemand probiert sie aus, niemand vertieft sich darin, mehr noch, beschäftigt sich überhaupt damit. Man wird es so leid, dies ewige Wiederkäuen alter ausgeleierter Bühnenfragen, dies Schreiben über den Wald in Shakespeare's „Sommernachtstraum" oder über die „Flicken in der Hose des Geizigen" oder über die Scheinwerferbeleuchtung oder über Tairoff's Behandlung des Bühnenkostüms oder über die Ueberwucherung des Monologischen bei den Expressionisten oder über Wallenstein's Schuld oder über Hamlet's Verhältnis zu Ophelia oder über Faustens Verklärung oder über Geistererscheinungen oder über die Ueberschätzung der Dekorationen bei der heutigen Bühne oder über die Beziehungen vom Film zum modernen Drama oder über Penthesilea's Seelenerkrankung oder über Hebbels und Wagner's Nibelungen oder über das Husten im Theater oder der Henker weiß worüber sonst noch.

Soll das wirklich noch so bis an mein Lebensende weitergehen? Ich nähere mich meinem 50. Geburtstag. Aber noch immer sehe ich mich beharrlich von unsern deutschen Theatern ausgesperrt, auf denen jedes kitschige Stück eines Ausländers ausprobiert wird, wenn es nur Aufsehen und Tageslärm verspricht. Immerfort werde ich vom eigenen Schaffen ins bloße Kommentieren, in das Schreiben und Reden über anderes gedrängt. Und ich bin überzeugt, daß, wenn ich nächstens meine Ueberfahrt antrete und drüben am anderen Ufer im Jenseits anlange, so werde ich dort als nächstes einen Brief vorfinden, des folgenden Inhalts: „Können Sie uns nicht einen Beitrag schicken über den Tod als allgemeine traurige Begleiterscheinung des Lebens oder über das Sterben auf der Bühne? Gruß von Direktor Saltenburg und Barnowsky, die sich sehr über Ihren Artikel freuen würden.

Herbert Eulenberg

2.

Chlodwig Hohenlohes unverkürzte Memoiren

Auf Ihre öffentliche Anfrage beehren wir uns, Ihnen mitzuteilen, daß der 3. Band der Denkwürdigkeiten des Fürsten Chlodwig von Hohenlohe-Schillingsfürst zurzeit bearbeitet wird und voraussichtlich im nächsten Jahr erscheinen kann.

Deutsche Verlags-Anstalt
(Kipper)

DER SPITZEL GINGELBAND

Ist das, was wir Entwicklung nennen, letzten Endes nicht mehr als eine Folge von wechselnden Beleuchtungseffekten? Menschen und Dinge bleiben gleich, nur die Scheinwerfer senden ein anderes Licht. Und wir glauben an große Veränderungen nur, weil das grün ist, was eben noch rot erschien. Weil Thomas Gingelband das nicht rechtzeitig erkannte, deshalb sitzt er heute im Narrenhaus.

Gingelband, nach Beruf und Wesensart Spitzel, ist, wie viele Spitzel, im Grunde nur ein versetzter Held. Ja, er begann seine Karriere als deklarierter Held. 1917, damals 24jährig und gerade vor der Einziehung stehend, hörte er im Wirtshausgarten, wie einer behauptete, auch die Engländer seien Menschen. Gingelband warf sich sofort tätlich auf das Individuum und überlieferte es der Polizei. Es kam nach Sonneberg. Gingelband aber als Reklamierter in einen lebenswichtigen Betrieb.

Hier betätigte er sich spazierengehend durch die Werksstuben und Arbeitsräume, Gespräche anknüpfend, Wortfetzen erhaschend. Schnell gelang ihm die Säuberung des Hauses von schlechten Elementen, die unverzüglich k. v. geschrieben, an der Front wertvolle Dienste leisteten und die Siegeszuversicht der Kampftruppen hoben.

November 18 trug unser Thomas eine rote Kokarde und enteignete die Bourgeoisie. Aber eines Abends am Landwehrkanal lustwandelnd, da traf er einige frühere Arbeitskollegen. Die griffen ihn hocherfreut und ließen ihn sacht ins Wasser gleiten. Ein Polizeiboot fischte ihn auf und gab ihn seinen politischen Aufgaben zurück.

Gingelband zog trockene Kleider an und wurde deutschnational. Sofort erkor man ihn, auf Vorpostendienst in eine rote Truppe zu ziehen. Er führte sich tadellos ein. Bald waren zwei Dutzend von den Roten verhaftet, aber rätselhafterweise wurde auch der Führer von seinen Nationalen eingebuchtet. Großes Verwundern darob, Vertrauensmänner beider feindlichen Fakultäten kamen zusammen und überein, Thomas zunächst den Schädel einzuschlagen. Was alsbald geschah. Mühelos überwand seine kräftige Konstruktion den Echec. Und nun erscheint er abwechselnd in Pommern, in Oberschlesien und Ostpreußen, überall, wo was los ist, immer von einem Mysterium umgeben, das denen gefährlich wird, die den Schleier lüften wollen. 1922 bringt eine klaffende Kopfwunde und zahlreiche Tschechenkronen. 1923 langt er in München an, wo er sofort in delikater Mission nach dem Ruhrrevier geschickt wird, wofür er einen Koffer Papiergeld und einen Bauchschuß erhält, welch letzterer ihn diesmal fast an den Rand des Spitals bringt. Dennoch überwand seine gediegene Konstruktion auch diesen Echec ohne ärztliche Hilfe.

Nach München zurückgekehrt, entlarvt er eines Tages, aus dem Löwenbräu kommend, einen älteren Herrn mit grauem Spitzbart als einen der Weisen von Zion. Vergebens beteuert der Angeschuldigte, der praktische Arzt Dr. Maier aus der Kaulbachstraße zu sein. Er wird sofort abgeführt, Gingelband aber vom Volke gefeiert und auf Flügeln des Gesanges in Hitlers Hauptquartier getragen. Doch schon wenige Tage später liegt er auf der Schleißheimer Landstraße einem Automobil im Wege, neben ihm eine an seinem Hinterhaupt zertrümmerte Bordschwelle. Schnell überwindet seine solide Konstruktion auch den Echec, tatenfroh wendet

er sich nach Norden, in neuer Umgebung alte Künste übend. Daneben verwaltet er die Kartothek eines vaterländischen Verbandes. Eines Abends ging er, wie oft, in die Wilhelma, geriet dort an eine germanische Edelschnepfe und kam mit einer sehr internationalen Krankheit nach Haus. Kaum erholt von diesem Zwischenfall, wird plötzlich seine Kartothek beschlagnahmt, der Vorstand in geheimer Sitzung verhaftet. Tags darauf ist das Präsidium wieder enthaftet, er selbst befindet sich in einem gepolsterten Wagen auf der Fahrt in die Nervenklinik.

Unbekannt bleibt, was er getrieben, unbekannter noch die Diagnose. Fama tuschelt nur, daß der Direktor der Anstalt, ein notorischer Demokrat, bald strafversetzt wurde.

Erst im Sommer 25 ist er wieder draußen. Er kommt nach Berlin und sieht überall schwarzrotgoldene Fahnen. Staunend geht er durch die Wilhelmstraße. Ueberall Schwarzrotgold. Vor dem Reichstag eine große Menschenmenge. Militär marschiert auf. . . . „So, jetzt wird man auf die Leute schießen!" denkt Gingelband aufatmend, — aber nein, die Soldaten präsentieren vor schwarzgekleideten Herren, die wieder das fatale Abzeichen tragen. Der verzagende Gingelband hört, daß heute Verfassungstag, und das Volk ruft furchtbar laut Hurra, wie ein Wagen mit einem alten Herrn vorüberfährt, dessen Züge ihm irgendwie bekannt vorkommen.

Da schleicht Gingelband in die Siegesallee, völlig gebrochen am Sockel Albrechts des Bären niedersinkend. Melancholisch betrachtet er Kopf, Arme, Beine, Rumpf und findet kaum eine Körperpartie, die nicht für die nationale Sache Wunden empfangen. Er denkt an den Kanal, die Revolverkugeln, das Papiergeld, die Bordschwelle, die Wilhelma, und am späten Abend liegt er noch immer zu Füßen Albrechts des Bären, desperate Reden führend. So entdeckt man ihn. Seine solide Konstruktion ist erschüttert. Am andern Tag fährt er schon wieder im gepolsterten Wagen irgendwohin.

Armer Thomas, er hat in den Monaten erzwungener Klausur den Zusammenhang mit der Welt verloren. Sonst würde er wissen, daß wirklich alles nur Beleuchtungseffekt. Eine neue bunte Scheibe, nicht wahr, die Haut sieht anders aus, aber was hat sich schon groß verändert? Für den Tüchtigen ist immer Raum, auch wenn der Scheinwerfer jäh umstellt. Man darf nur nicht blinzeln.

Lucius Schierling

TISCH MIT BÜCHERN

Dichtung

„Vor ihrer eigenen Form auf der Flucht" — das ist das Stigma der Lyriker von Gestern. Selten gab es in der Literaturgeschichte eine so peinliche Desertation wie bei den Expressionisten. Der Werfel von heute hat mit dem von vorgestern keine Geste mehr gemein. Da wirkt es um so sympathischer, mit welcher Hingebung Alfred Wolfenstein an der eigenen Form festhält. Möglich, daß er unglücklicherweise in eine Zeit hineingeboren wurde, deren Lebenstendenz seiner völlig romantischen und im Romantischen noch hyperbolisch-überspitzten Art fremd bleibt. Man verteidigt nicht einen Stil gegen eine Zeit; mag Wolfenstein zu früh — oder zu spät — gekommen, jedenfalls dem Treiben dieser Gegenwart konträr sein: er ist ein Kopf, der profiliert bleibt, und in dem die glühende Seele des Dichters brennt. In der Dichtung „Der Narr der Insel" (Verlag Die Schmiede), die

er ein Drama nennt, wird das feurige Entbranntsein seiner Geistigkeit dithyrambisch entfesselt; seine Sprache, dem Zugriff der ersten Lektüre verschlossen, öffnet dem suchenden Ohr manche seltene Schönheit. Innigkeit des Gefühls lebt in seinem Wort — und wenn sie sich nicht zum Dialog formen will, so ist damit dramaturgisch etwas dagegen gesprochen, nichts aber vom Blickpunkt der Dichtung aus. Im Gegenteil! Da die Reaktion gegen den Expressionismus ein Wühlen in realster Realistik wurde, sei es vergönnt, einmal festzustellen, daß in Wolfensteins lyrischem Schaffen (bei mancher formalen Schwäche und manchem Abgleiten ins Allzu-Abstrakte) geistige Glut lebt.

Nicht ebenso profiliert bleibt Rudolf Leonhard, wenn er die Formenfremdheit seiner Generation verrät und zu äußerlicher Form strebt. Sein Sonettband „Das nackte Leben" (Verlag Die Schmiede), beweist nicht seine innere Form, sondern die fleißige Bändigung zu einem formalen Schema. Ja, es sind nicht die schlechtesten Gedichte (wie „Zwischen Welten"), die dieser Sonettform erfolgreich widerstehen. Ein Gedicht wie „Anatomie" ist gegen seine innere Melodie in diese Fassung gezwängt. Leonhard wird dem Eigenen am nächsten, wenn er aus dem Wort heraus musiziert wie im „Orphischen Sonett". Will er aber im Sonett gegenständlich werden („Die Sängerin hinterm Vorhang"), so versagt die Schilderungskraft. Schön ist nur seine Strophe, wenn sie ganz aus der Vision des Sprachlichen geboren ist („Tiere in heroischer Landschaft"). —

Ein Versuch, von der Sprache her zur Gestaltung vorzudringen, ist auch das Traumspiel „Schauspieler und Herzogin" von Hermann Linden (Wolf Albrecht Adam-Verlag); es gibt hier seltsame Dialogstellen („Weil Sie Krüppel sind einer schlechten göttlichen Laune"), aber sie rechtfertigen nicht die rückgratlose Willkür des Dialoges, zu dem sich kein sinnvolles Geschehen koordinieren läßt.

*

Allgemeines

Die Schauspielkunst ist weder nach ihrer ästhetischen noch nach ihrer kunsthistorischen Seite hin genügend untersucht worden. Einer ungeschriebenen Konvention zufolge blieb dieses Gebiet der Un-Wissenschaft fast jedem (?) überlassen: der Tageskritik.

Das Werk von Lorenz Kierbüll-Petersen „Die Schauspielkunst" (Deutsche Verlagsanstalt) bleibt aber in der Vorarbeit stecken. Es ist philologisch angeordnet: willkürlich verwendet es das Inhalt-Geschichtliche als Beleg für einen Gedanken — während doch erst im Auffinden historischer Gesetzlichkeit Geschichtsforschung legitimiert ist. Es bewertet, oft mit klugem Erkennen, das Material — ohne die Wertmaßstäbe zu fundieren, so daß sich nicht nur Fehldeutungen, sondern groteske Verkennungen des Historischen ergeben. (So z. B., wenn Verfasser schreibt: „Ganz übel ist es, wenn man natürliche Gegenstände zu Dekorationszwecken gebraucht, wie etwa Reinhardt im Sommernachtstraum echte Birken . . ." Zugegeben, daß dies üblich ist, oder heute so erscheint; es war doch Symptom einer Kunstauffassung, die zu erforschen wäre; es war Stigma eines historischen Momentes, da zwei Stile des Schauspiels sich schnitten, — — und wäre Anlaß wesentlicher Deutung gewesen.) Immerhin ist dies Buch geschickt geschrieben und trägt manches entlegene Material herbei, so daß es dem Laien eine lehrreiche Lektüre sein wird.

Otto Zarek

STIMMEN DER ZEIT

Die Jugend Mussolinis. (Empire Review-London.) Benito Mussolini ist ohne jeden Zweifel ein Sohn des Volkes. Er wurde im Juni 1885 in Predappro geboren, wo sein Vater Schmied und seine Mutter Volksschullehrerin war. Mussolini, der Vater, war ein Mann mit fortschrittlichen Ideen, Internationalist und Freidenker; er wurde sogar wegen gewisser revolutionärer Umtriebe verfolgt. (Wäre heute wahrscheinlich von den Fascisten ermordet.) Benito zeigte von frühester Kindheit an einen leidenschaftlichen und undisziplinierten Charakter. Seine Eltern, die ihn zu Höherem bestimmten, schickten ihn auf das geistliche Kolleg nach Faenza, das er als Schullehrer verlassen sollte. Benito arbeitete, was ihn interessierte, und kümmerte sich wenig um die Autorität der Lehrer. Er gewann einen großen Einfluß auf seine Kameraden und verführte sie immer wieder zum Schuleschwänzen und zum Spiele an Stelle der Arbeit. Selbstverständlich wurde Benito relegiert, vom Vater erst nach Forlimpopoli, dann nach Forli geschickt, wo er endlich das Lehrerdiplom erlangte. Mit 18 Jahren unterrichtete er in Gualturi und hielt dort auch seine erste Rede.

Ueber Maupassant. Von Nicolas Ségur (Revue mondiale-Paris). Wenn es nicht den Riesen Balzac gäbe, könnte man behaupten, daß Maupassant der erste Erzähler des 19. Jahrhunderts ist, sicherlich größer als Flaubert, Zola, Dandet und Goncourt. Er stammt in gerader Linie von La Fontaine ab. Französisch nach Rasse und Geist und überdies noch klassisch. Ihn interessiert vor allem der Mensch, der ewige Mensch im Kampfe mit den ewigen Leidenschaften. Er schildert nicht die Sitten wie Daudet, er gibt sich nicht einer rein artistischen Beschäftigung hin wie die Goncourt, er ist nicht von der Manie der Schilderung bis ins Letzte besessen wie Zola und selbst Flaubert. Er besitzt die Gabe der Konzentration, die Kunst der Synthese, die Fähigkeit die Einzelheit dem Wesentlichen zu opfern. Und darin ist er vor allem lateinisch. Er besitz vollkommenes Gleichgewicht und irgendeinen höheren Instinkt der Divination. Er schrieb vollkommene Erzählungen so wie ein Apfelbaum Aepfel trägt. Man spürt bei ihm keine Mühe wie bei Flaubert. Dabei veraltet er nie, kommt nie aus der Mode. Maupassant ist mehr Erzähler als Romanzier. Hier findet man die größten Schätze. Man nehme eine seiner Erzählungen — und bewundere die Simplizität dieser „nüchternen" direkten Kunst! Gerade die Erzählung — nicht der Roman — ist die nationale, französische Kunstgattung. Der Roman ist eine englische Meistergattung. Aber aus dem lateinischen Boder erwächst vor allem die Erzählung. Das gilt von Voltäre, selbst von Balzac, Stendkal und im tiefsten Sinne auch von Flaubert. Anatole France nennt sich selber einen Erzähler, nicht einen Romancier. Viele seiner Romane erschienen zuerst als kurze Erzählungen und Novellen und wurden erst später zu Romanen gestreckt. Die lateinischen Dichter glänzen vor allem durch die Fähigkeit, eine Geschichte auf einige Seiten zu konzentrieren. Die alten Fabliaux sind der Same, der ganz Europa befruchtet hat. Bocaccio ist in Paris geboren. Pirandello und alle, die die Novelle kultivieren, haben eine Dankesschuld an Frankreich. Unglücklicherweise führten verschiedene Gründe dazu, daß eine Zeitlang das Publikum keine Vorliebe für die Erzählung hatte. Die Verleger gaben nur ungern Novellensammlungen heraus, die Schriftsteller schrieben ihre Erzählungen für die Journale nachlässig, weil sie wußten, daß sie nur gelesener sind. Dies scheint sich jetzt zu ändern. Diejenigen Dichter, die meisterhafte Novellen schrieben, wie M. Duvernois, fanden immer ihre Leser. Die Verleger zeigen sich jetzt geneigter. Zahlreiche Bände mit Erzählungen und Novellen sind in den letzten Monaten erschienen. Das ist ein gutes Zeichen, aller Aufmunterung wert.

FILM

Liebe macht blind

Wenn man heutzutage mit einer Stunde Verspätung in ein Berliner Kino tritt, wird man noch zeitig genug kommen, um vor dem Film, den man sehen will, einige miserable Nummern zu erleben, die man, um die herrliche Tradition des Varietes nicht zu beleidigen, nicht Variété-Nummern, sondern Bumsnummern nennen muß. So auch bei der Eröffnung des von der Ufa erneuerten Mozartsaals. Es müßte hier noch einmal dasselbe stehen, was im Tagebuch vor zwei Wochen über den Ufa-Palast zu lesen war. Aber der Leser weiß, was los ist — und die Ufa-Direktion auch. Sollte sie es noch nicht wissen, so wisse sie, daß ich ein halbes Dutzend sogenannter Leute aus dem Volke (Wirtschafterin, Stenotypistin, Beamtenfrau, junger Kaufmann) interviewt habe, ob ihnen diese gemischte Introduktion Spaß mache. Sämtliche lehnten augenblicks den Klimbim ab, der nicht einmal zu bluffen vermag, da sie ihn aus den Revuen und Varietés tausendmal besser und glänzender kannten. Wenn also Kritikerstimme diesmal Volkesstimme ist, — was wird der Ufa übrig bleiben, als radikale Ausrottung dieses von ihr gezüchteten Unkrauts.

Man sah einen deutschen Film „Liebe macht blind" von Lothar Mendes, solid und ordentlich, aber ohne Tempo und Temperament inszeniert, ganz in der Schule von Stillers unsterblichem „Erotikon" und Lubitschs aus dieser hervorgegangenen „Ehe im Kreise". Also ein matter Onkel, zu wohlerzogen, um irgendwie zu erregen, und doch wieder zu routiniert in der Tradition, als daß er langweilt. Lil Dagover spielt hübsch die hübsche Frau, an der sich das Männchen überessen hat, so daß er sich in eine forschere Barballmaid verliebt, welche aber ebendieselbe Frau in Verkleidung ist. Wir vermögen der schönen Dagover ihre Ausgelassenheit weniger zu glauben als ihr Gatte Georg Alexander. Aber garnicht vermögen wir Conny Veidt diesen Trottel von Nervenarzt zu glauben, der in sie verliebt ist. Veidt macht da in Komik, und macht die Kurzsichtigkeit und Schlemihligkeit dieses eigentlich fesch sein sollenden Hypnotiseurs so dick und deutlich, daß man sie schon garnicht mehr sieht, und daß er sich selbst nicht bei sich selbst in Behandlung geben würde. Einmal belebt sich der Film, als eine Dilettantenfilmaufnahme im Atelier gedreht wird und diese routinierten Filmspieler sich stellen, als filmten sie zum ersten Mal, wobei Jannings, der echte, wirklich ergötzlich zusieht

---

GESPRÄCHE MIT ANATOLE FRANCE

Es gibt nun schon eine Menge Eckermänner von Anatole France, sie schreiben amüsantere Bücher als Herr Schapiro, der Hauptmannspräche mit Anatole France", das soeben im Musarion-Verlag, München, Le Goff herausgegeben: „Gespräche mit Anatole France", das soeben im Musorio-Verlag, München, erscheint. Es enthält hauptsächlich Kriegsgespräche des erquickend boshaften Dichters, der hier als weiser Miesmacher enthüllt wird. Anatole France stand im Weltkrieg vom Anfang an auf dem Standpunkt, den

Victor Adler in Wien eingenommen hat: „Wir verlieren ihn alle miteinander, im besten Falle wird es eine partie remise.“ Das Buch von Le Goff gibt das stille Haus des greisen Dichters, der nach Saint-Cyr geflüchtet war, die hereinschwirrenden Besucher, Literaten, Zudringliche, hübsche Damen, Amerikaner, Kommunisten, berühmte Zeitgenossen. Hier ein paar Ausschnitte aus dem erfrischenden Buch.

Die Dampfwalze

Man sprach über den russischen Vormarsch. 1915. Courteline, wilder Kriegspatriot, schwärmte für russische Dampfwalze. Anatole France bat den struppigen Freund aus dem Osten, den Sozialisten Rappoport um Auskunft. Und Rappoport sprach:

„Im August vorigen Jahres, bei Kriegsausbruch, stieß Denys Cochin in den Wandelgängen der Kammer auf Rappoport und sagte zu ihm: Ich bin sehr froh, Sie zu treffen; Sie können mir eine Auskunft geben. Betrachten Sie diese Landkarte. Hier stehen die Russen — dabei wies er auf einen bestimmten Punkt — sagen Sie mir, wie lange werden ihre Armeen bis Berlin brauchen? Das ist ganz einfach, erwiderte Rappoport. Wenn Sie auf ihrem Marsche niemand begegnen, acht Tage. Allerdings wenn sie jemand begegnen, kann ich für nichts gut stehen . . .“

Dreyfuß, das Ekel

Man sprach über den Dreyfußprozeß. France behauptete, Clemenceau sei mit barem Gelde zum Dreyfußard gemacht worden. Aber Bernard Lazare, Pressensé, Zola waren mit feuriger Seele am Werk. France fuhr fort:

„Leider war der Major Dreyfuß eine äußerst unsympathische Per-

sönlichkeit. Von ihm vernahm man kein Wort der Ermunterung, keine Beteurung seiner Unschuld, keinen Ausbruch des Unwillens. Man merkte nur zu sehr, daß er sich vor allem als Soldat fühle, daß er die zu seinen Gunsten unternommenen Schritte mißbillige, weil die Armee dadurch Schaden leiden könne. Major Dreyfuß wäre — hätte es sich nicht um seine eigene Sache gehandelt — selbst einer der wütendsten Dreyfuß-Gegner gewesen. Eines Tages sagte er mir: ‚Mich hat selbst in den schlimmsten Zeiten meines Lebens der Umstand gerettet, daß ich stets ausgezeichnet schlafen konnte.' Wir aber, seine Verteidiger, haben häufig genug schlaflose Nächte verbracht, denn die zu fassenden Beschlüsse, die Frage, welche Haltung wir einnehmen sollten, raubten uns den Schlummer. Er hingegen, die Hauptperson, konnte ruhig schlafen! So hat er auch in der Nacht vor seiner Ausstoßung aus dem Heere, in der Nacht vor dem Prozeß zu Rennes geschlafen. Finden Sie das nicht unerhört?"

Romain Rolland

Anatole France, den Brandes mit Recht den Erben Voltaires genannt hat, liebte Rolland nicht, er war ihm zu ethisch und zu pädagogisch. France nennt ihn einen Prediger: „Rolland kann nichts anderes als predigen; in ihm wohnt die Seele eines protestantischen Pfarrers aus einer kleinen deutschen Stadt, der zwischen seiner Bibel und seinem Klavier an der Seite einer häßlichen und treuen Frau lebt . . ."

ANEKDOTE

Dichter finden sich

Walter Hasenclever wohnt seit einem Jahre in Paris, 233, avenue Victor Hugo. Früher lebte er in Dresden. Die sächsische Post, rührend zuverlässig, schickt ihm die Briefschaften, die nach Dresden kommen, pünktlich nach, und zwar an folgende Adresse:

Walter Hasenclever
Paris
avenue 233
bei Victor Hugo

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 41)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22 — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79813. Wien 156791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6 — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quarta 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25 vierteljährlich Reichsmark 6.50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, 4. Oktoberwoche.

Es geschehen noch drollige Dinge in der Welt. Da hat in München der durch seinen Ruhm berühmte Professor Nikolaus Coßmann den Redakteur der „Münchener Post" auf Beleidigung geklagt, um vor Gericht zu beweisen, daß die Dolchstoß-Legende auf historischen Tatsachen beruhe. Wäre ich an Stelle des Beklagten gewesen, ich hätte den Kampf nicht aufgenommen. Hier wird vier Wochen lang vor Gericht gerauft werden, ein Heer von Zeugen wird aufmarschieren, alte Generale, Reichstagsabgeordnete, Diplomaten und Professoren werden sprechen. Fast ein halbes Dutzend Sachverständige wird sich Mühe geben, das Kleinliche vom Typischen, das Bedeutungsvolle vom Nebensächlichen zu sondern und dieser ungeheure Aufwand von Arbeit, Nerven, Geld — bloß, damit Herr Amtsgerichtsrat Frank in München, ein wahrhaft bayerischer Richter, die Stimme des Weltgerichts vertrete und die heilige, ewige Wahrheit über den Dolchstoß verkünde. Herr Frank! Ich habe bei einigen Verhandlungen Herrn Frank in München amtieren gesehen und kann sagen, daß ich für ihn eine gewisse Bewunderung fühle, denn ich habe selten einen Menschen von größerer Verschmitztheit gesehen. Ich hatte vor ihm eine Verhandlung zu einer Zeit, als Hitlers Stern hoch am bayerischen Himmel stand, ich habe ihn amtieren gesehen, als Hitlers Stern erloschen war. Ich kann sagen, dieser Richter ist von außerordentlicher Beweglichkeit, er kann milde und höhnisch werden, unerbittlich und sanftmütig, wie man's gerade braucht. Kein Zweifel, er ist ein Mann von feinster Witterung, er schnuppert die Strömungen, er ist ein echt bayerischer, ein typisch bayerischer Richter. Er kann sehr konziliant und sehr grob sein, er kann sich feierlich drapieren und auch wieder ganz arm erscheinen, er kann donnern und menschlich reden, wie mans braucht. Der Herr Professor Coßmann hat ganz recht, daß er Herrn Franks Urteil anrief. Es wird Herrn Coßmann nicht einmal schaden, daß er fremdrassig ist, er ist zwar ein davongelaufener Jude, aber einer, der sich seiner Väter schämt und deshalb mit dicker schwarzweißroter Schminke angestrichen hat, er ist Reventlows geistiger Nachbar geworden, damit niemand die jüdische Grundfarbe seines Gesichts errate. Nun, Herr

Amtsgerichtsrat Frank wird über die Geburtsfehler hinwegsehen. Aber daß nun, wahrhaftig, ein vierwöchentliches Ringen anhebt, bei dem Herr Frank, der pfiffigste Richter, als entscheidende Instanz amtiert, daß die Zeitungen über den Prozeß, dessen Ausgang gar nicht zweifelhaft sein kann, ausführlich berichten, daß die Sachverständigen sich vor Herrn Frank bemühen — nein, dies alles wäre sehr drollig, wenn es nicht so trist wäre. Aufrichtig und derb gesagt: Prozesse, in denen ein schwieriges historisch-psychologisches Problem entschieden wird, verlangen Richter von anderem Format, von anderer Art, von anderer Sittlichkeit. Hier genügt eines einzelnen Verschmitztheit nicht, hier wäre ein Areopag von hoheitsvollen Männern nötig. Die Weltgeschichte, beurteilt von Herrn Frank . . . Ein Kichern geht durchs deutsche Vaterland.

In Freiberg in Sachsen fand kürzlich ein Prozeß statt, anknüpfend an Vorgänge, die sich im Oktober 1923 beim Einmarsch der Reichswehr abgespielt hatten. Man erfuhr bei der Gelegenheit, daß es am 27. Oktober 1923 auf dem Postplatz zu einer Schießerei gekommen war, die 34 Arbeitern das Leben kostete, während 60 verwundet wurden. Eine überraschendes Ergebnis, wo es sich doch lediglich um die „Säuberung" einer Straße handelt, um im Jargon des zuständigen Ressorts zu reden. Aber vielleicht interessieren diese Zahlen den, der sich noch heute nicht erklären kann, warum die sächsischen Sozialisten mit so konsequenter Bockbeinigkeit in allen Stücken Obstruktion treiben. Das Bemerkenswerteste aber ist, daß bei dieser Straßenschlacht, wie jetzt gerichtlich festgestellt wurde, als „Reichswehrmänner" zwei Jüngelchen mitwirkten, die damals im Alter von 17 und 18 Jahren standen und eine Ausbildungszeit von 13 resp. 6 Tagen hinter sich hatten. Gefragt, ob sie nach so kurzer Zeit schon mit dem Gewehr hätten umgehen können, erwiderten sie, sie seien „für solche Sachen" ja ausgebildet worden. Hier stockt das Blut vor Grauen bei dem Gedanken, daß für die traurigste aller Soldatenpflichten, für das Schießen aufs eigene Volk, Knaben mißbraucht wurden, die sich vielleicht dazu drängten, die aber verantwortungsbewußte Vorgesetzte mit einem Fußtritt hätten hinausbefördern sollen. Man ist heute geneigt, für vieles, für das meiste, was im Jahre des Wahnsinns 1923 geschah, ohne weiteres Absolution zu erteilen. Aber es gibt Dinge, die nicht mit der leichten Geste abgetan werden können, daß damals alles verrückt war. Die Reichswehr ist kein Tummelplatz für verdorbene Kinder. Das muß für die Gegenwart, für alle Zukunft ausgesprochen werden.

Der Romanschriftsteller Paul Oskar Höcker ist in Lüttich durch ein Kontumaz-Urteil zum Tode verurteilt worden. Er hat während des Vormarsches in Belgien im August 1914 einen Franktireur erschießen lassen. Das wird ihm jetzt nach 11 Jahren als „Kriegsverbrechen“ ausgelegt und soll mit einem papierenen Todesurteil gesühnt werden, denn Herr Höcker sitzt Gottseidank wohlbehalten in Berlin. Man kann es ungemein deplaziert finden, daß gerade in den Tagen von Locarno die Lütticher Militärrichter, die ebensowenig Richter sind wie etwa Herr Haß in München, ihre alte Walze drehen müssen. Aber man wünscht aufrichtig, Herr Höcker möchte sein Geschick mit etwas mehr Philosophie ertragen. Herr Höcker, der als Kriegsschriftsteller einer der glücklichsten Profiteure der „Immer feste druff“-Stimmung war, bemüht in Hugenbergs „Lokalanzeiger“ Bismarcks Kürassierstiefel, um „den Burschen da draußen“ wieder Respekt beizubringen. Das ist etwas viel für einen Einzelfall und bei einem so eingewurzelten Chauvinisten auch nicht ganz folgerichtig. Wäre der Sieg nicht nur „zum Greifen nahe“ gewesen, hätten wir es auch verstanden, ihn zu greifen, dann hätte vielleicht das Kriegsgericht in Schwedt an der Oder jetzt Herrn Paul Claudel oder sonstwen zum Tode verurteilt und alle schreibenden Kriegs-Höcker hätten diesen Spruch als höchst gerecht verteidigt und nach dem Blute des Opfers geschrien. Wenn es Herrn Höcker darauf angekommen wäre, nicht zu schimpfen, sondern den provozierenden Unsinn dieser Prozesse bloßzulegen, dann wäre er nach Belgien gegangen und hätte das Gericht aufgefordert, den Spruch zu exekutieren. Dann hätte sich nämlich herausgestellt, daß diese Verfahren schon längst nicht mehr sind als eine törichte Formalität. Dieses nationale und mehr als nationale Verdienst würde Herr Höcker sich erworben haben. Für ihn wäre wirklich kein anderes Risiko dabei gewesen als schleunige Abschiebung nach Deutschland zurück. Wir werden durch eine Zuschrift aus unserm Leserkreis darauf aufmerksam gemacht, daß der für die Erschießung von 100 Zivilpersonen verantwortlich gemachte und zum Tode verurteilte Generalleutnant v. Teßmar ruhig im Rheinland blieb, als die Belgier einrückten. Er wurde nicht vor ein Kriegsgericht geschleift, sondern ausgewiesen. Sind diese Prozesse auch nicht mehr als leere Form, so wünscht man doch ihre umgehende Abstellung. Sie machen nur böses Blut und nötigen einen ausgeschriebenen Romancier sein nicht gerade fülliges Temperament in Protestartikel zu legen, was nicht zum Nutzen seiner sonstigen Produktion geschieht.

Berlin erhält Besuch aus der Wahl- und Schutzheimat der völkischen Mörder, aus Horthy-Ungarn kommt Herr Baron Klebelsberg, ungarischer Unterrichtsminister. Damit Berlin und Herr Dr. Becker über das zum Sterben erwachende Ungarn einiges erfahre, sendet uns ein ungarischer Schriftsteller einige Stichworte, die das unsagbar traurige Schicksal des erstorbenen Landes epigrammatisch festhalten:

*

Der Friedensvertrag von Trianon hat für Ungarn eine 35000 Mann zählende Wehrkraft einschließlich des Offizierskorps vorgesehen. Die Zahl der Offiziere und Generäle würde indessen ausreichen, mindestens ein Halbmillionenheer zu befehligen. Das 35 000köpfige Heer hat nicht weniger als 50 Generäle. Auf je 700 Soldaten kommt ein General!

*

Die Zahl der Arbeitslosen beläuft sich allein in Budapest auf 150 Tausend. Die Betriebe arbeiten nur an 3 Tagen der Woche, aber die Ganzsche Fabrik mußte die Ausführung eines bedeutenden Auftrages der russischen Regierung auf Eisenbahnwagen ablehnen, weil sie mit Rußland keine geschäftlichen Beziehungen unterhalten darf.

*

Die Landstraßen verschlammen. Oeffentliche Arbeiten werden nicht vergeben. Trotz der entsetzlichsten Wohnungsnot ist in Budapest nach dem Kriege nur ein einziges Mietshaus gebaut worden, das nach dem ungarischen Ministerpräsidenten, Graf Bethlen, benannt wurde. Die Regierung hat zur Einweihung schallende Feste veranstaltet, als ob es nur noch dieser 20 Wohnungen bedurft hätte, um der Wohnungsnot endgültig zu steuern.

*

Nach den letzten amtlichen Ermittelungen sind 12 Prozent der Budapester Bevölkerung Analphabeten. In der Provinz schwankt der Prozentsatz zwischen 18 und 30, sodaß von der 7,8 Millionen zählenden Landesbevölkerung mindestens 1,6 Millionen weder lesen noch schreiben können.

*

Von den 145 000 Todesfällen des letzten Jahres entfallen 41 000 auf Säuglinge und 28 000 auf Lungenkranke. Die Säuglingssterblichkeit beträgt 16 Prozent.

*

Dagegen stehen an den Straßenecken der Verkehrsgegenden aus dem Amt entlassene, abgerissene Lehrer und Aerzte herum und versuchen, Lotterielose zu verkaufen.

Das Vertragswerk von Locarno ist im wesentlichen eine Sammlung von vier wörtlich übereinstimmenden Schiedsgerichtsabkommen zwischen Deutschland einerseits und Frankreich, Belgien, Polen und der Tschechoslowakei andererseits. Und zwar sieht jedes dieser Abkommen zwei verschiedene Arten von Verfahren vor:

1. Verfahren, die mit absolut bindenden Sprüchen enden (Konflikte über Rechtsfragen).

2. Verfahren, deren Spruch nur die Bedeutung einer Empfehlung hat, sodaß er in keinem Fall befolgt werden muß, ja, in ungünstigen Fällen sogar mit Krieg beantwortet werden kann. (Konflikte von politischen Interessen.)

Dies differenzierte System, — das ursprünglich nicht ins Auge gefaßt war und das mit Stolz als eine Errungenschaft deutscher Verhandlungsenergie bezeichnet wird, — dies differenzierte System ist, wie man sieht, noch keineswegs „wasserdicht", es läßt für kriegslustige und kriegskräftige Regierungen leider immer noch eine Reihe von Türen offen, durch die sie, wenn es ihnen darauf ankommt, ihre Bataillone in Marsch setzen können. Schon die Frage, was denn nun eigentlich ein rechtlicher und was ein politischer Konflikt ist, bleibt dreh- und deutbar, — diese Unterscheidung, die, wie wiederholt werden muß, einer deutschen Forderung zu verdanken ist, entpuppt sich als bedenkliche Fortsetzung gewisser Taktiken auf den Haager Konferenzen, wo die Trennung von „Ehren-", „Interessen-" und „Rechts"fragen bekanntlich ebenfalls eine wichtige Ursache dafür war, daß nichts praktisch Haltbares zustandegebracht werden konnte.

Aber wenn sich die Partei derjenigen, für die „Handlungsfreiheit" das größte Ideal ist, trotz dieser teilweisen Ineffektivität der Locarnoer Verträge (die ihnen ja willkommen sein muß!) dennoch schwer betroffen fühlt, so muß im positiven Teil der Klauseln offenbar doch etwas stecken, was mehr ist als Papier und Redensart. An sich versteht man die Erregung der Partei Handlungsfreiheit ja nicht ganz. Innerlich steht sie gegenüber jeder Art von internationalem Vertrag doch sicher auf eben dem Standpunkt, den Wilhelm II. in seinem berühmten Aktenvermerk zum Haager Protokoll mit dem königlichen Wort: „Ich scheiße auf die Beschlüsse!" zum Ausdruck brachte. Dieser Standpunkt ist: Wenn es mir paßt (und, notabene, wenn ich stark genug dazu bin,) werde ich mich auch nicht scheuen, den Vertrag zu brechen und vorzugehen, wie es mir gut scheint. Wären Verträge also wirklich das, als was die Realpolitiker sie so gerne ausgeben, —

Phrasen, die keine Sicherheit schaffen, weil der Starke sich notfalls doch über sie hinwegsetzt, — so gäbe es für die deutsche Spielart der Realpolitiker gar keinen Grund, sich jetzt irgendwie zu echauffieren. Solange Deutschland schwach ist, werden nach dieser Psychologie zwar die Anderen die Verträge vielleicht brechen, aber sie werden ja nichts tun können, was sie nicht auch vor der Unterschrift schon tun konnten. Wenn Deutschland stark sein wird, wiederum, wird es seinerseits die Verträge brechen und wird auf diese Weise ebenfalls alles vermögen, was es vor der Unterschrift vermochte. Nutzt es nichts, so schadet es auch nichts, — woher also die ganze Weltuntergangsstimmung?

Die Wahrheit ist, daß selbst die geschworensten Realpolitiker weit davon entfernt sind, heute noch zu glauben, Verträge seien wirklich keine Bindung. Sie argumentieren bereits mit einer zwiespältigen These. Während sie vom Partner behaupten, daß er alles brechen werde und daß sein Wort nicht die geringste Sicherheit gebe, malen sie andererseits doch das Schrecknis aus, daß man selbst gezwungen sei, jeden Buchstaben zu beobachten und daß man über seine Unterschrift nicht mehr hinwegkommen könne. Das aber ist natürlich ein logischer Salto. Bei einigermaßen ähnlichen Stärkeverhältnissen, — und vorher haben Handlungsfreiheit und Recht zum Krieg gerade realpolitisch überhaupt keinen Sinn — steht eine Partei nicht im geringsten anders da als die andere. Wenn die eine wortbrüchig werden kann, kann es auch die andere. Und wenn Ursache besteht, sich selbst für gebunden zu halten, so müssen die nämlichen Ursachen auch den Partner binden. Tatsächlich ist die einzige Ursache, mit der man die eigene Bindung motivieren kann, der miserable Eindruck eines Vertragsbruches auf die öffentliche Meinung, und zwar nicht nur in der Welt, sondern auch im eigenen Land. Das ist tatsächlich der einzige Faktor, der ein kriegsfähiges Land davon zurückhalten kann, Verträge zu zerreißen und die Macht sprechen zu lassen. Ist dieser Faktor aber stark genug, um das eigene Land bei seiner Unterschrift zu halten, so ist er es auch für das Land des Nachbarn. Der Eindruck eines evidenten französischen Vertragsbruchs auf die Welt und auf das eigene Volk würde kein anderer sein, als der Eindruck eines deutschen.

Und hier liegt der Hase recht eigentlich im Pfeffer! Die Herren sind nicht deshalb gegen den Vertrag, weil sie ihn für wesenlos halten, sondern weil sie tatsächlich davon überzeugt sind, daß man ihn, wenn auch in beschränkten Grenzen, für

eine Realität halten muß. Sie sind durchaus davon durchdrungen, daß die berühmte Vagheit „Oeffentliche Meinung“ bereits subsistent genug geworden ist, um einen Bruch selbst lästiger Verträge, auf allen Seiten, zu einem großen Risiko zu machen. Hier aber scheiden sich die Wege. Man kann noch darüber streiten, ob Verträge mutmaßlich gehalten werden oder nicht. Aber wenn man erst einmal darüber einig geworden ist, daß sie wahrscheinlich gehalten werden müssen, gibt es keine Diskussicn mehr darüber, ob man sie wünscht oder nicht. Der Gegensatz wechselt hier vom Praktischen, über das sich immer reden läßt, ins Weltanschauliche hinüber, wo es bekanntlich keine Einigungen gibt.

Jener Jdeal ist wirksame Handlungsfreiheit. Unser Ideal ist wirksame Handlungsunfreiheit. Das ist der ganze Unterschied. Und gerade wenn Jene ihr Ideal sogar durch die unvollkommenen Locarnoer Verträge schon so bedroht sehen, daß sie aufschreien, so haben wir umso größeren Anlaß, selbst in der Unvollkommenheit das Positive zu begrüßen, das es demnach wohl enthalten muß.

Welches ist dies Positive? Ich sehe es in folgendem:

1. In Fragen von nicht einschneidend vitaler Bedeutung wird das Schiedsgericht ohne Zweifel anstandslos funktionieren, und man wird sehr bald sehen, daß es nur eine viel geringere Zahl von wirklich vitalen Fragen gibt als man bisher annahm. Eine Regierung, die nur dem Verhandlungspartner gegenübersteht, läßt sich häufig genug dazu treiben, eine durchaus zweitrangige Frage als Lebensfrage auszugeben, — sei es, daß sie in den Verhandlungen damit etwas zu erreichen hofft, sei es, daß sie es ihrem Prestige schuldig zu sein glaubt, ihren Standpunkt unter allen Umständen durchzusetzen, oder sei es, daß sie unter dem Druck starker Kräfte des eigenen Landes steht, die sie zu einer unnachgibigen Haltung anspornen. In solchen Fällen kann und wird die Existenz eines Schiedsgerichts und die Verpflichtung, seinen Spruch anzunehmen, die Situation von vornherein vor Zuspitzung bewahren. Das rein taktisch-verhandlungsmäßige Vortäuschen von Vitalitäten dort, wo es in Wahrheit gar keine Vitalitäten gibt, kann keinen Eindruck mehr machen und wird darum unterlassen. Statt der Furcht, durch Nachgeben an Prestige einzubüßen, stellt sich eher die Furcht ein, an Prestige dadurch zuzusetzen, daß das Schiedsgericht einen Anspruch als unbegründet abweist, — was also schon von Anfang an zu einer vorsichtigeren Stellungnahme bestimmt. Und gegenüber dem Drängen von Interessenten des eigenen Landes, um Gotteswillen nur kein Zugeständnis zu machen, erhalten die Regierungen, die, entgegen ihrem eigenen Willen, ja oft genug

vergewaltigt werden, eine viel stärkere Rückensteifheit als sie bisher hatten. Im Augenblick befindet sich Deutschland zum Beispiel in einem von beiden Seiten ziemlich rücksichtslos geführten Handelskrieg mit Polen. Der Anlaß war ein Streit über die Quantität von Kohle, die aus Polen zollfrei nach Deutschland soll eingeführt werden dürfen. Die Forderungen differierten um etwa 400 000 Tonnen; beide Regierungen erklärten diese Quote für lebenswichtig, beide wahrscheinlich nur widerwillig, belagert von Branche-Interessenten. Unter der Herrschaft eines Schiedsgerichtssystems werden die Regierungen in solcher Lage glücklich sein, ihren Landsleuten sagen zu können, leider könne man nicht mit dem Kopf durch die Wand; und es ist fraglich, ob man sich, nur Dank der Existenz einer Schiedsinstanz, nicht sogar schon vor Anrufung dieser Instanz ausgleichen würde.

2. In dem Maße, in dem die Institution des Schiedsverfahren sich einbürgern wird in dem Maße, in dem sich herausstellen wird, daß man, trotz aller Unterwerfung unter Richtersprüche, nicht aufhört, eine „feine" und „ebenbürtige" Regierung zu sein; in dem Maße, in dem die Regierungen bemerken werden, daß die Institution ihre Geschäftsführung enorm erleichtert und sie einer Fülle von unliebsamen Verantwortungen enthebt, — im selben Maße wird sich, wie schon gesagt, entpuppen, daß die Vitalitäten viel spärlicher und die Mediocritäten viel dichter gesät sind als die alte Schule wahr haben wollte. Für die wenigen, wahrhaften Vitalitäten ist der juridische Verlauf nun zwar der, daß der Fall zunächst vor die Vergleichskommission gelangt; daß, wenn deren Vorschlag abgelehnt wird, der Völkerbundsrat angerufen wird; und daß zum Kriege nur dann nicht geschritten werden darf, wenn das Votum des Rates mit Einstimmigkeit aller unbeteiligten Mitglieder gefaßt wird; hier also klafft die bekannte Lücke. Aber selbst hier ist mindestens eines gewonnen: Zeit! Von dem Augenblick, in dem die Vergleichskommission mobilisiert wird, bis zu dem Augenblick, in dem der Völkerbundsrat sein Votum abgibt, können maximal zwölf Monate verstreichen, während deren die Parteien sich nicht rühren dürfen, ohne dem doppelten Anathema der Völkerbundsexekution und, wofern es sich um Westfragen handelt, der englisch-italienischen Garantie zu verfallen. In zwölf Monaten aber pflegen selbst die heißesten Suppen kühler zu werden, auch der Weltkrieg wäre offensichtlich nicht ausgebrochen, wenn über den absurden Anlaß nur einige wenige Tage länger debattiert hätte werden können. Ein großer Teil aller Kriege hatte tatsächlich ja in der Angst vor dem Tempoverlust seinen Ursprung, und ein Hauptargument gegen jede Art von Vermittlung war jahre-

lang, daß durch Verhandlungen nur Zeit verloren werde, die sich der Gegner militärisch zunutze machen könne. Die alte Praxis fühlte sich also unter dem Zwang, zwischen Konflikt und militärischer Aktion nur einen möglichst geringen Zeitraum verstreichen zu lassen. Die neuen Verträge schaffen mindestens den Zwang, diesen Zeitraum außerordentlich zu verlängern. Auch dies ist immerhin ein Fortschritt.

3. Außerdem ist, eben durch die englisch-italienische Garantie, (— einem Dokument, das den belgischen und französischen Vertrag noch stärker schützen soll, als er schon durch die Völkerbundsatzung geschützt wäre —) eine besondere Sicherung gegen „flagrante" Angriffe geschaffen; das heißt: gegen die rein militärische Offensivbewegung, unabhängig von dem Problem des politischen Angriffs. Man weiß, daß die Frage, wer eigentlich angegriffen hat, seit altersher ein Tummelfeld der Talmudisten ist; und daß, wenn zum Beispiel die Schuld am Weltkrieg erörtert wird, die Parteien in ihren gegenseitigen Anklagen immer weiter rückwärts gehen und kaum in der Gegend von Adam und Eva enden. Die Begriffsbestimmung des Garantiepakts räumt mit diesen Deutungskünsten ziemlich präzise auf, sie kennt für den Angriff kein anderes Merkmal mehr, als die militärische Unternehmung; und das Plus des Pakts gegenüber der Völkerbundsatzung besteht darin, daß gar kein Beschluß mehr über die Tatsache des Angriffs und über die Art der Hilfe für den Angegriffenen notwendig ist, — eo ipso tritt auch der Kriegszustand mit den Garanten ein. Das schafft ein gewaltiges zusätzliches Risiko für den Angreifer, dessen Bedeutung schon aus der einen Tatsache erhellt, daß, wenn Deutschland im Jahre 1914 sich nicht vorgetäuscht hätte, England werde trotz allem abseits bleiben, der technisch-militärische Angriff, der ja unbestritten von Deutschland vorgenommen wurde, ohne Zweifel unterlassen worden wäre. Damals hatte England allerdings ein Bündnis mit Rußland, und Deutschland kann zu seiner Verteidigung sagen, daß der technische Angriff, wenn er nicht von ihm selbst vollzogen worden wäre, wenige Stunden später von Rußland erfolgt wäre, das seinerseits sicher keine englische Hinderung zu gewärtigen gehabt hätte. Aber dies ist gerade der grundsätzliche und historisch beispiellose Unterschied zwischen einem Bündnis, das nur nach einer Richtung funktioniert, und dieser Garantie, die nach zwei Richtungen läuft. Dieses Novum rechtfertigt es durchaus, das Merkmal des Angriffs rigoros und unzugänglich an jenen einen, entscheidenden Punkt zu verlegen, an dem die Kategorie Politik in die Kategorie Strategie umschlägt.

Was der Pakt in seiner Gesamtheit demnach bringt, ist auf der ganzen Linie, mehr oder minder weitgehend, eine bewußte Verschärfung des Risikos, das ein Krieg für die Beteiligten ohnehin schon bedeutet. Eine physische Risiko-Verschärfung, die sich aus der doppelten militärischen Garantie durch die Völkerbundsmitglieder im allgemeinen und durch England und Italien im besonderen ergibt. Und eine moralische Risikoverschärfung, die auf der Gefahr großer Schwierigkeiten mit der heimischen und ausländischen öffentlichen Meinung für denjenigen beruht, der, nachdem er sich feierlich zu friedlichen Methoden verpflichtet, sein Wort plötzlich brechen und kriegerisch vorgehen sollte. Wie hoch die Bedeutung dieser öffentlichen Meinung übrigens schon eingeschätzt wird, dafür gibt es keinen frappanteren Beweis als das deutsche Ringen um den Artikel 16, — ein Ringen, das überhaupt keinen anderen Inhalt hatte, als den einer präventiven Beeinflussung der Weltstimmung. Denn der Artikel 16 verpflichtet zwar jedes Völkerbundsmitglied zur aktiven und passiven Teilnahme an jeder Aktion, die vom Völkerbundsrat gegen irgendeinen Staat verfügt werden wird (Durchmarschrecht). Aber da der Völkerbundsrat sowohl das Ob wie das Wie einer derartigen Aktion nur einstimmig beschließen kann, und da Deutschland einen ständigen Ratssitz erhält, ist die deutsche Regierung juristisch absolut imstande, jede Maßnahme, die ihr unangenehm sein würde, von vornherein zu verhindern. Juristisch kann es also keinen Durchmarsch geben, wenn Deutschland keinen Durchmarsch will. Aber die deutsche Regierung wollte mehr als das Recht. Sie wollte, daß die Anwendung dieses Rechtes ihr auch keine moralischen Vorwürfe eintrage. Sie wollte, daß, wenn sie je einen Durchmarsch verhindere, die öffentliche Meinung nicht zetern könne, Deutschland habe aus Selbstsucht eine notwendige Aktion vereitelt. Es läßt sich darüber streiten, ob dieser an sich begreifliche Wunsch, der aber jeder staatsrechtlichen Realität entbehrte, Anlaß genug zu einem diplomatischen Verzweiflungskampf war und ob man nicht statt seiner substanziellere Programmpunkte hätte durchsetzen können. Die deutsche Regierung aber nahm gerade diese Sache überaus ernst; und so kam denn jenes seltsamste aller politischen Dokumente zustande, in dem die Konferenzteilnehmer dem Deutschen Reiche versichern, man werde es durchaus nicht übelnehmen, wenn Deutschland bei Beratung einer Bundesaktion von den Rechten Gebrauch mache, die es besitzt! Wenn schon dort, wo das Vertragsrecht nicht verletzt, sondern nur angewandt werden soll, die öffentliche Meinung als derart wichtiger Faktor angesehen wird, um wie viel heftiger müßte man sie scheuen, wenn es sich nicht um Vertragsbefolgung, sondern um Vertragsbruch handeln würde! Das zusätzliche moralische Risiko, das diese Verträge jedem Friedensbruch entgegenstellen, ist wahrschein-

lich kaum geringer einzuschätzen, als das zusätzliche physische Risiko. Und wenn diese beiden Arten von Risikoverschärfung den abschreckenden Gehalt der Verträge ausmachen, so enthält er in seinen Schiedsgerichtsmechanismen zugleich auch einen aufmunternden. Diese Institutionen sind für Regierungen allzu bequem, als daß sie sich ihrer nicht allsobald mit rechtem Behagen bedienen lernen sollten. Und je mehr man sich an ihre Benutzung gewöhnt, um so mehr wird man verlernen, hinter allem, was mit Vermittlung, Schlichtung und Schiedsgericht zusammenhängt, einen eigentlich unwürdigen Zustand zu sehen, und ein Joch, das möglichst bald wieder abgeschüttelt zu werden verdient.

Unter diesem System, unter dem natürlich auch der Völkerbund zu erhöhter Bedeutung erwachen wird, kann Europa zwar immer noch nicht als endgültig pazifiziert gelten, nicht einmal der Kreis der unmittelbar beteiligten Staaten. Aber sicher ist, daß, wenn die Verträge ratifiziert sein werden — und niemand zweifelt wohl daran, daß die Ratifikation tatsächlich erfolgen wird, so sehr auch einige Deutschnationalisten sich noch winden mögen —, daß sie dann mindestens in der ersten Zeit sorgfältige Beachtung finden werden; und daß in der konfliktloseren Atmosphäre und in der weniger nervösen Stimmung, die sich daraus ergeben muß, die Arbeit schneller fortschreiten kann, die für die ökonomische Wiederaufrichtung des verarmten Erdteils jetzt endlich pressant geleistet werden muß. Diese Arbeit kann nicht geleistet werden, ohne daß nach und nach immer weitergehende Folgerungen aus der offensichtlichen Tatsache gezogen werden, daß das heutige Staatensystem Europas zu eng geworden ist, — zu eng, verglichen mit der Breite des Wirtschaftsstromes, der sich von Staat zu Staat ergießt. Und sie kann — darüber gibt es gar keinen Streit mehr — nur dann gedeihliche Resultate erzielen, wenn alle Sorgfalt sich zunächst einmal darauf konzentriert, nicht zu vergeuden, sondern zu sammeln, nicht Kaufkraft zu schwächen, sondern zu stärken. Dank dieser Erkenntnis — einer nachgerade tatsächlichen und verbreiteten — darf man es auch für unwahrscheinlich halten, daß irgendeine ernsthafte und greifbare Realität hinter den Behauptungen steckt — mögen es nun Moskauer oder Berliner Behauptungen sein —, diese ganze anscheinende Konsolidierungsarbeit in Europa sei nichts anderes als ein Versuch der Engländer, Bundesgenossen zu einem Feldzug wider Rußland zu sammeln. Ich glaube vielmehr und habe positive Anzeichen für diesen Glauben, daß England fürs erste nichts lieber wäre, als wenn Rußland sich ökonomisch so entwickeln würde, daß es wieder nennenswerte Käufe im Ausland tätigen könnte, — Käufe auch im Deutschen Reiche, dessen Export nach Osten abzulenken eine alte Idee englischer Wirtschaftler ist.

Ganz und gar nebelhaft ist aber jedenfalls die erregte Behauptung, daß Deutschland durch die Verträge von Locarno sich gegen Rußland entschieden und für den Westen optiert habe. Als wenige Tage vor Locarno ein Handelsvertrag mit Rußland abgeschlossen wurde, las man den umgekehrten Kommentar, und daß beide nebeneinander richtig sein können, wird ja wohl auch das aufgeregteste Gemüt nicht annehmen. In Wahrheit sind sie beide unrichtig! Wenn erklärt wird, Deutschlands Eintritt in den Völkerbund sei deshalb gegen Rußland gerichtet, weil Rußland nicht zum Völkerbund gehört, so kann mit ebensoviel Berechtigung erwidert werden, dieser Eintritt sei gerade zu Rußlands Nutzen; denn Deutschland könne jetzt, durch sein Votum im Rat, jede Aktion gegen Rußland hintertreiben. Aber dies, wie überhaupt alle Variationen im Vorkriegsstil, sind nur anachronistische Spekulationen. In Wahrheit sind Schiedsgerichtsverträge keine Bündnisse, sie beziehen sich weder offensiv noch defensiv auf irgendeinen Unbeteiligten, sie schaffen nicht, sondern ersparen Gruppierungen. Und was Deutschlands Stellung zwischen Ost und West anbelangt, so gibt es zwar keinen ernsthaften Menschen im Lande — der 100-Millionen-Kredit der letzten Woche hat es wieder gezeigt —, der bestritte, daß im Osten eine Zukunftschance liegt, und daß diese Chance gewahrt werden muß. Ebenso unbestritten aber ist, daß unsere Gegenwart auf den Westen angewiesen ist, und daß man den westlichen Sperling in der Hand wegen einer möglichen Osttaube auf dem Dach nicht aufgeben kann. In Rußland, wo man ja selbst mit fünf Kugeln zugleich balanziert, sollte man Verständnis für die Konsequenzen haben, die sich aus einer solchen Lage ergeben. Deutschland hat im Augenblick alle möglichen Waren, aber weder ein Heer noch ein Bündnis zu verkaufen. Und wenn der Markt für jene am besten in Zeiten der Ruhe, für diese am besten in Zeiten der Unruhe ist, so kann man ohne Schwierigkeit eine Meinung darüber gewinnen, ob die Wünsche einer normalen Reichsregierung auf Ruhe oder Unruhe abgestellt sein werden.

Der wirkliche Staatsmann sagt nicht: „Ich werde sehen . . .“

Er sieht

*

Metternich: — eine Eule mit Adleraugen

Balzac

Einmal kam ich zu Karl Ludwig Schleich und beklagte mich über meine Vergeßlichkeit, es sei erschreckend, wie viel ich vergäße, nicht einmal meine Feinde könne ich mir immer merken, und was man denn dagegen tun solle. Schleich sah mich mit seinen vollen hellen Augen an und erwiderte: „Seien Sie froh, Großmann, Vergeßlichkeit ist nur ein Beweis für innere Produktivität, das Gehirn wirft das für Sie Unwichtige hinaus. Geistiger Stoffwechsel, das allerwichtigste! Wenn Sie noch mehr vergäßen, wären Sie ein Genie!"

Bin ich's nicht, dann mußte es, nach Schleichs Theorie, Georg Bernhard sein. Was hat er in den fünfzig Jahren, die dieser Tage gefeiert wurden, alles vergessen können, was alles hat er aufgenommen und hinausgeworfen! Zwar auf dem Posten, auf dem er heute steht, stand er schon vor fünfundzwanzig Jahren, genau an derselben scharf geschnittenen Ecke zwischen bürgerlicher Demokratie und Sozialdemokratie. Immer zog und bog es ihn mächtig ins proletarische Lager hinüber, immer blieben seine kräftigen Füße auf dem bürgerlichen Boden haften. Immer ist er als Eingänger und viel zu schnell Denkender allen gemächlich nachtrabenden, bürgerlichen oder unbürgerlichen Genossen, suspekt gewesen. Seine Vorläufer-Natur drängte ihn immer aus der Reihe. Deshalb und obwohl ein gesunder heißer Wille zu einer nicht negierenden, sondern regierenden Tätigkeit in ihm brodelt, deshalb sitzt der Fünfzigjährige heute noch nicht im Reichstag, wohin ihn Wissen, Impuls, Redefreudigkeit führen mußten. Aber er nährt sich eben nicht gern vom Brei der Mittelmäßigkeit, er hat eine Finderfreude an allen Abseitigen, ihn lockt zu oft das Paradoxe. Noch ist in Deutschland ein politischer Führer, gar ein Demokrat, ohne inneren Vollbart nicht denkbar.

Ich bin mit Georg Bernhard oft im Streit gelegen, er ist hier im T-B zuweilen freundschaftlich gekitzelt worden, im Kriege gab es Tage, an denen die Redaktionszimmer der „Vossischen Zeitung" von unserm Streite dröhnten. Er litt zuweilen an der Beeinflussungs-Illusion, ich glaube, es gab Tage, an denen er hoffte, wenn nicht glaubte, auf Ludendorffs eisernen Schädel einwirken zu können. Aber von dem Tage an, da der Blutdunst sich zu verziehen begann, hat Bernhard mit der herrlichen Kraft, zu vergessen, konsequent zu sich selbst zurückgefunden, er wurde einer der verhaßtesten, weil mutigsten Gegner der Nationalmörder. Er hat als Republikaner nie schwächlich, nie stresemännisch zu vermitteln gesucht, er war der Republikaner der Offensive, die Ohrfeige, die er einem Völkischen in Halle zuschwang, schallte fröhlich durch ganz Deutschland.

Immer wußte er, daß Europa sich nur entfiebern kann, wenn Deutschland und Frankreich sich verstehen und paktieren lernen. Die Nationalisten höhnten deshalb über die Gazette de Voß, jetzt maschieren die Luther und Stresemann und Schiele, unter Hindenburgs Segen, auf Bernhards Wegen. Es soll übrigens gesagt werden, daß die Ullsteins mit einer Treue und Tapferkeit in diesen Jahren der Bedrohung und Verleumdung zu Bernhard hielten, die oft genug ihren ehrbaren Kaufmannstraditionen härteste Opfer zumutete. Nie ist der Verleger dem Zeitungsschreiber hemmend in den Arm gefallen, die „Voß" marschiert an die äußerste Linke und die Ullsteins freudig mit.

Der Tag Georg Bernhards ist ausgefüllt. Lehrer an der Handelshochschule, Chefredakteur der „Voß", Reichswirtschaftsrat, Volksredner, Volkswirtschaftler, Bücherverschlinger, Reisender, Ratgeber für Freund und Feind, Presse-Organisator, Musikliebhaber, Sumpfhuhn, ewiger Student, Kartenspieler, Mittwochgesellschafter, ein ewig Angeregter und Anregender, der Mann, der ohne Auto nicht denkbar ist. Soll man dem hurtigsten Geist an seinem Geburtstag etwas wünschen, so kann es nicht gleich ein Wunsch zur Kontemplation sein, zu der man einen so bewegten und beweglichen Berliner nicht zwingen kann. Also seien wir bescheidener: Allwöchentlich eine Spazierstunde im Tiergarten. Auch die Bäume leben!

---

* * * LEIPZIGER KRIEGERPARADE

Eine Lieblingseigenschaft des deutschen Nationalisten ist Taktlosigkeit. Zur selben Zeit, als Dr. Luther und Briand sich gemeinsam einer hoffenden Menschheit zeigten, fand in Leipzig der „Aufmarsch des alten Heeres" statt. Ein pensionierter Volksschullehrer rief, und alle alle Vereinsbrüder kamen.

Als man in Leipzig eintraf, fand man den größten Bahnhof Europas in ein Pseudo-Heerlager verwandelt. Ein Wald von Reklameschildern wurde emporgehalten, auf denen ungefähr folgende Inschriften zu lesen waren: Deutsche Ehrenlegion — Willkommen, 18er Husaren — Flieger und Nachrichtentruppen — Angehörige der 5. Armee — Nationalsozialisten! Hier! — Schutz und Trutz Radebeul. Auf dem riesigen Querbahnsteig wallten Fahnenabordnungen hin und her, während wilde Kommandorufe ergellten. Für denjenigen, der weder zu Radebeul noch zu den 18er Husaren gehörte, war es schwierig, das Freie zu gewinnen, denn unentwegt wurde man mit dem herzgewinnenden Anruf: „Kamerad!" für diese oder jene Waffengattung reklamiert.

Das Festprogramm begann am 17. Oktober nachmittags am Völkerschlachtdenkmal mit der vorgeblichen Aufführung eines angeblichen Weihespiels, das den stolzen Titel: Heldenehrung führte. Lange vor Beginn der Veranstaltung hatten sich die beliebten Heerführer der ehemaligen Garnison von Leipzig dort draußen zusammengefunden und hielten Cercle ab. Mit gekrümmten Rücken, die Schädel schon aus einer Entfernung von 50 Metern entblößend, nahten ehrwürdige Zivilisten diesem erlauchten Kreis, wurden ab und zu durch Handschlag ausgezeichnet oder huldvollst in die Unterhaltung gezogen — und leuchteten vor Glück. Als endlich die ersten Takte der Musik losprasselten, die — wie es heißt — ein Chorsänger des Leipziger Stadttheaters unter weidgerechter Ausschlachtung Richard Wagners erschwitzt hat, war bereits eine stimmunggebende Dämmerung hereingebrochen. Den Abschluß der Szene bildete das Völkerschlachtdenkmal, das — um einen dramatischen Höhepunkt zu erzielen — mit Rotfeuer übergossen wurde. Auch sonst war die Darbietung reich an pyrotechnischen Ueberraschungen. Gelang es doch 1200 begeisterten Mitwirkenden einen Wotanshelm aus Pappe und ein schwarzes Bahrtuch unter Zuhilfenahme ergiebiger Gesänge in Brand zu stecken, und angesichts der wabernden Lohe Treuschwüre von sich zu geben. Inhaltlich fiel ein beliebter Mime mit Wickelgamaschen, umgeschnalltem Seitengewehr und Flügelhelm auf, der in Hexametern vom Dolchstoß kündete. Eine Germania mit Schuppenpanzer verkehrte lediglich in den Kreisen der Statisten. — Es war die lästerlichste Verhöhnung der im Krieg Umgekommenen, die dem deutschen Geist bisher gelungen ist.

Für den Abend des ersten Festtages waren über 20 große Säle für die Abhaltung von „Deutschen Abenden" vaterländisch hergerichtet worden. Die Spitzen trafen sich im Zoo, wo Generaloberst von Heeringen als Vereinsvorsteher die Gäste mit schneidiger Kürze darauf hinwies, daß wir alle im Krieg unsern Mann stehen wollen. Ein Trommeler- und Pfeiferzug verabfolgte ein Höllengetöse, das schnell alle lieben Kameraden in die herrlichen Zeiten zurückversetzte, als sie noch auf dem Kasernenhof die Knie beugen durften. Der Festrede entledigte sich General Kaden. Er hatte das Gesetz zum Schutz der Republik genau studiert und schrie mit dem letzten Aufgebot echt soldatisch nichtssagender Wendungen so vorsichtig, und geiferte so freibleibend, daß man Mitglied eines Militärvereins sein muß, um eine so urdeutsche Männlichkeit voll und ganz würdigen können. Er streifte das Mutterauge, das sich über unsere deutsche Wiege gebeugt hat, gelobte

den „Dreck der Revolution“ abzuwaschen, und trat für die Kriegsartikel ein. Zum Schluß legte er mit großer Ergriffenheit seine engen Beziehungen zum Herrgott dar. — In einem anderen Saal wurden für die Säulen künftiger deutscher Größe, Hitler und Ludendorff, ewige Treuegelübde veranstaltet.

Der Zug der Kriegervereine wurde durch Kutschen mit Veteranen eröffnet, zu denen auch General von Heeringen sich zählte. Er entstieg indessen an der Deutschen Bücherei seinem Gefährt, um 5 Stunden lang die größte Parade abzunehmen, die Deutschland seit 1918 hervorgebracht hat. Als erste defilierten die alten Offiziere, die samt und sonders die gute Figur eingebüßt hatten, die vor Zeiten als ihr Verdienst anzusprechen war. In schlechtsitzenden Uniformen, die sich über quellenden Spitzbäuchen nicht mehr schlossen, mit wackelnden Helmen, ein Monokel ins glanzlose Auge geklemmt, schlich die Blüte der alten Armee vorüber. Es versteht sich, daß in Anwesenheit so vieler hoher Herren, denen die Gnade ihres Kaisers oder Königs noch heute aus dem Halse heraushing, auch die einfachste Kreatur im Festzug sich einen betäubenden Ordensglanz angeheftet hatte. Und wer nichts anderes besaß als die Landwehrschnalle und die Ehrenmedaille des Kaninchenzüchtervereins: er trug sie am farbigen Bande. Jeder hatte an diesem Tag den Wunsch, etwas vorzustellen. Die verunziertesten Gestalten hatten ihre Uniformteile wieder hervorgesucht, und wenn oft auch keine komplette Garnitur mehr vorhanden war: — eine Achselklappe oder ein Kommißstiefel genügte, um vor sich selbst in ungeahntem Glanz zu erstrahlen. Jeder Kracher suchte für kurze Stunden eine Bedeutung zu haben, die ihm das Leben versagt hat. Es war rührend zu sehen, wie man sich in ungelenken Ehrenbezeugungen erging, wie der verschwiemelte Amtsrichter nach ausgeübtem Paradetrott sich unter Heeringens Suite schmuggelte, um wenigstens einmal in diesem kurzen Dasein einem Stabe zugeteilt gewesen zu sein.

Fern aller Feststimmung, im Hintergrund wartete die Sipo in mächtigen Autos auf etwaige Krawalle. Schweigsam, in ihren straffen grünen Uniformen, saßen die republikanischen Beamten und spielten weder mit ihren Waffen, noch suchten sie durch überflüssige Maßnahmen und laute Kommandos Aufmerksamkeit zu erwecken. Hier hatte man die einzige Gelegenheit, militärische Haltung zu studieren, und an diesen unaufdringlichen Männern sah man, was wir seit 1918 gewonnen haben, während verkalkte „Helden“ uns meinten zeigen zu können, was wir „verloren haben“. Das alte Deutschland führte noch einmal seinen Knochen- und Schattentanz auf. Es war ein Maskenfest zu Ehren von George Grosz.

An freien Tagen darf ich, dank einer Erlaubnis des preußischen Justizministers, die Gefängnisse durchwandern. An meiner Seite ist der Präsident des Strafvollzugamtes, Herr Finkelnburg, ein nicht mehr ganz junger Mann, den dreißig Jahre Dienst nicht erschlagen, nicht einmal ermattet haben. Die Entdeckung dieses merkwürdigen Geistes beschreib' ich ein ander Mal; es war jedenfalls die kurioseste Ueberraschung, die mir in einer preußischen Amtsstube zuteil wurde, ich erwartete einen mürrischen, pedantischen Gefängnisoberaufseher und ich fand einen nicht im geringsten bestaubten artistischen Freigeist.

*

Frauengefängnis in der Barnimstraße. Das ist jenes rote, vergitterte Haus, aus welchem Rosa Luxemburg ihre schönsten Briefe schrieb.

Wir sitzen im Zimmer der Oberin, einer noch jungen, was man so nennt stattlichen Dame, die dann und wann etwas verlegen lächelt. Auskunft über die Strafgefangene R. Luxemburg:

„Ich war ganz zufrieden mit ihr. Sie hat sich brav geführt."

*

Wanderung durch die Anstalt. Kilometerlange Korridore, luftig konstruierte Eisentreppen, Schwestern in würdiger Tracht als Aufseherinnen. Neugierige, aber beherrschte Gefangene, die den Kopf kaum von ihrer Hausarbeit zu heben wagen. Zellentüren werden vor uns aufgerissen. Alle Frauen sitzen zu dreien in schlecht gelüfteten Zellen, kleben Tüten oder stricken Strümpfe. Kaum ein Bildchen an der Wand, keine Blume im Fenster. (In Plötzensee wars anders). Es lebt ein Geist strenger Nüchternheit in diesem Hause.

„Nicht leicht, dieses Haus in Ordnung zu halten. Hier verbüßen ja auch die Dirnen ihre kurzen Strafen. Was soll ich in den paar Tagen mit ihnen anfangen? Das Dirnenvolk kommt in rebellischer Stimmung herein, fühlt sich unschuldig — meistens sind sie verurteilt, weil sie auf verbotenen Straßen gingen — das trommelt auf den Türen, wirft das Brot zum Fenster hinaus, schreit zur Straße hinaus und — übermorgen sind sie wieder draußen. Einen richtigen Arbeitsbetrieb kann ich nur mit denen einrichten, die wenigstens ein paar Monate bleiben."

Wanderung durch die Zellen derer, die länger bleiben. Vor den Lazarettzellen bleibt die Oberin stehen: „Hier ist eine Gefangene mit ihrem Kinde."

Wir treten ein.

Eine geräumige weiße Zelle. In der Ecke steht eine Holzwiege. Aus den Kissen schaut ein pausbäckiges Gesicht, den Schnuller im Mäulchen.

„Wie alt?"

Die Frage wird an die Gefangene gerichtet. Das ist eine breithüftige, große, rotblonde Frau, imposant auch hier in ihrer hellen Sträflingstracht.

„Drei Monate" antwortet sie, schon tränenbereit.

Der Präsident tritt an die junge blonde Frau näher heran: „Wie lange haben Sie noch hier zu sein?"

Pause.

Noch immer Pause.

Plötzlich erwidert die Oberin, sachlich: „Zum Tode verurteilt!"

Der Präsident erstaunt: „Wieso ist sie hier? Wo ist sie verurteilt?"

Die Oberin: „In Kottbus. Beihilfe zum Mord. Hierher gebracht, um das Kind zu gebären."

Einen Augenblick wandern unwillkürlich alle Blicke wieder zu der Wiege. Der Säugling guckt in die Luft.

„Sieht gut aus" sagt der Präsident, der sich über das Kind beugt, „wie wird es genährt?"

Die Gefangene deutet auf sich. Ja, dieses breite blonde Geschöpf m u ß ihr Kind stillen.

Leise, ohne jeden Entrüstungsaufwand, fragt der Präsident: „Wer ist denn ermordet worden?"

Noch leiser die Antwort: „Mein Mann".

„Geständnis?"

„Er hat in der Verhandlung gesagt, daß wir verabredet waren." In der Antwort klingt ganz leise eine Anklage gegen den Andern mit.

„Wie geschahs?"

„Er hat die Hand an seinem Hals gehabt und da war er auch schon tot. Er ist ja ein sehr kleiner Mann gewesen."

Die Oberin erläutert strenge: „Der Geliebte hat ihren Mann erwürgt, und sie hat die Tür zugehalten."

„Und das Kind?" fragt der Präsident die Blonde.

„Ja, das ist von ihm. Deswegen schreibt er mir immer . . . . ." Allmähliches Reden unter Tränen. „Mein Vater war Obersteiger, meine Geschwister sind anständige Leute, ich hab nie was gehabt; da ist Er dazwischen gekommen und da bin ich auf den Grund gekommen. Im April hab ich das

Begnadigungsgesuch überreicht, im April." (Wir haben jetzt Oktober. Ein halbes Jahr Bangen, ein halbes Jahr, währenddessen die Frau ihr Kind austrug.) „Aber wir haben Hoffnung, seit der Herr Präsident Hindenburg gewählt ist, er schreibt mir, es kommt die Amnestie."

In der nächsten Sekunde wird der törichte Lebensmut der blonden Person geknickt:

„Der Fall geht den Herrn Reichspräsidenten nichts an, das Begnadigungsgesuch geht zum preußischen Justizminister."

Lange Tränenpause. Endlich sagt die Gefangene zur Oberin:

„Ja, ja . . . Ich will von ihm nichts mehr wissen, die Frau Oberin hat recht, er ist nicht mein Glück. Wenn ich begnadigt werde, will ich für die Kinder . . . ."

„Noch eins?"

„Draußen, von meinem Mann das erste . . . . ich werde für alle zwei arbeiten, ich kann schon tüchtig zugreifen."

„Sie wissen, daß Sie zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt würden?"

„Ja ja ja, aber ich werde mich gut führen. In zwanzig Jahren komm' ich heraus."

Da steht die breite blonde Frau, vom Weinen durchzuckt, und doch voll Zuversicht: Kleinigkeit, die zwanzig Jahre, die überstehn wir schon!

Der Präsident, um die Stille und das Schluchzen zu beenden, fragt: Was tun Sie, um sich abzulenken? Lesen Sie?"

„Nicht viel, im Gesangbuch . . . Aber ich hab ja das Kind da die ganze Zeit."

Alle vier stehen wir wieder um die Wiege. Das runde Kindergesicht sieht lustig aus den Polstern. Einer von uns möchte mit dem Säugling zu spielen anfangen. . . . . .

*

Die Zellentür fällt zu, die Oberin sperrt das Schloß.

„Sie ist ganz empfindungslos. Ganz ohne Reue. Jetzt fängt sie an, etwas Furcht zu bekommen. Aber Sie können sich ja gar nicht vorstellen, was für Briefe ihr der Liebhaber schreibt."

Wieder im Zimmer der Oberin. Es ist braun, und kalt und unfroh. Keine Wiege an der Wand.

„Da lesen Sie einen Brief des Liebhabers":

Ich nehme den Brief in die Hand und sehe am Anfang ein großes, sorgfältig gezeichnetes Herz. So was malen Siebzehnjährige ihren Flammen. In das Herz sind die Namen der Beiden geschrieben. Dann folgt ein sehr zärtlicher Brief,

ganz heiter, ganz zuversichtlich, voll Fürsorge für das Kind, Ratschläge und Mahnungen, und immer wieder die frohe Versicherung, wir werden schon zusammenkommen, verzage nur ja nicht, alles wird gut, Hindenburg macht eine Amnestie.

„Die Leute sind ganz empfindungslos“ sagt die Oberin, ihr Gesicht ist strenge.

„Ja“, wiederhole ich, „ganz empfindungslos“.

*

Diese blonde große Frau, die mit ihrem Kind im Frauengefängnis in der Barnimstraße wartet, heißt Winkler. Sie wurde im April zum Tode verurteilt. Jetzt haben wir Oktober. Ein halbes Jahr.

Darf ich den Herrn Justizminister auf den Säugling aufmerksam machen? Seine Nahrung würde vielleicht besser, wenn endlich die Entscheidung käme!

J. L. WETCHEEK

MONOGAMIE

Herr B. W. Smith, Dachziegel und Verwandtes,
besuchte, mit Freunden, auf einer Geschäftsreise,
in einer mittelgroßen Stadt ein bekanntes
Kabarett und dachte, während der Vorstellung, folgenderweise:

„Naturgeschichtlich besteht, soviel ich weiß, kein Grund,
monogam zu sein. Tiere sind nicht monogam.
Walfische Stechmücken, Kater, Hahn und Hund
lieben und liebten von je, wie es gerade kam.

Dennoch ist in mir Religion, Staatsbewußtsein und Familiensinn
so entwickelt, daß ich anders empfinde als jene
Lebewesen und gewissermaßen von Natur Monogame bin.
Auch entspricht es so rationeller Hygiene.“

So konnte Herr B. W. Smith seinen moralfundierten Optimismus stärken
durch die Feststellung, er zähle zu den natürlichen Monogamen.
Allerdings ist als Fußnote zu bemerken,
daß die in jenem Kabarett auftretenden Damen

sich nicht als die wonnigen, pusseligen Mädelchen entpuppten,
von denen man in den Anzeigen las,
sondern sich vor Herrn B. W. Smith' Augen entschuppten
als abgetakelte, angestrichene Großmamas.

(Deutsch von Lion Feuchtwanger.)

In dieser verlangweilten Welt wurde dieser Tage der fünfzigste Geburtstag Alfred Polgars gefeiert, durchaus mit Unrecht. Denn nicht bloß der Literaturkalender beweist, daß das Geburtstagsdatum falsch ist, er selbst widerlegt es mit jeder Arbeit — darf man diese reizenden Geschenke Arbeiten nennen? — an jedem Tag. Das Tage-Buch findet Niemanden, der Charakter, Laune und Seele genug hat, Polgar auf Polgar'sche Art zu feiern, so lassen wir ihn lieber selbst zu Worte kommen.

Ich besuchte den Eremiten und fragte ihn ohne lange Faxen: „Wie werde ich glücklich?"

Er scheuchte ein Schwalbenpärchen aus seinem Vollbart, das dort nistete, und sprach: „Indem du den Wunsch, glücklich zu sein, aufgibst."

„Das geht über meine Kräfte", sagte ich.

Der Greis lächelte. „Oh, mein Sohn, das ist das Einfachste von der Welt. Wünschest du, ewig zu leben? Nein. Wünschest du dir, Suzanne Lenglen zu sein oder Karl Sternheim oder Tom Mix? Du wünschest dir das nicht, weil kein vernünftiges Wesen Wünsche hegt, die es als unerfüllbar erkennt. Es handelt sich also nur darum, einzusehen, daß du nicht glücklich werden kannst, damit du auch aufhörst, glücklich sein zu wollen. Ziele als unerreichbar erkennen und sich Mühsal der Wege zu ihnen ersparen: das ist aller Weisheit A und O."

Ich warf ein: „Was ist's dann mit den Idealen?"

Er antwortete: „Gerade wer sie im Busen hegt, muß meine Lehre anerkennen. Nicht wahr, wer das Vollkommene ahnt, kann doch das Mittelmäßige nicht erstrebenswert finden?"

„Gewiß nicht."

„Also siehst du! *Unter* dem Ideal gibt es der bessere Mensch nicht, das Ideal aber ist, seiner Natur nach, das Unmögliche. Daraus gewinnst du die schönste sittliche Rechtfertigung, gar nichts zu wollen, gar nichts zu tun. Siehe, die Unerreichbarkeit ist der erlösende Schönheitsfehler des Schönen — gebenedeit sei er! — der unsere Seele von der Pflicht, ihm nachzujagen, befreit. In meiner Jugend wollte ich Musiker werden. Bald erkannte ich, daß ich auf diesem Gebiet zum ewigen Dilettantismus verurteilt sei. Ich ließ die Musik. Es erging mir in gleicher Weise mit den andern Künsten, mit fremden Sprachen, mit Geld-Verdienen, mit sportlichen Uebungen, mit der Liebe, mit hunderterlei Dingen, die in Summa das Leben ausmachen. Ueberall stieß ich auf die eiserne Mauer, über die es kein Hinüberkommen gibt. Anfangs tat das weh, später hatte ich immer ein Gefühl größter Erleichterung, wenn die eiserne Mauer am Horizont auftauchte und mich

legitimierte, umzukehren. Ich lernte, alles, was ich nicht verstand und wozu mir die verpflichtende Begabung fehlte, als Aktivpost in meine Glücksbilanz zu buchen, und was mir erreichbar war, eben deshalb weil es das war, als zu gering gar nicht anzustreben. Bist du noch nie einer Frau nachgegangen und hast, wie sie sich umwandte, mit behaglichem Schmerz, mit beglückender Enttäuschung, gemerkt, daß sie häßlich und du daher aller Plackereien als Mann, Erotiker, Aesthet, die dir da drohten, mit einem Schlage ledig warst? .. Also auf diese Weise, das Unerreichbare als unerreichbar, das Erreichbare als zu gering ablehnend, wurde ich immer leichter, freier, heiterer. Noch quälte mich Bildungshunger. Ein Besuch in der Bibliothek des Britischen Museums befreite mich von ihm. Ich sah die unendliche Fülle der Bücher — wer könnte auch nur einen Bruchteil des zu Lesenden lesen, des zu Lernenden lernen? — und las nie eine Zeile mehr. Den größten Sprung zur Seligkeit aber machte ich, als mir die Sinnlosigkeit des Denkens aufging, als ich erkannte, daß der Weg zu den Geheimnissen des Seins unendlich, und das geringe Stück von ihm, das auch in angestrengtester Arbeit zu durchdenken wäre, eine, wie die Mathematiker das nennen, „zu vernachlässigende Größe“ sei. Seither denke ich auch nicht mehr, wie du ja meinen Reden schon entnommen haben wirst. Denken ist aller Uebel Anfang und aller Zwecklosigkeiten Inbegriff. Ein Mensch, der denkt, der durch Denken geistig zunehmen, also aus sich heraus etwas in sich hineinkriegen will, erscheint mir wie einer, der mit seinem Speichel seinen Durst zu löschen versucht. Noch übler sind freilich Menschen mit Religion dran, die ihr ganzes Leben lang unter dem schweren seelischen Druck stehen, Gott „wohlgefällig“ sein zu wollen. Rechtzeitig zu verspüren, daß man bei ihm unter allen Umständen durchfallen muß — ein Großteil der Menschheit glaubt deshalb, wie du ja weißt, an Seelenwanderung, also gewissermaßen an ein Repetieren der Klasse unter einem andern Klassenvorstand — erleichtert außerordentlich die Daseins-Last.

Ich fragte: „Und wie, Abgeklärter, ist das mit den Trieben?“

„Die Triebe, deren du nicht Herr werden kannst,“ erwiderte mit feinem Lächeln der Eremit, „die mußt du dir umdeuten, so zwar, daß dein Müssen weise Fügung wird. Das lernt sich rasch. (Es ist ja Alles, glaub' mir, einem alten, erfahrenen Einsiedler, Dialektik!) Wenn du zum Beispiel viel geprügelt wirst, im physischen oder im moralischen Sinn, mußt du dir einreden, du seist Masochist und brauchtest und wolltest also aus höchster innerer Notwendigkeit Prügel. In

diesem Punkt kann die dir neuere Seelenkunde, die deine Aengste als Wünsche und deine Albdrücken als Wunscherfüllungen deutet, ungemeine Dienste leisten. Mir hat sie, wie ich bei dieser Gelegenheit erwähnen will, in anderer Beziehung das Leben sehr verschönt und erleichtert. Durch mein Alter und schon vorher durch meine abschreckende Häßlichkeit von den Freuden der Sexualität so ziemlich ausgeschlossen, blieb es größtenteils meiner Phantasie überlassen, mir da imaginativen Ersatz zu schaffen. Das ermüdete und machte Kopfschmerzen . . . bis ich das Glück hatte, die analytische Symbollehre kennen zu lernen. Seither bin ich dauernd im glücklichsten geschlechtlichen Rauschzustand. Die Natur selbst braut mir den Trank. Die Welt ist ein aufgeschlagenes pornographisches Buch, unerschöpflich anregend. Alles ist konvex oder konkav und wie bringt gar erst das Plane, das ja vollzogene Vereinigung von konvex und konkav darstellt, mein Blut in Wallung! Eine Tischplatte regt mich mehr auf, als vielleicht dich die Anita Berber."

Ich brach die Unterredung ab und gab dem Orakel einen Schilling.

„Wir haben sechstausendfache Taxe", sagte es.

Ich äußerte mein Erstaunen über solche Habgier eines wunschlosen, beruhigten Philosophen.

„Geld," sagte der Eremit, „ist eine Sache für sich und hat mit Philosophie nichts zu tun. Ueber diesen elementarsten Grundsatz alles Weltweisheit dachte ich dich wirklich schon hinaus, mein Sohn!"

In jeder ersten großen Leidenschaft lieben die Frauen den Liebhaber, in den folgenden — die Liebe.

*

Es gibt wenig sogenannte anständige Frauen, die nicht ihres Handwerks ehrlich müde wären. Die meisten von ihnen sind verborgenen Schätzen gleich, die nur deshalb sicher sind, weil niemand sie begehrt.

*

Es gibt gute Ehen — graziöse Ehen aber gibt es nicht.

*

Mit der wahren Liebe ist es wie mit den Geistererscheinungen: jeder spricht davon, aber wenige haben sie je gesehen.

*

Man mag gelegentlich Frauen finden, die noch nie Liebschaften hatten, selten aber eine, die nur eine gehabt hat.

La Rochefoucaldu

An Honoré de Balzac werden wir eben jetzt ergreifend und bedeutend erinnert, da die schöne, handliche Ausgabe seiner Werke in vielen kleinen blauen Leinenbändchen bei Rohwolt zu Berlin erscheint. Erinnert . . . ? Wie man an einen Menschen erinnert wird, den man ohnehin niemals vergessen kann. Wir leben unaufhörlich mit ihm, wir sind beständig in seiner Nähe, denn es gibt keinen Bezirk des Lebens, der nicht von seinem Geist durchhaucht wäre. Er hilft uns, das unendliche Wirrsal des menschlichen Treibens zu durchdringen; er lehrt uns das tausendfache Ineinanderlaufen tausendfacher Fäden begreifen, lehrt uns, unzählige Verknüpfungen finden, das unermeßlich verschlungene Netzwerk der Gesellschaft verstehen. Rätselhafte Existenzen des Alltags nehmen wir mit seinen Augen wahr, sprechen sie mit den Namen seiner Romangestalten an, schließen ihr Inneres mit dem Schlüssel seiner Psychiologie auf, wissen durch ihn erst, daß sie rätselhaft, rührend und abenteuerlich sind. Und fast alle Quellen unserer Erzählungskunst, fast alle Wurzeln unserer modernen Epik sind bei ihm.

Wunderbar menschlich erscheint er uns in seinem stets vergeblichen Ringen um den Erfolg. Und wunderbar übermenschlich in seiner heroengleichen Kraft, in seinem riesenhaften Willen, in seiner unerschöpflichen Phantasie und in seinem rastlos wie ein Hammerwerk durch die Tage und Nächte hinpochenden Fleiß. Er schreibt im ersten Anlauf an drei Dutzend Bände Romane, dringt nicht durch damit, ist aber weder erschöpft noch entmutigt. Kauft eine Buchdruckerei, um sein eigener Manager zu werden. Geht als Unternehmer zugrunde . . . und schreibt wieder Romane, um mit ihrem Erlös die Geschäftsverluste zu decken. Noch etliche Dutzend Romane sprudeln aus ihm hervor. Er wird berühmt, wird gelesen, wird verschlungen. Neben der Schreibtischarbeit aber und über diese hinaus sinnt er großen Spekulationen nach, wirft sich in weitausholende Unternehmungen, die grandiose Reichtümer bringen sollen. Er sitzt tagelang, sitzt die Nächte lang in seiner weißen Mönchskutte bei verhängten Fenstern und angezündeten Kerzen am Arbeitstisch und dichtet, hält mit zahllosen Tassen schwarzen Kaffees die müden Sinne wach, peitscht das Herz und die Nerven zu künstlerischer Frische . . . und seine Phantasie hat noch so viel überschüssige Kraft, hat noch so viel Schwung, hat sich noch gar nicht genug ausgelebt, daß er sie in die Geschäftsmöglichkeiten der wirklichen Welt spazieren treibt. Was heckt diese Phantasie nicht alles aus: die verschütteten Silberminen der alten Römer auf Sizilien sollen neu erschlossen werden, die Urwälder Sibiriens sollen ihren Reich-

tum an Edelholz nach Europa senden . . . Kaum einundfünfzig Jahre alt, stirbt er, und stirbt knapp vor dem Gelingen seiner kühnen Pläne, knapp bevor der Geldstrom in sein Haus zu rauschen beginnt; stirbt nach einem Leben, das er in unerhörter Arbeit, in unglaublichen Sorgen und als beständig zugrunde gerichteter Mann verbracht hat.

Er hinterließ eine Welt. Nicht mehr und nicht weniger. Eine Welt, die er erschaffen hat: unendlich und wimmelnd von Gestalten und schwellend von Lebendigkeit, wirbelnd von Geschehnissen, strahlend von Schönheit, fürchterlich erfüllt von Laster, funkelnd von Weisheit und unergründlich, wie die große, wirkliche Welt. Er hat die im Wirbelsturm nach aufwärts gerissene Gesellschaft des napoleonischen Zeitalters geschildert; diese Gesellschaft von Daseinseroberern, von machthungrigen Desperados, von Glücksrittern, von Genies und Verbrechern, und es wurde ein Abbild der menschlichen Gesellschaft überhaupt. Er konnte in achtlos hingeschleuderten Kapiteln die Roheit eines Handwerkers haben (und wer den Gluthauch seines Atems nicht spürt, hat ihn auch einen Handwerker gescholten).

Dieser Mann besaß die Einfalt eines Kindes und die Dämonie eines Gottes, er besaß die zarten Nerven eines Kulturmenschen und die unbändig schnaubende Kraft eines Urwesens. Sein Dahinschreiten über diese Erde ist aufregend, hinreißend, anfeuernd und ergreifend, rührend und niederschmetternd zugleich. So ungeheuer viel Arbeit hat er verrichtet, so viele Werke hinterlassen, daß wir's nicht begreifen können, wie er in der kurzen Zeit seines Lebens essen, trinken, schlafen, ein Buch lesen, ein Weib lieben und dabei doch diese zahllosen Bände niederschreiben, im Druck noch korrigieren, feilen und nachfeilen konnte. Niemals aber hätten wir gedacht, daß es irgendwo noch ein Manuskript von ihm gäbe, daß uns sechzig Jahre nach seinem Tode ein Werk von ihm auf den Tisch gelegt würde, so unberührt, so unbekannt und so unveröffentlicht wie nur das eines heute lebenden jungen Anfängers. Dies unerwartete Geschenk ist nun in unseren Händen, als hätte er selbst es uns über Generationen hinweg dargereicht. Uns Heutigen, zum Dank dafür, daß wir ihn besser erkennen, ihn richtiger einwerten als seine Zeitgenossen und als seine erste Nachwelt. Und wir empfinden an diesem Werk, das wie neugeboren vor uns liegt, das wie eine Botschaft uns anspricht, das aber unserem Urteil doch auch wieder so sehr entrückt ist, noch einmal alle die Schauer der Ehrfurcht, der Bewunderung und der Ergriffenheit, die sein Name in uns aufweckt. Balzac: der Name einer unergründlichen und unerschöpflichen Naturgewalt.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Oktoberwoche.

Richard Kahn, dessen Konzern nach Stinnes, Stumm und Giesche in die Klemme geraten ist, genießt kein hohes Ansehen im offiziellen Deutschland. Erste Generation und Jude dazu, genügt das nicht schon für die gesellschaftliche Klassifikation? Der vielgeschmähte Kahnvertrag, auf Grund dessen er nach Beendigung des Krieges gewaltige Mengen Heeresmaterial nutzbringend verwertete, erwies sich zwar als einwandfrei. Doch semper aliquid haeret. Wenn solch ein Mann pleite macht, dann rührt kein Finanzminister an jenen Beutel, der vor all den andern, den großen, die vorher in Bedrängnis kamen, so prompt sich öffnete. Gewiß, der Kahnkonzern ist kleiner, er umfaßt nur ein paar Werkzeugmaschinen- und eine Motorpflugfabrik. Er kann nicht wie die großen Montangruppen im Westen und Osten Kriegs-, Friedensvertags- oder Besatzungsschäden vorschützen. Es hilft ihm auch nicht viel, daß er an einem stornierten Reparationsauftrag Schaden erlitt und daß er sich — etwas voreilig vielleicht — auf das agrarische Rationalisierungsprogramm des Herrn von Kanitz verließ, und auf solcher Basis seine Produktion von Ackerbaumaschinen im Geschwindschritt auf den modernsten Stand der Technik brachte. Industriell ist der Kahnkonzern wahrscheinlich besser organisiert als jedes von den Konglomeraten, deren Zusammenbruch bisher von höherer Hand verhindert wurde. Der „Dreißigjährige" ist nicht der Inflationsschieber, als den man ihn häufig hingestellt hat. Mit einem wahren Furor auf technische und fabrikatorische Verbesserung bedacht, ohne politische Ambitionen, ohne große persönliche Aufwendungen, nobel gegen alle Mitarbeiter, von früh bis spät bei der Arbeit und zwar meist unmittelbar in der Fabrik, indes nicht abgeneigt, nebenbei einen kleinen Spekulationsnutzen einzustreichen, so hat dieser Mann im Laufe der lezten Jahre immerhin fast alle seine rund ein Dutzend Fabriken zu industriellen Schmuckkästchen gestaltet, ein Eindruck, dem sich kein Besucher, auch der routinierteste nicht, zu entziehen vermocht hat.

Dieser erste Versuch, das amerikanische Fabrikationssystem, das Kahn drüben selbst studiert hat, auf die deutschen Verhältnisse soweit angängig, zu übertragen, ist nun an

finanzieller Unzulänglichkeit gescheitert. Kahns Fabriken sehen zwar nicht nur schön aus, funktionieren nicht nur prompt, sondern manche von ihnen werfen schon heute eine respektable Rente ab. Die Fabrikation findet zum Teil einen reißenden Absatz. Die Motorpflüge gelten als mustergültig und sind in Deutschland wie in Rußland ein begehrter Artikel. Die Rechnung würde also nicht nur technisch, sondern wahrscheinlich auch ökonomisch gestimmt haben, wenn nicht die Höhe der kurzfälligen Verbindlichkeiten das ganze Gebäude wieder zu vernichten drohte. 30 Millionen Schulden sind kein Pappenstiel, vor allem wenn ihre Begleichung dringlich ist. Kahn ist nicht ohne einflußreiche Freunde. Die Banken möchten ihm beispringen, aber ohne Rückhalt können sie es nicht. Und Schacht ist verreist. So richteten sich die Blicke auf die A. E. G., deren Oberbefehlshaber Deutsch so manches Geschäft mit Kahn zusammen gemacht hat (Wöllersdorf ging schief). Aber in Geldsachen hört bekanntlich zu allermeist die Freundschaft auf. Ein bitteres Geschick scheint daher kaum vermeidlich. Das ganze ein schlimmes Zeichen für die Hemmungen, denen die erforderliche Rationalisierung des Produktionsapparates im kapitalknappen Deutschland begegnet.

Wer sich nicht selber helfen kann, dem hilft im ökonomischen Leben normalerweise niemand, es sei denn, daß der Staat als Wohltäter auftritt. Wem hilft der Staat? Und warum hilft er dem einen und nicht einem andern? Das sind Fragen, über die man sich den Kopf zerbrechen kann, so viel man will; man wird doch nicht hinter das Geheimnis kommen. In andern Ländern wird in aller Oeffentlichkeit, im Parlament, Monate hindurch darüber gestritten, ob einem unterstützungswürdigen Gewerbe, z. B. dem Kohlenbergbau oder der Schiffahrt, aus besonderen Gründen in der oder in jener Form staatlicher Beistand zu Teil werden soll, und wenn man sich über die Grundfrage geeinigt hat, dann erfolgt noch eine exakte Festlegung der Richtlinien und Bedingungen, unter denen die Hilfe gewährt wird. So macht man es in reichen Ländern wie in England. In Deutschland scheinen in dieser Beziehung andere Gepflogenheiten zu herrschen. Da wird nicht lange über das Prinzip diskutiert, ob der Staat in den Ausleseprozeß der Privatwirtschaft eingreifen darf oder nicht, auch nicht über die Formen, in denen das bejahendenfalls zu geschehen

hätte, ob durch direkte Unterstützung oder durch Sonder- und Vorzugskredite; nicht einmal über den Kreis der Unternehmungen, dem die Vergünstigung zuteil werden soll, wird Klarheit geschaffen. Das alles bestimmen ein paar Ministerialdirektoren aus dem Handgelenk. Obwohl sich niemand auf Subventionspolitik festgelegt hat, wird in Wahrheit schon eine Unter-der-Hand-Subventionierung großen Stils betrieben. Freilich scheut man sich, die Geschenke offen in Geschenkform zu geben. Statt dessen werden Rechtsansprüche auf Staatsunterstützungen konstruiert. Oder man gibt besondere Kredite; stellt sich später heraus, daß die Rückzahlung nicht möglich ist, nun, so ist ein fait accompli geschaffen, und man wird weiter sehen. Grundsätze, nach denen verfahren wird, gibt es nicht. Der Staat hilft, wann er will, wem er will und wie er will.

Mit den Micum- und Besatzungsentschädigungen hat es angefangen und bis heute noch nicht aufgehört. Bei allem schuldigen Respekt vor den Leiden der besetzten Gebiete haben wir es nicht nötig, uns mit der Art abzufinden, wie hier mit der Not Geschäfte gemacht worden sind. Nächstens wird man ein Gegenstück erleben, wenn die Aufstandsschäden in Oberschlesien „aufgewertet" werden. Ein Zuschuß von 100 Millionen in die Kasse der Agrarbank ist zwischendurch vertan. Nebenbei mußten, der Zeit gemäß, ein paar sogenannte Mittelstandskredite zu Vorzugsbedingungen gegeben werden. Wie kläglich nahmen sie sich aus gegenüber den Riesensummen, mit denen die Großindustrie gespeist wurde. Im Falle Stinnes wurden die Formen noch gewahrt. Der Staat übernahm einige Besitzteile im Wege des Kaufs, wenn auch zu anständigen Preisen. Bei Stumm wars schon bedenklicher. Da ging der Fiskus eine einseitige Ankaufsverpflichtung ein, die im Grunde nichts weiter war, als eine kostenfreie Kreditgarantie. An die Oberschlesische Eisenindustrie A.-G. genannt Caro aber und an die Oberschlesische Eisenbahn-Bedarfs A.-G. wurde auf Veranlassung des Staats gleich eine bare Summe von sage und schreibe 46 Millionen Mark kreditiert, ohne Unterpfand, ohne Ueberwachung der Verwendung, einfach aufs Geratewohl. Sie muß schon heute teilweise als uneinbringlich gelten. Verhandlungen über ihre kulante Konsolidierung sind bereits in der Schwebe. Die Gewerkschaft Georg von Giesches Erben hat ebenfalls einen Kredit von 15 Millionen Reichsmark erhalten.

Das sind nur ein paar Fälle, die publik wurden. Andere sind insgeheim erledigt worden. Im Reichstag gibt es zwar einen Ueberwachungsausschuß, der diese industriellen Kredite kontrollieren soll. Er nimmt ab und zu Erklärungen der Reichsregierung zur Kenntnis. Damit aber hält er, wie es scheint, seine Mission für erfüllt.

Die Subventionierungspolitik müßte auch verurteilt werden, wenn die Willkür, mit der sie betrieben wird, weniger evident wäre. Will Herr von Schlieben aus seiner persönlichen Tasche Ueberentschädigungen zahlen oder billige Kredite gewähren, so mag er das tun, so lange es ihm Freude macht. Aber wessen Geld ist es, das da an irgendwen geliehn oder verschenkt wird? Die Steuereinnahmen des Staats sind die einzige Quelle, aus der der Reichtum stammt, der so freigiebig verteilt wird. Wer diese Steuern bezahlt, und zwar zuviel bezahlt hat, das läßt sich bequem aus dem Halbjahresausweis über die Einnahmen an Steuern, Zöllen und Gebühren ablesen, der soeben erschienen ist. Laut Reichshaushaltsplan wurde für die Monate April bis September eine Einnahme von 3176 Millionen Mark erwartet. Statt dessen sind 3584 Millionen — rund 400 Millionen zuviel! — in die Kassen des Reichs geflossen. Die Lohnsteuer allein brachte 750 Millionen, die Umsatzsteuer rund 800 Millionen, Zölle und Verbrauchsabgaben fast 1000 Millionen Reichsmark, alle diese weit über Voranschlag. Aus den Steuerzahlungen der Arbeiter und Angestellten stammt also in erster Linie das Geld, das für halb oder ganz geheime Subventionen verausgabt wird. Ist das die Aufgabe des Staats, daß er die saueren Verdienste der Armen in die Taschen der Reichen hinüberspielt! Ist einer im Volk, der seine hohen Steuern zahlt, damit mit ihrem Ertrag den Stumm und Giesche, und wie sie alle heißen, unter die Arme gegriffen wird? Und wenn niemand diesen Zweck mit der Steuerzahlung verbindet, wenn jedermann nur der Verwaltung zu geben gewillt ist, was sie für Erfüllung ihrer dringendsten Aufgaben notwendig gebraucht, darüber hinaus aber nur noch soviel, wie für die gerechte Verteilung der Lasten erforderlich ist, die wir im Gefolge des Krieges zu tragen gezwungen sind — wenn das alles so ist, warum herrscht dennoch dieses unerträgliche System in einem demokratischen Lande, dieses System, bei dem Ursprung und Zweck der Staatseinnahmen so völlig verkannt werden?

GLOSSEN

LITERATURGESCHICHTE UND FEHLURTEILE

Wir beschimpfen das Heute so oft, mögen wir ihm nicht einmal schmeicheln? Unsere Literaturhistoriker heute sind so gescheit, daß sie ja viel mehr wissen als die Schriftsteller und Dichter selbst, die sie „behandeln" oder „erledigen" — nur mit großer Willensanstrengung unterdrückt sich hier der Name eines Literaten, der ohne jeden Zweifel viel besser Welt und Dichtung versteht als etwa Hölderlin, Kleist und Nietzsche sie verstanden. — Die Herrlichkeit eines solchen Wissens und Könnens funkt auf wie der Glutname in der Dämmerung, wenn wir mit spöttischem Vergnügen uns frühere Schriftakten, Fehldarstellungen und Fehlurteile der sogenannten Literaturgeschichte zu Gemüte führen. Leider oder spassigerweise, je nachdem, werden viele die folgenden Beispiele leicht vermehren können.

*

Der Literaturkritiker F. C. Vilmar nannte das Werk des Martin Opitz „die geschraubten Gedanken eines Stubengelehrten, der sich vor Freude nicht zu lassen weiß, wenn er einmal aus seinen vier Wänden herauskommt und ein Kalb auf der Weide springen sieht." Aber schon Carl Lemcke stellte fest, daß dieser Opitz seine Reisen nach Frankfurt, Heidelberg, in Südwestdeutschland, nach den Niederlanden und Schleswig-Holstein, von da nach Siebenbürgen und wieder nach Wien und Paris zur Zeit des dreißigjährigen Krieges nicht in der verschlossenen Postkutsche oder dem D-Zuge einer späteren Zeit gemacht und nicht bloß Kälber genug springen sehen, um davon nicht echauffiert zu werden, sondern auch zur dichterischen Anschauung Reiterscharmützel mit zu machen gewagt hat.

*

Von dem englischen Schriftsteller Anthony Trollope, dem 1882 verstorbenen Verfasser einer großen Anzahl von gewichtigen Romanen, die das Dasein der Geistlichen seiner Zeit entzückend schildern, „le petit fait bien choisi", sagt L. Kellner (1909), daß „vor allen Dingen sein gesunder Menschenverstand, seine Gesundheit überhaupt töte." Da L. Kellner die Personen seiner Literaturgeschichte stets ironisiert, sodaß man nicht weiß, warum er nicht lieber Apfel- und Obstbäume überhaupt beschreibt — die freilich zu ironisieren bedeutend schwerer fällt —, erscheint auch seine Feststellung: „Der gesunde Verstand Trollopes zeigt sich darin, daß er mit größter Vorsicht schlüpfrigen Boden vermeidet, was er schildert, kennt er aus dem Grunde", ironisch und zu bedeuten, daß der moderne Schriftsteller doch besser täte, schlüpfrigen Boden aufzusuchen, jedenfalls aber zu beschreiben, auch wenn er ihn gar nicht kennt. In allen Literaturgeschichten ferner findet man, daß Trollope wegen seiner unglaublich prosaischen Autobiographie (Tauchwitz Edition Nr. 2201) einen literarischen Selbstmord verübt habe. Man lese aber dieses Buch, und man wird tief erschüttert sein ob seiner männlichen Kraft, seines großartigen Mutes, belehrt über manche Geheimnisse des Schreibens und überzeugt, daß er das Muster einer stolz erscheinenden Selbstdarstellung ist.

Der reizenden ersten Erzählung aus den „Bunten Steinen" Adalbert Stifters machte Julian Schmidt den Vorwurf, der Dichter lasse uns im

Unklaren, was sein Gegenstand ist. „Er betrachtet z. B. einen Stein. Er erinnert sich, als Kind häufig auf diesem Stein gesessen zu haben, und dabei fällt ihm ein, daß öfters ein Mann vorüber gefahren sei, der Wagenschmiere feil geboten. Einmal hat ihm der Mann die nackten Füsse mit Wagenschmiere bestrichen, er ist dafür von seiner Mutter mit Ruten gestrichen worden. Um ihn zu trösten, hat ihm sein Großvater die Füße gewaschen und ist mit ihm spazieren gegangen. Auf diesem Spaziergang hat er ihn auf das stille Leben der Wälder aufmerksam gemacht, auf die Vögel, das Wild, die Kohlenbrenner, Jäger usw., er hat ihm die Tätigkeit verschiedener Handwerke anschaulich gemacht, ihn verschiedene Märchen erzählt, unter anderem die Geschichte von einer großen Pest, die vor langen Jahren das Land verwüstete, und ist dann mit ihm nach Hause gegangen". Das ist derselbe Julian Schmidt, der Gottfried Keller verführt findet „zu jenen parfümierten Wendungen, an die wir bei unseren Belletristen nur zu sehr gewöhnt sind, und die dem guten Geschmack widerstreben."

*

Rudolf von Gottschall erklärte, um die gleiche Zeit wie J. Schmidt (1855), daß Jeremias Gotthelf, „dieser joviale Landpastor mit seinen bald derben, bald erhitzten Geberden, seiner bald sanften, bald fluchenden Moral, seiner bibelfesten, gegen die Aufklärung und Wühlerei wetternden Gesinnung selbst in unserer Situation eine eigentümliche Erscheinung ist, gegen welche der brave Voß mit seinen niedersächsischen Misthaufen noch als ein Idealist vom reinsten Wasser erscheint. Doch indem wir dem wackeren Biedermanne unsern Händedruck nicht verweigern (!!), können wir von der deutschen Muse nicht ein Gleiches verlangen — sie würde wenigstens dann ihren kastalischen Quell in bedenklicher Weise trüben. In ästhetischer Beziehung bleiben die Schriften von Gotthelf vollkommen wertlos . . ."

*

Mit ganz besonderer Schadenfreude aber lesen wir in der, nach dem Urteil der „Zeitschrift für deutsche Bildung", Heft 1, Juni 1925, „großen im einzelnen ungemein kenntnisreichen" Literaturgeschichte von Heinrich Kurz (4. Aufl. 1873) das Urteil über Eduard Mörike. Das Gedicht „Begegnung", das Hugo Wolf mit einem kleinen Orkan von Musik überbraust hat — man versuche aber einmal, es, unverdunkelt durch die Musik, in seiner reinen Sprachkraft aufzunehmen, wählt H. Kurz zum Abdruck, „weil sich aus demselben der Charakter des Dichters und seine Darstellung klar erkennen läßt." Und dann „rezensiert" er es. „Schon die Situation ist seltsam: Zwei Liebende begegnen sich, nachdem sie die Nacht mit einander zugebracht haben; er will sich ihr voll Entzücken nahen, sie sehen sich freudig und verlegen an; er träumt von den Küssen, die er in der Nacht mit ihr getauscht, sie aber biegt schnell um die Ecke. So seltsam dies auch ist, es hätte ein größerer Dichter wohl etwas daraus machen können; ihm ist es nicht gelungen, da schon der Ausdruck durchweg mangelhaft ist. Es mag angehen, daß der Sturm mit einem Besen verglichen, aber daß er als „ungebeten" bezeichnet wird, ist wenigstens sehr überflüssig. Das „unstäte Glühen des Gesichtchens" ist s e h r unklar und wird durch die Vergleichung mit einer vom Wind zerblasenen Rose nicht deutlicher. Was unter den „ungewohnten" Schelmen zu verstehen ist, läßt sich nicht leicht einsehen, ebensowenig deutlich ist die Zeile: „Er steht, von Anmut hingerissen"; denn dies kann

doch nur heißen, daß er selbst von Anmut erfüllt war (man vergleiche mit Furcht, von Bewunderung hingerissen), während der Dichter sagen wollte, daß der Bursche von der Anmut des Mädchens hingerissen war. Solche unstatthaften Ausdrücke und Phrasen, die in beinahe jedem Gedichte wiederkehren, haben ihren nächsten Grund in der Unklarheit des Denkens und Empfindens."

Wilhelm Lehmann

FILM

Urwelt im Urwald

Bravo Ufa! Erkennst, von Publikum und Kritik geweckt, dein Verfehlen, besserst dich flugs und verzichtest im selben Mozartsaal, dessen erdrückendes Beiprogramm hier vorige Woche gerügt ward, ganz und gar auf den Klimbim. Sondern zeigst schlichtweg einen Film, der das Publikum aller Stände erschüttert und entzückt. Zeigst in preisenswert plastischer und klarer Photographie Urwaldleben am Amazonasstrom in Brasilien, wie es auf einer Sonder-Expedition Herr v. Dungern hingebend fleißig aufstöberte.

Hier gibt uns der Film, was wir in ihm sehen und lernen wollen: ferne Welt, greifbar nahe, einprägsamer als Buch oder mündliche Schilderung. Aufregender und interessanter als wildeste Kolportage — und doch bloß Landschaft und Tiere. Aber wie sind diese Tiere in ihrem tierischsten, fast hätte ich gesagt menschlichsten Leben betrachtet! Dieser Ameisenstaat, straffer organisiert, präziser arbeitend als irgendwelche menschliche Organisation, wimmelnd bewegt und deutlich, als spielte sich alles auf einer Handfläche ab. Tausende von Krokodilen, erbärmlich zusammengepfercht und erschlagen, der streichholzdünne Kolibri mit langer Schnabelsonde die Jungen in den Hals fütternd, die schrecklichen Piranhasfischlein, lauernd im Strom, die in fünf Minuten ein großes Wasserschwein im wüsten Blutrausch zum Skelett zernagen; das Faultier mit pfiffig-trägem Antlitz; die aufflatternden Vogelschwärme. Diese Bilder sind Meisterleistungen, Fremdes, Fernes, nicht nur unserem Auge, sondern unserem Herzen nahebringend. Ein Film, irdische Wunder berückender als himmlische offenbarend, den zu sehen Pflicht jedes Menschen ist, der Augen und Hirn im Kopfe hat.

TISCH MIT BÜCHERN

Neue Prosa

Bücher, aus den Nationen, die zum großen Roman hinstreben — neue Wege gehend und neue Hoffnungen gründend. Bücher mit heißem Atem, scharf in der Absage an die alte Welt, herrlich gefüllt im Erleben einer neuen Zeit. Dichtungen dabei, denn die Inbrunst des Erlebens gebar, nicht der Intellekt; Dichtungen, die sich an der Fülle des Geschauten satt tranken. Keine aus Ethos entzündete Vernunft, keine mit Blut geschriebene Satire kann die kraftvolle Schönheit des neuen Menschen so körperlich zeichnen, wie die reine romanhafte Darstellung des H. D. Lawrence seinen „Jack im Busch" (Deutsche Verlagsanstalt). Prächtig, wie dieser Bursche dasteht, wenn er in Australien an Land geht. „Er gehörte nach Bedford College. Aber sein Geist wandte sich mit Ekel davon ab." Ein Abenteurer, nicht wahr — aber ohne „Abenteurer-Romantik", deren Klichee aus der Zeit der Desperado-romane uns vererbt wurde. Ein Auswanderer, ohne die falsche Pose literatenhafter Europamüdigkeit. Ein Australienstrolcher ohne

den obligaten Schuß Rimbaud-Ersatz. Es geniert ihn gar nicht, nach seiner Ankunft, zwischen weitläufiger Verwandtschaft eingekeilt, Heimweh zu haben. Herrlich gezeichnet — etwa: Er machte langsam seine Uebungen, langsam die Berührung der Welt von seinem widerstandsfähigen, weißen Körper abstreifend. Seine erste Berührung mit einem Mädchen, das furchtbar gern ein neues Röckchen an hat und Stiere, Hengste und dicke Schweine liebt. Erdhaftes breitet sich aus, Geruch einer Landschaft, Kalkgeruch, Buschgeruch, Arbeitsgeruch, Geruch von Wald, Wasser, Prärie. Geruch erwachender Leidenschaft, Geruch von Körpern. Dazwischen eine Boxkampfszene — sie gehört zu dem Meisterlichsten an plastischer Schilderung, durchtränkt von überlegenem Humor, dramatisch-explosiv, über die Impression hinaus romanhaft gebunden. Ein Buch, das Probleme meidet, weil es in der Schicht des Lebens sich auswirkt. War das Sinnlich - Anschauliche im Roman der angelsächsischen Literatur von Swift bis Jack London immer neu bestätigt, so beweist Lawrence eine unerhörte sprachliche Kraft, Atmosphäre zu schaffen, ohne im Ueberfluß malerischen Schwelgens die energetische Spannung des Stoffes zu sprengen.

Das Landschaftliche als epischen Grundwert hat die nordische Literatur entdeckt — denn dieses Volkes (oder dieser Völker) Seele ist ein ewiges Umkreisen ihrer Erde und ihrer erdhaften Gebundenheiten. Ohne den befreienden Sturm, mit dem dieses Jacks männliche Kraft übers Land wirbelt. Tiefversonnen vielmehr, mit dem Antlitz ganz der Landschaft zugekehrt, die Tiefen der Welt aus dem Bilde der heimischen Erde auffrischend. Schicksal sucht der Blick — und Schicksal wirbt Sein, Lebensform, Tun und Glauben dieser Menschen. Darum ist die Nordische. Literatur reich — und groß — an Romanen der Zustandsschilderung. „Die Lofotfischer“ von Johan Bojer, in ausdruckskräftigem Deutsch von Else v. Hollander (C. H. Beck-Verlag) sind die unpersönlichen Gestalten dieses Romans, in dem nichts „vorgeht“ — in dem nur die Natur in grandiosem Auf- und Untergang das winzige Dasein dieser Menschen überwächst. Eine Kollektivseele, primitiv, undifferenziert, bewegt von außen, blumenhaft aufwachsend und absterbend in der gewaltigen Umarmung der nördlichen Fjords. Bojer ist weniger leidenschaftsmächtig als Regine Normann, seine Lofotfischer zeigen nicht die grausige Begrenztheit der Leute auf „Krabbenbucht“. Aber auch in diesem Buch öffnet sich ein Ausblick auf eine noch unbetretene, vielleicht nie zu betretende Landschaft, auf das nordische Leben, das aus mystischen Gründen steigt und sich noch in den mühsam schleppenden Schilderungen dieses Zustandsromans ahnen läßt.

Wie europäisch, wie sehr „uns gehörig“ ist dagegen der Däne Johannes V. Jensen, den besten Erzählern zugerechnet, ein Radierer der epischen Form, den Satz ziselierend und seltsame Geschichten liebevoll nachzeichnend. Wäre der „Zug der Cimbern“ — den er gleich einem Roman (im S. Fischer-Verlag) erzählt — ich meine: wäre der historische Cimbernzug das Thema für einen Dichter? Einen Pseudo-Flaubert vielleicht, könnte

es reizen, visuelle Mächtigkeit an einem unkontrollierbar fernen, legendären, tatenreichen Stoff zu erproben. J. V. Jensen lehnt die artistische Laune ab — mir scheint es, mit spöttischem Lächeln. Er ist doch dem Norden näher, als es den Anschein hat: dienend einer Idee, schreibend um einer Landschaft (oder dürfen wir sagen: einer Rasse?) willen. Ein Grabbe des Romans, sicherlich aber ein historischer Romancier hätte in die Annalen des Cimbernzuges einen Kerl hineingedichtet, ein Hannibalwesen, eine Armingestalt, irgend eine menschliche Figur, in deren Mitte sich das Wogen der Geschichte bricht.

Otto Zarek

ANEKDOTEN

Berliner Theater

Von einem kleinen Theater, das seit Jahren auf seine Renaissance hofft, wird erzählt, daß kürzlich ein Besucher fünf Minuten vor Beginn der Vorstellung sich eingefunden. Er fand die Eingangstore noch nicht geöffnet, entdeckte dann in dieser idyllischen Stille am Hauptportal eine Tafel, auf der stand:

„Wenn geschlossen, bitte zu läuten!"

Der Wachtposten

Tristan Bernard hatte 60 000 Fr., die er mit dem Lustspiel: „le petit café" verdient hatte, in der banque de France deponiert. Jedesmal, wenn er von diesen 60 000 Fr. ein paar Tausend abhob, mußte er an einem militärischen Posten vorbei und jedesmal freute sich Tristan Bernard, daß sein Konto so gut bewacht war. Aber es kam der Tag, an dem Bernard die letzten 2000 Fr. behob, sein Konto war erschöpft. Melancholisch verließ er die Bank. Als er diesmal an dem Wachtposten vorbeikam, klopfte er ihm freundlich auf die Schulter und sagte:

„Nicht mehr nötig, Sie können nach Hause gehen."

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 42)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6 — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25 vierteljährlich Reichsmark 6.50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, 1. Novemberwoche

Eine Brücke ist eingestürzt. Vorsichtige Leute sind freilich nie über sie geschritten und der Erbauer ist als liederlicher Konstrukteur bekannt. Es ist die berühmte Brücke zwischen Alt- und Neudeutschland, die von dem leichtfertigsten Erbauer seit zwei Jahren gerühmt wird, die Brücke zwischen Deutschnationalen und Republikanern, die Brücke zwischen unheilbaren Nationalisten und deutschen Europäern, die Brücke zwischen gewalttätigen Militärpolitikern und nüchtern, wirtschaftlich denkenden Verständigungspolitikern. An dem Tage, an dem die Herren Schiele, Schlieben, Neuhaus ihre Demission gaben, ist die morsche Brücke des alten nationalliberalen Schwindelingenieurs eingestürzt. Jetzt erst zeigt sich die Größe des politischen Verbrechens, das Stresemann beging, als er die große Koalition zerbrach, um seinen sächsischen Industiellen die Genugtuung eines militärischen Einmarsches in Zeigners Reich zu gewähren. Jetzt erst erkennt jedermann ganz, wie kurzsichtig Stresemann gewesen ist, und welcher Vorwurf ist für einen Staatsmann niederschmetternder als der Nachweis seiner Kurzsichtigkeit? Auf A muß B folgen, auf die zweite deutsche Niederlage, nämlich auf den verlorenen Widerstand im Ruhrgebiet, mußte, da man auf den Wegen des verkappten Krieges nicht weiterkam, der Weg der Verständigung mit Frankreich endlich, sei's knirschend, eingeschlagen werden. Stresemann hattedenMut A zu sagen, er gab die Lüge des passiven Widerstandes auf; aber als er B sagen sollte, da begann er schon kurzsichtig, ohne alle Zukunftsvision, abhängig von nationalliberalen Vertragsillusionen, zu stottern. Blind, wie er war, hat er aus völlig unzureichenden, im einzelnen leider nicht genügend durchforschten Gründen, die große Koalition zerstört, mit der man allein europäische Verständigungspolitik treiben konnte. Nebenbei hat er damit, wie die Berliner Wahlen zeigen, auch die eigene Partei auf einen verrammelten Holzweg geführt, und nun steht er da mit seinen Brückengenossen, ohne seine Verbündeten, ohne Westarp, Tirpitz, Schiele, steht ein paar Tage nach Locarno hilflos

da und braucht das Gebilde, das er freventlich zerstört hat, steht da auf den Resten seiner geborstenen Verbindungsbrücke und hofft, die Sozialdemokraten, die er aus der Weimarer Gemeinschaft hinausgeohrfeigt, werden ihm sanftmütig und rettungsbereit die Verträge von Locarno apportieren. Es ist bei dem allzu staatsmännischen Verantwortungsgefühl einiger Genossen und bei ihrem beschämenden Mangel an Gedächtnis nicht ganz ausgeschlossen, daß es ein paar ministerfauteuilbedürftige Sozialdemokraten gibt, die bereit sind, drei Monate lang, wieder Exzellenz zu spielen, um, wenn erst die Verträge von Locarno gesichert und angenommen sind, schleunigst wieder hinausgeschmissen zu werden. Kein Zweifel, es existieren einige solcher Dummköpfe, die das kaum erst gefestigte Ansehen der gemäßigten Arbeiterpartei für zwei oder drei Ministermonate hingeben wollen, doch darf man von der überwältigenden Mehrheit der Partei, von Scheidemann bis Levi, erwarten, daß sie die Aushilfe bis zur Wiederherstellung der deutschnationalen Führer klipp und klar ablehnt. Es geht bei solchen unglaublichen Experimenten mehr kaputt als das Ansehen einiger überalterter Führer, es geht bei diesen Versuchen das langsam wiederaufkeimende Vertrauen der deutschen Arbeiter zu ihren Führern verloren. Wenn die Partei jetzt wieder Stresemanns und Luthers süßlichen Locktönen aufsäße, um nach einem Vierteljahr wieder auf dem Trockenen einer wirkungslosen Opposition zu sitzen, so würde sie dieses charakterlose Zickzack mit ungeheuren Verlusten bezahlen! Der Sozialdemokratie und den Demokraten bleibt nichts übrig als, unverbrämt und unnachgiebig, den Rücktritt des Kabinetts Luther-Stresemann zu fordern und zu erzwingen. Locarno-Politik kann man nur mit Verständigungspolitikern treiben. Mit den Parteien der Kriegertage, der Windjacken-Politiker, der Dolchstoßlügner läßt sich nicht europäische Politik treiben. Wenn je, so ist heute eine energische Schwenkung nach links nötig. Man kann nicht im Reich den alten Generälen zublinzeln und zur selben Zeit in den Völkerbund eintreten. Will man europäische Politik treiben, so muß man vor allem im Lande selbst die Atmosphäre der Pazifikation schaffen. Stresemann wollte uns nach Europa hinüberschwindeln. Deutschland sollte, wenn möglich, gar nicht bemerken, daß es in Europa eingegliedert wurde; mit Deutschnationalen sollte übernationale Politik getrieben werden. Dieser Betrug und Selbstbetrug war unmöglich. Die Methode der Ueberpfiffigkeiten ist zusammengebrochen, Stresemanns Kronprinzenbrücke ist eingestürzt ... Es wäre schmählich und kläglich, wenn jetzt Demokraten und Sozialdemokraten als technische Nothilfe ausrückten. Nein, jetzt muß

ganze, gründliche Arbeit geleistet werden. Man stelle Deutschland vor eine Volksabstimmung über Locarno und entschließe sich dann zu einer rechtschaffenen, gradlinigen, dauerhaften, auch im Innern wahrnehmbaren Politik der europäischen Verständigung.

Zwei Waisen im Sturm der Zeit sind der Chef- und Auslandsredakteur der „Deutschen Allgemeinen Zeitung". Zwischen Stinnesscher Vergangenheit und preußischer Zukunft, zwischen Deutschnationalen und Volkspartei haben die Aermsten sich rettungslos festgefahren, und die eine Hand weiß absolut nicht mehr, was die andere tut. Zwei redaktionelle Leitartikel vom Sonnabend und vom Dienstag, 24. und 27. Oktober, verwerfen und begrüßen mit gleicher Entschiedenheit das deutschnationale Unannehmbar:

Sonnabend

„Der deutschnationale Beschluß vom Freitag abend ist als wenig glücklich zu bezeichnen . . . Wir sehen in dem Beschluß das Zeichen lebendigen Nationalgefühls. In diesem Sinne kann er für die Entente ein warnender Mahnruf sein. Aber politisch und taktisch ist er kaum zu verantworten."

Dienstag

„Es hat auf die weitesten Kreise unseres Volkes wie eine Befreiung gewirkt, daß endlich mal die größte und ausschlaggebende Partei der Entente den Bettel von Locarno vor die Füße geschmissen hat, daß ein wirksamer Protest gegen die Praktiken der Entente durch eine entschlossene Tat erhoben worden ist."

Es sind eben furchtbar viel geheime Dinge in Locarno vor sich gegangen, worauf durchaus zurückgeführt werden muß, daß man sowohl zur Annahme wie zur Ablehnung gezwungen ist:

Sonnabend

„Es kommt hinzu, daß die wirkliche Kenntnis der entscheidenden Verhandlungen in Locarno der Oeffentlichkeit fehlt und fehlen muß. Sie weiß nichts davon, daß die deutschen Delegierten mit dem Reichskanzler an der Spitze häufig eine Sprache geführt haben, die sogar den Vorsitzenden manches Ortsvereins dieser oder jener Partei durchaus befriedigen dürfte. An eindringlichster und unerschrockener Verfechtung der Grundfragen deutschen Lebens mit allen ihren Konsequenzen hat es nicht gefehlt."

Dienstag

„Durch die Geheimhaltung, die die deutsche Delegation über die Verhandlungen von Locarno verhängt hat, war es der deutschen Presse nicht möglich, der deutschen Delegation durch Zuruf, Warnung, Aufforderung zur Vorsicht und zum Widerstand, durch Hinweis auf die mißtrauische öffentliche Meinung, Deutschland zur Seite zu stehen. . . . Die deutsche Delegation muß jetzt durch den Beschluß der Konservativen dafür büßen, daß sie in Locarno in den Kernfragen nicht vorsichtig gewesen."

Auch die Folgen der Ablehnung sind eindeutig klar. Außenpolitisch sind sie absolut ungünstig und günstig, während sie innen- und parteipolitisch immerhin als günstig und ungünstig angesehen werden dürfen:

Sonnabend	*Dienstag*
„Der gestrige Beschluß mag parteipolitische Vorteile in sich schließen. Aber außenpolitisch gesehen fehlen für ihn im Augenblick alle guten Argumente."	„Man muß der Entente beibringen, und dazu kann der konservative Stoß, wie bedenklich er auch innerpolitisch wirken muß, gute Dienste beitragen, daß sie sehr schnell sehr bedeutende und uns befriedigende Konzessionen machen muß."

Da können wir also ganz beruhigt sein. Denn während offensichtlich „eine überaus ernste Lage" für uns entstanden ist, sehen wir mit Freude die überaus ernste Lage drüben: „Es ist immer wieder zu betonen, daß die Entente ein viel größeres Interesse an dem Abschluß von Locarno hat als wir ... Im Lager der Entente herrscht Verwirrung, Bankerott, Krieg, Niedergang, Inflation, furchtbare Urteilslosigkeit und innere Gefahren." Nur eine derart verzweifelte Situation erklärt die „hohnvolle Behandlung" Deutschlands durch diese Todeskandidaten, und erklärt die „Impertinenz", mit der sie alles verweigern, was Deutschland zur Unterschrift eines Vertrages ermuntern könnte, der nur für die Entente Interesse hat.

Die Berliner Stadtverordnetenwahlen haben mit einem überraschenden Resultat geendet: Sozialdemokraten und Kommunisten haben zusammen eine Mehrheit von etwa fünf oder sechs Sitzen. Die Deutschnationalen behaupteten sich, die Stresemann-Partei, von dem verbohrten Bureaukraten von Eynern geführt, trieb in eine vernichtende Niederlage hinein. Was nun? Welches wird die nächste Konstellation sein? Die Große Koalition scheitert an den kümmerlichen Intelligenzen der Wirtschaftspartei und an der tristesten Spielart der Demokratie, an dem altbackenen Kommunalfreisinn der Fraktion Merten. Eine Sozialdemokratie, die mit diesen paktierte, hätte für lange ausgespielt. Aber wäre eine Allianz mit den Kommunisten nicht ebenso unmöglich? Unmöglich durch deren törichte Sucht, ausschließlich Demonstrativanträge zu stellen und, sagen wir es offen, auch durch die gründliche Verpöbelung der Partei, die gerade im Berliner Ratssaal vornehmlich mit dem Stuhlbein argumentiert, unterstützt von einer im Schreien und Dreschen gedrillten Zu-

hörer-Tribüne. Man begreift, daß die Sozialdemokraten sich einstweilen den kommunistischen Annäherungsversuchen gegenüber sehr kühl verhalten. Das ist verständlich, ist Politik, nicht weniger und hoffentlich nicht mehr. Denn die Entwicklung der deutschen Arbeiterbewegung deutet trotzdem nicht auf Sieg oder Debacle der einen großen Flügelgruppe hin, sondern auf Einigung. Gewiß, der Erfolg der Sozialdemokraten bei diesen Wahlen ist beträchtlich. Doch wer hätte von der Kommunistischen Partei, die man in Richtungskämpfen der Agonie nahe wähnte, einen Gewinn von mehr als zwanzig Mandaten erwartet? Es ist kein Zweifel, die junge Arbeiterschaft hält zu dieser von der launischen Gouvernante in Moskau bald gehätschelten, bald malträtierten Partei. Versperrt sich die Sozialdemokratie dauernd der jüngern und nicht immer manierlichen Schwester, so wird sie in Zukunft vielleicht unzufriedene Liberale fesseln, moralische Eroberungen in dem allmählich aus dem Nationalrausch erwachenden Mittelstand machen, aber sie sperrt damit auch die Jugend aus und verurteilt sich zur Sterilität. Natürlich wird die Versöhnung nicht mit impulsivem Schwesterkuß da sein, sie wird ein langes, mühevolles Werk werden. Hier in Berlin sind die ersten Voraussetzungen gegeben. Hier stellt die Beiden der Zufall isoliert von allen andern, zwangsläufig nebeneinander. Hier kann, müßte aus dem Nebeneinander, ein Miteinander werden. Vielleicht gehört nicht einmal ein großer Führer, ein begeisterter Herold der Einigungsparole dazu, sondern nur die zähe, geduldige Alltagsarbeit, um die Kommunisten vom Schrei zur Rede, von der Demonstration zur Tat zu erziehen. Wem bangt nicht um die Zukunft der deutschen Arbeiterbewegung? Im Berliner Rathaus ist vielleicht ihr Stern zu suchen.

Ein Gutes hat das Werk von Locarno ohne Zweifel mit sich gebracht: der Leichengeruch der Kriegsjahre, der bisher in den meisten Kammern des gemeinsamen Hauses Europa verblieben, verflüchtigt sich. Ein neuer und überraschender Höflichkeitenaustausch über die Grenzen hinweg hat begonnen. Nachdem bereits auf dem Lago maggiore während einer Dampferfahrt in einem Gespräch zwischen Briand und Scheuermann gallischer Esprit mit deutschem Tiefsinn Vermählung feierte, bringt jetzt auch der Chef der englischen Kriegspropaganda der Aera der Versöhnung ein Brandopfer, das, gut gemeint, trotzdem keinen anheimelnden Duft verbreitet. General Charteris, so heißt der Herr, erklärt nämlich jetzt, wie er das Märchen in

die Welt gesetzt habe, daß die Deutschen Menschenfett verwendeten. Bei deutschen Kriegsgefangenen seien nämlich Bilder gefunden worden, auf denen der Transport von Tierkadavern zur Verarbeitung, sowie die Heimfahrt von Menschenleichen zur Beerdigung dargestellt war. Der pfiffige General gesteht nun, daß er ganz einfach die beiden Unterschriften vertauscht habe. Voilà. Wie unkompliziert ist doch die Technik der Völkervergiftung! Es gehört nur ein horndummer Einfall und eine gepanzerte Stirn dazu. Zwar kommt man in Versuchung zu sagen: „Mann, dieses fürchterliche Geheimnis, das für Jahre über eine große Nation schändlichsten Verruf brachte, das haben Sie bis jetzt für sich behalten . . .?" Man sagt es nicht, denn man fühlt instinktiv: wenn schon der Chef einer Kriegspropaganda anfängt, kleine Details aus dem Metier zum Besten zu geben, so etwa, wie der magere Mime X. seinem aufhorchenden Publikum erzählt, wie er es macht, daß er als Falstaff so furchtbar dick ist, wenn das schon wieder möglich ist, dann muß eine Zeit erfüllt sein und in Europa sich etwas verändern. Ein Organisator der Kriegslüge sagt die Wahrheit! Wenn seine deutschen, französischen, belgischen und sonstigen Kollegen sich zu gleichem Tun entschließen könnten, dann wüßten wir es endgültig: die Epoche der Nationalisten versinkt, die Völkerverständigung ist da.

Am Berliner Wahlsonntag wurden einige hundert Radaumacher festgenommen. Nach der „Vossischen Zeitung" fand man bei den 422 Festgenommenen 70 Pflastersteine, 6 Mauersteine, 2 Eisenstangen, 1 Seitengewehr, 5 Infanterie-Spaten, 8 Schlagringe, 3 Tesching-Pistolen, 1 Trommelrevolver, 6 Dolchmesser, 12 Stöcke, 13 Gummiknüppel, 8 Totschläger, 1 Pferdepeitsche, 36 Holzlatten in einer Länge von 60 bis 90 Zentimetern und zwei mit eisernen Nägeln beschlagene Holzlatten in einer Länge von 3 Metern. Außerdem wurden mehrere Ballons mit Salzsäure, Lysol und Ammoniak beschlagnahmt.

Der soeben in München verschiedene Professor George D. Herron ist in mehr als einer Hinsicht für die Deutschen, und nicht nur für die Deutschen, interessant. Amerikaner von Geburt, und zunächst dem geistlichen Stande angehörig, war er schon vor Jahrzehnten nach Europa herüber gewandert und in Florenz ansäßig, als der große Krieg ausbrach. Dieses Ereignis hatte ihn aufs tiefste erschüttert und ihn zu dem plötzlichen Entschlusse gebracht, in ein neutrales Land — Italien war schon damals schwankend — überzusiedeln. Seine Wahl war auf Genf gefallen.

Große Geldmittel, groß selbst am amerikanischen Maßstabe gemessen, Geldmittel, die ihm einst durch eine Heirat zugeflossen waren, setzten ihn in den Stand, sich hier eine stattliche, ein wenig außerhalb Genfs gelegene Villa zu kaufen, die während des Krieges der Mittelpunkt des politischen und gesellschaftlichen Lebens der Schweiz wurde.

Sein Standpunkt war vom Beginn des Krieges an ausgegesprochen antideutsch. Seine Verdammung alles germanischen Wesens aber entstammte durchaus ehrlichen Motiven und nichts wäre falscher gewesen, als an diesem Amerikaner etwa deutsche Militär-Psychologie treiben zu wollen. Es war der heutige deutsche Reichspräsident, der einst dem gläubigen, allzu gläubigen Volke erzählt hatte: „Amerika ist in den Krieg eingetreten, um die an England geliehenen Dollars nicht zu verlieren". Dem war durchaus nicht so. Und jene Aeußerung Hindenburgs war nur zu wohl geeignet, um Oel in das Feuer Amerikas zu gießen und ist auch von englischer Seite propagandistisch ausgebeutet worden. Das amerikanische Feuer war höherer, heiligerer, idealerer Herkunft. Ein Idealist aber, dem man Geldmotive unterschiebt, wird in der Heiligkeit seiner Sache nur noch mehr bestärkt.

Auch Herron, der an dem Eintritt Amerikas in den Weltkrieg nicht unschuldig war, handelte aus reinen Motiven. Dieser Mann war ein typischer Amerikaner: ein getreuer Abkömmling jener englischen Dissenters und Nonconformisten, die, von der englischen Staatskirche einst verfolgt und ausgestoßen, sich auf die „Mayflower" gesetzt und nach Amerika gekommen waren, um dort ein neues Reich der Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit zu gründen. Der Nonconformismus hat dann manche Wandlungen durchgemacht: in unseren Tagen ist er teilweise in den Sozialismus übergegangen, ohne daß dieser Sozialismus den Zusammenhang mit der Religion ganz verloren hätte. Herron war und blieb ein Sozialist von religiöser Färbung, einer von jenen angelsächsischen Linkspolitikern, die

ihr Neues Testament auswendig können und es bei jeder Gelegenheit zitieren; die es noch nicht vergessen haben, daß die gute Botschaft nicht an die Reichen und Mächtigen erging; die überzeugt waren, daß das Christentum die Religion der Schwachen, Armen, Getretenen und Unterdrückten war. In Christus selber sah er nicht so sehr den Agitator und Revolutionär, der einst die aufreizendsten Worte an ein leicht erregbares Volk gerichtet hatte, sondern vielmehr den Friedensfürsten und Pazifisten, der für das Wohl seiner Feinde gebetet und ihnen siebenmal siebzigmal zu vergeben empfohlen hatte . . . .

Das Ideal-Land aller dieser ausländischen Sozialisten war merkwürdigerweise, oder natürlicherweise, Deutschland gewesen. Denn hier in Deutschland war die (von den Dissentern verachtete) Kirche sozusagen erledigt und jedenfalls weit weniger einflußreich, als auf angelsächsischem Boden: dafür aber herrschte der Geist, die Moral, die praktische Anwendung des Christentums in diesem großen Lande. Hier in Deutschland — als Folge der deutschen Philosophie — war die neue Lehre des Sozialismus entstanden. Hier waren ihre großen Apostel Karl Marx und Ferdinand Lassalle geboren; hier bestand die numerisch stärkste sozialdemokratische Partei; hier übte selbst der Staat sein praktisches Christentum und hatte als Erster für seine Armen und Arbeiter väterlich gesorgt. Hier herrsche Ordnung, Wohlstand, Arbeitsamkeit, Gerechtigkeit: der Segen Gottes lag augenscheinlich auf diesem sozial fortgeschrittensten Lande des Weltalls . . . . . „Wie die Künstler zu Italien emporsehen," so sagte uns der Professor einst zur Erklärung seiner Stellungnahme gleich am Anfang des Krieges, „so sahen wir ausländischen Sozialisten Englands und Amerikas zu Deutschland auf. Die große deutsche Sozialdemokratie: das war unser Ideal. Da bewilligte diese Idealpartei in jener fluchwürdigen Sitzung vom August 1914 einstimmig die Kriegskredite" . . . .

Es war ein guter Teil frischen Optimismus und kindlicher Vertrauensseligkeit in dieser Idealanschauung von der deutschen Nation und der deutschen Sozialdemokratie gewesen. Die Menschen sind bekanntlich nie so gut, wie die Jugend glaubt, sie können auch gar nicht so gut sein, wie wir in der Jugend meinen. Der gute Deutsche Herrons hat so wenig existiert, wie der edle Wilde Rousseaus: jedes Volk hat sein Böses und muß sein Böses haben: ja, je besser es ist, desto tiefer liegt vielleicht das Böse in ihm versteckt, desto explosiver kann es sich mitunter Luft machen. Aber jugendliche Menschen, ebenso wie unreife Völker wissen es besser. Darum ist der Glaube an die Güte des Menschen etwas echt

Amerikanisches — auch historisch im übrigen leicht erklärbar, denn auf die herbe Lehre Calvins wurde im 18. Jahrhundert drüben das weiche Wort Rousseaus gepflanzt, der den Menschen bekanntlich für ursprünglich gut erklärte. Ein sehr gefährlicher Glaube, denn wenn er einmal erschüttert wird, so führt er leicht zur Enttäuschung und Entrüstung. Es ist vielleicht besser, die Menschen halten einander für böse, dann können sie wenigstens nicht enttäuscht werden und nicht in moralische Raserei verfallen, wie 1914.

Aber daß der Professor ein ehrlich Enttäuschter, ein bis ins innerste Mark Entrüsteter war, darüber konnte keinerlei Zweifel bestehen. Vom 1. August 1914 an hatte er keine andere Idee, als die, den gefallenen Engel, den deutschen Lucifer, den abtrünnigen Sohn der sozialistischen Brüderschaft von seinem Unrecht zu überzeugen und ihn wieder zu der Gemeinschaft der zivilisierten Christenheit zurückzubekehren. Als einmal im Jahre 1915 eine ganz kleine Aussicht bestand, daß ein vorzeitiger Friede den „Sünder" von dem verdienten Strafgerichte erretten könnte, schrieb er sein warnendes Buch: „The Menace of Peace", das in Amerika zu Tausenden von Exemplaren abgesetzt wurde.

Es gibt in der Welt immer eine große Anzahl kluger Leute, die den ehrlichen Idealismus anderer auszubeuten und die dessen reine Gewässer auf die mehr oder minder schmutzigen Mühlen ihrer Geschäfte zu lenken verstehen. Die Entente-Politiker, die in der Schweiz ihren Haupttreffpunkt hatten, waren bald darüber unterrichtet, einen wie vortrefflichen Helfershelfer sie in dem von der Heiligkeit ihrer Sache überzeugten Amerikaner haben könnten. Dieser Mann war reich, er hatte einfache und einnehmende Manieren, er hatte, wie der Franzose sagt „l'air de quelqu'un": der schon in den hohen Fünfzigern stehende Mann war auch äußerlich eine höchst imponierende Erscheinung. Nicht nur Männer faßten bald Vertrauen zu ihm, sondern auch die Frauen standen unleugbar unter seinem Einfluß: und dieser Einfluß erstreckte sich, was bei Berühmtheiten selten, sogar auf die eigenen Frauen. Schon seine erste Frau, jene, die ihm das viele Geld zugebracht hatte, war ihm tief ergeben; seine zweite, eine geborene Schweizerin, vergötterte ihn geradezu. Das ruhige, hingebende, wohltuende Wesen dieser zweiten Frau, die mit ihren ausgedehnten Sprachkenntnissen auch die Dolmetscherin ihres linguistisch-einseitigen Gatten war, gab diesem Genfer Hause eine Ruhe, die mit den Kriegsstürmen da draußen aufs seltsamste und angenehmste kontrastierte.

Dazu brachte Herron noch eine große negative Eigenschaft mit sich: eine, die für die Diplomaten der Kriegs-

zeit von unermeßlichem Werte war: er befand sich in keiner offiziellen Stellung. Das war von großer Wichtigkeit, denn während des ganzen Krieges wurden in neutralen Ländern und von beiden Seiten mehr oder minder offizielle Friedensversuche gemacht. Diese Friedensversuche wurden aber, sobald sie feindlichen Journalisten oder Diplomaten zu Ohren kamen, immer als Kriegsmüdigkeit der betreffenden Partei ausgelegt und so dazu benutzt, den Eifer der eigenen bis zum „bitter end" oder, wie die Deutschen sagten, bis zum Siegfrieden anzuspornen. Wenn sie von offizieller Seite ausgegangen wären, so hätten sie gefährlich werden können: einen offiziösen Friedensvermittler, wie Herron aber, konnte man ruhig dazu anstiften, um ihn nachher, wenn es schief ging, glatt zu desavouieren. Trotzdem, oder gerade deswegen, gingen in der Schweiz alle Friedensfühler — Friedens-Intriguen nannten die Kriegsderwische sie — durch Professor G. D. Herron, der selber im Laufe der Kriegsjahre von seiner Entrüstung verloren hatte und mehr und mehr auf einen Ausgleich, auf einen Frieden ohne Sieger und Besiegte hinsteuerte. In seinem Hause trafen sich darum offizielle und offiziöse Abgesandte der kämpfenden Nationen: Förster, Jaffé, Quidde übernachteten daselbst Tür an Tür mit anderen feindlichen Pazifisten und Nicht-Pazifisten. Ich selber, obwohl geborener Deutscher, habe mehr als einmal bei ihm feindliche Damen, sogar solche, deren Gatten in offizieller Stellung waren, zu Tische geführt. Herrons Haus in Genf war das einzige mit neutralem, mit noch-europäischem Boden, um seinen Tisch herum saßen friedlich die Angehörigen der kämpfenden Völker — mit der einen Beschränkung, daß niemals offiziell-beamtete Vertreter dieser Nationen zusammen dort eingeladen wurden.

Ich selber war oft Zeuge dieser Empfänge, selbst jener von Entente-Diplomaten, die ihn uneingeladen aufsuchten, um Informationen von ihm zu erhalten. In diesem Falle aber, und um Unliebsamkeiten zu vermeiden, stellte mich der Professor stets als neutralen Schweizer vor. So erinnere ich mich, eines Abends den japanischen Gesandten aus Bern dort getroffen zu haben. Er war ein höchst merkwürdiger Typus, ein ganz untypischer Japaner eigentlich: denn wir stellen uns unter Japanern ja immer einen stets lächelnden, außerordentlich höflichen, sehr sprachgewandten Mann vor, hinter dessen letzte Beweggründe ein gewöhnlicher Europäer nicht zu schauen vermag. Dieser Gast hier aber war von der brutalen Offenheit eines Bismarck, minus der guten Formen, die Bismarck als Diplomat sicherlich gehabt haben muß. Mit nonchalantestem Zynismus und in schlechtestem Englisch verkündete er, daß,

seitdem Japan durch den Frieden von Schimonoseki 1895 um die Früchte seines Sieges über China von Deutschland, Frankreich und Rußland gebracht worden sei, es sich nur noch auf Macht-Politik einlassen könne und würde. Auf den Professor, der gerade in einen schweren Krieg für das Recht und gegen die Macht verwickelt war, machte diese Erklärung des gelben Bundesgenossen den übelsten Eindruck und — ehrlicher Mann, der er war — fragte er ihn gerade heraus: „Ja, haben Sie denn gar keine Religion in Japan? Sind nicht viele Ihrer Landsleute auch Buddhisten? Also Menschen, die die brutale Gewalt und die militaristische Politik ablehnen?“ „Gewiß“ hatte der Besucher erwidert: „Aber der Buddhismus ist die Religion der resignierten Leute, und wir Japaner denken nicht daran, zu resignieren.“ Als er gegangen war, wandte sich Herron mit schmerzlichem Antlitze zu mir und sagte: „We shall have to fight those fellows after we have finished with you!“

Das Wort mag prophetisch sein.

Das Wort ist aber auch noch etwas anderes als prophetisch, nämlich psychologisch interessant. Der Professor, der gerade den einen heiligen Krieg predigte, bereitete also schon den anderen vor. Das Wort beweist darum auch die Gefährlichkeit der pazifistischen und humanitären Gesinnung: wird sie enttäuscht, so schlägt sie unfehlbar in ihr Gegenteil um, und jener bekannte deutsche Vers tritt in Geltung:

„Und willst Du nicht mein Bruder sein,
So schlag' ich Dir den Schädel ein.“ ....

Vom Pazifismus zum Militarismus ist es darum nur ein Schritt, und der Militarismus der Pazifisten, das ist der Militarismus mit einer Mission, der Militarismus mit einem „Dieu-le-veult“, der Militarismus, dessen oberster Kriegsherr der „gerechte“ Jehovah selber ist und dessen großer Generalstab aus Erzengeln mit Flammenschwertern und aus Propheten mit Flammenzungen besteht ...

Wer die wütendsten Kriege unterdrücken will, der muß zuerst die Pazifisten unterdrücken. Sie sind streitbarer, als alle preußischen Generäle: „Das ist kein Pazifistenkongreß mehr: c'est une cage de lions“, mußte vor einigen Wochen der enttäuschte Präsident des letzten Pariser Friedenskongresses ausrufen...

Wer Pazifist sagt, sagt Enttäuschter.

Professor George D. Herron aber war ein viel zu ehrlicher Mann, um sich über seine Enttäuschung leicht hinwegzusetzen und, wie es so manche seiner Kameraden zu tun pflegen, neuen Illusionen nachzulaufen. Er hatte gemeint, daß nach der Besiegung Deutschlands eine bessere, reinere Zeit für Europa, eine friedlichere und freudigere Aera für die Welt anbrechen

würde. Er hatte Kurt Eisner, mit dem er in Verbindung stand, zur Veröffentlichung der Deutschland schwer belastenden Lerchenfeld'schen Gesandtenberichte ermuntert; er hatte gehofft, eine Wiederaufnahme des ausgestoßenen „Verbrechers" durch dieses freimütige Schuldbekenntnis erwirken zu können. Er hatte auch den Wilson-Frieden befürwortet. Jetzt kam Versailles. „If France had only forgiven Germany!" sagte er mir ein über das andere Mal zu jener Zeit. Sein Christentum hatte also etwas Aristokratisches an sich — etwas Aristokratisches und gleichzeitig Phantastisches: er meinte, ein ganzes Volk könne sich zu einer Größe emporschwingen, die der Einzelne nur selten und unter besonderen Umständen zu erreichen imstande ist. Und hatte er, der Einzelne, nicht selber das „Soyons amis, Cinna!", die Versöhnung mit dem Feinde, vergessen, damals, als er „The Menace of Peace" geschrieben hatte?

Nichtsdestoweniger, und mit der ihm eigenen Energie, versuchte er zu retten, was noch zu retten war. In Paris waren die Friedensverhandlungen in Gang gekommen: der Präsident Wilson, mit dem er seit langer Zeit in brieflichem Verkehr stand, war in der französischen Hauptstadt eingetroffen. Herron litt es nicht mehr in dem jetzt verödeten Genf. Er fuhr sofort nach Paris, um an Ort und Stelle seinen Einfluß geltend zu machen.

In Paris, im Winter 1918/19 wurde er von einer schweren Influenza befallen. Als kranker Mann kehrte er nach Genf zurück, und Monate vergingen, ehe er mich wieder empfangen konnte. Er hatte einen nervösen Zusammenbruch erlitten.

Es war Wilsons Verhalten, das seinem Glauben den letzten Stoß gegeben hatte. Aber Wilsons Verhalten war auch nur ein Zusammenbruch gewesen. Mit Schrecken hat mir George D. Herron nicht einmal, sondern viele Male die Szene, die er mit Wilson im Hotel Crillon gehabt hat, wiedererzählt. Der eine Pazifist war auf den anderen eingedrungen und hatte ihn beschworen, seinen Worten, seinem Friedensvorschlag, seinen angenommenen und unterzeichneten 14 Punkten treu zu bleiben. . . „Stick to your gun, Mr. President, I beseech you!" hatte Herron flehentlich gebeten. Aber Wilson konnte schon nicht mehr zurück: der Idealist war schon in den Netzen der Realpolitiker gefangen, jener Realpolitiker, die sich schließlich in den eigenen Netzen fingen und weiter fangen werden. Als Herron ihm schließlich die Hand auf die Schulter legte und, Auge ins Auge schauend, seine Bitte nochmals wiederholte, da war der Präsident in einen Armstuhl gefallen, seine Hände hatten sein verzweifeltes Angesicht bedeckt und aus seinem Munde waren die Worte gekommen: „O Lord, my Lord! why

have you put such a burden upon my shoulders!" . . . „Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen", so hatte jener andere Idealist am Kreuze gerufen. . .

Eine historische Szene: die Weltanschauung von Golgatha brach in diesem Hotelzimmer von Paris zusammen. Und höhnend tönten von unten und in die Tragödie hinein die brutalen Autohupen der geräuschvollen Place de la Concorde. . .

Die beiden Hauptakteure haben sich nie wieder von diesem Zusammenbruch erholt: sie selber brachen darüber zusammen — der eine sofort nach seiner Rückkehr in sein Heimatland, der andere nach sechsjährigem Siechtum. Nur einmal und für ganz kurze Zeit kam ein Schimmer von Gesundheit noch über Herron. Er schrieb dann sein Buch: „The Defeat in the Victory" (London, Cecil Palmer, 1920). Es war das Bekenntnis seiner Enttäuschung. Es war das Pendant zu „The Menace of Peace". Es war die „amende honorable" für „The Menace of Peace".

Wer George D. Herron gekannt hat, der konnte ihn nur achten und lieben.

Wer seinen Idealismus gekannt und erkannt hat, der wird ihm verzeihen.

„Culpa temporum, non hominum!"

Auf Nietzscheanisch gesprochen: Der Fluch der alten Werte!

FARNZ CLÉMENT (Paris)

PAUL PAINLEVÉ

Es gehört zum politischen Charakter Paul Painlevés, daß er ein Gelehrter von europäischer Bedeutung ist. Der Rang des Gelehrten ist diesem Manne nicht aufgeklebt; es handelt sich nicht um einen kulturell wertvollen Beruf, den er vernachlässigt, wenn er eine wichtige politische Aufgabe übernimmt oder wieder rege betreibt, wenn er über eine Widerwärtigkeit stolpert und zeitweilig politisch verzichten muß. Er ist tatsächlich Gelehrter und Politiker zugleich, ohne daß das seiner Wissenschaftlichkeit oder seiner Politik merklich schadet. Und die ihn näher kennen, versichern, daß die zeitraubendsten Repräsentationspflichten und Regierungssorgen ihn nie verhinderten, einige Stunden täglich auf mathematische Physik zu verwenden. Und wenn er als Kammerpräsident einen seiner liebenswürdigen Schnitzer beging, sagten die Freunde mit heiterem Augenzwinkern: „Er denkt an eine Formel!"

Von der Mathematik und mathematischen Physik bis zur Politik scheint es ein weiter Weg. Der Weg ist kurz, wenn man ihn so geht, wie Paul Painlevé ihn gegangen ist. Er war nämlich nie ein Stubengelehrter, sondern ein durchaus praktischer Forscher; die Wissenschaft war in seinen Augen und in seiner Hand Wegbereiter technischer Leistung. Als er zur Zeit, wo die Aviatik noch in den Kinderschuhen steckte, Mitglied

des „dîner Brixio“ wurde — dieser Gemeinschaft von geistreichen Männern, über die Jules Claretin so saftige Anekdoten erzählte —, setzte er die ganze Gesellschaft in Erstaunen, als er behauptete, nach drei Jahren fliege man über den Kanal. Und Poincaré, der damals noch sein guter Freund war, fügte hinzu: „Wenn er's sagt, muß man's ihm glauben!“

Er hat Wort gehalten; in Villacoublay war er einer der ersten Passagiere von Wilbur Wright; vor der Akademie der Wissenschaften vertrat er die wissenschaftliche Begründung der Flugkunst, und er gilt noch heute in Frankreich als der Mann, der am besten über deren Möglichkeiten Bescheid weiß. Man weiß in Deutschland, daß er sich mit derselben ruhigen Energie für Einstein und seine Relativitätstheorie einsetzte. Wenn ein solcher Gelehrter heute zum zweiten Male Kriegsminister seines Landes ist, so braucht man sich nicht zu wundern. Marschall Lyautey, der politisch ein Widersacher aller Ideale ist, die Painlevé vertritt, hat mehr als einmal ausgesprochen, er sei der beste Kriegsminister gewesen, den Frankreich seit 1914 gehabt. Das ist schmeichelhaft im Munde eines Gegners, besonders, wenn dieser Gegner Marokko erobert hat und während des Krieges selbst Kriegsminister gewesen ist.

Was hat nun diesem Manne, der in die Politik eine so hohe intellektuelle Autorität mitbringt, im Wege gestanden, um sich im politischen Getriebe jene Autorität zu verschaffen, die weniger gewichigen Persönlichkeiten ganz wie von selbst zufiel? Er ist zunächst, so sonderbar das auch klingt, ein Opfer seines Aeußeren und seiner Lebensgewohnheiten gewesen. Painlevé sieht als Sechziger erstaunlich jung aus; er hat rosige Bäckchen wie ein Posaunenengel und einen Teint, der nicht zu einem Stubenhocker, sondern zu einem Freiluftmenschen paßt. Das dichte Haar wellt sich in tiefem Braun über einer heiteren Stirne, unter der zwei liebenswürdige kluge Augen etwas kindlich in die Welt blicken. In den ernstesten Situationen strömt er auf einmal eine Verdutztheit aus, die bei einem so vielerfahrenen Manne unglaublich scheint. Er ist tatsächlich „zerstreuter Professor“, und wenn die Legende auch witzig übertreibt — was in Paris so üblich ist —, er ist manchmal eine Kalamität für seine Mitarbeiter, die bei diesem großen Mathematiker das Spiel mit dem Raum- und Zeitbegriff überraschend finden.

Als Kammerpräsident hat er, offen gestanden, versagt. Er schien gerade dann nicht bei der Sache, wenn die Temperamente aufeinanderplatzten. In einer Stellung, wo es vor allem auf Schnellfertigkeit, unermüdliche Aufmerksamkeit und — Faust ankommt, hat er oft verwirrend, anstatt klärend gewirkt. Um ein guter Präsident zu sein, fehlte ihm die Selbstsicherheit und die derb zufassende Gebärde. Auch die besten Freunde schüttelten das Haupt und murmelten: „Wie ein neugeborenes Kind . . . .“

Das alles aber ist bei diesem prächtig organisierten Geist wohl erklärlich. Es fehlte ihm, wenn es sein muß, nicht an Entschlußkraft. Er konnte herzhaft „Ja“ und nicht minder herzhaft „Nein“ sagen und unverrückbar daran festhalten. Aber weil er sich so stark auf den Intellekt verläßt, dauert es eine geraume Zeit, ehe er „Ja“ oder „Nein“ sagt; er findet im letzten Augenblick aus purer Gewissenhaftigkeit immer noch einen Grund zum Zweifeln. Wenn er ein Politiker der raschen Hand wäre, so würde er genau umgekehrt verfahren.

Das ist keineswegs Lebensfremdheit oder Eingeschlossenheit in das entlegene Feld der Abstraktionen, wie manche es haben möchten, die nur

den üblichen Gelehrtentypus vor Augen haben. Es ist noch weniger Inkohörenz, wenn auch Clemenceau sein oberflächliches Wort prägte, Painlevé sei es sogar gelungen, die Mathematik in Unordnung zu bringen. Es ist ganz einfach eine Hypertrophie der Selbstkritik, die bei einem Staatsmann selbstverständlich gefährlich werden kann.

Diese übertriebene Selbstkritik wird einigermaßen aufgehoben durch einen sichern Blick für Menschen und Dinge, besonders für Menschen. Es war nicht leicht, Caillaux und Briand unter einen Hut zu bringen; ihm ist es für einen gewissen Zeitraum gelungen — und daß dazu psychologische Manöverierkunst gehörte, wird man nicht leugnen können. Er hat während der kritischen Zeit, die Frankreich im Kriege durchmachte, Foch und Pétain erkannt und sie dahin gestellt, wo sie sich auswirken konnten. Und wenn er manchmal gröblich hintergangen wurde, so war das nicht immer unbewußt, so war oft eine beinahe schwächliche Nachgiebigkeit gegen hochgeschätzte, aber schlecht unterrichtete Ratgeber im Spiel.

Painlevé hat auch — trotz eines gut fundierten Idealismus — einen richtigen Instinkt für die Imponderabilien einer politischen Situation. Als er Pétain als französischen Oberkommandierenden berief, war er einer der wenigen, der von der bitteren Wahrheit durchdrungen war, daß der Kampfesmut der „Poilu" galvanisiert werden mußte und daß für diese Galvanisierung Pétain der geeignete Mann sei. Er wurde hernach scharf für manches angegriffen, was er nicht verhindern konnte, und was er vielleicht auch nicht verhindern wollte. Aber es konnte keiner ihm falsch machen, daß er das einheitliche Oberkommando unter den beiden geeigneten Männern vorbereitet hatte.

Dabei war er weit entfernt von jenem bellizistischen Draufgängertum, das Clemenceaus große Qualität gewesen, daß aber um so fleckiger wird, je mehr man Distanz zu ihm gewinnt. Er handelte nach der Ueberzeugung, daß auch während des Krieges der Republikanismus kein leeres Wort sein dürfe, und wenn er dadurch eine parlamentarische Niederlage erlitt, die um so empfindlicher war, als Verrat von Gesinnungsgenossen mitspielte, so darf er heute ruhig behaupten, daß seine Methode nicht weniger „patriotisch" war als diejenige Clemenceaus, der seine Gegner an den Schandpfahl lieferte, weil er sie doch nicht direkt an die Mauer stellen konnte.

Und doch wird dieser Mann kaum all das aus sich herausholen können, was an staatsmännischem Scharfsinn in ihm liegt. Er stolpert zunächst viel zu leicht in die Fußangeln seiner Gegner, er rutscht auf dem parlamentarischen Parkett viel zu häufig aus. Ist es Naivität, ist es Güte, ist es eine bedenkliche Nachgiebigkeit? Wer in der Politik die Ziele will, muß auch die Mittel wollen, er will die Ziele, aber er verzichtet auf die Mittel, bald, weil sie seiner redlichen Natur widerstreben, bald, weil er weit entfernt ist von der Geriebenheit, ohne die besonders in der überhitzten Atmosphäre des Palais-Bourbon kein führender Politiker auf die Dauer auskommt. Alles in allem: kein schlechter Stratege, aber ein unzulänglicher Taktiker.

Bei einer solchen Veranlagung ist Painlevé notgedrungen folgenschweren Ueberrumpelungen ausgesetzt. Er wagte sich erst als Vierziger auf das parlamentarische Gefechtsfeld der Demokratie und er hat dessen Wolfsgruben und Fallen noch nicht richtig studieren können. Seine Sicherheit wird auch noch dadurch bedroht, daß er mit einer Partei arbeiten

muß, die zwei Jahrzehnte das politische Leben Frankreichs beherrschte und deren prominente Männer — ob es alte oder junge sind — dadurch an Ehrgeiz und Appetit gewonnen haben. Die Kunst, sich den Rücken frei zu halten, ist in Paris besonders für einen radikal gerichteten Staatsmann unerläßlich, weil Painlevé in vertrauensseliger Nachgiebigkeit diese Kunst nicht übt und immer nur auf die Front des Gegners blickt, hat er Dinge erlebt, die ihm die ganze Politik verleiden könnten. Gerade auf ihn stürzen sich die Ehrgeizigen, die unzuverlässigen, die schwankenden Elemente, die sich an der Peripherie der historischen radikalen Partei bewegen. Er weiß das, aber im gefahrvollen Augenblick ruft er ihnen nicht abweisend genug „Hands up“ zu.
und ihres Einflusses ganz gewöhnliche Lumpen sind.

Dem Mann, der zum zweitenmal Kriegsminister in Frankreich ist, wird nicht nur von seinen Gegnern, sondern auch von denen, die ihm treu ergeben sind, vorgeworfen, er könne nicht recht befehlen. Sein enzyklopädischer Geist führt ihn bei der Ausführung dessen, was er als richtig erkannt hat, in allerlei Versuchungen. Er nimmt viel zu leicht einen vorgeschobenen Posten zurück und so werden auch die unschlüssig, die mit ihm an demselben Strang ziehen. Nichts aber ist für einen Staatsmann gefährlicher, als wenn die Politiker, die in den Wandelgängen umherschwärmen, den Eindruck gewinnen, sie brauchten nur frech aufzutreten, um den Herrn Präsidenten ins Schwanken zu bringen. „Der Mann, der bereut, ist zweimal ein Elender“, sagt der grausame Spinoza. Ohne dafür ein Elender zu sein, Painlevé kommt die Reue viel zu leicht.

Durch seine Weichheit haben sich dann auch immer Viele verführen lassen, ihm Dinge abzutrotzen, die er hernach als Mißgriffe erkannte. Dadurch wurde seine Unsicherheit vermehrt und so kommt es, daß er teilweis von klugen und ehrlichen Männern, teilweis von gefährlichen Arrivisten beraten wird. Der Mann, der keinen Finger breit von der linksrepublikanischen Gesinnung abgewichen ist, hat sich in seiner politischen Karriere manchmal von Leuten düpieren lassen, die trotz ihrer Klugheit

Der Redner Painlevé verschmäht im Gegensatz zu Herriot die traditionelle Rhetorik der französischen Schule und er nutzt auch selten die Mittel einer in seinem Lande besonders wirkungsvollen Ideologie aus. Das Wort kommt bei ihm anfänglich zögernd und auch dann, wenn er warm wird, reicht er nicht im geringsten an die Virtuosität der dreißig bis vierzig bedeutenden Redner Frankreichs heran. Weil er sich nicht von Jugend auf in Volksversammlungen schulte und weil er, im guten und schlechten Sinn des Wortes, der Herr Professor geblieben ist. Er baut eine Rede auf wie einen Essai und er ist dabei ein hervorragender Stilist. Man darf nicht vergessen, daß Painlevé der Mann ist, der ein paar Seiten wundervoll leuchtender französischer Prosa über den universellen Genius Pascals geschrieben hat, Seiten, die in jede Pascal-Monographie der Zukunft hineingehören. Daß ein solcher Schriftsteller auch ein erfreulicher und überzeugender Redner sein kann, wird nicht überraschen.

Mit einer solchen Figur kann trotz all ihrer Fehler die dritte — oder wie es manchmal heißt, — die vierte Republik Staat machen. Das wissen auch die Gegner. Sie leisten sich mit dem Bißchen unerläßlicher Perfidie, die im politischen Kampf gang und gäbe ist, gern einen böswilligen Ulk mit dem „großen Kind aus Wolkenkuckucksheim“; aber sie wagen es nicht, an die glasklare Intelligenz, an die Ehrlichkeit und an die erquickende Menschlichkeit dieser Individualität zu rühren.

Der Ankläger als Angeklagter.

Als erster Angeklagter aus den Finanzskandalen ist der bisherige Ankläger Dr. Kußmann zum Hauptverhandlungstermin geladen. Das große Schöffengericht Berlin-Mitte unter dem Vorsitz des Amtsgerichtsrats Ahlsdorff wird zu beurteilen haben, ob der Angeklagte eine ihm amtlich anvertraute oder zugängliche Urkunde vorsätzlich beiseite geschafft hat. (§ 348 Abs. 2 St.-G.-B.). Es genügt für den Tatbestand des Beiseiteschaffens, wenn Aktenstücke von ihrem ordnungsmäßigen Aufbewahrungsort unberechtigterweise, wenn auch nur vorübergehend, entfernt und damit für diese Zeit der Verfügung der berechtigten Behörde entzogen werden. Kußmann soll dies getan haben, um seinem Freunde, dem wegen Gewahrsamsbruch (§ 133 St.-G.-B.) mitangeklagten Knoll-Kluge die Kenntnisnahme und Verbreitung einzelner Tatsachen aus den Barmat-Akten zu ermöglichen. Da Kußmann bei seinen bisherigen Vernehmungen jegliche strafbare Handlung bestritten hat, versucht die Staatsanwaltschaft durch die zahlreich geladenen Zeugen einen Indizienbeweis zu führen. Der Generalstaatsanwalt wird am 11. November die Anklage selbst vertreten, und Amtsgerichtsrat Ahlsdorff wird sich als Richter ebensowenig für befangen halten, wie er dies als Vorsitzender im Prozeß gegen Kroner wegen Beleidigung der Magdeburger Richter getan hat.

Sturm der Richter auf die Untersuchungsausschüsse.

Die Landtagsfraktion der Deutschen Volkspartei hat einen Antrag auf Aenderung des Artikels 25 der preußischen Verfassung eingebracht. Danach sollen die von einer anhängigen Strafsache erfaßten Handlungen vor Abschluß des Verfahrens nicht Gegenstand einer Verhandlung vor Untersuchungsausschüssen sein. Deren Tätigkeit wird somit auf dem Gebiete des Kriminalrechts praktisch ausgeschaltet. Dies entspricht den Wünschen der Mitglieder des Deutschen und preußischen Richterbundes, die Müller-Meiningen jetzt in der Deutschen Juristenzeitung zusammenfaßt: „Die parteiische Durchkreuzung der Wahrheitsermittlung (durch die Untersuchungsausschüsse) stellt sich immer mehr als reine Sabotage des geheimen, rasch zugreifenden, unparteiischen, technischrichtigen, ordentlichen Untersuchungsverfahrens heraus." Geheim war das gerichtliche Untersuchungsverfahren gegen Barmat und Genossen, weil Knoll-Kluge Einzelheiten aus den Barmat-Akten veröffentlichen konnte, unparteiisch war es, weil dies in der Rechtspresse geschah; technisch-richtig, weil

Höfle trotz schwerster Krankheit nicht entlassen wurde und langsam in der Untersuchungshaft dahinstarb. Rasch zugreifend? Die Strafsenate des Kammergerichts verzichten auf rasche Zugriffe, wenn sie nachträglich auf Beschwerden der Beschuldigten Haftbefehle deshalb aufheben müssen, weil die Zugriffe Fehlgriffe sind.

Kroners Nachfolger beim Landgericht 3.

Die Verantwortung für die im Höfle-Ausschuß aufgedeckten skandalösen Zustände im Untersuchungsgefängnis Moabit trägt neben dem Ministerium der Oberstrafanstaltsdirektor Bully, dieser hat das Gefängnis mit seinen 1500 Insassen 3½ Jahre lang dirigiert. Daß gegen ihn ein Disziplinarverfahren eingeleitet worden wäre, hat niemand bisher gehört. Die Justizverwaltung geht in unangenehmen Fällen andere Pfade. Da sie Herrn Bully selbst nicht mehr als geeignet für seinen Posten in Moabit erachtet, hat sie ihn zum Landgerichtsdirektor beim Landgericht 3 Berlin ernannt; dort wird er als Nachfolger Kroners in Zivilsachen Recht sprechen.

Strafanzeige des Herrn Carl von Ossietzky gegen Herrn Friedrich Wilhelm Prinz von Preußen, Beschuldigten.

Der verantwortliche Redakteur des „Montag Morgen" ist gegen den ehemaligen Kronprinzen wegen verleumderischer Beleidigung vorgegangen. Der Beschuldigte hat die Veröffentlichungen in der Angelegenheit der Stenotypistin Hildegard K. durch die T. U. als „verleumderische Nachrichten" bezeichnet, und damit selbst den Tatbestand einer durch die Presse begangenen Beleidigung erfüllt. Da die Druckschriften der T. U. in Berlin erscheinen, und zwar im Bezirk des Amtsgerichts Berlin-Tempelhof, ist nach § 7 Abs. 2 der Strafprozeßordnung allein dieses Amtsgericht zuständig. Wenn die Strafanzeige bei der Oberstaatsanwaltschaft 2 eingeht, wird der politische Dezernent, Erster Staatsanwalt Binder, die Frage prüfen, ob er die öffentliche Klage erheben soll. Dies geschieht nur dann bei Beleidigungen, wenn ein öffentliches Interesse vorliegt. Bei der Persönlichkeit des Beschuldigten ist diese Frage unbedingt zu bejahen. Der Angeklagte wird sich dann voraussichtlich vor dem mit 2 Richtern und 2 Laien besetzten großen Schöffengericht zu verantworten haben. Im Falle der Ablehnung der öffentlichen Klage ist die Dienstaufsichtsbeschwerde bis zum Justizminister oder die Beschwerde bis zum Strafsenat des Kammergerichts gegeben. Abgesehen davon hat aber der Beleidigte die Möglichkeit, auf dem Wege der Privatklage gegen den Privatbeklagten vor-

zugehen. Voraussetzung hierfür ist jedoch ein Sühneversuch vor dem Schiedsmann. Von diesem kann das Gericht auf Antrag entbinden, da die Parteien nicht in demselben Gemeindebezirk wohnen. Auch der Schiedsmann selbst kann eine Tätigkeit ablehnen, wenn ihm die streitige Angelegenheit zu weitläufig oder zu schwierig erscheint. Zuständig für die Privatklage ist außer dem Amtsgericht Tempelhof auch der Gerichtsbezirk, in dem die beleidigte Person ihren Wohnsitz hat; über die Privatklage entscheidet der Einzelrichter. Friedrich Wilhelm Prinz von Preußen wird also demnächst als Angeklagter oder Privatbeklagter in die Reichshauptstadt einziehen.

„Nie wieder Krieg" als grober Unfug.

Am 2. August 1925 fand in Berlin eine Antikriegsdemonstration statt. Lange Züge von Pazifisten zogen durch die Straßen. In Ihrer Mitte fuhr ein offener Rollwagen. Auf dessen Platte war ein lebendes Bild aufgebaut. Ein General mit Orden und Holzschwert, ein katholischer Geistlicher, ein fetter Kapitalist und ein Abgeordneter, der mit Scheidemann Aehnlichkeit hatte, saßen an einem sektbeladenem Tisch, während zwei Arbeiter, der eine mit erhobenem Hammer in der Hand, neben dem Tische standen. Der Zug hatte ohne Störung die Straßen und sogar einen lachenden Polizeimajor passiert, da geschah am Hackeschen Markt etwas Unerwartetes. Die Darsteller des Bildes wurden durch einen Polizeileutnant vom Wagen heruntergeholt und wegen groben Unfugs auf der Revierwache zwangsgestellt. Einige Tage später erhielten sie polizeiliche Strafverfügungen über je 20 Mk. für General und Priester, über je 10 Mk. für Kapitalist und Abgeordneten, über je 5 Mk. für die beiden Arbeiter. Gegen diese Bestrafung wurde die Entscheidung des Amtsgerichts Berlin-Mitte angerufen. Die Angeklagten verteidigten sich damit, ihre Persiflage stelle eine erlaubte politische Meinungsäußerung dar. Trotzdem verurteilte sie Amtsgerichtsrat Kröncke zu den von der Polizei verfügten merkwürdig abgestuften Strafen. Er war der Ansicht, daß der öffentliche Friede durch das Bild beunruhigt worden sei. Das Urteil widerspricht der ständigen Rechtsprechung und schafft einen Präzedenzfall, durch den das verfassungsmäßig garantierte Recht der freien Meinungsäußerung in Wort und Bild aufgehoben wird. Wie sagt der Kommentar des Oberreichsanwalts: „Eine politische Demonstration kann nicht schon deshalb als grober Unfug bestraft werden, weil der Inhalt der Kundgebung geeignet war, die Gefühle von Personen, die anderen oder keiner Partei angehören, zu verletzen."

Diese Schilderung sendet uns eine junge deutsche Frau, die aus Florenz vor wenigen Tagen floh, weil sie die dumpfe, beängstigende Atmosphäre der Stadt, die von Mussolinis Mordhelfern heimgesucht wird, nicht länger ertragen konnte.

Wir saßen beim Abendessen in dem gemütlichen sauberen Hotel zum goldenen Adler in Mantua. Die Speisen waren vorzüglich, die Bedienung freundlich und von jener anmutigen Höflichkeit, mit der der Italiener stets uns schwerfälligere Deutsche sofort für sich einnimmt.

In dem kleinen Speisezimmer waren nur zwei Tische frei, an den übrigen tafelten heiter plaudernde Leute z. T. offenbar Bürger von Mantua — ohne lärmend zu sein, war die Unterhaltung doch lebhaft.

Da öffnete sich die Tür vor zwei sehr stattlichen jüngeren Herren — sie flog auf — diese Tür — so — als bedürften die Eintretenden eines gewaltigen Raumes oder Respekts. Sie traten ein, der eine hob die Hand mit eigentümlicher Bewegung — niemand erwiderte diesen Gruß, der der faszistische war, aber jede Unterhaltung verstummte so plötzlich, daß auch wir etwas wie einen Zwang zum Schweigen fühlten.

Nach ganz kurzer Zeit hatten die meisten Gäste das Lokal verlassen, der Wirt, an den wir eine Frage richteten, antwortete kaum und hier zum ersten Mal sahen wir jene Bewegung eines Sprechenden, die wir später in Florenz hundertmal beobachten konnten — nämlich den scheuen Blick nach rechts und links, die rasche Wendung des Kopfes um festzustellen, ob Unbeteiligte lauschten oder überhaupt Jemand in der Nähe Frage und Antwort hören könnte.

Als wir uns am nächsten Tage Florenz näherten, wurde uns schon eine Wegstunde vor der Stadt deutlich, daß irgendetwas geschehen sein mußte — in allen Dörfern trug Haus für Haus die italienische Flagge, umwunden mit schwarzem Flor, oft nur mit Fetzen schwarzen Stoffes.

Der Faszistenführer Luporini war in Florenz ermordet worden bei einer Unterredung, die er wohl mit dem Revolver in der Hand geführt haben muß, denn der Freund des Mannes, von dem in dieser Unterredung Auskunft über seine Stellung zum Faszismus gefordert wurde, glaubte diesem beispringen zu müssen — er erschoß Luporini.

Große Maueranschläge der Florentiner faszistischen Partei verbieten jede Lustbarkeit, die Stadt, jedes Haus, auch die fremden Konsulate werden gezwungen Trauerflaggen herauszuhängen. Die Straßen entlang ziehen Patrouillen der

faszistischen Nationalgarde, die — unabhängig vom Heer und von den Gesetzen — eine Gründung Mussolinis ist.

In ihrer schwärzlichen Uniform mit schwarzem Hemd, stumpfschwarzer Kappe, bewaffnet mit Revolver und kurzer Flinte, sehen diese Gardisten aus wie das wandelnde Verhängnis. Alle — aber nicht nur die Miliz, sondern auch sehr viele Zivilpersonen, tragen auf der Rockklappe den weißen Emaillestab mit dem Henkerbeil — dem Abzeichen der Faszisten — in gelbem Metall aufgesetzt.

Die Brust jedes faszistischen Gardeführers — Offiziere der Armee sind sie nicht — ist bedeckt mit Ordensbändchen — manchmal 3 Reihen untereinander.

Florenz hat eine große Garnison, es hat die Staatspolizei der Karabinieri es hat eine Stadtpolizei, und Uniformen dieser verschiedenen Truppen mischen sich in friedlichen Zeiten in das Straßenbild — nicht nur hier, sondern in jeder italienischen größeren Stadt.

Die Straßen sind wimmelnd voll von Menschen, die faszistische Uniform beherrscht das Straßenbild. Am Tage von Luporinis Beerdigung vermochten ankommende Fremde bis zum Abend den Bahnhof nicht zu verlassen, eine fürchterliche Aufregung herrschte, gegen Abend schien das Gedränge nur noch zuzunehmen — an jedem der folgenden Abende wiederholte sich dasselbe — die Aufregung nahm offensichtlich zu. In jenen Nächten wurde Rache genommen für den Tod von Luporini — mehr als 20 Antifaszisten wurden ermordet — mitten in der Stadt auf den beiden belebtesten Plätzen wurden Wohnungen und Büros geplündert, die durchs Fenster geworfenen Geräte, Akten, Möbel, wurden auf der Stelle verbrannt in Gegenwart einer dichtgedrängten Menge, vor der die Garde der Faszisten — Gewehr in der Hand, Wache hielt. Die Wagen der Rettungsgesellschaft tuten unaufhörlich durch die Nacht, ihr Amt ist es, Tote oder Verletzte fortzuschaffen. Vor der Polizeiwache hält ein Automobil, Menschen rütteln an der Tür, geben Signale — das Licht in der Wachtstube scheint durchs Fenster — geöffnet wird nicht — nichts rührt sich. Die Post unterliegt einer Kontrolle — trotzdem gelingt es geschickten englischen Berichterstattern ihre Nachrichten über die Grenze zu bringen — sie sind wütend — die Engländer — einer ihrer Journalisten ist schwer mißhandelt worden, als er zwei englischen Matrosen zu Hilfe kam, die wegen ihrer Kritik an den Vorgängen verprügelt wurden.

Man muß sich hüten.

Auch nicht fragen.

Ueberall wiederholt sich der Anblick von sprechenden und gestikulierenden Gruppen, deren Augen ängstlich spähen, um

der Bespitzelung zu entgehen. Und doch vermag tagelang niemand von etwas anderem zu reden — Gerüchte über Gerüchte — die Klugen gehen schweigend ihren Geschäften nach, die Vorsichtigen mögen in Wohnungen sich verabreden — aber der Italiener ist der Mann der Straße, Tausende versammeln sich da, die Menge schiebt sich durcheinander in den engen Gassen — man hört Allerlei. Gemütlich ist es nicht — selbst den Friedhof bewachen die Garden des Faszio.

Am Sonntag findet in Santa Croce ein feierliches Hochamt für die mit dem Unterseeboot ertrunkenen Matrosen statt. Die herrliche Kirche ist geschmückt mit Bündeln brennender Kerzen, ein Katafalk unter der Flagge Italiens und unter Blumen verschüttet, steht vor der Altarnische.

Vom Portal durch die ganze Länge der Kirche hält ein zweireihiges Spalier von Soldaten und durch dieses Spalier ziehen die Behörden von Florenz, die höchsten Offiziersbeamte zum Sarkophag hin, dazwischen Vereine mit Fahnen und viele dieser Fahnen, viele Vereinsmitglieder haben sich geschmückt — sofern das ein Schmuck ist — mit den Abzeichen des Faszio — das Henkersbeil in allen Größen tragen sie hinein in eine Feier, die dem Seelenfrieden ihrer unglücklichen Mitmenschen dienen soll. Einen Aufzug von Kindern der Faszisten führt man herein — jämmerlich steht ihnen das stumpfe Schwarz der Uniform und die finstere Kappe zu Gesicht.

Es sind Knaben und Mädchen, die man so gekleidet zur Kirche führt — gut, daß es kaum 100 sind — Florenz hat mehr Kinder und schönere.

Der Trauermarsch von Chopin leitet die Feier ein, herrliche Stimmen singen eine Messe und der Raum, erfüllt von Musik, von goldenem Licht der Kerzen, lädt das Herz zur Andacht und zur Erhebung über die schweren Gedanken, welche mancher Anblick vor Beginn des Gottesdienstes auch in diesem Raum erzeugte.

Aber die Menge ist noch völlig unfähig zur Andacht — ein Hin und Her, ein Tuscheln, Flüstern, Zeichengeben — Sicherheit und Beruhigung ist noch fern.

Und die Gerüchte jagen einander.

Es heißt: die Angehörigen entkommener Antifaszisten würden, um Geständnisse von ihnen zu erpressen, mit vorgehaltener Waffe gezwungen, einen halben Liter Rizinusöl zu trinken. Andere waren in kochendheißes Wasser gesetzt worden.

Eine Zeitung meldet: einem Deutschen sei die Fahrkarte entzogen worden, weil er während der Bahnfahrt seine Empörung über die Ereignisse in Florenz ausgesprochen hätte.

Telegramme in fremden Sprachen oder verdächtigen Inhalts würden nach Rom geschickt zur Zensur.

Erst als der Verband der Kriegsverletzten sich nach Rom, direkt an Mussolini wendete, weil unter den Ermordeten ein Kriegsverletzter gewesen — tritt Beruhigung ein. —

Der neue Führer Italo Balbo trifft ein, Maueranschläge mahnen zur Ruhe, versprechen Pflichterfüllung und Disziplin. — Die schwarzen bewaffneten Gardisten verschwinden aus dem Straßenbild — Scharen von Karabinieri — ohne Waffe — marschieren auf.

Es ist das heilige Jahr der katholischen Kirche — unzählige Pilger ziehen auch durch Florenz — wir treffen sie in den Kirchen und in den Galerien. Aber während wir die herrlichen Werke bewundern, die unter der Macht der Medizäer entstanden, während wir ihre Porträts nachdenklich betrachten, in ihren Gesichtern zu lesen versuchen, — wenn wir die Zelle Savonarolas, das von Furchen durchgrabene Angesicht Michel Angelos vor uns sehen, dann gewinnt alles ein Leben, das über Kunst hinausgeht — Grauen mischt sich mit Bewunderung und von einem Fenster der Uffizien auf die Stadt blickend, verstehen wir, daß sich hier nichts geändert hat. Die gelben Fluten des Arno bergen schauerliche Geheimnisse, Furcht schleicht durch die Gassen, Verrat lauert in den Winkeln und ein Wahn von Macht und Kraft, der dies alles verachtet, spreizt sich und versäumt es, die Endlichkeit menschlichen Lebens in seine Berechnungen einzubeziehen.

Um sich durchzusetzen, tut man, was man kann, um den Anschein zu erwecken, als habe man sich schon durchgesetzt.

*

Unser Mißtrauen rechtfertigt, daß andere uns hintergehen.

*

Man lobt gewöhnlich nur, um wieder gelobt zu werden.

*

Die meisten jungen Leute glauben, natürlich zu sein, wenn sie nur roh und ungeschliffen sind.

*

Trennung schwächt die mittelmäßige und steigert die große Leidenschaft. So wie der Sturm die Kerze verlöscht und den Brand anfacht.

La Rochefoucauld

Dichter, die nicht genügend gewürdigt werden

CARL v. OSSIETZKY — LEO PERUTZ

Ein Romancier, der es wagt, in einer Soldatengeschichte aus der Zeit Napoleons in einem spanischen Städtchen den ewigen Juden auftreten zu lassen, muß über die Fähigkeit verfügen, ungewöhnliche Elemente der Spannung zu entwickeln, soll es ihm gelingen, die Opposition des Lesers niederzukämpfen. Leo Perutz gelingt es. Er ist ein Dichter mit der Fähigkeit, ungewöhnlich fesselnde Romane zu schreiben. Ich betone: ein Dichter.

Er bekennt sich kouragiert zur Kraft der Phantasie und einer gediegenen epischen Technik. Er steht trotz gewissen Erfolgen ein wenig im Schatten. Seine Bücher „Das Mangobaumwunder" (zusammen mit Paul Frank), „Zwischen neun und neun", „Die dritte Kugel", der „Marques de Bolibar", „Der Meister des jüngsten Tages", „Turlupin" und „Die Geburt des Antichrist" (bis auf letzteres sämtlich bei Albert Langen erschienen) sind bei einem ansehnlichen Anfangserfolg alle nicht ganz durchgedrungen. Denn der Deutsche holt spannende Bücher vornehmlich aus dem Ausland. Der Deutsche erwartet von vornherein nicht von seinen Autoren, daß sie Dichter sein und zugleich unterhaltsam schreiben können. Der typische deutsche Roman ist entweder der 800seitige Entwicklungsroman mit seiner episch verkleideten Lyrik oder der die Handlung bagatellisierende psychologische Roman. In dem Wiener Perutz steckt unendlich viel ungebrochene Erzählerfreude. Er kennt noch die naive Lust am Ersinnen einer Fabel an der kunstreichen Verwirrung und Lösung der Fäden, am effektvollen Intermezzo, an der sorgfältig vorbereiteten großen Szene. Er beherrscht die Mechanik der Spannung in hohem Maße. Er kennt den geheimen Wunsch des Lesers, von einer spielend sichern Hand durch ein Labyrinth geführt zu werden. Er weiß um die Sehnsucht nach dem nächsten Kapitel, wenn schließlich spät in der Nacht das Buch doch einmal zugeklappt werden muß. Er holt sich seine Themen aus dem Unwahrscheinlichen, aus jenem Grenzbezirk, in dem die stärkste Phantasieleistung so nahe neben der billigsten Wirkungshascherei wohnt. (Hier waren Balzac und Dostojewskij gern zu Gast, aber Eugène Sue und Karl May zu Hause): Der schwachsinnige Knabe Turlupin greift in das Rad der Geschichte und entscheidet für mehr als ein Säkulum Frankreichs Schicksal. Der rheinische Condottiere Grumbach, der Held der „Dritten Kugel", landet vor Cortez in Mexico

und kämpft mit Montezuma gegen die Spanier. Oder er schildert im „Marques de Bolibar", wie ein hessisches Regiment Napoleons spanischen Freischärlern zum Opfer fällt; die Truppe wird von ihrem eigenen Offizierkorps in frenetischer Verblendung ins Verderben gejagt. In „Zwischen neun und neun" muß ein junger, bei einem Diebstahl ertappter Student, der Polizei entflohen, für einen Tag seiner Umgebung die Handschellen verbergen, und ein Sprung in die Tiefe endet seine Qualen. Das ist erzählt mit der Vehemenz und drückenden Schwere eines Fiebertraumes. Im „Meister des jüngsten Tages" geht es um Verlauf und Ende einer Selbstmord-Epidemie. In einem alten Schmöker steckt ein Rezept für einen narkotischen Rausch, der eine Vision des jüngsten Gerichtes herbeiführt; aber dies Rezept enthält eine höllische Falle: es gibt keinen Rückweg mehr, das wunderbare Gesicht führt in Wahnsinn und Tod.

Aber nicht die Fabel, erst die Ausführung zeigt Perutz in seiner vollen künstlerischen Atemkraft. Je romantischer die Handlung sich verwickelt, desto prächtiger leuchten seine Farben. Je raffinierter die Situation wird, desto lebendiger werden die Figuren. Das Konstruktive verschwindet hinter den Charakteren, die lenkende Hand wird unsichtbar, der Mensch steht voran. Die Technik, in den Expositionen oft spürbar, ist überwunden. Das Dichterische hat gesiegt.

Ist dieser Punkt erreicht, dann blüht seine Sprache unerhört auf. Dann kommen kleine, entzückend aquarellierte Episoden, wie die Erzählung des Sergeanten Thiele im „Marques de Bolibar":

> „Die Nachtpickete", berichtete mir Thiele im Gehen, „haben schon ein Scharmützel gehabt. Drei gefangene Guerillas haben sie mit ihrem Rapport in die Stadt vorausgeschickt. Die drei sahen aus, als kämen sie geradeswegs aus Noahs Arche. Wie kommt es nur, daß alle diese Guerillas die Gesichter von Affen, Mauleseln oder Ziegenböcken haben . . . ." „Wahrscheinlich kommt es daher", meinte er, „weil sie am liebsten Maiskörner und Eichelmus fressen, Dinge, mit denen man bei uns daheim das Vieh füttert. Jetzt sind sie ruhig, aber vor einer Stunde hätten Sie sie jämmerlich plärren hören können. Sie standen im Kreise um ihre Offiziere und sangen ihr Morgengebet, ich mein', es war ein Hymnus an den Teufel Behemot, der der Schutzpatron allen Unflats und des viehischen Fraßes ist."

So kann Perutz schreiben. Wenn ein Romancier von so viel gestaltender Phantasie und kultivierter Stilkunst Engländer wäre und seine Bücher bei Tauchnitz herauskämen, in Hunderttausenden von Exemplaren wären sie über den ganzen Erdball verbreitet.

Der Bezirksklub tagte im Erdgeschoß eines Hauses auf dem Quai de la Messigerie, das vordem der Sitz der Lederverwaltung gewesen war. Die Bürger saßen auf kleinen, gepolsterten Stühlen, die aus dem Laden einer Putzmacherin stammten. Die Oellampen rauchten und malten tiefschwarze, kreisrunde Rußflecke auf die niedere Zimmerdecke. Ein warmer Windhauch trug den Geruch des Seine-Wassers durch die geöffneten Fenster. In einem Winkel des Raumes trank ein Igel Milch aus einem Napf. Die Anwesenheit dieses Tieres war notwendig, denn der Klub teilte seine Räume mit einer Anzahl Schwaben und anderer Insekten, die der Geruch des Leders herbeigezogen hatte.

Der Bürger Goullin, der Besitzer eines Senf- und Essigladens, stand an den Tisch gelehnt und nahm die Glückwünsche, Ratschläge und Abschiedsgrüße seiner Freunde entgegen. Er verbarg seinen Unmut. Wochenlang hatte er sich bemüht, die Stelle eines Kommissärs für die Verarbeitung des Salpeters zu erhalten, die ihm gestattet hätte, in Paris zu bleiben und die Kunden seines Ladens auch weiterhin zufrieden zu stellen. Dieses Amt nun hatte der Bürger Monestier erhalten. Es gab genug andere Stellen in Paris: Im Rathaus, in den Gerichtshöfen, in der Nationalgarde, in den Wohlfahrtsabteilungen, bei der Uniformierung und in der Verwaltung. Aber er war ausersehen worden, als Emissär des Klubs in die Stadt Caen zu gehen. Denn der Geist der Freiheit ließ in der Provinz viel zu wünschen übrig und die Landleute stellten allen revolutionären Neuerungen beharrlich ihre alten Gewohnheiten entgegen.

Die Abzeichen seines neuen Amtes: den Federhut, den Säbel und den dreifarbenen Gürtel hatte er bereits angelegt. Und während ihm sein kleiner Laden in der Pfauenstraße mit seinen Senfkrügen und Essigtiegeln, seinen Holzlöffeln und Trichtern, seinem braunen Verkaufspult aus Eichenholz, dem Kehrbesen und Scheuerlappen in der Ecke und dem Oelgemälde an der Wand, das die Figur der Pamela aus Richardsons Roman darstellte, wie sie dastand, die Hand auf den Rücken eines Lammes gelegt, und im Hintergrund Felsen und Berge, eine Windmühle und die Ruinen einer Abtei — während ihm dies alles schmerzlich vor Augen stand, sagte er zu jedem seiner Freunde, die ihm die Hände schüttelten:

„Nur Geduld Kamerad! Auch deiner Dienste wird man bald bedürfen. Es gilt, die großen Bäume in der Provinz zu fällen.“

Auch der Vorsitzende des Klubs, der Bürger Bourbotte, sollte Paris verlassen. Er hatte es übernommen, als Beobachter und Lenker des öffentlichen Geistes die westlichen Küstengebiete zu bereisen. Es war nötig, die Herrschaft der Revolution auch in dieser Gegend sicherzustellen und ihre Maßregeln zu verschärfen. Bourbotte hatte unbegrenzte Vollmachten. Und Bürger Meillard, der Schriftführer, verlas, während die anderen sangen, schwatzten, einander zutranken, die Freiheit leben ließen, Neuangekommene begrüßten und die Verdienste Jourdans, Hoches, Kellermanns und anderer Generäle teils rühmten, teils bestritten, aus einem Zettel die Namen der Ortschaften, die der Bürger Bourbotte der Reihe nach besuchen sollte:

„St. Jean de Mont, Beauvoir, St. Christof, Lucon."

Hier wurde ihm der Lärm zu arg und er wandte sich wütend an einen von den schlimmsten Schreiern:

„Willst du nicht endlich versuchen, stille zu sein, Bürger Bergot?"

„Es wird doch wohl erlaubt sein, auf das Wohl des braven Generals Pichegru sein Glas zu lehren", wendete Bergot ein.

„Es ist nicht republikanisch, auf die Gesundheit eines einzelnen Bürgers zu trinken", wies Bourbotte den Bürger Bergot zurecht. „Trinke auf das Wohl aller tugendhaften Bürger! Trinke auf das Wohl aller wahren Freunde der Freiheit! Trinke auf das Wohl aller Wesen, mit denen wir durch die Gemeinsamkeit der Gefühle verbunden sind."

„Lucon", fuhr der Schriftführer in der Verlesung seiner Liste fort, „Les Essarts, La Roche Bernard, Cerisay".

„Bürger Schriftführer, rief in diesem Augenblick eine Stimme vom anderen Ende des Tisches her. „Ich habe dir zu Beginn der Sitzung einen Brief übergeben."

„Dieser Brief", sagte Meillard, „ich habe ihn noch nicht gelesen. Was ist's mit ihm?"

Er suchte unter den Papieren, die vor ihm auf dem Tisch lagen den Brief hervor, warf einen Blick hinein und reichte das Schreiben sodann dem Vorsitzenden des Klubs.

Der Lärm legte sich. Bourbotte entfaltete das Schreiben und las es mit Aufmerksamkeit. Dann erhob er sich von seinem Platze.

„Dieser Brief", sagte er, „ist von der Hand Hérault de Séchelles. Bürger, ich kenne deinen Namen nicht. Aber dieses Schreiben enthält die vorzüglichsten Beweise der Achtung und Freundschaft, die Hérault de Séchelles für dich empfindet. Er wünscht, daß du statt meiner das westliche Küstengebiet bereisest. Du kennst die Instruktionen?"

Ringsum war es still geworden. Alle blickten den Mann an, für den sich Hérault de Séchelles verwendet hatte. Niemand kannte ihn. Er war zwei Tage zuvor zum ersten Mal im Klub erschienen.

Er war ein langer, hagerer Mann, dessen schöne und beinahe edel geformte Gesichtszüge entstellt waren durch eine sonderbare bleierne Farbe seiner Haut. Er trug einen scharlachroten Rock, schwarze Hosen und ein farbiges Halstuch. Seine leicht ergrauten Haare waren à la Franklin geschnitten.

„Ich kenne die Instruktion, Bürger Bourbotte."

„Du weißt, die Untätigen und die Gleichgültigen sind der Republik nicht weniger gefährlich als die Königstreuen und die Aristokraten."

„Ich weiß es, Bürger."

„Kein Miteid mit ihnen, keine langen Formalitäten, die den Gang des Verfahrens hemmen können!"

„Ich weiß es, Bürger."

„Jeder Angeklagte hat Anspruch auf rasche Gerechtigkeit. Die Guillotine gewährt sie. Sie bietet jedem Verbrecher Gelegenheit, sein Verbrechen zu sühnen."

„Ich weiß es, Bürger."

„Du bist ernannt und wirst morgen abreisen. Vom Bürger Meillard erhälst du deine Vollmacht nebst der Liste der Gutgesinnten, aus denen du deine Hilfskomitees zusammenstellen wirst."

Der Schriftführer wandte sich an den neu ernannten Emissär.

„Dein Name, Bürger?"

„Larochebernard. Meine Freunde nennen mich Gracchus."

„Larochebernard". Der Schriftführer blickte von seinen Papieren auf. „Du führst den Namen eines der Dörfer, die auf deiner Liste stehen?"

In dem bleifarbenen Gesicht des Fremden regte sich kein Muskel. Mit völlig kalter Stimme gab er zur Antwort:

„Ja, ich kenne diesen Ort. Und ich habe mit ihm abzurechnen."

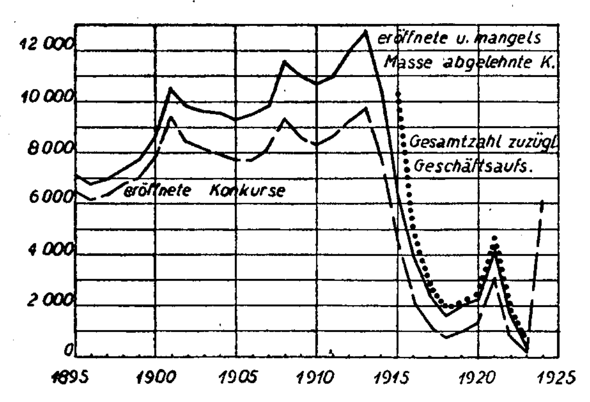
Der Schriftführer übergab dem Bürger Gracchus seine Papiere. Eine Weile noch war Stille und alle suchten in dem Gesicht des Mannes zu lesen, der die Rache der Republik in dem Dorfe vollziehen wollte, das seinen Namen trug.

Dann nahm die Sitzung ihren Fortgang. Der neuernannte Kommissär für die Verarbeitung des Salpeters, der Bürger Monestier, verlangte das Wort, um der Versammlung eine selbstverfertigte Ode vorzulesen, in der er die Triumphe der Mosel-Armee in klingenden Versen verherrlicht hatte. —

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

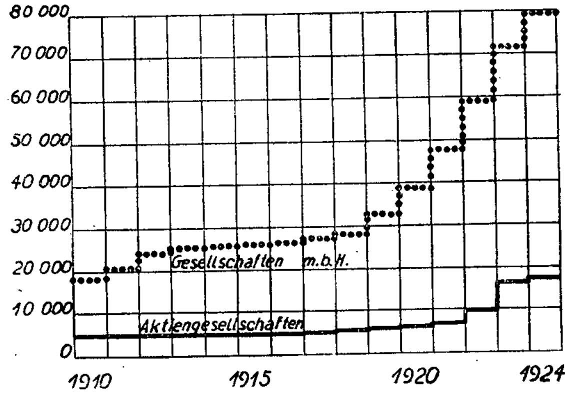
Berlin, 1. Novemberwoche

Das Wort Reinigungskrise ist in aller Munde. Aber während man sich allgemein im klaren darüber ist, daß ein Teil der Reinigung auch darin bestehen muß, überflüssige Firmen wieder verschwinden zu lassen, hat die Oeffentlichkeit immer noch keinen rechten Eindruck, um welche Größenordnungen es sich dabei handelt. Man weiß, daß eine vergrößerte Firmenzahl in doppelter Weise verteuernd wirken muß: erstens, weil die einzelne Ware mehr Zwischenglieder passiert als unbedingt notwendig wäre; und zweitens, weil von jeder Firma versucht wird, einen bestimmten Mindestgewinn selbst aus dem kleineren Umsatz herauszuziehen. Nicht aber weiß man, wie groß denn ungefähr die Zahl der sterbereifen Firmen ist. Darüber waren nun im letzten Heft des „Magazins der Wirtschaft" interessante Angaben zu lesen. Zunächst wurde die Zahl der Konkurse in Deutschland während der Jahre 1895—1924 wie folgt dargestellt:



Das Bild zeigt, daß in den letzten Friedensjahren etwa 12—13 000 deutsche Firmen infolge Konkurs zu verschwinden pflegten. Entsprechend dem natürlichen Wachstum aller Ziffern hätte diese Zahl weiterhin noch etwas steigen müssen, bei Fortdauer normaler Verhältnisse hätten sich also in den 11 Jahren von 1914 bis 1925 rund 150 000 Firmen durch Konkurs auflösen müssen. Es waren aber tatsächlich nur 41 000 Konkurse zu verzeichnen, sodaß sich ergibt: infolge Sinkens der Konkurszahl gab es Ende 1924 rund 110 000 Firmen mehr als es normalerweise geben würde. Das ist aber nur die eine

Seite der Angelegenheit. Denn den unternormalen Auflösungen steht ja auch eine übernormale Gründungstätigkeit gegenüber. Allein die Gründungen von Aktiengesellschaften und G. m. b. H. zeigen folgende Kurve:



Insgesamt gab es Ende 1923 in Deutschland rund 64 000 Aktiengesellschaften, G. m. b. H. und Genossenschaften, Ende 1924 aber 148 000; also mehr als das doppelte, — rund 84 000 mehr als im Frieden. Und dabei sind noch nicht einmal die offenen Handelsgesellschaften mitgerechnet, über die keine taugliche Statistik zur Verfügung steht. Schon aus diesen beiden Berechnungen wird deutlich, daß es Ende letzten Jahres mindestens 190 000 Firmen in Deutschland gab, die unter Friedensverhältnissen nicht vorhanden gewesen wären. Diese Zahl ist seither gewiß schon zusammengeschrumpft; denn im ganzen Jahr 1925 waren die Auflösungen fortgesetzt weit größer als die Neugründungen. Aber abgeschlossen ist der Prozeß noch lange nicht; und während der Monatsdurchschnitt der Konkurse im Jahre 1913 nur 800 betrug, müßten wir theoretisch die Zahl von rund 10 000 monatlich erreichen, um in annähernd zwei Jahren wieder zur Vorkriegsziffer zurückzukommen!

Eine ungemein häßliche und erschreckende Angelegenheit sind die Prozesse der Weserwerft gegen den Norddeutschen Lloyd, die in der vorigen Woche erstinstanzlich vor dem Bremer Landgericht verhandelt wurden. Der erste dieser Prozesse, bei dem allerdings ein Betrag von 9 Millionen in Frage steht, hat trotzdem nur geringeres Interesse für die Oeffentlichkeit; denn es handelt sich dabei nur um die einfache Frage, ob die Werft, die zwischen 1920 und 1924

sieben Schiffe für den Lloyd baute, auf Grund ihres Vertrages berechtigt sei, zu ihren ursprünglichen Preisen, wegen veränderter Produktionskosten, noch einen Zuschlag zu fordern. Der Vertrag war in dieser Beziehung aber so klar, daß das Gericht gar nicht anders konnte, als grundsätzlich zugunsten der Werft zu entscheiden; und wenn noch irgend etwas dazu zu bemerken wäre, so ist es höchstens dies: daß man nicht gut verstehen kann, warum ein so großes und repräsentatives Unternehmen wie der Lloyd sich auf eine derart aussichtslose Sache überhaupt erst einließ. Viel peinlicher ist aber der zweite der Prozesse. Hier geht es zwar nur um 1 Million, die sich aus Fehlern bei der Umrechnung von Papiermarkzahlungen in Goldmark ergeben haben. Aber das Schlimmste daran ist, daß dem Lloyd — oder vielmehr: einem Lloyddirektor — vorgeworfen wird, er habe diesen Fehler wohl gekannt, habe ihn aber trotzdem der Werft unter arglistiger Täuschung zu verbergen gesucht. Und noch mehr: zur Aufrechterhaltung dieser Täuschung habe er sogar Dokumente durch Radierungen und Hinzufügungen gefälscht. Tatsächlich hat der zugezogene Gerichtschemiker diese „Aenderungen" auch bestätigt, — und es illustriert nur die Erbitterung des Kampfes zwischen den beiden Firmen, daß die Klägerin so weit gegangen ist, nicht nur das ganze Aktienmaterial in voluminösen Druckbänden der Presse zuzusenden, sondern daß sie auch Photos und Mikroskopaufnahmen jenes Dokumentes jedem ins Haus schickt, den es interessieren könnte. Nun ist zwar auch in der Weserwerft anscheinend nicht alles sehr glanzvoll geordnet gewesen. Zum Beispiel ist eine Zahlung von 10 000 englischen Pfund in ihren Büchern einfach „vergessen" worden. Aber dies tangiert zwar ihren Buchhalter, oder ihre Organisation, oder vielleicht sogar das Devisengesetz, es tangiert wenigstens nicht ihren Kontrahenten. Daß der vom Norddeutschen Lloyd unqualifizierbar behandelt worden ist, hat auch das Bremer Gericht bestätigt, das, nur für die zivilrechtliche, nicht für die eventuelle strafrechtliche Seite der Angelegenheit zuständig (nur für die arglistige Täuschung, nicht für die Dokumentenfälschung) zwar erklärte, der Dolus, die Absicht sei nicht nachzuweisen, denn die Absicht sei ein seelischer Vorgang; das dem Lloyd aber mindestens attestierte, sein Verhalten sei schuldhaft, fahrlässig und willkürlich. Und selbst dies dürfte für eine Weltfirma wohl genügen, — für eine Firma, die gerade mit dem Ausland in so vielfältigem Konnex steht, daß sie mit ihren Methoden der sogenannten Ehre des deutschen Namens immerhin noch mehr nützen oder schaden kann, als mit Flaggen und Wimpeln, für die sie eine ganz bestimmte Farbenzusammenstellung bevorzugt.

GLOSSEN

WIE MAN SICH WIEDERTRIFFT

Lukrezia nach 17 Jahren

Ich nannte sie Lukrezia, seit sie jung und strahlend bei uns in Leons Atelier erschienen war, wo wir Grünspechte, phantastische Träume in karge Realitäten umsetzten und ich noch in der gleichen Nacht meine Tragödie „Lukrezia Borgia" für sie zu schreiben begann. Seit einigen Monaten war sie am Stadttheater engagiert, rasend ehrgeizig und spielte an Sonntagnachmittagen eine kokette unwahrscheinlich junge Maria Stuart. Meine Borgia-Tragödie zeichnete sich vor minimalen Konkurrenzversuchen durch die neue interessante Nuance aus, daß Lukrezia in der Nacht vor seiner Verbrennung Savonarola in seiner Zelle verführt.

Einmal las ich abends im Atelier aus meinem Drama vor, und sie ließ sich herbei, eine Szene zu sprechen. Nachher brachte ich sie durch eine dunkle Allee nach Hause und faselte immerzu Verse und begann schließich ganz leise und zag auf ihren Schultern zu skandieren und so weiter. Sie wehrte lachend ab. Sie hat später noch manchmal abgewehrt und einmal setzte es sogar eine Maulschelle, aber ich hatte trotzdem immer das Gefühl, daß wenn ich drei Jahre älter wäre . . . und ich verwünschte meine Jugend. O Narr, deine Jugend zu verwünschen.

Eines Tages war sie nach New-York ans Irving Place-Theater engagiert. Ihr letztes Wort war, entweder als Charlotte Wolter wiederzukommen oder gar nicht

Wiedergesehen habe ich sie 17 Jahre später auf dem Podium eines fünftrangigen Kabaretts der Friedrichstadt, entkleideter als ich jemals meine Lukrezia in meinen wildesten Träumen mir vorgestellt hatte. Sie trug ein Kouplet vor, der Text war hanebüchen, entsprechend die Gestikulation.

Nachher im Vorraum stand ich ganz dicht neben ihr. Wie alt mochte sie eigentlich sein? Das goldrote Haar war inzwischen fuchsig brennend geworden, sie hatte das typische grell glänzende, in allen Winkeln ausgetuschte Chansonetten-Gesicht, aber ihr Profil hatte noch etwas von längst vergangener mädchenhafter Lieblichkeit.

Ich begrüße sie. Sie sieht mich ohne Erinnerung an, dann, wie unter Emailleschicht, ein professionelles Lächeln —: sie müsse jetzt noch im „Gelben Affen" auftreten, aber nachher könnte ich sie ja besuchen, das Haus sei die ganze Nacht auf. Und sie sagt mir ihre Adresse.

Dann stand ich an der Friedrichstraße und dachte, daß ich sie vor 17 Jahren geliebt hatte und daß es wohl kaum 10 Jahre her waren, seit dem ich sie vergaß. Und plötzlich wurde ich sehr müde und das Gelärme um mich tat mir weh, und ich hielt mir die Ohren zu. Und für einen Augenblick wurde das Gegröhle Betrunkener, der Ausruf der Zeitungshändler, das Getute der Autos, der ferne Signalpfiff von der Bahnhofsbrücke zu einem einzigen langgezogenen, klagenden Ne - ver - more . . .

Julia im Hotel

Eines Tages war Julia mitten unter uns. Mitten in einer Gesellschaft recht bedenkenfreier Männer. Sie war sehr jung, unglaublich unschuldig, dazu klein und handlich. Ich wußte sicher: einer von uns

wird sie verführen. Und, sagte ich mir, es ist besser, ich verführe sie als einer von den anderen. Denn kettenfolgerte ich weiter, verführe ich sie, so wird ihr dank meiner angeborenen Delikatesse der premier pas erleichtert, und ich werde ihr Seelenleben in geeignete Pflege nehmen, wofür den andern Wüstlingen doch jedes Organ fehlt. Und bald war ich so weit, ihre Seele zu pflegen.

Was nachher kam, war schlimm. Sie weinte herzzerbrechend. Sie jammerte, sie müßte sich zu Tode schämen, sie könnte ihrer alten Großmutter nicht mehr in die Augen blicken usw. So ging es jedesmal. Ich wurde immer nervöser und kam mir im Grunde sehr schlecht vor. Eines Tages war Julia fort und ich erhielt nur noch eine Ansichtskarte mit dem Reichstag und der Siegessäule, ein Schutzmann davor, darunter ein Veilchenstrauß mit Bändchen und die Inschrift: „Dem deutschen Volke!“ und darunter ein Abschiedsgruß, gemischt mit den schrecklichsten Selbstanklagen. Ich war sehr konsterniert. Die Wüstlinge aber, die sich schon auf die Nachfolge gespitzt hatten, hielten mir die Faust unter die Nase und sagten: „Du hast das Mädel ruiniert!“

Nach drei Jahren renne ich plötzlich auf der Straße mit Julia zusammen. Sie ist weder ins Wasser gegangen, noch ruiniert, sondern sieht ganz vorzüglich aus. Das bekannte Gespräch: „Wo kommst Du denn her?“ — „Warum hast Du denn gar nichts von Dir hören lassen“ usw. Wir verabreden uns zum Abendessen.

Irgendwo in der Stadt liegt das kleine Hotel, wo früher die Brüder Freimaurer ihren geheimen Riten oblagen. Die Wandbemalung, Winkelmaß und Kelle, astronomische Figuren, allegorische Frauengestalten, erinnert noch heute daran, wo das Hotel einem ganz anderen Zeremoniell dient. Hier unter den Porträts von Sokrates und Moses Mendelssohn wurde Wiedersehen gefeiert. Julia hatte sich inzwischen die Schreikrämpfe abgewöhnt.

Am andern Morgen wache ich etwas spät, etwas betäubt auf. Ich sehe mich um. Keine Spur von Julia. Sie ist fort. Also noch immer der alte Tick, denke ich, aber sie hat doch sympathischer Weise eine diskretere Form der Zerknirschung gefunden, und ziehe mich seelenruhig an. Etwas später entdeckte ich, daß auch meine Brieftasche fort war. So stand ich unten im Vestibül, von den Wänden schauten mit rüder Neutralität die allegorischen Damen der Brüder Freimaurer auf mich herab, der selbst fast zur Allegorie erstarrt.

Ich mußte an einen Freund um Geld telephonieren, um mich auszulösen. Es dauerte bis Nachmittag.

Ich ging, verhärtet für alle Zukunft. Nie wieder Reue!

Aminta auf dem Autobus

Auf dem Verdeck. Autobus 2. An der Linkstraße steigt der dicke Herr zu meiner Rechten aus und ich rücke einen Platz weiter. Neben eine Dame. Diese Dame ist Aminta. Was für ein toller Zufall! Da neben mir sitzt Aminta, vor acht Jahren die große Passion. Da neben mir sitzt ahnungslos Aminta, ganz wie einst, etwas in sich verloren, die Augen gesenkt. Noch immer dieses feine Profil, die acht Jahre haben keine Umschichtungen an diesem zarten, blassen Gesicht vorgenommen. Jetzt sehe ich ganz deutlich unsern Abschied damals vor mir: Wartesaal II. Klasse in Altona, völlig verrückte Szene . . . „Nein, Du, Du darfst nicht . . .!“ Ich weiß nicht mehr, wer damals nicht durfte, aber einer durfte nicht. Dann rennt sie mit hysterischem Lachen in die bitter kalte Nacht hinaus. Ich hinterher. Sie steht händeringend, totenblaß, ge-

rade im häßlichen Kreideglanz des Laternenlichtes. Ich packe ihre Handgelenke, presse sie, rede ihr zu. Eine Unmenge zärtlichen Unsinn. — Jetzt sitzt sie plötzlich neben mir, ungewiß wie eine Erscheinung. Ich erinnere, daß sie immer etwas Gleitendes, Huschendes hatte, daß immer über der glücklichsten Stunde der Schatten jäher Trennung lag, daß ich sie immer das Phantom nannte.

„Aminta", sage ich, und sie wendet sich leicht zur Seite. „Aminta, kennst Du mich noch?" Ein fragender Blick, leichtes Erröten. Sie nickt. Ich fasse ihre Hand. „Aminta", sage ich gerührt, „werd' ich zum zweitenmal Deinen Frieden stören?" Wie entsetzlich geschmacklos, so etwas zu sagen. Gerade so wie vor acht Jahren. Ach, um jede Frau bildet sich ein eigener Jargon.

Und jetzt fange ich an, die Abschiedsszene zu rekapitulieren. Altona, der Wartesaal, das fahle Licht der Laterne. Und drücke ihre Hand. Immerzu.

Eben am Kurfürstendamm sagt sie ganz unvermittelt: „So, jetzt muß ich aussteigen. Was Sie da sagten, war ja ganz nett, aber geht mich nichts an. Ich bin nämlich gar nicht Ihre Aminta." Und sie zeigt sich mir zum erstenmal en face. Nein, diese klirrende Stimme, dieses weite ironische Auge, das ist nicht Aminta. Ich fühle den Autobus in wahnsinnigen Kurven, bergauf, talab. Die Gedächtniskirche kreist. Dann fasse ich mich schnell. Das Ganze sei ja nicht auf eine bestimmte Person gemünzt, ein nicht alltäglicher Annäherungsversuch, nicht wahr, wir müßten uns auf alle Fälle wiedersehen.

Sie steht schon an der Treppe. „Ich glaube nicht, mein Freund", sagt sie, „entschuldigen Sie, ich rede ohne Spott: Sie haben mir ein zu gutes Gedächtnis. Man fängt nicht genau so an, wie man aufhörte. Und ich bin eigentlich nicht dazu da, Ihrem kleinen Roman die Pointe zu liefern, die Ihnen vor acht Jahren nicht eingefallen ist."

Sie geht schnell hinunter. Ich sehe sie noch unten im Menschengewühl. Sie geht sehr eilig, wie zu einer Verabredung. In zwei Minuten wird sie wohl nicht mehr allein sein.

Und wenn sie am Ende doch Aminta war? Ja, war es denn damals anders? Phantom, Phantom . .

Lucius Schierling

FILM

(*Der Farmer aus Texas*)

Vor zwei Jahren ergötzte uns Georg Kaisers „Kolportage", Schauergeschichte von zwei im Kinderwagen vertauschten Säuglingen. Mutter aus Amerika haßt Aristokratengatten, weil er sie Dollars wegen nahm; dallesgesegneter Aristokratengatte, der den Erben braucht, weil dieser Großvaters Geld zum 24. Geburtstag bekommt, stiehlt das falsche Kind, Kind einer Budikerin, während fliehende Mutter richtigen Knaben als Farmer in Texas aufzieht. Am 24. Geburtstag, als strahlender Aristokratensproß an den Königshof soll, erscheint Mutter mit Naturbursch aus U.S.A., entlarvt den verhätschelten Erben als Proletensproß; Weltanschauungen bersten; hofdämliche Tantenherzen schluchzen; Papas Pleite doppelt heftig, auch moralisch, da er bereits des Sohnes Erbe pränumerando verjuxte; dazu Liebesgeschichte der beiden Sprößlinge; edelmütige Hingabe wirklicher Aristokratentochter an den Entlarvten; Auftreten der Proletenmutter vor dem im Aristokratenmilieu fremdgewordenen Sohn.

Solcherlei Motive wob ironisch und ernsthaft Kaiser in einem raffinierten Knäuel zusammen, den der sehr Dumme oder sehr Kluge alles für Edelkitsch nimmt, der Pfiffige die

Doppelsatire merkt: auf Courths-Mahlerei und auf Aristokraten- und Rassendünkel.

Ein Exzerpt dieses Stücks ergäbe einen Filmstoff, dem man, angesichts der erst im Anfang befindlichen, also stark kitschhaft belasteten Stadium dieser Kunstindustrie, das ins Satirische kolportagehaft Uebersteigerte gar nicht anmerkt. So faßte der regiesichere Joe May die Sache und machte daraus ein handfestes Gesellschaftsdrama. Scheute sich auch nicht, die Kolportage noch derb zu steigern mit Rührung der Mütter, insbesondere der proletarischen, die der vornehm erzogene Sohn von sich stößt, und mit Selbstmord-Wassersturz dieses Standes-Zwitters. Das gibt, da auch die eine Braut ins Meer fällt, und noch dazu ein Balken dem Jüngling im Wasser an den Schädel schlägt, worauf der wirkliche Erbe die beiden rettet, eine virtuose und toll aufregende Szene.

Dieser Film bringt die allgemeine Filmentwicklung nicht weiter. Der Rest von Kaiser: das Schillern zwischen blutigem Ernst und blutigem, ja blaublütigem Spott ist natürlich verloren gegangen. Da aber doch mancher Spott auf Rassendünkel und Aristokratenvorurteile jedermann fühlbar wird, und da die Beschauer lachen und weinen können, so ist ein vortrefflicher Publikumsfim entstanden, der doppelt willkommen ist, weil er technisch ziemlich einwandsfrei mit einfallsreicher Hand gemacht ist.

TISCH MIT BUCHERN

Albert Ehrenstein: Lukian. Ernst Rowohlt Verlag. Berlin 1925.

Wir dürfen mit dem Dichter und Zeitgenossen Albert Ehrenstein hoffen, daß der alte Lukian seine „ehrerbietigst aller philologischen Texttreue den Rücken kehrende Respektlosigkeit“ verstehen wird. Beide lächeln und zwinkern einander zu in dieser lebendigen Erneuerung der wahren Geschichten und Hetärengespräche. Lukian sieht in wienerisch redenden süßen und bittern Mädeln, in Kriegsgewinnlern und Heimkehrern seine antikischen Geschöpfe und Opfer wieder und freut sich an dem jüngeren Poeten. O mein liebes Abendland, denkt er, wie oft gehst du unter, wirst immer wieder betrogen von Narren und Schlaubergern und bleibst dabei so ungemein sympathisch, daß man gar kein Ende findet, dich zu verspotten, dich und deine Götter, um deren Stirnen auch unser Hohn nur eine neue Aureole tut, von der niemand weiß, ob sie vom Abendrot oder Morgenrot ihre Farbe hat.

Grimmige Heiterkeit des freiesten Menschen ist in diesem Buch und fröhliche Wissenschaft. Wo er nur persiflieren zu wollen scheint, gestaltet der Satiriker, die Geißel wird zum belebenden Zauberstab. Den Zappelnden, die vielleicht nur Marionetten werden sollten, wird Atem des Lebens eingeblasen: Lukian dichtet! Und Ehrenstein hat mit- und weitergedichtet.

f. h.

*

Theodor Lessing: Hindenburg. Vorwort von Maximilian Harden, Nachwort von Herbert Eulenberg. Verlag Hapke u. Schmidt, Berlin.

Den Lesern des „T.-B.“ ist Professor Lessings Kampf um sein Amt bekannt. Hier hat er ausführlich die Genesis der schmählichsten und albernsten Verhetzungskampagne geschildert, die gegen einen freien Geist an einer Hochschule der Deutschen Republik möglich wurde. In diesem schmalen Bändchen wendet er sich an die Oeffentlichkeit, und er schreibt diesmal keine Rechtfertigung, sondern läßt die Worte selbst sprechen, die den äußeren Anlaß zu seiner Verfolgung her-

geben mußten. Er gibt den Hindenburgartikel aus dem „Prager Tagblatt“ und den offenen Brief an den Reichspräsidenten vom 7. Juni, in dem er ausführlich seine Motive darlegt. Man muß das alles nochmals und nochmals lesen, um die ganze Kindlichkeit der Hetze zu begreifen. Losgelöst von dem Vielerlei der Zeitung wirkt Lessings Darstellung mehr als Konfession eines reinen und freien Kopfes denn als Plädoyer einer politischen Gesinnung. In den knappen Rahmen des Vorwortes spannt Maximilian Harden ein mit alter Kraft gemaltes Zeitbild, und Herbert Eulenberg schließt im Epilog mit einem liebenswürdigen Gruß für den Philosophen, der so sehr gegen seinen Willen auf die Tribüne steigen mußte.

GEGEN DEN HAUSFREUND

Nur Eitelkeit kann einen Mann zum Hausfreund machen; dem Gatten vorgezogen zu werden, kann niemals eine Schmeichelei sein.

*

Das Vorrecht des Hausfreundes ist es, zu kommen, wenn der Ehemann geht; ist das eine Gunst?

*

Kein Hausfreund wird um seiner selbst willen geliebt. Er ist das benutzte Requisit der Frau, die ihn meistens bloß zur Bedrohung oder Erziehung des Gatten braucht.

*

Größenwahnsinnig, wie Männer sind, glaubt jeder Hausfreund, er tröste eine unverstandene Frau. Aber der Ehemann versteht seine Frau nur zu gut!

Der Hausfreund steht nur so lange im beschönigenden Licht, bis die Frau bemerkt, daß auch er, scharf besehen, nichts als ein deklassierter Gatte ist.

*

Ist irgendeine Frau wert, daß man ihretwegen einen Mann betrügt? *Helga Henning*

HEINE IM SCHLAFROCK

Heine war im Gespräch nicht viel anders als in seinen Schriften, das kommt daher, weil er im Besonderen in seiner Prosa, sich mit ungenierter Intimität gab, er wurde als Dichter nie marmorn und seine geistig-sittliche Verfassung ist aus seinen polemischen Schriften ebenso gut erkennbar wie aus seinen vertraulichen Gesprächen. Heine gehörte nicht zu den Großen die sich für die Oeffentlichkeit drapierten, im Gegenteil, es scheint, daß er sich zuweilen zynischer gab als er war, mindestens hatte er oft den guten Geschmack des Lyrikers bewiesen und keine öffentliche Gefühlsduselei getrieben.

Einen Heinrich Heine im Schlafrock hat jetzt Dr. Hugo Bieber auf Grund einer wahrscheinlich lückenlosen Kenntnis der in Betracht kommenden Tagebücher, Briefe und Berichte von Zeitgenossen gezeichnet und im Weltverlag, Berlin, herausgegeben. Es war nicht nur reichstes Wissen zu dieser Arbeit nötig, sie erforderte Takt, will sagen: Ein Mit-dem-Dichter-Fühlen, das doch keine innere Abhängigkeit bedeutet. So sieht man hier Heinrich Heines Bild in hundert Köpfen abgespiegelt, es sind keineswegs nur freundliche Spiegelbilder, es fehlt auch nicht an

bösen Auffassungen. Im großen Ganzen wiegt aber doch eine Toleranz vor, zu der sich selbst strenge Geister Heine gegenüber aufschwingen mußten. Schade, daß unter diesen Geistern, die Heines Launen, Sünden und Zuchtlosigkeiten im Einzelnen erkannten und doch im Ganzen „Ja“ zu ihm sagten, die Stimme Karl Marxens fehlt, der in seinen Briefen eine Liberalität gegenüber Heine walten ließ, die kein Marxist für den glaubensarmen Spötter aufgebracht hätte. Das über 400 Seiten starke Buch gibt die Spiegelungen des jungen bis zu dem sterbenden Heine wieder. Um dem Leser Appetit auf das so gelehrte, wie delikate Buch zu machen, geben wir hier einige Abschnitte wieder:

„Laß die Spinne laufen!“

Heinrich liebte sehr das Arbeiten und Treiben der Spinnen zu beobachten. Einstmals standen wir vor einem großen wunderbar gearbeiteten Netze einer in der Mitte desselben lauernden mächtigen Kreuzspinne. „Sieh, Max“, sagte er, und zeigte auf die gefangenen und ausgesogenen Fliegen in dem Netze, „sieh, so geht es auch dem Dummen in der Welt. Die Spinne ist unser Lebensfeind, das Netz seine falschen und verlockenden Worte, — aber der Kluge, der Entschlossene macht es so“ und damit schlug er mit einem Stocke das ganze schöne Netz rasch herunter. Auf der Erde kroch die große Kreuzspinne, er zeigte auf sie hin und sagte zu mir: „Töte sie ja nicht! Wenn man des Feindes Werk gründlich vernichtet — verstehst du? —, wenn man seine Pläne gänzlich vereitelt hat, braucht man ihn nicht zu töten, man läßt ihn laufen.“

„Die Ansichten der Regierung“

Als Heine von Göttingen nach Berlin kam, mußte er als Student eine Aufenthaltskarte vom Staatsrat Schultz haben. Dieser sehr strenge Herr fragte ihn nach seinen Absichten und warf ihm vor, daß er sich bereits durch seine Ansichten verdächtig gemacht habe. „Mein Gott“, sagte Heine keck, „ich habe immer dieselben Ansichten wie die Regierung selbst; ich habe g a r keine!“ Varnhagen von Ense

„Platonische Liebe“

Adolf Peters erzählt: „Einer Dame, die, um ihn in Verlegenheit zu setzen, die Frage an Heine richtete: „Sie lieben wohl platonisch?“ gab er die drastische Antwort: „Jawohl, gnädige Frau — wie der Kosakenhauptmann Platow. „Da war sie aber balleriert“, setzte er mit einer unbeschreiblichen Miene hinzu.“

„Der andere Faustdichter“

Maximilian Heine erzählt:

Goethe empfing Heine mit der ihm eigenen graziösen Herablassung. Die Unterhaltung, wenn auch nicht gerade über das Wetter, bewegte sich auf sehr gewöhnlichem Boden, selbst über die Pappelallee zwischen Jena und Weimar wurde gesprochen. Da richtete plötzlich Goethe die Frage an Heine: „Womit beschäftigen Sie sich jetzt?“ Rasch antwortete der junge Dichter: „Mit einem Faust.“

Goethe stutzte ein wenig und fragte in spitzigem Tone: „Haben Sie weiter keine Geschäfte in Weimar, Herr Heine?“

„Die Ehre, Heines Feind zu sein“

Paris, 7. Januar 1836.

Spazier und Heine, die feindlich gegenüber standen, haben sich versöhnt. Heine sagte deshalb: „Ich mag nicht, daß Spazier überall erzählt, er sei mein Feind; das gibt ihm einen Titel, einen Relief; denn wenn er nicht mein Feind ist, so ist er nicht.“

Aus einem österr. Geheimbericht

„Die nicht lachen können“

„Dann lacht Herwegh nie, und ein Poet, mit einem solch verbitterten Gesichte, hat nicht viel Verstand, es weist dies auf eine magere Einseitigkeit seines Lebensblickes hin.“

K. M. Kertheny

„Die Feindschaft der Flöhe“

Die ‚Allgemeine Zeitung‘ hatte über eine Heine geschrieben.

„Ja, ich lebe und fühle, daß ich gestochen werde“, entgegnete Heine bitter. „Das Schlimme ist, daß man sich gegen das Ungeziefer nicht wehren und es auch nicht bestrafen kann. Je kleiner das Insekt ist, um so weniger kann man ihm beikommen. Das ist's: Flöhe kann man nicht brandmarken!“

ANEKDOTEN

Heines Grabwächterin

Dieser Tage besuchte mich ein bekannter Wiener Verleger. Der Zufall führt unser Taxi am Friedhof Montmartre vorüber.

„Wollen Sie nicht vielleicht gleich den üblichen Besuch bei Heine erledigen?“

Er ist einverstanden und wir lassen das Taxi warten.

Beim Eingang, vor den zwei gemütlich wachestehenden Polizisten, zögert der Wiener und wendet sich nachdenklich zu mir:

„Sagen Sie — — —, trifft man hier nicht Frau Goll?“

? ? ? ?

„Na ja, weil sie doch so regelmäßig über Heines Grab schreibt.“

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 43)

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6 — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25 vierteljährlich Reichsmark 6.50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, 2. Novemberwoche.

Wozu wird eigentlich der Dolchstoß-Prozeß in München wochenlang geführt, wozu der Schweiß, die Mühe, die Vorbereitungen der Sachverständigen, der Zeugen, der Anwälte? Damit das hohe Gericht, will sagen der Herr Frank sich erhebe und weltgeschichtliche Sprüche loslasse? Nein, an dieses Frank-Reich glaubt keine Katz'. Also wird wahrscheinlich deshalb verhandelt, damit die Wahrheit über den Kriegszusammenbruch endlich ins Volk dringe? Wie das geschieht, soll hier an zwei Beispielen gezeigt werden. In unendlich sauberer Mosaikarbeit hatte Professor Delbrück sein Gutachten zusammengesetzt, so ziemlich das bedeutendste Ergebnis der Verhandlung. Der „Lokalanzeiger" unterrichte seine Leser darüber durch die lakonische Notiz: „In der heutigen Sitzung erstattete Professor Delbrück sein Gutachten." Fertig, Schluß, Punktum. Vom Inhalt des Gutachtens wird den armen Lesern nicht ein Sätzchen verraten . . . Das andere Exempel: Der General Groener hatte in der Verhandlung geschildert, wie er mit dem Volksbeauftragten Ebert schon am 10. November 1918 ein Bündnis geschlossen habe. Aus dem „Vorwärts" vom 25. Oktober haben die sozialdemokratischen Leser von dieser historisch immerhin nicht ganz unwichtigen Aussage nur wenig erfahren. Der Bericht ist in einer Beilage des Blattes abgedruckt und huscht über die bedeutungsvollen Enthüllungen Groeners in den kleinsten Lettern hurtig hinweg. Aus der Aussage Groeners, freilich nicht aus der Wiedergabe im „Vorwärts" erfuhr der Zeitgenosse, daß Ebert schon am Tage nach der Revolution sich mit dem General Groener gegen die Arbeiter- und Soldaten-Räte verband, und zwar, wie Gröner wörtlich sagte „zur gemeinsamen Bekämpfung der Revolution, und zwar nach meiner Initiative und mit den Mitteln, die ich für notwendig hielt". Am 9. November war Revolution, am 10. November wurde schon das Bündnis gegen sie, und zwar von dem mächtigsten der Volksbeauftragten abgeschlossen. Die Unabhängigen wurden, wie Gröner feststellte, „von Ebert geschickt hinausmanöveriert". Man sieht, wenn es in Deutschland 1918 einen Dolchstoß gegeben hat, so ist dabei nicht gerade nach rechts gezielt worden. Das Revolutionsfest war bloß eintägig. Herr Gröner hat in München das Denkmal Eberts als eines wahrhaft konser-

vativen Mannes enthüllt, dem der 9. November gegen Instinkt und Neigung ging. Vierundzwanzig Stunden unterlag Ebert dem Novemberrausch, nicht länger, und niemand weiß, was er in dieser Eintagsrevolution empfunden hat. Am 10. November organisierte er die Gegenrevolution. Das waren für Jedermann, besonders für den Sozialisten, sehr wissenswerte Neuigkeiten. Aus dem „Vorwärts“ hat man sie kaum erfahren.

Wer Deutschland wirklich kennen will, wird die Münchener Aussage des Generals Gröner genau studieren müssen. Da erzählt er, daß die Situation im Dezember 1918 in Berlin höchst brenzlich gewesen. Die Regierung Ebert-Gröner stand ohne militärische Hilfe da, das aktive Heer war unbrauchbar, die freiwilligen Truppen noch nicht aufgestellt. Liebknecht hätte mühelos in die Wilhelmstraße einziehen und den Sieg des Proletariats verkünden können. Erst am 28. Dezember hatte General Gröner die Truppen beisammen, die zur Besiegung der Arbeiter- und Soldatenräte nötig waren. Es ging nicht früher, denn es war Weihnachten. „Ich riet Ebert, das Weihnachtsfest zu verbieten“. Aber Ebert kannte die Deutschen besser. Er sagte lachend: „Wissen Sie, jetzt lege ich mich einfach drei Tage schlafen. Außer einem Pförtner an der Tür lasse ich niemand in der Reichskanzlei. Will Liebknecht nun die Regierung an sich reißen, so kann ihn ja sowieso niemand daran hindern.“ Liebknecht aber riß garnichts an sich, der Pförtner an der Reichskanzlei genügte, denn auch die Revolutionäre mußten Weihnachten feiern. Schmunzelnd fügte Gröner hinzu: „Es hat mir immer viel Spaß gemacht, daß auch Liebknecht und seine Truppen Weihnachten gefeiert haben und diese Tage, wo er die Möglichkeit hatte, durchzudringen, verpaßt hat“. Am 28. Dezember aber hatte Ebert Noske herbeigerufen und wie Noske gesiegt hat, das weiß man. . . . . Diese Erzählung Gröners sollte allen Revolutionsgläubigen in Deutschland eingehändigt werden. Sie enthält die ganze Psychologie der deutschen Revolution. Oh, auch in Deutschland kann umgestürzt werden, aber nur von acht Uhr früh bis vier Uhr nachmittags, dann ist der Achtstundentag absolviert und es muß Feierabend gemacht werden. Die Revolution findet an Wochentagen statt. Im besondern an hohen Feiertagen muß sie ausgesezt werden. Keinesfalls darf der Lichterglanz gestört werden. Findet zufällig im Dezember Revolution statt, so muß sie an den Weihnachtstagen unterbrochen werden. Oh, stille Nacht, heilige Nacht! . . .

In aller Stille hat Herr Professor Paul Lensch die Chefredaktion der „Deutschen Allgemeinen Zeitung“ niedergelegt und damit dürfte die zweite Lesart im politischen Teil des Blattes, von der wir jüngst an dieser Stelle Proben verabfolgten, ihr Ende erreicht haben. Seit dem Tode von Hugo Stinnes war der Stern des Herrn Lensch im Verdunkeln begriffen, seit der Krise im Erzhause sein Erlöschen sicher. Aber auch ohne diese Elementarereignisse wäre seine Zeit vorüber gewesen. Er blühte in jener kurzen Periode, da die „Wirtschaft“ in Aggressivvorstellungen delirierend sich rüstete, den letzten Rest der verfassungsmäßigen Regierungsinstanzen zu enteignen. Inzwischen sind die Herren etwas kleinlauter geworden, und einige davon sind völlig in der Konzerndämmerung verschwunden. Was gibt es in so verflachenden Zeitläuften für einen frohen Landsknecht der Publizistik zu tun? Bruder, häng' den Schnappsack um, du bist Soldat gewest . . . Ohne sonderliche Ergriffenheit erfährt die Oeffentlichkeit aus dem Münchener Prozeß, daß im August 1914 Herr Lensch, der spätere Weltverschlucker, zu jener radikalen Minorität der Zehn oder Zwölf gehörte, die in der sozialdemokratischen Fraktion gegen die Kriegskredite stimmte.

Der Geist von Locarno, der aufgeregteste französische Chauvinisten zu Liebeserklärungen an Deutschland hinriß, hat auch einen andern Grollenden entwaffnet, und damit erhält der Regenbogen der Versöhnung am europäischen Horizont erst seinen schönsten Glanz. Die bayerische Regierung hat sich nämlich entschlossen, in Berlin eine Filiale des Münchner Bräuhauses zu eröffnen. Sollte nicht von diesem Institut einmal der Marsch nach Berlin angetreten werden, zur schrecklichen Abrechnung mit den Novemberverbrechern? Jetzt kommt nicht Ehrhardts wilde, verwegene Jagd, nein, friedliche, runde Bierfässer rollen heran. Wahrscheinlich haben die regierenden Herren in München ihre Gefühle durchaus nicht geändert, aber sie sind nicht nur Träger einer Gesinnung, sondern auch Verwalter einer staatlichen Bierbrauerei, und die wirtschaftlichen Erwägungen, die die Vertreter der imperialistischen Mächte nach Locarno führten, sie zwingen auch den bayerischen Staat dazu, die Gefühle nicht über die Oekonomie hinauswachsen zu lassen. Man hängt eben nicht seine Konsumenten an den Laternenpfahl.

Die Erziehung der Schupo zum Schutzengel scheint in besonders zarten und pädagogischen Händen zu liegen. Vor einiger Zeit erschien in einer Berliner Zeitung eine Unterredung mit einem Schupogewaltigen. Als mans las, ging einem das Herz über ob der Höhe der Kultur. Die Schupo ist ganz in Menschlichkeit und sachliche Vernunft eingebettet. Man hörte staunend, daß es sogar eine Höflichkeitsschule bei diesen modernsten aller Polizeitruppen gilt. Im „Montag Morgen" waren neulich einige pädagogische Uebungen aus dieser Höflichkeitsschule wiedergegeben. Wer den Vorgesetzten, weil er ihn nicht sieht, nicht grüßt, muß eine halbe Stunde mit Handgranaten strafüben. Wer bei Leibesübungen den Rumpf nicht so weit zurückbeugt, daß der Kopf die Erde berührt, den drückt der Offizier eigenhändig so weit und so stark hinüber, daß er zusammenbricht und vor Schmerz liegen bleibt. In den Revieren werden die Beamten vor dem Publikum angeschnauzt. Alles vortreffliche Uebungen zur angewandten Höflichkeit. Es sind praktische Demonstrationen für den Umgang mit dem Publikum. In allen Lehrbüchern der Kriegskunst kann man lange Abhandlungen über den „Geist der Truppe" lesen. Dieser „Geist der Truppe" ist immer der „Geist der Führer". Ein tapferer General hat tapfere Soldaten, ein grausamer General hat grausame Soldaten. Eine geschlossene Truppe ist geradezu ein kleines Volkstum, in dem sich eigene Traditionen von Gut und Böse, eine eigene Strafjustiz, eine eigene Einstellung zum Stärkern und Schwächern ausbilden. Wer gegeprügelt wird, der prügelt wieder. Und wer an das Fortissimo der Grobheit gewöhnt ist, der glaubt nicht an das Pianissimo der Höflichkeit. Solange der rauhe, kriegerische, „männliche" Ton bei der Schupo selbst herrscht, solange wird das Publikum angeschnauzt werden, solange wird man in den unkontrollierten Revieren die Verhafteten mit Gummiknüppeln und Fäusten nachexerzieren und Leibesübungen machen lassen. Der einfache Schupomann kann sich nur in der Sprache ausdrücken, die ihm von seinen Führern gelehrt wird.

Lange haben die Großen der Franzen Sprache gesprochen,
halb nur geachtet den Mann, dem sie vom Munde nicht floß:
nun lallt alles Volk entzückt die Sprache der Franzen.
Zürnet, Mächtige, nicht! Was ihr verlangtet, geschieht.

Goethe

Am 26. April 1892 schrieb Graf Alfred Waldersee in sein Tagebuch: „Kommt ein unglücklicher Krieg, so kommt die Republik, und das Haus Hohenzollern kann ins Exil gehen." Am 12. Juni 1892 trug er nach, daß der Generaladjutant von Wittich prophezeie: „Der Zusammenbruch kommt, und wenn er da ist, wird der Kaiser die Schuld auf andere schieben." Das war dazumal, als der fromme Nachfolger Moltkes seufzte: „Großer Gott, er will sein eigener Generalstabschef sein. Gott schütze das Vaterland!" In der Tat, der Generalstabschef sollte ihm nur als „eine Art Amanuensis" dienen. Deshalb ersetzte er den Grafen Schlieffen durch Hellmut Moltke, den Neffen, seinen „lieben Julius," den er wie Phili Eulenburg durch das brüderliche Du auszeichnete. Als diese Ernennung vorbereitet wurde, herrschte unter den Offizieren mit den Himbeerstreifen patriotische Unruhe, die sich in unehrerbietigen Spottreden Luft machte. Sie sprachen von „Moltkerei mit beschränkter Haftung". Das sollte unsichtbar sichtbar über dem Generalstabsgebäude am Königsplatz stehen. Von dieser Unruhe wurde auch Bülow als Leiter der Politik angesteckt und fühlte sich, wiewohl sonst der Mann mit dem leichten Herzen, zu einer ahnungsvollen Warnung an den Allerhöchsten veranlaßt und diktierte dem Sekretär einen vertraulichen Schreibebrief an Seine Majestät, worin er nicht bloß mit ungewohnter Zivilkourage ausführte, daß die Armee dem General von Moltke nicht die für den maßgebenden Heerführer nötigen Eigenschaften zuerkenne, sondern auch die Gefahren ausmalte, die seine Berufung für den Kriegsfall über das Vaterland und über die Dynastie heraufbeschwören könne. Ob Bülow dieses Schreiben abgeschickt hat, ist aus den Akten bisher nicht bekannt geworden. Vorgelesen hat er es in Anwesenheit des Sekretärs, zweien seiner damals nächsten Mitarbeiter, dem Geheimrat von Holstein und dem Unterstaatssekretär von Mühlberg. Indessen, ob die Warnung erfolgte, ob erfolglos blieb, das neue „Cannae" ward von Moltke II angelegt und geleitet, und die Marneschlacht ging so verloren, daß sie in allen Berichten des Generalstabs und der Kriegspressekonferenz nicht zu finden war. Der Kronprinz aber hat in einem Brief vom 16. August 1919 gestanden, ihm sei bereits im Herbst 1914 klar gewesen, daß der Krieg rein militärisch nicht mehr zu erfolgreichem Ende geführt werden konnte. Der Dolchstoß war noch nicht erfunden. Freilich, wenige Wochen später nannte der Kronprinz wieder die Professoren Hans Delbrück und von Liszt, die doch

seiner Meinung waren, „Flaumacher und weltfremde Idioten“; aber nur an den geraden Tagen; an den ungeraden fragte er Tirpitz, ob er wohl glaube, daß er, der Kronprinz, noch einmal den Thron besteigen werde. Tirpitz seinerseits schrieb an seine Frau:

> Am 20. September 1914: „Deutschland ist in eine sehr gefährliche Lage gekommen... Vielleicht rettet uns das Volk und seine Kraft. Mit dem bisherigen Kasten- und Klassenwesen ist es vorbei: Sieg oder Niederlage, wir bekommen die reine Demokratie.“
>
> Am 8. Oktober: „Du weißt ja, wie oft ich gesagt habe, es muß eine Katastrophe kommen, man weiß nur nicht wie und wann. Man sah es dahinkriechen und konnte doch nichts ändern.“
>
> Am 13. November: „Nach dem Kriege gehe ich unter die Sozen und suche mir Laternenpfähle aus, aber einen ganzen Haufen... Wenn nur der Kopf anders wäre, die Nation ist glänzend und demzufolge Truppe und Schiff...“
>
> Am 3. Januar 1915: „Ich teile Deinen Glauben an unser Volk; aber die Gefahr liegt nahe, daß wir erst durch eine Revolution durchmüssen an Stelle der Evolution.“
>
> Am 26. März 1915: „Es ist ein unerhörtes Versagen unserer Oberschicht, mitverschuldet durch die Spitze...“

Heute aber waschen die von der Oberschicht ihre Hände in Unschuld und huldigen wieder dem „Kopf“ und legen die Katastrophe einer Handvoll Wühler zur Last und fabeln von der „Erdolchung“ der Front. Denn „der Sieg war zum Greifen nahe“, beteuern die Federbüsche, oder auch die Parole lautet: „Im Felde unbesiegt“, trotz 8. August, dem „schwarzen Tag“, wie ihn Ludendorff nennt; oder auch „Wir haben den Krieg garnicht verloren“, schreibt neuerlich Oberst Schwertfeger, der „Sachverständige“. Am Ende haben wir ihn sogar glänzend gewonnen auf allen Linien — nach noch ein paar Jahren militärischer Geschichtsklitterung. Am Ende auch hat nicht die Oberste Heeresleitung von heut auf morgen Waffenstillstand gefordert, sondern Scheidemann, des Kaisers Staatssekretär, oder Gröner, der Revolutionsgeneral. Oder allerhöchstens Rupprecht, der schon im Sommer 1917 den Verständigungsfrieden empfohlen und an Hertling geschrieben hatte:

> „Durch hier nicht zu erörternde Umstände ist der Kaiser um alles Ansehen gekommen, und

die Verstimmung geht so weit, daß ernsthaft denkende Leute bezweifeln, ob die Dynastie der Hohenzollern den Krieg überdauern wird."

Ganz wie Waldersee im Jahre 1892 geschrieben und Bülow und Eulenburg geahnt und der Kronprinz und Tirpitz nach der Marneschlacht gefürchtet und Bethmann und Helfferich beim Beschluß über den rücksichtslosen U-Bootkrieg verzweifelnd empfunden hatten. Und alles kam, wie es kommen mußte. Nicht einmal die Revolution, sondern ein unrühmlicher Zusammenbruch; die Throne fielen um, ohne daß sie gestoßen wurden; ihre „Stützen" waren eiligst verschwunden; und der „Kopf", der einst geprahlt hatte, er kenne keinen reputierlicheren Ort zu sterben als in der Mitte seiner Feinde, ließ Heer und Volk im Stich und suchte sein Heil in der Flucht über die Grenze, er, der gelobt hatte zu kämpfen bis zum letzten Hauch von Roß und Mann. Sie sind allesamt tugendsam und lobesam, die Spitze, die wieder deklamiert: „In Staub mit allen Feinden Brandenburgs", und die Oberschicht, deren Wortführer, stolz in des Königs Rock, drohend rufen „Lieber tot als Knecht", aber vorsichtig am Leben geblieben sind, und die bedientenhaften Massen, die sich nach Paraden und Titeln und Ordensbändchen und Fußtritten sehnen und der wilhelminischen Exzellenz nachfühlen, wenn sie mit dem Minister (a. D.?) im „Faust" seufzt und stöhnt:

Jetzt ist man von dem Rechten allzuweit,
Ich lobe mir die guten Alten;
Denn freilich, da wir alles galten,
Da war die rechte goldne Zeit.

Schaudervoll, höchst schaudervoll; heute sitzt auf dem Stuhl, den einst Herr von Puttkamer schmückte, Severing, statt des Sozialistenfressers der „Genosse". Und Gott hat es gelitten, wer weiß, was er gewollt! Unterdessen ist es des vaterländischen Schweißes der Edlen und „Edelsten der Nation" wert, zu beweisen, erstens, daß die Front erdolcht, zweitens, daß der Thron nur von Verrätern und Meuterern heimtückisch umgestülpt worden ist.

Am 30. September 1918 hielt Herr Erich Ludendorff einen Vortrag vor den deutschen Militärbevollmächtigten über sein Verlangen nach Waffenstillstand; er sprach von der Schwäche der Divisionen, der Masse feindlicher Tanks, von diesem und jenem und fuhr fort: „Wenn man die Meldungen der Armee liest, dann muß man tief bewegt sein von den Beispielen unübertrefflicher Tapferkeit und Aufopferung von Führern und Truppen aller deutschen Stämme." Und zwei Tage später

verlas Major von dem Bussche, Ludendorffs Vertreter, im Auftrage des Generals vor den Parteiführern einen Bericht über die hoffnungslose Lage, worin es wörtlich heißt: „Unsere Truppen haben sich in überwiegender Zahl vortrefflich geschlagen und Uebermenschliches geleistet. Der alte Heldensinn ist nicht verloren gegangen. Die feindliche Uebermacht hat die Truppen nicht erschreckt. Offiziere und Mannscaften wetteifern miteinander." Hier wie dort auch nicht eine Silbe von Dolchstoß. Und ebensowenig am 9. Oktober in der Besprechung beim Prinzen Max von Baden. Ludendorff hielt Vortrag, und das Protokoll besagt über seinen Inhalt: „Höchste Tapferkeit von Offizier und Mann. Berichte erregen tiefste Rührung." Das Märchen vom Dolchstoß ist erst später geboren worden; ein Wechselbalg mit kurzen Beinen.

Aber die Novemberverbrecher! In Tuntenhausen hat vor einiger Zeit der bayerische Ministerpräsident Dr. Held, gegen Ludendorff gewendet, den Satz geprägt: „Wer Revolution sät, wird Revolution ernten." Er meinte mit der Revolution nicht die Staatsumwälzung von 1918, sondern den verunglückten Bürgerbräuputsch. Er hätte aber auch anderes meinen können, von allerlei hoch- und höchstgestellten Dolchstößlern:

> Am 2. August 1914: „Es müssen Versuche gemacht werden, einen Aufstand in Indien zu entfachen, wenn England als unser Gegner auftritt. Dasselbe ist in Aegypten zu versuchen. Ebenso in den südafrikanischen Dominien" — heißt es in den „Gesichtspunkten militärpolitischer Art" des Generalstabschefs für das Auswärtige Amt. „Revolutionierung des Kaukasus wäre erwünscht" weist zugleich das A. A. den Botschafter in Konstantinopel an. Der Botschafter berichtet pflichtschuldig, von den Parteiführern solle „allgemeine Revolution gemacht werden". Wozu Wilhelm II. am Rand hoffnungsfreudig hinzufügt: „Schweden meldete, sie sei ausgebrochen."
>
> 5. August 1914: Generalstabschef an das A. A: „Die Insurrektion Polens ist eingeleitet. Sie wird auf fruchtbaren Boden fallen... Von höchster Wichtigkeit ist, wie ich schon in meinem Schreiben vom 2. d. Mts. ausführte, die Insurrektion von Indien und Aegypten, auch im Kaukasus. Durch den Vertrag mit der Türkei wird das Auswärtige Amt in der Lage sein, diesen Gedanken zu verwirklichen und den Fanatismus des Islams zu erregen." Auf einen Bericht des Petersburger Botschafters schreibt Wilhelm II. allerhöchstselbst: „. . . Unsere Konsulen in Türkei und

Indien, Aegypten usw. müssen die ganze Mohammedanische Welt zum wilden Aufstande entflammen."

So predigten der deutsche Kaiser von Gottes Gnaden und seine Satrapen den Dolchstoß gegen seine lieben Brüder und Vettern auf fremden Thronen und gegen die feindliche Front. Es blieb auch nicht beim Predigen. Die in Berlin fabrizierten Flugblätter, die zur Revolution „entflammen" sollten, wanderten zum Himalaja und zu den Pyramiden und nach Grün-Erin, und nicht bloß papierne Bomben. Nicht zu vergessen der Aufruf an die „lieben Juden in Paulen," mit den heftigsten Angriffen — in „jiddischer" Mundart — gegen den Zaren: „Eier heiliger Chauv (Pflicht) ist a jetzt, zusammenzunehmen alle Kraften, mitzuarbeiten bei die Befreiung . . . Bahnt den Weg, zu bezwingen in ganzen den Csaune (Feind) un zu brengen den Hizochaun (Sieg) von Freiheit und Gerechtigkeit." Und unter dem Aufruf ist zu lesen. „Die obere Leitung von die verbindet deitsche und esterreichisch-ungarische Armee." Wer war damals Generalstabschef von Oberost? Kein anderer als Erich Ludendorff, der das Schriftstück bestellt und verbreitet hat.

Und abermals nach wenig Jahren sind sie durch deutsches Land gefahren in plombierten Wagen, die Lenin und Genossen, und erhielten noch, wenn Eduard Bernsteins Behauptung vom 14. Januar 1921 zutrifft (und sie ist bisher nicht widerlegt worden) vom kaiserlichen Deutschland eine Mitgift von fünfzig Millionen Goldmark. „Die deutschen Militärs, welche ja bekanntlich die ganze deutsche Politik leiten, haben, wie mir scheint, alles gemacht, um Kerenski zu stürzen und etwas anderes an seine Stelle zu bringen. Dieses andere ist jetzt da" — schrieb Czernin in Brest-Litowsk am 17. November 1917. Und der General Max Hoffmann bezeugt: „Mit unserer (des Generalstabs) Zustimmung haben Lenin und seine Freunde die russische Armee zersetzt." Und Herr Erich Ludendorff rechtfertigt diesen seinen Entschluß: „Militärisch war die Reise gerechtfertigt, Rußland mußte fallen, unsere Regierung aber hatte darauf zu achten, daß nicht auch wir fielen." Versteht sich, wenn man des Nachbars Haus anzündet und das Feuer auf das eigene Heim übergreift, wer ist verantwortlich? Der Brandstifter? Mit nichten; die Regierung.

Und weiter, immer weiter! Am 14. Januar 1918 macht Ludendorffs Gehilfe, der Generalstabsoberst von Haeften, Vorschläge zu einer „politischen Offensive," als deren Wirkungen er erhofft „wachsender Widerstand der Liberalen und Arbeiterpartei gegen die vierte Mobilisierung", „Eintritt von Streiks", „Stärkung der revolutionären Strömungen"

— natürlich nicht in Deutschand, sondern in England. Und zu guterletzt, am 3. Juni 1918, eine neue Denkschrift Haeftens mit neuen Richtlinien, von deren Befolgung zu hoffen: „Der Arbeiterschaft in der Kriegsindustrie würde sich eine außerordentliche Unruhe bemächtigen... Streiks, ja Störungen in revolutionärer Form ständen zu erwarten", natürlich nicht in Deutschland, sondern in England. Diese beiden Denkschriften sind vom General Ludendorff, wie er auf Seite 473 seines Urkundenbandes berichtet, „an den Reichskanzler dringend befürwortet weitergegeben worden."

Dolchstoß über Dolchstoß. Gegen die Front, gegen die Dynastie. Was wunder, wenn die eifrigen Lehrmeister gelehrige Schüler hie und da auch in der Heimat fanden! Der bayrische Ministerpräsident wird recht haben: „Wer Revolution sät, wird Revolution ernten." Und der Generalleutnant Graf Georg Waldersee hat sicher recht, wenn er, ehe noch die „vaterländischen" Märchenerzähler Morgenluft witterten, in seinem Aufsatz „Von Militarismus und Sozialismus" schrieb: „Durch unsere eigenen Soldaten ließen wir die noch kaisertreuen russischen Militärs auffordern, ihren Zaren zu verjagen und ihre Reihen aufzulösen. Das genügt! Der Pfeil ist auf uns selbst zurückgefallen."

Also wer ist schuld? Wie heißt es im Tagebuch Waldersees, nicht des Neffen, sondern des Onkels? Im Jahr 1892? „Der Zusammenbruch kommt, und wenn er da ist, wird der Kaiser die Schuld auf andere schieben." Und wie der Flüchtling von Gottes Gnaden antworten seine alten und neuen Lakaien und Herr Ludendorff und die Dolchstoß-Dichter auf die Frage „wer ist schuld?" selbstgerecht: Die andern! Und nur der „Sachverständige" Schwertfeger bescheidet sich mit dem Votum: Nicht Schuld, sondern Schicksal! Ergo: Allah il Allah we Mahomed il rasul Allah!

STEFAN GROSSMANN

HITLERS MEMOIREN

Adolf Hitler, den Schwabinger Erlöser, habe ich in München gesehen und sprechen gehört, aufrichtig gesagt, ohne auch nur einen Augenblick die Entstehung dieses Massenwahns zu begreifen. Hitler ist ein unansehnlicher, kaum mittelgroßer Mensch, sein hervorstechendstes Merkmal sind die offenbar nicht ganz gesunden, in der Erregung fast herauskugelnden Augen, die auf Basedow'sche Krankheit schließen lassen. Als Redner ist er von einer bodenlosen Trivialität, er hat nicht einen Funken Humor, nicht ein bißchen Talent zur Antithese oder zur Pointe, sein Pathos, das stundenlang dauert, ist nicht gegliedert und nicht aufgebaut. Er hat nur

Eines und das wird wohl die Ursache seiner Augenblickswirkung gewesen sein, er hat die Neurasthenie des Kriegsinvaliden, er ist einer von den besoffenen Soldaten, die noch immer nicht Frieden geschlossen haben, und diese Hysterie des armen Teufels, der immer noch irgendwie im Schützengraben liegt, hat unzweifelhaft ansteckende Wirkung gehabt. Im ganzen ist der junge Mensch, der weder besonders natürliche Gaben, noch außergewöhnliches Wissen besitzt, von einem pathologischen Ichgefühl beherrscht, das ja das Merkmal so vieler Minderwertiger ist. Hitler hat den Größenwahn des Feldwebels, der infolge des Offiziersmangels unvermutet zum Leutnant ernannt worden ist. Ein Anstreichergehilfe, der zum Offizier avancierte, laboriert an diesem berauschenden Avancement sein Leben lang. Hitler, immer noch von seiner Kriegslaufbahn beduselt, peroriert nun nicht wie die andern, bloß am Kriegerstammtisch, er lärmt in Versammlungen. Dabei bin ich nicht einmal sicher, ob er seinen Leutnantstag wirklich erlebt hat. Vielleicht haben die Epauletten nur aus der Ferne geglänzt. Auch das hat manchen armen Teufel schon aus dem Häusel gebracht.

Während des halben Jahres, das Adolf Hitler in der höchst komfortabeln Festung Landsberg verbracht hat, ist dem Gefangenen nichts übrig geblieben, als zum Zeitvertreib die Geschichte seines Werdens aufzuschreiben. (Adolf Hitler: Mein Kampf. Eine Abrechnung, Verlag Franz Eber, München 1925.) Ein solches halbes Jahr Stille, Zurückgezogenheit, Nachdenklichkeit, mit großen Spaziergängen außerhalb der Festung, das nützt einem aus Kampf und Unruhe gerissenen Menschen, das bedeutet nach fortwährendem Ausgeben eine Periode des In-sich-Gehens, der inneren Ausreifung. Viktor Adler hat die Vertiefung der sozialistischen Bewegung zum Teil diesen Gefängnisstrafen zugeschrieben, die den Häftling erst geklärt und gefestigt haben. Späht man in Hitlers dickem Buch nach Spuren dieser Verinnerlichung, so sucht man vergebens. Hitler nennt sein Buch „eine Abrechnung", aber wenn nur ein bißchen seelisches Leben in ihm flackerte, so hätte er — nach dem Zusammenbruch seiner Bewegung — vor allem mit sich selbst abrechnen müssen. Er verschwendet keinen Blick in die eigene Brust, er gibt die Geschichte seines Lebens und rechnet mit allen möglichen Leuten ab, nur nicht mit sich selbst. Spricht er von sich, so ist er nur bemüht, sich zu romantisieren. Er setzt sich jeden Augenblick einen romantischen Künstlerhut auf, er vergoldet sich selbst und vertuscht die Realitäten seines Lebens, um sich interessant zu machen. Das Schmählichste an diesem Buch eines Mannes, der sich gern als Führer deutscher Arbeiter sähe, ist, daß er sorgfältig

verschweigt und bombastisch darüber hinwegredet, daß er Anstreicher von Beruf war, was wahrhaftig keine Schande ist. Aber Hitler, mit der ganzen kläglichen Besorgtheit des Parvenüs, zeichnet sich selbst bloß als „Künstler“, als verhinderten Michelangelo, Maler und Baumeister zugleich. Man muß, will man aus dieser Autobiographie die Tatsachen seines Lebens erfahren, immer erst eine Kruste von Beschönigungen wegkratzen.

Hitler ist in Braunau am Inn als Sohn eines österreichischen „Finanzers“ geboren. Er selbst drückt das ungefähr so aus: „Mein alter Herr war Staatsbeamter“. Aus den angefügten Details erfährt man, daß der Vater, ohne Vorstudien, durch Rechtschaffenheit und Eifer es zum Zollbeamten gebracht hat, der an der bayrischen Grenze tätig war. „Mein Vater wünschte, daß ich auch Beamter werden solle“, deshalb gab er den kleinen Adolf in die Realschule. Klein-Adolf fiel aber schon in den ersten Klassen durch und ist über die Unterrealschule, ich vermute nach Adolfs Andeutungen nicht über die dritte Klasse hinausgekommen. Dieses Durchpurzeln in der Schule ist schon größeren Leuten passiert. Hitler aber muß einen interessanten Sums dazu machen. „Ich wollte Künstler werden, mein Vater sprach ein ehernes Nein“. So ungefähr die falsche Melodie des Buches. Der Durchfall in der Realschule wird also folgendermaßen erklärt: „Ich glaubte, daß wenn der Vater erst den mangelnden Fortschritt in der Realschule sähe, er gut oder übel eben doch mich meinem erträumten Glücke würde zugehen lassen“. In Wirklichkeit starb der Vater, als Hitler dreizehn Jahre alt war, und die arme Finanzerwitwe konnte den Buben nicht studieren lassen. Bald starb auch die Mutter, und der fünfzehnjährige Junge stand mit einem Korb Wäsche und Kleider allein in der Welt da. Der schwere Kampf, den ein solches Kind in der Großstadt — Hitler war nach Wien gefahren — führen muß, um das Stück Brot für den nächsten Tag zu erwerben, wäre einer eingehenden Schilderung wert. Hitler scheint sich dieser schwersten und ehrenvollsten Periode eher zu schämen, er geht eiligst über die Tatsachen dieser bangen Zeit hinweg und erzählt uns nur, daß er eine Aufnahmeprüfung an der Akademie für bildende Künste gewagt und wieder durchgefallen sei. Aber er verbrämt dieses kleine Geständnis mit der romantischen Erzählung, der Rektor der Akademie habe ihm nachher — auf Grund seiner Zeichnungen! — gesagt, er sei zum Architekten geboren. Wozu dieser lächerliche Aufputz? Um zu verbrämen, daß er, fünfzehn Jahre alt, Bauhilfsarbeiter wurde. Fünf Jahre hat Hitler sich so, man weiß nicht, ob als Anstreicher (das Gewerbe hatte er freilich

nicht gelernt) oder als Ziegelschupfer durchgebracht. Kein Wort über das wirkliche Leben des Knaben, wie er gewohnt hat, mit wem er gelebt, wer ihn geliebt, wen er begleitet hat. Nichts als Phrasen über diese schwerste, rechtschaffenste Zeit seines Lebens. Wie er vom Tod der Mutter nur schreibt: „Meinen Vater hatte ich verehrt, die Mutter jedoch geliebt“, so findet er auch für seine Werdezeit nur Klischee-Redensarten. Einmal schreibt er: „Ich las damals unendlich viel und gründlich“, aber er nennt nicht ein einziges Buch, das Eindruck auf ihn gemacht hat, und für den einsamen Jüngling bedeutet ein solches zufällig in den Weg geschleudertes Buch ein Schicksal; dagegen nennt er die „Neue Freie Presse“, die „Arbeiter-Zeitung“, das „Deutsche Volksblatt“, die er in einem Vorstadtcafé täglich gelesen hat. Ein paar Seiten weiter schreibt Hitler über diese Zeit: „Ich war abends totmüde, unfähig, in ein Buch zu sehen, ohne einzunicken.“ Von den beiden Darstellungen wird wohl die zweite die wahrscheinlichere sein. Es setzt den jungen Bauarbeiter gar nicht herab, daß er nie zum Bücher-, höchstens zum Zeitunglesen gekommen ist, seine Müdigkeit war wohlverdient. Es wird auch stimmen, wenn Hitler heute schreibt: „In wenigen Jahren schuf ich mir die Grundlage meines Wissens, von dem ich heute noch zehre.“ Dieses Wissen ist eben nichts als Zeitungswisssen. Es ist, auch das soll nicht verachtet werden, in einem Winkel eines Wiener Arbeitercafés erworben. Es mögen auch ein paar Agitationsbroschüren dabei gewesen sein, denn Hitler schreibt, wieder ohne auch nur ein einziges Buch zu nennen: „Ich studierte so ziemlich alles (!), was ich über das soziale Problem an Büchern erhalten konnte und vertiefte mich im übrigen in meine eigenen Gedanken.“ Marx, Kautsky, Sombart, Henry George — kein Name, kein Buchtitel wird je genannt, aber der Leser wird mit allem Wiener Krimskrams der Neunzigerjahre heimgesucht, mit den Problemen Schönerers, Luegers, mit Theaterklatsch und Beleidigungsprozessen, kurz mit all dieser Zeitungswissenschaft, von der sich der junge Hitler wirklich genährt hat. „Nebenbei diente ich meiner Liebe zur Baukunst mit Feuereifer“. Wie ernsthaft dieses Interesse gewesen, geht aus einer Bemerkung Hitlers über die Aufgaben der Baukunst in Wien hervor: „Die neuere Baukunst konnte schon deshalb in Oesterreich nicht zu besonders großen Erfolgen kommen, als (Hitlers Deutsch, es muß heißen: weil) die Aufgaben seit dem Ausbau der Ringstraße wenigstens in Wien nunmehr unbedeutende waren.“ Daß gerade in diesen Jahren, die Probleme des Fabrikbaus, des Siedlungshauses, der Arbeiterstadt, erst erwacht waren, hat der Liebhaber der Baukunst gar nicht gewahrt.

Hitler gibt seine Wahrnehmungen über Wien in sehr pathetischer Form zum besten. Es entging ihm nicht, daß in Wien neben Deutschen auch Tschechen, Ungarn, Polen, Italiener lebten, und deshalb schreibt er: „Mir erschien die Riesenstadt als die Verkörperung der Blutschande". Bums, da liegt das Wort. Es ist für Hitlers gedankenlose Pathetik charakteristisch. Blutschande nennt man den Umgang zwischen Geschwistern oder nahen Verwandten. Hitler aber, als Rassenfanatiker, dürfte Slawen, Romanen oder Juden doch nicht als Bruder und Schwester ansehen. Er mußte logischerweise den Wienern den umgekehrten Vorwurf machen, daß sie sich nämlich fremde Völker assimilieren. Das knallende Wort „Blutschande" ist also an dieser Stelle krasser Unsinn. Aber es kommt Hitler, wenn er einmal ins rollende Pathos gerät, auf ein bißchen mehr oder weniger pathetischen Blödsinn nicht an. In einem Kapitel, das die Beziehungen zwischen „Marxismus und Natur" darstellen will, schreibt Hitler wörtlich:

> „Siegt der Jude mit Hilfe seines materialistischen Glaubensbekenntnisses über die Völker dieser Erde, dann wird seine Krone der Totenkranz der Menschheit sein, dann wird dieser Planet wieder wie einst vor Jahrtausenden menschenleer durch den Aether ziehen."

Bums! Das nenne ich eine metaphysische Phantasie! Anderswo ist von der entsetzlichen Sinnlichkeit und Fruchtbarkeit der Juden die Rede. Wärs nicht möglich, daß die Juden, geil wie sie sind, durch eine internationale Massenaktion doch noch für die Bevölkerung auf diesem Planeten sorgen, damit er nicht wie vor Jahrtausenden, menschenleer durch den Aether ziehen muß? Liest man solche Stellen, so steigen leichte Zweifel an der geistigen Intaktheit des Memoirenschreibers auf. Wenn er als Ziel des Marxismus „die Vernichtung aller nichtjüdischen Nationalstaaten" angibt, also, da es noch keinen jüdischen Nationalstaat gibt, die „Vernichtung des Planeten", und wenn man merkt, mit welchem Ingrimm Hitler diese Wahnvorstellung wiederholt, dann ist man geneigt, den Fall Forel oder Kraepelin zur Begutachtung abzutreten.

Zum Glück trösten dann wieder kleine Menschlichkeiten des Verfassers. Er besinnt sich, der Anstreicher, der sich seiner Arbeit schämt, immer wieder auf seine höhere Mission. Er tut sich als Kunsterzieher auf. Er stellt sich schützend vor Goethe und Schiller, er verurteilt den Dadaismus, als ob er ernsthaft existierte, er warnt vor der „Prostituierung der Kunst", er rühmt die Hoftheater als die einzigen Stätten höherer Kultur und was dergleichen platteste

Plattheiten mehr sind. So verliert sich das Buch, das wenigstens mit einigen Tatsachen begonnen hatte, am Schlusse in ödestem Schwatz. Das letzte Kapitel bringt die Schilderung der ersten großen Versammlung, die Hitler im Münchner Hofbräu abgehalten hat, in demselben Saal, in dem am 7. November 1923 die Seifenblase dieser hysterischen Nationalbewegung zerplatzt ist.

Klappt man dieses dicke und doch armselige Buch zu, so fragt man sich, wie es möglich war, daß ein besessener Psychopath, wie es Hitler unzweifelhaft ist, Tausende um sich sammeln konnte. Die Erklärung ist verhältnismäßig einfach: Hitler ist ein Rhetor, und dem Rhetor ist ein nicht allzu großes Quantum Wahnsinn gestattet, ja, es befeuert ihn. Am Schreibtisch aber muß man dauerhaftere und tiefere Wirkungen erzielen, der Briefschreiber ist mit dem Leser allein, alle Versammlungshysterie fällt weg, da enthüllt sich jeder Kopf.

PAUL LEVI
M. d. R.

DER FALL FRIEDERS

Aus Anlaß des Verlaufs der Meineidssache Loeb in Weimar hat sich der Oberstaatsanwalt Frieders in den Augen der Linkspresse ein rotes Röckchen verdient. Dem Kundigen präsentiert sich das Bild anders.

Wie lange der Oberstaatsanwalt Frieders bereits die Ueberzeugung von der Unschuld Loebs hatte, steht aktenmäßig nicht fest. Er selbst behauptet, er habe sie schon lange gehabt. Nach dem aktenmäßigen Inhalt hat er von dieser bereits lange gehegten Ueberzeugung den denkbar geringsten Gebrauch gemacht. Aktenmäßig liegt nämlich der Fall folgendermaßen:

Als im Oktober 1924 das freventlich leichtfertige Frankfurter Urteil bei der Staatsanwaltschaft in Weimar einging, hat die Staatsanwaltschaft das getan, was damals, angesichts des Frankfurter Urteils zu tun ihre Pflicht war: sie hat die Voruntersuchung eröffnet. Die Voruntersuchung stellte sofort und in den ersten Zügen die handgreiflichen Unrichtigkeiten des Frankfurter Urteils fest, und die ganze Voruntersuchung konzentrierte sich danach auf die Frage: War Loeb der Herr, den der Geh. Oberregierungsrat Becker im Reichsaufsichtsamt für Privatversicherung in Berlin als den „jüdisch aussehenden Herrn aus Frankfurt/Main“ bezeichnet hatte oder war er der Herr nicht? Das Frankfurter Urteil war über diesen Zweifel rasch hinweggekommen. Weil es bekannter-

maßen in Frankfurt/Main nur einen Mann jüdischen Aussehens gibt, stellte das Frankfurter Urteil fest: der Loeb und kein anderer war der Mann. Die Voruntersuchung hatte also auch dies nachzuprüfen. Am 8. Dezember nun des vergangenen Jahres gipfelte die Voruntersuchung in der Gegenüberstellung Beckers mit Loeb. Die Gegenüberstellung fand im Aufsichtsamt für Privatversicherung zu Berlin statt: Auf den ersten Anblick erklärte Becker mit Bestimmtheit: Dieses war der Herr nicht. Damit war für jeden Vernünftigen der Fall Loeb erledigt. Der Untersuchungsrichter klappte seine Akten zu und sagte: für mich ist die Voruntersuchung zu Ende.

Nicht so für die Staatsanwaltschaft Weimar, an deren Spitze Herr Frieders stand. Der Untersuchungsrichter, Landgerichtsrat Greiner, der die Voruntersuchung bis dahin geführt hatte, galt als Demokrat und damit als suspekt. Er wurde dann am 1. Januar 1925 pünktlich abgelöst und durch einen Herrn ersetzt, dem deutschnationale Gesinnung nachgesagt wird. Kaum war dieser neue Pharao gekommen, besann sich der Oberstaatsanwalt Frieders auf sein Verfahren gegen Loeb und beantragte nunmehr, vor dem deutschnationalen Herrn die Wiederaufnahme der Voruntersuchung. Die Voruntersuchung wurde alsdann von A bis Z wiederholt, die ganzen Prozeduren mitsamt der Gegenüberstellung. Es muß gesagt werden: wenn der neue Untersuchungsrichter deutschnational war und wenn aus diesem Grunde besondere Erwartungen in ihn gesetzt wurden, so hat er diesen Erwartungen nicht entsprochen. Er führte die Voruntersuchung loyal und objektiv und als auch er die Gegenüberstellung zwischen Loeb und Becker vorgenommen hatte, tat er, was schon sein Vorgänger getan hatte; er klappte seine Akten zu und sagte: für mich ist die Voruntersuchung zu Ende.

Diese zweite Voruntersuchung erfreute sich des ganz besonderen Interesses des Oberstaatsanwalts Frieders persönlich. Der Oberstaatsanwalt persönlich reiste in Begleitung des sachbearbeitenden Staatsanwalts Floel sowohl nach Frankfurt als nach Berlin. Er hat in Frankfurt Handlungen vorgenommen, die ganz außergewöhnlich waren und die ihm damals bereits von der Verteidigung den Vorwurf der Ueberschreitung seiner Amtsgrenzen zum Nachteil des Angeschuldigten eintrugen. Er zeigte sich in Berlin bei der Vernehmung und Gegenüberstellung von einer geradezu erschreckenden Voreingenommenheit gegen Loeb. Wenn also Herr Frieders schon lange von der Unschuld Loebs überzeugt war, so muß man ihm das Kompliment machen: er wußte sein Inneres vor der Mitwelt zu verschließen.

Welche Umstände aus dem Oberstaatsanwalt Frieders vom Januar und Februar 1925 die Mignon gemacht haben, die im Oktober 1925 der Welt ihr ganzes Inneres zeigen mochte und dazu das Bewußtsein von der Unschuld Loebs: welches also die Umstände waren, ist schwer zu sagen. Tatsache ist nur folgendes: Der Oberstaatsanwalt Frieders ist in Weimar in den vergangenen Monaten aus Gründen, die nicht erörtert zu werden brauchen, aber erörtert werden können, in eine gesellschaftlich außerordentlich schwierige Stellung gekommen. Die Regierung hatte aus anderen Gründen als aus seinem Verhalten im Falle Loeb — denn hier konnte ihm die Regierung bis dahin nur Dank wissen — vielleicht den Wunsch, Herrn Frieders Schwierigkeiten zu machen oder ihn los zu werden. Nun setzte sich Herr Frieders zur Wehr und plötzlich offenbarte sich das Innere eines Mannes, der sich nicht mißbrauchen lassen will, einen Unschuldigen zur Strecke zu bringen. Seit Wochen verkehrt Herr Frieders mit der Regierung nur durch öffentliche Erklärungen in der Presse und durch einen Rechtsanwalt, den er sich in Weimar genommen hat. Daß in diesem Spiel Frieders gegen Thüringische Regierung der Fall Loeb eine besondere Waffe des Herrn Oberstaatsanwalts war und sein wird, versteht sich von selber. Nur soll man nicht von Gerechtigkeitsgefühl und anderen Dingen reden, wenn es erst solcher Umstände bedarf, um einen Staatsanwalt davon abzuhalten, Unschuldige, die er nach seiner jetzigen Aussage schon lange für unschuldig hielt, noch weiter zu verfolgen.

NIETZSCHE

Cyklopen der Kultur

Wer jene zerfurchten Kessel sieht, in denen Gletscher gelagert haben, hält es kaum für möglich, daß eine Zeit kommt, wo an derselben Stelle ein Wiesen- und Waldtal mit Bächen darin sich hinzieht. So ist es auch in der Geschichte der Menschheit; die wildesten Kräfte brechen Bahn, zunächst zerstörend, aber trotzdem war ihre Tätigkeit nötig, damit später eine mildere Gesinnung hier ihr Haus aufschlage. Die schrecklichen Energien — Das, was man das Böse nennt — sind die cyklopischen Architekten und Wegebauer der Humanität.

H. L. MENCKEN (Baltimore)

WENN WAGNER LEDIG GEBLIEBEN WÄRE

Wenn man das gewaltige Werk eines Richard Wagner betrachtet, ein so kolossales Werk, daß nur eine ganz kleine und besonders dazu herangebildete Minderheit es würdigen oder auch nur verstehen kann, dann kommt einem oft der Gedanke, wieviel weiter er es wohl noch gebracht hätte, wenn er nicht durch seine zwei Frauen geplagt worden wäre. Seine erste Frau, Minna Plauer, stand seinem Lebenswerk ganz ausgesprochen feindlich gegenüber und bemühte sich bewußt, ihn davon abzubringen. „Lohengrin" sah sie als Blödsinn an und „Tannhäuser" als geradezu unanständig. Es war ihre stete Hoffnung, bis Wagner sie endgültig hinauswarf, daß er von solchem Zeug ablassen und sich der Komposition ehrbarer Opern in der Art von Rossini, ihrem Lieblingskomponisten, widmen würde. Seine einzige Arbeit, die ihr wirklich gefiel, war ein Satz Variationen für Hornbläser, den er in Paris schrieb. Sie war Sängerin und hatte das entsprechende Gehirn dazu. Man muß einsehen, daß die Gegenwart einer solchen Frau — und Wagner lebte zwanzig Jahre lang mit ihr zusammen — für den schöpferischen Geist des Mannes ein furchtbares Gewicht gewesen sein muß.

Kein Mann kann gegen die Vorurteile und Ansichten seiner Frau vollkommen gleichgültig bleiben. Sie findet zuviel Gelegenheit, ihm die ins Gesicht zu werfen. Wenn sie sich mit Geschrei und Gezeter kein Gehör verschaffen kann, verschafft sie sichs mit Tränen. Wollte man behaupten, er könne ruhig bei seiner Arbeit sitzen, ohne sie zu beachten, so könnte man ebensogut auch sagen, er brauchte sich durch Zahnschmerzen, durch Gewissen oder die Kesselschmiede nebenan nicht stören zu lassen. Trotz Minna komponierte Wagner eine Anzahl sehr schöner Musikdramen. Aber wenn er die liebevolle Gattin am Beginn seiner Laufbahn vergiftet hätte, hätte er höchstwahrscheinlich noch mehr und vielleicht noch bessere komponiert.

Seine zweite Frau, die berühmte Cosima Liszt- von Bülow, war weit intelligenter als Minna, deshalb können wir annehmen, daß ihre Gegenwart in seiner Musikfabrik für den Komponisten ein geringeres Hindernis bedeutete. Trotzdem wird wohl auch sie ihm mehr geschadet als genützt haben. Erstens einmal hatte sie ein ganz nichtssagendes Aeußeres, und nichts beeinträchtigt schöpferische Kraft so sehr wie die beständige Anwesenheit der Häßlichkeit. Cosima sah tatsächlich etwa wie ein modernes politisches Weib aus; selbst Nietzsche,

ein sehr romantischer junger Bursche, mußte erst verrückt werden, ehe er sich in sie verlieben konnte. Zweitens kann man mit gutem Grunde glauben, daß Cosima bis nach Wagners Tode ihren Vater, Papa Liszt, für einen viel besseren Musiker hielt. Die eigenen Frauen der Männer begehen in der Regel alle derartige Irrtümer; wohl ganz selten findet sich einmal eine, die den genialen Mann von dem bloßen Ehegatten zu scheiden und dann auch den ersteren genau und gerecht einzuschätzen vermag.

Eine Frau verehrt gewöhnlich ihren Vater, aber ihrer Meinung über ihren Mann mischt sich immer etwas Verachtung bei, weil sie natürlich immer der durchsichtigen Manöver eingedenk bleibt, durch die sie ihn in ihre Falle lockte. Wenn ihr also dann die Flachheit des Mannes peinlich gegenwärtig ist, findet sie es natürlich schwer, der Würde des Künstlers genügende Achtung zu zollen. Obendrein hatte Cosima noch einen gewöhnlichen Geschmack, der dem armen Wagner übel mitspielte. Einige Partien des „Parsifal" lassen sie sehr stark durchblicken, stärker tatsächlich als den Schöpfer der „Götterdämmerung". Ich will hier nicht Wagners Ruhm schmälern; im Gegenteil, ich preise ihn, vielleicht sogar überschwänglich. Es kann einem den Atem rauben, wenn man überdenkt, was er schuf, während Minna und Cosima ihm dazwischen schrien. Mich würde es nur interessieren, wieviel weiter er gekommen wäre, hätte er der leidenschaftlichen Zuneigung dieser beiden und ihrer mannigfachen freiwilligen Helferinnen entrinnen können.

Der Gedanke kann einen ganz gefangen nehmen, fast beängstigen. Von einer gewissen Grenzlinie an geht reine Schönheit ins Unerhörte über. In „Tristan und Isolde", im „Ring", selbst in Teilen des „Parsifal" drängte Wagner seine Musik sehr nahe an jene Grenze heran. Ein kleines Stückchen weiter liegt die vierte Dimension der Töne — und Wahnsinn. Sowohl Beethoven wie Brahms sind, glaube ich, mehr als einmal ein wenig über diese Linie hinweggeglitten. Zwei Junggesellen. Hätte Beethoven 1802 geheiratet, und er scheint durch ein intrigantes Frauenzimmer in die Versuchung geraten zu sein, dann ist es zweifelhaft, ob die Welt wohl je die „Eroica" gehört hätte. In der „Eroica" ist alles, was ein liebendes Weib erschreckt und entsetzt: brilliante Neuheit, gewaltige Verschlungenheit, donnernder Tumult, Ausbrüche großen unverfälschten Genies. Selbst Beethoven hat nie etwas Erstaunlicheres als ihren ersten Satz geschrieben; der erste Satz der C-Moll wirkt verhältnismäßig elementar daneben. Auch die „Neunte" enthält nichts derartig Revolutionäres.

Die „Eroica“ wurde wirklich genau in dem Augenblick geschrieben, wo Beethoven sich seiner außergewöhnlichen Kräfte — genauer genommen, seiner ganz einzigartigen und unanfechtbaren Ueberlegenheit bewußt wurde. Sie ist das Werk eines Mannes, der nicht nur absoluter Meister seines Materials ist, sondern sich auch über dieses Material mitsamt seinen Zuhörern verächtlich hinwegsetzt. Im ersten Satz spuckt er einfach dem Kosmos ins Gesicht. Kaum sind zehn Takte gespielt, da wird man sich plötzlich bewußt, vor einer gänzlich neuen Musik zu stehen, in Größe und Art neu. So verschieden ist sie von allem, was je vorher, auch von Beethoven selbst, geschrieben wurde, wie ein Gemälde von Cézanne von dem Gemälde eines Mitglieds der englischen Königlichen Akademie verschieden ist.

Dieser erste Satz ist noch nie hinreichend studiert und gewürdigt worden: er ist unsagbar überwältigend. Im Trauermarsch läßt sich Beethoven meiner Meinung nach zu ein paar minderwertigen Kunststücken herab, und im Scherzo ist er oft zu leicht. Aber im ersten Satz und in etwas geringerem Grade auch im letzten läßt er die Erde hinter sich und lustwandelt unter den Göttern. Es ist die Komposition eines Titanen. Und eines Junggesellen. Kein normales Weib hätte der Entstehung des Werkes zusehen können ohne einen Versuch, es etwas hergebrachter, gesetzter, häuslicher, gut-bürgerlicher zu gestalten. Ein treues Eheweib, das die erste Aufführung mitanhörte, wäre errötet, erschauert, zornig geworden. Den Frauen sind Revolutionen und Revolutionäre verhaßt. Sie mögen lieber Männer, die gefügig sind, nie zu spät zu Tisch kommen und von ihrer Bank achtungsvoll behandelt werden.

ALFRED POLGAR

MADEMOISELLE

Mademoiselle trug das Haar in die Stirne gekämmt. Wie ein zartes Schutzgitter war es vor dem Park der Gedanken. Sie hatte ein weißes, viel verschweigendes Gesicht und dunkle Augen, deren Blick Frage war, auf die es keine Antwort gibt.

Das Kindchen spielte im Sande, und Mademoiselle saß in der Badehütte. Auf dem kleinen, unsicheren Tisch lagen Bogen Briefpapier. Sie hielt die Feder schreibfertig aufs Papier gesetzt, aber sie schrieb nicht. Ruhig saß sie und sammelte mit den Blicken irgend etwas von der Oberfläche des Meeres. Man hätte glauben können, die zähle die Menschenköpfe, die da, ins Wasser gestreut, mit den Wellen auf- und niederwippten, verzähle sich, und müsse stets von neuem beginnen.

Einige Stunden jedes Nachmittags saß Mademoiselle so vor dem unsicheren Tischchen. Wie eine Plastik: „Die Briefschreiberin“. Die Feder zitterte leise, und in der vertrocknenden, blauen Feuchtigkeit um ihre Spitze starben Worte und Silben, ehe sie gelebt hatten.

Oft erschien des Kindchens Vater auf dem Strand. Er war braun und herrlich, wie vom stolzesten Indianeradel. Er turnte und ritt, er focht und schwamm, er jagte und war Schüler in einem Pilotenkurs. Er war ein Mann! Er lag stundenlang im glühenden Sande und spielte mit der Hitze, wie mit einem gutmütig-wilden Tier. Sie tat ihm nichts. Einem anderen hätte sie Löcher in den Leib gefressen, er aber wälzte sich mit ihr in Wollust und ließ sich hartbrennen wie einen Ziegel. Mademoiselle, in ihrem zimperlichen Schwimmkostüm mit Rüschen über dem Knie, sah neben ihm wie ein Häufchen Blässe und Ohnmacht aus. Sie verbrannte in der Sonne und fror im Schatten. Das war ihr Schicksal.

Manche Herren zogen Kreise um Mademoiselle und machten Mienen, daß es wie eine Herausforderung und ein Anerbieten war, und spielten mit den Augen Werbemärsche. Aber Mademoiselle hielt die Feder aufs Papier gesetzt und achtete nicht der Musik. Nur des Nachts, wenn der Herr und die gnädige Frau schon in ihrem Zimmer beieinander waren, ging sie am Meeresufer spazieren, in wechselnder Begleitung. Die Luft wehte sanft wie eine verschlafene Schaukel, die nur noch etwas träumt vom Auf und Ab, es roch nach gewesener Sonne, und in der Dunkelheit hatten alle Männer braune Gesichter.

Abends stand sie in der großen Hotelhalle weiß an die weiße Wand gelehnt. Der Reiter, Fechter, Schütze, war auch ein herrlicher Tänzer. Ein Mann. Er tanzte unermüdlich. Sein braunes Gesicht blieb trocken, und seine Lunge arbeitete ruhig, aber die Tänzerinnen fielen gequält lächelnd, wie abgemäht, aus seinem Arm in die Korbstühle, und es geschah nur aus Gründen des gesellschaftlichen Anstandes, daß sie nicht die Zunge aus dem Halse hängen ließen. Mademoiselle machte ganz kleine Augen. Es schwindelte ihr, als hätte sie die Strapazen aller Tänzerinnen mitgemacht, die sein Arm umschlungen hielt. Die gnädige Frau tanzte nicht, aber von ihrem Auge zum Auge des braunen Herrn ging ein Strahl, ein unsichtbarer Faden. Nie riß er. Manchmal verhaspelte sich der Herr in den Blick seiner Frau, auch wenn die ganze Saalbreite zwischen ihnen war. Dann endigte er rasch den Tanz, und es brauchte eine Weile, bis er sich wieder herausgewickelt hatte.

Vor drei Monaten, bei der ersten Begegnung mit Mademoiselle, da hatte in seinem Gruß nicht nur der Vater das Kinderfräulein, sondern auch der Mann die Frau gegrüßt. Aber dieser Teil des Grußes verlor allmählich an Substanz, wurde klein, unansehnlich, verflackerte... ein Flämmchen, dem's an Nahrung fehlt. Man hätte den Tag berechnen können, an dem es völlig erlöschen mußte.

Mademoiselle hatte ihn berechnet... An jenem Tag überraschte sie der Herr in der Badehütte, wie sie eben ihr Schwimmkostüm mit dem Mantel vertauschte. Gleichmütig höflich sagte er: „Pardon".

Mademoiselle lag zu Bett und träumte mit offenen Augen. Sie hörte eine Stimme, die sprach: „Pardon". Nur das. Und immer wieder nur das. Durchs Fenster kam Geräusch des mächtig atmenden Meeres und Klänge von Tanzmusik, die wie Nachtfalter leise klirrend an die Scheiben stießen, verschwanden und wiederkamen und verschwanden. Dort unten tanzte der Herr, und die Blicke der gnädigen Frau hielten ihn fest, die Tänzerinnen keuchten, wenn er sie aus den Armen ließ, und sein braunes Gesicht widerspiegelte den Glanz der Lichter, als wäre es aus poliertem Holz. Mademoiselle träumte mit offenen Augen. Wenn sie das Kindchen entführte? Oder wenn sie das Kindchen im Meer ersäufte?... Oder wenn sie so täte, als wäre das Kind in Lebensgefahr, und sie würde es retten, im letzten Augenblick?...

Am Morgen nach dieser Nacht erschien Mademoiselle bei der gnädigen Frau. Sie ging mit breiten schweren Schritten.

„Madame," sagte sie, „je suis enceinte."

Madame trat einen Schritt zurück, sah mit kalten, mißtrauischen Blicken auf Mademoiselle und erwiderte, sie könne unter solchen Umständen ohne weiteres ihren Dienst verlassen und die Heimreise antreten.

Mademoiselle blieb angewurzelt stehen, schwankte nur leise: „Mais..." sagte sie.

„Mais?"

„Mais... c'est Monsieur, qui...". Sie senkte das Haupt und ging zur Tür hinaus, in ihr Zimmer. Setzte sich aufs Kanapee und wartete.

Und wartete... Bis Schritte kamen, so rasch wie des Fräuleins Herzschlag. Der Herr stürzte herein. Er schob den Riegel vor die zugeschmetterte Türe und trat, rauchend vor Wut, ganz nahe an das Fräulein heran. „Sie niederträchtige Lügnerin! Wie können Sie sich unterstehen, meiner Frau so infame Märchen aufzutischen?"

Mademoiselle hatte die Augen geschlossen und antwortete gar nichts. Eine himmlische Ruhe schien über sie gekommen. Die süße Zuversicht einer Märtyrerin, die schon jenseits der Schmerzenskrise ist, die das Feuer, in dem sie brennt, nur noch sieht, nicht mehr fühlt. Und als der Herr sie vom Kanapee in die Höhe riß, sie in die Knie drückte und die Faust zur Mißhandlung hob, da lächelte Mademoiselle. Eine helles, gutes, unzweideutiges Lächeln, wie man es noch niemals an ihr bemerkt hatte. Sie schlug die Augen auf und sah den Rächer an mit einem Blick, in dem jedes Fünkchen Traurigkeit erloschen war.

Nur zwei sind, die von den Geheimnissen der Menschen wissen: Gott und der Romanschreiber. Ach, könnte man dem grausamen Vater das Buch zu lesen geben, in dem die Leiden seines mißverstandenen Sohnes aufgezeichnet sind! Oder der nichtsahnenden Frau das Buch, in dem erzählt wird, warum eigentlich Herr X sich so dumm und roh benehme! Der Friede käme und das Wohlgefallen.

In diesem ruhigen, guten Blick, mit dem Mademoiselle die Wut des Herrn empfing, in diesem Blick stand ihr Roman. Von A bis Z. Der Herr las ihn. Im Bruchteil einer Sekunde war er fertig mit der Lektüre und erkannte, daß es sich um eine simple Geschichte handle... Er wollte etwas Richtiges, Gesundes, Erledigendes sagen, etwa wie: „Ach Gott...!“ oder „Sie dummes Kind, Sie!“ Aber er fand nichts Taugliches... Der Zorn war weg, nur das Feuer des Zorns brannte noch in seinen Adern, hell, hungrig, opferlüstern. Und das Fräulein lag auf den Knien und zitterte und fror.

Da gab er ihr von seiner Temperatur... soviel sie brauchte.

Später schwor Mademoiselle der gnädigen Frau einen feierlichen Eid, daß sie niemals das Geringste mit dem Herrn zu tun gehabt, ihn nur in einem unerklärlichen Anfall hysterischer Bosheit verleumdet hätte. Nachmittags saß sie wieder am Strand, einen Bogen Briefpapier vor sich... und schrieb. Einen wahrhaftigen Brief. Als ob ihr Geist wochenlang gestockt gewesen wäre und nun wieder fließe. „Was macht Schnurli“, so schrieb sie; „ich sehne mich nach ihm. Gebt ihm nur Hundekuchen, wenig Fleisch. Wie geht es Großvater? Hat Anni schon geheiratet? Ich war krank. Das Klima, müßt ihr wissen, habe ich nicht vertragen. Aber jetzt bin ich wieder wohlauf. Das Essen ist hier ganz akzeptabel. Nur von Gemüsezubereitung hat man in Deutschland keine Ahnung“.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, 2. Novemberwoche.

Solange Kanonen noch nicht völlig abgeschafft sind, kann niemand von einem Wehrminister verlangen, daß er es unterläßt, die Geschütze zu bestellen, die zur laufenden Ergänzung der Heeresausrüstung erforderlich sind. Der Versailler Vertrag konzedierte der deutschen Armee ja ausdrücklich 204 Geschütze zu 7,7 cm und 84 Haubitzen zu 10,5 cm, daneben noch einiges für die Marine. Wer es also als eine Geschmacklosigkeit und Gefahr betrachtet, wenn die private Geschäftswelt aus der Produktion der Tötungsmittel Profite zu ziehen versucht, wer die unheilvollen Einflüsse kennt, die in den meisten Ländern der Welt von den Kanonen- und Geschoßfabrikanten ausgegangen sind, wird es nicht nur als erlaubt, sondern sogar als einen Fortschritt empfinden, wenn endlich der Staat selbst diesen peinlichen Produktionszweig in die Hand zu nehmen beginnt. Man braucht die staatliche Unternehmertätigkeit im allgemeinen nicht besonders hoch einzuschätzen, gleichviel ob sie sich auf Bergwerke, Aluminium oder Bankbetriebe erstreckt. Aber wenn irgendwo der Staat das Recht hat, sich in die Produktion einzumischen, so ist das bei der Rüstungsindustrie der Fall. Hier erwächst ihm geradezu die Pflicht, die Betriebe, soweit angängig, in eigene Regie zu übernehmen. Und bietet sich nun einmal zufällig für das Reich die Möglichkeit, auf eine der wenigen Geschützfabriken, die von der Ententekommission konzessioniert sind, Einfluß zu gewinnen, weil sie sich in akuter Geldbedrängnis befindet, so ist es nur natürlich, wenn es diese Gelegenheit beim Schopfe ergreift.

Doch was dem gewöhnlichen Menschen selbstverständlich erscheint, das wird von den Ministerien viel komplizierter angesehen. Die Rheinische Metallwarenfabrik, die in Düsseldorf die Geschützfabrikation betreibt, ist in Finanzschwierigkeiten geraten und muß eine ein-

schneidende Sanierung vornehmen. Das Kapital soll im Verhältnis von 3 zu 1 auf 6 Millionen Mark zusammengelegt und danach wieder auf 12 Millionen erhöht werden. Verschämt wird verschwiegen, wer der Uebernehmer der neuen Anteile ist; und erst als die wirklich groteske Lesart auftauchte, es werde eine französische Beteiligung hereingenommen, ließ man sich zur Aeußerung herbei, daß der Vorgang wohl ein anderer sei. Aber klar dargelegt wurde der Sachverhalt noch immer nicht. Allerdings ist es neuerdings Mode geworden, Subventionen und Beteiligungen des Reiches nicht auf dem nächsten Wege zu gewähren, sondern sie in möglichst verwickelt scheinende Rechtskonstruktion einzukleiden. Setzen wir — beispielsweise! — den Fall, das Reich wollte Aktien einer Geschützfabrik kaufen, so wird es sie natürlich nicht direkt erwerben, sondern es wird die Aktien etwa auf eine Tochtergesellschaft der betreffenden Unternehmung treuhänderisch übertragen lassen, sich aber eine Option darauf nehmen und einstweilen nur ein hypothekarisch gesichertes Darlehn geben. Aber kann dadurch eine einzige Person, die es angeht, getäuscht werden? Es ist offenbar sehr schlecht mit dem Gewissen in punkto Industriesubventionen bestellt! Und ganz verwirrt scheinen überdies die Begriffe in bezug auf erlaubte und unerlaubte Bewaffnung, — durch die geheimnisvolle Verschleierung macht man selber eine durchaus hieb- und stichfeste Angelegenheit zur Staatsaktion. Die Dezernenten kamen sich sicher sehr gerissen vor. Aber unter all dem überflüssigen Hin- und Hergedrehe bemerkten sie schließlich die Hauptsache gar nicht: nämlich, daß sie für Aktien, die laut Börsenkurs auch nach der Zusammenlegung nur 60% wert sind, tatsächlich volle 100% gezahlt haben. (Darauf nämlich läuft im Endeffekt die ganze Transaktion hinaus, wenn man sie in nüchternes Geschäftsdeutsch übersetzt.) Oder haben sie es vielleicht doch gemerkt?

Das Recht auf Kredit ist eines jener schönen wirtschaftlichen Grundrechte, die einstweilen unerfüllt bleiben, mögen sie nun verfassungsrechtlich verbrieft sein (wie das Recht auf Arbeit) oder nicht. Im Zeichen der Kreditrestriktion, die nicht einmal den Satz gelten läßt, daß für die Bankwelt beim Zentralinstitut jederzeit Geld zu haben sein muß, — sei es auch zu teuerem Preise, — ist für das übrige Unternehmertum, das nicht gewerbsmäßig mit Geld handelt, der

Anspruch auf Kredit natürlich vollends außer Kraft gesetzt. Nur an einer Stelle scheint er ungeschmälert weiter zu bestehen. Die Landschaften, jene Korporationen, in denen die Grundbesitzer nach Provinzen zu Realkreditverbänden vereinigt sind, beleihen im Rahmen ihrer Sicherheitsgrenzen lustig drauf los, so lange es von den angeschlossenen Landwirten verlangt wird. Denn deren statutarisches Recht auf Kredit ist bisher nicht beseitigt. Während aber früher die Landwirtschaft mit Kapital gesättigt war und sich gegen entsprechende Deckung unter Umständen auch anderweit neue Mittel hätte beschaffen können, während infolgedessen dies alte Recht damals gar keine besondere praktische Bedeutung erlangte, hat sich sein Inhalt jetzt, mit der Wandlung der Verhältnisse, gefährlich erweitert. Heute ist die Landwirtschaft nicht nur in starkem Maße hungrig auf Realkredit; sie kann auch, nach Abwertung ihrer alten Schulden im Grundbuch, die geforderte Hypothekendeckung überall leicht einräumen. Bei anderen Erwerbsständen sind diese Voraussetzungen zwar auch in gleichen Grade gegeben, dennoch müssen sie vielfach auf den gewünschten Kredit verzichten. Die Mitglieder der Landschaften hingegen pochen auf ihr statutarisches Recht. Und die Landschaften geben diesen Wünschen mehr oder weniger hemmungslos statt, unbekümmert um die Folgen. Auch sie können selbstredend das fehlende Kapitel nicht herbeizaubern; sie geben als Darlehnsgegenwert kein bares Geld, sondern bloß Pfandbriefe, die der Empfänger, so gut es geht, versilbern muß. Da das Angebot an solchen Pfandbriefen im Verhältnis zur Aufnahmekraft des Kapitalmarktes sehr bedeutend ist — allein fünf Landschaften, deren Umlauf bekannt ist, haben seit der Stabilisierung über eine Viertelmilliarde Mark emittiert — so wird der gewaltsame Kredit gewöhnlich teuer erkauft. Das Angebot, das zum Unglück noch plötzlich hervorzubrechen pflegt, hat einen beträchtlichen Kursrückgang zur Folge gehabt.

Wenn dadurch nur die Kosten für die Kreditnehmer ansteigen würden, so könnte man es ihnen und den Landschaften überlassen, sich über die Zweckmäßigkeit dieser

Emissionsmethoden auseinanderzusetzen. Die Allgemeinheit interessiert etwas anderes. Diese landschaftlichen Pfandbriefe genießen nämlich — im Gegensatz zu den viel besser regulierten der Hypothekenbanken — den Vorzug der Mündelsicherheit. Wenn also die bedenkenlosen Praktiken der Landschaften Kurserschütterungen an diesem Markte hervorrufen, so werden gerade wieder die vorsichtigsten Sparerkreise getroffen. Denn sie sind es, die freiwillig oder durch das Gesetz gezwungen diese Papiere erworben haben. Stellen sich jetzt rechnungsmäßige Verluste heraus, so wird nicht lange überlegt, daß diese ihrer Natur nach vorübergehend sind, weil sich ja auf lange Dauer der Preis der Renten nach dem landesüblichen Zinsfuß richtet, sondern die Sparer fühlen sich ganz einfach neuerlich hinters Licht geführt. Die Regierung aber, die es sich nicht versagt hat, am Weltspartag eine feierliche Kundgebung zu erlassen, hat es bisher ruhig mitangesehen, daß die soliden Anlagepapiere den heftigsten Stößen ausgesetzt wurden. Entsprechen die landschaftlichen Satzungen, die z. T. noch aus der Zeit Friedrichs des Großen stammen, nicht mehr den Anforderungen der Gegenwart, so darf die Pietät nicht so weit getrieben werden, daß man trotzdem alles beim alten läßt. Die Regierung hat oft genug zugunsten bedrohter Industriekonzerne eingegriffen. Hier handelt es sich bloß um das Interesse breiter Sparerkreise. Aber es bedarf hier ja gar nicht des Einsatzes barer Mittel; es genügt, wenn darauf hingewirkt wird, daß die Landschaften — und einige Stadtschaften dazu — sich dieselben Emissionsgepflogenheiten zu eigen machen, die von den privaten Realkreditinstituten seit langem freiwillig befolgt werden. Mündelsicherheit verpflichtet. Will man die Sicherheit nicht endlich wirklich sichern?

Die Freunde der menschlichen Gesittung können nur wünschen, daß die arbeitende Klasse in allen Ländern Geschmack an den Dingen körperlichen und seelischen Wohlbehagens bekomme und durch alle gesetzlichen Mittel angetrieben werde, sich diese zu verschaffen.

Ricardo

GLOSSEN

DER BETENDE KRIEGSDICHTER

Die Kriegsgedichte haben einem während des Krieges keine Freude gemacht, aber jetzt, zehn Jahre später, sitzt man gern abends am Feuer und blättert in den Kriegsliederbüchern, die Julius oder irgendein anderer Bab damals herausgegeben hat, als die Lyra mit dem eisernen Kreuz geschmückt war. Der Bab, der sich heute erotischen Problemen zugewendet hat, dichtete damals, und zwar „nach dem dritten Satz von Beethovens fünfter Symphonie":

Glühend die schützenden Schatten verbrennen.
Formen erdämmern — wir werden uns kennen.
Einheit, die alle im Dunkel gesegnet,
Stirbt von der stürzenden Helle zerregnet
Ruhe ward Wahnsinn und F r i e d e V e r r a t.

Ja, alle bärtigen Baben waren wilde Friedensfeinde, aber erst heute kann man ihre kriegerische Wildheit voll genießen. Da liegt vor mir ein kleines Büchlein „Neue Kriegslieder", das bei Axel Junker vor zehn Jahren erschienen ist. Jetzt erst, nach zehn Jahren, kann man es voll genießen, wie dazumal die deutschen Dichter kriegerisch babbelten. In diesem kleinen Bändchen ist Lissauers Haßgesang gegen England zum ersten Mal abgedruckt, da ruft Fritz von Unruh: „Granaten sind unser Schlachtgesang", dort tobt Paul Zech: „Heut' noch kann ich packen und z e r h a c k e n", Cesar Flaischlen, Sonne im Herzen, frohlockte: „Wir wissen ja endlich, woran wir sind und brauchen (fettgedruckt) n i e m a n d z u s c h o n e n". Das heißeste aller deutschen Kriegsgedichte, das in dieser Sammlung der betrunkenen Patrioten steht, das muß, in seiner vaterländischen Glut und Wut, in seinem deutschen Heroismus hier abgedruckt werden. Es ist ein „Gebet im Schützengraben":

Sterben ist nur kurze Pein,
Aber nie den Sieg erfahren!
Dieses reißt das Herz mir ein,
Und wie einst in Knabenjahren
Bet ich: Herr o laß mich leben!

Nein, so hab ich nie gefleht!
Sieh mich, Herr auf Knien beben
Und erhöre mein Gebet!

Da Du zürnst aus Schlachtgewittern,
Lehr' mich denn Dein tiefstes Grauen,
Laß Granaten mich umsplittern,
Laß in Feindesaug' mich schauen,
Laß mich sternenleere Nächte
Hier im Schützengraben lauern,
Schleudre mich in Blutgefechte,
Schick' mir Hunger, Wunden, Trauern!

Kampf und Tod sind Kriegerlos.
Daß ich's aber auch vollende,
Bleib' mir gnädig, Du bist groß,
Und der Sieg erst sei mein Ende!

Wer war es, der Gott so dringend bat, ihn in Feindesaug' schauen zu lassen? Wer wollte schleunigst in Blutgefechte geschleudert werden? Wer lechzte nach dem deutschen Sieg? Lissauer oder Rudolf Herzog? Börries von Münchhausen oder Max Bewer? Nein, der vaterländische Dichter, der in dieser erlesenen Runde deutscher Kriegslyriker vaterländischer als alle auftrat, es ist kaum zehn Jahre her, der im deutschen Schützengraben lauern wollte und nach Wunden lechzte, war ein bescheidener Zeitungsschreiber in Dresden, er hieß C a m i l l H o f f m a n n. Dieser feurige deutsche Kriegslyriker, vorher

bei Ullstein tätig, versetzte ganz Sachsen mit seiner Schlachtenlyrik in Feuer. Er sollte sich entschließen, sein deutschestes Gedicht in seine Muttersprache, will sagen: in seine jetzige Muttersprache zu übersetzen. Camill Hoffmann wünschte sich damals, daß der Sieg sein Ende sei, und so kam es auch, der Sieg von 1918 war Hoffmanns Ende als deutscher Journalist und deutscher Kriegslyriker. Gott erhörte sein Gebet im Schützengraben. Gott lehrte ihn „das tiefste Grauen", indem er ihn nach einem kurzen kommunistischen Gastspiel über die sächsische Grenze gehen ließ, dort ließ er ihn „in Feindesaug' schauen", nämlich in das Auge der tschechoslowakischen Regierung. Dann wurde er in die Blutgefechte des Prager amtlichen Pressebüros geschleudert und schließlich ließ ihn Gott, weil Kampf und Tod Kriegerlos sind, als Pressechef der tschechoslowakischen Regierung in Berlin sein deutsches Dichterschicksal vollenden.

Soll man also nicht alle deutschen Kriegsgedichte lesen?

DIE NATIONAL-PÄDERASTEN

Auf ihrer Jagd hinter den geheimen Mordorganisationen hat die Berliner Polizei einen „Frontbann"-Führer mit einigen seiner jungen Trabanten festgenommen. Man fand den Häuptling mit den Seinigen, nicht Juden und Welschen ewige Rache schwörend, sondern . . . kurzum, in dem Verfahren wird der § 175 eine Rolle spielen. Und deshalb dürfte es den Burschen diesmal schlecht gehen. Denn Themis, die in politischen Prozessen blinzelt und gern über das bißchen Konspiration mit gelegentlichem Mord hinwegsieht, zieht die Augenbinde fester und wird sehr prüde, sehr streng, wenn es sich um Homosexuelles dreht.

Unabhängig aber von den Akteuren dieser Tragikomödie, die mit politischem Trara beginnt und auf dem Lotterbett endet, läßt sich dem Problem schon eine gesonderte Betrachtung widmen. Denn in den meisten militärisch gegliederten Bünden, die angeblich der Erneuerung und Ertüchtigung dienen, die sich so bärenhäuterhaft und männlich-zottig gebärden, wird neben dem Kult der Vaterländerei noch ein anderer betrieben und immer mehr hat man sich an die Figur des „nationalen Führers" gewöhnt, der sich in seinen Mußestunden als Knabenschänder betätigt. Hier in dem Dreivierteldunkel dieser Geheimorganisationen, die es mit der Tradition des alten Deutschland so wichtig haben, wird, da man einstweilen doch nicht alles restituieren kann, wenigstens die der Kadettenanstalten und der Liebenberger Tafelrunde hochgehalten. Es scheint nun einmal das Geschick der Patriotarden zu sein, immer gerade das als Tradition zu pflegen, was schon früher Irrung, Dummheit oder Fäulnis war.

Der Franzose sagt „le vice allemand", und sagt es nicht mit moralischer Ueberheblichkeit, sondern mit etwas verständnislosem Lächeln. Dieses summarische Urteil der in Liebesdingen begabtesten Nation der Welt sollte stutzig machen. Und doch fragt man verwundert: Deutschland das klassische Land der sokratischen Liebe? So weit wäre die verbreitet, daß ein Nachbarvolk uns alle in diesem Lichte sieht? Sicherlich sind unsere Landsleute, obgleich sie jetzt mit jedem Tag so beängstigend auf dem Wege zu Kraft und Schönheit fortschreiten, keine Griechen. Auch nicht dem Sexualempfinden nach. Sie sind nicht weniger „normal" als andere auch. Die Ursache der Verbreitung des „vice allemand" in der männlichen Jugend muß wohl wo anders zu suchen sein.

Wir haben zwar so entsetzlich viele Traditionen, aber wir sind wahrscheinlich das einzige zivilisierte Volk ohne erotische Ueberlieferung. Es gibt bei uns keine erotische Kultur, die der Jüngling als selbstverständich auf die Reise ins Leben mitnimmt. Man bewundert bei uns noch immer ein ständig im Maul geführtes ungekämmtes Flegeltum als Männlichkeit. Wer sich auf Frauen versteht, gilt als verweichlicht, als unmännlich. Es gibt kein von Mund zu Mund weitergegebenes zärtliches Brevier über den Umgang mit Frauen. Der deutsche Junge ist lüstern wie alle andern auch; aber zu klobigsten Renommistereien erzogen, heranwachsend in dem Irrwahn, daß die an der Straßenecke für Talerwert erstandenen Gunstbezeugungen etwas mit dem Liebesleben zu tun haben, erlaubt er sich über die Pyramiden zu lachen, ohne in Aegypten gewesen zu sein und den Uebersättigten zu spielen, ehe er die Vorspeisen sah. Erotisches lernt der junge Mann entweder in der Form der Zote kennen oder ein besonders „aufgeklärter" Erzieher erläutert ihm das Aneinandergeschmiegtsein zweier Körper lieblos sachlich als „Befriedigung des Geschlechtstriebes" oder „Geschlechtsverkehr", furchtbare Worte, wie von einem Eisenbahn-Inspektor erfunden, die alle Anmut mit dürrem Besen aus der Kammer fegen. Der Jüngling lernt das Ritual der Kneipe kennen, wird von älteren Kameraden in die Taxe der Prostitution eingeweiht, aber er kennt nicht die Geliebte. Deshalb verläuft die Konfrontation mit dem Weibe so kläglich. Hier ist das Wesen, um das man jubelt oder zittert, um das man wirbt, um das man sich bekümmern muß auf jeden Fall, an das man sich verlieren kann. Da beginnt für die Pseudo-Männlichkeit die Zone der Unsicherheit. Es fehlt nicht nur an äußeren Manieren, mehr noch an Artigkeit der Seele. Enttäuscht und verkatert flieht der Unbeholfene in seine Männergesellschaft zurück. Innere Unzulänglichkeit wird zur maskulinen Tugend umgeschwindelt. Es wird geprahlt und gezotet und schließlich über das gemeinsame Lager das schäbige Fahnentuch einer verlogenen Ideologie ausgebreitet. Daran ist die gesamte Jugendbewegung verdorben. Sie suchte unter Blühers Irrwisch-Parolen die Retraite in einen imaginären Männerstaat und fetzte auseinander. Nichts blieb als ein paar dicke Wälzer voll mystagogischem Gesumse und die nicht erfreuliche Erfahrung, daß die sexuellen Gepflogenheiten der Kadettenanstalten und Internate aus dumpfen Kasernements ins Freie oder auf den Heuboden verlegt wurden. Für den patriotischen Exerzierverband aber bedeutet die Päderastie vollends die letzte private Konsequenz der dort gezüchteten Vorstellung vom Deutschtum und der alldeutschen Geisteshaltung überhaupt. Wie das krampfige Verschließen vor der Welt, vor dem sogenannten fremdländischen Wesen, nicht Stärke ist, sondern Unsicherheit und Konkurrenzfurcht, so ist die Abkehr vom Weibe nicht Mangel an Appetit, sondern Blödheit und fehlende Kourage zuzugreifen, verkappt unter großspurig ruppiger Geste. Von da ist dann nur ein kurzer Schritt zur Thronerhebung des „deutschen Mannes" aus der Agitationsfibel; die Nationalgottheit trägt männliche Züge. La liberté ist eine Frau; das deutsche Idol ist der „Held" schlechtweg, der in der Praxis allerdings nicht Kriegskamerad wird, sondern Bettgenosse.

Es fällt nicht ganz leicht, heute, wo das Muckertum sich wieder regt, eine Philippika zu schreiben gegen bestimmte Sexualsitten. Aber so

sicher es ist, daß keiner, dem die Natur ein gewisses Fühlen mit auf den Weg gab, in das Schlingkraut des Paragraphen-Dickichts gestoßen werden darf, so unbestritten sollte auch jede menschliche Infamierung für den sein, der die moralische und ökonomische Labilität dieser Nachkriegs-Jugend zu seinem Sexualvergnügen ausbeutet. Denn die Entfernung von der Kameradschaft zum Verkauf des männlichen Leibes ist bei der grenzenlosen wirtschaftlichen Unsicherheit nicht groß.

Ein Gutes hat unsere vielbejammerte Demoralisation doch mit sich gebracht: das Mädchen, das schüchtern in die Ecke gekuschelt, der „verlorenen Ehre“ nachtrauert, wird zur legendären Gestalt. Mit kurzem Haar und kurzem Rock weht Gretchen durch die Straßen und wird auch ohne Marthe Schwerdtlein mit ihrem sinnlich-übersinnlichen Freier und seinem infernalischen Begleiter fertig. Doch das Problem hat nur das Geschlecht gewechselt: der gefallene Jüngling löst das arme Gretchen ab. Es ist kein schöner Typus, der National-Kokotterich, mit seiner Vereinskokarde, seinen vaterländischen Phrasen in der Likörbude herumlungernd, wartend, daß ihn einer dingt, entweder zu Mord oder zu Buhlschaft. Mit einer beißenden Aktualität klingt aus dem alten „Simplicissimus“ von Anno Eulenburg die freundliche Mahnung an die Herren Hofprediger zu uns herüber:

> „Scheuchet jeden argen Zweifel,
> daß er baldigst sich verliere,
> gründet Magdalenenheime
> auch für Gardeoffiziere!“

Auch heute wirken in der nationalen Bewegung ein paar frühere Hofprediger und zahlreiche evangelische Pfarrer mit. Hier ist ein ausgedehntes Feld für Seelsorge, meine Herren . . .

Carl v. Ossietzky

FILM

Beiprogramm und 100 : 1

Immer noch muß man im Ufa-Palast über eine Stunde warten, bis der Film beginnt, um deswillen man hinging. Aber glücklicherweise ist nur noch eine einzige von den Nummern geblieben, die, wie hier vor einigen Wochen angedeutet ward, auch den fanatischsten Kinofreund wieder an die frische Luft zu treiben vermögen: die altmodische, nichtskönnerische Ballettevolution. Sonst hörte man zu Anfang Offenbach's „Orpheus“-Ouverture und später sehr brillant, sehr nervenbelebend die Carmenmusik à la Jazz, — ein ernster Scherz des Kapellmeisters Rappee! Um nun aufs Sehen zu kommen, für welchen Sinn, das scheint in Vergessenheit geraten zu sein, doch nun mal das Kino erfunden ist, so sieht man einen Kulturfilm „Kikeriki“ von Hähnen und Hennen und dem was sie machen, also Eier und Küken; sieht man eine nicht sehr vielseitige Ufa-Wochenübersicht und einen jener urdrolligen in der primitiven Bewegung sehr ausdrucksvollen, gezeichneten Trick-Filme mit Felix dem Kater.

Diese aufzählende Vorbetrachtung ist nötig, weil die Frage des Beiprogramms im Kino, nicht nur in diesem Ufa-Palast, sondern in allen größeren deutschen Kinotheatern allmählich den Direktoren und dem Publikum mehr Sorge macht als der Hauptfilm. Ich bin nach wie vor der Meinung, daß man im Kino nur Filme sehen will, wie man ja anderseits ins Variété geht, um Variété, nicht um Filme geboten zu bekommen.

Die Sorge um das Beiprogramm hat zur Vernachlässigung des Hauptfims geführt. Denn die Ufa hat in ihrem größten Theater in dieser Saison überhaupt noch keinen Film

erster Klasse gezeigt, sondern bisher nur zwei mäßige Amerikaner, zu denen nun dieser Harold Lloydfilm kommt, der sicherlich nicht zu den besten Produkten des einfallsreichsten Filmspielers der Welt gehört, aber doch wenigstens das Lustigste ist, was man seit langem in Berlin sah. Dieser Film vom kranken, pillenschluckenden Millionärssohn ist wieder nichts als ein Nichts von lose flatternden, sauber gearbeiteten, glänzend geschnittenen Groteskepisoden. Die lustigsten spielen auf einer Insel von südamerikanischen Faulpelzen, die fürchterlich Revolution machen, von der Harold Lloyd, mitten drin, gar nichts merkt. Diesmal ist er so klug, sich in den besten Szenen völlig an die Wand spielen zu lassen, im wahrsten Wortsinn, nämlich von einem Riesen, 2.50 Meter groß, der nicht nur Zahnschmerzen hat, boxt, schießt, sondern vor allem rührende scheuchende Bewegungen mit den Händen macht, so daß ganze Völker wie Hühner davonlaufen. Ein Doppelheft des „Tage-Buches" wäre nötig, um alle die zwerchfellberstenmachenden Einfälle dieses Films aufzuzählen.

TISCH MIT BÜCHERN

Der Roman der bürgerlichen Probleme

Der neue Jakob Wassermann ist ein Sonderfall, denn er repräsentiert einen Literatur-Bezirk von wesentlicher Wichtigkeit, wesentlich durch Thema, durch Idee und durch das Niveau der künstlerischen Leistung. Wassermann war immer ein Dichter bürgerlicher Zusammenhänge. Nicht ein Dichter des Bürgertums wie Fontane, wie (in ganz anderer Luft) Maupassant, dem sich die Physiognomien einer zeitgenössischen Bourgeoisie ungeschminkt gezeigt hatten. Nicht ein beißender Satiriker, nicht ein aggressiver Demonstrant, der im schärfsten Zugriff der Beobachtung den Bürger gepackt und seine Problematik darstellend belacht hätte. Jakob Wassermann zeigt den Bürger, den er sich d e n k t — nicht einen, den er findet; zeigt eine höchstpersönliche Idee des Bürgers — — den problematisch belasteten Bürger, dem seine eigene bürgerliche Existenz problematisch wird. Er desavouiert das Bürgertum gewissermaßen von Innen — indem er den Bürger die Idee merken läßt von der Inferiorität der bürgerlichen Ideale; desavouiert die bürgerliche Welt, um sie philosophisch zu analysieren und endlich wieder rehabilitiert triumphieren zu lassen. Die Diskussion dieser Bürger ist bei ihm vergeistigt, von hohem Niveau — niemals erdhaft und lebenswarm. Im Innenraum dieser Geistigkeit stehen die wertvollsten Gedanken. Echt-Meißen, das man unter Glas aufgestellt hält. Und diese werthaltige und einsichtstiefe Gedanklichkeit stand nur zur Schau — — die Glaswand trennte es von der Lebensluft. Die Darstellung der hohen Probleme wurde nicht Blut, nicht Tat; das Ideeliche übertrug sich nicht — und, wenn dem Zwang der Romanform folgend, der Dichter Räume, Auge, Tatsachen beschrieb, fiel er in eine andere Sphäre, in eine andere Sprache zurück. Darum sind seine Romane stets liebenswert und von höchstem Niveau: denn das Geistige i s t in ihnen, man umgeht es nicht, man begegnet ihm und

staunt auf zum Sinn des Problematischen. Darum sind seine Romane stets körperstarr und schwerflüssig, denn, bis man zur Problematik vordringt, durchklettert man die Kamine halbdunkler Wirklichkeiten, man findet nicht recht die Provinz, in der seine Charaktere lokalisiert sind. Man ist nicht mehr zuhause in seiner Körperwelt — so sehr man seiner Geisteswelt sich liebend vertraut fühlt. Diese Diskrepanz (sie war am stärksten spürbar in den „Oberlin"-Geschichten) zu überwinden, weihte der Dichter Wassermann sein gedankliches Thema; es durfte nicht mehr im Gehirn des Einzelnen (der „Helden") als Rotor wirken und sich nach außen nur in den Handlungen, Stimmungen, Lebens-Aeußerungen, Sentenzen dieses Romanhelden, kurz: nicht mehr in den Vitalexpressionen einer Hauptperson Gestalt finden. Das Problematische, als Thema des Romans, mußte ein Allgemein - Problematisches sein, Problemgut der ganzen Welt, d. h. einer Zeit, einer Zone, einer Gesellschaftsschicht. Problemgut, selbstverständlich, der bürgerlichen Gesellschaft, deren Innen und Außen Wassermann erfahrungsmäßig durchschaut hat und talentmäßig darzustellen vermag. Wenn im „Faber" die wesentlichsten geistigen Dinge zur Diskussion gestellt wurden und wenn dort diese Diskussion allein Wechsel und Wandel der e i n e n Figur Fabers stigmatisierten — so vermochte Wassermann in seinem neuen Werk zu einer o b j e k t i v e n P r o b l e m a t i k im Thematischen vorzudringen.

Dies ist der wesentliche Fortschritt des neuen Buches: „L a u d i n u n d d i e S e i n e n" (S. Fischer Verlag). — und diese Durchdringung des Ganzen mit problematischem Gehalt bewirkt erst die Verwirklichung der wahrhaft romanhaften Form, die kompositorische Geschlossenheit des Romans.

Dieser Roman diskutiert die Ehe — und versucht die platonische Idee der Ehe (deren Problematik dem Dichter im Blut tobt) an einem konkreten Beispiel zu illustrieren. Während der wahre Roman vom lebendig geschauten Einzelfall, in dem der Dichter restlos aufgeht, vielleicht zur Darstellung des Theoretischen übergehen könnte. Wassermann gibt das Ideeliche — — nicht das Leben, wenngleich der Hauch seiner schöpferischen Kunst selbst die konstruktiv gesetzten Figuren des Romans noch mit dem Odem des Lebens füllt.

*

Dichtung

„D i e S o n n e d e r T o t e n" von I w a n S c h m e l j o w (S. Fischer Verlag) ist eine Dichtung — keine Erzählung, keine „Prosa". Es ist mir niemals so eindringlich wie hier zum Bewußtsein gekommen, wie schmerzhaft sich der reine Dichter oft zwingen muß, die Visionen zu materialisieren, die Flüssigkeit einer strömenden Lyrik zu sachgefühlter Prosa umzuformen. Nie fühle ich die Schmerzlichkeit dieses Schaffensprozeß, der ein Umgießen des lyrisch Erlebten zu epischer Form ist . . . fühlte ihn im Siege des Werkes. Nur ist das Leid als Substanz verwandt — nicht als Gefühlsinhalt; das Leid als stofflicher Inhalt, Leid des Menschen, d e m Menschen Wunden schlagen. Das Leid des russischen Menschen, der im Taumel der Revolution zerbricht, weil seine Seele ausersehen ward, die Schädelstätte aller gemordeten Gefühle zu werden. Welche unerhört dichterischen Ausbrüche heben sich aus der Tiefe dieses Erlebens. Sätze etwa wie diese: „Ich habe eine Frühgeburt des Todes gesehen, einen Kömmling aus der anderen Welt — der Welt der Toten". Und dieses Buch, dem Schmerz des Sterbens

geweiht, beginnt mit einer liebenden Hingabe an Landschaft und Leben, mit einem wissenden Gefühl um die Schönheit des Irdischen, das hamsunisch ist. Ein Buch, das erschüttert, dessen Schmerz uns nicht losläßt, so sehr wir mit dem Engel ringen, dem Engel der Traurigkeit.

Otto Zarek

DIE SÄCHSISCHE VERTRAULICHKEIT

Im Sommer war ich mit der Hamburger Pianistin Paula Breslauer im Leipziger Schauspielhaus. Es war voll und arges Gedränge am Büfett in der Pause. Nachdem sich der Strom verlaufen hat, nähere ich mich dem Wirt, der höchst persönlich amtiert und im Augenblick gerade Selterwasserflaschen von einer Seite auf die andere setzt.

„Kann ich was zu trinken haben?"

— Keine Antwort! Nur die Flaschen wandern wieder zurück zur einen Seite.

(Crescendo): „Ich möchte was zu trinken haben!"

— Keine Antwort. Die Flaschen wandern — sinnlos — wieder zur andern Seite.

(Wie zu einem Tauben): „Kann ich etwas zu trinken haben???"

— Pause! Blup! Pause! Dann der Mann dumpf: „Warum d'n nich? Bei mir gennt 'r alles ha'm!"

„Dann geben Sie mir bitte ein Bier!"

Pause! Blick! Pause! Dann er brutal brüllend: „Zwanz'ch Minuten war Bause! jetzt gommt 'r nu! Gottverdammich!"

„Na denn nich! Bemüh'n Sie sich nicht weiter!"

Der Mann, schnell und versöhnlich: „Bis nur nich garscht'ch!"

Er schenkt ein und mißt meine Begleiterin mit einem langen Blick und blinzt: „Nu?" (Pause.) „Ihr Zwee'e!" (Pause.) „Ihr habt wohl ooch im Garten bussiehrt?"

W. B.

INHALT DES LETZTEN HEFTES (Heft 44)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79813. Wien 156791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6 — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50. — **Anzeigenannahme**: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25 vierteljährlich Reichsmark 6.50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, 3. Novemberwoche.

Wie üblich hat der russische Botschafter in Berlin am 7. November die russische Revolution durch einen großen Empfang gefeiert. Es hat seinen hübschen Sinn, daß die Generäle Seeckt und Hasse dabei waren. Aber auch sonst zeigte sich in den recht festlich geschmückten Räumen eine Schar von Gästen, wie man sie sich „überparteilicher" nicht gut denken kann. Die Größen des Kapitalismus mit denen des Kommunismus, die Ideologen mit den Realisten, die Berone mit den Proleten im höflichen Gespräch! Die ganze Feier war der Ausdruck jener großartigen Vorurteilslosigkeit, die in der Politik wie sonst im Leben bald eine Tugend, bald eine Untugend ist. So unversöhnliche Gegensätze sah man zusammen, daß sogar Stresemann und Brockdorff-Rantzau, der deutsche Außenminister und der deutsche Botschafter in Moskau, nebeneinander kein überraschender Anblick waren. Die Sowjetpolitik weiß die Wirklichkeit zu nehmen, wie sie ist. Soll sich ein deutscher Diplomat von den Russen an Opportunismus übertreffen lassen? Seit geraumer Zeit raunt die Presse von Brockdorff-Rantzaus Rücktritt. Der Graf soll gegen den Sicherheitspakt sein, und man munkelt von schweren persönlichen Verstimmungen, die daraus entstanden sind. Aber gleichzeitig liest man allerlei Erklärungen von russischen Vertretern, Zitate aus Sowjetblättern, Reden von Volkskommissaren, die trotz allen Angriffen gegen den westlichen Kapitalismus die Bereitwilligkeit zeigen, sich ins Unvermeidliche zu fügen. Der deutsche Botschafter scheint so nüchtern nicht zu denken; er soll gegen Locarno Propaganda machen. Wessen Auffassung vertritt er dabei: eine deutsche oder eine russische, eine amtliche oder eine persönliche? Er hat sich durch die Konsequenz seiner Haltung als deutscher Delegationsführer in Versailles viele Sympathien erworben. Als er nach Moskau ging, verstand man die Geste gegen Westen, die darin lag. Aber er hat sich doch selbst sicher keine Illusionen darüber gemacht, daß es eben nur eine Geste sein konnte. Inzwischen sind wir aus dem Stadium der Handbewegungen in das der Handlungen gekommen. Will der deutsche Botschafter russischer sein als die Russen? Sieht er nicht die doppelte Gefahr, daß er seinen persönlichen

Kredit, den er als Minister der Revolution erworben, als demokratischer Graf gefestigt hat, statt außenpolitisch für Rußland innenpolitisch für die Deutschnationalen aufs Spiel setzt, und daß er dieses Spiel verlieren muß? Uebrigens ist Geheimdiplomatie unvermeidlich, aber Kabinettspolitik nicht. Warum wird der Oeffentlichkeit nicht offen gesagt, was der Osten uns gegenüber dem Westen zu bieten hat, und was sich ein normaler Mensch unter Ostpolitik eigentlich vorstellen muß?

Wie immer die Krise endet, die ein paar Stammtische Deutschland gebracht haben (der in der Wilhelmstraße eingeschlossen): die deutsche Oeffentlichkeit hat sich unwiderruflich bereits um einen Teil des Erfolges von Locarno gebracht. Chamberlain ist wie ein Triumphator empfangen worden; sicherlich hatte England den meisten Grund zur Freude. Aber auch Briand hat laute, ja begeisterte Anerkennung gefunden, und das französische Kabinett hat besonders feierlich seine Zustimmung zu den Verträgen gezeigt. Mussolini hat durch die bloße Tatsache seiner theatralischen Reise bewiesen, wie er die Konferenz bewertet, und seiner öffentlichen Meinung das Stichwort gegeben, das er von der öffntlichen Meinung der Welt empfangen hatte. Nur in Deutschland herrschte ein — nun nicht gerade ein schweres Schweigen, das immerhin Würde gehabt hätte, sondern ein mieses Murmeln, voll bissiger Kritik und hämischen Zweifels. Es wurde gerechnet und gewogen, und als die Ware selbst genügend bemäkelt war, stritt man sich noch über die Zugaben, die schon längst nicht mehr handelsüblich sind. Im Handumdrehen stand Deutschland wieder allein. Nachdem es eben seinen Eintritt nicht nur in die konventionell-formale, sondern in die wirkliche europäische Staatengemeinschaft vollzogen hatte, schloß es sich durch sein grundsätzliches Unvermögen zu internationaler Politik wieder aus. Die Argumente, mit denen hierzulande die Ergebnisse von Locarno verteidigt worden sind, waren größtenteils Verrat an dem Geist der soeben geschlossenen Verträge. Es erweist sich geradezu als ein Unglück, daß man sich in Deutschland auch durch Locarno wieder vergewaltigt fühlen möchte, wenn nicht durch die umstehenden Mächte, dann durch die Macht der Umstände; es zerstört den internationalen guten Willen, daß bei uns jedermann zu verstehen gibt, es wäre ihm viel lieber, frei zu bleiben (Blick gen Osten) als friedlich zu werden. Warum hat das Reichsbanner, obwohl es dazu aufgefordert worden ist, mit keiner Kundgebung den Erfolg von

Locarno begrüßt? Warum hat sich die Linke diese Erfolge nicht geholt, noch ehe die Rechte sie auf die Straße hat fallen lassen? Warum fängt man in Deutschland nicht endlich an, europäisch zu fühlen und zu reden und einen politischen Vorteil auch dann gelten zu lassen, wenn er für alle zusammen größer ist als für jeden einzelnen allein?

Selten ist ein Politiker nervöser erwartet und gespannter empfangen worden, als, von einem Teil der Oeffentlichkeit wenigstens, Herr Dr. Wirth. Schon auf dem Schiff nahmen ihn Reporter und politische Wünschelrutengänger in's Gebet. Und da der Ankömmling nur sagen konnte, daß er selbst vorerst ununterrichteter sei als die Ausfrager, beschäftigte man sich einige Tage lang statt mit Aus- eben mit Unterlegen. Unmittelbar vor seiner Amerikafahrt, Mitte August (— wußten wir noch, daß es schon ein Vierteljahr her ist? —) war Wirth ja aus der Zentrumsfraktion ausgetreten; die Auseinandersetzungen in der Partei, die er angekündigt hatte, sollten nur bis zu seiner Rückkehr aufgeschoben sein. Jetzt also — da auch noch der Parteitag in Cassel unmittelbar vor der Tür steht, — mußte ja irgendein Ereignis zu erwarten sein; und es mußte von diesem Ereignis auch irgendein Einfluß auf die Regierungskrise ausgehen, in der wir uns, wie aus sicheren Quellen mitgeteilt werden kann, nach wie vor noch immer befinden. Nun gut, wir wollen weiter hoffnungsvoll verfolgen, was die feste, sympathische Persönlichkeit des ehemaligen Kanzlers unter seinen nicht durchweg gleich festen und sympathischen Parteigenossen durchsetzen wird. Und ob wirklich ein Outsider der Fraktion kräftiger operieren kann als ein Insider, wird auf alle Fälle lehrreich zu beobachten sein. Die Regierungskrise aber, — ja, hat man sich eigentlich schon einmal Gedanken darüber gemacht, daß in dieser jetzigen Krise das Zentrum eigentlich überhaupt keine wichtige Rolle spielt? Es ist eine merkwürdige Konstellation, und sie scheint durchaus dem alten Satz zu widersprechen, daß das Zentrum hierzulande immer den Ausschlag gibt. Dennoch ist es diesmal so. Und noch mehr: unter den augenblicklichen Mehrheitsverhältnissen kann es überhaupt niemals anders sein, wenn immer es sich darum handelt, die Politik etwas nach links hinüberzuziehen. Denn wie jede Rechtsschwenkung nur dann zu einer Mehrheit kommen kann, wenn das Zentrum sich bereit erklärt, mitzumachen, ist für eine Linksschwenkung wiederum keine Mehrheit vorhanden, wenn die Volkspartei nicht mitmachen will. Das ist die nüchterne

Reichstagsmathematik. Sie gibt in jedem Falle, in dem eine Koalition mit links gescheitert ist, das Heft in die Hand der Zentrumsleute. In jedem Fall aber, in dem eine Liaison mit der Rechten zu Schwierigkeiten geführt hat, wird zum Zünglein an der Wage die Volkspartei: Und ist es nicht gerade das Verlangen nach einer dauernd gesicherten Linksschwenkung, die die jetzige Krise so schwierig macht? Hat Locarno an sich nicht eine absolut unantastbare Mehrheit, — eine Mehrheit, die sich nur weigert, in die Bresche zu springen, weil sie, nachdem man sie außenpolitisch gebraucht, innenpolitisch nicht wieder abgehalftert werden will? In dieser Situation entscheidet nicht Fehrenbach, sondern Scholz! Wenn Herr Scholz bei seiner Weigerung bleibt, mit den Sozialdemokraten zusammen zu regieren, so wird nichts von allem, was ein Wirth bei seinen Leuten etwa durchsetzen könnte, die Linke vor der großen Entscheidung bewahren, die sie schließlich heute oder morgen, wird fällen müssen —: der Entscheidung, ob sie das außenpolitisch Notwendige deshalb zu Fall bringen soll, weil sie nicht auch das innenpolitisch Notwendige durchsetzen kann; oder ob sie, wenn sie schon eine falsche innere Politik nicht zu hindern vermag, nicht wenigstens eine richtige Außenpolitik sichern soll.

Vor sieben Jahren ist Deutschland durch die Waffenstillstandsbedingungen so abgerüstet worden, wie es sich die Phantasie der zahlenverwöhnten Generalstäbler nur ausrechnen konnte. 5000 Kanonen, 25 000 Maschinengewehre, 3000 Minenwerfer, 1700 Flugzeuge — alle U-Boote, 6 Panzerkreuzer, 10 Linienschiffe, 8 kleine Kreuzer, 50 Zerstörer — 5000 Lokomotiven, 150 000 Eisenbahnwagen, 5000 Lastkraftwagen: das alles war sofort abzuliefern. Konnte nach diesem Aderlaß jemand ernstlich daran denken, einen neuen Krieg vorzubereiten? Die Logik der Tatsachen hat Deutschland seitdem gezwungen, die Befreiung durch Erfüllung zu suchen. Wie es zu Anfang des vorigen Jahrhunderts sieben Jahre brauchte, bis es den Befreiungskrieg führen konnte, so hat es jetzt sieben Jahre gebraucht, um den Befreiungsfrieden zu schließen. Es wäre wohl schneller gegangen, wenn nicht allzu viele romantische Patrioten, als sie sich ausnahmsweise einmal aus der Geschichte belehren lassen wollten, ausgerechnet den falschen Vergleich herangeholt hätten. Das Unheil, das dadurch entstand, ist noch nicht überwunden. Weil Leute ohne Einblick und Ueberblick meinten, man könne die Technik durch Temperament ersetzen, ein vergrabenes

Maschinengewehr sei mehr als 100 abgelieferte, ein versteckter Flugzeugmotor mehr als ein zerstörtes Geschwader, eine Kompagnie Tradition mehr als eine Division Vergangenheit, deshalb haben die Alliierten die unerfüllten Entwaffnungsbedingungen zu Daumschrauben für Deutschland machen können. Ob Vorwand oder nicht: daß sie es konnten, ist die Schuld der Privatpatrioten, die unter Vaterland ihren Guts- oder Kasernenhof verstehen und unter Freiheit die Rettung ihrer Vorrechte. Sicherlich war die Militärkontrolle, die über Deutschland verhängt gewesen ist und jetzt endlich aufhören soll, sehr kleinlich und engherzig. Aber war nicht die Militärpolitik der verborgenen Waffen und geheimen Soldaten auch kleinlich, und engstirnig dazu? Weil die Militärs nicht merkten, daß sie den Krieg verloren, mußten sie erst im Felde besiegt werden. Weil sie nicht besiegt sein wollten, mußten sie erst nach dem Kapp-Putsch, der das Vaterland weiter zerstörte, entwaffnet werden. Weil sie nicht entwaffnet sein wollten, mußten sie erst durch den Aufstand vom Oktober 1923, durch Morde und andere Verbrechen entehrt werden. Immer geben sich manche noch nicht verloren. Inzwischen aber haben sie dem deutschen Volk kostbare Jahre geraubt Möchte es wenigstens daraus eine Lehre gewonnen haben.

Komisch: wenn ein Mord von rechts gegen links geplant wird, dann wird er auch durchgeführt, und wenn überhaupt etwas dagegen geschieht, dann erst hinterher, also zu spät. Wenn aber ein Mord von links gegen rechts gerichtet ist, dann kommt es nicht dazu. Alles wird vereitelt, aber trotzdem wird furchtbare Rache genommen; Parteien werden aufgelöst, Zeitungen verboten, und das beinahe vergossene Blut wird mit wirklichem Blut bezahlt. In der Reihe dieser ungleichen Aktionen, deren größten Teil bisher Deutschland gestellt hat, findet auch der Beinah-Mord an Mussolini seinen Platz. Was unsere Mordfachleute sagen, wird schwer zu ermitteln sein. Aber der Laie wundert sich. Wenn die Polizei ihrer Sache so sicher war, warum hat sie es nicht noch ein ganz klein bißchen weiter kommen lassen? Wenn es doch wenigstens geknallt hätte, damit es außer den Kommissaren auch noch Ohrenzeugen gäbe! Hätte der Zugriff etwas knapper vor der Tat erfolgen können, so hätte man sich mit der Rache dafür ruhig ein wenig mehr Zeit lassen dürfen. Der Feldzug gegen die Sozialisten und Freimaurer wirkt doch gar zu sehr wie die Mobilmachung, für die jedermann seinen Befehl schon in der Tasche hatte, bei der nur der Kriegsausbruch fehlte.

LOUIS LOUCHEUR

Auch wenn Loucheur keine so aufdringliche, in mancher Richtung fesselnde politische Persönlichkeit wäre, er hätte jedenfalls die eine Originalität: daß er der erste Kaufmann moderner Fasson, der erste Industrielle des neuzeitlichen europäischen Typus ist, der aktiv in der französischen Politik mitmacht. Wechselbeziehungen zur Finanz hatte die Politik der dritten Republik zu verschiedenen Malen, und es waren meist ungesunde. Doppelfiguren, die bald dem Börsentempel, bald dem Palais Bourbon zugewandt waren, haben den Gang der französischen Politik häufig bestimmt. Rouvier hat den Typus dieser großzügigen Makler am schärfsten ausgeprägt: er war nicht glorreich. Louis Loucheur aber kommt nicht aus der Finanz; er kommt aus der Industrie; er ist, soweit seine Hand auch heute reicht, kein reiner Geschäftemacher, sondern ein Produzent.

Man kann ihn politisch nicht genügend verstehen, wenn man sich nicht vergegenwärtigt, wie er Industrieller geworden ist. Seine Eigenart als Parlamentarier und Staatsmann wurzelt in seiner Herkunft und in seinem Aufstieg. Sehen wir schnell zu, wie der sich zugetragen hat.

Louis Loucheur ist ein Schüler der Ecole Centrale des Arts et Manufactures, der staatlichen Ingenieurschule, die eine mehr bürgerliche Parallelanstalt zu der alten militärischen Pflanzstätte der französischen Technik, der Ecole politechnique, ist. Er ist ein Meister im Fach, nicht ein technischer Selfmademan wie Hugo Stinnes und jener rastlose und geniale Achille Fournier, der als sechsunddreißigjähriger Generaldirektor der Schneider-Werke im Auto von einem Schnellzug überfahren wurde und ohne Zweifel der wichtigste französische Wirtschaftsführer der Kriegs- und Nachkriegszeit war. Der junge Loucheur wird zunächst Eisenbahningenieur, macht sich aber schon an der Jahrhundertwende selbständig, indem er sich mit einem Bauingenieur, mit Namen Gerôs assoziiert. Die Firma Loucheur und Gerôs wird in den zehn bis zwölf Jahren vor dem Krieg eines der hervorragendsten französischen Unternehmen für Wasserbau und elektrische Ueberlandanlagen. Die treibende Kraft ist Loucheur, der dem schnell aufwachsenden Haus auch den Balkan erobert und in Rumänien und der Türkei Straßenbau größten Stils betreibt. Der junge Ingenieur ist einer der maßgebendsten französischen Industriellen geworden.

Während des Krieges wird er selbstverständlich Heereslieferant, da im Baugewerbe und in Kraftanlagen einstweilen nicht viel zu verdienen ist und die hohen Gewinne, die einer solchen initiativstarken Natur zufallen müssen, locken. Aus der Firma Gerôs und Loucheur wird die Société Génerale d'Entreprise, die ein Mantelunternehmen für weitverzweigte industrielle und geschäftliche Tätigkeit ist und die sein Partner Gerôs leitet, wenn die Politik diesen Verzicht gebietet. Im Gegensatz zum Schneider-Konzern hat der Loucheur-Konzern sich im übrigen Europa wenig betätigt und besonders in Nordfrankreich eine Art von Hegenomie errungen. Und Nordfrankreich gab auch das Sprungbrett ab für den Politiker Loucheur.

Er wurde Minister, ehe er Abgeordneter wurde. Die Leutenot für die Bewältigung der technischen Aufgaben des Krieges an leitenden Stellen, die in Frankreich vielleicht größer war als in Deutschland, hat ihm zu seiner politischen Rolle verholfen. Man war froh, einen leibhaftigen Fabrikanten zu finden, der seine Kompetenz auswirken ließ. Albert Thomas

nahm Loucheur als Unterstaatssekretär ins Munitionsministerium; der Sozialist und der Arbeitgeber wirkten zusammen; es war keine schlechte Mischung. In einem anderen Kriegskabinett wird Loucheur selbst Munitionsminister und wechselt unter Clémenceau ins Ministerium für die befreiten Gebiete über. Dasselbe Portefeuille trägt Briand ihm an, und als Minister des Wiederaufbaus schließt er mit Rathenau in Wiesbaden das Abkommen dieses Namens ab, das in der Serie der Nachkriegsdummheiten und versäumten Gelegenheiten einen Lichtblick wirtschaftspolitischer Vernunft darstellt. Er trat mit Briand, der ihm in seinen Spezialitäten ziemlich freie Hand ließ, von den Geschäften zurück.

Zwei Charakterzüge fallen an dem Minister Loucheur auf: sein Zögern, sich in einen Parteirahmen fest einschließen zu lassen, und sein Widerstand gegen die Nebenregierungstendenzen des Comité des Forges, der schwerindustriellen Interessenvertretung. Loucheur hat zunächst als Politiker eine bestimmte Aufgabe vor sich gesehen; daß er für deren Bewältigung die Hände frei haben wollte, war ganz natürlich; seine parteipolitische Freizügigkeit gab er denn auch als Tugend aus, und man war versucht, ihm zu glauben. Aus der Tugend wurde allmählich beinahe ein Laster; der Ehrgeiz wuchs mit den größeren Zielen und da er als „Wilder" auf zwei Tableaus spielen konnte, kam die Parteilosigkeit seinem Ehrgeiz zustatten. Als die Wahlen von 1924 ihn zwangen, sich trotz seiner Abneigung gegen die Reglementierung rubrizieren zu lassen, wählte er die Gruppe der Gauche radicale, vielmehr schuf er sich eine bestehende Gruppe zu seiner eigenen um, und spielt im linken Zentrum mit mehr Rührigkeit als diplomatischer Gewandtheit Zünglein an der Wage. Sein Widerstand gegen die Uebergriffe der Schwerindustrie, in der Robert Pinot, der Generalsekretär des Comité des Forges sein Gegenspieler war, entsprang realpolitischen Auffassungen. Loucheur, als typischem Vertreter der Verarbeitungsindustrie, war es unerträglich, diese immer und immer unter der Bevormundung der Wahlmatadoren zu sehen. Er hatte am eigenen Leibe empfunden, daß hier widerstrebende Interessen aufeinanderstießen, und er ließ politisch nichts unversucht, um die Verarbeitungsindustrie aus dem Bannkreis der Herren von der Montanindustrie herauszuführen. Er sah auch ein, daß diese das vaterländische Interesse nötigenfalls mit Füßen stoßen und daß ihre wilde Schutzzollmystik, ihr ökonomischer Malthusianismus in einem Lande, das in wirtschaftlicher Hinsicht nicht so einseitig geschichtet ist, wie sie es haben wollen, verderblich werden muß. Es hat keiner die Pläne der Schwerindustrie hartnäckiger durchkreuzt als Loucheur, und seine Position hatte in dieser Richtung manche Verwandtschaft mit derjenigen Rathenaus, was auch bewirkte, daß die beiden Männer von sich gegenseitig eine hohe Meinung hatten.

Sein Ehrgeiz ist zu durchsichtig. Er vermag nicht, ihn zu bezähmen und zu verschleiern. Für einen Mann, der aus einem ganz anderen Milieu kommt und der in diesem Milieu überraschend glänzende Erfolge aufzuweisen hat, war es an und für sich schwer, auf dem Boden des Parlaments, wo eine eigene Gesetzmäßigkeit herrscht, sicheren Gang zu gewinnen. Er unterschätzte die Schwierigkeiten, weil er in den Geschäften so vorzüglich abgeschnitten hatte und nun glaubte, auch in der Politik sei auf die Dauer ihm niemand gewachsen. Er versuchte es zunächst mit kühnen Ideen und ging sogar so weit, eine Apologie der Inflation zu unternehmen. Dann erging er sich in Liebenswürdigkeiten gegen die äußerste Linke; er, der

schwerreiche Kaufmann, der sich so gern als konsequenten Demokraten ausgibt, hatte sich manches von ihr verzeihen zu lassen. Er machte denn auch kein Hehl daraus, daß er die Finanzpolitik der gemäßigten Radikalen als stockreaktionär betrachtet, was ihn nicht verhindert, bei seinen Freunden der Finanzbourgeoisie den Eindruck zu erwecken, daß seine Demagogie lediglich für die Galerie bestimmt sei und das das Großkapital im Grunde nichts von ihm zu befürchten habe. So ließ er auch Herriot in einem seiner schwierigsten Augenblicke im Stich, trotzdem er Liebeserklärungen auf Liebeserklärungen an das Kartell abgegeben hatte, weil er spürte, daß die Stunde einer gemäßigten Linkspolitik geschlagen hatte. Was ihm dann am stärksten gegen den Strich ging, ist der Umstand, daß Caillaux sich an seiner Stelle als Retter des Vaterlandes aus der Finanznot ausgeben konnte.

Denn in keinem Club der Kammer, des Senats und des Journalismus täuscht man sich darüber, daß Loucheur die Ministerpräsidentschaft ananstrebt, und daß er es im Notfall ebensogut mit den Sozialisten wie mit den Zentrumsleuten als Schlafgänger versuchen würde. Sobald auch nur ein bißchen Krisenluft weht, verdoppelt er seine Geschäftigkeit, spendet nach links und nach rechts liebenswürdige Händedrücke, ist er Hans Dampf in allen Gassen. Da er als reicher Mann an verschiedenen Blättern finanziell interessiert ist, läßt er in ihnen die Panik schüren, weil er der Meinung ist, daß er nur in einer Periode der Zersplitterung, des Parteihaders an die höchste Stelle gelangen kann. Weil einige der ausdauerndsten Portefeuillejäger an die Durchschlagskraft des Mannes gauben, haben sie ihr politisches Geschick mit dem seinen verkettet und so verfügt er über eine Mannschaft, die sich seinen Manövern mit einer gewissen Zurückhaltung, aber auch mit einer gewissen Hoffnungsfreudigkeit unterwirft. Seine eigene Gruppe, die Gauche radicale aber ist nicht zahlreich genug, um ihm jene Unterstützung zu bringen, die ein politischer Mann nötig hat, um eine Regierung bilden zu können.

So ist er, vielleicht gegen seinen Willen, auf eine Schaukelpolitik angewiesen, die andere vor ihm und neben ihm viel besser zu betreiben wissen. Vielleicht gegen seinen Willen? Denn er ist seiner tiefinneren Natur nach eher ein Draufgänger als ein Kompromißler. Er kommt von der Wirtschaft her, wo der Mann sich nur dann durchsetzt, wenn er ein energischer Vollstrecker von Notwendigkeiten, Gesetzmäßigkeiten, Realitäten ist. Er hat wie kein anderer Politiker neben ihm den Drang, zu versuchen, auf seine besondere Art zu versuchen, aus Frankreich einen erstklassigen Wirtschaftsstaat zu machen. Und er ist fest davon überzeugt, daß er zu dieser großen Aufgabe die Fähigkeiten mitbringt. Er möchte auch als Politiker Ingenieur sein, nachdem die Advokaten häufig so glänzend versagt haben.

Daß eine Persönlichkeit von diesem Schlag die Tendenz hat, die überlieferten Parteikadres zu begrenzen, ist selbstverständlich. Er hat aber schnell begreifen gelernt, daß gerade in Frankreich sowas außerordentlich schwer ist, denn neben der Bürokratie ist das Parteiwesen in diesem Lande eine Gewalt, mit der jeder Staatsmann andauernd rechnen muß. Die Anpassung an diese Notwendigkeit hat Loucheur bis heute noch nicht zu vollziehen gewußt, und in diesem Manko liegen die Hemmungen begründet, die sich seinem Aufstieg entgegensetzen.

Das Verbrechen des Konkubinats

Obwohl seit fünfzig Jahren kein deutsches Gesetz die wilde Ehe als Vergehen gegen die Sittlichkeit unter Strafe stellt, glaubt sich die Polizei zur Trennung des gemeinschaftlichen Haushalts befugt, sobald dadurch ein „öffentliches Aergernis" gegeben wird. Einem Direktor H. in Köln wurde vom Polizeipräsidenten durch Polizeiverfügung bei Strafe verboten, die Wohnung der Hedwig S. fernerhin zu betreten. Es sei festgestellt worden, daß H. in der Wohnung der S. beherbergt und beköstigt werde, mit ihr Arm in Arm ausgehe und das Zusammenleben der beiden nicht nur erwachsenen Personen, sondern auch Kindern unliebsam aufgefallen sei. H. focht die Polizeiverfügung im Verwaltungsstreitverfahren an; das Oberverwaltungsgericht wies ihn jedoch ab: das Zusammenleben sei geeignet gewesen, Aergernis zu erregen, unter diesen Umständen sei die Polizeibehörde berechtigt, die angefochtene Verfügung zu erlassen. Für das Konkubinat hat bei uns die Ansicht des Polizeiwissenschaftlers Friedrichs Geltung: „Das Aergernis liegt nicht so sehr in der Führung eines gemeinsamen Haushaltes, sondern darin, daß die Nachbarn von dem Nichtbestehen einer Ehe wissen und darüber reden. Solange das Paar für verheiratet gehalten wird, kann kein Aergernis bestehen." Mit dieser Moral kann der Balkan nicht wetteifern. Ein jugoslawischer Gerichtshof zweiter Instanz, die königliche Tafel in Novisad, hatte kürzlich die Frage zu entscheiden, ob die wilde Ehe unsittlich sei. Sein Urteil geht dahin: Bekanntlich leben viele katholische Priester im Konkubinat, ohne daß sie ihres Amtes deshalb entsetzt würden. Auch orthodoxe Priester, die Witwer geworden sind, leben meist in wilder Ehe, dies wird von Kirche und Gesellschaft stillschweigend geduldet. Gegenüber Richtern, die in wilder Ehe leben, schreitet der jugoslawische Staat nicht ein. Das Zusammenleben eines Mannes mit einer Frau im gemeinsamen Haushalt ist ein durchaus natürlicher Zustand. Die wilde Ehe ist nur eine Form der gewöhnlichen Ehe mit dem einzigen Unterschied, daß sie nicht vom Gesetz geschützt wird. Die Moral verbietet sie durchaus nicht.

Ist der Ehebruch ein Disziplinarvergehen?

Im Interesse der Sittlichkeit werden bei uns durch Strafandrohung wilde Ehen getrennt, legale Ehen zusamengehalten. Auf Ehebruch steht Gefängnis. Die Strafverfolgung tritt jedoch nur auf Antrag ein. Diese Voraussetzung halten Disziplinarhof für nichtrichterliche Beamte und Ehrengerichtshof für deutsche Rechtsanwälte nicht für erforderlich, um den Ehebruch als

Dienstvergehen zu verfolgen. Nach der ständigen Rechtsprechung des Disziplinarhofes ist im Ehebruch eines verheirateten Beamten stets ein Verhalten zu erblicken, das ihn der Achtung, des Ansehens oder Vertrauens, die sein Beruf erfordert, unwürdig macht. (§ 2 Diszipl.-Ges.) Zweifelhaft kann, wie aus einer neuen in der deutschen Juristenzeitung mitgeteilten Entscheidung hervorgeht, nur die Frage der Strafzumessung sein. Erste und zweite Instanz sind darüber verschiedener Ansicht, ob der ehebrecherische Beamte aus dem Dienst entlassen werden muß, oder ob die Auferlegung einer Geldbuße genügt. Die Sittenricher erklären, daß es auf die besonderen Umstände jedes Falles ankommt, z. B., inwieweit das Verhalten in der Oeffentlichkeit bekannt geworden ist und Anstoß erregt hat. So ist unlängst in einem Falle, in dem ein verheirateter Lehrer mit einer in demselben Orte aber an einer anderen Anstalt tätigen unverheirateten Lehrerin unbemerkt einmal geschlechtlich verkehrt und mit ihr ein Kind gezeugt hat, unter Abänderung der erstinstanzlichen Entscheidung auf Dienstentlassung vom Disziplinarhof eine Geldstrafe als ausreichende Ahndung erachtet worden. Die besonderen Milderungsgründe des Falles wurden darin erblickt, „daß es sich um eine einmalige Verirrung gehandelt hat, die in der Oeffentlichkeit nicht bekannt geworden war, und der Angeschuldigte, nachdem er die Verzeihung seiner Ehefrau erhalten hatte, in selbstloser Weise für das Wohl des von ihm gezeugten Kindes“ gesorgt hat.

Gefängnis für den Vorwurf der Homosexualität.

Wer einen Beamten (ausgenommen einen republikanischen Minister) durch den Vorwurf sexueller Verfehlungen beleidigt, wird besonders schwer bestraft. Das ist das Korrelat der Disziplinarrechtsprechung. Vor dem großen Schöffengericht Charlottenburg hatte sich ein Leutnant a. D. wegen verleumderischer Beleidigung zu verantworten. Er hatte mehreren Offizieren eines Reichswehrregiments in einem Schreiben an den Kommandeur homosexuellen Verkehr untereinander und mit Untergebenen zum Vorwurf gemacht. Die Offiziere stellten Strafantrag und bestritten unter ihrem Eide als Zeugen jegliche homosexuelle Betätigung. Dem Angeklagten gelang es nicht, durch andere Zeugen den Wahrheitsbeweis zu führen. Strafantrag des Staatsanwalts: Acht Monate Gefängnis. Das Schöffengericht erkannte auf eine Gefängnisstrafe von vier Monaten. Gesetz und Richter haben auch hier die Sittlichkeit gerettet.

HEINRICH STÜRMER

DEUTSCHER ODER AMERIKANISCHER FILM?

Jeder weiß aus den Zeitungen, daß es in diesen Tagen um die Existenz der Ufa geht, die nicht nur das größte Filmunternehmen Deutschlands, sondern Europas ist, — in dem mehr Kapital investiert ist, in dem mehr Großfilme produziert werden, als in der gesamten übrigen deutschen Filmindustrie zusammengenommen. Man muß aber auch wissen, daß es nicht nur um die Existenz der Ufa, sondern um die Existenz des deutschen Films überhaupt geht. Man muß wissen, daß es sich hier nicht um wirtschaftliche Sanierung oder Transaktion, sondern um peinliche persönliche Angelegenheiten peinlicher Persönlichkeiten handelt. Es soll hier nicht von dieser peinlichen Persönlichkeit gesprochen werden, sondern von der ganz Deutschland interessierenden Filmproduktion, die abgewürgt werden soll, um eine andere, fremde, minderwertigere an ihre Stelle zu setzen. Es soll hier auf rein wirtschaftliche Erörterungen verzichtet werden, weil nicht von den Produktionsmöglichkeiten und Produktionsmitteln, sondern von den Produkten selbst zu sprechen ist.

Die Ufa basiert auf einem riesigen Aktienkapital, das in dem großen Grundstückbesitz, in den Ateliers, in etwa 160 Kinotheatern im Reich festgelegt ist, so daß sie für ihre Filmproduktion große Kredite der Deutschen Bank in Anspruch nehmen mußte. Die Deutsche Bank scheint diese Kredite jetzt aber rasch zurückerhalten zu wollen. Diese kritische Situation benutzt nun die besagte peinliche Persönlichkeit, die Ufa-Theater und damit auch die Produktion, die auf diese Theater angewiesen ist, in seine. das heißt in die Hände amerikanischen Filmkapitals zu bringen, indem er den Herren der Deutschen Bank anbietet, ihre Vorschüsse von amerikanischer Seite her schnell zurückzubeschaffen.

Diese peinliche Persönlichkeit hat bereits ein halbes Dutzend mäßiger amerikanischer Filme zu Bedingungen, die für seine Hintermänner sehr glücklich, für sich privatim aber noch viel glücklicher waren, der Ufa übermittelt. Er hat das Management dieser Filme, an denen er beteiligt ist, in seinen Händen und benutzt diese Funktion, um die deutschen Filme der Ufa zurückzuhalten und durch schlechtes Herausbringen und schnelles Absetzen vom Spielplan zur Erfolglosigkeit herabzudrücken. Er hat, um zugleich seinen amerikanischen Hintermännern zu imponieren und andererseits der Ufa zu zeigen, was er kann und wie er sich die Sache denkt, den Ufa-Palast (übrigens in wohlgefälliger Art und durch ein trefflich spielendes und trefflich geleitetes Orchester bevölkert) umbauen

lassen und dort Programme geboten, die den Zuschauer mit Schauder erfüllen und erweisen, daß mit dem Triumph dieses Mannes der Untergang des deutschen Films sowohl für die Produktion wie für das Publikum gekommen ist.

Im Glossenteil des „Tage-Buches“ wurden die von dieser peinlichen Persönlichkeit gemanageten Programme scharf beleuchtet und zurückgewiesen. Und trotz der strikten Erklärung dieses Mannes, „das Publikum werde sich schon daran gewöhnen“, hat der Mißerfolg dieses Managements dem deutschen Film, dem deutschen Publikum und unserer Meinung Recht und jenem Unrecht gegeben. Das teils aus albernsüßlichen, teils aus fünftklassigen Varieténummern bestehende, den eigentlichen Film verdrängende Beiprogramm ist so heftig abgelehnt worden, daß bereits jetzt, nach sechs Versuchswochen, von der Ufa selbst dies geschmackswidrige Beiprogramm abgeschafft ward. Es zeigt sich, daß das Publikum, trotz amerikanischen Bluffs, es sich nicht gefallen läßt, auf ein Niveau herabgedrückt zu werden, das selbst in den Vorstädten bereits überwunden ist.

Wichtiger aber ist, daß in den drei Eröffnungsprogrammen des Ufa-Palastes, Deutschlands größtem und repräsentativstem Filmtheater, durch die Machenschaften dieser peinlichen Persönlichkeit bisher noch kein deutscher Großfilm, sondern drei amerikanische Filme vorgeführt wurden, von denen zwei (der dritte, ein Harold Lloyd-Film, ist eine komische Spezialität für sich), derartig waren, daß sie trotz bombastischer Aufmachung nach kurzer Frist wieder abgesetzt werden mußten. Während dieser ganzen Zeit wurde in sämtlichen Berliner Uraufführungstheatern der Ufa nur ein einziger deutscher Qualitätsfilm, „Der Farmer aus Texas,“ und noch dazu „ganz klein“ herausgebracht, und trotz starken Erfolges bei Publikum und Kritik bereits nach acht Tagen wieder unterdrückt. Ein anderer fertiggestellter Großfilm ersten Ranges ist auf Betreiben der peinlichen Persönlichkeit bis jetzt zurückgehalten worden. Er heißt „Variété,“ ist von E. A. Dupont gedreht, eine technisch glänzend gearbeitete Mischung von Kammerspielfilm und Sensationsfilm, mit Emil Jannings in erschütterndem Spiel als gutartig-primitiver Artist, einer der besten bisher überhaupt hergestellten Ufa-Filme.

Diese Auftakt-Ereignisse seit dem unwahrscheinlichen Ein- und Auftreten des peinlichen Mannes in der Ufa sind charakteristisch und zukunftklärend. Bleibt dieser Mann, oder gelingt es ihm gar, die Ufa seinen Geldleuten, die sich bereits zur Ueberfahrt anschicken, auszuliefern, so werden erstens die deutschen Kinos in Berlin und dem Reich mit mittelmäßigen Amerikafilmen, unter großem Aufwand irreführender Reklame,

verseucht; und zweitens wird die deutsche Produktion nicht nur, wie im jetzigen Augenblick, zurückgedrängt, sondern, so weit sie in der Ufa und ihren zahlreichen Tochtergesellschaften gedeiht, abgedrosselt oder völlig amerikanisiert werden. Wäre die deutsche Produktion hoffnungslos nachahmerisch oder tiefstehend, so könnte uns diese Amerikanisierung gleichgültig sein. Der deutsche Film hat aber gerade in den letzten Jahren, das müssen auch Skeptiker bekennen, ein eigenes, selbständiges Gesicht bekommen, mit dem er der ganzen Welt imponiert. Und nicht zuletzt dem amerikanischen Film, der bereits produktive Größen des deutschen Films sich herübergeholt und Anregungen aus deutschen Filmen in viel weitgreifenderer Weise usurpiert hat, als wir ahnen.

Die Krisenmacher im Film haben aber ein Problem, das ausschlaggebend sein muß, übersehen: Wird es überhaupt möglich sein, daß das deutsche Publikum den amerikanischen Film in dem Maße aufnimmt, wie es die Amerikaner hoffen? Erst wenn sich die deutschen und amerikanischen Geldleute hierüber klar sind, wird ihnen eine klare finanzielle Entscheidung möglich sein.

Mit dieser beabsichtigten Vergewaltigung scheint es sich zu verhalten wie mit der geschlechtlichen Vergewaltigung. Geübte Kriminalisten und Psychologen sind immer skeptisch gegen die Berichte von erfolgten Vergewaltigungen. Sie sagen, ohne guten Willen oder geschwächten Willen des Opfers sei Notzucht nicht möglich ... und Balzac erzählt das Gleichnis von dem Zwirnsfaden, der niemals in die bewegte, sondern nur in die stillgehaltene Nadel hineinzubugsieren ist.

Das deutsche Publikum hat, wie gesagt, die unter der neuen Aegide im Ufa-Palast gebrachten amerikanisierten Programme zu seiner Ehre und dem peinlichen Mann zur Unehre, abgelehnt, es hat sogar noch viel radikaler die noch schlechteren amerikanischen Filme der kleineren Ufatheater abgelehnt. Dasselbe Publikum, das diese wildwesthaft (oder wildosthaft) angepriesenen Amerikaner kaum vierzehn Tage duldete, hat in diesem selben Ufa-Palast sich monatelang Bergers und Langs schöne Filme, hat sich viele Wochen lang selbst einen so problemschweren Film wie den „Letzten Mann“ angesehen. Es muß also als erwiesen gelten: das deutsche Publikum wird nicht stillhalten bei einer amerikanischen Vergewaltigung. Es sträubt sich gegen die Ueberfütterung mit ausschließlich amerikanischen, und namentlich mit mittelmäßigen amerikanischen Filmen.

Damit soll natürlich nichts gegen den amerikanischen Import an sich gesagt werden. Die guten amerikanischen Filme sind hierzulande — und gerade hier im „Tage-Buch“,

— mit Enthusiasmus aufgenommen worden. Neidlos haben Publikum, Kritik und Industrie die Vorzüge des amerikanischen Films: das Tempo, die geschickte Schneidetechnik, die konkurrenzlosen komischen Filme, den schauspielerischen Realismus, ein auf große Mimik verzichtendes, nur andeutendes, aber ausdrucksdeutliches Gebärdenspiel anerkannt. Dazu kam noch, daß sich dem im Krieg und nachher so viele Jahre lang von der Außenwelt abgeschlossenen Deutschland durch die amerikanischen Filme Einblicke in die neue Welt, in fremde Länder, in ferne Menschen erschlossen.

Nun aber haben wir, innerhalb zweier Jahren, die amerikanische Entwicklung von zehn Jahren kennengelernt. Wir haben gelernt, auch für den amerikanischen Film scharfe Qualitätsunterschiede festzustellen. Wir wollen jetzt nur noch die besten Amerikaner sehen. Wir wissen jetzt, was die Amerikaner können — und was wir können. Wir wollen, wie er auch sei und woher er auch komme, den Qualitätsfilm, den filmgemäßen, den fortschreitenden Film. Wir würden uns, — nochmals sei es, jenseits jeder nationalistischen Einstellung, gesagt, — nicht gegen die Amerikanisierung des deutschen Films sträuben, wenn er hoffnungslos und nur durch die Amerikaner zu reformieren und zu retten wäre. Daß diese Voraussetzung aber nicht zutrifft weiß jeder in Amerika und in Deutschland. Wir könnten das Hereinfluten amerikanischer Filme hinnehmen, wenn es nur Qualitätsfilme herüberschwemmte. Und selbst in diesem Falle wäre zu bedenken: noch haben sich die Völker nicht so sehr assimiliert, noch ist das Geschmacksniveau nicht so gleichmäßig nivelliert, als daß alle erfolgreichen amerikanischen Filme (man denke parallel an das Schicksal erfolgreicher amerikanischer Operetten, Dramen und Romane hierzulande), auch in Deutschland Erfolg haben müßten.

Wir haben aber dieses peinlichen Mannes Geschmack genugsam kennengelernt, um zu wissen, welcher katastrophale Rückschlag den deutschen Film treffen würde, wenn er faktisch, obwohl nicht formell, an der Spitze der Ufa bliebe. Aber selbst wenn man solcherlei Argumente nicht gelten läßt, — die amerikanischen wie die deutschen Kapitalgeber müssen bedenken: Sollte die Ufa in amerikanische Hände übergehen, so würde, bei der eben klargelegten Stimmung des Publikums, der Rest der deutschen Filmindustrie und etwa verfügbares deutsches Kapital ermutigt werden — da die Konstellation nach Wehrloswerden der Ufa besonders günstig ist — mit allen Kräften den deutschen Film neu zu stützen und aufzubauen. Es würde ein ungeheurer scharfer Konkurrenzkampf entbrennen, der den Amerikanern, die ja hier

nur Kapitalinteressen hätten, das Dasein in Deutschland sehr schwer machen würde, gegen eine Industrie, für die, so realistisch man die Sache auch ansieht, eben doch noch mehr als Kapitalsinteressen, nämlich Lebensinteressen, auf dem Spiele stehen.

Auf jeden Fall also muß für den kritisch Prüfenden die erlösende Formel heißen: Austausch, nicht Auslieferung! Austausch zwischen deutschem und amerikanischem Qualitätsfilm; niemals aber Auslieferung des deutschen an den amerikanischen Film.

FELIX BRAUN

DAS WERK VON ARNO HOLZ

Zu dem Geschlecht der Vorläufer und Bahnbrecher, der Entdecker und Konquistadoren gehört der Dichter Arno Holz weit mehr als zu den Geistern des betrachtenden Lebens, denen sonst der Künstler beigezählt wird. Ein anderes Wort als das erstgeprägte, das neugeschaffene, das lebentragende auszusprechen, hat er nie für seiner Mühe wert erachtet und so sind denn auch alle seine Bücher, die er jetzt unter dem stolzen Titel: „Das Werk" in einer zehnbändigen Gesamtausgabe bei I. H. W. Dietz in Berlin erscheinen läßt, erstmalige rebellische und erstmalige schöpferische Taten.

*

Schon in dem „Buch der Zeit", dem ersten Lyrikband des Jünglings, war, wiewohl die Form noch in Traditionsmassen verblieb, der neue soziale Gedanke der Zeit, mit neuem, starkem Ton, mit unerhörter Intensität verkündet: nur dieses Auftaktes bedurfte es, um jene „Revolution der Lyrik" anzubahnen, die zu der grandiosen Schöpfung des heute kaum noch überschaubaren Phantasus" führte, in einer scheinbar nach rückwärts gezogenen Nebenlinie sodann den entzückenden, im höchsten Maß kunstfertigen, unsterblichen „Dafnis" bildete. Auch das Drama wurde so revolutioniert. Man weiß, daß Arno Holz der Begründer des deutschen naturalistischen Dramas gewesen ist, seine literaturgeschichtliche Tat ist für alle Zeiten verbürgt. Und ebenso wie der „Phantasus" und auch der „Dafnis" die Erfüllung und Vollbringung der lyrischen Ansprüche des Dichters, der zugleich sein eigener Theoretiker ist, bedeutet haben, so stellen die späteren dramatischen Werke „Sonnenfinsternis" und „Ignorabimus"

die Bewältigung des letzten naturalistischen, ja supranaturalistischen Zieles dar, das von Anbeginn an vorschwebte. Mitten innen zwischen den beiden Bereichen steht das ungeheure satyrische Gebäude der „Blechschmiede“. Kunst- und Streitschriften verschiedenen Charakters ergänzen das Werk, das, ungleich den anderen deutschen Produktionen, ein durchweg unfragmentarisches, ein aus lauter Ganzheiten zusammengefügtes, männlich-wuchtig ohne Irrung, ohne Nachsicht, ohne Hang nach irgend einem Nebenziel geleitetes genannt werden muß.

Dieser große Wille zur Ganzheit, zum Unbedingten, zur Neugestalt schadete jedoch der Wirkung der Dichtungen: denn immer wieder überschreitet die unbeugsame Leidenschaft ihres Schöpfers, ausschließlich nach seinem Geist seine Welt zu erbauen, jene Grenze, die der Empfänglichkeit des Lesers gezogen ist. Ein Werk wie die „Blechschmiede“, die heute schon ohne Kommentar nicht völlig verstanden werden kann, hat, wie der „Phantasus“, eine besondere Auswahlausgabe not, darin das überreich verstreute Einzelschöne geschlossen zur Geltung käme. Der kühne Tadel gegen Goethe, der gewagt wird, vermag dennoch den Kenner kaum über die Tatsache hinwegzublenden, daß faustischer Geist hier waltet; bis in die Diktion, ja, bis ins Melos hinein fühlt man die Nachfolge, die keineswegs Nachahmung ist, dies allegorisch-satirische deutsche Erbe, das durch Goethe'sche Vergeheimnissung Willen, Meinung, Zorn und Liebe des Dichters kundgibt. Zwar nennt er selbst im „Vorwort“ Heine, Rabelais, Cervantes, Swift, Aristophanes seine Ahnen: doch unschwer wird man, etwa in der „Insel der Seligen“, die reich an lyrischen Schätzen ist, den höheren Ton hervorhören. Was für ein Buch des Herzens ergäbe eine Anthologie aus dem „Phantasus“! In der unermeßlichen Menge der Gedichte aber geht das einzelne fast verloren, zumal sehr viele dieser Stücke durch die Häufung und Intensivierung der Ausdrücke und Beiwörter, durch die Beschreibung der bis ins Letzte, Genaueste eindringenden Verdeutlichungen, endlich auch durch das spezifisch Preußische und Berlinische mancher Wendungen und Bezeichnungen den Leser, wie sehr er Kraft und Kunst bewundere, doch oft befremden und ermüden.

*

Arno Holz ist Ostpreuße und nur ein Mann aus solchem kriegerisch-harten, werkhaft-kühnem Stamm konnte eine Sprachschöpfung wie diese hervorbringen, kraft der jedes



Wort unverrückbar fest an seinem Ort steht, in der es kein Schwanken gibt, keine unschlüssige Neigung; aber man würde fehl gehen, wenn man die Liebe vermißt. Ein festes Herz ist immer auch ein reiches Herz. Es gibt Gedichte von Arno Holz, die man stets wieder beinahe mit Tränen liest, wie das berühmte von dem süß pfeifenden Vogel; wie seligen Gemälde des Heimatnestes; wie überhaupt fast alle des ersten „Phantasus"-Buches, darin wieder und wieder Unsägliches auf musikalische Weise hervorgelöst ist: Erinnerung, Sehnsucht, Ahnung, Liebe glänzen morgendlich in diesen Versen. Denn was könnte zarter sein als das Gefühl des echten Mannes? Die Klage des immerdar Trauernden dringt nie ganz ins Herz; wo aber der Starke, von der schicksalshaften Melancholie der Erde betroffen, Wehmut kundgibt, wie Goethe in der „Zueignung" zum „Faust", werden wir erschüttert. Nur der Held ja kann die Tragödie erleiden. Das ists, was die lyrische und die dramatische Gabe so häufig in einem und demselben Geist zusammen bindet.

*

Fünf Bände der großen Ausgabe sind bisher erschienen: das „Buch der Zeit", der „Dafnis", als erster Dramenband: „Sozialaristokraten" und „Sonnenfinsternis", zwei Bände „Blechschmiede"; vor jedem Werk steht ein für den Dichter liebevoll vorkämpfender Essay Hans W. Fischers, darin das für das Wesen, die Persönlichkeit und die Tat Arno Holzens Wissenswürdige dargelegt ist. Der schöne Druck in großer Fraktur, der flexible edle Einband, das angenehme Großoktav-Format machen die einzelnen Bücher noch um einen Geschenkwert kostbarer, den man aber auch betonen möchte: denn solche mit Aufopferung des gesamten Lebens, unter Entbehrungen und Entsagungen ungemeiner Art, wahrhaft mit Blut erschaffene Kunst bedarf endlich auch der Dankbarkeit der Nation, der ihr Dichter so Starkes, Reiches, Neues gespendet. Wenn künftig wieder über die deutsche Literatur geklagt wird, daß, so schön und tief ihre Gaben seien, sie doch nur aus Bruchstücken bestehe, aus Dokumenten gescheiterter Herzen, tragischer Geister: hier ist siegreich bewältigtes, völliges, ganzes Werk — und allerdings muß man sehr weit in die vergangenen Jahrhunderte zurück spähen, um etwas dem Aehnliches wieder zu finden, was, unbeirrt, unentwegt, ein Sohn unserer sonst zerstreuenden Zeit vollbracht hat.

ARNO HOLZ

NACHT

Der Ahorn vor meinem Fenster
rauscht;
von seinen Blättern funkelt der Tau ins
Gras;
der ganze Garten draußen glimmernd; Mondlicht auf meinem Schreibtisch
flimmernd;
und
mein . . . Herz
schlägt.
Nacht.
Ein
Hund . . . bellt . . . ein . . . Zweig . . . knickt,
ein
großer,
schwirrender,
schattendunkeler Dämmerungsfalter
. . .
. . . still! . . .
Still!
. . . Du? . . . Du? . . .
Zu
. . . mir? . . .
Du?
Die ich heimlich, demütigst, die ich
glühendst, hingebendst, die ich verzücktst, schwärmerischst,
ehrfürchtigst, schmachtendst, sehnsüchtigst
auf
Knieen verehrt,
zu der ich, schluchzend, zu der ich
inbrünstigst, zu der ich, frommgläubigst,
gebetet,
schon seit ich . . . denken kann?
Du?
Die du in deinem hohen, die du in deinem hehren, die du in deinem
herrlichen, heiligen, himmlischen
Sternenkranz
aus
Jenseitsglanz und Sphärentanz
mit
Lorbeer,
mit Plektron und mit Leyer,
seelenentflammend, seelenerletzend, seelendurchschauernd,
erhaben,
gloriolisch, beglückend, aureolisch,
siegreich,
über
alle Lande,
über alle Zeiten und über alle Völker
gestrahlt?
. . . Du? . . . Du? . . .
Zu . . . mir? . . .
Du?
Zu . . . mir? . . .
Ah,
deine Hand!
Wie . . . kalt! Wie . . . kalt!

Und
deine . . Augen
gebrochen!
Gebrochen!!
Nein! . . . Nein!
Du
darfst es nicht sehn,
daß
die Lippen mir zucken, die
Brust sich mir
krampft,
und
auch die Tränen nicht,
die ich . . . kindisch . . . um dich
vergieße!
Du
armes Weib!
Also nachts,
nachts nur noch . . . wagst du dich,
schüchtern,
aus . . . deinem . . . Sarg?
Um dich . . . auf Zehen . . . zu mir zu . . . schleichen?
Armes Weib!
Verblüht
die Kränze, die du gewunden,
verweht
die Lieder, die du gesungen,
und
in deinen Haaren, in deinen schönen Haaren,
die
so golden geflattert,
klebt nun die
Erde.
Tot, . . . tot . . . tot . . .
Und
deine Flügel, deine
armen Flügel!
Grausam, unbarmherzig,
mitleidslos
heruntergeschnitten von den schimmernden Schultern,
ah,
weine nicht! Weine nicht!
Hier! Hier!
Zu mir sollst du dich setzen, zu mir,
nächtlich, allnächtlich,
bis der Morgen . . . graut, bis die Sonne . . . scheint,
und
die Welt, die
kluge Welt wieder, gleichgültig, über dein Grab rollt
. . .
Horch!
Der Ahorn vor meinem Fenster rauscht, der
Tau . . . tropft
und
mein . . . Herz
schlägt.
. . . Nacht . . . Nacht . . . Nacht . . .

SCHEIDUNGSBRIEFE

Eine der häufigst benützten Gelegenheiten, sich würdelos aufzuführen, ist die Ehescheidung. Sage mir, wie Du Dich bei Deiner Scheidung benommen hast, und ich sage Dir, wer Du bist. Die meisten Eheleute sind ihre Scheidung nicht wert. Hier werden deshalb zwei Musterbriefe eben Geschiedener vorgelegt — als Vorlage, als Beispiel, als Erziehungsversuch.

A. *Brief der eben geschiedenen Gattin*

Meine liebe Annie, soeben komme ich vom Landgericht. Du bist die erste, der ich zurufe: Ich bin geschieden, ich bin frei! Wie dumm übrigens, daß man nicht Karten drucken kann: „Franz und Fanny teilen ihren Freunden mit, daß sie gestern, den 23. März 1925, ihre Ehe einverständlich gelöst haben. Teilnahmsvolle Briefe dankend abgelehnt". Nun, das ist nicht Sitte, die Langweiligen würden das für frivol halten und die Langweiligen sind ja immer in der Majorität. Ich werde also noch ein halbes Jahr immer wieder anhören müssen, daß irgendein Esel mich fragt: „Wie gehts dem Herrn Gemahl?" und ich werde ein halbes Jahr lang eine seufzende Miene ziehen und endlich, nach einer langen Pause, sagen müssen: „Wir sind geschieden". Wie mich die dummen Gesichter dieser sich entschuldigenden Gesellschaftsesel verdrießen!... Aber sprechen wir von wichtigeren Dingen: Also, Franz hat sich wirklich vornehm benommen! In solchen ernsten Situationen zeigt er immer wieder die tadellose Rechtschaffenheit seines Charakters. Ich konnte nicht anders, ich mußte, nachdem wir alles unterschrieben hatten, auf ihn zugehen, ihm die Hand drücken und sagen: Danke! Wie die Männer nun einmal sind, hat er vielleicht meinen Händedruck falsch verstanden, er knurrte etwas Unfreundliches vor sich hin und daraufhin ging ich natürlich sofort aus dem Zimmer. Schade!

Ich höre Dich fragen: Fanny, wenn Du so gut zu ihm stehst, warum bist Du dann von ihm weg? Frag mich nur, Annie, und frag auch für die anderen, Du kannst und sollst meine Antwort auch ihnen sagen: Wir gehen nach fünf Jahren voneinander, ohne daß er mich oder ich ihn, wie man so sagt, ertappt hätte. Denke Dir, ich habe keinen Liebhaber und er hat keine Freundin. Wir trennen uns, weil wir zu viel gegähnt haben. Miteinander gähnen, lache nicht, das ist ein fürchterlich ausgiebiger Scheidungsgrund. Am Silvesterabend waren wir im Theater. Es war ein schlechtes Stück, Franz hatte einen schweren Arbeitstag hinter sich. Aber es war

doch etwas Schreckliches, als ich mitten während des Stückes unsere Köpfe in einem Parkettspiegel sah. Er langweilte sich nach rechts, ich langweilte mich nach links. Unwillkürlich hatte er sich in den Fauteuil sehr bequem hingelümmelt, er lag förmlich in seinem Sessel und ich fürchtete jeden Augenblick, er werde anfangen zu schnarchen. Und ich, es war sicherlich auch abscheulich, ich suchte mit dem Operngucker alle Logen ab, um irgendwo ein Gesicht zu finden, das mich interessiert. An diesem Abend, in diesem entsetzlich stumpfen Nebeneinander beschloß ich meine Scheidung. Ich finde es anständig, auseinanderzugehen, b e v o r sich etwas ereignet!

Annie, ich bin entsetzlich traurig. Weißt Du, warum wir uns geheiratet haben? Weil wir beide Feuer und Flamme waren. Warum gehen wir auseinander? Weil das Feuer ausgegangen ist! Aus! Kein Fieber, wenn man sich die Hand gibt, keine Glut, wenn man sich küßt, keine Ueberraschungen mehr, nicht einmal eine dramatische Szene. Nicht einmal das Streiten hätte für uns noch Sinn. Alles war geordnet, alles war Gewohnheit, jeder tat seine Pflicht. Jeden Tag die gleichen Gebräuche. An jedem Morgen seine Zigarre, seine Zeitung zum Frühstück, jeden Mittag dieselbe Gehetztheit, jedesmal beim Kompott die Aufforderung: „Schnell, schnell, um 3 Uhr habe ich eine Konferenz". Oh, diese täglichen Gewohnheiten — vom Frühstückstisch bis ins Schlafzimmer. Jeden Abend dieselbe Debatte in den Betten: „Kind, willst Du wirklich noch lesen? I c h lösche meine Lampe aus" — „Laß mich wenigstens das Kapitel zu Ende lesen". Und nach fünf Minuten: „Kind, das schadet Deinen Augen". Was sollte ich mit so viel Besorgnis anfangen? Ich löschte aus. Ich will übrigens nicht ungerecht sein. Einmal in der Woche war Orgie.

Nun wirst Du sagen: „Das alles hast Du mir schon vor zwei Jahren so ähnlich erzählt, Du hast Dich eben in die Ehe nicht eingelebt". Nun ja, ich hätte schon vor zwei Jahren fortgehen sollen. Das Schöne war ausgelebt, es brannte nichts mehr. Aber man wartet eben doch und hofft und ist geduldig bis — bis eines Tages die Tür ins Schloß fällt. Das ist etwas, was ich übrigens selber nicht verstehe. Ich möchte einen sehr erfahrenen, sehr verständnisvollen Mann fragen: Verstehen Sie dieses G e s e t z d e r z u g e f a l l n e n T ü r ? Hundertmal schließt man die Tür, hundertmal öffnet man sie wieder, hundertmal wirft man sie zu, hundertmal dreht sie sich in den Angeln. Plötzlich fällt sie einmal scharf zu und das Schloß ist kaputt und sie geht nicht mehr auf! Damals, am Silvesterabend, als ich Franz so vollkommen empfindungstot neben mir im Theaterspiegel plötzlich sah, da schämte ich mich auf einmal so sehr, da fiel die Tür für immer zu. Franz

bemerkte erst nach vielen Tagen, daß etwas los war. Er bemühte sich, die Tür aufzubringen, soweit er überhaupt geneigt ist, sich zu bemühen, er wurde aufmerksamer als früher, er las nicht die ganze Zeit beim Frühstück die Zeitung, ich glaube, er wäre sogar zu einer Extra-Orgie ausnahmsweise bereit gewesen, aber die Tür war zugefallen, das Schloß war verdorben, es war zu spät. Ich verstehe es selbst nicht, es ist etwas wie eine chemische Veränderung in mir vorgegangen, ich mußte weg, mußte jetzt, so lang ich noch jung war, weg.

Natürlich glauben die Leute, das alles ist wegen irgendeines Mannes geschehen, den sie noch nicht herausgeschnüffelt haben. Aber ach, Annie, ich bin in diesen fünf Jahren gefühlsunfähig geworden, ich glaube, es ist etwas in mir abgestorben und gerade diese Entdeckung hat mich ja gezwungen, schnell auf und davon zu laufen.

Wenn Du Franz siehst, sag, ich hab nur Gutes über ihn geschrieben, ich weiß, das tut ihm wohl. Ich hab ihm sicher sehr weh getan, soweit man ihm überhaupt wehtun kann; im Grunde ist er ja gepanzert. Er hat mich nicht mit Mißtrauen gequält, er hat mir immer geglaubt und er hat sich auch in allen finanziellen Fragen sehr nobel benommen. Vielleicht, wenn wir beide sehr alt sein werden, sprechen wir noch sehr gut miteinander.

Ich muß aus Deutschland fort. Ich glaube, ich reise nach Nordafrika, ich will zwei Monate in der Sonne liegen und dann nachsehen, ob ich noch lebendig bin.

Ich umarme Dich

Deine Fanny.

B. *Brief des eben geschiedenen Gatten*

Lieber Freund! Wenn Du mich vor sechs Wochen nach den Gründen meiner Scheidung gefragt hättest, ich hätte Dir beim besten Willen keine Antwort geben können, ich konnte Fanny anfangs gar nicht begreifen, wahrhaftig, ich wußte die Erklärung nicht und ich war innerlich zu gebrochen, um die Sache mir selber klar machen zu können. Das Gerede der Leute ist jedenfalls ebenso dumm wie haltlos, Fanny hat mich mit gar niemand betrogen, ich habe sie nie betrogen; wer diesen Fall ergründen will, mein lieber Johannes, der muß den nicht alltäglichen Charakter Fannys und, wenn ich das sagen darf, auch meinen kennen. Die Sache ist mir verdammt an die Nieren gegangen, eben weil ich wochenlang für Fannys plötzlichen Entschluß, der anfangs nur eine Laune schien, weit und breit keinen triftigen Grund erkennen konnte. Die sechs Wochen Weißer Hirsch, im besonderen die Aussprachen mit

Dr. Adler, haben mich nun halb und halb in Ordnung gebracht, ich sehe die Sache heute nicht mehr ganz so tragisch an, ja ich sage mir zurückschauend: Vielleicht hat Fanny instinktiv das Richtige getroffen. Es kommt dazu, daß ich seit acht Tagen meine Cousine Cilly, quasi als Hausdame, bei mir habe, es läuft im Hause alles wie am Schnürchen, besser als.... aber schon der Vergleich enthält ja Ungerechtigkeiten nach beiden Seiten.

Wenn ich heute die Ursache von Fannys plötzlichem und dann wider Erwarten unüberwindbaren Entschluß zu analysieren versuche, so sage ich mir: Es ist unverbesserliche Abenteuerlust, die Fanny von mir weggetrieben hat, sie hatte — bei ihrem Exterieur nicht weiter verwunderlich —, das ständige Bedürfnis, Eindruck zu erwecken. Wenn man ruhig neben ihr im Theater saß, zuweilen etwas ermüdet, denn schließlich schuftet man ja nicht wenig, so empfand sie dieses Ausruhen im Nebensessel als eine Art Majestätsbeleidigung. Wehe, wenn ich am Frühstückstisch die Zeitung lesen wollte. (Cilly denkt darüber etwas toleranter.) Nichts hat mich so nervös gemacht wie ihr Herumgucken und Absuchen, wenn sie im Theater neben mir saß und überall hinschaute, nur nicht auf die Bühne. Das nimmt man bei einer Liebschaft hin, bei der eigenen Frau muß man das tiefste, absolute Gefühl der S i c h e r h e i t haben, eine Frau ist ja nicht der Flirt ihres Mannes, bei Deiner Frau mußt Du ausruhen können.

Gerade dieser Sinn für Ruhe hat Fanny immer gefehlt. Das Leben in der Großstadt ist so aufreibend, daß man zu Hause die Stille des Hafens genießen will. Fanny hatte nun geradezu eine tödliche Abneigung gegen alles Idyllische, sie will immer irgend eine Ueberraschung haben, sie wartet immer auf irgend etwas, und jede normale Ordnung ist ihr verhaßt. Ich bin aber vollkommen überzeugt davon, daß die Grundlage jeder wirklich produktiven Tätigkeit eine ganz geregelte Lebenseinteilung sein muß, in der, gewiß, auch eine oder die andere Stunde einkalkuliert sein kann, die ungezwungener Lustigkeit, um nicht mehr zu sagen, gewidmet ist. Wir sind ja auch regelmäßig zweimal in der Woche ausgegangen. Seit Cilly da ist, die mehr Sinn für Stille hat, gehe ich höchstens einmal aus, übrigens meist ohne sie, ich will mir diese alten Abhängigkeiten gar nicht erst wieder einführen. Es besteht die Frage, ob ich nicht gut daran täte, Cilly zu heiraten. Dafür spricht a) sie versteht das Haus zu führen, b) sie interessiert sich für das Geschäft, c) sie würde etwa 60 000 Mark mitbringen, die mir gerade jetzt in der Firma sehr erwünscht wären, d) rät mir mein Hausarzt Dr. Adler, unbedingt dazu, schon wegen meines Magenleidens, das sich ja in Fannys ver-

wirrender Nähe unbedingt entwickeln mußte. Dennoch zögere ich und will die Sache auch noch mit meinem Sozius, der Anfang nächsten Monats zurückkommt, durchbesprechen. Für die Heirat spricht es, daß ich seit Cillys Regierungsantritt 6 Pfund zugenommen habe.

Mit vielen Grüßen Dein alter

Franz.

PS. Cilly sieht übrigens etwas älter aus als sie ist, vielleicht weil sie grelle Farben in der Kleidung nicht liebt. Cilly ist erst vierunddreißig!

EAN PAUL

POLITISCHE WEISHEITEN

Mit den deutschen W u n d e n sind zugleich auch die deutschen O h r e n offen; daher rede Heilsames, wer es vermag, und möchten nur Männer, die es am besten vermöchten, jetzt nicht schweigen! — Die neue Zeit fordert neue Kräfte. Neue Staatsschiffe lassen, wie neue Boote, noch Wasser ein, bevor sie zugequollen sind.

*

Jeder K r i e g s s t u r m gleicht dem Sirokkowind; die Gestirne scheinen zu schwanken, so fest sie auch auf der alten Stelle oder Bahn beharren.

*

Das Schicksal geht mit V ö l k e r n wie Heliogabalus mit seinen Köchen um; brachte ihm einer eine schlecht erfundene Brühe, so nötigte er ihn, so lange davon zu leben, bis er auf eine bessere gefallen war.

*

Staatsschiffe, welche die Segel verloren, haben darum noch nicht die Anker eingebüßt.

*

S o l d a t e n p l a g e. Diese kann man länger haben als echte S o l d a t e n, so wie Zahnschmerzen länger als Zähne.

*

Jeder Staat sollte als Zensor der Meinungen, der politischen und der religiösen, aus Don Antonio de Ulloa sich der Spinne Cayba erinnern, welche tödlich vergiftet, wenn man sie bei ihrem Angriffe erdrückt, aber welche nicht beschädigt, von der Haut nur weggeblasen.

*

Selten verstehen die N a c h f o l g e r eines Genius das bis in den Leuchter herabgebrannte Licht hinaufzuschieben; daher schmilzt Licht und Leuchter.

*

Der Franzose liebt seine Volksbrüder feurig, wo er sie finde. In Deutschland aber läuft der Epheu der Vaterlandsliebe mehr am Throne empor als auf dem Boden umher; nämlich wir haben immer einen großen Fürsten — groß entweder geographisch oder heroisch oder sittlich — vonnöten, um erst an ihm das Vaterland zu lieben.

*

Ich wünschte, ich hätte ein edleres Gleichnis, um die deutsche Tauglichkeit für echte Wissenschaft und Freiheit anzupreisen, als die Bemerkung Bechsteins, daß eben Hartnäckigkeit und Ungelehrigkeit stets die besten Vorzeichen eines vortrefflichen Hühnerhundes sind.

*

Von Jahrhundert zu Jahrhundert wird uns die Tyrannei oder Despotie kenntlicher bezeichnet, so wie die Klapperschlange mit jedem Jahre neue Warnklappern ansetzt und damit sich ansagt. So arbeitet doch einigermaßen dem Fortgange fremder Kraft und eigener Schwäche der Fortgang des Scharfblicks entgegen. Schwerlich wird jetzt ein Volk unvermutet ein Knecht.

*

Manche Staaten gleichen Orgelpfeiffen, die man bloß deswegen sehr lang macht, damit man sie richtig stimme durch Abschneiden. Fragt doch die Angaffer der Riesenländer: welche Länder waren glücklicher, gediegener, weiser, die großen oder die kleinen? Vergleicht Athen, Sparta, die Hanserepubliken, einzelne italienische Staaten — mit orientalischen Reichen, mit China, mit dem vorigen Rußland. Riesenstaaten gleichen der Riesenmuschel, deren Schalen sechs Zentner wiegen und der Fleischinhalt 25 Pfund.

*

Deutschland war lange ein Wald; aber nach Wäldern ziehen sich Gewitter und Regen.

*

Gutes Deutschland, oft haben dich die Sittenlehrer und Länderkundigen das Herz Europas genannt! Du bist es auch; unermüdlicher schlagend als deine Hand, bewegst du dich wärmend fort, sogar im Schlaf und im Siechtum.

*

Glaubst du, es gebe keinen kleineren Freifelsen und Freistaat als San Marino in Welschland? Es gibt einen Freistaat, der in einer Brust Raum hat — oder hast du kein Herz?

(Aus den Politischen Schriften ausgewählt von Fred Fonsi)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, 3. Novemberwoche.

Am 5. November hat der König von Spanien eine Verfügung über die „Anwendung außergewöhnlicher Maßnahmen" erlassen, die infolge der „vorausgegangenen Ereignisse und des derzeitigen Standes der Handelsbeziehungen zwischen Deutschland und Spanien" notwendig geworden seien. Inhalt: die deutsche Einfuhr nach Spanien wird mit einem Sonderzuschlag von 80% belegt; in den spanischen Kolonien wird deutsche Einfuhr überhaupt verboten. Das ist der Zollkrieg, den uns die deutschnationalen Händler (es sind in der Tat keine Helden!) beschert haben. Und warum beschert? Weil die deutschen Weinbauern von der spanischen Konkurrenz angeblich erdrückt werden. Aber die Weineinfuhr Spaniens nach Deutschland betrug im ersten Halbjahr 1925, gerade unter der Wirkung des gekündigten Handelsvertrags, nur 11 Millionen Mark, wogegen die deutsche Gesamtausfuhr nach Spanien sich auf 69 Millionen Mark belief. Ja, noch mehr, die Gesamtbilanz des deutschen Handels ist gerade unter diesem gekündigten Vertrag noch aktiver geworden als sie vorher schon war. Und was den deutschen Weinbau anbetrifft, muß festgestellt werden, daß seine ganze Jahresproduktion insgesamt nicht höher ist, als die deutsche Fertigwarenausfuhr nach Spanien. Die Intelligenz eines Vorgehens, das wegen einer vielleicht ablenkbaren Einfuhr-Quote von 22 Millionen jährlich die volle Ausfuhrsumme von 138 Millionen jährlich ruiniert, bedarf also keiner näheren Beschreibung. Spanien, das mehr von Deutschland bezieht als es liefert, ist in diesem Kampf offenbar der viel stärkere Teil, es ist der Kunde, um den man werben muß, dem man mitnichten diktieren kann. Es ist richtig, daß nicht nur am Rhein die Reben blühen. Aber es ist leider auch richtig, daß nur in Deutschland Deutschnationale leben.

Einsam auf weiter Flur steht ein Zinssatz, Privatdiskont genannt. Er ist ohne Kontakt mit dem Getriebe der Wirklichkeit, sinkt und sinkt immer tiefer — eben ist er auf $6^3/_4$ Prozent angelangt — und wenn es so weiter geht, so fehlt nicht mehr viel, und der Vorkriegsstand ist wieder erreicht. Auf diese Wundererscheinung weist nicht ohne

Stolz die Regierung hin, wenn sie den Erfolg ihrer Abbauaktion demonstrieren will; diese Wundererscheinung ist es auch, die, wie uns scheint, dazu dienen soll, das Verlangen nach neuer Diskontherabsetzung zu begründen. Nachdem sich die Differenz zwischen Bank- und Privatsatz, so wird argumentiert, auf $2^1/_4$ Prozent erhöht hat, ist es höchste Zeit geworden, daß die Reichsbank den „Marktverhältnissen" Rechnung trägt und mit ihrem offiziellen Diskont dem Privatsatz nacheilt. Nun ist es richtig, daß in früherer Zeit der Privatsatz ein wichiger Barometer für den Stand der Geldversorgung gewesen ist. Am Privatdiskontmarkt werden die Akzepte der ersten Banken gehandelt und an ihrem Preise kann, Funktionsfähigkeit des Marktes vorausgesetzt, mit ziemlicher Sicherheit abgelesen werden, ob Geld knapp oder reichlich vorhanden ist. Aber seit mit der Inflation auch der Privatdiskontmarkt erloschen ist, sind alle Versuche, ihn wieder zum Leben zu erwecken, vergeblich gewesen. Solange die reichliche Zinsspanne zwischen Soll und Haben den Banken die Möglichkeit läßt, sich im Kontokorrentgeschäft einen höheren Nutzen zu sichern, lehnen sie es, von gelegentlichen Ausnahmefällen abgesehen, im allgemeinen ab, das eigene Akzept gegen eine mäßige Provision in Umlauf zu setzen. Und während infolge dieser besonderen Verhältnisse das Angebot an solchen Wechseln ganz besonders knapp bleibt, hat man die Nachfrage noch künstlich vergrößert. Zwar legt niemand aus bloßer Liebhaberei sein Geld zu $6^3/_4$ Prozent in Privatdiskonten an, wenn er für erstklassige preußische Schatzwechsel $7^3/_4$ Prozent und für Warenwechsel, die von den allerersten Banken, wenn auch nicht akzeptiert, so doch garantiert sind, volle $8^3/_4$ Prozent erhält. Aber Post und Eisenbahn und andere öffentliche Stellen werden zu solchen Anlagen gezwungen. Die Post beispielsweise ist verpflichtet, ihre Postscheckeinlagen im Gesamtbetrage von 600 Millionen Reichsmark, abgerechnet die unentbehrlichen Kassenreserven, zu einem vollen Drittel der Reichsbank zur Verfügung zu stellen, die damit nach Gutdünken entweder Bankakzepte oder sonstige Wechsel für Rechnung der Betriebsverwaltung anschafft. Wo es möglich ist, eine solche Zwangsnachfrage zu etablieren, die wirksam bleibt ohne Rücksicht darauf, wieviel Prozent am Markte zu erlösen sind, fällt es freilich nicht schwer, den Privatdiskont so tief zu drücken, wie man will. Theoretisch ist es denkbar, daß der Satz eines Tages bis auf den Nullpunkt heruntergedrückt wird, müßte man nicht damit rechnen, daß die Reichsbetriebe, auf deren K o s t e n sich diese Zinssenkung vollzieht, gegen die Beeinträchtigung Protest anmelden werden. Die Post klagt schon heute, daß ihr Postscheck-

verkehr, von dem man annehmen sollte, daß er unter den heutigen Zeitverhältnissen ein glänzendes Geschäft wäre, mit einem Defizit abschließt. Das erklärt sich zu einem Teil jedoch aus der technischen Rückständigkeit der Scheckämter, zum anderen indessen aus dem geringen Erlös für die Reserven. Was bezweckt man aber mit diesem ganzen, beharrlichen Druck auf dem Privatsatz, der doch über die allgemeine Lage des Geld- und Kapitalmarktes nicht das geringste aussagt? Während in Wirklichkeit das Wechselportefeuille der Reichsbank langsam aber sicher anschwillt, (obwohl nebenher der Prozeß der Umwandlung von Anleihenvaluta in Reichsmark vor sich geht), während also die Lage des Kapitalmarktes keineswegs entspannt ist, im Gegenteil starke Klemme herrscht, wird hier an Stelle eines durch freies Spiel von Angebot und Nachfrage erzeugten echten Marktes mit aller Gewalt ja doch nichts als nur ein blasses Retortengebilde ohne eigene Lebenskraft erzeugt. Wer soll damit getäuscht werden? Diejenigen, die ein Interesse für solche Angelegenheiten haben, sich also nicht werden täuschen lassen? Oder diejenigen, die man täuschen kann, die aber gar keine Rolle spielen ?

Es ist offenbar verkehrt, wenn die sogenannte Kapitalverkehrsteuer auch dort erhoben wird, wo gar kein Kapital verkehrt. Gleichwohl geschieht das z. B. immer dann, wenn eine bestehende Privatfirma in die Aktienform gebracht wird, oder wenn bestehende Einzelunternehmungen miteinander verschmolzen werden. Dann wird, obwohl sich nur die juristische Form und der Name ändert, die sogenannte Gesellschaftssteuer erhoben, im einen Falle in voller Höhe mit 4 Prozent, im anderen immerhin mit der Hälfte davon. Das nimmt natürlich die Lust zum Zusammenschluß, zumal die Fusionssteuer nicht die einzige Belastung ist, die bei einer Vereinigung von Unternehmungen getragen werden muß. Die 3prozentige Grunderwerbssteuer, die in Preußen den Kreisen zufällt, tritt hinzu, außerdem noch ein Häufchen von Urkundenstempeln, Grundbuchabgaben, Registergebühren und Notariatskosten. Der Ruhrtrust hat seine Umgründungsspesen auf rund 50 Millionen Mark berechnet; und sogar wenn man 10 Millionen davon auf Konto Uebertreibung setzt, bleibt immer noch eine Summe übrig, die respektabel genug ist, um bittre Beschwerden gegen den scheinbar unerbittlichen Fiskus zu rechtfertigen. Hat es einen Sinn, so fragt man, die Zusammen-

fassung der Betriebe in dieser Weise unter Strafe zu stellen, wo sie doch im Interesse der Verbilligung der Produktion von allen Seiten propagiert wird, auch von solchen, die die Gefahren der heranreifenden Monopole nicht verkennen? Die Frage ist nicht nur im Hinblick auf die bevorstehenden Großfusionen des Anilin- und des Montantrustes aktuell. Wenn auch die absoluten Zahlen bei der Serie von anderweiten Zusammenschlüssen, mit denen die Oeffentlichkeit im Laufe der nächsten Monate überrascht werden wird, nicht ganz so imposant sein werden —: im Verhältnis fallen sie für die kleineren Gruppierungen nicht weniger ins Gewicht. Was stünde im Wege, die Fusionssteuer generell zu ermäßigen und zu streichen, wenn man diese Zusammenschlußbewegung wirtschaftlich für erwünscht hält? Der Fiskus braucht mit solchen Zufallsgewinnen nicht zu rechnen, und die Vernunft spricht dafür, daß der Konzentrationsprozeß, den der Wirtschaftsminister befürwortet, nicht vom Finanzminister mit prohibitiven Abgaben belegt wird. Die Vernunft spräche sogar dafür, die Kapitalverkehrsteuer vollkommen abzuschaffen, auch dort, wo wirklich ein Kapitalverkehr stattfindet. Denn es ist im Grunde ein Unsinn und spricht jeder Gerechtigkeit Hohn, wenn man das Kapital nicht nach seiner Leistungsfähigkeit, sondern nach dem Grade seiner Beweglichkeit zur Tragung der öffentlichen Lasten heranzieht, obwohl doch unsere effektenkapitalistische Epoche ganz auf die Fungibilität des Kapitals abgestellt ist. Warum also nicht begeistert einstimmen in das Kriegsgeschrei, das Industrie, Handel und Banken gegen die Kapitalverkehrsteuer und besonders gegen die Fusionssteuer ertönen lassen? Nun, wenn dieselbe Folgerichtigkeit und Gerechtigkeit in diesen Kreisen auch dann festzustellen wäre, wenn es sich um die Belastung anderer Volksschichten handelt, wäre man rasch einig! Aber so lange nicht mit gleicher Vehemenz dagegen protestiert wird, daß durch Zölle und Abgaben beispielsweise diejenige Familie am stärksten betroffen wird, die über das wenigste Geld und die meisten Knder verfügt und daher das höchste Quantum Brot und Salz zu verzehren genötigt ist, so lange man duldet und fordert, daß, wenn es um die breite Masse geht, die Gerechtigkeit, auf den Kopf gestellt wird, obwohl hier nicht, wie bei den Fusionen, wenistens in der Zukunft erhöhte Gewinne winken, so lange werden sich die Interessenten damit abfinden müssen, daß man ihren eigenen Wünschen allenfalls abwartende Neutralität entgegenbringt. Denn was dem einen nicht recht ist, darf dem andern nicht billig sein. Und es gibt in der Politik, auch in der Wirtschaftspolitik, eine praktisch sehr wirksame Theorie der Kompensationsobjekte.

GLOSSEN

ENTDECKUNG DES WEIBLICHEN KÖRPERS

Unter einer dicken Schicht von Fett, Jungfernzartheit, Hausfrauentugend, Bewegungsscheu, Minnigkeit, Sinnigkeit, anerzogener Feigheit und Angst haben wir das Weib ausgegraben. Zweiunddreißig geologische Schichten der Kultur mußten wir abheben, ehe wir wieder auf den wahren Körper des Weibes stießen. Wir haben eine alte edle Skulptur aus dem Moder und der Enge eines dunklen Kellers hervorgeholt, wir haben sie von den dicken schweren Erdklumpen der Moralen, vom Guano der Vorurteile gereinigt. Uns, den Menschen dieses draufgängerischen, von tausend niegekannten Kräften explodierenden zwanzigsten Jahrhunderts, ist die große, umwälzende, fundamentale Entdeckung gelungen. Wir haben das wilde, geschmeidige, kraftgespannte Weibchen der Tiergattung Mensch wiederentdeckt!

Der Entwicklungsgang der Tiergattung Mensch ist paradox. Es heißt Selbstdomestizierung. Der Mensch strebt darnach, sich zum Haustier seiner selbst zu machen. Staat, Kultur, Ethik, Volkswirtschaft — Selbstdomestizierung. Und wie bei allen Haustieren heißt das: Drosselung der Triebkraft der Instinktmotore, Aufhebung des Gefahrmomentes bei der Nahrungs- und Begattungssuche, Behütetsein vor dem Zerrissenwerden. Der nackte Körper hört allmählich auf, Waffe zu sein, Flucht- und Angriffswerkzeug. Beim Manne ist die Domestizierung nur halb gelungen. Er hätte sich selbst ausrotten müssen, um vor dem Zerrissenwerden geschützt zu sein. Denn immer noch blieb der Mensch der Wolf des Menschen. Aber durch die Mechanisierung des Zerreißens wurde der Körper aus seiner Funktion als Waffe hinausgedrängt. Der erste Feuerstein, der vom Steinzeitmenschen zum Keile geformt wurde, bedeutete das Ende der Waffen Zahn und Kralle Der Körper wurde Waffenschwinger. Kanone und Kriegsgas entkleideten ihn auch dieser Eigenschaft. Immerhin erhielten Krieg, Jagd, oft auch Arbeit dem Manne einen Teil seiner wilden Tierkörperlichkeit.

Anders bei der Frau. Bei ihr ist die Domestizierung schon vor Jahrtausenden vollständig gelungen. Sie hörte auf, das im Kampfe, im Ueberfalle, im Sprunge Nahrung suchende Tierweibchen zu sein. Sie hörte auf, sich durch eigene Klauen, Zähne, Waffen gegen das Zerrissenwerden zu wehren. Sie wurde genährtes, behütetes Haustier, das einzig etwa durch Arbeit — wie die Kuh unterm Joche — sich der Sprung- und Beugesehnen der Füße, der Hebekraft der Arme und des Nackens bewußt werden konnte. Sie wurde im Orient die Eier legende, fette Henne, die im Dutzend von einem einzigen Manne in den Hühnerstall der Harems und Frauengemächer gesperrt wurde. Sie war in China das kleine trippelnde Weibchen mit künstlich verkümmerten Füßen, wie ein Haustier, dem man die Fußsehnen durchschneidet, damit es nicht flüchten kann. Kein Standbild, kein Papyrus ist uns aus der griechischen Antike erhalten, der uns von dem gymnastischen Körper der Frau mitten unten den athletischen Körpern der Männer spräche. Die Amazonen, Artemis, Athene sind ebenso wesenlose Sage wie etwa der hundertarmige Briareus. Man hört nichts davon, daß in Olympia neben den Männern eine Riege athletischer Griechinnen im Penthalon

gekämpft hätte. Auch hier war das Weib jungewerfendes, säugendes, nützliches Haustier. Nicht anders war es in unseren christlichen europäischen Jahrhunderten. Der Marienkult, vor allem das Rittertum hob die Frau in den Himmel, aber es erschlug bis auf die Reste der Brunst und Mütterlichkeit das Tier in ihr. Während das Tigerweibchen wie am Schöpfungstage geschmeidiger Sprung, zermalmender Kraft war, während die Hirschkuh im Laufe dahinflog, deklarierte man Kraft, Sprung und Lauf für unweiblich. So verfiel die bürgerliche Frau der Verkuhung. Wamme, Bauch und Euter mit dem behäbigen Gang der fettgepolsterten Haut, behängt mit dem bewegungshemmenden Geschirr von Frisuren, Tournüren, Korsetten, Cules de Paris und Unterröcken. Das „feine, zarte" Weib wurde zum Kanarienvogel, der im Käfig seiner Toiletten gefangen war, mit mageren muskellosen Vogelbeinchen und — wenn man so sagen darf — Aermchen. Die Arbeiterfrau wurde zur abgetriebenen Stute, lahm zum Laufen, Stoßen und Beißen. Der herrliche, geschmeidige, wilde Weibchenleib war wegdomestiziert! Er war versunken.

Aber nun hat sich die Zeit erfüllt. Wir beginnen die großen Ausgrabungen und Entdeckungen. Zuerst wurde der halbverschüttete männliche Körper zur alten Herrlichkeit wieder ausgegraben, Sport! Das heißt Besinnung auf die Tierkörperlichkeit. Besinnung auf die Waffe Körper. Glücksgefühl der bewegten, gespannten, belasteten Waffe. Rückkehr zur Herrlichkeit, Lust und Ausgeglichenheit des erdgewollten „wilden Tieres." Und plötzlich erkennen wir auch mit tiefster Scham die jahrtausendelange Entwürdigung des weiblichen Körpers. Wir beginnen ihn vom Schmutze naturlästerlicher Umhüllungen, von der Sünde der Bewegungsarmut zu befreien. Wir reißen ihn heraus aus Verfettung, Muskelverkümmerung. Wir brandmarken das „Weibliche" als Sünde gegen den heiligen Leib. Und siehe da! Nach den plumpen Laufversuchen der domestizierten Frau mit dem schaukelnden Fleischgehänge entdecken wir plötzlich den schlanken, pfeilschnellen Lauf straffbusiger Mädchen. Wir entdecken den federnden Sprung, den schleudernden Arm. Der Körper duckt sich wieder, schleudert sich wieder und verborgen unter zarterem Fleisch nährt sich wieder der Muskel zur Kraft. Das uralte wunderbare Weibtier reckt sich wieder vor uns auf. Und wie die Löwin neben dem Löwen schreitet es neben uns, kraftvoll, geschmeidig und gefährlich.

Arnold Hahn

FALSTAFFS PRINZ

Ein paar indiskrete photographische Aufnahmen zeigten neulich den englischen Thronfolger in Damenkleidern. Er hatte für eine Liebhaberaufführung, die an Bord seines Schiffes stattfand, sich die Rolle der jugendlichen Salondame ausgewählt. Gern gibt man zu, daß dieser Kavalier von fünf Weltteilen, auch in Frauenkleidern gute Figur macht. Nur die Beine scheinen, so weit man sehen kann, etwas zu dünn. Diese Bilder haben einiges Aufsehen erregt, und einer der namhaftesten liberalen Publizisten Englands schrieb rügend, daß das keine Art für den Prinzen von Wales sei, sich für seinen majestätischen Beruf vorzubereiten.

Nun kann man sagen: zu schweres Geschütz für einen kleinen Scherz. Man kann auch finden, daß der bunte Weiberrock und die

blonde Perücke, die der junge Herr trug, durchaus nicht komischer wirken als heute Hermelin und Purpur und der „pathetische Hut", wie Karl Rößler die Krone so schön nannte. Außerdem beruht es auf einem moralisch fundierten Irrtum anzunehmen, daß der Prinz in jeder Lebenslage die kommende Würde zu verkörpern habe. Denn die englische Monarchie ist längst jeden feierlichen Charakters bar und in erster Linie die höchste repräsentative Spitze der vornehmen Welt. So pendelt der Prinz von Wales ständig zwischen ein paar Erdteilen, von Kanada nach Kapstadt, von dort nach Kalkutta und wieder zurück, bald als Mannequin der Oxford-Hose, bad um zu manifestieren, daß seine Dynastie heute ein mit allem Komfort der Neuzeit ausgestattetes Stück Mittelalter sei, flexibel genug, um jeden Wandel zu überdauern, stets angepaßt der letzten gesellschaftlichen Mode, so aufs beste gerüstet, auch den Wechsel der politischen Moden zu überdauern.

Das ist der große Unterschied zwischen diesen Propagandafahrten und den einstigen Reisen unserer Hohenzollern. Ob Kairo oder Jerusalem oder im mondänen Badeort sie zogen immer wie die stolzen Sieger ein, sie kamen nie an, — sie zogen ein. Inmitten von Roß und Reisigen, Tribut in Form von Bewunderungsorgien heischend, und selbst um die weiße Flanellhose des Strandanzuges baumelte ein unsichtbarer Kavalleriesäbel. Die Hohenzollern waren immer die Barnums unter den Monarchen und führten außer ihrem sonstigen Reisegepäck zum Ueberfluß auch stets noch ideelles Kopfgepäck mit, einen „Gedanken", eine mystische Ueberzeugung. Der englische Thronfolger jedoch reist nicht für einen Gedanken, sondern für eine Macht, die immer bereit ist, sich anzugleichen. Das heißt, der Prinz wird royalistisch sein mit vermotteten Legitimisten, er wird ernste theologische Gespräche führen mit den Bischöfen, er wird im Bürgerhause so intensiv den Charmeur spielen, als hätte er es dringend notwendig, an der Erbtochter seine Finanzen aufzufrischen. Er wird im feudalen Klub die schlaffen Mundwinkel resignierter Lasterhaftigkeit zeigen, und wenn es darauf ankommt, wer weiß, wie bald?, mit den roten Männern vom Clyde die Internationale singen. Wenn ein deutscher Prinz in einem so verfänglichen Bild festgehalten worden wäre, wie dem in Weiberkleidern, dann hätte der brave Untertan sicherlich in jäher Erleuchtung geraunzt: „Nette Bescherung! So leben die Herrschaften, und dafür zahlen wir Steuern", und sich dabei etwas furchtbar Perverses gedacht. Auch das englische Publikum aller fünf Weltteile denkt sich vielleicht etwas Aehnliches, aber im übrigen kommt es nur zu dem Schluß, wie riesig angenehm und leger doch eigentlich der Stil der angelsächsischen Zivilisation ist, wie alles gestattet ist, wenn es nur jenes von London bis Darjeeling allein gültige Siegel trägt. Mögen ein paar puritanische Gouvernantenseelen Anstoß nehmen, auch dieses peinliche Photo ist ein Werbeplakat des Imperiums.

Shakespeare war es, der den Prinzen entdeckte, der sich in lüderlicher Gesellschaft herumsielt, um nachher ein über die Maßen weiser König zu werden. Mit der Thronbesteigung hört der Spaß nämlich auf. Der Engländer kann sich seinen König nur in einer Hosenrolle denken und würde es George V. sehr übelnehmen, wollte er zur Erhöhung der Stimmung etwa Charleys Tante spielen. Aber dem liebenswürdigen jungen Herrn wird an-

standslos die magna charta des ungebundenen Lebens erteilt, um sich nach seinem Gusto für seinen späteren pathetischen Beruf zu bilden. Und ist es nicht besser so? Fallstaff war ein besserer Erzieher als Hinzpeter.

C. v. O.

BRIEFE AN DAS TAGE-BUCH

1.

Chapiros Gedankenreichtum

Ludwigshafen, im November.

Herr Joseph Chapiro, dem Sie vor einigen Wochen im „T.-B." anläßlich des Gémier-Empfanges ein mit boshaften Schnörkeln verziertes Denkmal errichteten, läßt sich in der „Frankfurter Zeitung" in einem Aufsatz über Maupassant aus. Da mir die eigene Produktion des Herrn Chapiro bisher unbekannt geblieben war, konnten mich auch Ihre kleinen gelegentlichen Sticheleien nicht beeinflussen; nun, nach dieser ersten Konfrontation mit einer literarischen Leistung Ihres Angriffsobjekts muß ich sagen, daß ich ziemlich niedergeschmettert bin. In der Ausdehnung von mehr als drei Spalten schleppt Herr Chapiro eine Unmenge von Plattheiten herbei, die er im einzelnen nicht einmal richtig zu plazieren versteht. Herr Chapiro meint, daß die Wertung Maupassants heute nicht mehr der früheren entspräche: „Die Ursache dessen, glaube ich, ist darin zu suchen, daß es ihm an großen schöpferischen Ideen mangelte. Ihm fehlte auch jedes Verständnis für Geschichte, ihm war Athen, Rom, die ganze Antike, ebenso wie das Paris und Frankreich der vergangenen Jahrhunderte fremd." Welch strenger Präzeptor! Welcher Literator hätte jemals einen Schilderer modernen Lebens danach beurteilt, in welchem Maße ihm die Antike vertraut sei? Von so hoher intellektueller Warte aus kann Herr Chapiro natürlich mühelos einem Maupassant Ideen absprechen, hat ihm doch der von ihm patronisierte Herr Gémier in einem Zeitungsartikel „Intelligenz, Talent, Gedankenreichtum und vor allem hinreißenden Idealismus" ausdrücklich bestätigt. Was bedeutet neben einem solchen Geistesfürsten ein kleiner Novellist wie Maupassant, der keinen höheren Ehrgeiz kannte, als seine bescheidenen Einfälle völlig ideenlos niederzuschreiben? Ganz nebenbei zitiert Herr Chapiro den „schwedischen" Romancier Johann Bojer, der eigentlich Norweger ist, was an und für sich auch gar nicht so wichtig wäre, das zu wissen, aber von einem so unerbittlichen Kritiker verlangt werden muß, der einen großen Dichter rüffelt, weil er in Rom, Athen und der ganzen Antike nicht recht Bescheid wußte.

Die von Herrn Chapiro angekündigten Gespräche mit Gerhart Hauptmann sind, wie ich hörte, nicht herausgekommen. Gibt es kein Mittel, auch seine Begegnungen mit toten Dichtern zu inhibiren?

Prof. M. Gebauer

2.

Moralische Entwaffnung

In der Buchhandlung an der Potsdamer Brücke liegt eine kleine Broschüre aus, für ein paar Groschen zu erstehen, in der ein tapferer Franzose seine Ansichten über die wirkliche Entwaffnung der Völker

vorträgt. Es ist der General Percin, ein unwahrscheinlich alter Herr, der sicherlich als Jüngling schon die Kanonen von Marengo donnern hörte, und der heute, ein blinder Greis, das Fazit eines langen militärischen Lebens zieht. Er predigt die Entwaffnung. Das heißt, die Abrüstungsbestrebungen des Völkerbundes betrachtet er skeptisch. Nehmt den Menschen die Mordwaffen, meint er, und sie fallen vielleicht mit Petroleumkannen übereinander her, vernichten sich gegenseitig die Ernte und die Häuser.

Der alte Soldat gehört also nicht zu den Pazifisten, die unbedingt an das angeborene Gute der Menschennatur glauben. Die Völker müssen erzogen werden, sagt er, und deshalb ist es unbedingt notwendig, zuerst mit der militärischen Gebärde auch im Alltag ein Ende zu machen. Rücksichtslos geißelt er die Politiker seines Landes, die noch immer chauvinistischer Rhetorik nicht entsagen können, und selbst einem Herriot wirft er seine gelegentlichen Entgleisungen unbarmherzig vor. Percin fordert nicht nur radikale Umstellung des Geschichtsunterrichts, sondern auch Schluß mit allen Erinnerungsfeiern, Kriegsdenkmälern und Benennung von Straßen nach Schlachtfeldern. Alle Straßen, die ihre Namen nach „Helden" und Schlachten führen, sollten umgetauft werden, möglichst viele Denkmäler, die dem Andenken blutigen Ruhmes geweiht sind, unverzüglich verschwinden. Wenn in Europa der Friede einkehren soll, dann muß man sich zunächst von dem Vergangenen mit wirksamer demonstrativer Geste abkehren. Es wird natürlich kluge Leute geben, die sagen, daß das alles mit den „Realitäten" nichts zu tun hat. Aber ergreifend ist doch dieser Antikriegs-Enthusiasmus eines greisen Offiziers.

Dr. B. Caspari

TISCH MIT BÜCHERN

Max Brod: Reubeni, Fürst der Juden. Verlag Kurt Wolff, München 1925.

Eine Zeitlang schien es so, als verhielte sich, einem übermächtigen Lieberserlebnis gehorchend, der Dichter der „Franzi" und des „Lebens mit einer Göttin" in der Reserve. Der im „Leben mit einer Göttin" unternommene Vorstoß in eine Welt ungeheuerlicher Liebesgefühle hatte, so schien es, den berauschten Dichter mehr auf die Seite des Romantischen getrieben. Im „Reubeni" aber ist der Problemkreis „Leben mit einer Göttin": die ins Tragische gerückte Ohnmacht der Liebenden, je ganz voneinander Besitz ergreifen zu können, zu einem rassenpsychologischen Problem ersten Ranges entwickelt. Die erotische Begegnung mit dem triebhaften Christenmädchen Monica — ein herrlich-herrisches Gewächs aus der Brodschen Gattung der Franzi und Jolande — treibt den jungen Dawid, zu verlassen, was ihn erzeugt hat: Ghetto, Elternhaus und ein durch Jahrhunderte an Körper und Seele niedergehaltenes, innerlich zerfallenes Volk. Dawid will das Judentum retten durch die Tat. „Die Schönheit Jafets in die Zelte Sems tragen", der Inzucht die politische Zucht, der Flucht, Unrast, Verweichlichung die abwartende Selbstdisziplin entgegenstellen. Die Unzulänglichkeit seiner Art erkennend, beschließt er, von nun an Gott zu dienen mit dem guten und bösen Trieb, nach Art jener Helden und Starken, die mit machiavellistischer Kunstfertigkeit ihr Volk zur politischen Größe emporführen. Ein schwer zu entwirrendes Lügennetz wirft er alsbald über den Kontinent, er sei Reubeni, der Sar und Abgesandte des jüdischen Stammes Chabor in Arabien, ermächtigt, mit dem Papst, mit dem Könige von Portugal zu verhandeln und ihnen sein

Bündnis anzubieten. Vorübergehend wird ihm reicher Erfolg zuteil. Die Judenschaft, obwohl er es nicht verhindern kann, feiert in ihm den Messias. Aber sein Untergang ist durch die beiden, dem Judentum immanenten Triebe der Assimilation bis zur Selbstauslöschung (Manino) und des schwelgerischen Heilsglaubens (Molcho) bestimmt. Er stirbt unter den Händen der Inquisition.

Ein Renaissance-Roman. Und ein glänzendes Renaissance-Theater nach dem Grafen von Gobineau: der Papst, der Kardinal, Machiavelli, Aretin, Michelangelo sind aufgeboten, die Gestalt Reubenis zu profilieren. Welch eine Gestalt! Ein jüdischer Geist von europäischer Geltung, ein heißes Herz und ein ruhiger politischer Kopf. Der Dichter wollte, gestützt auf ein historisches Vermächtnis, einen verschollenen Mythus zur epischen Realität erwecken. Er legt, überwältigt von der Größe des Geschehens, die Feder aus der Hand und schweigt. In diesem Schweigen der Entfernung liegt die dichterische Größe dieses tapferen und besonnenen Buches, in dem sich die beiden, von je in Max Brod übermächtigen Kräfte auf eine wundersame Weise begegnen: Die Liebe und das Judentum.

Dr. Hans Salomon

ANEKDOTE

Die Farbe des Herzens

Während des Wahlkampfes im April 1924 hielt der Reichswehrminister Dr. Geßler in einer thüringischen Stadt eine sehr heftige Rede gegen die Sozialisten.

„Thüringen", rief der durch Zwischenrufe immer mehr in Feuer geratende Redner, „ist das Herz Deutschlands. Geben Sie ihm seine natürliche Farbe wieder!"

Ruf aus der Versammlung: „Die natürliche Farbe des Herzens ist rot . . ."

INHALT DES LETXTEN HEFTES

(Heft 45)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792 Verantwortlich: Carl v Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6 — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50. — **Anzeigenannahme**: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25 vierteljährlich Reichsmark 6.50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, 4. Novemberwoche.

Der Reichskanzler hält an dem von ihm festgesetzten Datum für die offizielle Fortsetzung der innenpolitischen Krise ebenso unerbittlich fest, wie die Entente an dem Datum der Unterzeichnung in London. Er handelt nach dem Grundsatz: kommt Zeit kommt Rat — und die Zeit gibt ihm Recht. Kein Mensch spricht mehr von Neuwahlen. Hat doch die parlamentsfeindliche Bürokratie herausbekommen, daß die Regierung eigentlich Locarno ohne den Reichstag erledigen könne. Also muß das Parlament dankbar sein, wenn es gefragt wird und abstimmen darf. Damit wird der Geltungsdrang der Parteien befriedigt. Man kann sich leider keiner Illusion hingeben: das Machtbedürfnis ist hierzulande bereits wieder eine Sache der Beamten geworden, zu denen der Reichskanzler sich begeistert zählt, und die Parteien sind selig, wenn sie opponieren können, denn es fehlt ihnen zwar nicht an Kritik, wohl aber an positiven Programmen. Oder hat jemand aus dem „Vorwärts" ein Bild davon gewonnen, was die Sozialdemokraten mit der Macht anfangen würden, die sie nicht haben? Weil sie nichts zu wollen wissen, wissen sie auch nichts fordern. Warum sonst läßt sich diese stärkste Partei nicht die Zustimmung zu Locarno so teuer abkaufen, wie die Deutschnationalen ihre Dawes-Abstimmung, ihren spanischen Handelsvertrag und ähnliche Leistungen? Der Reichskanzler versteht sich auf solche Geschäfte; er wartet aber auf Forderungen. Da er bis Ende November alles freibleibend hält, ist noch Zeit. Es ist ein falsches Vorurteil, zu glauben, es gäbe in der Politik nur eine Art, zu handeln. Da Taten der Linken diesmal nicht zu haben sind, soll sie wenigstens rechtzeitig ihren Preiskourant für die gewünschten Werte vorlegen. Die Regierung zahlt alles!

Warum fehlt nicht bloß das Reichsgesetz, das sich mit der Abfindung der Fürstengeschlechter befaßt, warum, in Teufelsnamen, fehlt auch die durch das ganze Reich hallende Volksbewegung, die nach diesem Gesetze schreit? Werte von über hundert Millionen Goldmark wird der preußische Staat, repräsentiert durch den Demokraten

Höpker-Aschoff, den Hohenzollern ausliefern müssen, wenn das Reich, Reichstag und Reichsregierung, ihr nicht im letzten Augenblick mit einem rettenden Reichsgesetz in den Arm fallen. Die Stunde, die Rupprecht fast schon für die monarchistische Restaurationsstunde hielt, könnte gerade der wichtigste Zeitpunkt für eine gründliche, nämlich rein finanzielle Abrechnung mit Hohenzollern, Wittelsbachern, Coburgern, Wettinern sein. Die Habgier der königlichen Familien wird nach weit rechts gefühlt, hat doch sogar der deutschnationale Finanzminister Thüringens nach diesem Reichsgesetz gerufen. Wo, du Banner Schwarz-Rot-Gold, bist du? Hier ist eine Aktion aller Republikaner nötig! Hier muß eine aktive Kraft den demokratischen Parteien Feuer unterm Gesäß anzünden! Wo, Hörsing, ist jetzt Ihre Jugend? Es gilt, die stärkste Finanzierung der Dynastien und damit der monarchischen Parteien zu verhindern. In dieser Stunde, energischer Hörsing, müssen Sie durch ganz Deutschland Alarm blasen lassen! Vielleicht gelingt es Ihren hellen Trompeten sogar, die Sozialdemokratie aus ihrem Passivitätsschlummer zu wecken, vielleicht können Sie in zwei Wochen schon den Versammlungssturm inszenieren, der — durch parlamentarische Initiativanträge unterstützt — einen Volkswillen schaffen wird, der die Abfindung der Hohenzollern, der Devotion monarchischer Richter endlich entzieht. Nie hat es dankbareren Stoff für eine fröhliche, stürmische attackierende Republikaneroffensive gegeben! (Man muß ja nicht Herrn Südekum zum Regisseur dieses Volkssturms machen.) Warum den Kampf gegen die Dynastien ausschließlich den Kommunisten, und ihnen damit Millionen dankender Stimmen überlassen? In vierzehn Tagen, Otto Hörsing, muß dieser Volkssturm zu organisieren sein und nicht bloß in allen Hütten, auch in allen Finanzministerien, sogar in den schwarz-weiß-roten, wird man Ihnen danken. Fraget an!

Der Zentrumsparteitag ist kurz und die Tagesordnung lang. Vieles wird also unerledigt bleiben. Aber zu Beginn gedenkt die Versammlung der Toten. Zu denen gehört auch Anton Höfle, früher Postminister, später Opfer der preußischen Staatsanwaltschaft. Bei seinem Namen sollten die Gedanken etwas länger sein, auch wenn der Nachruf kurz wird. Die Staatsanwaltschaft ist nämlich ein Organ des Staates, und es lenkt sie in Preußen der Justizminister Am Zehnhoff, ein Zentrumsmann. Nach Höfles Tode zweifelte niemand, daß Zehnhoff seinen Abschied nehmen würde. Man glaubte ihn, dem die Einsicht in seine Unzulänglichkeit begreiflicherweise schwer wird, menschlich erschüttert, zu christlichem Opfer bereit. Er hätte einen guten Abgang gehabt, gerade weil ihn

keine unmittelbare Schuld traf. Aber er lehnt für diesen bösen Fall nicht nur die menschliche, sogar die ministerielle Verantwortung ab; und das geht nicht. Wie verhält er sich zu den anderen grauenvollen Ereignissen in der preußischen Justiz? Wie erfüllt er die verfassungsmäßige Aufgabe des Ministers, wenn er sich darauf beruft, daß er krankheitshalber eigentlich nicht Minister ist? Darf er sich die wohlverdiente Ruhe, die seinem Alter zusteht, dadurch verschaffen, daß er nicht ist, was er scheint, und doch nicht scheinen mag, was er längst geworden ist? Und darf der Respekt vor seinem Alter bei seiner Partei, bei allen Freunden ehrlicher Rechtspflege so weit gehen, daß durch die ihm persönlich zugedachte Nachsicht ein verhängnisvolles System geschont wird? Die Zentrumsfraktion des preußischen Landtages hat sich durch ihr Verständnis für die Staatsnotwendigkeiten ausgezeichnet. Aber sie würde das Interesse des Staates und ihr eigenes schwer schädigen, wenn sie noch länger einem Entschluß auswiche, der sachlich so unvermeidlich ist, daß seine menschlichen Schwierigkeiten überwunden werden müssen. Es ist genug, daß im Reich ein sehr alter und wenig tatendurstiger Zentrumsmann Justizminister ist. Nach Preußen muß einer der gesunden und tatkräftigen Leute kommen, an denen es der Partei zum Glück nicht fehlt.

Die Demokraten verdanken geradezu ihre Existenz als Partei dem frischen Entschluß, mit dem sie in der Koalitionskrise vor einem Jahr nach links geschwenkt sind. Das haben sie inzwischen selber gemerkt. Ihre Taktik vorher hatte ihnen nur Verluste eingebracht. Beispielsweise führten sie den Wahlkampf in Ostpreußen mit Männern, die den Ruf hatten, ganz rechts zu stehen. Ihre Königsberger Kanone war damals der Reichswehrminister G e ß l e r. Aber da sagten sich die Ostpreußen, daß man auf diese Art auch in der Volkspartei selig werden könne, und die Demokraten fielen in der alten Hochburg des bürgerlichen Fortschritts jämmerlich durch. Daran mögen sie sich erinnern, wenn sie den Rat würdigen wollen, sich endlich von Geßler zu trennen. Mag er ihnen immerhin in anderen Gegenden einige Stimmen gesammelt haben — er hat die Partei mitverantwortlich gemacht für Zustände: nun, wenn die Republik überhaupt etwas merkte, dann würde sie jetzt, am Ende des Kontroll- und Entwaffnungskampfs mit den Alliierten, beim Rückblick auf diese Zustände noch einen Herzschlag bekommen wie der berühmte Bodenseereiter. Aber diese Zustände hat der Reichswehrminister immer in öffentlichen Erklärungen und privaten Versicherungen bestritten, bis sie schlechterdings nicht mehr zu bestreiten waren. Wenn

sich jetzt die ganze Welt entsetzt und angeekelt von dem Milieu abwendet, in dem die Fememorde entstanden und begangen sind, dann versteht man nicht, warum die Demokraten ihrem Reichswehrminister zugetan bleiben, dessen Reich immer bis zur schwarzen Reichswehr einschließlich gereicht hat. Wenn es überhaupt vorstellbar wäre, daß er von all diesen Sachen durch seine Untergebenen nichts erfahren hätte (wer wollte wagen einen Minister für so — hm — ununterrichtet zu halten!) dann steht doch fest, daß er sie aus Zeitungen und von Zivilbehörden, von Parteifreunden und Pazifisten oft und genau genug gehört hat. Er hat sie bestritten und Landesverratsprozesse angestrengt. Jetzt bestreitet er durch eine öffentliche Erklärung seine Aeußerung an den Nürnberger Oberbürgermeister Luppe, daß die Bayern einen König brauchten und „man" — also auch als Reichswehrminister — nichts dagegen tun könne. Hier bedarf es keiner starken Worte. Der Fall spricht für sich selbst. Der Reichswehrminister darf sich nicht wundern, daß in der Reihe seiner Erklärungen diese letzte so leicht wiegt, wie die früheren nachträglich befunden worden sind. Aber darüber darf er sich mit allen „anderen" Republikanern wundern, daß die Demokraten nicht das Bedürfnis haben, klare Verhältnisse zu schaffen. Geßler ist längst Fachminister. Wenn er geht, streikt das Personal. Er wäre stärker, wenn er sich nicht mehr Demokrat zu nennen brauchte. Die Republik wäre stärker, wenn sie sich nicht mehr weiß zu machen brauchte, daß die Reichswehr ihr vorbehaltlos zur Verfügung steht. Die Demokraten endlich wären am stärksten, wenn sie endlich behaupten dürften, in Sachen Reichswehr ein gutes Gewissen zu haben. Aber sie müssen sich schnell entschließen, ehe Geßler als ihr Parteifreund Oheimbscher Einheitskanzler wird.

Oberleutnant R o ß b a c h, der Balti-Kummer der Republik, ist für die Untaten, die er vor seiner Teilnahme am Hitlerputsch begangen hat, amnestiert worden. In völliger Unkenntnis der Rechtslage, wie immer, will er nun dafür, daß er wegen dieser durch die Amnestie erledigten Fälle und Unfälle eine Weile Untersuchungsgefangener des Reichsgerichts gewesen ist, vom Reich Schadenersatz haben. An sich ist das ein kindischer Einfall; denn damit, daß Roßbach amnestiert ist, hat die Frage nach seiner Schuld oder Unschuld noch keine Antwort gefunden. Aber eine gute Idee ist es doch. Denn in der Republik haben die Reaktionäre immer Chance — nun gar in Rechtsfragen! Aber eines hat Roßbach vielleicht doch außer Acht gelassen: daß die Republik, die es nicht gewagt hat, mit ihm abzurechnen, wenigstens mit ihm aufrechnen

könnte (wie die Juristen das nennen). Hat nicht am Ende mancher von Roßbach und seinen Freunden etlichen Schadensersatz zu fordern, und könnte sich der Staat nicht bei seinen Schützern dadurch bedanken, daß er sich solche Ansprüche abtreten ließe, sie den Geschädigten selbst befriedigte und sich dann nicht in seiner anfechtbaren Eigenschaft als Republik, sondern in seiner unanfechtbaren als Fiskus an die Herren Landsknechte hielte? Leider ist er aber auch in dieser Maske vor Gericht bekannt und unbeliebt. Zivilprozessual hat er ebenso wenig Glück, wie bei Strafprozessen; er verliert nicht nur gegen die früheren Fürsten, auch gegen ihre späten Reisige.

Gemäß § 2 der Anlage 4 zum Teil VIII des Friedensvertrages hatte Deutschland unter vielem anderen auch 30 000 Bienenvölker an Frankreich zu liefern. Diese Lieferungen sind beendet. Die Bienenvölker, die alle aus der Lüneburger Heide stammten, sind in Frankreich sämtlich eingegangen. Man fragt wieder einmal, ob bei den Naturalleistungen auf Reparationskonto eigentlich das Mindestmaß von Sachkunde beim Fordern wie beim Liefern aufgebracht worden ist, das im Interesse des Zweckes wünschenswert gewesen wäre. Man erinnert sich der deutschen Lokomotiven, die für die französischen Bahnanlagen zu schwer waren und wieder zurückgeliefert wurden, oder der deutschen Schiffe, die für den Bedarf und den Bestand an geschultem Personal zu groß waren und zurückgekauft werden konnten. Aber es hatte doch, so bitter die Abgabe der Bienen wie der Haustiere und Hasen gewesen sein mag, einen positiven, sogar politischen Wert, daß gerade die kleinen Wunden der Zerstörung sich schlossen, daß deutsche Kühe französischen Kindern Milch gaben und deutsche Hähne ein auch französisch verständliches Kikeriki schrien. Aber wenn nun nach vergeblicher Hoffnung die Tiere sterben — muß nicht bei den enttäuschten Besitzern ein Groll gegen Deutschland erwachen, das sogar sein Viehzeug diszipliniert hat und den Reparationstieren den Heldentod des Heimwehs vorschreibt? Könnte man nicht auf den im Zeitalter von Locarno besonders gefährlichen Gedanken kommen, die Bienen seien deutschvölkisch organisiert, oder es handle sich auch da wieder um deutschnationale Propaganda? Ein Verdacht, der um so näher liegt, als ja das Bienenreich ohnehin das Ideal der Monarchisten ist. Die Lehrer und Bauern, denen ihr Honig entgangen ist, mögen sich beruhigen. Die Deutschnationalen können nicht die Vorbilder für die eingegangenen Bienen gewesen sein; denn so ernst nehmen sie es mit ihrem Programm nicht. Sie sind auch nicht für ihre Königin gestorben; auch den Heldentod

fürs Vaterland haben sie immer als eine Angelegenheit des Volkes betrachtet, zu dem die nationalen Kreise nicht gehören. Nein, es müssen ganz unpolitische Bienen gewesen sein, die von der Internationale der geschäftlichen Interessen nichts gewußt und ernstlich gemeint haben, man könne nur in Deutschland aus Giftblüten Honig saugen. Schade um sie! Wenn sie nicht aus der einfältigen Lüneburger Heide, sondern aus dem zwiespältigen Ostelbien gekommen wären, dann hätten sie — wäre ihnen nur ihre angestammte Königin erhalten geblieben — sicher den Wechsel der Heimat überlebt.

Man hat in den Berliner Blättern sehr viel gelesen über die Ansprachen der Landeshäupter anläßlich der Reise des Reichspräsidenten durch Süddeutschland, aber man hat sehr wenig darüber erfahren, daß an der Ehrung des Reichsoberhauptes sich in Frankfurt das Reichsbanner hervorragend beteiligte. Warum wird eine solche nicht unwichtige Tatsache so völlig als Bagatelle behandelt? Die „Frankfurter Zeitung" gibt eine eingehende Schilderung:

> Das Bild des mit Fackeln und einer schwarzen Mauer von Zuschauern umrahmten Opernplatzes war schön; die großen Reichsfahnen gaben ihr farbiges, warmes Bild; die Reichsbannerleute aber standen in trefflicher Ordnung, um gerade an diesem Tag zu zeigen, welche Kämpfer die Republik hat . . . Die Musik spielte ihre Märsche. Trotzig scholl der Bröger'sche Sprechchor über den Platz mit der Schlußstrophe: „Deutsche Republik wir schwören, letzter Tropfen Blut soll dir gehören . . ." Der Reichspräsident tritt auf den Balkon heraus. Trompetensignal. Ein Reichsbannerführer tritt vor und ruft mit mächtiger Stimme über den Platz: „Unserer deutschen Republik, der Verfassung von Weimar, den Reichsfarben Schwarz-Rot-Gold, ein dreifaches Hoch!" Dann nimmt Hindenburg das Wort: „Ich entnehme diesem Gruß, daß wir alle gleich treu zu unserem Vaterlande stehen. Ich danke Euch dafür. Auf die Treue kommt es an und auf das Zusammenstehen, auf die Einigkeit in der Liebe zum Vaterlande. Wenn wir so zusammenhalten, dann werden wir Deutschland wieder zu Ehren bringen. Das ist der Geist, der uns alle beseelt. Zum Gelöbnis dessen rufen wir ein dreifaches Hurra unserem geliebten Vaterlande . . ." Als der Präsident unter Hochrufen in das Auto stieg, um zur Bahn zu fahren, erscholl das gemeinsame Deutschlandlied, dann das Freiligrath'sche Reichsbannerlied über den Platz.

Nimmt man noch die den republikanischen Gedanken kräftig herausarbeitende Rede des Oberbürgermeisters Dr. Landmann hinzu — welcher norddeutsche Bürgermeister hat übrigens bisher eine so feste und würdige Sprache gefunden? — so ergibt sich, daß in Frankfurt zur Ehrung der Republik und ihres ersten Mannes endlich eine starke Form gefunden wurde. Das ist bedeutsam genug Was wir in Berlin darüber lasen, war mehr Vertuschung als Berichterstattung.

Es ist ein nicht sehr geheimes Geheimnis, daß in Locarno, hors d'oeuvre und inoffiziell, auch über Kolonialfragen geredet wurde. Und es ist ferner nicht verborgen geblieben, daß sich dabei eine ziemliche Bereitschaft namentlich der Engländer gezeigt hat, dem künftigen Völkerbundsmitglied Deutsches Reich eines oder das andere seiner früheren „Schutzgebiete" wieder zurückzuerstatten, — in der Form, in der das praktisch möglich ist: als Völkerbundsmandat. Südwestafrika allerdings kommt wohl kaum in Frage; denn als einzige der ehemals deutschen Kolonien ist es nicht in ein Mandatsland verwandelt, sondern, durch Artikel 22, Absatz 6 der Völkerbundsakte, zum integrierenden Bestandteil der Südafrikanischen Union erklärt worden. Aehnliches ist über „gewisse Inseln des Stillen Ozeans" bestimmt; sie sind dem Territorium des Australischen Bundes angegliedert. Von Kiautschau, ferner, kann wohl aus anderen Gründen nicht die Rede sein. Aber von dem Rest, — Ostafrika, Togo und Kamerun, — wird Deutschland, wenn es Wert darauf legt, anscheinend etwas erhalten hönnen. Man hat es ihm, — so wenigstens wird erzählt, — unverbindlich geradezu angeboten. Und es ist also sicher der Augenblick gekommen, in dem sich Massenkundgebungen unter der Parole: „Heraus mit unseren Kolonien!" besonders empfehlen, Chantecler darf keineswegs den Eindruck aufkommen lassen, daß die Sonne von selber aufgegangen sei; er muß krähen, je näher sie dem Horizont ist, sie muß von ihm beschworen sein!

Aber ist wirklich richtig, was zur Zeit in Hunderttausenden von Handzetteln auf allen Gassen und Plätzen Berlins — und wahrscheinlich auch des Reiches — dem Wähler suggeriert wird: „Die Rückgewinnung der Kolonien — eine Lebensfrage des deutschen Volkes!"? Steckt auch nur ein Korn von Wahrheit in den wilden Schreien, die das Papier hinausträgt: „Ohne Kolonien Niedergang der Volkswirtschaft und damit Arbeitslosigkeit, Verelendung, Hunger!"? Sollte man die neuen deutschen Kolonialmöglichkeiten nicht mit derselben Ruhe und Skepsis erörtern, mit der zum Beispiel Bismarck vorging, als er Ende der siebziger Jahre, — also zu einer Zeit großen wirtschaftlichen Aufschwungs und unantastbarer Macht, — eine Aufforderung der Burenregierung, Deutschland möge das Protektorat über ihren Staat übernehmen, einfach ablehnte? Was können wir uns von Kolonien faktisch erhoffen, — von jenen Kolonien, die überhaupt erlangbar sein werden, — was spricht dafür, daß wir uns um Kolonien auch nur bemühen? Wer Zeit und Lust hat, möge die Kolonialdebatten nachlesen, die in den achtziger und neunziger Jahren im Reichstag und in

der Presse geführt wurden; und er möge sich die Frage vorlegen, ob auch nur ein einziges der Argumente, die von der damaligen Opposition ins Treffen geführt wurden, von den Tatsachen widerlegt worden ist. Ich glaube, sie sind alle nur bestätigt worden —: weder ließen sich die Kolonien militärisch halten, noch brachten sie irgendwelchen wirtschaftlichen Nutzen. Aber sogar wenn die Opposition damals, als Deutschland noch stark und blühend war, unrecht gehabt hätte, müßte die ganze Frage heute, da alle Vorbedingungen so gänzlich gewandelt sind, dennoch von neuem untersucht werden. Und ich fürchte, die Ergebnisse werden nicht berauschend sein.

Kolonien werden aus Motiven erworben, die nicht sehr mannigfaltig sind.

Es gibt ein territorial-strategisches Motiv. Flottenstützpunkte werden gesucht, oder Brücken zwischen schon beherrschten Ländern. Hat Deutschland, — das Deutschland von heute — ein Bedürfnis dieser Art? Man wird es auf den ersten Blick verneinen. Denn Flottenstützpunkte — das einzige, was in Betracht kommen könnte, — sind ja nicht etwa Refugien für Handelsschiffe —: Die haben Zugang in allen Häfen der Welt. Nur Kriegsschiffe bedürfen einer staatsrechtlich gesicherten Operationsbasis; und daß Deutschland in erwägbarer Zeit je wieder Marinemacht (und dazu noch transozeanische Marinemacht!) werden könnte, glaubt ja wohl niemand.

Daneben gibt es ein Rekrutierungsmotiv. Kolonien können erworben werden, um unter den Eingeborenen Soldaten auszuheben und die heimische Armee auf diese Weise zu stärken. Wahrscheinlich haben sogar die Regierungen, die eine solche Politik wirklich betrieben haben, heute schon ein Haar in der Suppe gefunden. Für Deutschland aber wäre sie, selbst wenn es wollte, undurchführbar. Weder Togo, noch Kamerun noch Ostafrika haben eine starke Eingeborenenbevölkerung. Und außerdem verbietet das Völkerbundsstatut, so weit Mandatsländer in Frage sind, ausdrücklich die militärische Ausbildung der Eingeborenen zu anderen als Polizeizwecken; und man würde wohl kaum gerade Deutschland gestatten, einen Grundsatz zu durchbrechen, den es selbst immer propagiert hat. Auch die Hoffnung auf eine schwarze Revanchearmee, die in einigen verirrten Anklägern der schwarzen Schmach leben mag, hängt also in grauen Nebelwolken.

Schließlich gibt es soziale und wirtschaftliche Motive; und zwar erstens den Wunsch, einen Bevölkerungsüberschuß nicht ganz an fremde Staaten abgeben zu müssen; und zweitens die Hoffnung, Gewinne dadurch zu erzielen, daß man einen Teil

seiner bisherigen Einfuhr von der Kolonie decken lassen kann, und für einen Teil seiner Ausfuhr einen bevorzugten Absatzmarkt schafft. Mit diesen beiden Argumenten wird, wie man sieht, auch hauptsächlich operiert. Aber auch sie halten keiner Prüfung stand.

Ansiedlungsmöglichkeit für Europäer? Die maximalste aller Schätzungen für Ostafrika vermißt sich nur, etwa 50 000 Köpfe unterzubringen, und zwar in einer langen Reihe von Jahren. Bis auf wenige Distrikte gilt das Land, ebenso wie Togo und Kamerun, klimatisch und hygienisch als unbewohnbar für Europäer. Und wenn man hinzufügt, daß die An- und Uebersiedlungskosten einer fünfköpfigen Familie vor dem Krieg mit 20 000 Mark errechnet wurden, heute aber sicher 30 000 Mark betragen werden, so kommt man für 10 000 Familien auf einen Bedarf von 300 Millionen, wofür, in Deutschland selbst angewandt, ohne Zweifel für weit mehr als 50 000 Menschen eine auskömmliche Existenz zu schaffen sein würde. „Bevölkerungsüberschuß“ ist ja nicht etwa eine absolute Größe, sondern derjenige relative Teil einer Einwohnerschaft, dessen Versorgung nicht mehr mit einer aufbringbaren und an sich noch rentablen Kapitalsinvestition möglich ist. Wenn die Investition, die in der Kolonie pro Kopf des Ueberschusses nötig wäre, zwar aufbringbar ist, aber die Summen übersteigt, die mit gleichem Ergebnis in der Heimat notwendig wären, so ist der Ueberschuß kein Ueberschuß mehr und ich behalte ihn lieber im Mutterlande.

Ebenso aber wie mit der Investition für die Auswanderung ist es unglücklicherweise auch mit jeder anderen Investition bestellt, die zur Rentabilisierung dieser Landstriche wird aufgewandt werden müssen: der Endeffekt wird immer sein, daß dasselbe Geld, in Deutschland selbst investiert, unvergleichlich mehr zum wirtschaftlichen Fortschritt und zum Unterhalt der deutschen Bevölkerung beigetragen hätte als in diesen afrikanischen Stiefkindgebieten. Die Gebiete in dem Zustand, in dem sie sind, kommen überhaupt nicht in Betracht. Ostafrika vermochte im Jahre 1913 einen Warenwert von 14 Millionen nach Deutschland auszuführen, während Deutschland gleichzeitig für 10 769 Millionen aus der übrigen Welt einführte. Nur 0,1 Prozent des deutschen Einfuhrbedarfs war also von der Kolonie zu befriedigen. Und um diese 14 Millionen Waren zu erlangen, mußten gleichzeitig 16 Millionen anderer Waren (Maschinen, Baumaterial, Lebensnotwendigkeiten) nach der Kolonie ausgeführt werden; ferner waren die ganzen Verwaltungskosten von Deutschland aufzubringen; und drittens mußte noch ein großer Geldstrom als langfristiges Anlagekapital hinübergelenkt werden. Die Kosten

für das Mutterland überwogen die kärglichen Erträge also bei weitem; und dieser Zustand wird, — wenn jemals, — sicher erst nach einer langen, langen Reihe von Jahren zu ändern sein. Kann Deutschland in seiner grenzenlosen Ausgehungertheit an Kapital die Summen aber überhaupt aufbringen, die notwendig sein werden? Und wenn es sie aufbringen kann, wird es nicht besser tun, sie zuhause zu verwenden, — wird eine Tonne Stickstoff, mit der in Pommern der Weizenertrag bis zu 240 Prozent gesteigert werden kann, nicht nützlicher für die wirtschaftliche Lage sein, als ein gleicher Aufwand für eine Kokoskultur in Kamerun?

Deutschland war einst ein sehr reiches Land. Die Ueberschüsse seiner Wirtschaft waren groß genug, um einen Teil davon auch in Unternehmungen zu stecken, die vielleicht erst in fünfzig Jahren, vielleicht auch niemals direkten Ertrag versprachen. Selbst wenn sie nie Ertrag abgeworfen hätten, mußte man bereit sein, die „Weltpolitik", wenn man sie schon einmal treiben wollte, sich notfalls sogar etwas kosten zu lassen. Aber das Deutschland von ehedem ist nicht mehr. Wenn heute eine Mark aus unseren (fraglichen) Ueberschüssen verwandt werden soll, so darf sie nur mit äußerster Vorsicht und nur in derjenigen Unternehmung angelegt werden, die den denkbar größten Nutzeffekt verspricht. Ist das in Wahrheit Afrika? Und werden „Arbeitslosigkeit, Verelendung und Hunger" wirklich am besten dadurch abgewandt werden, daß wir, eine schlechtgehende Firma, nun auch noch schlechtgehende Filialen gründen? Die Großbanken bauen ihre Depositenkassen ab, die Industrie ist dabei, ihre Betriebe zusammenzupressen, — und nur das eine Unternehmen Deutsches Reich sollte klug handeln, wenn es Expansionspolitik treibt?

Nenne man doch eine Katze eine Katze! Bekenne man doch, daß man Werten nachgeht, die man ideelle nennt —: Prestigegewinne, Mit-dazu-Gehören, Auswetzung einer Scharte, Rückkehr zu alten Träumen. Aber wenn es dies ist — und außer dem Wirkungsbedürfnis einer Anzahl ehemaliger Gouverneure ist es nicht anderes! — so unterlasse man es doch, von Brot, Arbeit und Wirtschaft zu reden. Wer den Mut haben wird, in den Massenversammlungen offen auszusprechen, daß es in Wahrheit um ganz unklar romantische Dinge geht, und daß man dafür, im Lande selbst, mit knapperem Brot und verminderter Arbeitsgelegenheit zahlen soll, der wird finden, daß die Stimmung ungefähr ebenso zweifelhaft werden wird wie in gewissen Regierungsbüros, in denen man sich jetzt, gar nicht sehr freudig bewegt, hinter den Ohren kratzt, und sich übellaunig zerbrummt: Ja, wenn man uns Indien gäbe!

UNSER KAMPF UM DIE FREIHEIT

Den hier abgedruckten Brief hat Abd-El-Krim, der provisorische Präsident der Rif-Republik, an einen Studentenklub in Buenos Aires, an die „Groupe Renovacion" gerichtet. Die „Clarté" hat ihn aus der Zeitschrift der argentinischen Studenten abgedruckt, die Pariser „Clarté" — mitten im Marokkokrieg, ohne Landesverratsprozeß. Da wir über die kämpfenden Marokkaner eigentlich nichts mehr wissen als das, was die Zeitungsreportage uns im Stil der Indianerbücher mitzuteilen für gut befindet, überrascht dieses Manifest eines Afrikaners durch die gründliche Beherrschung jenes internationalen Vokabularismus, das für alle demokratischen Nationen der Welt Verwendung finden kann. Dieser Führer der um ihre Unabhängigkeit kämpfenden Mauren verfügt entweder neben seinen militärischen auch über bedeutende diplomatische Qualitäten oder über einen vorzüglichen in Paris geschulten Pressechef.

Kein Volk kennt ein heiligeres und wichtigeres Recht, als die freie Wahl seiner Regierungsform nach den Gesetzen, die seinem Charakter und seinen Lebensbedingungen entsprechen. Die Gedenkfeiern am Jahrhundertstage von Ayacucho finden Widerhall im Herzen aller Völker, die noch um ihre Freiheit kämpfen müssen. Als provisorischer Präsident der Rif-Republik weiß ich Eure Gefühle an diesem Tage begeistert zu würdigen.

Das heldenhafte Volk von Marokko kämpft heute für dasselbe Ideal, das einst Miranda, Moreno, Bolivar und San Martin verteidigt haben. Stets waren mir diese, Eure Führer der Liebe und Bewunderung wert. Noch gestern haben wir ihrer glorreichen Heldentaten bei Maceo und Marti gedacht. Unsere Rasse und die Güter unserer Kultur und Religion verbieten auch uns, die Herrschaft irgendeiner europäischen Großmacht noch länger schweigend zu dulden. Ihr kämpftet vor einem Jahrhundert um Eure Freiheit. Wir opfern heute unser Leben und unsern Besitz für die nationale Unabhängigkeit.

Europa ist, durch den Weltkrieg korrumpiert und verderbt durch die Raubgier seiner Kapitalisten, zum willenlosen Objekt der Geldherrschaft geworden. Dieses Europa hat das Recht verwirkt, seine Ideen und seinen Willen den Völkern der anderen Kontinente aufzuzwingen. Wir streben danach, wieder eine Kultur-Nation auf der Basis des Friedens und des sozialen Ausgleichs zu werden. Daher müssen wir, die arabischen Völker, das Joch, das England, Frankreich, Italien und Spanien uns auferlegten, zu zerbrechen suchen. Unsere Brüder in Aegypten haben den ersten Schlag geführt. Gewiß wird die Welt bald von einer zweiten Attacke hören, die von Marokko ihren Ausgang nimmt. Dann wird auch für Algerien, Tunis und Tripolis die Stunde gekommen sein. Denn schon rüsten diese Völker den großen Befreiungskampf. —

Unsere Sache ist eine gerechte Sache — genau wie es die Eure war. Uns treibt nicht blinder Haß gegen Spanien, einstmals unser Vaterland und die Wiege unserer Ahnen. Jeder gebildete Spanier weiß, daß während der Blütezeit spanischer Kunst die Mehrzahl der Einwohner Araber waren. Seit ein Religionskrieg uns aus der Halbinsel abberief, die mit unserer Kunst geschmückt ist und bereichert wurde durch unsere Tatkraft, seit dieser Stunde ist das herrliche Land in unaufhaltsamen Verfall begriffen, in dem es gegenwärtig zu verkommen droht.

Der Chauvinismus der Militär-Kaste und der Kirchen-Clique in Spanien ist die Peitsche, die das Volk in einen törichten und mörderischen Krieg hetzt und Marokko zum Friedhof seiner Jugend macht. In einem abgründigen Strudel versinken die Güter dieses Volkes. Hier erlebt man wieder den nutzlosen Tod spanischer Jugend, genau wie vor hundert Jahren in den Tälern der Anden und vor 30 Jahren in den Sumpfgebieten Kubas.

Wir haben einen Abscheu vor dieser legalen Form des Mordes. Von Spanien fordern wir, auf diese nutzlosen Abenteuer zu verzichten und Marokko zu räumen, wie es einst Euer Amerika geräumt hat. Nur so können wir zu friedlicher Arbeit kommen und Tatkraft und Bildung entfalten, um — nach Eurem Beispiel — den uns gebührenden Platz der Nationen einnehmen zu können.

An Euch appeliere ich wie an meine Brüder. Denn das spanische Blut, das durch Eure Adern fließt, ist mit Araberblut stark durchsetzt, wie bei allen Südspaniern, die von Palos, Sevilla und Cadiz den arabischen Geist nach Eurem Amerika verpflanzten. Noch heute lebt er bei Euren Gauchos und Llaneros, selbst unter dem Banner einer anderen Nation.

Liebe Freunde, nehmt die Gebete entgegen, die alle Bürger der Rif-Republik an Allah richten. Gleichzeitig bitte ich Euch, zu Eurem Gotte und zu Euren Heiligen zu beten, damit auch der Tag unserer Befreiung bald emporsteige.

Der ruhmreiche Jahrestag von Ayacucho ist ein Mahnmal für alle unterdrückten Völker. Zugleich aber eine Lehre, die in unsere Herzen gebrannt ist. Auch wenn wir Tausende und Abertausende Krieger aus unseren Reihen opfern müssen, die Freiheit ist niemals zu teuer erkauft.

Wir werden unerbittlich kämpfen, bis unsere Aufgabe erfüllt ist, und das bedeutet, bis alle arabischen Völker längs der Mittelmeerküste und in Kleinasien befreit sind. Das freie Marokko und das freie Aegypten werden zwei wichtige Stützpunkte sein. Von hier wird sich die Wiedergeburt einer Rasse vollziehen, die mit drei Kulturen gesegnet ward.

Liebe Freunde, schenkt Eure Aufmerksamkeit und Eure Sympathie dieser Botschaft, die Euch das marokkanische Volk ehrlichen Herzens durch meinen Mund kündet. Selbstverständlich verleitet Eure Sympathiekundgebung uns nicht zu der törichten Bitte, auf Spanien irgendeinen Druck auszuüben, denn wir wissen um die freundschaftlichen Beziehungen zu Eurem Mutterlande, seit es gezwungen war, Eure geheiligte Unabhängigkeit anzuerkennen.

Auch wir werden nach unserm Ayacucho, das Allah und unsere Kraft früher oder später erstreiten werden, das Recht auf Unabhängigkeit so lange geltend machen, bis es Spanien anerkennt. Dann werden auch wir mit dem alten und liebenswerten Bruderstaat wieder Freundschaft schließen.

Wir bedauern, infolge des Kriegszustandes und der politischen Verhältnisse — auch die imperialistischen Regierungen des übrigen Europa verweigern unsere Anerkennung — keine besondere Abordnung zu Eurem Jubelfest entsenden zu können. Dafür nehmt die Versicherung, daß wir nicht die Zweihundert-Jahrfeier abwarten werden, um mit Eurer Regierung feste und freundschaftliche Beziehungen herzustellen, und zwar mit einer Aufrichtigkeit, die von der konventionellen Heuchelei imperialistischer Diplomaten sehr verschieden sein dürfte.

Liebe Freunde, von einem Schlachtfelde, wo der Feind täglich an Boden verliert, reicht Euch das marokkanische Volk die Hand zur Jahrhundertfeier von Ayacucho und richtet diese Worte an Euch durch Euren Freund.

Übersetzt von Gerhart Pohl

HANS DELBRÜCK

BISMARCKS STAATSSTREICHPLAN

Emil Ludwigs Wilhelmbuch hat das alte Thema „Bismarcks Entlassung" wieder einmal sozusagen aktuell gemacht. Ueber die Persönlichkeit Wilhelms sind die Akten geschlossen. Aber es mag sich ereignen, daß in einem Einzelfall ein zu sehen. Aber es mag sich ereignen, daß in einem Einzelfall ein schwacher Narr weiter sieht als ein gewalttätiges Genie. Der Sachverhalt wie ihn Prof. Delbrück in einer älteren Schrift: „Regierung und Volkswillen" mit nicht allgemein bekannten Angaben schildert, legt die Frage nahe, ob nicht auch hier ein solcher Fall vorliege.

Es dürfte zutreffen, daß Bülow schließlich deswegen, weil er die Erbschaftssteuer nicht bewilligt bekam, hat zurücktreten müssen. Falsch ist aber die Vorstellung, daß es hier zum

erstenmal gewesen sei, daß ein Kanzler dem Reichstag habe weichen müssen. Von Caprivi und Hohenlohe will ich nicht reden; da liegen die Dinge nicht ganz so klar. Aber das Entscheidende ist, daß es gar keiner Fragen mehr unterliegen kann, daß auch Bismarck im Jahre 1890 dem Reichstag gewichen ist. Noch heute wundern sich die Leute oft darüber, weshalb Bismarck eigentlich entlassen worden sei. Die meisten begnügen sich dann mit der Wendung: „Ja, ein junger Kaiser und ein alter Minister vertragen sich eben nicht;“ „die Naturen gingen auseinander,“ „das verschiedene Temperament“ usw. Das war aber keineswegs der Zusammenhang. Warum sollen sich ein junger und ein alter Mann nicht vertragen? Auch verschiedene Temperamente sind schon oft lange miteinander ausgekommen. Fürst Bismarck und Kaiser Wilhelm der Alte stimmten auch sehr oft nicht überein. Mag nun im einzelnen die Zukunft noch manche Aufklärung bringen, jedenfalls eins steht fest Es war ein Reichstag gewählt worden, in dem eine geschlossene Majorität gegen den Kanzler stand. Diese Majorität bestand in den Sozialdemokraten, der freisinnigen Partei unter der Führung von Eugen Richter, mit dem keine Vereinbarung möglich war, und aus dem Zentrum. Solche Majorität war schon manchmal gewesen, und in den ganzen 80er Jahren hatte Bismarck unausgesetzt schwere Kämpfe; doch immer war es ihm möglich geworden, einen Kompromißweg zu finden. Aber jetzt waren die Dinge soweit gediehen, daß er keine Aussicht mehr dazu hatte. Wenn er auf diese Weise hätte weiterregieren wollen, hätte er sich ganz und gar von dem Führer des Zentrums, Windthorst, abhängig machen müssen. Das wollte er nicht, und wir wissen es nunmehr mit Bestimmtheit, daß er sich mit dem Plan getragen hat, sich von diesem Reichstag zu befreien auf dem Wege der Gewalt. Er selbst hatte den Reichstag geschaffen, aber jetzt schien es ihm unmöglich, mit so viel intransigenten Elementen das Reich zu regieren. Ich selbst bin im Besitze eines Briefes des damaligen Führers der Konservativen im Reichstag, von Helldorff, der Fürst habe ihm im höchsten Ernst gesagt, er wolle die letzten Jahre seines Lebens daransetzen, den größten Fehler seines Lebens, die Schaffung des allgemeinen gleichen Wahlrechts, wieder gutzumachen. Es ist keine Frage, daß das, was darüber in den Hohenlohe'schen Memoiren steht, daß er dem Kaiser bereits direkt Vortrag über zu erwartende blutige Kämpfe gehalten habe, richtig ist. Wir können jetzt auch aus einer Reihe von Aeußerungen und Erscheinungen mit Sicherheit entnehmen, was er gewollt hat. Schon in den „Gedanken und Erinnerungen“ (II, 58 und besonders am Schluß) stehen Andeutungen darüber, daß das deutsche Volk einmal, wenn es

notwendig sein sollte, die Kraft und den Mut haben würde, sich von dem allgemeinen, gleichen, geheimen Stimmrecht wieder zu befreien, Andeutungen, die klar darauf berechnet sind, einmal wiedergelesen zu werden, wenn seine damaligen Pläne an die Oeffentlichkeit kommen würden. Was wollte er also? Es war von weither vorbereitet. Er hatte die letzten 12 Jahre seiner Regierung den Reichstag stets in der Hand gehabt vermöge des Sozialistengesetzes. Nach dem Attentat auf den alten Kaiser Wilhelm, in der furchtbaren Aufregung im Volk, hatte er ein Ausnahmegesetz gegen die Sozialisten durchgebracht, das zuerst auf drei Jahre gegeben und dann immer auf zwei bis drei Jahre verlängert wurde. Es herrschte die allgemeine Vorstellung, das Sozialistengesetz sei unentbehrlich, um die Revolution niederzuhalten. Mit Hilfe dieser Vorstellung hat er auch die Sozialpolitik gemacht, weil die höheren Kreise, die Unternehmerkreise, durch das Sozialistengesetz ebenso wie durch die Schutzzollgesetzgebung an ihn gebunden waren und seiner Direktion folgen mußten. Die große Majorität des Reichstages war bereit, das Gesetz noch weiter zu verlängern und sogar dauernd zu machen unter Beseitigung einiger Bestimmungen, die sich nach allgemeiner, auch von vielen Konservativen geteilter Meinung nicht bewährt hatten. Herr von Helldorff fuhr nach Friedrichsruh und erbat sich von dem Fürsten Instruktion, ob die Fraktion für dieses neue Sozialistengesetz stimmen solle oder nicht. Ein Wort, ein bloßer Wink des Fürsten hätte genügt, und das Gesetz war angenommen. Aber er sprach dieses Wort nicht; er gab überhaupt keine Antwort, woraus Herr von Helldorff mit Recht schloß, der Fürst möchte zwar die direkte Verantwortung für die Ablehnung nicht übernehmen, wünsche sie aber. So kam es zu Fall durch die Stimmen der Konservativen, das heißt mit anderen Worten: der Kanzler wünschte, daß Konfliktstoff gesammelt werden solle. Er rechnete darauf, daß ohne ein Ausnahmegesetz, wenn er den Reichstag auflöse, die Sozialisten Unruhen erregen würden, die mit Gewalt niederzuschlagen seien. Wenn dann die Bürgerschaft durch die Straßenkämpfe genügend in Schrecken gesetzt sei, wollte er erklären oder durch den Kaiser erklären lassen: Unter diesen Bedingungen lasse sich das Deutsche Reich nicht regieren; der König von Preußen lege hiermit die Kaiserkrone nieder. Dieser Akt war bereits vorbereitet durch einen im Jahre 1884 vom Bundesrat gefaßten und feierlich verkündeten Beschluß, daß das Deutsche Reich eine freie Föderation der Fürsten seit, die auch wieder aufgelöst werden könne. Gleichzeitig mit der Niederlegung der Kaiserkrone aber hätte der König von Preußen sämtliche Bundesfürsten aufgefordert, das Reich wieder aufzurichten

unter all den alten Gesetzen und Bestimmungen, mit der einen Ausnahme des allgemeinen Stimmrechts, das auch nicht prinzipiell abgeschafft, sondern nur durch eine Ausnahmebestimmung eingeschränkt werden sollte. Dieses neue Sozialistengesetz würde vermutlich so gelautet haben, daß durch einen eigenen Gerichtshof jedem, der revolutionärer Gesinnung überführt sei, das aktive und passive Wahlrecht entzogen werden solle. Um das besser kontrollieren zu können, sollte zugleich an die Stelle der geheimen die öffentliche Abstimung treten.

So zweifellos es mir ist, daß ein solcher Staatsstreich, der mit der Verleugnung des Reichsgedanken hätte beginnen müssen, uns zum Verderben gereicht haben würde, so möchte ich doch nicht unterlassen einzuschieben, daß Bismarck persönlich darum keineswegs kleiner erscheint. Denn ehe man genau seinen eigentlichen Plan kannte, glaubte man, daß er überhaupt keine positive Idee mehr gehabt habe; daß der Recke alt geworden, seine Kraft erschöpft gewesen sei. Vielleicht gibt es auch manche, die sagen, die Zeit werde noch kommen, wo man es bereuen werde, daß 1890 nicht nach seinem Rat gehandelt worden ist, als es noch Zeit war. Ich fürchte nun nichts dergleichen und stelle nur historisch fest, daß Bismarck abgehen mußte, weil der Kaiser es ablehnte, sich auf den Staatsstreichgedanken einzulassen. Einige andere Differenzen kamen noch dazu, besonders in der auswärtigen Politik, da Bismarck mehr zu Rußland, der Kaiser mehr zu Oesterreich neigte, aber diese Differenzen waren geringfügig im Vergleich zu den Gegensätzen, die hierin früher zwischen dem alten Kaiser und Bismarck entstanden und überwunden worden waren. Der entscheidende Punkt war der Staatsstreich-Plan. Weil der Reichstag dem Kanzler mit solcher Feindseligkeit gegenüberstand, daß dieser glaubte, mit friedlichen Mitteln nicht länger durchkommen zu können, darum hat er zurücktreten müssen...

Gewiß ist es der Kaiser gewesen und konnte nur der Kaiser sein, der den Fürsten schließlich entlassen hat, aber die moralische Autorität des Mannes, der das Deutsche Reich geschaffen und 27 Jahre an der Spitze der Regierung gestanden hat, war so ungeheuer, daß es für den Kaiser, der noch so wenig Regierungserfahrung hatte, eine moralische Unmöglichkeit gewesen wäre, sich von ihm zu trennen, wenn nicht eben der Kanzler durch sein Verhältnis zur Majorität des Reichstags sich in eine unhaltbare Position gebracht hätte.

LEUTNANT SCHMIDT UND SINAIDA

Ein russischer Lebensroman

Am 14. November 1905 hißte das Admiralsschiff der Schwarzmeerflotte, der Panzerkreuzer „Otschakow", die rote Fahne. Auf den Toppen flattert das Signal:

„Ich kommandiere die Flotte. Schmidt."

Am 15. November um 4 Uhr nachmittags begann die Beschießung des „Otschakow" durch das übrige Geschwader und die Küstenbatterien Odessas. Um 4 Uhr 45 sank das Schiff. Der Kampf war zu Ende. Schmidt rettete sich schwimmend von dem brennenden Kreuzer und wurde zusammen mit seinem 17jährigen Sohn auf die Festungsinsel Beresani vor der Stadt Otschakow gebracht. — Das war Höhepunkt und Abschluß des kurzen revolutionären Daseins des Leutnants Schmidt.

*

Vier Monate vor diesen Ereignissen, am 22. Juli 1905, fuhr die jung geschiedene Sinaida Iwanowna von Kiew nach einem nahen Datschenort. Ihre kühle Zurückhaltung hielt den einzigen Mitreisenden im Coupé nicht davon ab, sie kurz vor ihrem Aussteigen an der dritten Station flehentlich zu bitten: ihr schreiben zu dürfen. Verwirrt hielt sie sein Kärtchen in der Hand Pjotr Petrowitsch Schmidt. Hafen Ismail. Torpedoboot 253.

Am übernächsten Morgen erhält sie seine erste Karte. Der Briefwechsel, der sich daraus entwickelt, erstreckt sich über sechs Monate. Der zum Marinedienst einberufene Handelskapitän II. Ranges Schmidt schreibt der sehr jungen Frau von allen Dingen, die ihn umgeben, von allem, was ihn bewegt. Ihre anfangs zögernden Antworten werden schließlich so umfangreich und täglich wie seine werbenden, berichtenden Schreiben an sie. Die Korrespondenz findet nur eine Unterbrechung: als der demokratisch-philantrope Offizier vom Sturm der Oktoberereignisse mitgerissen zum Helden von Sewastopol wird.

Dann sehen sich die Beiden wieder — in den Kasematten von Otschakow.

*

Aus den Aufzeichnungen der Sinaida Iwanowna, die 1924 im Moskauer „Staatsverlag" erschienen:

„. . . Der Dampfer fährt von Odessa nach der Festung Otschakow einige Stunden . . . Plötzlich ging eine Bewegung durch die Passagiere, alles strömte auf die eine Seite des Schiffes, und ich hörte jemanden sagen: „Das ist die Insel Beresani, wo der Leutnant Schmidt gefangen sitzt." Mein Herz krampfte sich schmerzhaft zusammen. Ich trat ans Reeling und schaute in die Ferne. Der Dampfer fuhr ganz langsam. Allmählich wurden die Umrisse der Insel klarer, man sah den Leuchtturm. Dann aber bog der Dampfer scharf ab und hielt

auf das Ufer von Otschakow zu. Die Insel blieb in unserem Rücken. Zwanzig Minuten später legten wir an der Reede an. Ein Kutscher brachte mich in das einzige Gasthaus des Städtchens, das sogenannte „Absteigequartier Takowenko". Offenbar war man hier überhaupt nicht an Gäste gewöhnt — nun auf einmal erschien in dieser öden, von aller Welt abgeschnittenen Festung eine fremde Dame. Aber schließlich gab man mir doch ein kleines schmutziges Zimmer. Mein erster Gang war natürlich zu dem Gendarmerierittmeister, dem die Festungsinsel unterstand. Ich hatte noch nie in meinem Leben mit der Polizei zu tun gehabt und diese Begegnung flößte mir Bangen ein. Ich fand den Rittmeister über Erwarten zuvorkommend und freute mich schon darüber. Aber als hätte er meine Gedanken erraten, sagte er sofort:

„Ich kann nicht das geringste für Sie tun. Frau Isbasch, die Schwester des Leutnants Schmidt, hat mir bereits von Ihnen gesprochen und mir auch mitgeteilt, daß der Marine-Staatsanwalt das Wiedersehen gestattet hat. Aber ohne die Erlaubnis des Festungskommandanten, des Generals Grigorjew, kann ich leider nichts für Sie tun. Fahren Sie also gleich zum Kommandanten, von dem alles abhängt."

„Aber könnten Sie Schmidt das Evangelium hier übergeben? Vielleicht erleichtert es ihm die Haft?" fragte ich naiv.

„Nein, auch das kann ich nicht."

Nun begann ich ihn über Schmidt auszufragen. Ich erhielt bereitwilligst die Antwort, Pjotr Petrowitsch sei gesund und fühle sich wohl. Nur hin und wieder sei er nervös, im übrigen warte er auf das Wiedersehen mit mir.

„Sie sehen ihn häufig?"

„Fast jeden Tag."

„Werden Sie ihn morgen sehen?" fragte ich voll Eifer.

„Ja, aber ich werde ihm nicht sagen, daß Sie hier sind. Es würde ihn nur unnütz aufregen. Nun aber rate ich Ihnen zum Festungskommandanten zu fahren. Vielleicht gestattet er Ihnen das Wiedersehen schon morgen." . . .

. . . Der General saß in einer Litewka mit roten Aufschlägen hinter seinem riesigen Schreibtisch und betrachtete mich aufmerksam über seine Brillengläser hinweg. Meine Kühnheit kam ins Wanken. Ich fühlte mich ganz klein und kläglich. Mit einer Geste forderte er mich zum Sitzen auf.

„Ew. Exzellenz, von Ihnen hängt nun mein Wiedersehen mit Schmidt ab. Ich bitte Sie von Herzen, es uns für morgen genehmigen zu wollen."

Der General schaute mich eine Weile schweigend an.

„Ja, ja, ich habe von Ihnen gehört," begann er, „aber ich habe noch kein Chiffre-Telegramm des Marinestaatsanwalts in Sewastopol, ohne das ich Ihnen das Wiedersehen nicht gestatten

kann . . . Ich bin der Wächter dieses Schmidt und werde keinen Schritt von den gesetzlichen Bestimmungen abweichen. Gehört habe ich viel, sehr viel von Ihnen. Diese Briefe, dieser seltsame Briefwechsel . . .! Sie kennen diesen Hochverräter doch überhaupt nicht, Sie haben ihn kaum gesehen. Die Schwester des Schmidt hat mir hier zwei Stunden lang von Ihnen erzählt. Ich weiß alles und bin erstaunt und muß Sie tadeln. Sie sind ja ein Kind. Wissen Sie denn, mit wem Sie Ihren Namen verknüpft haben? Was Ihnen droht? Schmidt ist ein Halunke, ein Verräter und Verbrecher. Machen Sie ein Ende! Verlassen Sie Otschakow und vergessen Sie, daß Sie diesen Hochverräter gekannt haben. Dabei führt das zu nichts gutem für Sie, und Ihr Leben liegt noch vor Ihnen."

Der General hatte nicht etwa gesprochen, sondern förmlich gekeucht und gekreischt. Seine Augen waren aus seinem rot gewordenen Gesicht hervorgetreten, er zitterte am ganzen Leibe. Ich saß ganz geknickt auf meinem Stuhl vor ihm.

„General", begann ich kaum hörbar, „Schmidt ist für mich kein Verbrecher. Er ist für mich ein Mensch, dem der Tod droht, und dessen letzte Tage ich erleichtern will und muß, soweit ich nur kann. Sie begreifen das nicht, Sie lächeln", ich erhob meine Stimme, „aber lesen Sie nur eine Zeile, wie dieser Mensch seinen Tod erwartet. Vielleicht würden Sie seine Lage nicht so ertragen . . . Excellenz, gestatten Sie wenigstens, daß Schmidt dieses Evangelium erhält . . ."

„Es ist so viel unterstrichen darin", erwiderte er abweisend und blätterte in dem Buch. „Radieren Sie das erst aus."

„Ich habe noch eine letzte große Bitte an Sie: erlauben Sie, daß ich Schmidt Blumen sende."

„Was für Blumen?" fragte der General voller Erstaunen.

„Ein kleines Körbchen Hyazinthen und Maiglöckchen, das ich in Odessa gekauft und hierher mitgebracht habe, um die schweren Tage des Gefangenen in der Kasematte zu verschönen."

„Ja, was denken Sie nur! Blumen mit Wurzeln . . . Begreifen Sie denn, um was Sie da bitten?" fragte der General mit immer größerem Erstaunen. „Wenn es mit Wurzeln unmöglich ist, gestatten Sie es vielleicht ohne Wurzeln, und ich werde sie abschneiden."

Der General machte eine Geste mit der Hand.

„Wie kann ich das erlauben?! Es ist geradezu lächerlich und unbegreiflich, daß Sie mich darum bitten. Ich soll dazu beitragen, diesem Verräter eine Ovation mit Blumen zu bereiten. Weder mit noch ohne Wurzeln . Was Ihr Wiedersehen mit ihm anbelangt, was soll ich mit Ihnen machen? Wenn das Chiffre-Telegramm eintrifft, werde ich es gestatten." . . .

. . . Etwa um 10 Uhr abends klopfte es an meiner Tür. Ein Gendarm trat ein.

„Herr Rittmeister haben befohlen, Ihnen mitzuteilen, daß der Leutnant Schmidt das Evangelium erhalten hat. Schmidt läßt danken und Sie grüßen."

. . . Den folgenden Tag verbrachte ich voll Spannung und innerer Unruhe. Beim Eintritt der Dunkelheit erschien wieder ein Gendarm.

„Herr Rittmeister haben befohlen diesen Brief des Leutnants Schmidt zu überbringen und Ihnen mitzuteilen, sich morgen um 6 Uhr früh bereit zu halten. Er wird mit Ihnen gemeinsam zum Wiedersehen mit dem Leutnant Schmidt fahren."

. . . In der Stille des frühen Morgens donnerte ein Wagen über das Pflaster. Schritte auf dem Korridor. Es klopfte: der Rittmeister Poljanski betrat das Zimmer: „Sind Sie fertig?"

Ich zog schnell Mantel und Hut an. Unten wartete ein Wagen mit aufgeschlagenem Verdeck. Poljanski stieg mit mir ein, auf den Vorderplätzen saßen bereits zwei Gendarmen. Vom Meere her wehte ein scharfer Wind. Ich zitterte am ganzen Körper. Wir fuhren durch die Stadt nach dem Kai. Die Pinasse stand schon unter Dampf. Die Passagiere waren ausschließlich Matrosen und Soldaten, die mich, eine von Gendarmen eskortierte Frau, erstaunt musterten. Poljanski forderte mich auf, in die Kajüte zu gehen.

„Nun Gnädigste, haben Sie die Liebenswürdigkeit mir zu zeigen, was Sie in Ihrem Täschchen und in den Manteltaschen haben."

Mit der größten Bereitwilligkeit zeigte ich ihm mein Taschentuch, weiter hatte ich nichts eingesteckt. Der kleine Dampfer schaukelte leise. Oben auf Deck wurde noch verladen. Endlich, nach etwa 20 Minuten, stieß das Schiff ab. Otschakow liegt an einem Meerbusen, der bei starkem Frost zufriert. Die letzte Nacht war es sehr kalt gewesen, unsere Pinasse schuf sich mühsam mit ihrem Eisbrecher Bahn. Alles um mich war wie in einen Nebel gehüllt, ich hatte selbst keine rechte Vorstellung, was mit mir geschah. Schließlich bat ich Poljanski an Deck gehen zu dürfen. Heftig blies der Wind mir dort ins Gesicht und erfrischte mich.

„Sehen Sie", wandte sich Poljanski mir zu, „der Leuchtturm dort steht gerade neben der Kasematte, in der sich Schmidt befindet".

Es begann eben zu tagen, und ich konnte bereits die Umrisse der Festung unterscheiden. Eine Viertelstunde später legte unser Dampfer dicht am Leuchtturm an.

„Dort die äußersten beiden Fenster gehören zu Schmidts Zelle.“ Ich sah aufmerksam hin. Die letzten beiden Fenster der grauen Kasematte waren vergittert. Das eine Oberlicht schien geöffnet. Auf der Mauer davor standen zwei Posten mit Gewehr.

„Während des Gesprächs bitte ich Sie keine politischen Fragen zu berühren und vor allem nicht über die Ereignisse in Sewastopol zu sprechen.“

Von der Insel wurde der Landungssteg herangeschoben. Wir stiegen aus. Jetzt sah ich, daß das Oberlicht wirklich offen war und hinter dem Gitter tauchte der Kopf Schmidts auf.

Ich hörte ihn laut rufen: „Endlich!“

Die Posten präsentierten vor dem Rittmeister. Poljanski reichte einem von ihnen die Schlüssel und befahl ihm die beiden großen Schlösser zu öffnen. Der Soldat stellte sich ungeschickt an.

„Macht schneller zu!“ rief Schmidt laut von oben.

Die Türe öffnete sich; wir betraten die Kasematte.

„Nun endlich!“ Er kam mir entgegen und streckte mir beide Hände entgegen. „Hast Du gedacht, daß jene vierzig Minuten im Eisenbahnwagen Dich hierher führen würden? Verzeih, daß ich ‚Du‘ sage, aber ich habe den Tod vor Augen und davor fallen alle Bedenken“.

Ein Krampf hinderte ihn am Sprechen. Auch ich konnte kaum ein Schluchzen unterdrücken.

„Beruhigen Sie sich, Pjotr Petrowitsch, es wird alles gut werden,“ mehr konnte ich nicht hervorbringen.

Er lief hastig in der großen Zelle auf und ab und fuhr sich mit der Hand über die Stirne. Zum ersten Male betrachtete ich ihn näher. Er war über mittelgroß. Sein Haar war dunkelblond. In dem tiefgefurchten Gesicht mit dem Ausdruck des schwersten Leids standen wunderbar gütig blaue Augen . . .“

*

Von diesem ersten Besuche am 7. Januar 1906 bis zum 20. Februar, dem Morgen der Urteilsverkündung, sehen sich die Liebenden beinahe Tag für Tag. Unter der Glut ihrer Leidenschaft schmelzen die Herzen der Wächter. Der Gendarmerierittmeister wird fast zum ritterlichen Freund, der alte Pinassenführer entdeckt Maschinendefekte und andere Vorwände, um ihr Beisammensein zu verlängern.

Vom 7. bis 18. Februar dauert das Gericht über die 43 angeklagten Seeleute. Die bedeutendsten Anwälte Rußlands haben ihre Verteidigung übernommen. Doch die Richter

hatten das Urteil fertig nach Otschakow mitgebracht: Schmidt und die drei Deckoffiziere wurden zum Tod, die übrigen zu Zwangsarbeit verurteilt. Ihr moralischer Mut erringt den Angeklagten die Achtung ihrer Henker.

Am Tage, an dem das Todesurteil gefällt wurde, sah Sinaida Iwanowna den Leutnant Schmidt zum letzten Male. Am selben Tage erhielt sie seinen letzten an Bord der Pinasse geschriebenen Brief und verließ Otschakow.

*

20. Februar 1906
An Bord des „Pruth".

Lebe wohl, Sinaida.

Heute ist das Urteil in seiner endgültigen Form gefällt worden. Wahrscheinlich dauert es bis zur Hinrichtung noch 7 bis 8 Tage. Ich danke Dir, daß Du gekommen bist, um meine letzten Tage zu erleichern. Lebe wohl, Sinaida! Vergiß diese schweren Tage und liebe das Leben wie früher. Warte das Urteil nicht in Rußland ab, reise nach Spanien zu Deiner Schwester. Dort wird es lichter um Dich werden. Aus den Zeitungen erfährst Du doch, wenn es geschehen ist. Ich bin vollkommen glücklich und ruhig.

Meine Tat war nicht frei von Irrtümern und Fehlern, aber mein Tod vollendet alles, meine Hinrichtung wird diese Tat krönen und sie wird vollkommen dastehen.

Ich bin durchgedrungen von der Wichtigkeit und Bedeutsamkeit meines Todes, und deshalb gehe ich ihm mutig, froh und festlich entgegen...

Leb wohl, Sinaida. Ich danke Dir noch einmal für das halbe Jahr unseres Briefwechsels und für Deine Reise! Ich umarme Dich. Lebe, sei glücklich.

Dein Detja.

Ich bin so weit vom Leben und habe schon alle Bande zur Erde gelöst. In meiner Seele ist es still und gut. Leb wohl.

*

Noch glaubt niemand in Rußland an Schmidts Tod. Selbst Witte spricht sich im Reichsrat und vor dem Zaren für seine Begnadigung aus. Aber der letzte Romanow kennt keine Schonung.

Am 6. März 1906 — bei Tagesanbruch — führt man auf der Insel Beresani die vier Verurteilten zum Tode.

Ein ehemaliger Kamerad des Leutnants Schmidt hat das Kommando.

„Serjoscha, denk an meine Bitte: laß mitten ins Herz zielen."

Eingeleitet und Deutsch von L. Keneth.

Vorrede zu einem Buch über moderne europäische Literatur, das demnächst in Paris erscheinen wird.

Alles, was menschlich gut in mir ist, verdanke ich Büchern, und schon lange ist's meine Ueberzeugung, daß Kunst großherziger ist als Menschen. Ich liebe Bücher; ich sehe in jedem Buche ein Wunder und in jedem Dichter einen Wundertäter. Ich kann ohne tiefste Ergriffenheit, ohne Pathos von Büchern nicht sprechen. Das ist vielleicht lächerlich, — aber es ist so. Die Leute mögen sagen, daß dies das Pathos eines Wilden ist. Laßt sie's sagen — ich bin — unheilbar.

Wenn ich ein neues Buch in die Hände nehme, ein Ding, gemacht in der Druckerwerkstatt durch die Arbeit eines kleinen Helden, des Setzers, gemacht von der Maschine, die von einem andern kleinen Helden geschaffen ist, da fühle ich, daß in mein Leben etwas Lebendiges, Sprechendes, Wundervolles eintritt. Hier ist eine andere heilige Schrift vom Menschen über den Menschen, über ein Wesen, so fein, so verwirrend, so wert meiner Liebe, wie kein zweites in der Welt, ein Wesen, dessen Arbeit und Genie alles gemacht hat, was groß und schön ist auf Erden. Das Buch führt mich ins Leben hinein, und wie vertraut mir dieses auch sein mag, das Buch erzählt mir immer etwas, was ich am Menschen noch nicht gekannt, nicht beobachtet habe. Manchmal enthält das Buch nur eine einzige neue Phase, aber gerade diese bringt einen geheimnisvoll nahe an den Menschen heran, indem sie eines seiner ungekannten Sachen, eine seiner ungekannten Grimassen zeigt!

Die Größe der gestirnten Welt über meinem Haupte, das harmonische Getriebe des Universums, so überzeugend von den Astronomen geschrieben, läßt mich kalt und ungerührt. Mir erscheint das Universum ganz und gar nicht so herrlich, wie es die Astronomen gemacht haben; für mich bedeutet die Geburt und der Tod der Welten mehr sinnloses Chaos als göttliche Harmonie.

Siehe, irgendwo in der Tiefe der Milchstraße wurde eine Sonne ausgelöscht und ist ein ganzes Planetensystem in Dunkel gesunken. Mir macht's keinen Kummer. Aber der Tod des herrlichen Phantasten Camille Flammerion, der schmerzt mich.

Alles, was wir als schön werten, ist vom Menschen erfunden und uns erzählt worden. Unglückseligerweise erfindet

er manchmal auch Leid, schärft und verstärkt es, wie es bei Dostojewsky, Baudelaire, Leopardi und anderen der Fall ist. Aber selbst darin sehe ich nur das Bestreben, alles, was bedrückend und abstoßend in unserem Leben ist, zu verschönern und zu verfeinern.

In der feindlichen Natur rings um uns gibt es keine Schönheit; der Mensch erzeugt sie aus dem Gewebe seines Geistes. Der Finne ist es, der in seine Sümpfe und Wälder, in seine verwitterten von spärlichen Flechten überwachsenen Granite die Schönheit sät. Es ist der Araber, der sich zu der Ansicht überredet hat, daß die Wüste lieblich ist. Nicht von der schwerfälligen Formlosigkeit einer Landschaft ist man betroffen, sondern von der Schönheit, mit der sie die menschliche Einbildungskraft erfüllt hat.

Es ist seltsam, wie leicht und freigebig der Mensch die Natur mit Schönheit sättigt, um so seltsamer, als die Erde, im Grunde, kein besonders behaglicher Ort ist, darauf zu leben. Man braucht sich nur die Erdbeben und Wirbelstürme ins Gedächtnis zu rufen, Schneestürme und Sturzfluten, Dürre und Frost, schädliche Insekten und Mikroben und eine Menge anderer Dinge, die das Leben ganz unerträglich machen würden, wenn der Mensch weniger heldenhaft wäre als er ist.

Des Menschen Dasein ist ganz und gar und unausschöpfbar tragisch, aber der Mensch wandelt die unzählbaren Tragödien des Lebens in Kunstwerke. Ich kann mir nichts Wunderbareres, nichts Ueberwältigenderes vorstellen als diese Umwandlung. Und daher kommt es, daß ich in einem Gedichtbande von Puschkin oder Heine, in einem Bande Flaubert oder Balzac, mehr Schönheit und Weisheit finde als im kalten Schein der Sterne, in der mechanischen Bewegung des Ozeans, im Rauschen der Wälder und im Schweigen der Wüsten. Borodin hat uns in einem seiner Musikstücke beredt vom Schweigen der Wüste erzählt. Aurora borealis? Einige von Whistlers Bildern sind nicht geringer als das Nordlicht. John Ruskin hatte recht, wenn er sagte, daß die englischen Sonnenuntergänge farbenvoller geworden sind — seit Turner. Unser Himmel wäre schöner, wenn die Sterne größer, wechselnder in der Farbe und uns näher wären. Und in der Tat! sie sind so geworden, seit uns die Astrophysiker von ihnen erzählt haben.

Meine Welt ist eine Welt von kleinen Spartakussen und Hamlets, die Welt von Othello und Romeo. Vater Goriot, Mr. Domby, der Karamasows, von David Copperfield, Manon Lescaut, Madame Bovary, Anna Karenina, eine Welt von kleinen

Don Quichotes und Don Juans. Aus diesen kleinen Personen heraus — aus uns heraus — schaffen die Poeten große Figuren und umkleiden sie mit Unsterblichkeit.

Ich lebe in einer Welt, wo man nichts, was den Menschen betrifft, verstehen kann, wenn man nicht die wunderbaren Bücher liest, die über ihn von Gelehrten und Künstlern geschaffen wurden. Flauberts „Einfaches Herz" hat für mich den Wert eines Evangeliums, und ich bin bereit in Freudenrufe über den Menschen auszubrechen, wenn ich die verrücktesten Erzählungen Poes oder Hoffmanns, die bösen Gedichte Baudelaires, die diabolisch eindringlichen Geschichten Knut Hamsuns lese — unseres größten epischen Schreibers, dessen „Segen der Erde" mich so hinnimmt wie die Ilias. Wenn ich „Johann Christoph" lese, so weiß ich, daß dies eines der Bücher ist, das meine Enkel mit ehrfürchtiger Bewunderung betrachten werden ob der geistigen und erschütternden Kraft des Propheten, ob seiner unerschütterlichen Menschenliebe.

Ich weiß sehr wohl, daß die Liebe heute als altmodisch angesehen wird . Aber was soll man tun, wenn sie noch besteht, sich nie erschöpft? und wenn wir weiterleben mit ihren Sorgen und Freuden? Ich glaube sogar, daß diese Liebe immer sicherer, weiser und erfahrener wird, zwar anscheinend ein wenig trocken und geschäftsmäßig in ihrer äußeren Manifestation, aber doch niemals ihre innerliche, ewig währende Irrationalität verlierend. Des Menschen Geist ist das irrationalste Phänomen in dem phantastischen Leben unserer Welt.

Ich bin ein Mensch der Erde und ich sehne mich nicht danach, etwas anderes kennen zu lernen als ihre Menschen. Bücher bringen mich in freundlichen und großherigen Kontakt mit Menschen, erfüllen mich mit Achtung vor ihnen, und vertiefen immer wieder mein Interesse am Menschen, dem Meister der Erde, dem Schöpfer von allem, was schön und groß ist auf ihr.

Daß am Menschen nicht viel Sonderliches ist, beweist hauptsächlich die Weitläufigkeit der Jurisprudenz.

*

Es ist eine Frage, ob wir nicht, wenn wir einen Mörder rädern, gerade in den Fehler des Kindes verfallen, das den Stuhl schlägt, an dem es sich stößt.

Lichtenberg.

ALEXANDER VON HOHENLOHE

DIE ERZAHLUNG MEINER MUTTER

Im Verlag der Frankfurter Sozietätsdruckerei sind jetzt die Memoiren des Prinzen Alexander zu Hohenlohe herausgekommen, die erst das wahre Bild dieses zu seinen Lebzeiten oft verkannten, einsamen Mannes geben und ungemein gutes und brauchbares Material zur deutschen Geschichte der letzten Jahrzehnte enthalten. Der Abschnitt, den wir abdrucken, ist dem Kapitel über die Ehe seiner Eltern entnommen. In dieser knappen und vornehmen Darstellung, in der ein Schweigen zwischen den Zeilen nachdenklich mitschwingt, erinnert manches seltsam an die Thematik der großen russischen Romane.

Es war an einem trüben, regnerischen Herbsttag, als wir, meine Mutter und ich, uns zur Elchjagd in ihren litauischen Wäldern im Gouvernement Minsk befanden, und zwar in einem kleinen Jagdhause, das in der Nähe eines Dorfes, genannt Naliboki, gelegen war. Wir saßen nach dem Frühstück allein in dem kleinen, holzgetäfelten Speisezimmer. Weil es Sonntag war, waren wir nicht auf die Jagd gegangen.

Ich weiß nicht mehr, wie es kam; meine Mutter war ganz gegen ihre Gewohnheit an jenem Tage in einer milden, melancholischen und doch mitteilsamen Stimmung. Sie sprach von ihrer Jugend, von ihrer Mutter, die sie so früh verloren, von der zweiten Heirat ihres Vaters, von ihrer Stiefmutter usw., und dann kam sie auf ihre Heirat mit meinem Vater zu sprechen, und plötzlich erzählte sie mir etwas, was sie noch keinem ihrer Kinder anvertraut hatte, nämlich wie sehr sie einst noch als junge Frau unverdient gelitten habe dadurch, daß mein Vater unter den Einfluß einer anderen Frau geraten sei, die ihn ihr abspenstig habe machen wollen. Es sei in München gewesen, zu der Zeit, als mein Vater Ministerpräsident in Bayern war. Zuerst habe sie natürlich keine Ahnung davon gehabt. Doch, wie das immer in solchen Fällen geht, gute Freunde fanden sich, die ihr mitteilten, was vorging.

In der bayrischen Kammer des Abgeordnetenhauses tobte damals der Sturm der Klerikalen gegen meinen Vater wegen seiner Kirchenpolitik. Wie das bei klerikalen Parteien, namentlich bei politischen Priestern eine beliebte Waffe ist, sich nicht zu scheuen, selbst das Privatleben des Gegners in die Oeffentlichkeit zu zerren (ich habe später von derselben Seite ganz ähnliche Erfahrungen machen müssen), so war auch damals den sogenannten Ultramontanen selbst das unfairste Mittel recht, den verhaßten Minister zu stürzen. Natürlich hatten sie von den Beziehungen des Ministers erfahren, und so beschlossen sie, das Stadtgespräch zu einem persönlichen Angriff

in der Kammer zu benutzen, in der Hoffnung, durch die Aufdeckung dieses „Skandals“ den Minister zu Fall zu bringen. Obgleich der Plan geheim gehalten war, hatten doch treue Anhänger meines Vaters Wind davon bekommen und teilten es ihm mit. Er sollte an diesem Tage eine große Rede in der Kammer halten und gleich nach seiner Rede sollte der Führer der Klerikalen die Bombe zum Platzen bringen. Mein Vater ließ sich natürlich nicht abhalten, in die Sitzung zu gehen, und beruhigte im übrigen seine besorgten Freunde, indem er ihnen sagte, einer solchen Gemeinheit seien doch selbst diese Feinde nicht fähig. Die Freunde aber, die diese besser kannten, mochten sich nicht beruhigen und entschlossen sich in ihrer Sorge um „ihren Fürsten“, die Fürstin einzuweihen und zu Hilfe zu rufen. So kamen sie zu ihr und baten sie dringend, sie möge doch auf die Zuhörertribüne kommen und dort der Sitzung beiwohnen; denn wenn sie selber anwesend sei, dann würden die Gegner es vielleicht doch nicht wagen, die Sache zur Sprache zu bringen. Und hier zeigte sich ihr Charakter. Nach kurzer Ueberlegung sagte sie Ja, ging in die Sitzung und setzte sich gleich bei Beginn derselben in die für die Gattinnen der Reichsräte reservierte Zuhörerloge. Natürlich fiel ihr Erscheinen sofort dem ganzen Hause auf. Mein Vater hielt seine große Rede. Nach ihm sprach der Führer der Opposition, aber zur Enttäuschung all der in den diabolischen Plan eingeweiht gewesenen politischen Gegner, die sich schon auf die Exekution des verhaßten Ministers gefreut hatten: von dem, was erwartet worden war, sprach er kein Wort, und auch keiner der anderen klerikalen Redner, die folgten, berührte es. Das mutige Erscheinen meiner Mutter hatte seine Wirkung getan. Mein Vater, der wußte, warum sie gekommen war, war von nun an in ihrer Dankesschuld. Bei Beiden aber hat dieser Zwischenfall tiefe Spuren hinterlassen, denn obgleich sie ihn verziehen hatte, ihn zu vergessen hat sie nie vermocht. Das lag in ihrem Charakter, dessen Grundzug die Wahrhaftigkeit war. Ebenso aber erging es ihm. Man braucht sich nur an die Aeußerungen in seinem Tagebuch über seine Verlobung zu erinnern, um zu verstehen, wie nachhaltig er darunter gelitten haben muß, sich einmal zu einer Unwahrhaftigkeit ihr gegenüber haben verlocken zu lassen, andererseits nun ihr gegenüber eine Dankesschuld auf sich geladen zu haben, die er das Gefühl hatte nicht so bald abtragen zu können.

Wenn auch äußerlich alles wieder in Ordnung gekommen zu sein schien, in Wirklichkeit haben sich die Folgen dieses Zwischenfalls noch jahrelang, ja ihr ganzes Leben hindurch

in ihrem Verhältnis zueinander geltend gemacht. Jetzt erst, nach dem sie mir dieses Geheimnis anvertraut hatte, das sie einst so manche stille Träne gekostet haben mag, hatte ich den Schlüssel dafür, welches die Ursachen des mir so oft unerklärlich gebliebenen Verhaltens meines Vaters ihr gegenüber gewesen waren. Sie hatte eine ausschließliche und tiefe Liebe zu ihm gehabt, die bis zu ihrem Tode unverändert geblieben ist, aber dieser Zwischenfall hatte für immer einen Schatten auf ihr Glück geworfen, der nie mehr ganz verschwunden ist. Jetzt erst begriff ich ihr Mißtrauen und ihre Eifersucht, die mir früher, da ich nie einen Anlaß dazu bemerkt hatte — die Episode hatte sich in meiner Kindheit abgespielt —, unverständlich geblieben waren, und auf der anderen Seite seine Nachgiebigkeit und Geduld.

Eine Frau mit einer Charakteranlage, die alles leicht nimmt, hätte diese kleine Affäre, die in so vielen Ehen vorkommt und über die so viele Frauen hinwegsehen, schnell vergessen. Sie aber war eine Natur, die alles schwer nahm. Ich weiß nicht, war es das schwere deutsche oder das leidenschaftliche polnische Blut in ihren Adern, das daran schuld war. So nahm sie auch diese Angelegenheit sehr ernst. Sah ich doch selbst damals noch — und es waren doch lange Jahre seitdem vergangen —, wie die Erinnerung daran ihr nahe ging und sie bewegte.

Mein Vater hat nie erfahren, daß sie mir davon gesprochen hat, aber auch bei ihm war die Erinnerung daran unauslöschlich geblieben. Das sollte ich auf eine merkwürdige und zugleich rührende Weise am Tage ihrer goldenen Hochzeit erfahren. Bei der Rede, die er gelegentlich dieser Feier im Kreise der Familie und zahlreicher Verwandten hielt und bei der er, einen Rückblick auf die fünfzig Jahre seines ehelichen Lebens werfend, die Worte aus „Egmont" zitierte: „Wie von unsichtbaren Geistern gepeitscht gehen die Sonnenpferde der Zeit mit unseres Schicksals leichtem Wagen durch" usw., erwähnte er, daß er eine Dankesschuld an sie abzutragen habe für den Mut, mit dem sie ihm in einem der schwersten Momente seines Lebens beigestanden habe. Außer ihr verstand damals keiner der Anwesenden seine Anspielung. Ich aber wußte, daß es sich um die Geschichte handle, die sie mir damals in der einsamen Jagdhütte von Naliboki erzählt hatte.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, 4. Novemberwoche.

Langsam lüftet sich der Schleier, der über die unvermutete Einflußnahme der Anaconda-Harriman-Gruppe bei Gieisches Erben bisher gebreitet war. Die Gieschegesellschaft, einstmals das größte deutsche Unternehmen, besitzt bekanntlich Zinkfelder und -Hütten in Polen, daneben noch reiche, aber kaum erschlossene Rohzinkschätze in Deutschland. Eine geheime Gewerkenversammlung hat vor kurzem die Offerte des preußischen Bergfiskus, zwei Drittel des Kapitals einer mit 60 Millionen zu gründenden deutschen Gieschegesellschaft zu übernehmen abgelehnt und statt dessen dem amerikanischen Plan zugestimmt, der eine Darlehnsgewährung von 10 Millionen Dollar und daneben — wahlweise — eine 51 prozentige Beteiligung der Harrimangruppe an dem polnischen Besitz der Gesellschaft vorsah. Die öffentliche Kritik hat sich bisher in erster Linie daran gestoßen, daß man den Amerikanern dabei auf 25 Jahre das Recht eingeräumt hat, die Produktion der deutschen Zinkfelder von der polnischen Gesellschaft verhütten zu lassen, obwohl dort künftig nicht mehr Giesche allein, sondern das ausländische Kapital dominieren soll. Nicht mit Unrecht ist darauf verwiesen worden, daß solche Preisgabe wichtiger deutscher Bodenschätze eine Ueberfremdung unerwünschter Art bedeute, die trotz finanzieller Bedrängnis bei gutem Willen hätte vermieden werden können. Wir wagen nicht zu entscheiden, ob es nun richtig ist, unter Berufung auf längst vergessene mittelalterliche Konzessionsverträge von Staatswegen in den Gang der Dinge einzugreifen, wissen nicht einmal, ob es angesichts der herrschenden Kapitalknappheit und unter weltwirtschaftlichem Gesichtspunkt überhaupt rationell wäre, auf dem Aufbau einer eigenen deutsch-oberschlesischen Zinkhüttenindustrie zu bestehen. Das alles bedürfte jedenfalls erst noch sorgfältiger Prüfung. Zuvor aber ist die Frage aufzuwerfen, wie es überhaupt zu dieser überstürzten Annahme des Harrimanplans kommen konnte, aus welchen Motiven das zweifellos ebenfalls günstige Angebot der preußischen Regierung ausgeschlagen worden ist, das auf Wunsch mehr modifiziert worden wäre und der späteren Hereinnahme fremden Kapitals in die polnische Gesellschaft gewiß nicht im Wege gestanden hätte. Haben die schlesischen Feudalherren, die bei Giesche regieren,

dem ausländischen Angebot den Vorzug gegeben und die deutsche Sache verraten, weil sie sich einen besonderen Nutzen für die eigene Tasche versprachen? Dann ließe sich zwar ein gelinder Widerspruch zwischen Worten und Taten bei manchen Persönlichkeiten feststellen, die den Patriotismus als ein ähnliches Privileg für sich reklamieren wie die früher genossenen Steuerbegünstigungen, aber es wäre wenigstens ein privatwirtschaftlicher Effekt damit verbunden und die Handlungsweise durch egoistische Beweggründe verständlich gemacht.

In Wirklichkeit liegen die Dinge, wie uns scheint, schlimmer. Weder der Wunsch, der staatssozialistisch angehauchten preußischen Bergwerksgesellschaft ein Schnippchen zu schlagen, noch das Bestreben, den eigenen Geldbeutel zu füllen, haben die Gewerkschaft zur Annahme des amerikanischen Vorschlages bewogen. Die Vertragsbestimmungen, die jetzt nachträglich tropfenweise bekannt werden, lassen nämlich erkennen, daß Giesche von gerissenen Geschäftsleuten in drastischer Weise übervorteilt worden ist. Die Gesellschaft sieht sich in ein kaum übersehbares Netz von Verpfändungen, Gewinnbeteiligungen und Rücktrittsrechten verstrickt, aus dem sie sich nicht leicht wird herauswinden können. Für den 10 Millionen Dollarkredit, den Harriman in Aussicht gestellt hat, soll beispielweise nicht allein der deutsche Zinkfelderbesitz hypotheziert, sondern daneben auch die gesamte polnische Gesellschaft, die jetzt noch ganz in deutscher Hand ist, verpfändet werden; und wenn später die Amerikaner programmgemäß dieses erste Darlehn durch ein zweites von doppelter Höhe ablösen, so soll dessen Gegenwert nicht etwa an Giesche fließen, sondern zur Instandsetzung der polnisch-amerikanischen Zinkhütten dienen. Giesche selbst erhält nur einen dreijährigen Vorschuß von 2½ Millionen Dollar, und selbst dafür muß der 49 prozentige Anteil, der den ehemaligen Besitzern an der neuen Gesellschaft verbleibt, hinterlegt werden. Obendrein sind die Amerikaner nicht einmal verpflichtet, sondern nur berechtigt, mit den vorgesehenen 51 Prozent in das Geschäft einzusteigen. Zunächst überlassen sie es der deutschen Gewerkschaft, sich mit den polnischen Steuerbehörden auseinanderzusetzen. Aendern sie dann später ihre jetzige Absicht, und treten sie von der Beteiligung zurück, so sind sie für die eingeschossenen Mittel vollauf gedeckt. Der deutsche wie der polnische Besitz von Giesche ist ihnen vollkommen verhaftet. Nimmt man noch hinzu, daß das

25jährige Bezugsrecht auf die deutsch-oberschlesischen Zinkerze, das ohnehin einen erheblichen Vorteil für Harriman darstellen dürfte, zumal da über die Erwerbs- oder Verhüttungspreise noch keine präzisen Vereinbarungen getroffen worden sind, — daß dieses Bezugsrecht überdies mit einer Gewinnbeteiligung der Amerikaner an den deutschen Zinkerzlieferungen verbunden sein soll, so wird es wohl vollends klar, daß es sich um einen Pakt handelt, bei denen Giesche keine, Harriman alle Trümpfe in der Hand hält. Wir haben kürzlich hier dargelegt, mit welchen Rückständigkeiten das Giesche-statut behaftet ist. Es hat sich inzwischen schon gerächt, daß für den Zutritt zur Verwaltung bis heute gewissermaßen die Blutsprobe verlangt worden ist. Die Inzucht ist jetzt dem Portemonnaie der Gewerken selbst schlecht bekommen. Als die „Repräsentanz" aus ihrem langjährigen Schlafe endlich erwachte und im letzten Augenblick den Schlingen der fremden Interessenten ausweichen wollte, da war es bereits zu spät. Es zeigte sich, daß die Einkreisung durch den amerikanischen Zinkkonzern bereits viel weiter gediehen war als man geglaubt hatte. Die Gewerkenversammlung war nicht mehr auf Seiten der Verwaltung. Mit schwacher, aber ausreichender Majorität optierte sie für Harriman und Anaconda —: das Unglück war geschehen. Kein Grünkramhändler hätte sich so übers Ohr hauen lassen.

Daß es trotz aller Wechselproteste und Absatzschwierigkeiten verkehrt ist, die Hoffnungen auf einen allmählichen Anstieg der Wirtschaft zu begraben, das lehrt ein Blick auf die Entwicklung des deutschen Exports. Im Monat September hat die Ausfuhr mit 777 Millionen Mark den höchsten Stand seit Beginn der Stabilisierung erreicht. Und wenn sie auch noch hinter dem Monatsdurchschnitt des Jahres 1913, der sich auf 850 Millionen belief, nicht unerheblich zurückbleibt, sobald man die Wertverminderung des Geldes berücksichtigt, so ist doch der Fortschritt, beispielsweise gegenüber dem Jahre 1924, in dem monatlich im Mittel nur 550 Millionen zur Ausfuhr kamen, bereits evident. Der Export aber ist der zuverlässigste Gradmesser für den Umfang der Wiedereingliederung in die Weltwirtschaft. Es besagt nicht viel, daß die Passivität der Handelsbilanz weiter anhält — sie ist im wesentlichen nur eine Funktion der Auslandskredite, die uns gewährt werden — es nützt auch garnichts, wenn wir die Einfuhr herabdrücken. Wenn es uns gelingt, die langsame, aber stetige Aufwärtungsbewegung der Ausfuhrkurve durch-

zuhalten, so braucht für die wirtschaftliche Zukunft nichts befürchtet zu werden. Hier allein liegt das Ventil, durch das sich ein hochbevölkertes Industrieland Arbeit und Brot verschaffen und den notwendigen Kapital- und Warenimport wettmachen kann.

Stellt man in Rechnung, daß die Länder, die früher den Hauptteil der deutschen Ausfuhr aufgenommen haben, zum großen Teil den deutschen Erzeugnissen durch prohivitive Zölle den Weg versperren, berücksichtigt man, daß die deutsche Handelsvertragspolitik ihre Erfolge erst noch zu erzielen haben wird, daß bisher wenigstens die zollpolitische Konstellation für Deutschand denkbar ungünstig gewesen ist, so muß der Umfang des Exports bereits als sehr ansehnlich bezeichnet werden. Aber die weitere Ausdehnung auf den alten Bahnen droht auf zunehmende Schwierigkeiten zu stoßen. Die Haupthandelsländer sträuben sich mit allen Mitteln gegen jede neue Vermehrung der deutschen Lieferungen. Auch in ferneren Gegenden gerät unser Export fortwährend in Kollision mit dem englischen und amerikanischen Handel, der ebenfalls auf Erweiterung der Absatzgebiete sehr bedacht ist. Trotzdem gibt es noch Regionen in der Welt, in denen unsere Geschäftswelt ziemlich unbehindert Käufer finden könnte, wenn sie in der Lage wäre, das Risiko zu tragen, das der Verkehr mit wenig entwickelten Ländern in sich birgt und wenn ihr die Kredite zur Verfügung stünden, die zur Gewährung der geforderten Zahlungsziele erforderlich sind. Bedeutende Chancen und Arbeitsmöglichkeiten gehen der Volkswirtschaft laufend verloren, weil die Exporteure nicht imstande sind, diesen Ansprüchen zu genügen. Es gibt heute nicht, wie ehemals, Exportkompagnien, die gewillt sind, das Kapital aufs Spiel zu setzen, das zur Erschließung fremder Gebiete benötigt wird. Dem einzelnen Kaufmann aber kann man es nicht verdenken, wenn er sein Restvermögen beisammen halten will. So wenig im allgemeinen ein Eingreifen des Staates in das Getriebe der Privatwirtschaft zu empfehlen ist, insbesondere wenn direkt Steuergelder zu solchen Interventionen benützt werden müssen, hier, wo schon durch indirekte Unterstützung ein großer Nutzen für die Gesamtwirtschaft erwartet werden darf, wird es zur unabweisbaren Pflicht, daß der Staat Hilfestellung gibt, wie er Wege, Kanäle und Eisenbahnen baut und damit im eigenen Lande Gebiete wirtschaftlich erschließen hilft, die sonst unfruchtbar bleiben würden, weil die Kraft des einzelnen für solche Aufgaben nicht

ausreicht, so soll er auch hierfür wenigstens einen kleinen Fonds zur Verfügung stellen, damit das Risiko der genannten Exportgeschäfte versichert und damit zugleich im Ausland der Kredit beschafft werden kann, der für die Ausdehnung der Ausfuhr ebenfalls unerläßlich ist. Der Einsatz ist gering und braucht nicht einmal verloren zu sein, weil durch Versicherungsprämien der Grundstock immer von neuem aufzufüllen wäre. Aber mit diesem kleinen Mittel können wahrscheinlich nicht geringe Wirkungen erzielt werden; und wenn wir auch nicht zu weit gehen wollen, diese halbstaatliche Versicherung von Exportkrediten, die auf einen Plan der namhaftesten Exporteure zurückgreift, als das Ei des Kolumbus für die Rettung aus aller ökonomischen Kalamität anzusehen, sondern sie nur als das bezeichnen, was sie ist, als ein vielversprechendes Experiment (das in England bereits mit bestem Erfolge unternommen worden ist), so zeigt die Angelegenheit doch, daß das wirtschaftliche Latein auch heute noch nicht erschöpft ist.

ROUSSEAU

MENSCH UND STAAT

Sobald einer von den Staatsgeschäften sagt: „Was geht es mich an?“ kann man darauf rechnen, daß der Staat verloren ist.

*

Für den Dichter sind es Gold und Silber, aber für den Philosophen Eisen und Korn, die die Menschen zivilisiert und das Menschengeschlecht zugrunde gerichtet haben.

*

Der erste, der, nachdem er ein Stück Grund und Boden eingezäunt hatte, auf den Einfall kam zu sagen: dies gehört mir, und der Leute fand, die einfältig genug waren, um es zu glauben, war der eigentliche Begründer der bürgerlichen Gesellschaft.

*

Es ist unmöglich, die Idee zu fassen, daß ein Besitztum anders entsteht als durch Arbeit.

*

Die Städte sind der Abgrund des menschlichen Geschlechts.

GLOSSEN

EINE GÖTTIN FÜR BERLIN UND FÜR EINE MILLION

Es lebte einst, vor zweieinhalbtausend Jahren, ein griechischer Bildhauer, der war so gewaltig und so weise, daß er nicht nur in der ganzen Antike herumgekommen war, sondern auch sonst in der Zeit zu reisen und deren fernste Gedanken plastisch auszudrücken wußte. Dieser große Meister beschloß, den Berlinern ein ganz ausgefallenes Vergüngen zu bereiten und ihnen eine Göttin fix und fertig und unversehrt durch die vielen Jahrtausende zu liefern, auf daß sie seine übermenschliche Weisheit erkennen könnten. Und dieses machte er folgendermaßen. Er nahm eine Säulengestalt, starr und riesengroß, und setzte ihr ein Haupt auf, wie er es teils bei den archaischen Kollegen, teils bei den romanisch-frühgotischen Bildhauern des staufischen Deutschlands gesehen hatte, mit Kulleraugen wie man sie zu seiner Zeit den Medusen und nachtgestaltigen Unholden anzudichten pflegte und einer dicken Wollperücke mit Simpelfransen und Zopfklößen, so ungeschlacht, daß es seiner kunstgeübten Hand äußerst schwer fiel. Aber er überwand tapfer sein Griechenherz, um die Archäologen mit Niegeschautem zu ergötzen und ihnen redliche Nüsse zum Knacken zu geben. Des ferneren gab er dem göttlichen Weibe feine Ledersocken um die Füße und schnitt ihre Spitzen ab, damit man die anatomischen Kenntnisse bewundern könne, mit denen er die Zehen den Errungenschaften der griechischen Blütezeit des Skopas angenähert hatte. Um die Schultern aber gab er ihr eine Art von Wolljumper oder gestrickten Umschlagetuchs, wie es die Sportdamen in Schreiberhau trugen, und damit auch die aus dem Osten eingewanderten Berliner eine Freude hätten, ließ er sie den Daumen der Rechten mit nonchalanter Rednergebärde unter den Saum des Jumpers stekken. Nirgends aber versäumte er, die Teile untereinander mit so geistreicher Verschiedenartigkeit auszustatten, daß man aus dem Staunen über seine Vielgewandtheit und Beschlagenheit in mannigfachen Stilformen den Mund zuzusperren vergessen mußte; insbesondere gab er den Armen und Händen eine so reizende Natürlichkeit, daß man unbdingt glauben mußte, nicht er sondern ein anderer Mann habe sie zweihundert Jahre später angebracht.

So schlau ging der alte Herr aus dem 6. Jahrhundert vor. Aber die Archäologen ließen sich nicht aufs Glatteis führen; sie erkannten seine Gaben als die nur ihm zukommenden Qualitäten aus der frühesten Zeit griechischer Skulptur, sie beeilten sich, das Wunder für den preußischen Staat anzukaufen und wußten eine Million Reichsmark in dem 1925 ganz verarmten Deutschland mit Leichtigkeit, wie sie wollten, aufzubringen, indem sie den noch fehlenden Teil aus dem Geldsack nehmen ließen, der für die hungernden Künstler Berlins bestimmt war.

Und stellten die Göttin den Berlinern zur Anbetung im November 1925 ins Alte Museum.

Paul F. Schmidt

HINDENBURG UND — MOZART

Bei dem Empfang, den die Republikaner von Frankfurt am Main dem Reichspräsidenten bereiteten, ist Herr Generalfeldmarschall von Hindenburg auch in die Oper ge-

laden worden. Er hat dort die Hälfte von „Figaros Hochzeit" angehört! Entgegen der Aeußerung, die der Herr Reichspräsident am Tage seines Einzugs in Berlin getan hat („ich kann Musik nicht leiden") und die zu seiner berliner Popularität viel beigetragen hat, erzählt die „Frankfurter Zeitung", daß Hindenburg, „wie versichert wird", ein Freund Mozart'scher Musik sei. Wer hätte diese Zuneigung zu den heiteren Geistern des Salzburger Genius vermutet? Die Frankfurter Mitteilung wirkt um so erstaunlicher, als Militärkapellen nur ganz selten Mozart'sche Musik gespielt haben.

ZWEI MUSTER-FILME

„Der Tänzer meiner Frau" und „Variété"

Zweimal triumphierte jetzt der deutsche Film über die in letzter Zeit in Europas Filmhauptstadt gezeigten mäßigen Amerikaner. Triumphierte durch solide, sorgsame Arbeit, durch allerlei von auswärts her gut Angelerntes, durch blendende Technik der Regie und des raffinierten Zusammensetzens und durch — das ist die Hauptsache — jenes Unfaßbare, über alle Technik und allen Inhalt hinaus Lockende, was seit etlicher Zeit die Menschen das „Interessante" nennen.

Zunächst fiel in der sich schnell folgenden Fülle minderwertiger Erzeugnisse der vielen Berliner Ufa-Theater ein gar nicht groß angekündigter Film „Der Tänzer meiner Frau" auf. Das Manuskript von Adolph Lantz, ist simpel-unoriginell: von der Frau, die — das wird jetzt Schema im Film — beinahe den Mann verläßt, noch im allerletzten Augenblick, grad bevor was anderes geschieht, dennoch bei ihm bleibt. Aber Lantz hat geschickt den Stoff so gefügt, daß das Zeitgemäß-Interessante hervorspritzt und die bürgerliche Handlung überschwemmt: die jazzartig verwirrte Bewegtheit, der Tanztaumel unserer Epoche. Hier zeigt sich, wie gut es ist, wenn Autor und Regisseur schon beim Manuskriptmachen zusammenarbeiten. Da ist etwas Geschlossen-Organisches entstanden. Trotz der Abgeleiertheit des Geschehens fügen sich die Episoden, die hingeschleuderten, wackligen, durcheinandertaumelnden Tanzbilder zum Ganzen. Trotz einiger Ungeschicklichkeiten und der nach Atelierprospekt riechenden Neapel-Aufnahmen zeigt der Film Anmut, Zeitwelthaftes, eine in Deutschland nicht häufige Leichtigkeit, Gelöstheit, Zartheit. Alexander Kordas Regie hat mit graziöser Hand dies zu Wege gebracht, hat auch die Schauspieler gelockert und beweglich gemacht, insonderheit seine Frau Maria Corda . . . ohne daß doch großartige Schauspielkunst sichtbar würde, die hier auch gar nicht nötig ist.

In jeder Hinsicht großartig aber ist einer der besten Filme, die je in Deutschland gedreht wurden: E. A. Duponts „Variété!" Wie im „Tagebuch" vorankündigend schon gesagt ward: eine technisch glänzend gearbeitete Mischung von Kammerspielfilm und Sensationsfilm. Auch hier die alte Geschichte vom Artisten, dem der Kollege die Geliebte wegnimmt, so daß furchtbare Rache folgt. Luftakrobaten sind es, und jeder glaubt, der Betrogene wird nun den Betrüger abstürzen lassen. Aber er beherrscht sich auf schwebendem Trapez, sondern sticht ihn nachher im Messerzweikampf ab. Erblickt jedoch das, was jeder erwartete, den Absturz als blitzschnelle Vision, so daß dem Zuschauer diese Sensation nicht genommen wird. Dies Raffinement im Aufbau des Films, dessen Manuskript der Regisseur selbst schrieb, ist charakteristisch. Ein derartig lückenlos gefügter, ineinandergezahnter, regietechnisch bis zum äußersten durchgearbeiteter Film mit prachtvollen Uebergängen ward in Deutschland noch nicht gefertigt. Wenn man den Film öfters sieht, kann man erst genau feststellen, wie präzis hier gearbeitet wurde, wie rhythmisch in Spannung und Lockerung, in rapider Bewegtheit und schweren Ruhepunkten, mit tausend charakterisierenden Einfällen und wirbelndverwirrenden Tricks er gefügt ist. Wieviel neue und bezaubernde Wirkungen sind zum Beispiel aus dem unzählige Male gezeigten Variétémotiv herausgepeischt; da rast das beste Variétéprogramm der Welt vorbei, jede Nummer nur sekundenlang aufzuckend, so daß schon der von Rostelli balanzierte Ball in den Ball des Seehunds, daß die Tänzerin Nina Payne mit einer Bewegung in den Exzentric-Radfahrer übergeht. Wie ist ganz neuartig und überzeugend Entstehung und Ausbreitung des Klatsches herausgekitzelt, wenn ein Artist die Liebesgeschichte des Kollegen auf die Marmorplatte des Restaurants skizziert und der Tratsch von hier aus, durch die verstohlenen Beschauer weiterschwillt, so daß von dieser Einzelheit der Anfang vom Ende der Tragödie zwingend ausgeht. Die Photographie Karl Freunds und die Tricktechnik geben schließlich unserem Auge Entzücken und unserem Herzen Atembeklemmendes.

Wenn der Film einen Mangel hat, so ist dieser ein Ueberfluß. Das Vorspiel in Hamburg ist zu lang, fällt in der nachprüfenden Erinnerung zurück gegen den erdrückenden Hauptteil. Und Emil Jannings Spiel der Mimik und des Körpers, hier zu einer ruhigen Reife gediehen wie nie vorher, ist manchmal zu lang ausgespielt, so daß allzu drückende Fermate entstehen. Jannings zeigt manchmal nicht nur das Spiel des Helden, sondern Studien über dies Spiel. Wie aber Jannings unter Nutzung jeden Muskels spielt, ist die Gipfelleistung bisher in Europa erzielten Filmspiels. Ein kindlicher Hüne, zage und tapsig, ein heiterer Dummkopf, an eine phlegmatisch-stupide Frau gefesselt, der sich losreißt mit einem exotischhintergründigen Mädchen, dem er hörig wird. Wenn dieser Koloß Rührei bäckt, der Geliebten Strümpfe stopft, gar schelmisch wird — und dann nach der Entdeckung sein schwammiges Gesicht

in Muskelstarre verkrampft . . . Das ist höchste Schule des Filmspiels, ausdruckreichste Beherrschung des Totalmenschen vom Auge bis zur Wade.

Sogar Lya de Putti ward durch Dupont zum ersten Male in ihrem Leben zu Ansätzen schauspielerischer Leistung gefördert; manche Geste, mancher Blick kam exakt heraus; manches blieb starr und kalt. — Zum Lobe der Ufa muß noch festgestellt werden, daß das scheußliche Beiprogramm nun ganz beseitigt ist. Als Auftakt zu dem Film wird in knapp 3 Minuten ein Rudel von etwa 50 wirklichen Artisten zu Schnedderenteng - Musik in groteskem Wirrwarr über die Bühne gejagt. — Also Schweiß und Mühe deutschen Filmwesens in jeder Hinsicht in bewegende Bewegtheit gelöst; deshalb ein Abend von historischer Bedeutung, und gerade in diesem kritischen Augenblick für die Filmentwicklung Europas.

Heinrich Stürmer

MÄRCHEN AUS DER PROVINZ

Die Vossische Zeitung berichtete am 15. November, daß Einbrecher nachts in das Theater in Dortmund einbrachen, die Kasse öffneten und aus ihr 40 000 Mark entwendeten.

In Berlin hielt man die Meldung für unglaubwürdig.

DER MÜLLER VON SANSSOUCI

„Wasmuth's Monatshefte für Baukunst" zitieren aus dem Buche von Professor Dr. Hans Kania „Friedrich der Große — Potsdam" die folgende sehr amüsante Schilderung des Konfliktes zwischen Friedrich dem Großen und dem Müller: „Weltbekannt ist die Sage, wie der Müller von Sanssouci dem Könige, der ihm die Mühle mit Gewalt wegnehmen wollte, lachend erwiderte: "Ja, wenn das Kammergericht nicht wäre!" Diese Aeußerung ist aber nur Sage, nicht Wirklichkeit. Friedrich wollte die Mühle gar nicht kaufen, sondern sie erhalten wissen, weil „sie dem Schlosse eine Zierde mache". Sie sollte also den ländlichen Charakter seines Schlößchens durch gegensätzliche Wirkung verstärken. Der Müller dagegen wollte den König zwingen, ihm die Mühle abzukaufen und bezahlte, passiven Widerstand leistend, einfach keine Steuern mehr, weil ihm die Bäume des Parks den Wind wegnähmen! Die Steuereintreibung mit Gewalt verhinderte der König, indem er die Schloßwache schickte und den Müller gegen die Beamten seines eigenen Staates schützte. So gelang es Friedrich, seinen Willen durchzusetzen, der Müller blieb im Besitz der Mühle."

CLEMENCEAU-ANEKDOTEN

Léon Treich sammelt Clemenceau-Anekdoten. (L' Esprit de Clemenceau, Gallimard, Paris). Wenn man „Tiger" genannt wird, darf man nicht zahm sein. Obschon der behutsame Treich die allerschlimmsten Bosheiten ausschaltete, bleibt noch genug übrig für die Liebhaber lachender Wahrheiten, auch wenn sie spitz ins Fleisch schneiden. Hier einige Excerpte.

In seinem Direktionsbureau der „Aurore" plaudert Clemenceau mit Mirbeau. Ein Schuß knallt, eine Revolverkugel durchquert den Raum und zerschlägt eine Fensterscheibe. Im Nebenzimmer, wo allerlei „Gesinnungsgenossen" ab und zu gingen, stürzt man sich auf einen gewissen Benedetti, der einen rauchenden Revolver in der Hand hält. „Der Schuß ist losgegangen, als ich meine Waffe putzte", sagte dieser, „es ist doch niemanden ein Leid geschehen?" „Sie haben ein-

fach eine Scheibe zerbrochen", erwiderte Clemenceau ganz ruhig. „Wer Glas bricht, soll's zahlen. Setzen Sie sich mit der Administration auseinander."

Und er ging wieder in sein Bureau und setzte die Unterhaltung mit dem Schriftsteller fort: „Ein Narr!" sagte er zu ihm. In dem Augenblick trat Mandel, der Sekretär des „Tigers", ein und protestierte: „Ein Narr, keineswegs! Das ist ein Anarchist, jawohl!" Da hörte man, wie Benedetti, der von Polizisten abgeführt wurde, draußen rief: „Es lebe die Gerechtigkeit!"

„Sie sehen jetzt wohl ein, daß er ein Narr ist!" bemerkte Clemenceau.

*

Und nun eine der saftigsten. Aber sie ist zu ergötzlich, um sie nicht zu zitieren.

Ein Freund enterhielt den Tiger einst über seinen Kabinettschef Mandel, der einer der bestgehaßten Männer der Aera Clemenceau war, und die unsaubere Arbeit tat, die der „Tiger" nicht selbst besorgen wollte. Der Freund des „Père la Victoire" sprang mit dem Famulus in strengster Weise um: „Sie kennen doch all seine Niederträchtigkeiten, die Geschichten, die man von ihm erzählt, die Gerüchte, die umlaufen. Mandel ist Ihrer unwürdig und man versteht mit dem besten Willen nicht, daß Sie sich so kompromittieren lassen . . ."

„Kompromittieren?" unterbrach ihn lachend Clemenceau. „Aber wo sind Sie dran? Ich kenne Mandel besser als Sie. Er dient mir als Sündenbock. Ich f . . . e und er stinkt."

F. C.

INHALT DES LETZTEN HEFTES
(Heft 46)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79813. Wien 156791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6 — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25 vierteljährlich Reichsmark 6.50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, letzte Novemberwoche

Kurz nach der Entdeckung des Parlamentarismus in Deutschland begann man auch zu entdecken, daß der Parlamentarismus eigentlich eine sehr schwierige Sache für Deutschland sei. Ja, England mit seinem Zweiparteiensystem, — diese glückliche Insel, fand man, könne sich Demokratie schon leisten. Ein paar Jahre lang konservativ, ein paar Jahre liberal (oder, heute, labouristisch) —: das seien wenigstens klare Verhältnisse; besonders wenn die herrschende Partei gewohnt sei, auf die Minorität jeweils Rücksicht zu nehmen und wenn durch diese traditionelle Rücksichtnahme sogar im Wechsel Kontinuität verbürgt sei. Aber Deutschland mit seinem Parteiwirrwarr? Das Evangelium, daß hier Parlamentsherrschaft undurchführbar sei, gewann immer größere Anhängerschaft, es wird heute schon von vielen geglaubt, die sonst, weltanschauungsmäßig, gewiß nicht reaktionär sind. Aber während die Theorie an Boden gewann, ist die Kleinigkeit ganz unbemerkt geblieben, daß die Praxis auch in Deutschland, trotz seiner üppigen Parteienliste, sich bereits ganz in der Richtung eines veritablen Zweiparteiensystems entwickelt hat, oder sogar vielleicht noch ein wenig weiter. Nur daß man hier, statt von einem Zweiparteiensystem, von einem Zweigruppensystem reden müßte, was aber im Wesen aufs selbe hinausläuft. Tatsächlich sind nämlich unter den heutigen Mehrheitsverhältnissen, — jede neue Krise zeigt es deutlicher — nur zwei streng determinierte Regierungskoalitionen möglich: entweder indem der Regierungskern, der aus Volkspartei und Zentrum besteht, sich nach rechts, zu den Deutschnationalen hin, verlängert; oder indem er es nach links hin tut, zu den Demokraten und Sozialdemokraten. Man kann das in verschiedenen Formen machen: mit direkten Koalitionen oder mit wohlwollenden Neutralitäten. Aber unter noch so geistreich ausgeklügelten Formen wird sich doch immer nur der gleiche Inhalt verbergen. Und es hat beinahe etwas Komisches an sich, wenn man Presse und Couloir in diesen Krisentagen mit Strapazierung all ihrer politischen Phantasie nach neuen Formen grübeln sieht, ohne sich noch darüber klar zu sein, daß sie, wie die Katze in jedem Sprung schließlich auf die Vorder- oder die Hinterbeine, unmöglich auf eine andere als auf die Halbrechts- oder auf die Halblinkskombination werde fallen

können. Man kann sogar noch einen Schritt weiter gehen und sagen, daß es unter den heutigen Mehrheitsverhältnissen überhaupt nur eine einzige Kabinettskoalition gibt, und das ist die Koalition Zentrum-Volkspartei. Sie kann in keiner praktisch möglichen Kombination fehlen, man darf sie darum geradezu die herrschende nennen. Und es ist nur eine Abwandlung des englischen Grundsatzes von der Rücksicht auf die Minorität, daß diese tatsächlich herrschende Koalition noch eine andere Partei, links oder rechts, mit in die Regierung hineinnimmt. Die Rücksicht auf die Minorität, die in England von der Kabinettspartei der Opposition gegenüber ausgeübt wird, vollzieht sich in Deutschland dadurch, daß man noch eine Oppositionspartei, links oder rechts, mehr oder minder klar in die Regierung hineinnimmt. Aber das ist ein Unterschied ohne faktische Bedeutung. Und wenn der Zustand nicht schön ist, so ist er wenigstens eindeutig. Es ist eine Erkenntnis, die nur Nutzen stiften kann: Deutschland, mit seinem jetzigen Reichstag, wird vom Zentrum und der Volkspartei regiert, k a n n überhaupt nur von Zentrum und Volkspartei regiert werden, denen es ihrerseits praktisch freigestellt ist, ein bißchen mehr auf links oder ein bißchen mehr auf rechts Rücksicht zu nehmen, gleichgültig ob unter der Flagge der Kabinetts-Verbreiterung oder ob unter der Flagge eines Freundschaftsabkommens, oder ob unter der Flagge wechselnder Majoritäten. Zum technischen Funktionieren des Parlamentarismus ist diese Basis jedenfalls fest genug, — sie ist vielleicht sogar fester als in irgend einem anderen Lande. Und wenn man sie entdeckt hat, verliert man Illusionen.

Der deutschnationale Innenminister S c h i e l e verdankte sein Amt dem freundlichen Zufall, daß er bei der Abstimmung über die Dawes-Gesetze krank gewesen war. Es wußte also niemand, ob er für Ja oder für Nein gestimmt haben würde; und das machte ihn zum geeigneten Vertrauensmann der Deutschnationalen in dem „neutralen" Kabinett Luther. Es ist nicht so ausgeschlossen, wie manche meinen, daß auch diesmal, nach London, die Deutschnationalen wieder zur Regierung kommen und sich auch dann wieder auf jenen Boden der vollendeten Tatsachen stellen werden, der in unserer belebten Geschichtsepoche durch immer neue Ereignisse glücklicherweise vor der Gefahr bewahrt bleibt, infolge allzu starker Benutzung durchgetreten zu werden. Der Träger des deutschnationalen Gedankens wird dann wiederum eifrig gesucht werden. Aber Herr Schiele wird es nicht mehr

sein können; er hat, obgleich abermals erkrankt, und obgleich lange genug zögernd, sich doch noch entschlossen, sich öffentlich als Neinsager zu bekennen —: für diesmal also ist es aus mit ihm und der Zeitpunkt ist erschienen, ihm die besten Wünsche nachfolgen zu lassen. Wünsche? Ja, seine Ministertätigkeit hat wirklich sehr viel zu wünschen übrig gelassen. Den ganzen Tag pflegte er in seiner Wohnung zu sitzen. Man versichert, sein amtliches Ansehen habe er nur dem Umstand zu verdanken, daß er sich im Amt nie sehen ließ. Nur ein Verbindungsoffizier erhielt ihn in Kontakt mit dem Ministerium, — jener Herr von Keudell, der es während der kurzen Ministerschaft seines Meisters in eigens für ihn geschaffenen, überplanmäßigen Stellen vom Regierungsrat bis zum Ministerialrat gebracht hat. In seiner Wohnung hatte Herr Schiele ein Privatsekretariat; für die Wohnung zahlte er, für das Sekretariat das Reich; daher der Name Privat. Dieses Sekretariat diente der Bearbeitung der Partei und ihrer Angelegenheiten. Das Ministerium lieferte für diesen Zweck seine Vorlagen stets in zwei Ausfertigungen; die erste für's Kabinett, die andere für die Fraktion. Denn Herr Schiele hat von Anfang an kein Hehl daraus gemacht, daß er sich in erster Linie als Vertrauensmann seiner Partei fühle, er hat es seinen höheren Beamten bei seinem Amtsantritt ausdrücklich mitgeteilt. Juristisch faßbare Verfehlung? Wir glauben es nicht. Ein Minister im parlamentarischen Regime ist ja tatsächlich zum guten Teil nur Verbindungsmann zu seiner Partei. Trotzdem kann der gute Schiele von Glück sagen, daß er deutschnationaler Gutsbesitzer ist. Als Sozialdemokrat säße er vielleicht schon in Untersuchungshaft. Da sind, wie man erfahren hat, schon drei Privatgespräche auf Amtsleitungen (à 5 Reichspfennige) ein Verbrechen.

Unter der Sonne von Locarno schmelzen die dicksten Eiskrusten. Die Berichterstatter haben Briands Freudenzähren gezählt, Chamberlains gerührtes Lächeln mit delikatem Pinsel der Nachwelt überliefert. Aber wer, wer wird eigentlich zum Homer jener Wandlung, die das „Berliner Tageblatt" zur Zeit durchmacht? Ja, — es ist wirklich wahr, Theodor Wolff versöhnt sich mit Frankreich, er entdeckt Frankreich! Mit der religiösen Inbrunst eines Neubekehrten kündet er seinen ergriffenen Lesern, ganz im Gegensatz zu früheren Axiomen, daß Briand — wie hat er sich verändert, — kein schwarzer Intrigant sei, Herriot kein verbohrter Nationalist, der sich von Poincaré lediglich durch etwas antikleri-

kalen Tamtam unterscheidet, sondern beide ehrliche Freunde der Aussöhnung, einig darin mit der ganzen demokratischen Linken. Das alles schildert T. W. und belegt es, um die Leser des „B. T." auch wirklich zu überzeugen, mit Sonderkundgebungen der betreffenden Herren. Das ist alles riesig nett und sicherlich gut gemeint, kommt aber, mit allem schuldigen Respekt zu sagen, etwas spät. Das Weltblatt steigt ziemlich posthum, wenn auch naturgemäß behaglicher, in eine Bresche, die andere längst geschlagen, — andere, die dabei schwer blessiert wurden, auch von T. W. - Geschossen. Gerlach, Basch und andere können ein Lied davon singen. Wer seit Jahren für die deutsch-französische Verständigung eintrat und dafür gereizte Zensurprädikate einheimste, wird ein bitteres Lächeln nicht unterdrücken können, und vielleicht sogar den hymnischen Schwung der jetzigen Versöhnungs-Botschaften nicht weniger weitgehend finden wie früher die unbarmherzigen Montags-Bannflüche, die ganz auf die Devise des Inquisitors abgestimmt waren: „Tötet sie alle, Gott kennt die Seinen!" Jedenfalls hat seit Columbus kein Reisender größere Umwege gemacht, um zum Ziel zu gelangen, wie T. W. Hätte ein gütiger Zufall ihn etwa schon im Jahre 1922 nach Paris geführt, wie andere, die Frieden und Verständigung wollten, vielleicht wäre seinem Blatte eine nicht unbedingt rühmliche Episode, der deutschen Politik aber Herr Cuno erspart geblieben. Es mag ein kleiner privater Rückfall in jene Periode falscher Diagnosen sein, daß Herr Theodor Wolff am Sonnabend abend den Kammersieg Painlevés als nicht mehr zweifelhaft nach Berlin drahtete, während am Sonntag nachmittag der von ihm Gefeierte und als kerngesund Diagnostizierte bereits auf der Strecke lag. Vom „Berliner Tageblatt" die gute politische Gesundheit bestätigt zu bekommen, scheint nun einmal ein gefährliches Anzeichen fortgeschrittener Agonie zu sein. Aber warum Unannehmlichkeiten auskramen, wenn zwei Liebende, die im zweiten Akt mit Krach auseinandergingen, sich im dritten wieder zärtlich zusammenfinden? Des Krieges Stürme schweigen, auf rauhe Schlachten folgt Gesang und Tanz . . .

Mussolinis Pöbelregime hat in der Welt ein sehr deutliches Echo gefunden: ein internationaler Boykott aller anständigen Menschen bereitet sich vor. Die englische Tory-Presse geht Hand in Hand mit dem linksradikalen „Quotidien". Schon in Locarno waren die Vorzeichen bemerkbar. Die bedeutenden Journalisten aller Länder hatten ein Uebereinkommen geschlossen, den kleinen Dschingis-Khan ostentativ

zu ignorieren, eine furchtbare Strafe für Mussolinis Reklamebedürfnis. Nur Vertreter deutscher Rechtsblätter, die nationale Würde sonst in Erbpacht genommen haben, schlossen sich aus und ließen es sich nicht nehmen, um den Diktator zu schweifwedeln. In den nämlichen Tagen, in denen faszistische Banden den Deutschen in Süd-Tirol den roten Hahn aufs Dach setzten, hielt der Direktor des W. T. B., Herr Dr. M a n t l e r , in Rom bei einer Konferenz der internationalen Telegraphen-Agenturen eine Ansprache, in der er behauptete, daß „sämtliche Teilnehmer mit Genugtuung festgestellt hätten, wie grundlegend sich die Verhältnisse in Italien zu seinem Besseren gewandelt hätten, seitdem der an der Spitze der Regierung stehende hervorragende Mann die Leitung der Staatsgeschäfte übernommen . . .“ Welch ein Gezeter wäre losgebrochen, hätte ein notabler Vertreter der deutschen Presse etwa in Paris Herrn Millerand so gefeiert! Daß der deutsche Außenminister die im Reichtag gegen Mussolini erhobenen Angriffe zurückwies, braucht nicht zu verwundern und entspricht nur der Höflichkeit; allerdings schritt niemand in der römischen Kammer ein, als Giunta, Mussolinis Favorit, Drohworte zur Diplomatenloge hinaufrief. Aber es gibt nicht nur eine Höflichkeit, sondern helle Begeisterung. Täglich begrüßte die Hugenberg-Presse die Gewalttaten der italienischen Regierung gegen Demokraten, Sozialisten, Katholiken und Freimaurer, und protestiert gegen die angebliche Mussolini-Hetze. Der Diktaturfimmel führt die Teutschesten der Teutschen in das Lager eines Ausrotters des Deutschtums. Wie wetterte man doch einst gegen die ganz anderer Atmosphäre entsprungenen Terrorakte der Moskauer. Soll damit nur bewiesen werden, daß wir inzwischen gelernt haben, außenpolitisch Disziplin zu halten, und über Sentiments hinwegzukommen? Ach nein, wir werden nur beweisen, entweder, daß wir gleichgültig sind, oder daß das deutsche Herz nur dort zustimmend schlägt, wo Blut fließt und Trümmer rauchen.

Die bukolische Idylle, der alte, gute Gott der Dörfer mit dem verfilzten Bart, mit den hohen Zugstiefeln, den Einfaltsfalten auf der Stirne, er stirbt dahin. Er ist schon tot. Und wie ehedem im Altertum müßten die See- und besonders die Landfahrer wieder jene geheimnisvolle Stimme rufen hören: „Der große Pan ist tot.“ Aber wahrscheinlich ist die Stimme auch schon tot . . . Das Dorf und die kleine Stadt haben aufgehört eigene Menschentypen zu bilden, sie sind leere geographische Begriffe geworden, Bezeichnungen für Häusergruppen, sie haben aufgehört ethnographische

Charaktere zu sein. Wie auf dem Erdball als ganzem, — trotz der modernen Hypertrophie des Nationalismus, die vielleicht nur letzte Reife vor dem Zerfall der Frucht ist — ein rapides kulturelles Angleichen der Völker aneinander zu beobachten ist, so sieht man innerhalb der Nation selbst ein rapides Angleichen der einzelnen Standes-, Berufs-, Milieutypen an einen Standardtyp. Und dieser Standardtyp ist unzweifelhaft der Städter. Die Nivellierung hat zwei Richtungen. Die eine führt vom Lande in die Stadt, Zustrom der Landbevölkerung in die Großstädte. (In England leben 70% der Bevölkerung in Städten.) Die andere führt von der Stadt ins Dorf. Dieser zweite Strom ist aber kein Menschenkolonisationsstrom, sondern ein technischer Strom. Die Stadt greift mit technischen Armen ins Dorf, über ihre harten, gegenständlichen Grenzen ragt ein weiter Dunstkreis wie ein dünner Kometenschwanz hinaus, der das ganze Land in die städtische Atmosphäre einhüllt. Im Weltkrieg mit seiner phänomenalen Akkumulation des Technischen ist die Landbevölkerung zum ersten Male in einigen Kontakt mit dem modernen städtischen Rhythmus gekommen. Der Geschmack des Technischen war geweckt. Das Automobil hat Stadt und Dorf so nahe aneinandergerückt, daß die Scheidewand der Entfernung gar nicht mehr empfunden wird. Wie lange wird es noch dauern, und alle Dörfer werden — Vororte sein. Das Radio bringt die Stimme der Stadt, nein, nicht bloß die Stimme, die Willens- und Gedankenrichtungen der Stadt in die entlegenste Einöde. Im Kino ist jeder Film ein Lehrfilm der Stadt. Hier wird der neue Menschentyp gelehrt und dank dieser technischen Allgegenwart kann man sagen, daß das kleinste Dorf eine Stadt in sich birgt. Nimmt man noch hinzu, daß die Landwirtschaft selbst immerzu mit Technik und Weltwirtschaft verbunden wird, so darf man sich nicht wundern, wenn tatsächlich der Typ des guten, biedern, etwas dummschlauen, alles bestaunenden Dorfbewohners so gut wie verschwunden ist. Ja, es tritt sogar eine gewisse Umkehrung der Typen zutage. Die Statistik zeigt, daß es auf dem Lande mehr Dissidenten gibt als in der Stadt. Und es ist gar nicht sonderbar, daß man in der Stadt harmlosere Typen findet, als auf dem Dorfe. Denn im verstädterten Dorfe leben die Menschen im engsten Kontakt miteinander und erwerben so Menschenkenntnis und Schlauheit. In der Stadt kann man mitten im Getriebe vollkommen menschenfern leben. Es gibt Familien, die ganz in sich abgeschlossen sind und — so paradox es klingt — eine dörfische Harmlosigkeit und Naivität trotz Betrieb und Stadt bewahren. Aber auch sie werden bald in der Lebensuniform der Menschheit aufgegangen sein.

O. L.

BISMARCKS ENGLISCHER FREUND

Es war in Friedrichsruh, am 31. Juli des Jahres 1898. Deutschlands erster Reichskanzler war am Tage vorher verschieden und lag, von zweien seiner Oberförster bewacht, in einem der kleinen Zimmer des sogenannten Schlosses auf der Totenbahre. Im Schlosse selber herrschte eine gewisse Bewegung, denn soeben war ein Telegramm Kaiser Wilhelms eingetroffen, das seine Ankunft zur Leichenfeierlichket anzeigte. Worauf Herbert Bismarck, der älteste Sohn des Kanzlers, den Befehl gegeben hatte, den Sarg sofort zu schließen, damit der bitter gehaßte Hohenzollernfürst wenigstens die Totenruhe seines schimpflich entlassenen Kanzlers respektieren müsse.

Nur zwei Freunde der Familie wurden mit Herbert Bimarcks Erlaubnis noch vor Sargesschluß zugelassen und von dem Leibarzte Dr. Schwenninger an die Bahre des toten Staatsmannes geführt: der eine war der deutsche Maler Franz von Lenbach, der andere der englische Schriftsteller Sidney Whitman.

Sidney Whitman, aus dessen Munde ich diese Geschichte höre, ist am 30. Oktober d. J. in London gestorben.

Whitman bezeichnete sich deutschen Freunden gegenüber oft als Achtundvierziger: er war nämlich im Jahre 48 zu London geboren. Das Scherzwort hatte eine gewisse Berechtigung, denn in seinem Heimatlande war Whitman das, was man dort und anderswo als Radikaler zu bezeichnen pflegt. Zeit seines Lebens besaß er — eine Seltenheit bei englischen Schriftstellern — eine gehörige Dosis Verachtung für die Aristokratie, wozu allerdings in England, wo es noch eine mächtige, liebenswürdige, die Monarchie unterstützende Aristokratie gibt, mehr Mut gehört als anderswo. Denn nur wer in der goldenen, blumenbekränzten, mit schönen Frauen geschmückten, sanft dahingleitenden Staatsbarke der englischen Aristokratie sitzt, oder dort aufgenommen wurde — denn diese Aristokratie ist klug genug, sich von Zeit zu Zeit mit Geld oder Talent oder Einfluß aufzufrischen — der ist geborgen, jedenfalls mehr und sicherer geborgen, als der gewöhnliche, beziehungslose, abseitslebende, seinem eigenen Stern vertrauende Bürgersmann: nur von dieser Seite, von der Seite der aristokratischen „Society" kommen Ehren und Geld, Titel und Anerkennungen, Sonne wie Regen. Nach außen hin freilich mag dieses England, wie es gerne tut, als freie Demokratie posieren: in seinem Innern aber ähnelt es, wie Eingeweihte wissen, weit mehr einem antiken Sklavenstaate. „In diesem Lande", pflegte Whitman zu sagen, „gibt es nur zwei Schichten: die Gesellschaft und die Verbrecher. Die Verbrecher, das sind wir! Ich habe aber einen angeheirateten Vetter, der ein Lord ist: that is the redeeming feature in my case."

Whitman war, zum Unterschiede von vielen anderen, den wohlhabenden Schichten entstammenden Engländern, von seinem Vater, der deutscher Herkunft war, nicht auf eine jener vornehmen „Public Schools" geschickt worden, aus denen sich die englische Regierungskaste rekrutiert: das unabhängige, überenglische, kosmopolitische seiner Gesinnung stammte daher, daß er, nachdem er durch Privatunterricht in das Deutsche eingeführt war, auf dem Vitztumschen Gymnasium in Dresden, d. h. auf der damaligen Ritterakademie des altsächsischen Adels seine Schulbildung empfangen hatte. Er sprach daher deutsch wie ein Deutscher und englisch wie ein Engländer —

zum Unterschied vom König Eduard VII., dessen Englisch wegen der deutschen Hofatmosphäre, in der er aufwuchs, immer einen deutschen Akzent behalten hat.

Whitmans erster schriftstellerischer Versuch lag auf ästhetischem Gebiet und bestand in einer Uebersetzung von Grillparzers „Medea". Hierauf folgte eine Schrift „Fetish Worship in the Fine Arts", die sich gegen den gedankenlosen Götzendienst der Bildungsphilister in Sachen der Kunstkritik richtete; und dann im Jahre 1886 das Buch „Conventional Cant", das wegen seiner Aufdeckung nationaler Schwächen von der „Society" unliebsam bemerkt, dafür aber in Frankreich, wo eine Uebersetzung erschien, und auch in Deutschland, wo Bismarcks rechte Hand Lothar Bucher es ausführlich besprach, um so beifälliger gelesen wurde.

Die Ablehnung seiner Schriften in England, ihre Anerkennung durch das Ausland machten Whitman zunächst zum Patrioten „à rebours", zum umgekehrten Patrioten: er begann, den Kontinent und seine Kultur höher zu schätzen, als die der eigenen Heimatinsel. Die Völker des neunzehnten Jahrhunderts haben ja mehrfach solche „salti mortali" gerade ihrer besten Söhne erlebt — und das ganz abgesehen von ihren großen Dichtern, wie Heine, Byron, Shelley, Gobineau, die dem Vaterlande nicht nur das Exil vorzogen, sondern auch in ihm verstorben sind. Stendhal liebte die Italiener, Mérimée die Spanier, Taine die Engländer, und wie viele Deutsche haben nicht der eigenen Nation die romanischen Völker und ihre Kultur vorgezogen? Und nicht nur auf kulturellem, sondern auch auf politischem Gebiete behält die Beobachtung des Vaterlands-Ueberdrusses der Besten ihre Geltung: viele deutsche Liberalen schwärmten immer, und schwärmen noch heute für die Tories Englands, die sie den eigenen Junkern gerne zum Muster vorhalten, nicht ganz mit Unrecht! Umgekehrt wie jene, aber aus demselben Grunde — aus Ekel vor dem eigenen Lande, das wir immer am besten kennen und mit dem unsere oft peinlichen Jugenderinnerungen verknüpft sind — wurde Whitman, der in England Radikaler war, für Deutschland zum Konservativen.

Als Whitman bereits des Lebens Mittagshöhe erreicht hatte, veröffentlichte er ein Buch, das ein epochemachendes Ereignis für die Stellung des Deutschen Reiches in den Augen der auswärtigen Völker darstellte, ein Buch, das die Frucht vieljähriger und eingehender Studien war und dessen Abfassung ihn durch seine regen Beziehungen zu zahlreichen hochgestellten Personen und Politikern wesentlich erleichtert wurde: „Imperial Germany".

Bismarck und Moltke zollten dem „Imperial Germany" in besonderen Briefen und in markigen Worten ihren Beifall. Der Kanzler sprach den Wunsch aus, des Verfassers persönliche Bekanntschaft zu machen und lud Whitman zum Besuch auf seine Güter ein. Whitman leistete der Einladung Folge und wurde bald ein Freund des Hauses und ein regelmäßiger und gern gesehener Gast in Varzin und Friedrichsruh. Bismarck, der selber ein guter Journalist war und darum die gleiche Begabung bei Anderen zu wittern wußte, hat mit Sidney Whitman einen guten Fang gemacht: das schönste, liebenswürdigste, formvollendetste Buch über den deutschen Kanzler stammt aus englischer Feder. Es erschien 1920 bei John Murray in London und ist betitelt: „Personal Reminiscenses of Prince Bismarck". Ich nenne es mit Absicht nicht das wahrste Buch, bin aber sicher, daß Whitman selber diese Einschränkung nicht übel genommen

hätte, denn einmal zeigte er mir einen Brief Ernst von Wildenbruchs über seinen „Bismarck", in dem dieser die Bemerkung machte: „Sie haben in die untergehende Sonne geschaut und nichts von ihren mittaglichen sengenden Strahlen erfahren."

Wenn ich im Vorigen Whitman als Konservativen für Deutschland bezeichnet habe, so bedarf das Wort einer gewissen Einschränkung. Whitman schätzte an Deutschland die einfachen Sitten, die treue Pflichterfüllung, die Ehrbarkeit im Handel und Wandel, die Abwesenheit des Snobismus (?), die mangelnde Degradation der unteren Klassen, die Sorge des Staates für die Schulbildung seiner sämtlichen Kinder: er schätzte vor allem die großen Gründer dieses Imperial Germany: Bismarck und Moltke. Aber er war klug genug, sofort zu erkennen, daß mit dem Abschied von Bismarck auch sein ideales Deutschland verabschiedet war. Und mir gegenüber, der ich ihn die letzten sechzehn Jahre seines Lebens hindurch gekannt und oft gesprochen habe, hat er aus seinen veränderten Gefühlen niemals ein Hehl gemacht. Selbst über sein ideales Deutschland von früher begann der stets aufrichtige Mann umzulernen, selbst an seinem Abgott und Gönner Bismarck begann er schon vor dem Kriege einigen Zweifel zu hegen: „Sie haben doch schließlich das Säbelrasseln von ihm gelernt", sagte er mir einmal. Seine „Tête de Turc" aber war und blieb der Kaiser selber. Seine Abneigung gegen diesen ging soweit, daß er die Anerbieten Bülows und Hinzpeters (mit denen er in Verbindung geblieben war), ihn Kaiser Wilhelm vorzustellen, stets ablehnte — wohlverstanden damals, als Wilhelm II noch der gefeiertste Monarch Europas war, damals, als man von Franzosen immer um das deutsche Oberhaupt beneidet wurde. „I have no use for that imperial Saltimbanque" pflegte er zu sagen.

Kein Wunder, daß es um den alten Mann in London etwas einsam wurde. Die Deutschen Englands, wie die Deutschen Deutschlands hielten seine Warnungen und Widersprüche für greisenhafte Marotten. Sie, die junge Generation, wußte es besser; sie hatte überhaupt wenig Zeit und wenig Geduld — und aus gutem Grunde: war sie nicht durch Bismarck einst in die Geheimnisse der Realpolitik eingeweiht worden? Daß zu den Realien der Politik auch der Geist, besonders die Kenntnis des Geistes der Anderen gehört, das ist diesen bei aller Geschäftigkeit verträumten Über-Bismarckianer allerdigs niemals in den Sinn gekommen. . . . Oft habe ich deutsche Besucher, um sie über die wahre politische Atmosphäre Englands und über die ihnen drohenden Gefahren aufzuklären, zu Sidney Whitman geführt, in jenes den Vorkriegsdeutschen wohlbekannte de Kayser's Hotel unten an der Themse bei der St. Paul's Station, in dem Whitman immer seinen luncheon einzunehmen pflegte. Aber niemand hat von dem alten Wahrsager je profitiert. Die meisten hatten sogar keine Ahnung, daß ich sie zu einem Manne von Wert führte, zu einem der letzten Europäer, zu einem, der von London bis Konstantinopel seine persönlichen Beziehungen hatte und der nebenbei ein Mann von feinster Kultur war. Besonders witterungslos waren stets die deutschen Professoren und die deutschen Wirtschaftsführer, die sich ja auch nach dem Kriege als die verzücktesten Vaterlands-Nachtwandler (die sich aber nebenbei für sehr aufgeweckt halten) erwiesen haben. Sie hielten sich, wie gewöhnliche Leute zu tun pflegen, an Aeußerlichkeiten: nicht was Whitman sagte, sondern wie er es sagte, das war für sie entscheidend.

Denn dieser Mann, der ein zuverlässiger Freund und glänzender Charakterkenner war, hatte eine Eigenschaft, die ihn für den gewöhnlichen Verkehr, der ja immer auf Konventionen beruht, gänzlich unmöglich machte: er konnte die Dummköpfe nicht leiden. „To suffer fools gladly" („Narren mit Geduld zu ertragen"), jenes Gebot der englischen Gesellschaft und jene Notwendigkeit für jeden gesellschaftlichen Umgang: das ging gänzlich über die Kräfte des aufrechten Mannes. Wo er Dummheit, oder gar Unaufrichtigkeit oder Charakterlosigkeit merkte, da wurde er sofort ungemütlich und gab seinem Unmut auch offenen, ehrlichen, gänzlich unenglischen Ausdruck. Englischer „slang", französische Zitate und deutsche Kraftausdrücke konnten dann in schönster Mischung aus seinem Munde kommen, so daß sich Gäste wie Kellner des Lokals nach dem alten weißhaarigen Charakterkopf, der wegen seiner Schwerhörigkeit auch noch immer sehr laut sprach, ängstlich umzusehen pflegten.

Whitman's Irritabilität hatte seine natürlichen Gründe: sie war nur die Entrüstung eines bedeutenden Mannes, der es besser wußte und seine Weisheiten vor eine stumpfe Mitwelt wirft. Die dauernde Ablehnung dieser Weisheit führte zu unfehlbaren Explosionen, die die Zeitgenossen wiederum ihrerseits als Zeichen des mangelnden Gleichgewichts, des fehlenden „aequus animus", der abwesenden „sophrosyne" auslegten. Bis eines Tages auch die Mitwelt erfuhr, daß der „Neurastheniker" Recht gehabt hatte und nicht sie, die Gesunden, die Ruhigen, die Ausgeglichenen, die Kühe, die Ochsen. . .

In dem von Whitman im Jahre 1912 in Deutschland, England und Amerika veröffentlichten „German Memories" heißt es im Schlußkapitel: „Deutschland steht heute in einer Periode der Erwartung, der Prüfezeit, des Uebergangs, in der sich die Schlacken, der Schmutz, kurz die Nachgeburt des Kaiserreiches unliebsam bemerkbar machen. Gerade in diesem Momente haben die Deutschen es für gut befunden, den Antagonismus der Angelsachsen durch den demonstrativen und bewußten Bau einer großen Flotte hervorzurufen! Das ist natürlich Deutschlands gutes Recht und ob die Flotte für seine Ehre, seine Sicherheit oder seinen Nutzen erforderlich war, das muß es selber entscheiden. Dem Schreiber dieses aber erscheint jener Entschluß als eines jener fatalen Ereignisse im Schicksal der deutschen Rasse, von denen die Geschichte so viele Beispiele berichtet".

Der Autor dieser prophetischen Worte hat den deutschen Journalisten, Professoren und Wirtschaftsführern Jahrzehnte lang als alter verkalkter, verbitterter, weltfremd gewordener Mann gegolten!

Trotzdem ist selbst Whitman von den Ereignissen des Jahres 1914 überrascht worden: noch heute sehe ich sein altes, ausdrucksvolles, erschrecktes, verwittertes Gesicht vor mir, als er am Tage der drei deutschen Kriegserklärungen in meinem Klub mich aufsuchte und sagte: „Das habe selbst ich nicht erwartet". Und dann, mich beiseite nehmend, kamen folgende Worte der Weisheit: „Ich werde Ihnen sagen, warum Europa den Deutschen nie erlauben wird, die erste Rolle zu spielen („to boss the show"): sie appellieren nicht genug an unsere Phantasie".

Im übrigen wußte der kluge Mann sofort — und ebenso wie der Fachmann Lord Kitchener — welchen Feind man sich gegenüber hatte. Als die englischen Zeitungen in den ersten Tagen des Krieges über große Siege und Gefangennahme ganzer deutscher Regimenter durch Belgier und Franzosen berichteten, schrieb Whitman Briefe an die Herausgeber dieser Blätter und

warnte, sie, daß man es mit einem sehr gefährlichen Gegner zu tun hätte, und daß besonders die Marschfähigkeit der deutschen Infanterie, die Deutschland die drei letzten Kriege hätte gewinnen lassen, zu befürchten sei. . . .

Die „Pestis patriotica" brach dann über Europa herein, eine Pestis, schlimmer als die „Bubonica" Asiens, welch letztere doch wenigstens 50 Prozent der Bevölkerung zu verschonen pflegt. Ein merkwürdiges Charakteristikum dieser Epidemie war, daß die Befallenen, die doch an derselben Krankheit litten, einander „wie die Pest" zu hassen begannen: in England, wie anderswo, waren plötzlich alle gesellschaftlichen Bande zwischen Deutschen und Eingeborenen zerrissen. Auch Whitman wurde von ihr nicht verschont und ließ jetzt seine Feder sagen, was sein Mund schon immer verkündet hatte: er schrieb drei fulminante Artikel gegen Deutschland in der „Fortnightly Review". Und er verlor damit die letzten seiner deutschen Freunde, er verlor sie — so schwer raste die Pest — scheinbar ohne großes Bedauern. Man hatte seinen alten Freund und Klubbruder Dr. Esser, den langjährigen Korrespondenten der „Kölnischen Zeitung" in ein Konzentrationslager gebracht, und Whitman, der doch immerhin ein Mann von Einfluß war, hatte zunächst nichts zur Befreiung des hochbetagten Mannes getan. Aber man brauchte ihn nur bei seinem Charakter-Portepée zu fassen und seine ursprüngliche Güte und Unabhängigkeit kamen sofort zum Durchbruch. „Mr. Whitman", sagte ich ihm eines Tages, als wir beide im St. James's Park spazieren gingen, „Sie kennen die Türkei, Sie kennen die furchtbaren Armenier-Massacres von 1897: zur Zeit dieser Massacres hat es Türken gegeben, die armenische Freunde mit Gefahr ihres Lebens im Keller versteckt hielten". Der alte Mann sah mich einen Augenblick von der Seite an, sagte aber zunächst kein Wort. Nach einigen Tagen kam er wieder zu mir: „Ich habe an die Home Office geschrieben, ich habe ihnen erzählt, daß Esser ein Freund Englands ist, und im Burenkrieg als einziger deutscher Journalist zu England gestanden habe. Sie haben ihn daraufhin frei gelassen". Und dann seinen Arm in meinen schiebend: „That story about the Turks knocked the bottom out of my patriotism!"

Ich möchte diese kleine Charakterskizze über Sidney Whitman nicht abschließen, ohne einen Zug seines Wesens zu erwähnen, der ihm besonders auszeichnete: seine Immunität gegen Antisemitismus. Der deutsche Jude glaubt zwar gern, und glaubt noch heute, daß England der Semiten Himmel sei: wer Englands Gesellschaft aber genauer kennt, der weiß, daß diese Anschauung stark übertrieben, und daß, wenn Deutschland schon des Juden Hölle, so doch England höchstens sein Fegefeuer ist. Whitman's Vorurteilslosigkeit war eine Ausnahme selbst in England: sie stammte, wie so manche seiner Vorzüge, aus seiner psychologischen Unbestechlichkeit und künstlerischen Einfühlungskraft. Bande der Freundschaft verknüpften ihn mit Max Nordau und Theodor Herzl: „Mit vornehmen Juden geht es sich in dieser verpöbelten Zeit noch am besten um", war eines seiner Lieblingsworte. Dabei wurde er selbst — dank seines Erfolges, seiner gewandten Feder, seiner kosmopolitischen Verbindungen — mitunter für einen Juden gehalten, worauf er gewöhnlich eine Berichtigung an die Zeitung ergehen ließ, „that he unfortunately could not boast of a drop of Jewish blood". Auch Diplomaten warfen ihm mitunter den Judenknüppel zwischen die Beine und mit Behagen erzählte der weitgereiste Mann oft die Geschichte seiner Audienz bei Abdul Hamid. Während dieser Audienz ließ der Sultan

ganz unvermittelt und ohne Zusammenhang mit dem Vorhergehenden Sidney Whitman durch den Dolmetscher die Worte übermitteln: „Seine Majestät ist der Meinung, daß die Juden und Mohamedaner die Christen überleben werden". Whitman grübelte lange nach, warum der Sultan gerade ihm diese Prophezeiung zukommen ließ, bis er einige Tage später von Dritten die Lösung des Rätsels erfuhr: der deutsche damalige Botschafter Marschall von Biberstein hatte, den englischen Einfluß fürchtend, Whitman beim Sultan als unglaubwürdigen Juden hingestellt, und der Sultan wollte ihm den Beweis liefern, daß dieses Vorurteil eines „Giaur" für ihn keinerlei Bedeutung hätte. Selbst für die russichen Juden, die die große Weltrevolution hervorriefen, hatte Whitman Verständnis: „Sie sind wie die Bakterien", sagte er. „Aber die Welt hat auch Bakterien nötig. Und anstatt die Bakterien anzuklagen, sollten sie lieber die eigene Fäulnis heilen, in der die Bakterien so gut gedeihen." Nur über Walter Rathenau fällt er (allerdings vor seiner Ermordung) ein einschränkendes Urteil; in einem an mich gerichteten Briefe vom 4. Mai 1922 heißt es: „Ich habe ihn oft beim Prinzen Bülow getroffen; er hatte die fixe Idee, daß er als Jude minderwertig sei. Er hatte außerdem einen kolossalen Respekt vor der deutschen Junkerkaste. This in itself is a proof of lack of strength of charakter!" . . . .

In unseren bewegten Tagen ist es schwer, über Bücher, Autoren und deren Zukunft richtige Voraussagungen von Stapel zu lassen. Die Sündflut von 1914, eine immer noch steigene Flut, hat ja schon ganze Berge von Vorkriegsweisheit hinweggeschwemmt, und der Ararats, die von ihr dauernd unberührt bleiben, werden sicherlich nicht zu viele sein. Und doch, meine ich, wird, wenn nicht alles, so doch manches von Whitmans Büchern (die auch meist in der Tauchnitz-Ausgabe erschienen sind) den Autor wie die Sündflut überleben. Und das nicht nur wegen ihres prachtvollen Englisch, das bei einem so sprachkundigen Autor doppelt auffällig wirkt und das z. B. „English Memories" zum obligatorischen Lehrbuch in zwei Drittel der englischen und allen schottischen und irischen Universitäten gemacht hat. Sondern auch wegen ihres Inhalts, wegen ihrer Weisheit, wegen ihrer richtigen Einschätzung der Menschen und Dinge. Mit Bedauern muß freilich der deutsche Leser feststellen, daß diese Wirkung schon früher und zu des Autors Lebzeiten hätte eintreten müssen, und daß unsere Politiker dem Freunde Bimarcks, dem Kenner deutschen Wesens, dem Vermittler deutscher Kultur schon damals hätten Beachtung schenken können, als er in seinen „Deutschen Erinnerungen" schrieb:

„Dem deutschen Michel der Vergangenheit hat es gar zu sehr an Gehör gefehlt. Er war oft so lange taub für das, was in der Welt vorging bis fremde Reiter ihre Rosse in den deutschen Strömen tränkten."

Es gibt so viele Widersprüche zwischen den Rechten der Natur und unseren sozialen Gesetzen, daß man, um sie in Einklang zu bringen, unaufhörlich ausweichen und Ausflüchte machen muß; man braucht viel Kunst dazu, um einen sozialen Menschen zu verhindern, durch und durch gekünstelt zu sein.

ROUSSEAU

DER JUSTIZETAT

Der preußische Landtag hat soeben den Haushalt der Justizverwaltung für das Rechnungsjahr 1925 bewilligt. Die Redner der Parteien haben sich die Arbeit leicht gemacht. Sie sind nicht in die Tiefen des Etats hinabgestiegen, sie haben nicht die einzelnen Kapitel und Titel einer genauen Betrachtung unterzogen, sondern sie haben sich lediglich mit den in der Oeffentlichkeit bekannt gewordenen Fällen politischer Justiz befaßt. Die vom Justizministerium gehüteten Geheimnisse hat niemand preisgegeben, sie sind im Etat verborgen geblieben.

Was kümmert den Bürger Preußens die Justiz seines Staates? Vielleicht die Tatsache, daß jeder einzelne ihr eine jährliche Geldunterstützung von vier Mark gewähren muß. Der Etat verschlingt 267 Millionen. Da die laufenden Einnahmen nur 145 Millionen betragen, muß die Gesamtheit der Steuerzahler einen Zuschuß von 122 Millionen aufbringen. Den Hauptposten der Einnahmen bilden die erhobenen Kosten und Geldstrafen: 125 Millionen.

Noch nicht ein Fünftel aller Ausgaben entfällt auf die Strafanstaltsverwaltung; sie umfaßt die Strafvollzugsämter, Zuchthäuser und Gefängnisse. Die 49 Millionen Mark Ausgaben der Strafanstaltsverwaltung verteilen sich: 20 Millionen für Beamtengehälter, 12 Millionen für sonstige Verwaltungskosten, nur 17 Millionen für Gefangenenpflege. 16 Millionen Mark Einnahmen erzielt der Staat aus der Beschäftigung der Gefangenen. Nur 2 Millionen bewilligt er den Gefangenen aus ihrem Arbeitsverdienste.

Im Bereich der Strafanstaltsverwaltung sind hauptamtlich angestellt: 81 Pfarrer, 67 Lehrer, 4 Aerzte. Ob das gleiche Zahlenverhältnis auch für die nebenamtlich beschäftigten Personen dieser Berufe gilt, geht aus dem Etat nicht hervor. Vier hauptamtlich angestellte Aerzte bei über 1000 preußischen Gefangenenangestellten! Niemand erfährt von den Todesfällen in den Gefängnissen und Zuchthäusern; erst Höfle mußte in der Haft sterben, um die Oeffentlichkeit auf die ärztliche Versorgung der Gefangenenangestellten hinzuweisen.

Wichtige Ausgabeposten sind: die Reisekosten der Beamten in den sogenannten Staatsdienstangelegenheiten. Hierfür sind 700 000 Mark erforderlich. 850 000 Mark betragen die Entschädigungen der Geschworenen, Schöffen und Beisitzer dafür, daß sie durch stummen Beifall dem Berufsrichter die zum Urteil nötige Stimmenzahl verschaffen.

Von geringer Bedeutung für die Justizverwaltung — das zeigt schon die niedrigere Summe von 350 000 Mark — ist der

Posten über die Gebühren und Auslagen der Verteidiger. Er enthält gleichzeitig die den Beschuldigten zu erstattenden notwendigen Auslagen, die Entschädigungen der im Wiederaufnahmeverfahren freigesprochenen Personen und die Entschädigungen für unschuldig erlittene Untersuchungshaft, sowie sonstige den Beschuldigten gewährte Vergütungen. Wie geringe Beträge auf die einzelnen Kategorien praktisch entfallen, geht schon aus der Höhe der genannten Gesamtsumme hervor.

PAUL WESTHEIM

KUNSTPFLEGE DER STADT BERLIN

Von Zeit zu Zeit liest man in der Presse eine kleine Notiz: die Kunstdeputation der Stadt Berlin habe die und die Ausstellungen: die Große Berliner, die Akademie, die Berliner Sezession besucht und von den und den Malern oder Bildhauern die und die Arbeiten angekauft. Acht oder neun Werke, unter denen auch mal ein Werk oder ein Künstler ist, von dem man etwas hält.*) Das meiste aber von Leuten die künstlerisch nichts oder fast nichts bedeuten. Allenfalls sagt man sich, es sind arme Teufel, denen die Stadt mal ein paar tausend Mark zuschmeißt. Sei's drum.

Der Kunstfonds der Stadt Berlin, vor dem Kriege (ohne die damals noch selbständigen Vorortgemeinden) 12- bis 18 000 Mark jährlich, beträgt jetzt 300 000 Mark. Vergleichsweise sei bemerkt, daß der Ankaufsfonds der Nationalgalerie jetzt 80 000 Mark beträgt, im vorigen Jahr sogar nur 40 000. Ein Drittel des städtischen Kunstfonds ist für die Literatur und die Musik vorgesehen, das übrige für bildende Kunst.

Was die Stadt weiterhin für einzelne Musiker und Schriftsteller tut, scheint in der Hauptsache Wohlfahrtspflege zu sein. Was man gelegentlich davon hört — und es liegt in der Natur der Sache, daß hier im weitesten Maße Diskretion herrscht und herrschen muß —, läßt das wenigstens annehmen.

Die bildende Kunst: Malerei und Plastik sucht die Stadt zu fördern durch Ankäufe einzelner Werke, über die eine besondere Kunstdeputation entscheidet, der außer dem Magistrat und Stadtverordneten aus den diversen Fraktionen auch einzelne Künstler, wie Liebermann, Kollwitz und George Grosz, angehören. Wobei freilich zu bemerken wäre, daß wenigstens in letzter Zeit diese Künstler, wenn überhaupt, sich nicht eben übermäßig an der Arbeit der Deputation beteiligt haben.

Jene Kunstkäufe, wie sie regelmäßig durch die Zeitungen bekannt gegeben werden, machen, wie gesagt, einen recht zwiespältigen Eindruck. In sieben von neun Fällen weiß man nämlich nicht recht, wie von der Stadt und ihrer Deputation solch Ankauf eigentlich gemeint ist. Soll damit einem Maler

oder Bildhauer, einem der Kunstproletarier, der im künstlerischen Sinne nicht als Künstler anzusehen ist, nur eine Unterstützung zuteil werden oder ist das: Ankauf des mittelmäßigen Bildes eines unkünstlerischen Malers, das, was die Stadt als Kunst zu fördern wünscht. Grade da ab und zu (doch wohl nicht zufällig nur?) einmal ein wirklicher Künstler und ein wirkliches Kunstwerk unter dem ist, was die Kunstdeputation erwirbt, haben diese Ankäufe nicht nur für Künstlerschaft, sondern auch für weitere Kunstkreise etwas Beunruhigendes.

Ist es das nur, nur Künstlererwerbslosenfürsorge, dann geht das ganze doch über ein falsches Konto. Wozu dann der große Apparat einer 37köpfigen Kunstdeputation, wozu langwierige ästhetische Debatten in den Ausstellungen usw.? Wozu dann das stolze Motto: Städtische Kunstpflege? Unterstützung armer Künstler und Kunstpflege sind zwei ganz verschiedene Dinge und warum, wenn es sich wirklich nur um Unterstützung Bedürftiger handelt, die Beschränkung auf gewisse Gruppen? Die Novembergruppe z. B. erfreut sich meines Wissens nicht des Vorzugs von der städtischen Kunstdeputation durch Ankäufe bedacht zu werden. Ist man vielleicht der Meinung, daß durch die ungegenständliche Malerei diese Künstler bereits dermaßen spiritualisiert seien, daß sie materielle Unterstützungen nicht benötigen?

Jahrelang — vor dem Krieg — ist der städtische Kunstfonds zum größten Teil dazu verbraucht worden, die Bauten von Hoffmann mit plastischem Dekor auszuschmücken. Wobei der ehemalige Berliner Stadtbaumeister, der, sagen wir: etwas eigenbrödlerischer Auffassung war, daß es in Berlin, dem damaligen Berlin, in dem z. B. ein August Gaul lebte außer jenem Rauch, der den Märchenbrunnen plastikte, geeignete Bildhauer nicht gäbe, daß es nicht anders ginge als sich die Nager, Taschner usw. von München her zu verschreiben. Was einen Reiz immerhin hatte, nämlich den der Originalität: war es doch, wenn ich mich so ausdrücken darf, Berliner Kunstpflege — unter Umgehung der Berliner Künstlerschaft. Was sonst auf den Ausstellungen angekauft wurde und jetzt, wo Hoffmann nicht mehr baut, in größerem Ausmaß angekauft werden kann, ist nicht alles, aber doch zum überwiegenden Teil, sagen wir mal zu 80%, Malerei und Plastik, die mit Kunst nichts gemein hat. Ich bestreite nicht, daß unter all dem, was die Stadt Berlin so im Laufe vieler Jahre zusammengekauft hat, auch einiges ist von künstlerischem Wert — aber eben nur einiges. Als im Jahre 1919, im ersten Trubel der Revolutionswirren man der Arbeiterschaft zeigen wollte, daß die Stadt auch für ihr geistiges Wohl sorge, konnte Dr. Osborn bei sehr

vorsichtiger Auswahl aus diesen angestapelten Beständen eine in der Schule in der Petersburgerstraße gezeigte Ausstellung zusammenbringen, in der es neben sehr anderem, sogar zwei Steffecks gab, einen Hosemann, einen Oberländer, Curt Herrmann, zwei Corinths (sogar eine der Walchensee-landschaften), ein Selbstbildnis von Otto Mueller und einiges Berlinische: einen stehenden Bären von Gaul, eine Zeichnung der Kollwitz, einen Baluschek und drei Leistikows, die meines Wissens aus einer Stiftung herrühren. Und wenn man hinzugenommen hätte, was von einzelnen der ehemaligen Vorortgemeinden angekauft worden ist, vor allem von Schöneberg, wo man zweifellos eine weit glücklichere Hand hatte, wo man sogar eine Thomalandschaft zu erwerben verstanden hatte, dann wäre der Gesamteindruck wohl weniger peinlich gewesen. Aber selbst solch sorgsame Auslese kann nicht darüber hinwegtäuschen, daß eben der größte Teil dieser nicht unbeträchtlichen Gelder eigentlich ohne Gegenwert verausgabt worden ist. Denn Kunstwerke, die schließlich Kunstwerte nicht sind, bedeuten, wenn im einzelnen auch hohe Beträge dafür nicht bezahlt worden sind, doch nichts weiter als — verausgabtes Geld.

Schließlich hat die Sache aber noch eine andere Seite. Solch systematische Unterstützung des Halb- und des Unkünstlerischen ist auch vom Standpunkt sozialer Kunstfürsorge aus, verfehlt. Auch die Künstler denken nicht anders. Als seiner Zeit in einer andern großen Stadt, in Frankfurt, einmal gezeigt wurde, wie die Mittel der Künstlerfürsorge verwandt worden waren, faßte der „Frankfurter Rat für künstlerische Angelegenheiten" eine Entschließung, in der u. a. gesagt wurde: „Als sozial segensreich können diese Bemühungen aber nur anerkannt werden, wenn sie nicht dem einzelnen Menschen, und mag er noch so liebenwert sein, zugute kommen, sondern der K u n s t. Es kommt also nicht allein darauf an, daß und wieviel angekauft worden ist, sondern vor allem: welche Q u a l i t ä t. Denn nicht nur, daß die Zuwendungen der Unterstützungen an weniger dessen würdige Künstler solche Hilfe den tüchtigeren entzieht, dem sozial verhängnisvollen Anspruch des Halbkünstlers wird dadurch auch ein Anschein von Berechtigung gegeben .... Das verlockt mithin im Grunde wirtschaftlich unproduktive Dilettanten zur Fortsetzung hoffnungsloser Kunstbemühung." Bevor hier die Möglichkeiten einer anderen, einer produktiven Kunstpflege erörtert werden, ist wohl die Frage erlaubt, ob es die Intention der Stadt Berlin ist, jährlich über 100 000 Mark aufzuwenden, um, wie da gesagt worden, „wirtschaftlich unproduktive Dilletanten zur Fortsezung hoffnungsloser Kunstbemühungen zu verlocken?"

Die Leute haben nun drei Wochen von der Gräfin Bothmer in Potdam gesprochen, zuerst neugierig, wie es einer wedekindischen Person zukommt, dann mitleidsvoll, wie es jedem gebührt, dessen Schicksal dem Verständnis preußischer Richter ausgeliefert ist.

Ich finde die Figur des Grafen Ludwig von Bothmer ergreifender. Er hatte eine schlechte Presse. Warum eigentlich? Der Mann einer so schwierigen Frau hatte es nicht leicht, er war Staatsbeamter, Regierungsrat sogar, die Potsdamer Hofgesellschaft guckte ihm mit strengen Gesichtern durchs Fenster. Geldnöte, wie in all diesen mittleren Beamtenfamilien, eine junge, nicht mehr ganz junge Frau, die hübsch aussehen will, zwei Jungen, die zur Schule gehen. Als Freund des Hauses geht ein Hauptmann aus und ein, er küßt die Gattin vor und hinter dem Gatten, er reist mit ihr und einer zweiten Freundin ins Bad. Der Graf hat sein Amt. Es mag Einiges in ihm aufgedämmert sein. Eines Tages schoß er sich an, ganz Potsdam zischelte, klatschte, munkelte. Amerikanisches Duell? Nein, es war bloß das Eingeständnis der Ohnmacht, die Irrungen und Wirrungen im eignen Haus nicht ordnen zu können. Jetzt mischte sich die Polizei in die Geschichte. Die Familiendiebstähle kommen auf. (Anderswo, in Ländern, wo Psychologie und Justiz nicht ganz getrennte Gebiete sind, wird der Familiendiebstahl nur auf Antrag des Bestohlenen verfolgt. Es gibt nämlich so etwas wie eine kommunistische Familienatmosphäre — dort wo es noch eine Familie gibt. Auch in Potsdam war der bestohlene Opapa der gütigste Fürsprecher seiner geliebten Diebin.)

Es kommt zur Gerichtsverhandlung.

Der Herr Regierungsrat Graf von Bothmer sitzt mit seinen Knaben auf der Zeugenbank. Ja, er will aussagen. Und er tritt vor die unbarmherzigen Richter und erklärt: Ich glaube an meine Frau, ich kenne das böse Gerede, aber ich kenne sie noch besser, ich trete unbedingt für sie ein, sie ist einer wahrhaft schlechten Tat nicht fähig.

Der Herr Vorsitzende, von eisiger Wißbegier — die Betonung liegt wohl auf Gier — läßt Briefe der Gräfin an jenen Hauptmann vorlesen. Sie sind im Du-Ton geschrieben, die Anrede heißt „Liebling".

Der Graf hört darüber weg.

Die Gräfin erläutert: Er war unser Freund. Ich habe ihn auch geküßt, sogar vor meinem Manne. Aber das sind ganz private Dinge, das Gericht kann das nicht verstehen.

Das Gericht, im hochmütigen Bewußtsein, alles und zwar besser zu verstehen, vernimmt den „Liebling". Der Hauptmann bittet, ihn von der Aussage über die Beziehungen zur Gräfin zu entheben. Das ist deutlich, ein Richter, der auch ein Kavalier ist (das kommt außerhalb der preußischen Gerichtsbarkeit vor) wäre schon im Bilde gewesen. Hier verweist der Richter den Hauptmann, daß er nur dann die Aussage verweigern dürfe, wenn er sich eines Delikts bezichtigen würde, also hier des Ehebruchs. Der Hauptmann bitte gerade deshalb schweigen zu dürfen.

Daneben sitzt der Graf auf der Zeugenbank und schaut zu Boden.

Der Herr Vorsitzende vernimmt noch das Stubenmädchen der Gräfin. Das Mädel scheut die Ausplünderung der Schlafzimmerangelegenheit in hellem Licht des lauernden Saales. Doch der Edelmann-Richter läßt nicht locker. Das Mädchen muß, obwohl alles längst klar gestellt ist, genau erzählen, wann, wie, wo, wie oft. Die einzige Vergünstigung, die ihr zuteil wird, ist die, daß sie mit halblauter Stimme sprechen darf.

Einer muß trotz der Gedämpftheit des Vortrags alle die enthüllten Details anhören: Der Graf Ludwig von Bothmer. Wo die Gräfin gesessen, was man von ihr gesehen, wie der Hauptmann entkleidet war, was im Badezimmer geschehen — oh, es geht nichts über die Exaktheit eines preußischen Richters.

Der Graf aber sitzt da, ein zweites Mal angeschossen, diesmal von einem erbarmungslosen Fremden, er senkt den Kopf, weil er den christlich fühlenden Damen der Potsdamer Gesellschaft das Vergnügen nicht gönnt, jetzt in seinem Gesicht zu lesen.

Die Verhandlung plätschert tagelang weiter. Die Gräfin, die in zwei Monaten ein Kind gebären wird, verliert ihr leichtes Lächeln, das so wenige verstanden haben, weil Deutsche selten, nie aber im Elend liebenswürdig sein können. Das harte Urteil schmettert sie nieder. Wer tritt neben sie? Der Gebrochene ist wieder ganz Herr seiner selbst! Der Graf nimmt die Gebrandmarkte vor aller Welt in seine Arme, er streichelt und besänftigt die Verzweifelnde. Die Potsdamer Damen im Zuschauerraum sehen sich an und zischeln: „Bitte, verstehen Sie das? Wie kann er nur? Nach alledem, was ihr doch nachgewiesen, bitte sehr, erinnern Sie sich an die Aussage des Stubenmädchens?"

Aber der Graf steht bei seiner Frau, wie eine Mauer, die sie trennt vom Raunen und Zischeln einer gnadenlosen Welt, das haßvolle Begucken der Zuschauer, die fette Genugtuung der selbstgerechten Richter, der stumme Aufschrei

der zwei Jungen, das alles trifft die Gräfin jetzt nicht. Sie ist in diesem Augenblick dicht umgeben und geschützt, warm umschlossen von der strömenden Güte des Mannes, der sie in den Armen birgt. Die andere Welt ist nicht da .... Unsterbliche heben verlorene Kinder mit feurigen Armen zum Himmel empor.

*

Gestern meldete das Potsdamer Blättchen: Regierungsrat Graf Ludwig von Bothmer, der Gatte der Gräfin von Bothmer, ist von Potsdam nach Münster in Westfalen versetzt worden. Der Graf hat aber seinen Abschied eingereicht.

Muß er ihn bekommen? Wenn ich Severing wäre, ich gönnte Potsdam diesen kleinen Sieg nicht.

CHRISTINE OLDEN-FOURIER

MÄRCHEN SIND NICHTS FÜR KINDER

Die allerersten Eindrücke, die das Kind auf dieser Welt aufnimmt, sind — Märchen. Mutter, Vater, Onkel, Tante zeigen ihm Bilder von Teufeln und Hexen, Riesen und Zwergen, Feen und Zauberern. Dazu erzählen sie ihm in geheimnisvollem, unwirklichem Ton von dem Schicksal Schneewittchens, vom Däumerling, Hänsel und Gretel und dem Aschenbrödel.

Legen wir uns nun die Frage vor: wie stellt sich der kindliche Denkapparat zu dem Begriff „Märchen" überhaupt ein?

Machen wir uns wieder einmal die Erlebnisse unser Kinderjahre lebendig. (Was übrigens die beste Methode ist für unsere Verständigung mit Kindern.) Da gibt es bedeutende und unbedeutende, köstliche und tragische Erinnerungen. Die quälendste ist aber die an Stunden des Zweifels und inneren Konflikts, an den hoffnungslosen Kampf unserer Phantasie gegen die Enttäuschung des Alltags.

* * *

Die Mama sagte: „Zauberer und Hexen gibt es nicht. Und überhaupt: Frag' nicht so viel! Da hast du ein Buch — sei still und lies." Das Buch hieß „Hänsel und Gretel" — die Hexe darin war mit raffinierter Scheußlichkeit abgebildet.

Der Herr Lehrer sagte: „Die Sterne sind ebenso groß wie unsere Erde oder noch größer. Nur weil sie so weit entfernt von uns sind, erscheinen sie uns so klein."

Aber meine Freundin Pepi sagte: „Du, meine Mutter hat mir erzählt: die Sterne am Himmel, das sind die Augen vom lieben Gott. Wenn wir Kinder eine Sünde begehen, sehen sie's sofort und sagen es dem Himmelvater. Und der straft uns dann."

Die Köchin Marie sagte weiter: „Wenn du deinen Milchkasch nicht ißt, kommt der Hexenmeister, steckt dich in den Sack und trägt dich fort."

Dann kam die Nacht mit der dicken Finsternis, die so schrecklich einsam machte. Was konnte sich nicht alles in der schwarzen Masse ver-

stecken —! So ganz rein war das Gewissen schließlich nie. Man hatte ja auch so viel Zeit zum Nachdenken. Einschlafen konnte man ja noch lange nicht. — Wenn es also keine Feen und Zauberer gibt, dann ist das alles gelogen. Aber lügen ist doch verboten. — Die Großen werden doch nicht lügen. Sie verbieten es ja selbst. Wenn es also nicht gelogen ist, dann gibt es doch Feen und Zauberer —?

* * *

Warum unterschätzen wir die Logik des Kindes? Sie ist meistens schärfer als die der Erwachsenen, weil sie von den Sorgen des Alltags noch nicht verbogen ist.

* * *

Wir dürfen uns nicht auf die hungrige Phantasie der kindlichen Geistigkeit herausreden. Die soll natürlich nicht gehemmt werden. Aber eben darum sollen wir sie nicht belasten. Wir nehmen ihr sonst völlig ihren Wirkungskreis und hindern ihre Entfaltung.

Lassen wir doch das Kind seine Märchen sich selbst dichten! Die schaden ihm nicht, vor denen fürchtet es sich nicht, denn es kennt seine Entstehung und Entwicklung. Die Denkkraft des Kindes wird dadurch gestählt und bereichert. Und je nach Bedürfnis und Geschmack wird es diese Märchen einschachteln in seine ureigenste Welt.

* * *

Ich sprach oben von „sich heraus reden". Das setzt eigentlich eine Schuld voraus. Ja, gewiß. Ich erkläre auch uns alle für schuldig, die wir aus Unüberlegtheit Angstzustände und Konflikte in solchem fragilen Organismus heraufbeschwören. Und nicht nur das. Wenn wir unsere Kinder mit Märchen füttern, führen wir sie bewußt in einen falschen Ideenkreis ein, von dem sie sich später nur mit schwerster geistiger Anstrengung und Einbuße vieler Illusionen befreien.

Da ist der Begriff „böse Stiefmütter". Es ist doch gar nicht wahr, die wenigsten Stiefmütter sind böse. Im Gegenteil bemühen sie sich meistens, die Liebe der ihnen anvertrauten Kinder zu erringen, schon um sich die Liebe des Vaters zu erhalten. Dann: diese ewige, langweilige Königstochter, der Prinz mit der Hakenkreuzler-Mentalität und der alte schwachsinnige König —! Suchen wir unsern Kindern doch endlich andere Idealgestalten!

Gegen den unglücklichen Vogel Storch, dessen Gewissen man so schwer belastet hat (wie kommt er eigentlich dazu?), ist schon genug gewettert worden. Er ist auch Gott sei Dank gar nicht mehr chic.

Das Christkind, der Weihnachtsmann, der Nikolaus sind lediglich ein bequemes Amusement für uns Erwachsene. Denn das Kind freut sich über Lichterflut und Spielzeug genau so sehr, wenn keine Märchen sie einhüllen. Und viewiel Exaltation wird ihm erspart. Bei der Enthüllung fühlt es sich gekränkt, beleidigt, weil ihm diese „Lüge" (den Ausdruck habe ich selbst in diesem Zusammenhang von vielen Kindern gehört) eine Demütigung ist, ihn des direkten Kontakts mit den Großen beraubt. Ein Kind erträgt am schwersten, wenn man es nicht voll nimmt.

* * *

Bekennen wir es offen: das Märchen ist uns Erwachsenen bequem. Denn es ist einfacher, die Schuld an der Geburt des Brüderleins dem Storch in die Schuhe zu schieben, als eine naturwissenschaftliche Studie zu entwickeln. Und es ist viel leichter, unwahrscheinliche, unkontrollierbare Dinge zu erfinden als wahrscheinliche. (Ich meine jetzt das Geschichtenerzählen.) Das schwerwiegende „Warum" wird ganz glatt mit dem Achselzucken: „es ist eben ein Märchen —" abgetan. So ein Hexenmärlein ist schnell zusammengezimmert. Die unglückliche Mutter Natur liefert das Personenverzeichnis. Unmögliches wird mit etwas Gruseligem gepaart, einige große Löffel Moral dazwischen gemengt, das Ganze wird übertüncht mit Schwarz und Gold. Fertig. Und nun verdaue, arme, süße, kleine Seele, was dir hier verabreicht wurde.

Die Märchen aus der Wirklichkeit, die sind allerdings schwerer zu erzählen. Die Märchen, die unsere fünf Sinne ununterbrochen unser Leben lang umgaukeln in schillernden oder matten Farben, die sie erschüttern und beherrschen. Sie sind deshalb schwer zu erzählen, weil wir noch immer nicht gelernt haben, die fünf Sinne (es sind ausgezeichnete Werkzeuge) zweckmäßig auszunützen und auf den unermeßlichen Märchenstoff unseres Lebens richtig einzustellen. Wir würden es sonst nur natürlich finden, unsern Kindern die Dinge zu beschreiben, über die sie ja so brennend gerne hören möchten: über Sonne, Mond und Sterne, über die farbig duftende Blumenwelt vom Vergißmeinnicht bis zur fleischfressenden Pflanze über die Wunder im Tierleben, von der Ameise bis zum Elefanten, über die zahllosen Völker und ihre Eigenschaften, über Gebirge und Meere, über Schiffe, Eisenbahnen und Aeroplane, über Malerei und Musik, über große und kleine Menschen, kluge und dumme, vom Fidschiinsulaner bis zu Goethe.

Und wir würden fühlen, wie falsch es ist, einem Kinde zu sagen: „das verstehst du nicht, dazu bist du noch zu klein," denn es gibt kaum ein Thema aus unserer realen Welt, das wir mit unseren Kindern nicht besprechen könnten. Bloß die klare Form, den richtigen Ton müssen wir finden. Müssen lernen uns einzustellen auf das Alter des Kindes, seine Aufnahmefähigkeit und Interessen.

Und ich wiederhole, daß wir eine solche starke Beziehung zu unsern Kindern am besten herstellen, wenn wir uns die Empfindungen unserer eigenen Kindheit rekonstruieren.

* * *

Ganz anders steht es natürlich mit dem ironischen Märchen. Erkennt das Kind klar und deutlich: ah, das ist ja nur Spaß! Ueber diese Angelegenheiten machen sich die Erwachsenen lustig — dann schwindet das Gruslige, Problematische, die Verwirrung — dann ist es eben ein Witz.

* * *

In dieser Abhandlung soll aber um Gottes Willen nichts Abfälliges gesagt sein gegen das Märchen an sich.

Im Gegenteil: das Märchen ist eine der schönsten und wichtigsten Rubriken in der Weltliteratur, Kunstgeschichte und Historie. Erzählt mir eure Märchen und ich werde euch sagen, welche Mentalität euer Volk hat.

Ich will nur erklären, daß gerade die Märchenliteratur eines der wenigen Gebiete ist, das Kindern nicht verständlich gemacht werden kann.

Es gehört viel Erfahrung, Belesenheit, allgemeine Bildung dazu, um den wahren Sinn des Märchens zu erfassen, um seine kulturelle Bedeutung, den Humor seines Autors zu erkennen. Erst das entsprechende Alter kann die Grenze ziehen zwischen Möglichem und Unmöglichem. Erst eine gewisse Schulung unserer Nerven kann die Impressionen von solcher Lektüre in die richtige Bahn lenken.

Man soll auch nicht ausgehen von dem Standpunkt: siehe, die primitiven Völker leben in ihrer Märchenwelt, folglich brauchen sie auch unsere Kinder, die die Primitiven sind inmitten unserer zivilisierten Menschheit. Die primitiven Völker haben eben nur diese Welt Sie suchen in ihr eine Erklärung für die Dinge, die auf unserer Kulturstufe schon wissenschaftlich erforscht und geklärt sind. Da wir nun unsere Kinder schon in frühem Alter in die reale und nicht unkomplizierte Welt einführen müssen, ist die Märchenwelt der Primitiven für sie eine verwirrende Belastung, ein Plus, das ihr zartes Nervensystem niemals verarbeitet. Ja, noch schlimmer. Sie macht sie unfähig zur geordneten Durchführung ihrer späteren Lebensarbeit. Strenger als jede frühere fordert unsere Zeit Klarheit schon allein in den beispiellos schwierigen Begriffen unserer materiellen Welt. Wir müssen alles vermeiden, was unsern Kindern in Zukunft die klare Einstellung rauben könnte zu den Tatsächlichkeiten ihres Lebens. Wir müssen sie sehen und hören lehren, aber bloß — das Märchen der Wahrheit.

Dr. ERICH RÖMER

KUNSTMARKT

Ein paar Todesursachen

Nein, es geht ihm nicht gut. Seit Jahren schleichende Krise, aber es muß wohl noch schlimmer kommen, wenn der Kunstmarkt von heute auf morgen gesund werden soll. Eine kunstempfängliche, zahlungsfähige Mittelklasse von Bürgerlichkeit wächst so schnell nicht wieder nach. Ob die bauchansetzende Situiertheit, die zum landesüblichen „Sammeln" gehört, mit der banausischen Scheu vor dem Nicht-Abgestempelten ihren Dienst an der Kunst nicht zu teuer bezahlt, steht auf einem andern Blatt.

Heilmittel werden an der Straße angeboten. Eine der Zipfelmützen, die berufsmäßig den Kunstmarkt kritisieren, verlangt stürmisch Abbau der Preise. Da wird kein Käufer sich belehren lassen, daß es nicht noch billiger ginge, und lieber warten, bis der Laden zugemacht ist.

Cassirers Hausdiener hat mehr Riecher als die liebenswürdigen Soldschreiber, denen kein Chefredakteur auf die Finger klopft, wenn sie alles und noch etwas schön und gut finden. Nachdem bei dem „Sammler" des Goetheschen Propyläen-Aufsatzes die „Gebildeten" in ihrer Kunstfremdheit durchgehechelt wurden, erzählt er von dem alten Bedienten, der die Dienerschaft der vornehmen Besucher und solche

minderen Leute herumführt und mit Automaten unterhält: er ließ zuletzt einen künstlichen Trommelschläger, den der Sammler schon lange in eine Nebenkammer verbannt hatte, vor seinem Publiko ein Stückchen aufspielen; die vornehme Gesellschaft versammelte sich auch umher, das Abgeschmackte setzte jedermann in einen behaglichen Zustand. — Aber war es nicht behaglicher, als noch nicht vor jeder Auktion ein schreibfertiger Trommelschläger-Automat die Begriffe der Urteilslosen verpaukte?

Abbau in Kunsthändlern tut not. Für Sachen von einigem Gewicht haben wir in Berlin kein halbes Dutzend Käufer und 2 Dutzend Händler. Flechtheims Antwort an den mit „Grüß Gott!" Eintretenden: „Der erste Auftrag seit 3 Monaten." — Der ist nun schon ein paar Jahre alt. Trotzdem räumen Selbsterkenntnis und Bankrott nicht genug auf in der Gilde. Es muß seinen eigenen Reiz haben, in so schön eingerichteten Räumen mit seiner Sekretärin zu selbandern. Aber es irretiert den Kunden, der natürlich auch faul ist.

Es soll Händler geben, die nichts verauktionieren und keine Automaten andrehen. Sie stehen seltener in der Zeitung, höher für den Kenner. Bei Haberstock sah ich einen Goya ersten Ranges, einen liegenden Mädchenakt vom besten Corinth. Bei Wallerstein und Goldschmidt kostete ein schöner Utrillo 12 000 Mark (der kluge Karl Hofer kaufte sich den schönsten), der Auktionspreis neulich war 20 000, und natürlich wollen die Händler dann mitgehen. Wir haben zuviel Auktionen.

Die großen Auktionen

Sie haben jetzt wohl alle verkauft, die großen Herren, die den neuen Reichtum der Kriegsjahre und Geldentwertung in Bildern anlegten: die Busch, Chillingworth, Castiglioni. Des Wedekind des „Marquis von Keith" hätte sie uns aufbewahren sollen, wie sie sich mit der Kunst vollpumpen ließen, als damals die guten alten Sammlungen in die Brüche gingen: sie uns das lyrisch harfende Gelichter ihrer branchekundigen Berater.

Castiglioni war damals immer gut beraten, noch besser bei Kasse und hat schließlich doch schlecht abgeschnitten. Die Sammlung, aus der das beste schon herankam und die im Frühjahr nur noch einen Nachtrag ergeben wird, hat mit den 2 Millionen holländischer Gulden bei weitem nicht so viel eingebracht, wie sie bei der Liquidation zu Buche stand. Die Einkaufspreise wurden bei den wichtigen Dingen nicht erreicht, geschweige denn eine Verzinsung. Unsere Mark aus dem

letzten Kriegsjahr ist ja in ihrem internationalen Wert nicht so ohne weiteres der jetzigen Währung gleichzusetzen. Aber die Differenz wird doch deutlich, wenn Castiglioni für seinen wenigstens äußerlich großen primitiven Franzosen, den Nicolas Froment mit der Auferweckung des Lazarus, auf der Berliner Richard von Kaufmann-Auktion am 2. Dezember 1917 bei Lepke 390 000 Mark (dazu 10% Aufgeld und seine Agenten-Spesen) bezahlen und jetzt bei Muller 154 000 Gulden herausbekam (wovon nun dicke Spesen noch abgehen) — hoffentlich ist der holländische Privatmann, der das Bild jetzt kaufte, nur ein Umweg für den Louvre, in den die „Auferweckung" gehört, nachdem das andere Bild des Themas vom gleichen Meister in den Uffizien festliegt.

Der Antwerpener Meister des Marientodes, wie früher der Maler firmierte, den man sich jetzt Joos van Cleve zu nennen gewöhnte, brachte mit seinem eigenen zierlichen Bildnis (mit einer koketten Nelke in der fleißigen Hand) bei Kaufmann 215 000 Mark, jetzt 88 000 Gulden: Paul Cassirer bekam es, ohne daß die Zigarre ausging, die Großmann unterdessen zeichnete. Das kleine Männerbildnis, das Ludwig Knaus hatte, ist bei Lepke für 162 000 Mark verkauft worden und ging jetzt für 25 000 Gulden fort. Der Kölner „Meister Wilhelm" kostete Castiglioni auf der Versteigerung Hölscher etwa 100 000 Mark und brachte ihm jetzt 40 000 Gulden vom Museum in Detroit, wo unser Wilhelm R. Valentiner einen vielknospigen Ableger deutscher Museumskunst züchtet: er kaufte auch den mit seinen Mantegna-Beziehungen mehr interessanten als schönen frühen Korreggio, die Heiligen-Versammlung mit der Verlobung der Katharina, für 88 000 Gulden und half gegen Duveen den Rembrandt'schen Syndikus (aus dem Jahre 1639) von 60 000 bis auf 214 000 Gulden treiben — ein besonders feierlicher mammongottesdienstlicher Augenblick, den die anwesenden Händler und Händlergenossen nur durch längeres Erheben von den Sitzen ehren konnten.

Trotzdem müssen sich kluge reiche Leute wieder einmal sagen, daß Sammeln in diesem Stile per Saldo nur mit einem Verluste abschließen kann. Kennerschaft ist eine langsam wachsende Pflanze und selbst wenn man Berühmtheiten dinerweise mit dem edelsten Flüsterwein begießt, gedeiht sie nicht schneller. Die Berliner Finanzleute waren klüger als sie sich jahrzehntelang die Trouvaillen von Bodes linker Hand anbringen ließen und an eigenen Dummheiten allmählich lernten, wo die richtigen Glocken hingen. Kollektionen lassen sich aus dem Boden stampfen wie Konzerne, aber bei dem Stampfen wird der Markt nicht fester.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, letzte Novemberwoche

Einige Fragen an den Reichslandbund. — Ist die Ernte schlecht und sind die Getreidepreise demgemäß relativ hoch, dann beklagen die Petitionen des Bundes den niedrigen Ertrag, sprechen aber nicht von dem reichlichen Erlös. Ist hingegen die Ernte gut und demgemäß der Preisstand etwas tiefer, so wird umgekehrt das Augenmerk von der Ertragsmenge abgelenkt und auf den gesunkenen Erlös pro Gewichtseinheit verwiesen. Schlechte Ernten taugen nichts, gute auch nicht. Was also muß der Himmel spenden, damit Graf Kalkreuth zufrieden ist? Zweitens: Ist die Landwirtschaft ohne Zollschutz, so wird ihr Ruin prophezeit; nur Zölle, heißt es, könnten Rettung bringen. Sind sie hingegen eingeführt, so bezeichnet man sie nachträglich als wirkungslos, und als unerläßliche Ergänzung werden Einfuhrscheine gefordert. Nur sie verbürgen, so wird argumentiert, die Parität der inländischen Getreidepreise mit dem Weltmarkt, weil sie nämlich dem Exporteur gestatten, die ausgeführte Getreidemenge später zollfrei wieder einzuführen. Sobald jedoch auch dies Liebesgabensystem — genau den Wünschen des Landbundes gemäß, — realisiert ist, geht man noch einen Schritt weiter. Als die Reichsgetreidestelle während der Getreideknappheit bemüht war, die Ernährung der Massen notdürftig sicherzustellen, da hat der Landbund sie als Ausgeburt bolschewistischer Wirtschaftsmethoden aufs äußerste bekämpft und die These proklamiert, daß nur das freie, vom Staat in keiner Weise gehemmte Spiel der Kräfte den gerechten Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage bewirken könne. Jetzt fordert derselbe Landbund die Retablierung der nämlichen Reichsgetreidestelle, die er damals verworfen hat. Heute freilich handelt es sich nicht mehr um lebenswichtige Erfordernisse der Kriegs- und Nachkriegswirtschaft, sondern um künstliche Heraufschraubung der Getreidepreise, die trotz Zöllen und Einfuhrscheinen, infolge einer fatal guten Ernte in Deutschland und draußen, noch nicht den imaginären Stand erklommen haben, den der Reichslandbund als erste Voraussetzung für den Weiterbestand der Landwirtschaft ansieht. Weiter: Als einige Kritiker behaupteten, die komplizierte Organisation der Rentenbankkreditanstalt werde nicht imstande sein, der Landwirtschaft den benötigten Kredit reichlicher und billiger zuzuführen als es die bestehenden Institute

tun könnten (sofern man diesen nur die gleiche Bewegungsfreiheit einräume, wie sie der neuen Zentralbank zugedacht war), da pries der Landbund die Vorteile seines Projektes in allen Tonarten. Jetzt plötzlich heißt es, die Kreditanstalt sei unfähig, die Geldversorgung des Landes zu erträglichen Zinssätzen zu vermitteln; das Reich müsse seinerseits — auf dem Rücken der Allgemeinheit — die erforderlichen Mittel bereitstellen und zu diesem Zwecke eine Landwirtschaftsanleihe aufnehmen.

Wie lange soll dieses Spiel noch fortgesetzt werden, daß heute eine Forderung gestellt, daß aber, wenn sie be- daß heute eine Forderung gestellt, daß aber, wenn sie bewilligt ist, das Geschenk so eingesteckt wird, als sei überhaupt nichts geschehen und schon am nächsten Tag das nächste Postulat heraus kommt? Was sind das für Führer, die täglich verwerfen, was sie gestern gewünscht, und wünschen, was sie verworfen haben? Wird es den Landwirten trotz allem noch nicht klar, wie kurzsichtig sie beraten werden? Die Landwirtschaft ist der wichtigste Wirtschaftzweig, dessen Pflege nicht ernst genug genommen werden kann. Braucht sie eine Interessenvertretung, die durch Maßlosigkeiten und Provokationen bei der städtischen Bevölkerung Verbitterung züchtet und das natürliche Verständnis für die gerechten Wünsche des Nährstandes systematisch ausrottet? Ist nicht schließlich die Kreditnot, über die am meisten geklagt wird, eine Bedrängnis der gesamten deutschen Wirtschaft? Gewiß beengt sie den Ackerbau zu gewissen Jahreszeiten stärker als andere Erwerbsstände, weil die Landwirtschaft, wenn man von der Viehzucht absieht, keine fortlaufende Produktion kennt, sondern nur einmal im Jahre erntet. Sicherlich ist es also einer stetigen Preisgestaltung abträglich, wenn die Landwirte infolge Fälligkeit von Wechselschulden zu vorzeitigem Verkauf ihrer Produkte gedrängt werden, in einer Zeit, in der die Kapitalknappheit auch den Handel und die Mühlen hindert, durch Einlagerung von Getreide preisausgleichend zu wirken. Darum ist es in der Tat eine dringliche Aufgabe, die Ablösung der kurzfristigen Wechselschulden durch langfristigen Realkredit zu fördern. Aber ist nicht von Staatswegen schon alles mögliche getan worden, um der Landwirtschaft die Wirtschaftsführung zu erleichtern? Ist nicht durch die erwähnten Einfuhrscheine eine Gewähr geboten, daß die deutschen Preise wenigstens auf die Dauer nicht unter Weltmarktniveau sinken

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, letzte Novemberwoche

Einige Fragen an den Reichslandbund. — Ist die Ernte schlecht und sind die Getreidepreise demgemäß relativ hoch, dann beklagen die Petitionen des Bundes den niedrigen Ertrag, sprechen aber nicht von dem reichlichen Erlös. Ist hingegen die Ernte gut und demgemäß der Preisstand etwas tiefer, so wird umgekehrt das Augenmerk von der Ertragsmenge abgelenkt und auf den gesunkenen Erlös pro Gewichtseinheit verwiesen. Schlechte Ernten taugen nichts, gute auch nicht. Was also muß der Himmel spenden, damit Graf Kalkreuth zufrieden ist? Zweitens: Ist die Landwirtschaft ohne Zollschutz, so wird ihr Ruin prophezeit; nur Zölle, heißt es, könnten Rettung bringen. Sind sie hingegen eingeführt, so bezeichnet man sie nachträglich als wirkungslos, und als unerläßliche Ergänzung werden Einfuhrscheine gefordert. Nur sie verbürgen, so wird argumentiert, die Parität der inländischen Getreidepreise mit dem Weltmarkt, weil sie nämlich dem Exporteur gestatten, die ausgeführte Getreidemenge später zollfrei wieder einzuführen. Sobald jedoch auch dies Liebesgabensystem — genau den Wünschen des Landbundes gemäß, — realisiert ist, geht man noch einen Schritt weiter. Als die Reichsgetreidestelle während der Getreideknappheit bemüht war, die Ernährung der Massen notdürftig sicherzustellen, da hat der Landbund sie als Ausgeburt bolschewistischer Wirtschaftsmethoden aufs äußerste bekämpft und die These proklamiert, daß nur das freie, vom Staat in keiner Weise gehemmte Spiel der Kräfte den gerechten Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage bewirken könne. Jetzt fordert derselbe Landbund die Retablierung der nämlichen Reichsgetreidestelle, die er damals verworfen hat. Heute freilich handelt es sich nicht mehr um lebenswichtige Erfordernisse der Kriegs- und Nachkriegswirtschaft, sondern um künstliche Heraufschraubung der Getreidepreise, die trotz Zöllen und Einfuhrscheinen, infolge einer fatal guten Ernte in Deutschland und draußen, noch nicht den imaginären Stand erklommen haben, den der Reichslandbund als erste Voraussetzung für den Weiterbestand der Landwirtschaft ansieht. Weiter: Als einige Kritiker behaupteten, die komplizierte Organisation der Rentenbankkreditanstalt werde nicht imstande sein, der Landwirtschaft den benötigten Kredit reichlicher und billiger zuzuführen als es die bestehenden Institute

tun könnten (sofern man diesen nur die gleiche Bewegungsfreiheit einräume, wie sie der neuen Zentralbank zugedacht war), da pries der Landbund die Vorteile seines Projektes in allen Tonarten. Jetzt plötzlich heißt es, die Kreditanstalt sei unfähig, die Geldversorgung des Landes zu erträglichen Zinssätzen zu vermitteln; das Reich müsse seinerseits — auf dem Rücken der Allgemeinheit — die erforderlichen Mittel bereitstellen und zu diesem Zwecke eine Landwirtschaftsanleihe aufnehmen.

Wie lange soll dieses Spiel noch fortgesetzt werden, daß heute eine Forderung gestellt, daß aber, wenn sie be-
daß heute eine Forderung gestellt, daß aber, wenn sie bewilligt ist, das Geschenk so eingesteckt wird, als sei überhaupt nichts geschehen und schon am nächsten Tag das nächste Postulat heraus kommt? Was sind das für Führer, die täglich verwerfen, was sie gestern gewünscht, und wünschen, was sie verworfen haben? Wird es den Landwirten trotz allem noch nicht klar, wie kurzsichtig sie beraten werden? Die Landwirtschaft ist der wichtigste Wirtschaftzweig, dessen Pflege nicht ernst genug genommen werden kann. Braucht sie eine Interessenvertretung, die durch Maßlosigkeiten und Provokationen bei der städtischen Bevölkerung Verbitterung züchtet und das natürliche Verständnis für die gerechten Wünsche des Nährstandes systematisch ausrottet? Ist nicht schließlich die Kreditnot, über die am meisten geklagt wird, eine Bedrängnis der gesamten deutschen Wirtschaft? Gewiß beengt sie den Ackerbau zu gewissen Jahreszeiten stärker als andere Erwerbsstände, weil die Landwirtschaft, wenn man von der Viehzucht absieht, keine fortlaufende Produktion kennt, sondern nur einmal im Jahre erntet. Sicherlich ist es also einer stetigen Preisgestaltung abträglich, wenn die Landwirte infolge Fälligkeit von Wechselschulden zu vorzeitigem Verkauf ihrer Produkte gedrängt werden, in einer Zeit, in der die Kapitalknappheit auch den Handel und die Mühlen hindert, durch Einlagerung von Getreide preisausgleichend zu wirken. Darum ist es in der Tat eine dringliche Aufgabe, die Ablösung der kurzfristigen Wechselschulden durch langfristigen Realkredit zu fördern. Aber ist nicht von Staatswegen schon alles mögliche getan worden, um der Landwirtschaft die Wirtschaftsführung zu erleichtern? Ist nicht durch die erwähnten Einfuhrscheine eine Gewähr geboten, daß die deutschen Preise wenigstens auf die Dauer nicht unter Weltmarktniveau sinken

können? Sind nicht öffentliche Saatgut-, Erntebergungs- und Rationalisierungskredite bisher anstandslos prolongiert worden? Hat nicht auch die Reichsbank die Eintreibung ihrer Wechselforderungen bis Ende des Jahres verschoben? Und ist der Lage der Landwirtschaft nicht vor allem durch Freilassung von wichtigen Steuern und durch Ermäßigung und Stundung anderer Abgaben weitgehend Rechnung getragen worden? Läßt nicht sogar der Ausgleich für die erhöhte Steuerbelastung von Handel, Verkehr und Industrie, den bereits das Daweskomitee empfahl, noch immer auf sich warten? Es scheint fast, daß die unentwegte Schreierei dazu dienen soll, diese Zusammenhänge zu vertuschen und die Aufmerksamkeit von den Sondervorteilen abzulenken, die die Landwirtschaft in einer Zeit allgemeiner Wirtschaftsnot mehr genießt.

Die Zeit der Aktie scheint einstweilen vorüber zu sein. Sie hatte ihre Daseinsberechtigung in einer Epoche allgemeiner Aufwärtsentwicklung. Da schadete es nicht viel, daß ein Papier keinen festen Zinsertrag verbürgte, seine Rente vielmehr mit den Erträgen der Unternehmungen schwankte. Und wenn auch schon damals die Dividendenbemessung so gut wie ganz in das Belieben der Gesellschaftsverwaltungen gestellt war und die Reingewinne nicht restlos den Aktionären zufielen, sondern häufig zu ansehnlichen Kapitalaufspeicherungen, offenen oder internen, benutzt wurden, so fiel von dem üppigen Tische doch immer noch genug für die Kapitalbeteiligten ab, und die Aktie war für breiteste Schichten ein beliebtes Mittel, um an den großen Verdienstmöglichkeiten des industriellen Aufschwungs teilzunehmen. Heute liegen die Dinge anders. Bei einer so einschneidenden Produktionsumstellung, wie sie die deutsche Wirtschaft durchzumachen hat, bei einem so umfangreichen Prozeß der Stillegung unbenutzbarer Anlagewerte ist es unvermeidlich, daß auch die Aktien diese Hauptrepräsentanten des immobilen Kapitals, entsprechende Abschläge erfahren. Der variable Charakter der Aktienrente hat noch eine andere, peinliche Konsequenz. Die Verzinsung des Aktienkapitals ist kein Kostenfaktor, mit dem die Unternehmungen rechnen müssen. Reparationslasten, Steuern, Mindererträge infolge Mißwirtschaft, und vor allem die hohen Zinsen für das mobile Kapital, all das kann aufs Konto der Aktionärrente abgebürdet werden. Sie ist der eigentliche Puffer für die Stöße, denen die Betriebe in der gegenwärtigen Krisenzeit ausgesetzt sind.

Kein Wunder, daß die Nachfrage nach solchen Werten auf ein Minimum zusammengeschrumpft ist. Der Aktienmarkt hat längst aufgehört, einen Ausgleich zwischen Angebot und Nachfrage, wenn auch bei sinkenden Preisen, zu ermöglichen. Verkaufsordres von wenigen hundert oder tausend Mark lösen heftigste Konkursschwankungen aus. Den Namen Börse verdient eine solche Einrichtung längst nicht mehr. Die herkömmliche Funktion der Börse besteht ja zunächst darin, den Unternehmungen neues Kapital zuzuführen. Ein Angebot frischer Aktien kommt aber gar nicht in Frage, so lange die Entdeckung, die „neue Parität" der Aktien liege bei 50 Prozent, durchaus dem Sachverhalt entspricht. Aber nicht einmal für die altvorhandenen Werte ist irgend eine Aufnahmekapazität festzustellen. Die Kapitalbesitzer strömen in großen Scharen dem Markte der Festverzinslichen zu, und dieser hat infolgedessen seinen Kursstand seit Beginn des Jahres nahezu bewahrt. Für Aktien aber treten nur gelegentlich Liebhaberinteressenten auf. Der Aktienmarkt ist zu einem Antiquitätenkabinett herabgesunken, und anstatt einer täglichen Liste höchst problematischer Kurse sollte man besser einen Wochen- oder Monatskatalog herausgeben, der die getätigten Umsätze angibt. Das Malheur ist, daß gleichzeitig das Angebot von Aktien sehr dringlich ist. Jetzt, wo für viele der Augenblick gekommen ist, die eiserne Ration in Angriff zu nehmen, sucht ein Aktienpaket nach dem andern Unterkunft an der Börse. Würden die Kurseinbußen, die diese Liquidierung alter Kapitalteile zur Folge haben, nur die Selbstbesitzer der Aktien bedrohen, so brauchten sie nicht tragischer genommen zu werden, als die zahlreichen sonstigen Härten der Umstellungskrise. In Wirklichkeit aber sind die Aktien, die sich hier ständig entwerten, zu einem großen Teil das Fundament, auf dem sich die Kreditbeziehungen zwischen Banken und Kundschaft aufbauen; jeder Kursrückgang entwertet Pfänder, bringt Verluste für die größten Kreditgeber und diese Auswirkungen auf das große Kreditgebäude der Volkswirtschaft sind der Grund, weswegen die Vorgänge am Aktienmarkt, wenn sie sich wiederholen, auch vom allgemeinwirtschaftlichen Standpunkt aus gesehen, mit nicht geringer Sorge erfüllen müssen.

GLOSSEN

WENN GOETHE NICHT NACH WEIMAR GEGANGEN WÄRE

Man hat jetzt jubilierende Gedenkfeiern veranstaltet zur Erinnerung des Tages, an dem vor 150 Jahren Goethe in Weimar einzog. Man kann gegenteiliger Meinung sein — und diesen Tag betrauern.

Es ist immer gefährlich und verdächtig, mit dem Wörtchen „wenn" zu operieren. Hier aber ist dies Wort nötig, um dem Leser zum Bedenken der Gegenseite einer traditionellen Meinung zu zwingen. Wenn Goethe nicht an den Hof nach Weimar gegangen wäre? . . . Er wäre nicht jener würdeumwölkte Geheimbderat geworden, vor dessen Eisigkeit später jede männliche Blüte zerfiel. Die steife Form des Hofstils hätte sich nicht auch dem dichterischen Schreibstil seiner zweiten Lebenshälfte aufgeprägt. Wir hätten nicht jenes feierliche verzwickte Prosadeutsch erhalten, das bis zum heutigen Tage gerade die besten deutschen Roman- und Novellendichter nachahmen, und das, schon immer antiquiert wirkende, deutsche Literatursprache von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr in Gegensatz zur Sprechsprache brachte. Durch diese Volksfremdheit des Literaturstils ward es ermöglicht, daß das deutsche Volk mehr als jedes andere in Europa eine üppig wuchernde, ungewöhnlich niedrig stehende Unterhaltungsliteratur verschlang, — eben weil deren Sprache ihm verständlicher war als die seiner Literaturheroen.

Die deutsche Dichtung hatte um 1775 einen wilden Jahrzehnte vorausstürmenden Vorwärtsschwung genommen; unter Dutzenden von Talenten waren Goethe und Schiller am weitesten voran, deren Sturm und Drang weit über die deutschen Bezirke hinaus Wellen schlug. Goethes „Werther" ward von Napoleon bis zu den Pyramiden getragen, und Chinesen malten Motive daraus auf ihr Porzellan. Schillers „Räuber" brachten ihm das Ehrenbürgerrecht der französischen Revolution. Befreiung des Geistes, des Herzens, des Leibes bedeutete der Posaunenklang dieser Dichtung, die im Effekt dasselbe anstrebte, wie die großen theoretischen französischen Schriftsteller der Vorrevolutionszeit, so daß vielleicht diese Schar toller Vorläufer in Deutschland mit poetischen Mitteln dieselbe Wirkung erreicht hätte wie ihre französischen Kameraden. Aber jener südlich-milde Glanz der Antike beruhigte dies Wogenschlagen, und in der stillen Flut, deren sanfte Strömung von den Staatsbeamten Goethe und Schiller reguliert ward, mußte alles Lebhaftere, auch die Jugendgenossen, ertrinken.

Hätte Goethe nicht diese höfische Behaglichkeit, diese finanzielle Gesichertheit, diese kleinstädtische Regelmäßigkeit, sondern wäre er in jenen umwälzenden Zeitläuften umgetrieben worden, in Weltunruhe und Verbundenheit mit dem Leid der Zeitgenossen, so wäre er vielleicht nicht nicht zur großartigsten geistigen Universalgestalt Europas emporgewachsen, vielleicht nicht der olympische Greis, vielleicht nicht der Gedanken- und Wortordner der kühlklassischen „Iphigenie", „Tasso" und „Faust II" geworden. Aber er wäre dann vielleicht weniger ein Einluller, als ein dichterischer Ein- und Aufpeitscher des Jahrhunderts geworden, das man nach ihm benannt hat.

Vielleicht hätte dann sein Licht und sein Schatten nicht die endlose Schar heranwachsender Dichter gehemmt und von eigenen Wegen ab-

gebracht. Wir hätten nicht Generationen klassizistischer Epigonen erlebt. Wir hätten nicht ein Jahrhundert lang dies vergangenheitsgerichtete und noch dazu von den Schullehrern verfälschte welt- und zeitfremde Antikeideal zur Zwangsjacke der Erziehung mißbraucht, in der Millionen Jünglinge sich geistig und körperlich verzappelten. Es wäre nicht jene ununterbrochene, ungeheure Energieaufwendung nötig gewesen, die sich gegen dies klassische Ideal aufbäumte, um es in immer neuen Anstürmen umzuwerfen.

Vielleicht wäre nicht Hölderlin, durch die Sucht die Meister zu überbieten und seine himmlische Seelenmusik in die, der deutschen Sprache wesensfremde antike Form zu bringen, zur Nacht vierzigjährigen Wahnsinns getrieben worden, wäre nicht das stärkste dramatische Genie der Deutschen, Kleist, der „auf den Knien des Herzens" zu Goethe gerutscht kam, in vorzeitigem Verzweiflungstod geendet. Vielleicht hätten wir nicht bis zu Büchner, bis zu Hauptmann warten müssen, um das Drama wieder aus dem Volke zu dem Volke hinzuführen. Eine Unzahl in jeder jungen Generation wiederkehrender Talente hätte nicht ihre Jugendkraft hinzugeben brauchen, um sich gegen die „Klassiker" durchzusetzen, und dann, früh erschöpft, zu erlahmen . . .

So könnte man seitenlang weiter aufzählen, was dies Wörtchen „wenn" im Widerspruch gegen die tradionelle Meinung von Weimars Wohltat für Goethe und für uns aufschürt. Und Goethes Genius selbst, von heute zurückblickend auf die Spur eines Jahrhunderts, das er durch seine Größe nicht nur reicher, sondern auch ärmer gemacht hat, auf die Schar der Geister, die mit dem Klassizismus gemartert wurden, senkte sicherlich trauernd das Haupt.

K. P.

WENIGSTENS EIN UNMÖGLICHER KRITIKER IST NÖTIG!

Hermann B a h r, der als Theaterkritiker vor allem ein Entdecker und Bejaher, er hat Schnitzler, Hofmannsthal, die Duse für die deutsche Bühne gefunden, gibt jetzt bei Ernest Borgmeyer (Hildesheim) drei Bände seines „Tagebuches" heraus. Da findet sich folgende heitere Betrachtung:

Dreißig Jahre wird's, daß ich den schnöden Beruf eines Theaterkritikers antrat: im Herbst 1892 nahm mich Emil Auspitzer in die Redaktion der „Deutschen Zeitung" und ein paar Monate später, als Ganghofer aus dem Verband schied, ward ich feierlich als Burgtheaterkritiker installiert. Ich darf mich rühmen, daß ich im Leben kaum jemals eine Gelegenheit, mich zu kompromittieren, versäumt habe; für die „Gleichheit" schrieb ich die wildesten marxistischen Sachen als Einjährigfreiwilliger. Als Kritiker hatte ich schon 1888 in der „Deutschen Wochenschrift" einen Krach mit dem Herausgeber, der in einer meiner Kritken einen Satz über einen mit ihm befreundeten Schauspieler strich. Er konnte gar nicht verstehen, daß ich mir das nicht gefallen lassen wollte. Er sagte: „In dem Augenblick, wo das Manuskript Ihrer Kritik mir, dem Herausgeber, eingehändigt wird, und ganz so wie's den Tischler gar nichts angeht, was ich mit dem Tische dann mache, ganz so wie's mein Recht ist, dem Tisch, wenn mir das Spaß macht, einen Fuß abzusägen, ist es auch mein Recht, Ihnen abzusägen, was mir in Ihrem Manuskript mißfällt." Seit jener Stunde schrieb ich in der

„Deutschen Wochenschrift“ nicht mehr. Und nun erging's mir aber, fünf Jahre später, auch in der „Deutschen Zeitung“ wieder so; da ich mir meine Kritiken nicht zersägen ließ, ward ich selber abgesägt. Ich kam dadurch mit der Zeit bei sämtlichen Redaktionen so sehr in Verruf, daß mir schließlich, um nicht mundtot zu sein, nichts übrig blieb, als selber ein Blatt zu gründen, die Wochenschrift „Die Zeit“. Fünf Jahre hielt ich das aus, bis mich Wilhelm Singer ins „Neue Wiener Tagblatt“ nahm, der aber auch aufatmete, als mich 1905 Baron Speidel ans Münchener Hoftheater berief. Er atmete mit solcher Entschiedenheit auf, daß ich, als sich die Verhandlungen mit München zerschlugen, meinen Posten im „Tagblatt“ bereits von einem Nachfolger besetzt fand. Ich war unmöglich geworden. Wenn ich auf meine Wiener Zeit von 1892, wo ich über Berlin aus Paris nach Wien kam, bis 1912, wo ich nach Salzburg zog, zurückblicke, so kann ich zusammenfassend sagen, daß meine Tätigkeit dieser zwanzig Jahre hauptsächlich darin bestand, immer irgendwie wieder unmöglich zu werden, und mir ist eigentlich doch leid, daß, als ich diese Beschäftigung schließlich aufgab, niemand sie für mich übernahm; um Wien ist mir leid, denn wenigstens einen unmöglichen Menschen, einen sollte sich jede Stadt leisten.

INDIZIENBEWEIS

Die Erinnerungen, die der begnadigte Karl Hau jetzt veröffentlicht, lenken die Aufmerksamkeit von neuem auf Verurteilungen, die auf Grund von Indizienbeweisen geschahen. Es ist leider selten, daß ein Justizirrtum aufgedeckt wird, und noch seltener, daß es rechtzeitig geschieht. Für die grausame Gefahr, die jeder Indizienbeweis bedeutet, aus alten Papieren ein schauderhaftes Beispiel:

Ein Hoffourier Wilhelms I., von altem Adel aber ohne Vermögen, liebte ein einfaches Mädchen, die sich den Lebensunterhalt durch Schneidern verdiente. Die beiden konnten nicht heiraten, weil weder für die Aussteuer noch für Familienzuwachs das Geld reichte. Sie spielten deshalb jeder für sich in der altbewährten preußischen Klassenlotterie. Eines Tages ging der Hoffourier zum Hofsattler, um einen Geschirriemen abzuholen. Auf dem Heimwege besuchte er seine Braut, die in der Nähe wohnte. Sie empfing ihn an der Tür mit der fröhlichen Mitteilung, die auch Nachbarn hörten, daß sie in der Lotterie gewonnen habe und der Gewinn für die Sicherung des gemeinsamen Lebens und darüber hinaus reiche. Nach kurzer Zeit ertönte ein furchtbarer Schrei. Ein die Treppe herabkommender Polizist, der im gleichen Hause wohnte, fand den Hoffourier verstört bei der Leiche seiner Braut, die mit dem Riemen des Hofsattlers erdrosselt war. Er verhaftete den Mann sofort. Die Anklage wegen Mordes wurde erhoben. Der Tatbestand ergab sich aus dem Befund und den Zeugenaussagen völlig lückenlos. Der Angeklagte hatte bei der Nachricht, daß seine Braut das Los gewonnen habe, sofort den Gedanken gefaßt, sich allein in den Besitz des Geldes zu bringen. Er hatte das Mädchen umgebracht, wollte den Gewinn abheben und ein fröhliches Leben führen. Zwar beteuerte er seine Unschuld mit den heiligsten Schwüren. Noch auf dem Schafott rief er Gott zum Zeugen an, daß er unschuldig sterbe. Aber seine Verteidigung war sehr kümmerlich: es behauptete, er habe den Riemen bei seiner Braut liegen lassen, sei auf dem Rückweg zum Schloß dann wieder umgekehrt und habe nun

seine Braut mit diesem Riemen erwürgt in ihrer offenstehenden Wohnung gefunden. Bei ihrem Anblick habe er laut geschrien; auf diesen Schrei sei der Polizist herbeigekommen, der ihn verhaftet habe. Die Begnadigung, um die seine Verteidiger sich bemühten, lehnte Wilhelm I. ab; er fand die Tat abscheulich und doppelt strafwürdig, da sie von einem adligen Hofbeamten begangen war.

Mehr als ein Jahrzehnt später gestand der Polizist im Sterben, daß er das Mädchen umgebracht habe; er hatte auf der Treppe das Gespräch der Verlobten gehört, war gleich nach dem Weggang des Hoffouriers in die Wohnung gedrungen, hatte den zur Hand liegenden Riemen ergriffen und die Schneiderin erwürgt. Schon aber hörte er Schritte auf der Treppe. Er eilte in seine Wohnung zurück. Auf den Schrei hin stürzte er wieder heraus, um nun den Bräutigam zu verhaften. Er wurde so zum Hauptzeugen der Anklage.

Wilhelm I. hat seitdem kein Todesurteil mehr bestätigt, dessen Grundlage den leisesten Zweifel zuließ. Er ist überhaupt mit Begnadigungen freigebig geworden. Aber nicht immer machen solche Geschichten Eindruck auf die, denen Gewalt über Leben und Tod gegeben ist. Was für Menschen sind es eigentlich, die noch den Mut haben, Richter oder Staatsanwalt zu sein?

Justus

FILM

Das Mirakel der Wölfe

Frankreich, vor dem Krieg mit Gaumont und Pathé frères an der Spitze der europäischen Filmproduktion, fiel allmählich ganz zurück und brachte außer den Filmen des Regisseurs Abel Gance und dem „Crainquebille" nichts Beachtliches. Nun zeigt es uns als Gegengabe zu dem deutschen Nibelungenfilm, den es, trotz gewisser Teutonischkeit und Stilmaniertheit freundlich aufnahm, diesen historischen Großfilm, mit Aufwendung vielen Kapitals und mit Unterstützung der Regierung als nationales Ereignis herausgebracht, wie etwa vor 25 Jahren zur Pariser Weltausstellung Rostands „L'Aiglon" mit Sarah Bernhard und Lucien Guitry. Regisseur, die Franzosen sagen charakteristischer „Realisateur", des Films „Das Mirakel der Wölfe" ist der Sproß eines der populärsten Franzosen, Tristan Bernards Sohn Raymond.

Allerdings was wir da sahen, kann eigentlich nicht dieser Film sein, von dem man verkündete, er sei ebenso großartig wie nationalistisch. Das Nationalistische wird herausgeschnitten sein, sicherlich aber auch mancherlei Anderes; denn der Film bleibt in seinem Geschehen unklar, hastig, sprunghaft. Er hat keine Ruhepunkte, keine Uebergänge. Er gibt (bis auf einige kurze mimische Künste Ch. Dullins als verschlagener Louis XI.) keine Gelegenheit zum Ausspielen, so daß er schauspielerisch garnicht gewertet werden kann.

Wir möchten den Franzosen, die unsere Filme so höflich aufgenommen haben, wir möchten gerade in diesen Tagen allgemeinen guten Willens zur Völkerkameradschaft, wir möchten noch dazu jetzt, da der französische Film dem deutschen die Hand zum Bunde reicht, gern Höfliches über dies Spitzenprodukt von Frankreichs Filmindustrie sagen. Aber wie die Pünktlichkeit für die Tugend der Könige galt, so scheint mir die Höflichkeit des Kritikers darin zu liegen, einfach die Wahrheit zu sagen. Und so sei gesagt, daß dieser Film fleißig und mit Redlichkeit gearbeitet ist, mit mächtigem Aufgebot wimmelnder, doch

nicht genügend klar gegliederter Menschenmassen ... daß er aber in einem Augenblick, da die Möglichkeiten des historischen Films erschöpft sind, nicht einmal diese letzten Möglichkeiten zusammenrafft, sondern erst bei den vorletzten steht: nämlich in altmodischer Technik, ohne Aufbau, ohne Ueberleitungen, braune und grünliche schnell vorüberhuschende, simpel aneinandergeklebte Illustrationen altmodischen Stils zu einer Handlung gibt, deren Wichtiges nicht in den Bildern, sondern in den Zwischentiteln zu lesen ist. Verblüffend in diesem Film, der die Kämpfe zwischen König Ludwig XI. und Karl dem Kühnen von Burgund darstellt, verblüffend wirkt allerdings in krasser Realistik die Szene die dem Film den Namen gab: wie die mit dem wichtigen Dokument durch die Schneelandschaft fliehende Jungfrau von wilden Wölfen beschützt wird, die dann vor den Augen des Zuschauers äußerst detailliert die Verfolger zerfleischen.

Kurt Pinthus

TISCH MIT BÜCHERN

Dichtung

Wenn ein Dichter zwanzig oder dreißig Bände ediert, dann ist der Zusammenklang der Bücher wichtiger als der Einzelton; die Komposition des Gesamtwerkes muß stimmen, muß aus einer Natur sein und eine Natur repräsentieren. Der Akzent, der auf dem einzelnen Buche liegt, verschwindet gegenüber dem Bewertungsakzent, den das Buch als Glied einer Entwicklung ,als Manifestation der e i n e n schöpferischen Persönlichkeit hat. Wenn nichts für Klabund spräche, wenn manches in der Fülle (und Ueberfülle) seines Werkes das Poetische in ihm umbog — dies eine bleibt eherne Bestätigung seiner urdichterischen Natur: der Zusammenklang seiner Bücher, die wie eine große und strömende Melodie über einem Grundton aufwachsen.

Das „L e s e b u c h", das K l a b u n d im Verlag Fritz Heyder herausgibt, ist eine neue und herrliche Gabe dieses reichen Talentes, das, dem Erleben offen, auf jede Berührung mit dem Lebendigen lyrisch antwortet. Dieses „Lesebuch" ist nicht Auswahl aus alten Büchern, es ist neugeschaffen, Vers und Prosa, kleine Geschichten, die das Leben spiegeln, das dem Tode nahe ist. Die Melodie des Sterbens schwingt durch die Seiten, das Erleben des Todes, das blumenhaftzart eine milde Gestalt im Geschehen erscheint; aufwühlend in einer Skizze „Bett Nr. 13"; von hoher Verklärung in den Versen des „Totengräbers", wenn er etwa sagen läßt: „Denn sein Weib erlösten die leisen Linien von ihrem Leid." — Wohl in keinem neuen Buche ist das Balladenhafte so sehr Element wie in diesem, das Balladenhafte im reinsten Sinne des Wortes: der jähe Uebergang von Handlung und Stimmung, von epischem Vortrag und lyrischem Aufschwung („Ballade vom Mond"). Klabund mischt, wie man weiß, die Farben des Lyrischen, er hält alle Werte auf seiner Palette: vollendet ist er, wenn dieser Reichtum der Begabung ein sinnenweites Thema befällt, wenn alle Elemente im ersten Intuitionsgriff schon sich durchdringen und organisch ein eigens Formgebilde schaffen. Vollendet also die „Bauernballade" brueghelhaft in der visionären Deutung des Gegenstandes, mit jener Eichendorffschen Strophenführung aber, die Klabund eignet:

„Die Lippen waren wie Sonne und Erd
Ineinanderverbrannt.
Sie bot ihm ihren jungfräulichen Leib
Zur feurigen Hochzeit dar."

In dieser Fülle sind dann sprechkräftige Lyrismen wie die Erzählung vom „Neger"; sind neben kleineren, am Wege geschriebenen, die schönen und geformten Gedichte. Ein Buch, das ein Geschenk ist, denn es ist von einem Dichter, und seine Vielheit ist Fülle.

*

Prosa

Nichts gegen den Roman second hand; die Kopie des Originalen ist oft erfreulicher als manches Original. Das Nachfühlen, um das ein Kopist immer strebend sich bemüht, oft sympathischer als manch präpotente Art, Originalität für Begabung auszugeben. Fritz Brehmer kommt ohne Anspruch, aber mit dem Willen, aus innerem Zwang einer Prosa nachzueifern, die ihr Vorbild ist und nicht die schlechteste ist. Der Gerhart Hauptmann des „Quint" und des „Ketzers" bestimmt die Linie dieser Prosa — eine weiche, der Impression ergebene Zeichnung landschaftlichen Lebens sind angestrebt. Es ist schade, daß dieser begabte Zeichner des Wortes über das Abtasten vom Gegenstand und das Sprachliche hinaus zu einer „romanhaften" Handlung kommen will. Ein Buch, wie „Nebel der Andromeda" (Staackmann Verlag), das ganz von der Form des „Ketzers" beeinflußt ist, durchsetzt seinen starken Gefühlsgehalt mit sensationellem Erleben, das nicht gebändigt wird; stärker und einheitlicher ist Brehmers „Weg ins Unbetretene' '(Staackmann Verlag); hier haben die Gestalten ein seltsames Gepräge, der Schulmeister, ganz entfernt mit Zeichen des Quint versehen, ein wirkliches Gesicht, das man nicht vergißt, Leid und Leiderkenntns darin. (Doch würde ein Dichter es vermieden haben, die erschütternden Szenen durch platte Sätze zu zerstören, wie etwa: „Es ist ein eigen Ding um die Kunst des Schauspielers.")

Neben der Prosa, die zur großen Form des Romans drängt, öffnet sich das Dichterische in der längst vergessenen Form der Legende — freilich nur dann, wenn die seltsame Poesie dieser alten Form erfüllt ist von gleich seltsamer, gleich alter, von religiöser Erlebniskraft. Emil Bernhard Cohn weiß seinen „Legenden" (Verlag Georg Neuber) die Innigkeit religiöser Empfindung zu geben. In seinen Erzählungen spricht ein gütiger Mensch, sorgsam wählend im Arsenal der Worte, bis er das duftigste Wort für ein zartes Gefühl fand. So wird eine Legende wie die letzte, die vom Sinn der Menschenliebe handelt, dichterischer Ausdruck uralten Ethos, und berührt uns sehr.

Otto Zarek

*

Das Käthe Kollwitz-Werk. Einführung von Arthur Bonus. 153 Bildtafeln, Verlag Carl Reißner, Dresden 1925. — Fragte man mich, welches Buch aus der Jahresflut mir das teuerste ist, ich wiese auf dieses. Dabei habe ich den einführenden Text des Pfarrers Bonus vorläufig überschlagen. Das Werk der Kollwitz selbst in anderthalbhundert ausgezeichneten Reproduktionen dargeboten, ist wichtiger. Von dem

Selbstbildnis der jungen Frau — die wichtigsten Jahreszahlen, Herr Bonus, wären uns noch nötiger gewesen als Ihre Erläuterungen — bis zu dem Selbstbildnis der Weißhaarigen, welch ein Weg! Welch ein gerader Weg, welche ununterbrochene Treue zu sich selbst, welches Festhalten an den Eindrücken und Gelöbnissen der Jugend! Daß der Unwille des Kaisers, der 1898 die goldene Medaille für die Kollwitz abgelehnt hat, wie seine einfältige Gattin 1908 das Heimarbeiterplakat entfernen ließ, einen Charakter wie diesen nicht beirren konnte, versteht sich von selbst. Aber die Kollwitz ging nach Italien, 1909, sie lebte ein Jahr in Florenz, im italienischen Licht, und sie ist auch durch diese wirkliche Gnade nicht verwirrt und nicht beirrt worden. Sie blieb heimisch in jenem Hause des Berliner Nordens, in dem sie seit vierzig Jahren lebt, blieb treu dem lichtarmen Dunkel, das sie immer wieder anzieht und darstellt, blieb treu der halbslavischen leidenden Mutter, die sie selbst ist, blieb treu dem Kinde der Armen, das sie selbst auf guten Armen getragen. Nie ist diese Gefährtin der Gequälten sentimental geworden, freilich auch ihr Lächeln ist selten und weh. Nie ist die Routine über diese Seele Herr geworden, immer sicherer saß Stift, Holzschnittmesser und Radiernadel in ihrer Hand, dennoch ist nicht eine dieser 150 Blätter bloß technisch virtuos, immer war ihr Eindruck tiefer als ihr Ausdruck. Ist sie eine religiöse Künstlerin, wie der Herr Pfarrer beweisen will? Wenn Religion Schöpfen aus der innersten Brust bedeutet, wenn Religion das unaufhörliche Strömen einer schauenden Seele bedeutet, wenn Religion reinster Menschendienst bedeutet, dann wird der Herr Pfarrer schon recht haben. Jedenfalls erzeugt dies Lebenswerk heiligste Gefühle.

St. Gr.

DAS KAMEL VON BUER

In Buer hat sich kürzlich dieses ereignet:

Den Rathaussaal der alten Westfalenstadt, in dem die Stadtverordneten ihre Sitzungen abzuhalten pflegen, ziert seit langem schon ein lustiges Wandbild. Man sieht dort ein großes Kamel auf eine Gruppe von Stadtvätern zuschreiten, die vor der drohenden Tiergestalt mit allen Zeichen des Schreckens zurückweichen. Und darunter steht der bekannte Spruch:

„Wenn über eine dumme Sache
mal endlich Gras gewachsen ist,
Kommt sicher ein Kamel gelaufen,
das alles wieder runterfrißt."

Dieser Scherz hat nun das Mißfallen einer Anzahl von städtischen Repräsentanten erregt. Es waren durchweg Leute der Rechten, die Anstoß nahmen. Sie verlangten die sofortige Entfernung des Kamels, und drohten andernfalls mit Obstruktion. Daraufhin Abstimmung: das Resultat fiel mit einer Stimme Mehrheit gegen das Kamel aus. Daraufhin rebellierte die Linke. Sie erklärte, die Sitzungen boykottieren zu wollen, wenn das Kamel verschwände.

Augenblicklich stehen die Dinge noch unentschieden. Immerhin muß mit der Möglichkeit von Neuwahlen gerechnet werden, falls die Stadtväter sich über das Kamel nicht einigen können . . .

ANEKDOTEN

Der gutgelaunte Tiger

Ein Präfekt aus dem Süden hörte, daß Clemenceau, der damals Minister des Innern war, ihn absetzen will. Er reist nach Paris und will wissen, was man ihm anhängt. Aber der Minister bleibt

undurchdringlich. Mit Tränen in der Stimme ruft der arme Präfekt: „Aber was wirft man mir denn eigentlich vor? Ein Nichtsnutz oder ein Dummkopf zu sein?“

„Man kann kumulieren“ erwidert der Tiger mit seinem fürchterlichsten Lächeln. Aber der Präfekt wurde nicht abgesetzt.

Es gibt noch Standesehre

In einer Villa im Grunewald herrschte große Aufregung über den Bothmer-Prozeß. Alle Hausbewohner, vom Besitzer bis zum Chauffeur, waren in Opposition gegen das Verfahren, gegen die hohe Strafe, gegen die Schlafzimmerschnüffelei. Eines Morgens unterhält sich die junge Frau des Hauses mit ihrer Jungfer wieder über den Fall. Sie ärgern sich wieder über die Art, wie der Vorsitzende das Stubenmädchen zur Aussage von Intimitäten gezwungen hatte.

„Abscheulich“ sagt die Jungfer.

„Ja, die Richter“ seufzt die junge Frau.

„Ach was die Richter“ antwortet die aufgeregte Jungfer, „die Richter sind mir schnuppe, aber wie ein Stubenmädchen sich so weit vergessen und alles verraten kann — Pfui Teufel!“

Die Stimme aus dem Grabe

Man erzählt von einem ungarischen Zeitungs-Herausgeber, daß sein Testament die folgende Bestimmung enthält: „Wenige Wochen nach meinem Tode beginnt aus meinen ungedruckten Erinnerungen die Veröffentlichung einer Artikelserie: ‚Was ich in meinem Umgang mit Finanzleuten erlebte.‘ Der Erlös der Voranzeige fällt meinen Erben zu.“

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 47)

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6 — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25 vierteljährlich Reichsmark 6.50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, 1. Dezemberwoche.

Zum wievielten Mal hat Aristide Briand jetzt ein Kabinett gebildet? In der Schnelligkeit zählen wir achtmal, es kann aber auch schon das neunte Mal sein, daß Briand sein Ministerium zusammenstellt. Merkwürdigerweise wird der Widerstand gegen ihn von Mal zu Mal geringer. Er hat blutrot begonnen, als der Nachbar der Anarchisten, dicht neben Hervé, den er glühend verteidigt hat. Dann war Briand der atheistischste der Atheisten, der unerbittliche Trenner von Staat und Kirche, Waldeck-Rousseaus eiserner Besen. Dann kam die Periode der Abtrünnigkeit. Uebergang von den Sozialisten zu den Radikalen, Rechtsneigungen des ohnehin schon sehr Gemäßigten. Briand wurde der Verfolger seiner Jugendgenossen. Vor einem Jahr nannte ihn noch Jouvenel den französischen Stresemann, was keineswegs als Huldigung für Briand, noch für Stresemann gedacht war. Aber heute sind die Radikalen froh, daß der Vielgewandte, Vielgewandelte nach wochenlangen Geburtswehen ein Kabinett zustandegebracht hat, aller Groll von vorgestern ist weggelöscht — weh dem, der in der Politik ein Gedächtnis hat — und auch die strengsten Genossen widersetzen sich der milden Beredsamkeit Briands nicht, sie alle rühmen seine Abgeklärtheit, die Edelreife seines sanften Alters. Vor einiger Zeit hat ein anderer politischer Weiser, Tschitscherin, vor einem fünfzigjährigen Sozialisten, den Kopf wiegend, das große Wort gesprochen: „Zehn Jahre zu jung". Ein weißes Haupt ist fast schon ein weises Haupt. Wenigstens in Frankreich, vielleicht auch in Rußland. (Unsere rüstigen Sechziger freilich bleiben ewige Gymnasiasten oder wenns hoch geht Couleurstudenten, Westarp bleibt, was er gewesen, und Herr Scholz desgleichen.) Der Edelgreis Briand findet im Kreise sogar zu seinen Jugendidealen zurück, die erste Reform, die er ankündigt, ist die Herabsetzung der Dienstzeit, eine Tat, zu der Finanzminister Loucheur ebenso freudig Ja sagt wie Genosse Blum. Ob es ihm freilich, mit Loucheurs Hilfe, gelingen wird, die Diarrhoe des Franken zu stopfen, das bleibt die große und die entscheidende Frage. Immerhin ist Briand innerlich frei genug von allen Parteien, er

ist nicht mehr sehr popularitätsbedürftig und gelassen genug, um mit allem Gleichmut ein neuntes oder zehntes Mal zu demissionieren. Darauf aber kommt es in der Geschichte an. Nur wer nicht klebt, kann bestehen.

Luther und Stresemann, die das Londoner Publikum so freundlich empfangen hat, mußten sich von ihren lieben Berlinern ziemlich still und unauffällig verabschieden. Man befürchtete, — ob mit Recht oder Unrecht bleibe offen, — feindselige Kundgebungen oder gar noch mehr. Wie wird die Rückkehr sich vollziehen? Nun, die äußeren Formen werden wohl auch bei dieser Gelegenheit so preußisch-puritanisch bleiben, wie man es, außer bei Regimentsfeiern, nun einmal gewohnt ist. Aber im Herzen der beiden Herren werden alle Glocken des Triumphes schwingen, — und dürfen es auch, gestehen wir es nur ein! Sie sind außenpolitisch in eine Situation gekommen, wie noch kein deutscher Minister seit 1914. Und obwohl ihr erster innenpolitischer Schritt die formelle Demission sein wird, haben sie doch bereits im voraus erreicht, daß diese Demission nur eben formell sein wird, und daß sie bei der Neubildung ihres Kabinetts jeder Zwangslage von vornherein enthoben sein werden. Denn wenn es auch, wie im „Tage-Buch" wiederholt ausgeführt worden ist, technisch unmöglich für die Linke war, eine völlig widerstrebende Volkspartei und ein großenteils widerstrebendes Zentrum um Locarnos willen in einen langfristig angelegten und garantiert haltbaren Linkskurs zu zwingen, so war es doch für sie möglich, sich dies eine Ja, für das man sie nicht entbehren konnte, nach gutem Brauch sehr teuer bezahlen zu lassen. Präzisierte Ansprüche konnten gestellt und die Zustimmung zum Vertrag von ihrer Erfüllung abhängig gemacht werden (eine Art innerpolitischer Vertraggebung des Vertrages mit „Rückwirkungen"). Aber Luther, dieser geschickte Arrangeur, verstand es, sogar dieser Bindung zu entgehen, — natürlich nicht ohne kräftige passive Hilfe seiner innenpolitischen Gegenspieler. Keine Zusage, keine Verpflichtung bindet ihn bei seiner Rückkunft; er hat carte blanche für jede Art von Politik, die ihm belieben sollte; und wenn er wollte, könnte er sein Kabinett ungehindert auch sofort wieder durch die Deutschnationalen ergänzen. Das wird er nun höchstwahrscheinlich nicht tun, — so lange wenigstens nicht, wie der Eintritt in den Völkerbund noch nicht vollzogen ist. So lange wird er sich vielleicht mit einem Minderheitskabinett der Mitte und, je nach außen- oder innenpolitischen Bedürfnissen, mit wechselnden Majoritäten begnügen. Aber in alledem liegt für ihn und seine Parteien kein Zwang mehr, dem einzigen zwangsschwangeren Moment ist er entschlüpft, das „Gesetz des

Handelns“ hat er sich gewahrt —: ein Erfolg, wie der Taktiker ihn nur wünschen kann! Morgen wird er wieder mit Herrn Dr. Hilfferding parlieren. Er wird sehr höflich und liebenswürdig sein. Aber um sein inneres Antlitz wird ein Lächeln der Ueberlegenheit schweben: Armer Yorick!

Die Deutschnationalen sind noch nie auf den Gedanken gekommen, daß sie unrecht haben könnten. Die ganze Welt besteht aus Toren, Verführten oder Böswilligen (einschließlich Hindenburg); nur sie selber sind tugendsam. Ob sie überhaupt schon einmal auf einen Gedanken gekommen sind, ist zweifelhaft. Jedoch ist es falsch, daß mit Rücksicht auf diesen Zweifel Luther nicht ernstlich versucht hat, seine deutschnationalen Freunde öffentlich auf andere Gedanken zu bringen. Wenn sie doch überhaupt keine haben? Er hätte es gar nicht so schwer gehabt. Wenn seine Referenten das Locarnogesetz für verfassungsändernd erklärt hätten — und was bringt ein tüchtiger Referent nicht zustande, wenn's verlangt wird! — dann hätte es sich sicherlich gezeigt, daß die Vaterlandsverteidiger dem Gesetz zur Annahme verholfen hätten, sei es durch Stimmenthaltung, sei es durch Stimmhalbierung. Denn sie brauchen dieses Gesetz in der Opposition noch nötiger, als wenn sie in der Regierung geblieben wären. Müssen sie doch als gute Deutsche vor allem etwas haben, wogegen sie sein können. Da die Republik von Hindenburg beschworen, die Innenpolitik von Schiele gemacht, die Finanzpolitik von Schlieben beschützt und die Wirtschaftspolitik von Neuhaus laufen gelassen worden ist, kommt nur die Außenpolitik in Frage, wo zum Glück keiner von ihnen dabei war. Wie, man wollte wagen, den Ernst des deutschnationalen Widerstandes gegen Locarno zu bezweifeln? In der Tat, und es gibt einen gewichtigen Grund dafür. Das einzig wirksame Mittel, um das Gesetz wenigstens vor London zu Fall zu bringen, haben die Deutschnationalen nicht angewendet. Sie haben sich im Reichstag bei der Abstimmung über den Antrag auf Aussetzung der Verkündigung der Stimme enthalten und damit den Antrag zu Fall gebracht. Rücksicht auf Hindenburg? Als Vorwand sicher, nicht als Grund. Denn in Wirklichkeit ist das Opfer der Ministersessel nur auf Widerruf gebracht. Die Deutschnationalen wollen nicht nur agitationsfähig, sondern auch regierungsfähig bleiben. Wenn Luther von London zurückkommt, wird er im Geiste von Locarno eine Versöhnung feiern, die nicht schwieriger sein wird, als die deutsch-französische Verständigung. Und die ist ja schließlich auch nicht mit den Sozialdemokraten, sondern mit den Deutschnationalen gemacht worden.

Als Herr F r e n k e n, Justizminister im Kabinett Luther, wegen und gegen Locarno seinen Abschied nahm, da konnte man nur des Verses von Christian Morgenstern gedenken: „wodurch er zu erinnern liebt, daß es ihn immerhin noch gibt." Denn vorher war der alte Herr nicht nur wegen seiner körperlichen Kleinheit kaum aufgefallen, nicht einmal in seinem Ministerium. Er wird recht enttäuscht gewesen sein, daß seine Daseinsbekundung keinen größeren Eindruck gemacht hat. Aber er hätte eigentlich nichts anderes erwarten dürfen. Bei der verzweifelten Ministersuche, die Luther seinerzeit unternehmen mußte, verfiel auf ihn irgendein Aktenkenner schließlich nur deshalb, weil er im Jahre 1900, also immerhin noch in diesem Jahrhundert, im Justizministerium gewesen war. Sonst war er 70 Jahre alt, katholisch und Rheinländer: also zum Minister wie geschaffen, aber doch nur innerhalb des Durchschnitts. Besonders die letzte Eigenschaft hat auch vor ihm schon manchem genützt. Wäre Herr Brugger wohl Staatssekretär für die besetzten Gebiete geworden, wenn er nicht vorher in der rheinischen Selbstverwaltung recht und schlecht tätig gewesen wäre? Oder hätte es Herr Müller zum eintägigen Landwirtschaftsminister im Kabinett Cuno gebracht, wenn er nicht aus Bonn am Rhein gewesen wäre? Und hätte sein bösester Feind Herr Sollmann hernach wohl Stresemanns Innenminister werden können, wenn er nicht aus Köln gekommen wäre? So auch Frenken! Daß die Bedeutung dieser Männer dem Anteil des Rheinlandes an der deutschen Geschichte nicht ganz entspricht, sollte man mindestens nach der Jahrtausendfeier eingesehen haben. Warum ist es noch nie jemandem eingefallen, statt alter und noch älterer Herren einmal einen jungen Menschen ans politische Tageslicht zu ziehen? Ob die Republik und ihre Justiz nicht unter einem tatkräftigeren Rheinländer besser gefahren wäre? Herrn Frenkens Ruhmestaten vor dem Locarno-Protest sind nicht zu zählen — denn sie fehlen. Die Hindenburgamnestie, die eigentlich wie eine Bombe einschlagen sollte, wurde nur eine Granate mit verzögerter Zündung, und sie hatte Rechtsdrall, der in der Republik weit verbreitet ist. Die Begnadigungspraxis ist unter Frenken auch nicht weitherziger geworden, obwohl das als Ausgleich für die Engherzigkeit des Staatsgerichtshofes sehr nötig gewesen wäre. Der Reform des Eherechts setzte Herr Frenken das eiserne Nein des goldenen Hochzeiters entgegen. Und die Aufwertung? Vielleicht ist das wirklich ein Kapitel, für das man den Reichsjustizminister nicht verantwortlich machen darf. Es ist ihm gegangen wie schon so vielen Juristen; er hat einen doppelsinnigen Rechtssinn gehabt: für das Recht hat er ihn nicht recht betätigen

können, da hat er ihn wenigstens für Rechts angewendet. Weil er für die Ruhe, aus der ihn Luther herausgerissen hat, schon vor 10 Jahren reif gewesen ist, so soll von ihm nicht weiter die Rede sein. Er selbst wird sicher nicht mehr von sich reden machen.

Die Sozialdemokratie — die Schule der Diktatoren? Fast will es so scheinen. Lenin und Trotzki sind auf sozialdemokratischem Humus gewachsen. Der Riesenkürbis Mussolini entspringt sozialdemokratischem Dung. In Frankreich sind die Hauptministrabeln aus dem Sozialismus hervorgegangen, der alte Clémenceau, der im Kriege eine wahre Diktatur ausübte, war alter Communard, und Millerand, der immer mit der Erweiterung der Präsidentenmacht geliebäugelt hat, ist — die Blätter des Kartells singen es ihm immer wieder in die Ohren — ein Renegat der Sozialdemokratie. In Deutschland allerdings, wo die Diktatur den Sozialisten wie eine gebratene Taube zuflog, ließ die Sozialdemokratie selbst die gebratene Taube wieder davonfliegen, anscheinend nach dem Naturgesetze, daß zum Diktator nie ein Sozialdemokrat, sondern nur ein gewesener Sozialdemokrat tauglich ist. In Spanien ist zwar ein Militärdiktator, aber Primo de Riveras Diktatur ist deshalb auch die wackligste, ungeschickteste und erfolgloseste. Der künftige Diktator lernt in der Sozialdemokratie zweierlei. Einmal Organisation der Massen, dann Furchtlosigkeit vor den Massen. Er lernt aber auch noch als Sozialdemokrat alle Brutalisierungsmethoden am eigenen Leibe kennen, kann immer wieder aus der Praxis der Leidenden heraus die wirksamsten von den weniger wirksamen unterscheiden, er fühlt, wo die ungeschützten Weichteile der Organisation sind, und kann daraus den wahrhaft tödlichen Stoß ableiten. Er kennt als ehemaliger sozialistischer Führer ganz genau die Grenzen der Kraft der Persönlichkeiten, der Organisation und der Massen. Er weiß wieviel Hunger sie vertragen und wieweit man sie verstümmeln muß, um sie wehrlos zu machen. All dies hat Mussolini wie in einem Experiment trefflich bewiesen. Er wird jetzt noch experimentell zu beweisen haben, wie lange die Diktatur eines sozialdemokratischen Renegaten dauert und wie sie endet.

Warum verschweigt die deutsche Presse übrigens, was in Italien öffentliches Geheimnis ist und in jedem Pariser Blatt steht und jedem in Rom ansässigen Korrespondenten be-

kannt ist: daß nämlich Mussolini schwerer Syphilitiker ist und sich dem Stadium der Paralyse nähert?! Man braucht daraus keine prüden Schlußfolgerungen zu ziehen. Ein solches Mißgeschick ist schon Besseren passiert. Aber einiges an Mussolinis Politik erklärt es immerhin. Vielleicht wäre es eine Aufgabe für den Völkerbund, dessen Hygieneabteilung ja die aktivste von allen ist, einen tüchtigen Spezialarzt nach Rom zu senden, um ein Krankenbild zu begutachten, das sich so grausam mit dem Krankheitsbild eines Landes deckt. Ist ein Wahnsinniger auf dem Herrscherstuhl für die europäische Gesundheit etwa weniger gefährlich als eine Typhusepidemie in der Ukraine? Der Völkerbund, Abteilung Hygiene, wird gebeten.

---

st. gr.

BECKER — SCHILLINGS — JESSNER

Zeitungsaufregungen: Herr Becker, Minister für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung in Preußen, war zwei Tage unbeliebt. Am dritten Tage aber schrieb das Tage-Blatt: „Nun nachdem der erste Sturm der Erregung verrauscht ist... Weihnachten steht vor der Tür...“ und so fort im sanften Ton des Christabends, der in der Jerusalemer Straße noch immer beliebt ist. Schillings, der Hinausgeschmissene, hat sich vom Pflaster noch nicht erhoben, Herr Seelig, der eigentliche Hausknecht des Kunst-Ministeriums, ist noch immer im Amt, aber der Konflikt dauert schon fünf oder sechs Tage, die Zeitungen haben ihn ausgelaugt, er langweilt Schillings Schützer schon, die auf eine einwöchentliche Konfliktdauer nicht gefaßt waren. Schließlich ringt sich langsam die Ueberzeugung durch, daß Schillings zwar nicht mit einem seeligen Griff hinausgeschmissen werden durfte, daß aber gegen einen höflichen Abgang des Opernleiters nicht einzuwenden wäre. Der Fall, ehrlich gesagt, ist nun eine Finanzfrage. Der Hausknechtgriff des Herrn Seelig (der seinen Aufstieg der Bühnengenossenschaft, will sagen: Rickelt und den Seinen verdankt) kostet den preußischen Staat 60 000 bis 80 000 Mark. Vier Jahre hat Schillings noch Vertrag, vier Jahre zu 15 000 Mark, diese 60 000 Mark werden ihm nach Ansicht aller Juristen wohl auszuzahlen sein, und eine Einbuße an künstlerischem Ansehen dazu, denn schließlich wird man durch einen plötzlichen Hinauswurf nicht gefördert, ein Gesetz, das freilich in diesem Falle

nicht unbedingt zutrifft, denn erst der Hausknechtgriff des Ministeriums hat Schillings populär gemacht. Die Geschichte wird den preußischen Staat noch viel mehr kosten, denn Herr Jeßner, den ein Hunderttausend-Mark-Vertrag nach Hamburg lockt, wird nun, übrigens nach Verdienst, endlich aus seinem 15 000 Mark-Vertrag hinaufgehoben werden müssen, übrigens auch in die Gefilde der Pensionsberechtigung, aus denen beide Intendanten, merkwürdigerweise, ausgeschlossen waren. Jeßner, der auf das doppelte Einkommen ein unbedingtes Anrecht hat, wird festgehalten werden und, das hoffen alle, die wissen, daß es keinen Jeßner-Ersatz gibt, während wir reich an Schillingen sind): Jeßner wird sich festhalten lassen. Auch das wird aber 60 000 bis 75 000 Mark kosten. Man muß zugestehen, die Hausknechtgriffe des Gott-hab-ihn-Seelig kommen das Ministerium teuer zu stehen. Erwägt man, daß dieser Herr Seelig, das amusischeste Wesen der Welt, im Ministerium eigentlich nur zur Hervorzüchtung von Konflikten gehalten wird, so versteht man nicht, warum ihn Herr Becker nicht endlich fallen läßt. Kein Zweifel, Herr Seelig, der immer nur ein ungezogener Provinzanwalt war, hat den Minister miserabel informiert, so schlecht, daß er Herrn Becker noch in der Pressebesprechung öffentlich hineinsausen ließ, Herr Seelig wäre wieder reif für Mannheim, wo er als jüdischer Vorkämpfer des christlichen Theaterkulturverbandes Bandwurmreden zum Besten gab. Dennoch wird er nicht fallen. Alles spricht gegen ihn, er selbst vor allen, der Fall Schillings, die verkorkste Aschinger-Oper am Königsplatz, die antiquierten Sozialisierungstendenzen, der persönlichkeitsblinde Fanatismus des Bureaukraten — dennoch wird Seelig nicht fallen! Er fiele über die einstimmige öffentliche Meinung, und das darf es in Preußen nicht geben! Die Empörung der Zeitungen, der Künstler, der Parteien — der preußische Staat ist es seiner Vergangenheit schuldig, dies alles zu ignorieren! Ja, wenn nicht alle wüßten, daß Herr Seelig gehen müßte — aber da es alle wissen, muß ihn der Minister halten. Ein unberechtigter Hinauswurf, welcher der freien Initiative des Ministeriums entspringt, wie im Falle Schillings, der ist statthaft, aber ein berechtigter, wohlbegründeter Hinauswurf, welcher der Ueberlegung aller Vernünftigen entspricht, nein, nein, das ginge wider die altpreußische Tradition. Herr Seelig muß bleiben, weil ihn die öffentliche Meinung wegwill. Und Herr Becker, der Minister? Ach Gott, er wird wieder einige Briefe an seinen Zimmernachbarn schreiben. Dieser ganze Schillings-Konflikt wird am Ende mit einigen Litern vergossener Tinte gesühnt werden.

Die Abfindung der ehemaligen Fürsten scheint während der nächsten Wochen, nach der Wirtschaftsgesetzgebung und nach Locarno, zum Standard-Problem der inneren Politik werden zu wollen, — vielleicht wird wegen dieser Frage zum ersten Male sogar ein Volksentscheid angerufen werden.

Damit kommt eine Angelegenheit doch noch in Fluß, deren Klärung eigentlich schon vor Jahren hätte erfolgen müssen. Und zwar durch ein neues, spezielles Gesetz, nicht etwa durch Anwendung geltenden Rechts.

Denn der Kern der Abfindungsfrage besteht ja darin, daß die Fürsten ihre Abfindung für Objekte fordern, die nach ihrer Ansicht (und nach Ansicht der Gerichte) als Privateigentum der fürstlichen Familien zu betrachten sind. Privateigentum aber gehört dem Eigentümer, es kann ihm nicht genommen werden, nicht einmal gegen Entgelt, — es sei denn, daß für den speziellen Fall ein ausdrückliches Enteignungsgesetz geschaffen worden ist.

Dies Enteignungsgesetz also war schon seit Jahren zu schaffen. Solange es nicht besteht, kann wegen jedes einzelnen Objektes ein Zivilprozeß angestrengt werden; und nach der rein formalen Rechtslage und nach der Einstellung unserer Gerichte wird — wie sich fast in jedem Fall schon gezeigt hat, — der Richterspruch stets zuungunsten des Staates ausfallen.

Der Grund für diesen formalen Rechtsvorteil der Fürsten ist allerdings moralisch und sozusagen „naturrechtlich“ nicht haltbar, die formale „Enteignung“ darum also auch nicht sittenwidrig. Denn fast in in jedem Falle leitet sich das Privateigentum an fast jedem Objekt ja daraus her, daß der Fürst in einer Zeit, in der dynastisches und staatliches Vermögen noch nicht getrennt und die Machtvollkommenheit des Fürsten noch absolut war, irgend ein Stück staatlichen Landes oder irgend einen staatlichen Besitz einfach zu Privateigentum erklärte.

Er tat es durch eine Akte, die formaljuristisch rechtens war und darum auch heute noch rechtens ist (und wenn die Form nicht immer ganz einwandfrei war, so haben die Gerichte in den bisher verhandelten Fällen doch immer einen ergänzenden Brief, eine Urkunde oder ein Testament gelten lassen, die den Lapsus der eigentlichen Akte wieder einrenkte). Aber es ist wohl kein Bolschewismus, wenn das moderne Gefühl sich dagegen sträubt, einen derartigen Eigentumsanspruch, obwohl er den damaligen Rechtsformen entsprach, auch heute noch als Recht anzuerkennen.

Für das heutige Gefühl ist dieses formell legalisierte Eigentum nichts anderes als ein willkürlich abgetrennter Bestandteil des Volkseigentums, — ein Eigentum, das nur dadurch entstehen konnte, daß der Fürst, in seiner Eigenschaft als Vertreter des Volkes, gänzlich unkontrolliert mit denselben Fürsten in seiner Eigenschaft als Privatmann zu kontrahieren vermochte.

Solche Geschäfte sind nach modernem Recht unstatthaft. Das Bürgerliche Gesetzbuch des Deutschen Reiches bestimmt in seinem § 181 ausdrücklich:

> „Ein Vertreter kann . . . im Namen des Vertretenen mit sich selbst . . . ein Rechtsgeschäft nicht vornehmen . . ."

Man sieht also, daß der Ursprung des Fürsten-Eigentums nach heutigem Recht und Sittlichkeitsgefühl nicht mehr als moralisch gelten kann. Wenn es aber das eigentliche Wesen jedes Umsturzes ist, daß er einen staatsrechtlich bisher zwar loyalen, moralisch aber als überholt empfundenen Zustand abändert, so ist gar kein Grund aufzufinden, warum dieselbe Aenderung nicht auch das sogenannte dynastische „Privateigentum" treffen sollte. Wenn man schon die Fürstenrechte, die mit dem gemäßigten Konstitutionalismus zusammenhingen, als unerträglich ansah, so muß man es gewiß auch mit jenen Rechten so halten, die sich aus dem uneingeschränktesten Absolutismus herleiten. Die Enteignung wäre hier kein Gewaltakt, sondern im Gegenteil eine Wiedergutmachung von Gewaltakten.

Das Preußische Finanzministerium, das an den grandiosesten aller Abfindungsansprüche, dem hohenzollerischen, nun schon seit Jahren herumlaboriert, legt in diesen Tagen nun wieder einmal den Entwurf eines Vergleichs mit dem ehemaligen Königshaus vor (notabene den dritten seit 1918), zu dem es sich seiner eigenen Erklärung nach nur deshalb genötigt sieht, weil ein Enteignungsgesetz eben noch nicht besteht. Der Vergleich ist zugegebenermaßen teuer für den Staat; er spricht den Hohenzollern folgende Werte zu:

1. eine Barsumme von 30 Millionen Mark,
2. Grundbesitz von 290 000 Morgen,
3. eine Reihe von Schlössern, darunter das Palais Wilhelm I. und das Niederländische, beide Unter den Linden, Bellevue in Potsdam und Babelsberg,
4. eine Reihe sonstiger Häuser,
5. den Familienschmuck und alles notwendige Gebrauchsmobiliar.

Zusammen mit den Summen, die schon früher gezahlt worden sind und den 50 000 Mark, die seit der Stabilisierung monatlich gewährt werden, mag ein Wert von rund 200 Millionen Mark in diesen Objekten stecken, — ein niedlicher Betrag,

besonders wenn man bedenkt, daß fast alle produktiven Werte dem Königshaus zufallen sollen, während der Staat fast nur zuschußbedürftige Objekte behalten würde, — Schlösser, Museen, Theater, Sammlungen! Aber während der Finanzminister durchaus nicht bestreitet, daß er schlechter gefahren ist als er für angebracht hielte, erklärt er doch zugleich, daß es das beste gewesen sei, was er habe erzielen können. Wenn die Hohenzollern nicht in merklichen Geldschwierigkeiten wären, so würden sie sich nicht einmal auf diesen Vergleich eingelassen haben, — der bis zum 1. April akzeptiert sein muß oder hinfällig wird, — sondern sie würden vorgezogen haben, auf dem Prozeßweg vorzugehen und dabei sicher zu noch größeren Erfolgen gelangen als in diesem Vergleich. Solange es kein Enteignungsgesetz gibt, sagt Herr Dr. Höpker-Aschoff, wird eine gerichtliche Auseinandersetzung nur noch schlechter ausfallen als dieser Vergleich; ein Enteignungsgesetz aber müßte vom Reich erlassen werden; und das Reich hat uns bisher im Stiche gelassen.

Was ist an diesem Standpunkt richtig? Alles, — bis auf einen kleinen Irrtum, nämlich, daß ein Enteignungsgesetz nur vom Reich erlassen werden könne. Ich kann nichts derartiges in den Gesetzen finden. Die Reichsverfassung unterscheidet Gesetze, die ausschließlich vom Reich erlassen werden dürfen (Art. 6) und Gesetze, die vom Reich zwar erlassen werden können (Art. 7), für die aber, „solange und soweit das Reich von seinem Gesetzgebungsrecht keinen Gebrauch macht", auch die Länder zuständig sind (Art. 12). Zu dieser letzteren Gattung gehören aber Enteignungsgesetze; sie fallen in den Rechtsbereich der Länder, solange die gleiche Materie nicht vom Reich geordnet ist. Seit Jahren also wäre es durchaus möglich gewesen, und noch heute wäre es ebenso möglich, in Preußen ein „Landesgesetz über die vermögensrechtliche Auseinandersetzung mit dem ehemals regierenden Fürstenhaus unter Ausschluß des Rechtsweges" zu erlassen. Es brauchte sich nur eine Partei zu entschließen, den entsprechenden Initiativantrag einbringen; oder, wenn keine Landtagsmehrheit sich zusammenfände, eine preußische Volksabstimmung zu beantragen!

Von Im-Stiche-gelassen-worden-sein kann also nicht ganz geredet werden. Es hat sich nur keine Partei gefunden, die Mut genug zum Beantragen aufgebracht hätte. Und zwar war der Mut deshalb nicht vorhanden, weil man fürchtete, daß über einem solchen Entwurf die bisherige Koalition zerbrechen könnte. Darum war es bequemer, auf das Reich zu warten.

Aber es ist eine mißliche Sache mit jener Art von Vorsicht, die darin besteht, einmal abzuwarten, ob nicht ein

anderer mehr Mut haben wird als man selbst. Für gewöhnlich ermutigt man damit auch den anderen nur zur Vorsicht.

Tatsächlich ist es mit dem Abfindungsgesetz so gegangen. Im Reiche, auf dessen Vortritt Preußen wartete, wurde man um so weniger unternehmungslustig, je mehr Unlust man bei den Ländern bemerkte.

Noch im Jahre 1920 brachte die sozialdemokratische Fraktion einen Reichstags-Antrag ein, der die Frage durch ein allgemeingültiges Gesetz zu regeln versuchte. Aber dieser Antrag verschwand mit der Auflösung von 1921. Und seither hat die Sozialdemokratie des Reiches nicht die geringste Neigung mehr gezeigt, ihren Schwestern in Preußen oder in den übrigen Ländern die Situation durch eigne Initiative zu erleichtern. Sie stellte sich auf den Standpunkt: Macht Euren Dreck alleene!

Sehr spät, im November 1925, hat jetzt wenigstens die modernisierte demokratische Reichspartei den Faden von ehedem wieder aufgenommen. Sie hat im Reichstag einen Antrag eingebracht, der soeben an den Rechtsausschuß verwiesen wurde. Alle Achtung vor ihrer Aktivität in einer Frage, für die radikalste Nachbarn gar kein Interesse mehr zeigten! Aber auch von den Demokraten war kaum zu erwarten, daß sie päpstlicher als der Papst, will sagen: preußischer als der Staat Preußen sein würden. Und so ist denn auch ihr Gesetzentwurf nur so beschaffen, daß er, selbst wenn er durchgehen sollte, die eigentliche Aktion doch wieder den Ländern aufbürden würde. Denn abgesehen von einer Bestimmung über die maximale Aufwertung bereits abgeschlossener, durch die Inflation aber wieder entwerterter Vergleiche (ein Fall, der vielleicht auf Bayern, nicht aber auf Preußen zutrifft) enthält er nichts als eine Ermächtigung für die Länder, ihrerseits Gesetze enteignenden Charakters zu erlassen. Er gewährt den Ländern also nur noch einmal ein Recht, das sie, wie wiederholt betont werden muß, nach klarem Verfassungswortlaut ohnehin schon besaßen, (obwohl sie so taten, als besäßen sie es nicht). Dagegen wird die Anwendung dieses Rechtes auch nach dem demokratischen Antrag den Ländern überlassen bleiben —: auch wenn er durchgegangen sein wird, werden sie dieselben Gesetze einzubringen und dieselben politischen Schwierigkeiten durchzumachen haben, die sie bisher zu vermeiden trachteten, — sie werden nicht mehr tun können, als sie bisher konnten, und sie werden nichts von dem ersparen, was sie scheuten.

Das einzige, was geschehen sein wird, ist dies: daß derselbe gesetzgeberische Vorgang, der in Preußen (oder in

anderen Ländern) notwendig gewesen wäre und notwendig sein wird, sich nun zuvor noch einmal im Reiche vollziehen muß.

Welches ist dieser gesetzgeberische Vorgang und wie steht es mit den Aussichten auf seine Verwirklichung?

Es kommt darauf an, ob ein Reichsgesetz, das die Länder zu Enteignungen der Fürstenhäuser ermächtigt, oder ob ein Landesgesetz, das die Enteignung der Fürstenhäuser vollzieht, als „verfassungsänderndes Gesetz" betrachtet werden wird oder nicht, — ob in den Parlamenten also einfache oder Zweidrittelmehrheit erforderlich sein wird.

Die Entscheidung darüber hängt von der merkwürdigen Doktorfrage ab, ob eine solche Enteignung als Geschehnis „zum Wohle der Allgemeinheit" betrachtet werden müßte oder nicht. Denn Enteignungen sind laut Verfassung nur mit dem Vorbehalt gestattet, daß sie zum Wohle der Allgemeinheit erfolgen. (Art. 153) Tragen sie also dem Allgemeinwohl Rechnung, so werden sie im Rahmen der Verfassung vollzogen, erfordern mithin nur einfache Mehrheit. Erfolgen sie aber aus anderen Motiven, so widersprechen sie der geltenden Verfassung, eine Verfassungsänderung wird notwendig und dazu braucht man bekanntlich Zweidrittelmehrheit.

Nun, ich nehme ohne weiteres an, daß in jedem andern Lande als in Deutschland das Interesse der Allgemeinheit anerkannt werden würde. Es betrifft immerhin den Besitzstand, die Steuerlast und damit das Wohl der Allgemeinheit, ob dem ehemaligen Fürstenhaus zweihundert, hundert oder zwanzig Millionen zugewiesen werden sollen. In diesem Falle würde also sowohl im Reichstag wie im Preußischen Landtag eine Mehrheit zustandekommen können, wenn sich zu Demokraten, Sozialdemokraten und Kommunisten noch wesentliche Teile des Zentrums gewinnen ließen. Im Reichstag würden zum Beispiel, bei voller Besetzung, noch 39 von insgesamt 69 Zentrumsstimmen erforderlich sein, — eine Zahl, die möglicherweise gerade noch mobilisierbar sein würde.

Wird aber entschieden, daß Zweidrittelmehrheit notwendig ist, so wird in den Parlamenten praktisch nichts zu machen sein. Weder im Reichstag noch im Preußischen Landtag ist bei ihrer heutigen Zusammensetzung für ein Fürsten-Enteignungs-Gesetz die Zweidrittelmehrheit zu erreichen.

Dann aber, nach der Ablehnung, bleibt noch immer der Volksentscheid, — und dessen Aussichten scheinen ungewöhnlich günstig. Beim Volksentscheid ist in jedem Fall nur die einfache Mehrheit der abgegebenen Stimmen notwendig. Und ein Volksentscheid ist immer herbeizuführen, wenn 10% der Stimmberechtigten es verlangen, wobei der Wunsch einer

Partei, die nachweislich 10% der Stimmberechtigten hinter sich hat — also z. B. der Sozialdemokratie — eine kostspielige (und vom Antragsteller im voraus zu bezahlende) Listenauflegung überflüssig macht.

Ist anzunehmen, daß das Eigentumsgefühl und die monarchische Sentimentalität der deutschen Bevölkerung noch immer so groß ist, daß mehr als die Hälfte der Bevölkerung, obwohl sie selbst es bezahlen muß, sich widersetzen würde, die Fürsten-Abfindungen einzuschränken? Wenn man sich endlich einmal entschlösse, summarisch aufzurechnen, wieviel der Spaß eigentlich kostet — es wird, alle Länder zusammengenommen, mehr herauskommen als die ganze Dawes-Anleihe! — so wird das legitime Selbstinteresse wahrscheinlich stärker werden als alle übrigen Regungen. Und wenn man den Mittelstand auch damit noch nicht gewinnen zu können glaubt, so gewinne man ihn mit Erinnerungen an seine eigenen Inflationsverluste. Das Gesetz, das dem Volksentscheid zugrunde liegen müßte, würde am besten so konstruiert werden, daß es den Fürsten überhaupt keinen Besitz, sondern nur eine jährliche Rente gewährte; aber eine Rente, die, solange nicht den Inflationsgeschädigten ein höherer Aufwertungssatz gewährt wird, ebenfalls nur zu 25% ausgezahlt werden dürfte, und die sich außerdem im Laufe der Jahre vermindern müßte. Der Text eines solchen Gesetzes würde ungefähr lauten:

§ 1. Die Länder dürfen ihren vormals regierenden Häusern als ausschließliche und endgültige vermögensrechtliche Abfindung nur Renten pro Kopf der nach dem Stande vom 9. November 1918 apanageberechtigten Mitglieder der Familie gewähren. Alle schon geschlossenen Verträge und alle richterlichen Entscheidungen anderen Inhalts werden aufgehoben.

§ 2. Die Rente beträgt pro Kopf des apanageberechtigten Familienmitglieds höchstens . . . Reichsmark jährlich und sinkt nach jeweils 10 Jahren um je 10 Proz. der Anfangssumme. Die Verteilung der an jede Familie demgemäß auszuzahlenden Gesamt-Jahressumme auf die einzelnen Familienmitglieder bzw. die einzelnen Linien der Familie erfolgt durch das Familienoberhaupt, nach einem in Ansehung der früheren Apanagen, Dotationen oder sonstigen Bezüge billig festzusetzenden Schlüssel, der von der betreffenden Landesregierung genehmigt werden muß.

§ 3. Von dem jeweiligen Pro-Kopf-Betrag der Rente dürfen, solange die Gesetze vom 16. Juli 1925 über die Aufwertung unverändert sind, nur 25 Proz. zur Auszahlung gebracht werden. Werden die Aufwertungssätze in den Gesetzen vom 16. Juli 1925 rechtskräftig geändert, so ändert sich in entsprechendem Verhältnis auch der oben genannte Satz von 25 Proz., die jeweils nicht zur Auszahlung gelangenden Teile der Pro-Kopf-Rente gelten als abgegolten, sie bilden keine Schuld der Länder an die vormals regierenden Fürstenhäuser.

§ 4. Die Länder müssen, wenn sie den im § 2 genannten Höchstbetrag der Pro-Kopf-Rente unterschreiten wollen, ein ent-

sprechendes Landesgesetz mit einfacher Mehrheit der gesetzgebenden Körperschaft bis zum 1. Juli 1926 erlassen.

§ 5. Dieses Gesetz tritt mit seiner Verkündung in Kraft. Gleichzeitig fällt den Ländern alles bewegliche und unbewegliche Privat-Eigentum, das die vormals regierenden Fürstenhäuser besaßen oder zu besitzen behaupteten, als Eigentum zu. Insoweit mit diesem Eigentum Pflichten und Rechte der vormaligen Fürstenhäuser aus Angestellten- oder Beamtenverhältnissen verknüpft waren, gehen diese auf den entsprechenden Landesfiskus über.

Ein derartiges Gesetz würde die Stimmen nicht nur der ganzen Arbeiterschaft, sondern auch des größten Teiles des Mittelstandes gewinnen.

J. L. GARVIN:

DER NÄCHSTE KRIEG EINE HÖLLE!

Der Untergang des englischen U-Bootes M. 1 hat in England große Bewegung hervorgerufen und gleichzeitig eine Agitation zu internationalem Verbot dieser Waffe. Der berühmte Herausgeber des „Observer" tritt in der Nummer vom 22. November diesem Verlangen als unberechtigt entgegen und führt die Diskussion auf das höhere Gebiet der allgemeinen Abrüstung. Mit des Autors Erlaubnis bringen wir den folgenden Artikel zum Abdruck.

„Der Krieg ist Hölle!", das war einst der berühmte Ausspruch eines persönlich humanen Kriegsmannes, der ihn auch zur Wahrheit gemacht hat. „Lassen wir ihnen nichts, als die Augen, mit denen sie weinen können." Glücklich, oder bedauernswert — je nachdem — sind diejenigen zu preisen, deren Augen im kommenden Kriege und unter modernen Angriffsbedingungen offen bleiben. Der Kampf in der Luft und die neuen Giftgase bekümmern sich nämlich nicht um die Augen, und auch zum Weinen werden sie kaum mehr in Zukunft gebraucht werden. Denn die Grausamkeit moderner Konflikte bedeutet ein Schicksal jenseits aller Tränen, ein Schicksal, das nur einen unnatürlichen Stoicismus auslösen kann. . . . .

Wenn wir das Unterseeboot abschaffen wollen, so müssen wir den Krieg überhaupt abschaffen. Die größere Forderung schließt die kleinere in sich ein. Die Idee von einem Kriege mit beschränkter Haftung und ditto Mitteln ist eine pathetische menschliche Illusion. Wenn wir den Krieg haben wollen, so müssen wir ihn unter seinen schlimmsten Bedingungen akzeptieren: alles andere ist Wahnsinn. Das Unterseeboot, obwohl uns Engländern besonders unangenehm, ist nur eine Seite der bösen Sache und bei weitem nicht die schlimmste. Wenn die Maschinen, die Laboratorien, die Erfindungen eines wissenschaftlichen Zeitalters auf dem verkehrten Wege weiter fortschreiten, so muß der bewaffnete Konflikt, falls eine übelberatene Welt wieder dazu schreiten sollte, immer rücksichts-

loser und draufgängerischer werden, bis die Kultur selber unter dem Mißbrauch jener Kräfte zusammensinkt, die das moderne Leben zu neuer Größe und höherer Schönheit hätten erheben können.

Wenn Krieg einmal ausgebrochen ist, so kann man seine Mittel nicht mehr beschränken und ihn weder in der Luft, noch auf der See, noch auf dem Lande milder gestalten. Man könnte ebenso gut einen Prairiebrand bitten, einzuhalten; oder einen Orkan ersuchen, liebenswürdig zu säuseln; oder eine Bergwerksexplosion auffordern, die Menschen nicht zu ersticken oder lebendig zu begraben; oder die blinden Gewässer einer Sturmflut anflehen, nicht menschliche Behausungen und deren Bewohner hinwegschwemmen zu wollen.

Das U.-Boot selber wird niemals auf einen britischen Antrag hin abgeschafft werden. Niemand in dieser Welt erntet Dank für eine Tugend, die ihm selber zum Nutzen gereicht („No one gets credit for a profitable virtue"). Nur einmal war eine Chance dafür da: bei der Konferenz in Washington, aber diese Chance ging verloren und wird niemals wiederkommen. Die Welt hat sich in drei Jahren, die uns von dieser Konferenz trennen, verändert. Wir müssen jetzt alle uns mit dem größeren Problem befassen. Die Entwaffnungsfrage ist nur mehr in ein Stadium gerückt, das größere Anforderungen an die Nationen stellt, als diese bisher erwarteten. Stufenweise Entwaffnungen, die der einen Nation mehr nützen als der anderen, sind fürderhin unmöglich. Der nächste Schritt muß einer Maßnahme der allgemeinen Entwaffnung gelten: und in dieser Maßnahme muß jedes Volk gerade durch Aufgabe dessen, was es am höchsten schätzt, andere Völker dafür entschädigen, daß es auch von ihnen solche Opfer verlangt.

Die englischen Inseln leben nur vom Seeverkehr und durch diesen. Das U.-Boot ist diejenige Kriegswaffe gewesen, die uns an den Rand des Hungers brachte — und dieses trotz der unzweifelhaften Ueberlegenheit unserer Oberseeflotte. Das U.-Boot zielte in das Herz unserer Seemacht. Auch wir können natürlich das Unterseeboot brauchen. Auch auf unserer Seite ist es eine mächtige Waffe, mächtiger, als manche europäische Völker heute glauben. Im ganzen genommen aber muß zugegeben werden, daß die Erfindung des U.-Bootes uns mehr Schaden als Nutzen gebracht hat. Was bedeutet das? Es bedeutet, daß das Verbot der U.-Bootwaffe die Macht aller unserer übrigen Kriegsmittel bedeutend erhöhen würde. Wie aber, so muß man fragen, können wir erwarten, daß andere Nationen sich zur Ab-

schaffung entschließen werden, ohne auf anderem Gebiete Kompensationen erhalten zu haben?

Das U.-Boot, wie es die Deutschen im letzten Abschnitt des Krieges benutzten, ist das beste Mittel, um eine Blockade von seiten einer Oberseeflotte zu schwächen. Nun mögen die einzelnen Ereignisse einer U.-Boot-Campagne mehr Stoff für dramatische Zeitungsartikel abgeben und im einzelnen auch tragischere Situationen schaffen: der immer anwachsende und schließlich zu einer Elends-Masse auswachsende Effekt einer Blockade aber ist wahrscheinlich viel schrecklicher, weil er soviel langsameres menschliches Leid verursacht. Wie können wir da Anspruch auf Abschaffung des U.-Bootes stellen, wenn nicht gleichzeitig unsere gewohnheitsmäßige Macht der Blockade abgeschafft, oder wenigstens vermindert wird? Aber wir können dies nicht, und es kann auch keiner von uns verlangen. Denn wie können wir, im jetzigen Weltenzustand, unser Blockaden-Recht aufgeben und uns dadurch machtlos machen, wenn nicht gleichzeitig alle anderen Mächte ihre Luft- und anderen Streitkräfte drastisch reduzieren? Wir können, wie gesagt, allein nicht den Anfang machen. Und kein vernünftiger Mensch kann das von uns verlangen. Die Probleme der U.-Boote und der Blockade gehören zusammen: sie bedeuten beide den Kampf gegen die Zivilbevölkerung, und sie sind beide darum nur Teile jenes großen Problems der allgemeinen Entwaffnung, das die Menschheit bisher noch nicht ernstlich ins Auge gefaßt hat. . . .

Hierzu kommt noch ein anderer Punkt. Das U.-Boot ist bei weitem nicht die schlimmste Waffe mehr. Im Gegenteil: es ist eine schwache, unsichere Waffe verglichen mit anderen Erfindungen. Erwachen wir aus unseren Träumen und probieren wir den nächsten Krieg, wie er wirklich sein wird, uns zu vergegenwärtigen. Ein ewiger Irrtum der Militärs ist der, daß der nächste Krieg wie der vorhergegangene sein wird. Aber aller Wahrscheinlichkeit nach wird der nächste Krieg dem letzten sehr unähnlich sein. Die Luftwaffe hat alles revolutioniert. Wer wird so verrückt sein, einen langen Krieg zu führen, wenn er einen kurzen gewinnen kann? Die Schnelligkeit und Wirksamkeit der Luftgeschwader vermehrt sich von Monat zu Monat. Die Luftwaffe zielt aufs Herz. Ihre Bomben werden ununterbrochen auf dicht bevölkerte Städte niederprasseln und dort, weder alt noch jung, weder Weib noch Kind verschonen. Die Giftgase werden ihre Wirkung noch verstärken, Feuersbrünste werden dazukommen. Brand, Mord, Erstickung: Alles wird zusammentreffen. Nicht etwa Heer und Marine, nein: die Zivilbevölkerung wird in dem nächsten Krieg die meisten Opfer stellen. Der Einfall in

Feindesland wird über die Köpfe der Armeen und Flotten stattfinden. Welchen Sinn hat es da, wenn uns die Admiräle der alten Schule erzählen, daß die Flotte immer unsere Zufuhren schützen könne, wenn sie zur selben Zeit diejenigen nicht schützen kann, die von diesen Zufuhren leben? Unsere Kriegsschiffe werden gegenüber der neuen Waffe uns so wenig nützen, wie mittelalterliche Schlösser uns gegen moderne Kanonen schützen können. Unsere Armee, die wir wiederum über See verschiffen müßten, würde in Gefahr geraten, niemals selbst des Anblicks des Feindes teilhaftig zu werden.

Um das Paradox des kommenden Krieges vollzumachen: es wird wahrscheinlich einst weniger lebensgefährlich sein, ein Soldat oder Matrose in aktivem Dienst, als ein Zivilist in einer großen Stadt zu sein. Im Vergleich mit diesen neuen Tatsachen wird das U.-Boot nur eine untergeordnete Rolle spielen. Es wird durch schnellere und fürchterlichere Kriegsmittel geschlagen werden. Und wenn wir weiter in der Luft so machtlos bleiben, wie heute, so können wir ruhig die größere Hälfte der 120 000 000 Pfunde, die wir jährlich für das, was wir großspurig „Verteidigung" nennen, ausgeben, in den Atlantischen Ozean versenken.

Nein: der Krieg selber muß abgeschafft werden! Die Besatzung des M. 1 liegt in ihrem stählernen Sarkophage auf dem Grunde des Meeres. Sie ging in den Tod, nur wegen der Kriegswahrscheinlichkeit, die diese Rüstungen immer noch nötig macht. Wenn dieser Kriegsschatten und diese Kriegswahrscheinlichkeit schon solche tragischen Ereignisse hervorrufen, wie, wenn der Krieg selber mit all seinen neuesten Schrecken wiederum einsetzte? Der Krieg war, in Abwesenheit internationaler Verträge, oft eine fürchterliche Notwendigkeit. Und sein Zweck war immer der Mord in möglichst ausgedehnter Form. Aber es war der Mord von Soldaten und Matrosen, und jetzt wird er zum Morde von Zivilisten, von Greisen, Frauen und Kindern. Jede Erfindung, falls sie nur Töten, Foltern, Brennen, Verstümmeln kann, wird dieser Moloch für sich in Anspruch nehmen. Der Krieg ist heute wieder dahin zurückgekehrt, von wo er einst ausging: er endet in einem Kannibalenfeste, bei welchem Hände und Füße abgeschnitten und Augen ausgestochen und Babies aufgespießt wurden. Wir können durch Beschränkung der Kriegsmittel da nichts mehr erreichen. Wir können den Kriegsbaum nicht mehr in seinen einzelnen Zweigen beschneiden. Wir müssen Herz und Kopf darauf richten, ihn an der Wurzel zu packen und ihn auch mit den letzten Grundfasern, die ihn mit der Finsternis da unten verknüpfen, auszurotten.

DIE BESTEN BÜCHER DES JAHRES

Eine Rundfrage

Auch in diesem Jahr hat das „Tage-Buch" an eine kleine Anzahl Deutscher die Anfrage gerichtet, welche Bücher auf sie den stärsten Eindruck gemacht haben und welche sie für dauernd wertvoll halten. Es kam weder auf eine breit angelegte Enquete an, noch auf die Zusammenstellung eines gewichtigen Geschmacks-Areopags mit dem Ziel, das „Buch der Saison" zu verkünden, sondern einfach zu sondieren, was von der mächtigen Bücherflut des Jahres eindrucksfähigen Menschen vielfältiger Art zum Ereignis wurde. Hier sind die Antworten.

Hermann Bahr:

Mein großes Erlebnis dieses Jahres war Marcel Proust. Seit Jahrzehnten hat mich nichts so gleich im Anlauf überwältigt: ich hatte noch kaum die ersten zehn Seiten gelesen, als mir gewiß war, nicht aufhören zu können vor der letzten Zeile des letzten der zwölf Bände. Seit ich vor einem Menschenalter zum ersten Mal fiebernd Nächte hindurch Balzac las, bin ich keiner solchen geistigen Entzückung mehr teilhaftig geworden. Dabei sind Balzac und Proust durchaus Antipoden: Balzac holt aus dem Tagesschein der uns betrügenden Wirklichkeit ihren geheimen Sinn, aus dem Wahn die darin versteckte Wahrheit hervor, aus Dunst Gestalt, während für Proust gerade dies der tragische Gehalt unseres Daseins ist, daß, wohin immer wir greifen, alles entrinnt, alles, so bald wir es berühren, zunichte, jede Gestalt Dunst wird; die Welt wird uns nur vorgespiegelt von unserer Sensibilität. Er muß eine Mimose der empfindlichsten Art gewesen sein, schon deswegen wäre jede Messung an Balzac töricht, der von vornherein ein ganz anderes Format hat. Nie hat ein Dichter die Nichtigkeit der irdischen Welt so durchschaut wie Proust, der in ihr nur ein Spiel unserer Sensibilität erkennen will: jedes unserer Erlebnisse sieht er bloß als ein Geschöpf unserer Reizbarkeit an, ja zuweilen hat man bei ihm den Eindruck, als wären wir selber eigentlich gar nicht vorhanden und das was wir Persönlichkeit zu nennen gewohnt sind, setzte sich erst allmählich aus den Reizen, von denen das Nichts, was wir im Grunde sind, angeweht wird, zusammen: Persönlichkeit wäre nur das die Summe aller Reizungen unserer Sensibilität aufbewahrende Gedächtnis, diese Sensibilität selbst aber nur eine für die von allen Seiten eindringenden Reize mehr oder weniger empfindliche Platte. Ich glaube kein Wort davon. Der Mensch würde dadurch aller Würde verlustig, der freie Wille zum Wahn, jedermann unverantwortlich; wir wären alle nur noch Apparate, der eine feiner, der andere gröber, die Menschheit hätte sich in eine Sammlung von Maschinen verwandelt, allerdings verschiedenen Werts, je nach der Präzision ihrer Empfindlichkeit. Proust verdient den ersten Preis. Nun aber geschieht das Merkwürdige, daß er, dem der Mensch nur ein Auffang der ihn umfliegenden Reize ist, auf den Leser gar nicht so sehr durch seine freilich bewunderns-

werte Sensibilität wirkt, sondern durch die bezaubernde Liebenswürdigkeit, Anmut und Reinheit, von der jede Geberde seines Geistes überquillt. Wenn sein erstaunliches Werk nun demnächst im Propyläenverlag und in der Schmiede deutsch erscheint, wird er unter uns bald die große Mode sein, und wenn dann alle Welt flink zu prousteln anfängt, gibt's eine schauerliche Konfusion, denn sein Werk ist das Sterbenswort des Relativismus und davon kann man nicht leben.

Alfred Kerr:

I.

Den stärksten Anklang hat bei mir das „Yankeeland" gefunden.

II.

Von epischen Versuchen in der Sprache bleibt „Fräulein Else" von Schnitzler für mein Gefühl das hervorragendste Werk: weil es gedrängte Kunst ist — (nicht weitschweifig und voll schauderhaften Füllsels).

III.

Das Büchlein „Vertell, vertell!" (plattdeutsche Witze, gesammelt von Otto Ernst) las ich viermal — mit nachhaltigem Eindruck.

Thomas Mann:

Ich bin durch allerlei Nutz- und Zwecklektüre sehr gebunden, konnte aber doch einiges Neue aufnehmen und nenne mit Dankbarkeit:

1. Natürlich: „Das letzte Kapitel" von Hamsun;
2. Selbstverständlich: „Der Kopf" von Heinrich Mann;
3. Etwas Viril - Englisches, Koloniales, Abenteuerliches: „Jack im Buschland" von Lawrence (Deutsche Verlagsanstalt. Prachtvoll).
4. „Der Prozeß" von dem armen, edlen Franz Kafka (aus dem interessanten und lebhaften Schmiede-Verlag. Höchst merkwürdig und kostbar.
5. „Reubeni", historischer Roman von M. Brod (bedeutend).
6. Iwan Schmeljow: „Die Sonne der Toten", Roman, sehr stark und neu.
7. Sigfrid Siwertz: „Seelands, die Geldjäger" (bei Quitzow in Lübeck; schwedischer Familienroman, scharf und lustig erzählt.

Fritz von Unruh:

Die Werke Leopold Zieglers haben mich das vergangene Jahr beschäftigt; ich halte sie nicht nur für dauernd wertvoll, sondern wichtig für jeden Deutschen, der es mit der Arbeit, oder wie Ziegler sagt: dem „Dienst an der Welt" ernst meint.

Fritzi Massary:

Ich bin leider nicht in der Lage, wenn ich jeden Abend spiele, viel zu lesen und kann daher Ihre Frage nicht gewissenhaft beantworten. Ich halte für eines der dauernd wertvollen Bücher Thomas Mann: „Der Zauberberg". Sehr interessiert und gefesselt haben mich auch von Emil Ludwig: „Napoleon" und „Wilhelm II".

Sie werden mir nicht übelnehmen, daß ich die Novellen von Bruno Frank: „Die Tage des Königs" reizend finde.

Professor Dr. Kahl, M. d. R.:

Auf Ihre Anfrage vom 23. November erwidere ich, daß ich z. Zt. lediglich fachwissenschaftliche Bücher aus dem Strafrecht und öffentlichen Recht lese, welche für Ihre Umfrage nicht in Betracht kommen können.

Oberreichsanwalt Dr. Ebermayer:

Zurück mit dem ergebensten Beifügen, daß auf dem Gebiete der Unterhaltungsliteratur — wissenschaftliche kommt wohl nicht in Frage — folgende Bücher besonderen Eindruck auf mich gemacht haben: Romain Rolland: Annette u. Sylvia, Sommmer; Stefan Zweig: Kampf mit Dämon; Hesse: Kurgast; Binding: Aus dem Kriege.

Dr. ing. u. Dr. rer. pol. h. c. Felix Deutsch:

Den stärksten Eindruck hatte ich von Thomas Manns „Zauberberg" und Emil Ludwigs „Napoleon", beide Werke werden sicherlich auch für die Zukunft bedeutend bleiben.

Reichstagpräsident Löbe:

Leider bin ich im vergangenen Jahre infolge von Reisen und amtlicher Inanspruchnahme nur in der Lage gewesen, so wenig Bücher zu lesen, daß ich mich an der Beantwortung Ihrer Umfrage nicht beteiligen kann.

Henny Porten:

Wassermanns „Laudin und die Seinen".

Professor Albert Einstein:

Ich lese und verstehe viel zu wenig, um Ihre Frage mit gutem Gewissen beantworten zu können.

Paul Samson-Körner,
deutscher Meister im Halbschwergewicht:

Die Intensität meines Trainings läßt mir leider wenig Zeit, mich mit schöngeistiger Literatur zu befassen. Von den verhältnismäßig wenigen Büchern, die ich in den letzten Monaten lesen konnte, wirkten am nachhaltigsten die Südseegeschichten von Jack London auf mich ein. Allerdings kann dafür neben der spannenden Dramatik dieser Erzählungen auch maßgebend sein, daß mich Reiseabenteuer stets besonders interessierten.

Professor Hans Driesch:

Von den Büchern, welche ich in dem jetzt zu Ende gehenden Jahre gelesen habe, haben mich drei am meisten beeinflußt:

Theodor Lessing „Der Untergang der Erde am Geist";
Wells „Outlines of History";
Baudonin „Suggestion et Autosuggestion".

Diese Werke stammen freilich aus dem Jahre 1924 (Wells ist sogar älter). Aus 1925 kenne ich bis jetzt kein Buch, das Einfluß auf mich gehabt hätte. Doch besagt das, wie mein Urteil in diesen Sachen überhaupt, sehr wenig.

Was mir in die Hände fällt, hängt zum großen Teil vom Zufall ab; und ich bin mit eigenen Arbeiten so beschäftigt, daß mir überhaupt nicht so sehr viel Zeit zum Lesen bleibt. Mein Urteil ist aber alles andere als maßgeblich, es stellt nur eine ganz persönliche Tatsache fest. Es für maßgeblich halten, würde eine große Ungerechtigkeit gegen viele bedeuten.

Prof. Franz Schreker:

Von den Büchern des vergangenen Jahres haben mir zwei Werke den stärksten Eindruck gemacht. Seltsamerweise (eine Art Duplizität der Fälle) behandeln beide das gleiche Thema. Das eine Buch ist: Thomas Manns „Zauberberg", das zweite: Knut Hamsuns „Das letzte Kapitel".

Prof. Ulrich v. Wilamowitz-Moellendorf:

Sie fragen, welche Bücher mir den stärksten Eindruck in den letzten Jahren gemacht haben? Georg Dehio: Geschichte der deutschen Kunst und John Galsworthy: Die Forsyte Saga.

Fritz Lang:

Das letzte Buch, das auf mich einen allerdings tiefstgehenden Eindruck gemacht hat und von dem ich wünsche und hoffe, daß es Buch- und Menschengeschlechter überdauern wird, ist: „Berge, Meere und Giganten" von Döblin. Diese so ganz männliche Dichtung, die mit der Last ihrer Gesichte etwas von der Ursprungslosigkeit alter Epen hat und doch zugleich auch die Visionen eines Menschen, dem unsere Zeit die Nervenstränge in allen Fasern bloßlegt, hat mir den stärksten dichterischen Eindruck seit vielen Jahren vermittelt und wird bestimmt zu den Büchern gehören, die mich überallhin durch die Welt begleiten.

Thea von Harbou-Lang:

Aus dem Chaos von Büchern, das ich im letzten Jahre mir einverleibt habe, heben sich nur zwei hervor, die mir zu ernsten und wirklichen Erlebnissen geworden sind. Das eine ist das Buch eines Mannes: „Berge, Meere und Giganten" von Döblin, das zweite ist das Buch einer Frau, „Die Geschichte von Half, dem Weibe" von Alma Johanna König. Döblins Name wird so weithin gehört, daß er keiner Lobpreisung mehr bedarf, aber den Namen der Dichterin, die die Geschichte von Half dem Weibe geschrieben hat, möchte ich mit Nachdruck nennen, denn ich kenne keine Schriftstellerin der Gegenwart, die sich ihr auch nur annähernd an die Seite stellen dürfte.

Nelly Neppach,
deutsche Tennismeisterin:

Das Buch macht jeweils den stärksten Eindruck auf mich, das gerade zu meiner Stimmung paßt. Manches Werk, dem ich später die schönsten Stunden verdankte wie Knut Hamsuns „Das letzte Kapitel", habe ich verschiedene Male angefangen und ungelesen weggelegt. Doch dann, von klugen Freunden zur rechten Zeit wieder in die Hand gespielt, hat es mir unendlichen Genuß gebracht. Aehnlich erging es mir mit Heinrich Manns „Der Kopf" mit Weiss' „Männer in der Nacht" oder mit Kayserlings „Ehebuch". Wie oft fieberte ich bei Gautiers

phantastischen Romanen — wenn es meiner Stimmung entsprach, einer Stimmung, in der es mir unmöglich gewesen, auch nur zwei Seiten von Bindings Tageblättern zu lesen, die mich zu anderer Stunde wieder sehr interessierten.

Es geht mir wie im Leben: Ich kann mich nicht immer in erstklassiger Gesellschaft bewegen! Die verpönteste Schundliteratur, ich brauch' sie von Zeit zu Zeit, vorausgesetzt natürlich, daß der Stil ein einigermaßen annehmbares Niveau hat.

Max Hahn,
Sechstagefahrer:

Mein Lieblingsbuch! Das ist sehr schwer. Wie Sie wissen, sind wir Sportsleute zu sehr in stetem Training, haben durch unseren „Beruf" kaum Zeit, Bücher zu lesen. Infolgedessen ist meine Bibliothek auch nur sehr, sehr klein. Ich habe allerdings ein Buch, das ich allabendlich studiere und an das ich viele, viele Fragen stelle. Es ist . . . Meyers Lexikon!

THEODOR HEUSS

HISTORISCH-POLITISCHE BÜCHER

Das Gedächtnis notiert allerhand Namen von Büchern, die in diesem Jahre erschienen sind und gelesen wurden; es läßt sich durch Spaziergänge an dem großen Bücherregal anfrischen und schließlich ist eine stattliche Reihe aufgeschrieben, eine sehr bunte Reihe zugleich — was soll mit ihr geschehen? Die Bücher sind so verschiedenartig, so ungleichwertig, und gewiß ist das Verzeichnis so unvollständig — es soll von der historischen und politischen Literatur des Jahres gesprochen werden, und der Ehrgeiz eines irgendwie erschöpfenden Kataloges darf fehlen, so muß ein besonderer Vorbehalt, eine Entschuldigung wegen der subjektiven Auswahl und der gewiß spürbaren Lücken nicht breit gemacht werden.

Soll ich mit dem Geständnis beginnen, daß ich Emil Ludwigs Buch über Wilhelm II. (Rowohlt) nicht gerade für die wichtigste Bereicherung halte? Es ist gewiß mit großer journalistischer Verve geschrieben und geschickt genug auch in der Charakteristik der kaiserlichen Umgebung — aber ein Peinliches haftet dieser Sammlung von Bemerkungen Waldersees, Zedlitzens, Eulenburgs und der andern an: die psychologische Isolierung vernachlässigt notwendig die historische Führung, die betonte Objektivität aber raubt ihm die packende Leidenschaft eines großen Pamphlets, das es doch im letzten sein will. Wenn schon die Problematik der Monarchie illustriert werden soll, an einem Menschen, an einer Atmosphäre, dann

gibt es wohl nichts Aufwühlenderes als das Tagebuch, das M. Paléologue, der ehemalige französische Botschafter in Petersburg, erscheinen ließ: „Am Zarenhof“ (Bruckmann). Es ist ein wahrhaft bedeutendes Werk und im sachlichen Beitrag wie in der menschlichen Haltung wertvoller als die Mehrzahl jener Autobiographien der Kriegszeit, die nun immer weiter erscheinen. Gewiß ist es wichtig, Lord Grey zu lesen, nachdem man die apologetischen Studien von Asquith und Lloyd George zur Kenntnis genommen hat, man wird an dem sehr stattlichen Band nicht vorübergehen, in dem Masaryk seinen Anteil am politischen Kriegsgeschehen vorträgt, allzu umständlich, mit Reflexion durchsetzt; der Titel des Werks „Weltrevolution“ ist ein bißchen zu pastos für die geheimdiplomatische Vorgeschichte der tschechoslovakischen Staatsgründung. Diese Werke studiert man, wenn man sich um ein geschlossenes Bild der Zeitgeschichte bemüht, bei Paléologue schwingt die Historie wohl mit, bei den Notizen, in denen die Kriegsaktionen ihre Seelenbewegungen auslösen, die Manometerzeichen der Petersburger „Gesellschaft“ — aber die Niederschriften über das russische Leben, die sozialen, relidieses, auf drei Bände angelegte Werk des Breslauer Historikers, lebendig geschrieben, sachkundig und die deutsche Entwicklung aus der europäischen Perspektive begreifend, scheint mir für die deutsche Bildungsschicht eine Aufgabe zu besitzen.

Der deutsche Verlag ist so tapfer, auch fremde Historiker, die in ihren Heimaten Ruf und Namen besitzen, herauszubringen: Aulards Geschichte der französischen Revolution (Duncker und Humblot), Klintschenoskys vielbändige Geschichte Rußlands — ich wage nicht, sie zu bewerten. Der große Versuch einer Weltgeschichte von Wells (Verlag für Sozialwissenschaft) ist ja gewiß in seiner Konzeption kühn, und er mag anregend wirken — die deutsche Geschichtsschreibung, die an der Spitze unserer wissenschaftlichen Leistung steht, hat uns anspruchsvoller gemacht. Wenn wir schon nach neuerer Weltgeschichte greifen, dann nach der, die Hans Delbrück zurzeit schreibt (O. Stollberg & Co.); der zweite Band, Spätantike und Mittelalter umfassend, liegt jetzt vor; nicht die Handschrift eines Greises, der zu den achtzig unterwegs ist, sondern voll der plastischen Kraft und persönlichen Führung, die wie Delbrücks Hörer, vor Jahrzehnten in uns aufgenommen. Mit Spannung erwarten wir Fortgang und Abschluß dieses großen Unternehmens.

Der knappe Raum erlaubt nicht, von Biographien und Aktenpublikationen zu reden; man weiß, wie die Archive zu sprechen begannen, bei uns, bei den Russen, demnächst bei den Engländern — eine Generation von Historikern bekommt

Arbeitsstoff hingeworfen, aus Motiven, Farben und Bewegungen, Gemälde zu entwerfen, damit Aktenkunde nicht bloß geheimwissenschaftlich bleibe. Uns mag es genügen, noch einen Blick auf Neuerscheinungen zu werfen, die mehr der Theorie der Politik, ihrem Ablauf, ihrer geistigen Lage gewidmet sind. Man weiß, wie furchtbar für diese Fragen die Freundschaften Max Weber-Troeltsch, Troeltsch-Meinecke geworden sind: ihre Frucht ist Fr. Meineckes schönes Werk „Die Idee der Staatsräson" (Oldenbourg) — von Machiavell bis zu Hegel und Treitschke wird der ideengeschichtliche Ablauf des Gedankens vom Machtstaat, von den Staatsinteressen, und seine naturrechtliche Gegenbewegung dargestellt; auf der gleichen Ebene der Problemstellung finden sich die unter dem Titel „Deutscher Geist und Westeuropa" gesammelten Aufsätze, die H. Baron aus dem Nachlaß von E. Troeltsch (Mohr) herausgab. Hans Vorländer behandelt in seinem Werk „Von Machiavelli bis Lenin" (Quelle & Meyer) einen der Meineckeschen These verwandten Stoff, freilich nicht mit der Konzentration auf eine Grundfrage, gelöster in der philologischen Lehrgiösen, politischen Typen, die knappen und geistvollen Schilderungen führender Persönlichkeiten, das alles verrät eine ganz ungewöhnliche geistige und literarische Kultur. Die Partien über Rasputin, sein Ende — da ist keine Fabel, die Dostojewski nachempfindet, sondern mit fabelhafter Eindringlichkeit eine wilde und groteske Wirklichkeit gestaltet. Wo sind unsere entsprechenden Diplomatenbücher? Freilich: wo auch ein entsprechender Stoff? Zu den angenehmen, neueren Büchern, an die man dabei denken mag, gehören die „Aufzeichnungen und Erinnerungen" des Botschafters J. M. von Radowitz (Deutsche Verlagsanstalt); ein diplomatisches Wanderleben, das Japan, die Türkei, Frankreich vor allem sieht, im Rückblick des Greises beschrieben, der Bismarcks Mitarbeiter gewesen, aber dann in Madrid auf die Seite gestellt wird; kein Buch intensiver politischer Fragestellung und kräftigen Temperaments, doch gebildet, „abgeklärt" und lehrreich genug im Atmosphärischen: Der Hof des dritten Napoleon, zehn Jahre später der Kampf um Gambetta — das sind Abschnitte von starkem Reiz.

Soll noch von der Memoiren- und Briefliteratur gesprochen werden? Seltsame Nachbarschaften sind auf dem Tische entstanden: Vergangenheiten reden, die große, prachtvolle, von G. Mayer besorgte Ausgabe des Lassalleschen Briefwechsels ist jetzt abgeschlossen (Deutsche Verlagsanstalt), mehr als ein biographischer Beitrag, ein Zeitbild in vielfacher Brechung zeigend:

man wird daneben nicht ohne Gewinn den im gleichen Verlag erschienenen Nachlaß von Max Duncker halten und die „politische Briefsammlung“, die J. Heyderhof herausgab: „Sturmjahre der preußisch-deutschen Entwicklung“ (K. Schroeder), der Kreis der Sybel, Mohl, Twesten u. s. f. Als Stimme dieser Generation tönt daneben das „Kriegstagebuch“ des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des späteren Kaisers; man weiß, daß 1888 Teile davon erschienen und ein politischer Skandal die Folge war; der Verfasser hatte 1922 als frühesten Veröffentlichungstermin bestimmt; heute die Aufzeichnungen zu lesen, wirkt fast ein bißchen anachronistisch. Wer übrigens für jene, heute von der Geschichtsforschung gerne aufgesuchte Zeit, eine Führung sucht, hat heute seit einigen Wochen einen Mentor mit sicherem Schritt. Das breite Werk von E. Brandenburg, über Sybels Materialienbuch hinausführend, das er der Reichsgründung widmete, bleibt verdienstvoll; aber es wird nun ergänzt durch den eben erschienenen ersten Band der „Politischen Geschichte des neuen Deutschen Kaiserreiches“ von Johannes Ziekursch (Frankfurter Societätsdruckerei); betrachtung. Und man mag ähnlich E. R. Curtins „Französischer Geist im neuen Europa“ (Deutsche Verlagsanstalt) zu Troeltsch kontrastieren; der Ausgangspunkt ist freilich bei der Dichtung genommen, führt aber in der feinsinnigen und weltoffenen Art des Verfassers zu den weltanschaulichen Dingen. Die Wendung zu der konkreten und aktuellen Lage, die sich an solche mehr kulturphilosophische Betrachtung anknüpfen mag, bringen zwei verwandte Schriften: Alfred Webers Betrachtungen über die Krise des modernen Staatsgedankens (Deutsche Verlagsanstalt) und M. J. Bonns „Krisis der europäischen Demokratie“; Bonn ist in der Analyse überlegener, klarer, mit einer überzeugenden Sicherheit entfaltet er die Problematik der staatlichen Gegenwart; Weber wirbt für den Raum des Führergedankens.

Eine Schlußbemerkung zu einem Büchlein, das man „metapolitisch“ nennen mag, mit einem modischen Schlagwort: Karl Christian Bry „Verkappte Religionen“ (Perthes). In diesem sehr fruchtbaren Begriff sammelt Bry die modernen Erlösungsbewegungen, die die Welt aus einem Punkte kurieren wollen: Antroposophie, Rassenideologie, Naturheilbewegung, Antialkohol u. s. f. — recht munter, gelegentlich sehr witzig. Es kommt gar nicht darauf an, ob Bry in jedem Stück recht hat. Sein Buch ist eine Wohltat durch die Unbefangenheit, mit der es die Ideenverkrampfungen der „Hinterweltler“ löst.

Kulturkrisen pflegen in Frankreich zunächst nur als Störungen der nationalen Existenz und der gewohnten Lebensformen ins Bewußtsein zu treten. Man macht den bösen Nachbar oder die eigenen Politiker dafür verantwortlich. Diese Blickbegrenzung durchbricht Lucien Romier, Redakteur des „Figaro", in seinem vielbeachteten Buch „Explication de notre temps" (Grasset 1925), in dem die französischen Gegenwartsprobleme politischer, wirtschaftlicher geistiger Art einer scharfsinnigen soziologischen Analyse unterworfen und dem gesamteuropäischen Aspekt eingeordnet werden, — anregend und lehrreich für das Verständnis des heutigen Frankreich.

Die Europäisierung Frankreichs bekundet auch Paul Morands Novellenband "L'Europe galante" (Grasset 1925), der Gipfel der bisherigen literarischen Laufbahn des Verfassers. Ein Querschnitt durch das Europa der Nachkriegsjahre, dessen Explosivstoffe auf das erotische Element hin analysiert werden, das aber eben nur als Exponent der sozialen und geistigen Revolution dient. Die Ruhrbesetzung, die bolschewistische Propaganda, die Schwächung der französischen Lebenssubstanz — das sind einige der Zeitphänome, die Morands nun zu höchster Verdichtung gereifter Erzählerstil ableuchtet.

Die Tendenzen der jüngsten französischen Dichtung spiegeln sich in der „Anthologie de la nouvelle Poésie française" wieder, die ein Ungenannter bei Simon Kra (dem Verleger der Revue Européenne und der meisten Superrealisten) herausgegeben und eingeleitet hat: Von Rimbaud bis Radiguet wird hier eine Entwicklungslinie gezogen, wobei es nicht ohne Willkürlichkeiten abgeht. Denn Valéry, der in der Auswahl auch vertreten ist (und durch dessen Wahl sich die französische Akademie soeben geehrt hat), kann für die „Poesie des Unbewußten" schwerlich in Anspruch genommen werden. Leider existiert immer noch kein allgemein zugänglicher Neudruck von Valérys Gedichten, und auch die schönen Uebertragungen von Rilke, die jüngst erschienen sind (im Inselverlag), werden infolge der beschränkten Auflage und der kostbaren Ausstattung nur wenigen Bevorzugten zugute kommen. Aber der Verlag Gallimard hat soeben Valérys platonische Dialoge „Eupalinos" und „L'Ame et la danse" in einer billigen Ausgabe neu herausgebracht. Wer Gefühl und Nerven für große französische Kunst hat, muß diesen Band besitzen.

Von den jüngeren Lyrikern ist Jean Cocteau weitaus der wichtigste. Den dichterischen Ertrag seiner letzten Jahre legt er in dem Bande „Poésie" (bei Gallimard) vor.

Cocteau hat sich von allen Ismen, Schulen und Theorien freigemacht. Sein Temperament hat zwingende Kadenzen gefunden. Seiltänzerisch kühn kreisen seine Verse und Bilder in Flugbahnen an dem Himmel einer neuen Schönheit, einer neuen Frömmigkeit. Formal hat sein Stil eine Wandlung durchgemacht, die der Picassos analog ist: von der Formzerstörung zu einer neuen Bindung, einer Cantilene der Linienführung.

Von einem persönlichen Blickpunkt aus legt Bernard Fay einen Querschnitt durch die moderne französische Literatur in seinem „Panorama de la littérature contemporaine" (Kra). Die erste Proustmonographie hat Léon Pierre-Quint gegeben (Marcel Proust, sa vie, son oeuvre; bei Kra). Es ist eine sehr sorgfältige und feinempfundene Studie, die den Menschen und den Schriftsteller Proust gut kennen lehrt. Das Buch hat in Frankreich großen Erfolg gehabt und sollte ihn auch bei uns finden.

Von Romanen haben Lacretelles „La Bonifas" (Gallimard) und Mauricas „Le Désert de l'Amour" (Grasset) wohl die meiste Anerkennung gefunden. Aber das bedeutendste Ereignis auf diesem Gebiet ist das Erscheinen des lange erwarteten großen Romans von Gide „Les Faux-Monnayeurs". Die Nouvelle Revue française brachte ihn im Sommer zum Abdruck. Die Buchausgabe steht bevor, und darum mag das Werk schon jetzt der Aufmerksamkeit empfohlen werden. Es ist ein dichter, vielverzweigter Zeit- und Ideenroman, der alle Motive von Gides Kunst- und Geisteswelt orchestral verknüpft und durchführt. Dostojewski ist nicht nachgeahmt, aber man spürt, daß eine Begegnung mit ihm stattgefunden hat. Die Buchausgabe soll dem bisher Erschienenen den noch unveröffentlichen zweiten Teil hinzufügen. Erst dann wird sich ersehen lassen, ob Gide mit diesem Werk die Volldimensionalität des Lebens erreicht hat, die seiner subtilen, ironischen, sehnsüchtigen Ideenmusik bisher versagt geblieben ist.

Von dem im Februar 1925 im Alter von achtunddreißig Jahren dahingerafften Jacques Rivière ist ein Nachlaßband „A la trace de Dieu" erschienen, eingeleitet von Claudel (bei Gallimard): Entwürfe zu einer Apologie des Christentums und Aufzeichnungen aus der deutschen Kriegsgefangenschaft. Es ist das Vermächtnis einer lauteren, innerlichen Seele; und ein Zeugnis für Aspekte des französischen Geistes, die wir leicht übersehen. Die letzten Arbeiten, die Rivière noch veröffentlicht hat, lassen freilich einen Wechsel des Standpunktes ahnen. Auch er war an die geistige Schicksalhaftigkeit dieser Epoche gebunden, der keine Lösungen beschieden sind.

In Rowohlts „Literarischer Welt“ zitiert ein etwas zu anonymer Mitarbeiter einige Aussprüche, die ich vor 15 oder 16 oder 17 Jahren getan habe. (Auf mehr als 17 Jahre lasse ich mich nicht ein). Ich darf meinem Erstaunen über die Präzision dieser immerhin etwas zurückliegenden Sätze Ausdruck geben und an ihnen die absolute Unveränderlichkeit jedes Charakters, also auch des meinen, im Sinne des heiligen Schopenhauer, nachweisen.

Der so präzise Erinnerer plaudert von einer Zeit „als Großmann noch seine Gründerjahre hatte“. Mit Respekt zu sagen, ich gründe noch immer, gründen ist die einzige Beschäftigung, die mir wirklich Spaß macht, und ich gründe immer, damit andere auf meinem Fundamente weiterschuften. Im Augenblick beschäftige ich mich mit zwei wichtigen Gründungen.

Erstens bin ich im Begriffe, eine große Gesellschaft gegen die Justiz zu gründen. Es hat keinen Sinn, Tag für Tag gegen die Urteile lebensfremder oder lebensfeindlicher oder menschenfeindlicher Richter äußerlich und innerlich zu protestieren. Die Schläfrigkeit unserer Abgeordneten ist ja durch die Todesschreie der von der Justiz Ermordeten doch nicht zu stören. Ich schlage also einen Justizstreik aller Deutschen vor, natürlich stramm organisiert, natürlich in einem großen Verein. Alle Mitglieder des „Vereins gegen die Justiz“ verpflichten sich, vor keinem deutschen Gericht zu erscheinen, weder als Kläger, noch als Beklagte, weder als Zeugen, noch als Angeklagte, weder als Sachverständige, noch als Beisitzer. Wir nehmen lieber Geldbußen und Arreststrafen auf uns, ehe wir an diesem deutschen Justizbetrieb irgendwie teilnehmen. Gelingt es der „Gesellschaft gegen die Justiz“, die zehn- oder zwanzigtausend Mitglieder zu verschaffen, die nötig sind, erreichen wir drei oder vier große Prozesse gegen diese Justizverweigerer, haben wir noch ein Dutzend Märtyrer, dann wird vielleicht im deutschen Reichstag von Herrn Professor Radbruch und Genossen die erste kleine Anfrage über den Zustand der deutschen Justiz eingebracht und von dem Greis, der das Reichsjustizministerium schlafend leitet, nicht beantwortet werden. Um die „Gesellschaft gegen die Justiz“ ins Leben zu rufen, bin ich im Begriffe, einen Aufruf zu verfassen, ihn an Gerhart Hauptmann, Rickelt, Eckener und Einstein zu versenden. Sie alle werden den Aufruf nicht lesen und mir deshalb gerne ihre Unterschrift zur Verfügung stellen. Hab ich erst 400 Unterschriften, dann prangen sie auch schon im „B. T.“ und da es in Deutschland hauptsächlich auf die Ver-

öffentlichung von Aufrufen ankommt, so ist damit eigentlich mein Werk fast vollbracht. Denken Sie nur an das Los des armen Schauspielers Gärtner, der wegen Rezitation von ein paar radikal tönenden Gedichten für ein Jahr in die Zelle gesteckt wurde. Wir unterschrieben einen Aufruf, wir arrangierten eine Versammlung, wir brachten unsere Namen in die Zeitung und die Aktion war glücklich beendet. Der arme Teufel sitzt weiter in seiner Zelle, der Reichstag schläft ungestört weiter, und Herr Niedner, der für dieses Urteil verantwortliche Richter in Leipzig, wird von anständigen Leuten noch immer gegrüßt und die Leute, an deren Tisch er Platz nehmen will, erheben sich nicht sofort . . . . . Sie sehen, ich muß die „Gesellschaft gegen die Justiz" ungesäumt gründen.

Die zweite Gründung, in der ich mitten drin stecke, ist der „Verein zur Abschaffung der Theaterkritik". Ich erzähle Ihnen kein Geheimnis, wenn ich Ihnen verrate, daß fast alle großen Theaterkritiker meinen Plan unterstützen. Von Kerr und Jhering bis zu Holzbock und Bab sind alle Theaterkritiker davon überzeugt, daß die 12 468 Theaterkritiker, die wir in Deutschland haben, bis auf einen einzigen ganz entbehrlich sind. Bloß über die Designierung dieses einen gehen die Meinungen auseinander und zwar stehen da 12 467 Stimmen immer gegen eine. Vollkommen einstimmig für die radikale Abschaffung der Theaterkritik sind alle Schauspieler, alle Bühnenschriftsteller und alle Zeitungsherausgeber. Der „Verein zur Abschaffung der Theaterkritik" will aus den künftig nicht mehr zu zahlenden Gehältern für Rezensenten, einer Anregung der Bühnengenossenschaft folgend, dank der Munifizenz der deutschen Zeitungsverleger einen Hilfsfonds schaffen, der ausschließlich den blutenden Opfern der Kritik, den Hinterbliebenen selbstgemordeter Darsteller und Autoren, den in Nervenkrankheit verfallenen Schauspielern, Sängern, Musikern und Dichtern zugute kommen soll. Es gibt, zur Auferstehung des Theaters keinen anderen Weg. Opportunisten schlagen eine vorläufige Sistierung der Theaterkritik für zehn Jahre vor. Mindestens wegen des Kinos, das zu seinem Glück mehr durch Inseratenagenten als durch Kritiker bedrängt wird. Ich halte diese Lösung für ungenügend. Der „Verein zur Abschaffung der Kritik" wird seinen Sitz in Berlin haben, Ortsgruppen werden im ganzen Reich geschaffen werden. Auch mit dieser Gründung bin ich vollauf beschäftigt.

Der Wiener Plauderer der „Literarischen Welt" erzählt einen vor 17 Jahren getanen Ausspruch über den Theaterdirektor Rudolf Beer, von dem ich gesagt haben soll: „Ein

netter Mensch, aber er wird es am Theater nie zu etwas bringen." Dieser Ausspruch widerspricht schnurstracks meiner langjährigen Ueberzeugung von den Voraussetzungen einer großen Theaterkarriere; ich muß gegen ihn unbedingt protestieren. Gewiß, Dr. Rudolf Beer war immer ein ungewöhnlich netter Mensch und deshalb m u ß t e er eine große Karriere machen. Ich war in meinem Leben mit vielen Theaterleuten befreundet, ich sah Fanatiker des Theaters, sah Pädagogen der Bühne, sah leidenschaftliche Regisseure am Werke. Ein Genie wie Richard Vallentin, bei Tag und im Traum vom Theater beherrscht, noch im Tode von Theatervisionen verfolgt, mußte jung hinsiechen. Berthold Viertel, von einer ethischen Theaterleidenschaft besessen, mußte mit seiner jungen „Truppe" Schiffbruch leiden. Diese Enthusiasten waren keineswegs „nette Menschen". Sie brachten nur einen reinen Willen, ein selbsterlebtes, selbstgewähltes Programm, den Stolz ihrer Mission in die Theaterwelt. Aber sie haben gebüßt. Hingegen haben die netten Menschen fast nichts mitgebracht als ihre dauerhafte Nettigkeit und damit haben sie gesiegt. In ganz jungen Jahren ist der netteste Mensch des deutschen Theaters, Dr. Paul Eger, Intendant in Darmstadt und Hamburg geworden, er war nett, er blieb nett und er hatte gar nicht nötig, etwas anderes als nett zu sein. Seine unverwüstliche Nettigkeit befähigt ihn zum kommenden Direktor des gewesenen Burgtheaters. Was für ein bezaubernd netter Mensch war Adolf Wilbrandt! Warum ist Baron Frankenstein, der Münchner Intendant, nach der Revolution wieder gerufen worden? Nicht seine Leistung, seine Nettigkeit war eben unvergeßlich. Darf ich daran erinnern, was für ein ungewöhnlich netter Kerl Victor Barnowsky ist? Eben deshalb der am meisten verhätschelte Theaterdirektor Berlins.

Ich sollte glauben, ein netter Mensch werde es beim Theater zu nichts bringen? Genau das Gegenteil glaube ich: Man braucht beim heutigen Theater, um zu arrivieren, gar nichts anderes zu sein als eben ein netter Mensch.

Es ist zu bezweifeln, ob ein Vielgereister irgendwo in der Welt häßlichere Gegenden gefunden hat als im menschlichen Gesichte.

N i e t z s c h e

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, 1. Dezemberwoche.

Wenn die Unternehmergewinne zusammenschrumpfen oder der Großhandel Verluste erleidet oder die Börsen schwach sind, dann mögen zwar einzelne Schichten in akute Bedrängnis geraten, aber die breite Masse des Volkes braucht davon nicht berührt zu werden, wiewohl solche Sondernöte wegen der Beachtung, die sich die betroffenen Kreise zu verschaffen versthen, gewöhnlich in starker Vergrößerung auf die papierene Leinwand projiziert werden, mittels deren die Oeffentlichkeit unterrichtet wird. Nicht einmal der massenhafte Zusammenbruch von Einzelunternehmungen braucht ein Zeichen dafür zu sein, daß die Wirtschaft als ganzes Schaden erleidet. Denn es kann sich dabei um eine notwendige Ausscheidung unbrauchbarer Betriebe handeln, und die wirtschaftliche Gesamtpotenz wird womöglich gestärkt, sobald die Produktion auf die leistungsfähigeren Betriebe zusammenrückt. In einem derartigen Stadium der Auslage befinden wir uns augenblicklich. Im November ragte die Zahl der Konkurse erstmals beträchtlich über die übliche Höhe hinaus. Neu eröffnet wurden 1320 Konkurse gegen 1139 im Oktober und 750 im Monatsdurchschnitt der ersten Dreiviertel des Jahres 1925 und dazu kommen noch 838 Geschäftsaufsichten gegen 588 im Oktober und rund 300 im Durchschnitt der vorhergehenden Monate. Aber diese Symtome besagen doch noch nichts Entscheidendes über die Frage, ob es dem Lande wirtschaftlich gut geht oder schlecht. Erst wenn sich herausstellt, daß große Teile des werktätigen Volkes arbeitslos geworden sind und sich, obwohl guten Willens, umsonst bemühen, ihr Brot zu verdienen, weil Produktion und Konsum vergeblich nach Ausgleich streben, erst dann ist der paradoxe Zustand wirklich erreicht, den man mit dem viel mißbrauchten Wort Krise zu bezeichnen berechtigt ist. Nicht die Unternehmungen und erst recht nicht die Unternehmer, sondern die Masse der lebendigen Menschen sind die Wirtschaft, und man sollte sich allgemein daran gewöhnen, die wirtschaftliche Lage in Deutschland ausschließlich danach zu beurteilen, wie die Bedürfnisse der 50 Millionen Menschen befriedigt werden, die vom Arbeitsertrag leben. Vor dem Kriege kehrten schwere Krisen der Arbeitslosigkeit in gewissen Zeitabständen periodisch wieder, und diese Erscheinung ist es in erster Linie gewesen, die die sozialistische Kritik an einer Wirtschaftsordnung herausgefordert hat, die

nicht imstande war, Angebot und Nachfrage durch das Mittel der freien Konkurrenz ständig soweit in der Wage zu halten, daß jeder der Arbeitsleistungen — das wichtigste Gut — anzubieten hatte, dafür auch Abnehmer fand. Trotz aller bedenklichen Schwierigkeiten in der Nachkriegs- und Nachstabilisierungszeit ist uns nun eine umfangreiche Arbeitslosigkeit bisher erspart geblieben. Die großen Arbeiterentlassungen der Montanindustrie, die lange den Arbeitsmarkt bedroht, sind seinerzeit rasch wettgemacht worden durch erhöhten Arbeitsbedarf in der Landwirtschaft und in anderen Zweigen der Industrie. Erst in der jüngsten Zeit wächst die Zahl der Unbeschäftigten und der Teilbeschäftigten bedrohlich an, und wenn auch in Deutschland noch bei weitem nicht der Umfang der Arbeitslosigkeit erreicht ist, wie er in England seit langem herrscht, so nötigen diese Zahlen zusammen mit weiteren Symptomen doch auch denjenigen, der sonst gewohnt ist, die unentwegten Klagen der Geschäftswelt ihrer Bedeutung nach sehr zurückhaltend zu klassifizieren, sich auf den Beginn einer ernstlichen Krise gefaßt zu machen.

Da wir in einer Kreditwirtschaft leben und Kreditbeziehungen, soweit keine soliden Pfänder vorhanden sind, auf dem Vertrauen beruhen, das der Geber in die Bonität des Nehmens setzt, so droht die Erschütterung des Vertrauens, die als Folge der Häufung von großen und kleinen Insolvenzen in der gesamten Geschäftswelt zu verzeichnen ist, die Wirtschaft noch aus einer andern Richtung aus dem Gleichgewicht zu bringen. Fast jede Unternehmung ist als Kreditor und Debitor in das finanzielle Netz verstrickt, und wenn dort eine Masche reißt, so werden im ganzen Umkreis Unschuldige mit ins Verderben gezogen. Zu einem Teil ist der Ablauf unvermeidlich. Wenn Geschäfte infolge Ueberschuldung verschwinden und bei ihren Gläubigern Ausfälle zurücklassen, so ist daran nichts zu ändern. Aber die Gefahr besteht, daß über das Nötige hinaus auch gesunde Unternehmungen von dem allgemeinen Mißtrauen in Mitleidenschaft gezogen werden und sich durch unvermittelte Abziehung von Krediten in ihrer Weiterexistenz bedroht sehen. Dann würde der gesunde Sinn der Reinigung alsbald ins Gegenteil verkehrt: nicht nur diejenigen Unternehmungen würden auf der Strecke bleiben, die auf Grund der Produktions- und Absatzverhältnisse keine Daseinsberechtigung mehr haben, sondern daneben die andern, die infolge ungünstiger Fälligkeitsverteilung ihrer Kredite einem Mißtrauensstoß nicht gewachsen sind. Die Opfer der Vertrauenskrise

wären infolgedessen unter Umständen ganz andere als sie von der natürlichen Auslese nach der Rentabilität erfordert würden. Für eine Volkswirtschaft, in der der kurzfristige Personalkredit eine so große Rolle spielt wie in der deutschen von 1925 liegen hier nicht zu unterschätzende Gefahren. Was aber kann geschehen gegen die Ausbreitung des Uebels? Dem Kaufmann, der Kredite zu gewähren oder Anzahlungen zu leisten hat, darf niemand verwehren, daß er sich über den Stand des Kontrahenten zu vergewissern sucht. Täte er es nicht, so handelte er unverantwortlich, und wenn der Vorstand der Berliner Börse jüngst einen Journalisten gerügt hat, weil er pflichtgemäß ein Insolvenz-Gerücht zu verifizieren suchte, so liegt darin eine Verkennung der Erfordernisse einer Kreditwirtschaft. Aber der Appell, in dem derselbe Börsenvorstand kurz danach die Besucher zur Vorsicht bei der Kolportage von Schauernachrichten gewarnt hat, hat einen durchaus berechtigten Kern. So unumwunden das Informationsbedürfnis der Interessenten anerkannt werden muß, so notwendig ist es, daß sich die kaufmännische Solidarität gegen das Pleitephantom zur Wehr setzt, durch Offenheit in der Darlegung der eigenen Verhältnisse und durch Kampf gegen nutzlosen Klatsch. Geschieht das nicht, so kann es dahin kommen, daß der Schaden, den der eine erleidet, sich in endloser Kette auf die andern fortpflanzt, daß sie allesamt umkippen, wie eine Reihe von Zinnsoldaten, deren Flügelmann angetippt wird, oder wie die Tillergirls in der Charellrevue, die sich nacheinander in die Arme sinken; mit dem Unterschied freilich, daß die Geschäftsleute sich nicht mit der gleichen Grazie wieder vom Erdboden erheben können wie diese.

Wenn die wirtschaftliche Situation sich im gleichen Tempo zuspitzt, so wird es kaum zu umgehen sein, daß sich die Blicke auch auf die Banken richten und dannach forschen, wie diese Eckpfeiler des Kreditgebäudes die Krise überstehen werden. Daß die großen Institute, auf die es hauptsächlich ankommt, durchweg vorsichtig operiert haben, das läßt sich aus den frischen Bilanzen für Oktober ersehen. Die bankpolitische Reserve des Akzeptkredits ist nur zu einem kleinen Bruchteil ausgenützt worden, im Durchschnitt sogar zu einem geringeren, als es im letzten Bilanztermin zwei Monate zuvor der Fall war. Das Sonderkontingent, das die Reichs- den Großbanken eingeräumt hat, läßt also auch für Sturmzeiten noch reichlichen Spielraum. Trotzdem möchten wir die Frage aufwerfen, ob nicht jetzt der Zeitpunkt für die Reichsbank gekommen ist, der

K r e d i t r a t i o n i e r u n g, zu der sie im April vorigen Jahres übergegangen ist, die aber heute schon den Hauptteil seiner Bedeutung eingebüßt hat, wieder aufzugeben, einen Systemwechsel vorzunehmen und sich darauf zu beschränken, mit Hilfe der **r e i n e n D i s k o n t p o l i t i k** die Ansprüche von sich abzuwehren, die sie im Hinblick auf ihre Pflichten gegenüber der Währung nicht befriedigen kann. Viel wichtiger als die von der Reichsregierung erneut propagierte Ermäßigung des Diskonts wäre die Restituierung des alten Grundsatzes, daß Geld, wenn auch zu teurem Preise, immer zu haben sein muß. Dann könnten die Banken ihre Wechsel wieder als flüssige Mittel ersten Ranges ansehen, weil sie die Gewißheit haben, daß diese Bestände, hinreichende Qualität vorausgesetzt, jederzeit beim Zentral-Institut zu versilbern sind; dann könnten sie auch vielleicht, ohne Verletzung der strengen Liquiditätsprinzipien, etwas weitherziger verfahren in der eigenen Kreditgewährung. Jedenfalls aber würde eine allgemeine **B e r u h i g u n g** Platz greifen und die Unversehrbarkeit der Banken, für die die Reichsbank ohnehin im Ernstfall einstehen muß, wäre, weithin sichtbar, garantiert. Und zu alledem bedürfte es gar keiner Ausdehnung der Reichsbankkredite; allein die Möglichkeit für die Banken, bei Bedarf auf das Noteninstitut zurückgreifen zu dürfen, würde hinreichen, um alle diese günstigen Wirkungen hervorzurufen. Warum also noch zögern?

GLOSSEN

RUMÄNISCHE INQUISITION

Was heute im neuen Rumänien, in den „befreiten" Territorien Siebenbürgen, der Bukowina und dem Banat vorgeht, läßt das alte Oesterreich-Ungarn fast als verlorenes Paradies erscheinen. In Siebenbürgen entnationalisierten die magyarischen Grafen eine Million Rumänen; in der Bukowina feierten die Wiener Verwaltungsheroen Orgien der Schlamperei, im Banat schloß man die kroatischen Schulen und zwang die Bauernjugend, ungarisch zu buchstabieren. Wie aber sieht die Befreiung aus? Die Truppen des letzten noch amtierenden Hohenzollern, Ferdinands von Rumänien, besetzten das Land und königliche Manifeste verkündeten in ziemlich allgemeinen Begriffen eine neue Epoche schönster Gottesgaben und allgemeinster Freiheit. Aber die neue, ins Land importierte Verwaltung offenbarte ihre Kunst dadurch, daß sie die Städte und Dörfer der rumänischen Geheimpolizei übergab. Und die Geheimpolizei führte die Inquisition ein. Die Justiz wird de facto von der Polizei ausgeübt. Bei ihr werden Delinquenten lebendig begraben oder verschwinden durch die nach dem Krieg so modern gewordene Todesart: „Auf der Flucht".

Ein konservativer Politiker Rumäniens, Generalsekretär der rumänischen Liga für Menschenrechte C. G. Costa-Foru, gewesener Minister, einer der ersten Publizisten des Landes, hat im Kulturpolitischen Verlag in Wien ein Buch unter dem Titel „Aus den Folterkammern Rumäniens" erscheinen lassen. Costa-Foru ist konservativ, und kein Verwalter der Gesetzlichkeit kann ihm rebellische Gesinnung nachsagen. Er ist prinzipieller Anhänger des bestehenden Rechts, glaubt aber, daß für die meisten Länder die tatsächliche Anwendung bestehender Gesetze einer radikalen Umwälzung gleichkommen würde. Costa-Foru wendet sich mit seinem Buch an die europäische Oeffentlichkeit und hofft so, moralische Hilfe für die Gefolterten seiner Heimat zu erhalten. Auf hundert Seiten erzählen die Insassen rumänischer Gefängnisse unter Eid ihre Erlebnisse.

Einige Beispiele:

Elena Filipopowitsch, Arbeiterin, 20 Jahre alt, wurde am 10. Dezember 1924, ohne daß ihr irgendein Haftbefehl gezeigt worden wäre, verhaftet. Als sie die Aussage verweigerte, erklärte der amtierende Kommissär: „Wenn du die Peitsche verspüren wirst, wirst du schon aussagen." Elena Filipopowitsch erklärt nun wörtlich: „Diese Peitsche ist ein Stück Kautschuk, als dreischwänzige Peitsche hergerichtet. Sie wird deshalb verwendet, weil sie, wie mir ein Agent erklärte, die Haut nicht zum Platzen bringt, sondern nur fürchterliche Schmerzen und blaue Zeichen hinterläßt. Alle, die die Kanzlei des Kommissärs passierten, bewahren lange Zeit hindurch die Erinnerung an jene gedrückte Atmosphäre, die erfüllt ist von Wehklagen, Sausen des Kautschuks und von dem durchdringenden Jammergeschrei der Gefolterten . . . Ich war Zeugin, wie dieser Kommissär die Verhafteten verhörte. Er saß beim Schreibtisch, vor sich die Peitsche, und fragte den Häftling in einem schreienden Tone, ob er Mitglied einer Gewerkschaft sei.

Ein anderer Angeklagter erklärt: „Als ich schon, nach langem Verhör, müde war, befahl mir der Inspektor, meine Kleider auszuziehen, mich zu setzen und und nun begann mein Verhör. Jede Frage wurde mit

einem Schlag des Gummiknüppels auf die Brust und ins Gesicht begleitet, dann warf man mich zu Boden. Ich wurde bis um 4 Uhr früh ohne Unterbrechung gefoltert."

Ein dritter Angeklagter sagt aus: „Als der Kommissär Popescu vom Schlagen schon müde war, faßte er mich beim Haar und schleppte mich in ein Zimmer, wo ich bis zum Mittag des nächsten Tages auf einem Sessel sitzen mußte. Dort verbrachte ich noch zwei Tage. Es kamen immer mehr Verhaftete, und da nicht genügend Sessel für sie vorhanden waren, mußten sie, das Gesicht zur Wand gekehrt, tagelang bewegungslos stehen. Dann schickte man uns in den Keller, wo sich alle schon Gefolterten blutüberströmt, halb ohnmächtig befanden."

Jeder neue Gefangene, der vor seiner Aussage steht, wird erst vor einen schon Gefolterten geführt, damit er seinen nächsten Zustand kennen lerne. Das sind zumeist Angeklagte aus dem „befreiten" und besetzten Gebiet.

In Bessarabien herrscht dieselbe Verwaltung, die Methoden sind wenn möglich noch drakonischer. In einem Dorf bei Tatar-Bunar rebellierten die Bauern, da sie durch fortwährende Requisitionen vor dem Hungertode standen. Die Truppen hatten 15 Mann Tote. Aber 2000 Bauern wurden erschossen. 50 Gefangene wurden in einen Keller gesperrt und mit Giftgasen getötet. Gegen 500 Ueberlebende dieses Aufstandes schwebt jetzt der Prozeß. Im Verlauf dieses Prozesses kamen die Untersuchungsmethoden zur Sprache. Die beliebteste Untersuchungsart war die „Wasserkur". Unter der Wasserkur versteht man folgende Art der Behandlung: die Häftlinge werden mit schweren Eisenketten belastet, in niedrigen Zellen wochenlang eingesperrt, die 20 cm hoch mit Wasser angefüllt sind. Eine andere beliebte Methode ist der „Teufelssack". Der Gefangene wird nackt und gefesselt zusammen mit einer Wildkatze in einen Sack gesteckt. Die Untersuchungsbeamten schlagen das Tier, welches dann in rasender Wut dem Manne den Leib zerfleischt. Mit diesen Methoden wurde nach der Wahrheit geforscht. 200 Delinquenten erfuhren auf diese Art den Segen rumänischer Jusitz!

Was war Oesterreich-Ungarn dagegen, was die Methoden des russischen Zaren? Und die Welt ist gleichgültig, hört und sieht nichts! Im Völkerbund beschäftigt man sich jetzt mit geistiger Abrüstung. Wie, wenn er sich auch einmal mit der Abrüstung der rumänischen Justizorgane beschäftigte? Er hat versprochen, die nationalen Minderheiten zu schützen. Möge er einige Abgesandte in die Kasematten Rumäniens senden! Sie würden sehen und hören, wie Vertreter der Nationalitäten in den Gefängnissen des Balkankönigreiches befreit werden — vom Leben in den Tod!

Valerian Marcu

BILDER

Ich trete hiermit in die Verhandlung ein!

Im Prenzlauer Mordprozeß beantragte die Verteidigung die Vernehmung eines angesehenen Psychiaters. Der Staatsanwalt widersprach. Ihm genügte der Bericht eines Landesmedizinalrates, denn es ist männiglich bekannt, daß fast alle geheimrätlichen Beamten Kinderstube besitzen und die Ansichten und Absichten einer vorgesetzten Behörde zu teilen pflegen.

Schwurgerichte machen jedoch die größten Bocksprünge. Auch hier! Die Geschworenen schlossen sich dem Verteidiger an. Da geschieht

das Unerwartete: der, der Verhandlung in Zivil beiwohnende Oberstaatsanwalt, hüllt sich in einen Talar und erklärt: „Ich trete hiermit in die Verhandlung ein!" Sprachs, setzte sich in den Sessel seines Gehilfen und stellte seine Gegenanträge.

Kalte Schauer rieseln uns über den Rücken. Es gibt also noch höhere Gewalten im deutschen Gerichtssaal. Und wir denken, es könnte eines schönen Tages Justitia selbst vom Thron heruntersteigen, die Robe anziehen und in die Verhandlung eintreten.

*

Richthofens Zimmer

Die „Berliner Illustrierte" zeigt ein Bild: „Das Richthofen-Gedächtniszimmer im Elternhaus des heldenhaften Fliegeroffiziers". Es ist wohl sein heimatliches Schlafzimmer gewesen; sein Jungen-Stübchen. Man sieht ein einfaches Bett, daneben der Nachttisch mit dem elektrischen Lämpchen. Ein paar Stühle, ein Tisch, die Waschkommode, der Bierkrug und noch allerhand. Kindheit, Studentenzeit, Jugend! Alles andere im Zimmer ist jedoch: Krieg und Kriegstrophäen. Wie der Skalp von Indianern hängen da Farben und Nummern von abgeschossenen englischen und französischen Flugapparaten: A/1108, N 5193, 2506, C 4 usw. usw. In jedem haben zwei Menschen gesessen, um jeden einzelnen hat eine Mutter ihre blutigsten Tränen geweint! Dort an der Wand ein Stück Propeller; der Lüster an der Decke: aus Kriegsmaterial; der Aschenbecher aus einem Granatsplitter gedreht und auf dem Tisch, auf der Kommode, überall: Nippsachen eines kleinbürgerlichen Haushaltes, aus Eisen, aus Kupferringen, aus Schrapnellstücken. Ehemals war's ein Kissen: „Nur ein Viertelstündchen", „dem lieben Pappi", „Aus meiner Dienstzeit" — wir kennens. Jetzt: Aschenbecher, Briefbeschwerer aus der „großen Zeit".

Und kein Buch ist zu sehen, in diesem Heldenzimmer, kein zerissener Schulatlas, kein Tanzbändchen, kein verwelktes Blümchen am Bild eines kleinen Mädchens, keine Klassenphotographie aus der Quarta, nichts von der Sehnsucht und der Liebe, nichts von einem Menschen. Nur Krieg und Hauptmann und Held und abgeschossene Flugzeuge.

Jakob Altmaier

DER ENTDECKER

Im 8-Uhr-Abendblatt entdeckt der Kritiker Felix Holländer ein Talent:

> Ein für mich neuer Mann, Herr Eugen Klemm, fällt durch sein ganzes Gebaren auf. In dem Burschen steckt Talent.

Der begabte Bursche, übrigens ein Mann in den besten Vierzigerjahren, hätte von Herrn Holländer schon ein bißchen früher entdeckt werden können, nämlich damals als der Kritiker noch Dramateur, Regisseur und Leiter des Deutschen Theaters war, denn dieser „durch sein ganzes Gebaren" auffallende Schauspieler Eugen Klemm ist fünf Jahre am „Deutschen Theater" gewesen, 1910 bis 1915. Tag für Tag ist der Theaterleiter an dem Schauspieler vorbeigegangen. Fünf Jahre lang, nun hat ihn der Kritiker endlich bemerkt und entdeckt.

FILM

Die rote Lilie

Wie sich in Griechenland sieben Städte darum stritten, das Vaterland Homers zu sein, streiten sich umgekehrt in Amerika sieben Männer darum, der Schönste ihre Vaterlandes zu sein. Wir haben von diesen männlichen Schönen bereits Schildkraut und Valentino gesehen; jetzt wurde uns in der „roten Lilie" Ramon Novarro vorgeführt.

Warum dieser Film „Die rote Lilie" heißt, wird auch der schärfste Analytiker weder aus den Bildern, noch aus den Zwischentexten, noch aus der Programmerklärung deuten können. Wohl aber läßt die illustrierte Inhaltsangabe schließen, daß große Streifen aus dem ursprünglichen Film herausgeschnitten sein müssen. Was übrig blieb, ist eine sehr langweilige und dürftige Angelegenheit vom reichen Jüngling und armen Mädchen aus der Provinz, die zu einander nicht kommen dürfen, und nach Paris fliehen, um dort dahin zu sinken, wo es am tiefsten ist — bis zum sonnigen happyend. Das Manuskript ist so kindlich und erfindungslos, wie man es selbst in amerikanischen sentimentalen Durchschnittsfilmen nicht kennt, ... und noch weniger kennt man bei derartigen Filmen eine so reizlose und saloppe regietechnische wie photographische Ausführung.

Auch der kleinste Moritz wird sich das Apachenleben in Paris realistischer und abwechslungsreicher vorstellen als der Regisseur Niblo. Wer aber wirklich das Leben um die Place de la République, wo der Fremde nicht hinkommt, erlebt hat, mißbilligt um so mehr, daß auch nicht ein Hauch von Glanz und Elend der Pariser Atmosphäre in diesem Film eingefangen ward.

Was den schönen Novarro betrifft, so scheint er hier weder schön noch schauspielerisch begabt. Eher kann man beides von seiner Partnerin Enid Benett sagen, besonders wenn sie das liebliche Angesicht in krasser Zerstörtheit zeigt.

Man sagt, daß dieser Film erst im April dieses Jahres in Amerika zu laufen begonnen hat und überall großen Beifall fand. Das würde für Stillstand und Verfall der amerikanischen Produktion zeugen. Es erweist sich trotz der Amerikanisierung Deutschlands immer mehr, daß die großen Erfolge im Film und Theater Amerikas sich nicht ohne weiteres nach Deutschland herübertragen lassen, besonders nicht in Durchschnittsleistungen.

Hoch ist hier aber das merkwürdig sichere Urteil des deutschen Film-Publikums zu preisen, das im Kino sicherer ist als im Theater. Denn diese amerikanischen Durchschnittsfilme werden vom Publikum radikal abgelehnt; schon an den Premierentagen solcher Produktion ist das Kino leer. Wie im „Tage-Buch" neulich in dem Artikel „Deutscher und amerikanischer Film" energisch betont wurde: nur die Spitzenleistungen amerikanischer Produktion sind in Deutschland erfolgreich importierbar.

Kurt Pinthus

DEUTSCHE MÄDCHENTRÄUME

Wir lesen im „Deutschen Tageblatt":

N e i g u n g s e h e

wünscht von Herzen j. Völkische, Mitte 20, deutsche Wesenszüge, wie Selbstlosigkeit, Begeisterungskraft und Lebensfreude, sind vorhanden, ebenso geistige Regsamkeit u. gute Bild. Aeußeres ist durchaus germanisch, blond, ausdrucksvoll und blühend. Starker Familiensinn und Liebe zu deutschem Frauendasein lassen mir die echte Ehe als das Erstrebenswerteste erscheinen. Der

Mann wird nach der Stärke seines Deutschtums gewertet. (Vermittler verbeten.) Zuschriften unter L. O. P. 1 an den V. des Bl.

ANEKDOTEN

Die Hauptsache

Der Dramatiker Georg Kaiser wurde während der Einstudierung eines seiner Stücke an einem Provinztheater fortwährend angefragt, ob er mit Strichen und Aenderungen einverstanden sei. Kaiser, der gern seine Ruhe hat, antwortete schließlich telegraphisch: „Mit allen Aenderungen einverstanden. Hauptsache, daß Titel bleibt!"

*

Oskar Wildes letzter Witz

Oskar Wilde war noch auf dem Totenbette ein witziger Mann. Es waren zwei französische Aerzte gerufen worden, welche, die hoffnungslose pekuniäre wie pathologische Situation des Kranken erkennend, einander zuflüsterten: „Auf's Honorar können wir hier wohl verzichten!" Wilde, der, wie mancher Sterbende noch sehr gut hören konnte, antwortete: „Entschuldigen Sie meine Herren: ich weiß wohl, ich sterbe über meine Mittel!"

*

Die neuesten Fürstenberg-Geschichten

Ein Besucher klagt zu Fürstenberg über die düsteren Zeiten. „Nun", sagt Fürstenberg tröstend, „wer diesen schweren Winter überstanden hat, geht erst im Frühling pleite."

*

„Alles geht in Erfüllung, nur später. Vor drei Jahren wollten wir alle Stinnesse werden, jetzt sind wir es!"

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 48)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22 — Verlag: Tagebuchverlag G m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79813. Wien 156791 Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr 47 Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6 — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25 vierteljährlich Reichsmark 6.50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, 2. Dezemberwoche.

Im sächsischen Landtag ist ein Antrag, die Zahl der Landtagsabgeordneten auf die Hälfte zu vermindern, abgelehnt worden. Und da die Deutschnationalen den Antrag gestellt hatten, war die Ablehnung natürlich eine freiheitliche Tat, ein Abgeordneter der Linken führte das in längerer Rede aus. Das „Tage-Buch" kann da nicht folgen! Schon vor drei Jahren hat es, unter dem Titel: „Gegen die Vielzuvielen in den deutschen Parlamenten", eine Umfrage über dies Thema veranstaltet; und alle Antworten, von Stresemann bis Scheidemann, stimmten überein, daß Reduktionen sehr wohl möglich seien. Es ist ja auch wirklich eine etwas üppige Liste:

Reichstag	493	Abgeordnete
Preußen	437	„
Sachsen	96	„
Bayern	129	„
Württemberg	80	„
Hessen	70	„
Baden	86	„
Oldenburg	42	„
Mecklenburg-Schwerin	64	„
Mecklenburg-Strelitz	35	„
Anhalt	36	„
Braunschweig	48	„
Thüringen	72	„

Dazu kommen dann noch Lippe, Schaumburg, Waldeck, die Hansastädte, ferner der Reichsrat, der preußische Staatsrat, der Reichswirtschaftsrat — alles in allem rund 2700 Abgeordnete, selbstverständlich ohne Provinziallandtage, Kreisausschüsse, Stadtverordnetenversammlungen. Ist es wirklich Demokratie und Fortschritt, diesen ganzen Wust mit seiner unerträglichen Doppel- und Gegeneinanderarbeit zu erhalten? Wir können es nicht einsehen, und glücklicherweise ist man auch nicht überall dieser Ansicht. Partikularismus und Eifersucht auf eigenstaatliche „Rechte" scheinen in umgekehrtem Verhältnis zu der Größe der Staatsgebilde zu stehen, in denen sie gepflegt werden. Während sich in Sachsen die Ablehnung des Verkleinerungsantrages vollzog, hielt der preußische Finanzminister Dr. Höpker-Aschoff eine Landtags-

rede, in der er vorbehaltlos gegen jede Art von Föderalismus und für den integralen deutschen Einheitsstaat plädierte. Er erklärte, daß schon die Kosten dieses ganzen Mechanismus auf die Dauer einfach unerträglich seien, und daß die Vereinheitlichung schon deshalb notwendig sei, um endlich zu einer Ausgabengebarung zu gelangen, die der schwierigen Finanzlage Rechnung trüge. Das große Preußen bereit, in Deutschland aufzugehen, — Sachsen, Bayern und Anhalt dagegen eifersüchtige Wahrer ihrer „Stammeseigenart" —: es ist ein wirklich bezeichnendes Bild!

Reichswehrminister Dr. Geßler trägt nicht umsonst den Vornamen Otto, an den sich immer allerlei Scherzrätsel anknüpfen. Er steht sichtlich unter dem Gesetz dieses Namens. So wie man Otto von links nach rechts gerade so gut lesen kann wie umgekehrt, konnte auch Geßler der einen politischen Tendenz früher ebenso gut gerecht werden wie jetzt der entgegengesetzten. Diese hervorragende Begabung des So und Anders hat in standhaften Kreisen zu mancherlei Kritik Anlaß gegeben. Aber wenn dann die Unzufriedenen den möglichen Nachfolger am Horizonte auftauchen sahen, schlugen sie sich selbst an die Brust und Geßler abermals in die biedere Rechte. Dann ist seine treuherzige Art plötzlich unwiderstehlich — wobei der Hauptton freilich auf herzig liegt, weil die Treue mangels angestammten Herrscherhauses heutzutage überhaupt schwer nachzuweisen ist. So lebt Geßler sein Minister-Dauerdasein im Grunde dank der Angst der Linken vor seinem möglichen Nachfolger. Nur: nach einer Weile erweckt er wieder neuen Zweifel, der selbst durch seinen liebenswerten bayerischen Dialekt nicht ganz beschwichtigt werden kann. Der aufmerksame Republikaner sieht sich also vor das Dilemma gestellt, ob er lieber Geßler und damit republikanische Illusionen, oder einen echten Militär und damit reaktionäre Wirklichkeit in der Reichswehr haben will. Denn der dritte Fall, daß ein besserer Republikaner und Demokrat als Geßler Reichswehrminister würde, schaltet praktisch aus. Zwar, Seeckt würde sich vielleicht damit abfinden — er hat sich schon mit vielem abgefunden. Aber das Personal? Ein Sympathiestreik für Geßler und gegen den neuen Mann wäre trotz aller Gewerkschaftsfeindlichkeit sicher. Die Gefahr dabei wäre nur, daß man auf den Gedanken kommen könnte, die Reichswehr sei überhaupt überflüssig und die Schutzpolizei werde allein fertig. Soll man sich etwa auch politisch auf diesen Standpunkt stellen und entsprechend die Besetzung des Reichswehr-

ministeriums einfach für belanglos halten? Das geht leider nicht, trotz Locarno und Abrüstungskonferenz. Denn je unnötiger die Reichswehr etwa außenpolitisch sein mag, desto gefährlicher wird sie innenpolitisch. Immer nur spielen: das hält sogar ein Soldat nicht aus. Darum kann die Wahl nicht schwer sein. Wenn es in der Reichswehr für die Republik keine Wirklichkeit gibt, dann wollen wir auch auf die Illusionen verzichten; dann soll die Tradition nicht aus demokratischem Dünger ins Kraut schießen, sondern auf ihrem eigenen Miste wachsen. Wir wollen sehen, wie weit sie dabei kommt; Inzucht ist immer ungesund. Dann sollen die Reichswehrkompagnien, die täglich das Schloß und das Zeughaus bevölkern, wenigstens auch wissen, wer sie dahin führt. Dann sollen die Herrschaften, die es angeht, doch lieber einmal versuchen, sich über die Republik her, statt sich über sie lustig zu machen.

Paul Löbe wird dieser Tage fünfzig Jahre alt. Und ist doch noch zu jung! Der Präsident des Reichstages hat das Zeug, von Allen, die ihn kennen, lieb gehabt zu werden. Er wird dereinst, wenn er erst aus dem liebenswürdigen Handwerksburschenalter heraus ist, einen ausgezeichneten, von rechts und links gleich geachteten und gleich geliebten Reichspräsidenten abgeben. Er hat das Air von Rechtschaffenheit, innerer Sauberkeit und Lauterkeit, das, besonders in der Politik, nur einigen Wenigen aus den Augen strahlt. Deshalb ist er als Reichstagspräsident so allgemein geachtet und unentbehrlich. In ihm präsidiert die geduldige Redlichkeit selbst. Der freundliche Mann mit dem Schubert-Gesicht verdankt seine Stellung keinem Winkelzug. Er ist in seiner Partei ein radikaler Mann, der nie den inneren Kontakt mit dem schlichten Arbeiter verloren hat, die Natur hat ihn vor jedem Parvenütum geschützt, er wäre imstande, morgen wieder im Arbeitssaal an seinem Posten zu stehn, ja, man darf von seiner inneren Bereitschaft annehmen, daß er ein solches Los keineswegs mit Bitterkeit empfände. Nur wer dem Klassenboden, dem er entsprossen, so treu ist, wer sich nicht selbst in andere Erde versetzt hat (um sich dort entwurzelt zu fühlen), nur der behält die hintere Freiheit seines Wirkens. Es gibt so viele Sozialisten, denen der Smoking schlecht sitzt, weil sie ihn zu rasch angezogen haben. Löbe war nie ein Smokingsozialist, darum mußte er aber auch nie den Mann mit der schwieligen Faust mimen. Er ist ein glückliches Kind des Volkes und deshalb, wenn Wilhelms Reich nicht wiederkehrt, zu Hindenburgs Nachfolge ausersehen.

Im „Lokalanzeiger“ schimpft ein deutschnationaler Esel auf den Minister Becker. Das ist nicht wichtig. Unter anderen Sünden zählt er die auf, daß Becker einen „ausländischen Opernkomponisten“ zum Leiter der Musikhochschule ernannt habe. Der Ausländer ist Franz Schreker, das Ausland, aus dem der deutsche Musiker stammt, ist Wien. Der Vorfall ist nicht unwichtig. Da sieht man wieder, wie sie sind, die deutschnationalen Kleindeutschen. In Studenten- und Alten-Herren-Versammlungen sind wir, Oesterreicher und Deutsche, ein Volk, ein Herz, ein Sinn. Wird aber eine Stelle mit einem Oesterreicher besetzt, dann nennt ihn der Futterneid sofort „Ausländer“. Ob wohl in Frankreich nach 1870 ein Elsässer vernichtend als Ausländer angeprangert wurde? Der spezielle Fall ist besonders drollig, weil es sich um einen Musiker handelt. Ist Schreker für Deutschland ein „Ausländer“, dann ist es auch Mozart, Haydn, Schubert, Hugo Wolf und Johann Strauß. Dem armen Preußen wird dann nicht viel inländische Musik übrig bleiben. Aber wieviel hat es denn im Leibe?

Es ist vielleicht recht lehrreich, die Bedeutung der Schachkämpfe innerhalb unserer rekordfrohen Zeit zu betrachten. Seit Hellas stand wohl noch nie eine Zeit so sehr unter dem Zeichen des Wettkampfes. Man kann getrost sagen, daß sich durch den modernen Sport fast die ganze Erde in ein modernes Hellas verwandelt hat, wobei — beim Austragen der Weltmeisterschaften — bald der, bald jener Ort Olympia wird. Aber die Griechen hatten nicht bloß ihr Olympia, sie hatten auch ihr Athen mit seiner Agora, auf der die Wettkämpfe des Geistes ausgetragen wurden. Die Dispute der Philosophen (neben diesen besonders der so viel verleumdeten Sophisten) waren nichts anderes als Wettkämpfe des Geistes, in denen Geschmeidigkeit, Schärfe, Zielsicherheit gemessen wurden. Auch hier war das ästhetische Vergnügen an der schönen (Geistes-) Bewegung mit dem Vergnügen der Kampfspannung verbunden. Das Schachspiel ist der einzige Wettkampf, der in unserer Zeit die Tradition der öffentlichen Kämpfe des Geistes fortführt, wohlgemerkt, der Geisteskämpfe, die keinen anderen Zweck haben, als eben den Kampf. Es wäre sehr interessant festzustellen, wer besonders im Laufe der Jahrhunderte (der Sport Schach wurde betrieben als jeder andere Sport darniederlag) die Schulen des Schachs wie die Philosophenschulen Athens ablöste, und wie einzelne Nationen nacheinander die Schachherrschaft antraten. Zuerst wohl ist

die arabische Schule des Mittelalters zu nennen, in der der mathematisch ornamentale Geist der Araber siegreich waltete. Ein gleichzeitiger Einschlag dieser Schule wird der spitze (talmudische) Geist der Juden sein, ein Geist, der vielleicht eine Hauptkomponente des Schachspiels jeder Art bis auf unsere Zeit geblieben ist (großer Anteil der Juden). Das Schachspiel ist eben nicht so sehr Bild des Krieges als das des Disputes. In neuerer Zeit hatten lange die Deutschen die Schachherrschaft inne. Diese deutsche Schule war das getreue Abbild der systematischen deutschen Philosophendenkweise, klare Ableitung der Folgerungen aus den Prämissen, — Folgerungen „Zug um Zug“, Aufbau ganzer Schachweltgebäude, Organisation der Möglichkeiten. Es war das Schach des „Volks der Denker“, das solange systematisiert wurde, bis es ans Mechanische grenzte. So hat das deutsche Schachspiel dieselbe Entwicklung genommen, wie das deutsche Volk selbst, das sich vom Volk der „Dichter und Denker“ in ein Volk von Technikern und Kaufleuten, „Männern der Praxis“ wandelte. Doch nun taucht ein neuer Anwärter auf die Schachherrschaft auf: die Russen. Die Russen sind zum Schachspiel geradezu prädestiniert, sie sind das Volk der nächtelangen, dostojewskyschen Dispute. Für sie ist das Schachspiel ein Disput mit anderen Mitteln. Durch die Sowjetumwälzung haben ihre Dispute jetzt ein solides, ideologisches Rückgrat bekommen, damit eine bisher nicht gekannte Zielsicherheit. Andererseits sind sie durch die Leninsche Umwertung aller Werte auch geneigt, auch uralte, heilige Schachwerte umzuwerten, sie haben die nötige Respektlosigkeit gegen die Regie und das Schema. So ist es nicht wunderbar, daß jetzt in Moskau ein Russe die Palme an sich reißt, in Moskau, wo das Schach vom Staate in den Rang einer Kunst erhoben wurde. Während in Deutschland hinter dem alten, großen Lasker eigentlich nichts mehr kommt.

Nicht überall scheint man sehr entzückt davon, daß die Oeffentlichkeit sich für die Abfindung der Fürstenhäuser plötzlich so interessiert zeigt. Auf der rechten Seite des Hauses — das versteht sich von selbst! Aber merkwürdigerweise zeigen auch die Sozialdemokraten eine griesgrämige Miene.

Sie, die fünf Jahre lang überhaupt nichts mehr von der Angelegenheit hatten hören wollen — (was psychologisch immerhin erklärlich ist, wenn man sich erinnert, daß es ja Südekum war, der sie verpatzte) — sie, die Sozialdemokraten, waren schon ein bißchen chockiert, als die Demokraten sie mit einem Mal an Radikalismus übertrafen und ihren bekannten Reichstagsantrag einbrachten. Aber ertrugen sie die Forschheit einer anderen Partei schließlich noch mit Fassung, — obwohl auch daraus schon Koalitionsschwierigkeiten erwachsen mögen, — so nahmen sie es offenkundig direkt übel, daß der Gedanke geäußert wurde, ob nicht vielleicht auch ihre eigene, die größte deutsche Partei etwas mehr Aktivität entfalten könnte.

Die Reichsbannerleitung, der mehrfach nahegelegt wurde, sich an die Spitze einer förderlichen Volksbewegung zu stellen, ist seither mutmaßlich verzogen, unbekannt wohin; Briefe erreichen sie nicht mehr, ihre Schreibmaschinen scheinen eingefroren. Und die Parteileitung gar, die mit dem unvornehmen Vorschlag belästigt worden war, einen Volksentscheid herbeizuführen, konnte nicht umhin, darauf aufmerksam zu machen, daß dies denn doch eine etwas zu eilfertige Idee sei, welche unbeschadet ihrer an sich sympathischen Tendenz einer sorgfältigen Prüfung unterzogen zu werden dringend erfordere. Allein die Kosten eines Volksentscheids, teilte der „Vorwärts" mit, müßten die größten Bedenken erwecken; denn diese Kosten seien laut Gesetz vom Antragsteller zu tragen, würden aber sicher 2 Millionen Mark betragen!

Wenn eine große Partei in ihrem Zentralorgan solche Behauptungen aufstellt, wird selbst, wer es bisher ganz anders zu wissen glaubte, an seinen Kenntnissen irre und nimmt sich noch einmal die Texte vor. Das „Reichsgesetz über den Volksentscheid" vom 27. Juni 1921 (unterzeichnet von dem Sozialdemokraten Gradnauer) und die „Reichsabstimmungsordnung" vom 21. Dezember 1921 (unterzeichnet von dem Sozialdemokraten Köster) sind ja keine Geheimdrucke; und es muß sich feststellen lassen, ob ihre Bestimmungen wirklich derart sind, daß sie ein theoretisches Verfassungsrecht durch finanzielle Sperriegel praktisch wieder unwirksam machen.

Nun, das ist glücklicherweise nicht der Fall.

Der Vorgang, der für diese Angelegenheit in Betracht kömmt, ist folgender:

1. Zunächst ist die Zulassung des Volksbegehrens zu erwirken. Das ist geglückt, wenn mindestens 5000 Unterschriften dafür aufgetrieben worden sind; und die Sammlung dieser Unterschriften hat allerdings der Antragsteller zu finanzieren. Ist der Antragsteller aber „die Vorstandschaft einer Vereinigung", die glaubhaft machen kann, daß „hunderttausend ihrer stimmberechtigten Mitglieder" den Antrag unterstützen, so bedarf es keiner Unterschriftensammlung. Aus diesem vorbereitenden Stadium also erwachsen, falls irgendeine unsrer größeren Parteien den Antrag stellt, keinerlei Kosten.

2. Alsdann wird das Volksbegehren durchgeführt. Es besteht darin, daß in bestimmten Lokalen (großenteils wohl in den üblichen Wahllokalen) vierzehn Tage lang Listen aufgelegt werden, an deren Spitze die gedruckte Einheitsformel steht:

> „Die unterzeichneten Eintragungsberechtigten begehren, daß dem Reichstag folgender Gesetzentwurf unterbreitet werde . . . . (folgt Text des verlangten Gesetzes)."

und unter die sich nun alle diejenigen Wahlberechtigten eintragen, die das Gesetz wünschen. Von der antragstellenden Partei sind Druck und Papier dieser Listen zu bezahlen, sie haben auch für die Porti des Versandes an die verschiedenen Gemeindebehörden aufzukommen. Da es rund 30 Millionen Wähler in Deutschland gibt, da ferner kein Stimmlokal mehr als 2500 Wähler umfassen soll, werden etwa 25 000 Listen herzustellen und zu versenden sein; à maximal 80 Pfennig ergibt das rund 20 000 Mark Kosten.

3. Hat ein Zehntel der Wahlberechtigten (also etwa 3,9 Millionen) das Begehren unterzeichnet, so muß die Regierung das Gesetz sofort dem Reichstag vorlegen (und zwar unter völligem Ausschluß des Reichsrats sowohl jetzt wie später). Es folgt die Reichstagsberatung, und der Reichstag kann das Gesetz nach freiem Ermessen unverändert annehmen, umgestalten oder ablehnen, — sein Votum ist durch nichts gebunden als durch die allgemeine Bestimmung, daß bei Verfassungsänderungen Zweidrittelmehrheit erforderlich ist. Daß in diesem Reichstagsstadium keine Kosten erwachsen, ist selbstverständlich.

4. Ist das Gesetz vom Reichstag abgeändert oder verworfen worden, so muß, ohne jeden weiteren Antrag, der Volksentscheid vom Ministerium anberaumt werden. Er vollzieht sich an einem einzigen Tag durch Abstimmung in den Wahllokalen; und zwar wird entweder über den ursprüng-

lichen, vom Reichstag aber verworfenen Text noch einmal abgestimmt; oder die vom Reichstag geänderte Fassung wird dem ursprünglichen Text gegenübergestellt und die Abstimmenden haben zwischen beiden zu wählen. Bei einfachen Gesetzen entscheidet die Mehrheit der abgegebenen Stimmen, bei verfassungsändernden die Mehrheit der Stimmberechtigten. Kosten aber erwachsen der antragstellenden Partei auch aus diesem Verfahren nicht. Beim Volksentscheid, ebenso wie bei den Reichstagswahlen, werden vielmehr die gesamten Kosten zu $^4/_5$ vom Reich, zu $^1/_5$ von den Ländern und Gemeinden getragen. Ja, während bei den Reichstagswahlen wenigstens die Stimmzettel teilweise von den Parteien zu zahlen sind, werden beim Volksentscheid sogar die Stimmzettel ganz aus öffentlichen Mitteln gedeckt.

Es ist also nichts mit den 2 Millionen! In allen vier Etappen des Entscheidungszuges kommt man höchstens auf insgesamt 20 000 Mark, die schließlich jede Partei würde aufbringen können!

Die Sozialdemokratie könnte andere Bedenken vorbringen.

Sie könnte darauf aufmerksam machen, daß unter gewissen Umständen (nämlich wenn ein Reichstagsvotum abgeändert werden soll) die Abstimmung überhaupt nur dann Gültigkeit hat, wenn die Mehrheit der Stimmberechtigten an ihr teilnimmt; daß also unter Umständen schon eine einfache Stimmenthaltungspropaganda den Volksentscheid unwirksam machen kann.

Oder sie könnte anführen, daß es möglich ist, über denselben Gegenstand mehrere Volksbegehren gleichzeitig zu veranstalten; es ist nämlich in der Tat gestattet, daß, während eine politische Gruppe ihren Gesetzentwurf dem Volksbegehr unterbreitet, jede Konkurrenzgruppe sofort einen Konkurrenzentwurf losläßt. Alle diese Entwürfe können das vorgeschriebene Stimmenzehntel auf sich vereinigen, alle können sie demnach gleichzeitig vor den Reichstag kommen und alle, vom Reichstag zurück, wieder zum Volksentscheid; und wenn derart nur eine genügende Zersplitterung künstlich herbeigeführt wird, so ist es fraglich, ob einer der Entwürfe die erforderliche Stimmenmehrheit schließlich noch erzielen kann. In Wahrheit ist diese Entwicklung wahrscheinlich auch nicht zu vermeiden, wenn Parteien wie die kommunistische Entwürfe zum Begehr stellen, die an sich vollkommen aussichtslos sind und deren Ergebnis nichts anderes sein wird, als vergrößerte Chancen für die Parteien der Rechten.

Aber diese Einwände haben nichts mit dem Kosteneinwand zu tun, der falsch ist und von dem man befürchten muß, daß er, wider bessere Kenntnis, nur des populären Klangs wegen erhoben

worden ist. Und diese Einwände zeigen übrigens doppelt, wie wichtig es ist, einen Text zu konzipieren, der von den Demokraten und dem kleinbürgerlichen Zentrum bis zu den Kommunisten angenommen werden könnte. Ein solcher Text ist in der vorigen Nummer versuchsweise hier veröffentlicht worden, und ich glaube nach wie vor, daß man ihn zum Erfolg führen könnte.

Niemals aber wird man Erfolge haben, in dieser Sache ebensowenig wie in anderen, wenn man eigentlich gar nicht will, was man zu wollen behauptet. Ist der Sozialdemokratie die Fürstenfrage im Grunde gleichgültiger, als man meinen sollte, oder ist sie überzeugt, daß sie durch allzu entschiedenes Vorgehen auf diesem Gebiet koalitionsunfähig werden würde, so sollte man lieber gar nicht mehr so viel reden und auch diese neue Schlappe schweigend einstecken. Das Eine geht jedenfalls nicht: selbst nichts zu tun, und hintennach zu klagen, die andern hätten nicht gewollt.

FELIX SALTEN

CASTIGLIONI

Dieser Mann ist in der Kriegszeit einer der großen Eroberer gewesen. Nachher, während fast alle Leute verarmten, häufte er Schätze auf Schätze. Dieses Oesterreich, darin er lebte, hatte alle Macht eingebüßt; Camillo Castiglioni aber stand persönlich als eine Großmacht da und gebot weit über die Grenzen des erniedrigten Landes hinaus.

Gewiß, er hat die Ereignisse nicht kommandiert. Er war damals noch zu klein und zu wenig bekannt, um am Krieg mitschuldig zu sein. Er war auch nicht verantwortlich für den Zusammenbruch und für die Not, die darauf folgte. Doch er erkannte und gebrauchte das Flugzeug der Konjunktur mit Genialität. Es saß als einer der ersten am Steuer und lenkte meisterhaft nach aufwärts. In diesem Höhenflug ist er so kühn, so ruhig sicher, so vorbildlich gewesen, wie einst Pégoud.

Ein solch großes, über und über in Gold schimmerndes Glück hebt sich zu kraß, hebt sich unwillkürlich zu herausfordernd vom dunkeln Hintergrund des allgemeinen Elends, als daß es nicht verdächtigt und verleumdet werden müßte. Mag dieses Glück auch durch die Gewalt des stärksten Talentes herbeigezwungen sein, das schützt nicht. Es fanden sich allerdings ernste, integere Männer, die Castiglionis Lob sangen. Doch es fanden sich ebenso ernste, ebenso integere Männer, die ihn hart kritisierten. Von Geschäften verstehe ich nichts. Aber wie mir überall nur der Mensch interessant ist, ohne Unterschied der Partei oder der Nation, und gleichviel, ob er arm ist oder reich,

gut oder böse, so war mir nur der Mensch Castiglioni interessant. Aus der Ferne. Man sprach so viel von ihm. Und aus all dem Gerede, aus den Schlagworten der Demagogen, aus den Schmeicheleien der Speichellecker, aus den ehrenvollen Urteilen wie aus den strengen Verurteilungen, die beide ehrlich gemeint sein mochten, nur von dem Nebel beirrt, der damals die Menschenköpfe umschleierte; aus all diesen einander widersprechenden Stimmen wurde nach und nach so etwas wie eine Physiognomie sichtbar.

Diese Züge unterschieden sich vorerst einmal überraschend angenehm von den Gesichtern so mancher anderer neuer und alter Finanzgrößen, die sich vor Staunen über ihre Karriere nicht zu lassen wußten, in alberner Selbstanbetung schwelgten und die mit all ihrem vielen Geld nur trübselig lächerliche Witzblattfiguren von ahnungslos komischer Unbeholfenheit vorstellten. Es ist zum Lachen, ist manchmal zum Rasen und leider oft genug zum Kotzen, was diese Burschen mit dem Geld anfangen, wie dumm sie sind, wie feig, wie unwissend und wie abgeschmackt. An vielen solchen Exemplaren läßt sich die Erfahrung machen, daß ein Mensch trotz seiner Fähigkeit, ungeheure Reichtümer zu erwerben, ein ganz banaler, in allen höheren Belangen ein ganz wertloser, stumpfer, nichtiger Geselle, ja sogar ein Trottel sein kann. So bot denn auch die Krise der letzten zwei Jahre den jämmerlichen Spaß, diese Größen einschrumpfen und umfallen zu sehen, wie „das sterbende Schweinchen“, jenes Spielzeug, das in Kirmesbuden zu haben ist.

Castiglioni aber war ein Kulturmensch, noch ehe er ein Krösus wurde. Das ist wesentlich. Denn die Tragikomödie und die Karrikatur entsteht ja zumeist erst dadurch, daß die guten Leute, nachdem sie zu Reichtum gelangt sind, lernen wollen, nun auch die Kultivierten zu spielen: Castiglioni bleibt jetzt, da er aufgehört hat, ein Krösus zu sein, im Grunde das, was er immer war: ein wertvoller Mensch. Durch seine Bildung, durch seine Klugheit, durch seine von Mißtrauen wie von Begeisterungsfähigkeit getragene Menschenkenntnis und durch sein ganz außerordentliches Kunstverstehen. Er hat nicht bloß Einfälle, sondern auch Gedanken, und das bedeutet unter Umständen mehr und höheres, wenn es gleich für gewöhnlich nicht so viel Geld einbringt, wie das Einfälle-haben. Er war in seiner Glanzzeit niemals ein Protz, sondern ungefähr genau so, wie er vorher gewesen, taktvoll, zurückhaltend und eigentlich bescheiden. Er stellte einen Mann vor, der das Geld beherrscht, statt sich vom Geld beherrschen zu lassen. Diese Ueberlegenheit, die allein ihn zu einem ungewöhnlichen und bedeutenden Menchen macht, egal, ob er nun reich oder mittellos wäre, diese innere Freiheit hat er dann auch erwiesen, als das Glück von ihm wich. Wenn

es schon eine schwere Probe bleibt, als allmächtiger Nabob gute Haltung zu bewahren, so ist es verdammt schwerer noch, in guter Haltung aus solch einem weithin schimmernden Platz zu scheiden. Castiglioni trat so still und so stolz von der Szene ab, daß der Eindruck entstand, es sei nur für eine kurze Weile geschehen, und er werde demnächst wieder erscheinen, in der Fülle des Besitzes und gebietend wie je zuvor.

Ob das möglich ist, weiß ich nicht. Ob er in solch einem Fall aber Wien und Oesterreich wieder zum Sitz seiner Tätigkeit und seines Wohnens wählen würde, scheint doch mehr als zweifelhaft. Denn wie immer es mit ihm auch bestellt gewesen sein mag, man hat sich hier sehr schlecht und sehr undankbar gegen ihn benommen. Castiglioni hat die Stadt Wien um kostbaren Kunstbesitz bereichert. Er ist von jeher ein wirklicher Kenner und, nach seinen damaligen Kräften, ein eifriger Sammler alter Bronzen gewesen. Als dann das Geld nur so in Strömen zu ihm flutete, konnte er dieser eden Liebhaberei großzügig nachgehen. Er kaufte in abenteuerlichen Dimensionen. Nicht bloß die herrlichsten Bronzen, sondern Gobelins, Wandbekleidungen, Türen, Plafonds, dazu Kostüme, Waffen, Bücher aus der Renaissance. Ganze Lastzüge der Eisenbahn führten solche Kostbarkeiten aus Italien nach Wien. Zu einer Zeit, um welche wertvollster Wiener Kunstbesitz massenweise nach allen Weltrichtungen verschleppt wurde, brachte Castiglioni außerordentliche Kunstschätze in Menge nach Wien. Jetzt, da diese Kunstschätze in Amsterdam wieder unter den Hammer gelangten, erfahren wir aus der Berliner Zeitschrift „Der Kunstwanderer" durch einen Mann wie Bode, was für einen Rang Castiglioni als Sammler einnimmt und was für eine Sammlung Wien verloren hat. In seinem Wiener Hause, das ich ein einziges Mal gesehen habe, konnte man glauben, bei einem Medici des seicento zu sein, so großartig einheitlich im Stil ist es gewesen. Freilich gehört Geld, meinetwegen klotzig viel Geld dazu, alle diese schönen Dinge zu kaufen. Niemals aber hätte Castiglioni oder sonst irgendein anderer Mensch die Möglichkeit besessen, sich während dieser paar kurzen Jahre, die außerdem noch bis zum Rand mit Geschäftsarbeit erfüllt waren, auch noch jene Kenntnisse und Kennerschaft sowie alle die Erfahrungen anzueignen, die unerläßlich notwendig sind, wenn man solche Dinge kaufen will.

Man wird einwenden, er habe alle die Kostbarkeiten ja nicht der Stadt Wien und nicht dem österreichischen Staat gekauft, sondern für sich selbst, zu seiner eigenen Freude. Als ob ein solcher Besitz nicht auch der Stadt und dem Staat zugute käme, darin er aufgekauft wird. Und als ob die Sache, an der jemand Freude hat, nicht seinen Rang bestimmen müßte. Aber Castiglioni hat auch der Stadt Wien, hat der Allgemeinheit etwas Köstliches

gegeben, daran sich jedermann Abend für Abend erfreut. Das ist die Neugestaltung des Josefstädter Theaters. Dieses Bühnenhaus, mehr als ein Jahrhundert alt, von erlauchten Traditionen geadelt, erstand aufs neue, mit dem erlesensten Geschmack herrlich ausgestattet. Das ist kein knallend prächtiger Neubau, von Zierat strotzend, der übermorgen allen wieder zum Ekel wird. Hier waltet die edelste altwiener Rokoko-Vornehmheit und hüllt die Menschen in wunderbar ruhevolles Behagen. Die Josfstädter Bühne ist kurz vorher nur noch eine alte, zum Abbruch bestimmte Bude gewesen. Durch Castiglioni wurde sie das schönste Theater Europas. Und durch ihn wurde Max Reinhardt in dieses Theater gesetzt. Castiglioni hat sich bei dieser seiner Leistung ebenso betragen wie immer, still, zurückhaltend, ohne laute Reklame und ohne den Dank der Oeffentlichkeit zu begehren.

Ein kurzes Jahr später empfing er den übelsten Dank, der sich aushecken ließ. Das war der groteske Skandal, den die Behörde mit Castiglioni angezettelt hat. Es läßt sich nicht entscheiden, wenigstens von mir nicht, ob die lächerliche Attacke des Staatsanwalts eine Folge von Hetzereien gewesen ist, eine Verbeugung vor der Demagogie, der neiderfüllte Haß eines subalternen Beamten, zu läppische Dummheit oder all das zusammen. Erst als jene amtliche Erklärung fesstellte, daß gegen Castiglioni nicht der leiseste Schatten des Schattens irgendeiner Inkorrektheit vorliege, begriff man allgemein, was für ein Unrecht mutwillig und läppisch an diesem hochbegabten Mann verübt wurde, welch einen enormen Schaden die österreichische Wirtschaft infolge dieses Unrechts erlitten hatte.

Castiglioni ist jetzt von der Szene abgegangen, still, zurückhaltend, bescheiden und stolz zugleich. Ob für immer, ob nur für eine kurze Weile, wie es den Anschein hat, kann niemand wissen. Man blickt ihm nicht ohne Bedauern, nicht ohne Teilnahme und immer noch voll Gespanntheit nach. Er ist einer der interessantesten, produktivsten und echtesten Menschen, welche diese, an bedeutenden Menschenexemplaren so arme Zeit hervorgebracht hat.

Wir haben für das „Tage-Buch“ das neue Werk von Paul Morand erworben, den unsere Leser aus dem im Jahrgang 1924 erschienenen Roman „Lewis und Irene“ kennen. Dieses neue Werk Morands

„Das galante Europa“

würdigte im vorigen Heft des „Tage-Buches“ Ernst Robert Curtius in seinem Aufsatz über neue französische Bücher. Die Uebersetzung stammt von Walter Mehring. Der Abdruck beginnt im ersten Heft des neuen Jahrganges.

In der Fachzeitung der Zeitungsschreiber, in der „Deutschen Presse“, dem Organ des Reichsverbandes hat Alfred Döblin die hier nachgedruckten Sätze über die Ueberflüssigkeit, Langweiligkeit und Nutzlosigkeit der Theaterkritik geschrieben. Es wäre schade, wenn diese erquickenden Offenheiten nur einem Publikum von unverbesserlichen Fachleuten zu Augen kämen.

Ich äußere mich zur Kunstkritik, und schließe die Theaterkritik mit ein. — Stücke habe ich selbst nur nebenbei geschrieben. —

Zu dieser Theaterkritik möchte ich sagen, daß sie einen ungebührlichen, ja unerhörten Raum in den Tageszeitungen einnimmt. In phantastischer Weise werden in den Tageszeitungen Aufführungen und Theaterdinge breitgeschlagen, obwohl nur der geringste Teil der Stücke und Aufführungen überhaupt Beachtung verdient.

Die Ueberschätzung des Theaters ist ein privater Irrsinn der Theaterkritiker. Das Publikum ist nicht schuld daran. Das ist ein gläubiges Schaf und hat schließlich nichts dagegen, wenn man ihm meilenlang etwas vorredet, was nach was aussieht. Es ist aber schlimm, daß die Herren in ihrer lieben Gewohnheit nicht selbst merken, welchen Unfug sie treiben, und daß nicht endlich Redaktionen und Zeitungsverlage dagegen einschreiten.

Mögen doch die Theaterdirektionen inserieren, wenn sie das Publikum alarmieren wollen, in ihre Etablissements zu gehen. Mögen doch die Schauspieler ihre Fachzeitschriften aufmachen. In summa: Ich empfinde die heutige Theaterkritik als Krähwinkelei und Rückständigkeit.

Dazu kommt, daß die Mehrzahl der deutschen Tageskritiker des Theaters nicht schreiben kann. Wer soll diese Abhandlungen lesen? Ich verlange keine Verbeugungen vor dem Publikum, aber eine leserliche Handschrift, Temperament, Witz, Geist: — aber verunglückte Privatdozenten, Professoren sitzen da! Wie schrecklich gebildet, wie unlebendig, leblos, ledern schreibt das! Das wollen Journalisten sein?

Es würde genügen, wenn die Tageszeitungen nach wirklichen Uraufführungen ein paar Notizen brächten, hinten, wo die Vergnügungslokale annoncieren, oder vor den Sportnachrichten. Ja, damit wäre der Sache ihr Recht geschehen.

* * *

Der gegenwärtigen Generation Produzierender aber ist ein großes Unglück geschehen. Sie hat keine — oder fast keine — Kritiker mitgebracht, mitgeboren. Die kurulischen Stühle

sind von älteren Damen und Herren besetzt, die es im besten Fall wohl meinen, aber auch in diesem Fall nicht viel helfen. Zu neuen Dingen, sagt Nietzsche, muß aber Musik gemacht werden. Es muß geblasen und geschlagen werden. Enorm tief geht der Spalt zwischen der vergangenen und jetzt lebenden Generation. Aber die Götter der vergangenen Generation thronen, auf allen Gebieten, ihre Priester opfern noch vor ihnen, das Volk ist mit ihnen, — und sie tun philanthropisch das und das für die Jungen. Einer der bestbenannten deutschen Kritiker sagte mir, daß 85 % der lebenden deutschen Literatur Gerhart Hauptmann sei (übrigens einer der durchgefallensten Autoren des Theaters bei derselben Kritik)! — Keine Wohlmeinung hilft, sondern wirklich frische Männer und Frauen aus unseren Reihen. Aber — die sollen noch geboren werden!

Es schwillt alles über von (oft feigen) „guten“ und „fördernden“ Kritiken der lebenden Autoren. Zugleich schwillt es über von guter Kritik französischer Schwänke, zugleich von guter Kritik exhumierter Klassiker. Lest Buchkritiken: es ist zum Kranklachen; das nennt man Urteile, das nennt man Sichten, das nennt man Fechten, Erheben und Erniedrigen.

Und darum: was soll, wem soll, wofür soll Theaterkritik! Die Theaterdirektoren haben recht, die sich ihre Anpreisezettel selbst schreiben. Das Publikum fällt andere Urteile als die Kritiker; oft sagt man: Gott sei Dank. Die Kritiker fällen andere Urteile als die Kritiker. Was ist Theaterkritik? Ein bißchen wesenloser Radau.

Und darum soll man sie nicht stören. Die Zeitungen brauchen sie. Was wären sie ohne die Bilder, die Photographien am Badestrand, vor der Probe, nach der Probe, in der Probe, über der Probe, hinter der Pobe. Für die Gebüldeten gehört auch Büldung dazu! Das Ganze hat mit Kunst und Literatur nicht das mindeste zu tun.

Möge man weiter die Berichte lesen über sämtliche Ausgrabungen, mögen sich soviel Herren als möglich archäologisch und philanthropisch betätigen und mögen sie ihre Beschäftigung dabei finden.

Meine Herren, ich verfolge seit 25 Jahren die deutschen Tageszeitungen. Seit solange bin ich diskret und offen mit dem Kunstbetrieb im Zusammenhang. Ich stelle an die Kunstkritiker der Tageszeitungen eine Frage, schlagen Sie sich an die Brust und beantworten Sie ehrlich:

Wenn die großen Tageszeitungen und die Presse eine Großmacht wären, wären dann nicht ziemlich sämtliche heute lebenden Künstler, Maler, Musiker, Dichter, totgeschlagen? —

Und damit will ich mich aus dem Staube machen. —

Adalbert Stifters Werke. Inselverlag, Leipzig. — Fünf Bände, auf dünnem Papier, in schönen deutschen Lettern gesetzt, enthalten das Hauptwerk Stifters: die Studien, den Nachsommer, den hier zum erstenmal erscheinenden Witiko, die bunten Steine und die Nachlese. Man wünscht sich einen sechsten Band hinzu, Stifters Briefe. Dieser Dichter einer stillen Welt spiegelt sich am Reinsten in seinen einfachen, hohen Briefen. Die Deutschen, die an Stifter lange vorbeigegangen sind, bis ein Rippenstoß Nietzsches die Augen auf ihn lenkte, finden im Gesamtwerke Stifters das Gegengewicht zur Gegenwart: eine Welt der inneren, belebten Stille, eine Welt des stillen Werdens, eine Religion des Wachsens.

Knut Hamsun: Gesammelte Werke in zwölf Bänden. Deutsch von T. Sandmeier, Verlag Albert Langen, Leipzig. — Ist das Werk Hamsuns vollendet? Diese zehn Bände — die letzten zwei werden wohl „Das letzte Kapitel" bringen — türmen sich zu einem kleinen Berg. Hamsun begann friedlos, verwirrt, in die Welt verirrt mit dem „Hunger", er endet milde, seßhaft, den einfachen Menschen bejahend mit den Romanen aus nördlichsten Siedelungen. Sein Leben war ein Beiseitestehen, sein Dichten war ein wunderliches Monologisieren. Er war immer der Engländer überdrüssig, will sagen: der nichts als nüchternen, nichts als korrekten Zweckmenschen, ihn erfreute immer der instinktive, der unlogische, der noch etwas närrische Mensch des Unbewußtseins. Sage mir, wie Du zu Hamsun stehst und Du sagst mir, wer Du bist!

Max Dauthendeys Gesammelte Werke. Sechs Bände, Verlag Albert Langen, München. — Noch wissen Millionen Deutsche nicht, wer Dauthendey war. Kein Schriftsteller, kein Verfasser, das spielend-dichtende Kind des Jahrhunderts. Er saß, so erzählt seine schöne schwedische Frau, oft stundenlang über einem Stickrahmen, stickte und erzählte. Er schrieb tausend Gedichte für die blonde Schwedin, mit der er von seinen Jünglingsjahren bis zu seinem Sehnsuchtstod in Indien vermählt war. Ihn hat die Welt immer wieder aus seinem Würzburger Haus gelockt, ihn hat die Sehnsucht immer wieder in sein deutsches Zentrum gezogen. Dieser Dichter, der aussah wie ein Südfranzose und gewiß auch romanisches Blut hatte, starb an seiner zehrenden Sorge um Deutschland. Sein Allerschönstes: „Die geflügelte Erde", das unsterblichste Erden-Epos ist den Zeitungen und den Literaturprofessoren fast geheim geblieben. Ich gebe Richard Dehmel und Stefan George für dieses rauschende Lied der Weltenwunder.

J e a n P a u l s W e r k e. Auwahl in vier Bänden. Herausgegeben und eingeleitet von Friedrich Burschell, Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart. — Einem Freunde, der vier Jahre im Felde stand, schickte ich alle Vierteljahre einen Band Jean Paul. Davon konnte er leben. Besser als von irgendeinem deutschen Dichter. Der Reichtum Jean Pauls, seine Tiefe wie seine Laune, seine Lyrik wie seine Reflexion, seine Ironie wie sein märchenhafter Ernst machen ihn unerschöpflich. Noch gibt es keine große kritische Ausgabe Jean Pauls, diese Auswahl ist ein Vorläufer, ihr Herausgeber, Friedrich Burschell, zu dieser Arbeit berufen und auserwählt, hat mit behutsamer Hand die überwuchernde Poesie der „Flegeljahre" und des „Siebenkäs" beschnitten, im übrigen hat ihm die gewissenhafte Vorarbeit Eduard Berends genutzt. Diese schön gedruckten vier Bände sind ein Zeichen der Jean-Paul-Auferstehung, die schon im Kriege begonnen hat, damals als junge Leute jahrelang Zeit zum Lesen und Denken hatten.

J o h a n n N e s t r o y s W e r k e. Verlag Anton Schroll & Comp., Wien. — Diese historisch-kritische Ausgabe des schärfsten Wieners, den Norddeutschland noch immer bloß vom Hörensagen kennt, ist bis zum vierten Band gediehen. Sie wird zwölf Bände geben. Nestroy herauszugeben, war schwer. Seine Texte sind von Varianten und Improvisationen der Schauspieler überwuchert gewesen, er war in Wien fast Mythos geworden. Aber das neue, jüngste Werk wird von Fritz Bruckner und Otto Rommel geleistet und Deutschland kann endlich den genialsten Wiener nicht bloß aus drei, vier Possen, sondern aus seinem Lebenswerk kennen lernen.

JEAN PAUL

SPRÜCHE

Lesen heißt in die Schulklasse oder den Armensäckel einsammeln; Schreiben heißt eine Münzstätte anlegen; aber der Prägestock macht reicher als der Klingelbeutel.

*

Die Wiege dieses Lebens schaukelt uns und stillt uns, bringt uns aber nicht drei Schritt vorwärts.

*

Die Weltgeschichte malt am Menschen nicht, wie der Maler am einäugigen König, bloß das sehende Profil; sondern bloß das blinde; und nur ein großes Unglück deckt uns die großen Menschen auf, wie totale Sonnenfinsternisse die Kometen.

Die Hochflut der Kunstbücher ist glücklicherweise nun abgeebbt. Man ertrinkt nicht mehr in Haufen billiger Abbildungswerke, wie sie in den letzten Jahren massenhaft gewissenlos fabriziert worden sind. Es ist kein lohnendes Geschäft mehr für die Verleger, ein paar Dutzend Tafeln zusammenzustellen und von einem schnellfertigen Vielschreiber ein ebenso volltönendes wie inhaltloses Vorwort dazu besorgen zu lassen. Das Publikum ist bildermüde und verlangt nach so viel geschlagenem Schaum wieder nahrhafte literarische Kost.

Es soll darum in diesem kurzen Bericht weniger auf die Nachzügler einer kaum mehr zeitgemäßen dilettantischen Bücherfabrikation hingewiesen werden, mit der die Kunstgeschichtsschreibung um ein gut Teil ihres Kredites gebracht worden ist, als auf ein paar ernsthafte und wesentliche Veröffentlichungen, die eine dauernde Bereicherung des Wissens in einer Form darbieten, die auch weiteren kunstinteressierten Kreisen Anteilnahme gestattet. Hier ist in erster Reihe auf Max J. Friedländers „Altniederländische Malerei“ hinzuweisen, von der jetzt im Verlag Paul Cassirer der dritte Band erschienen ist, der die Meister Dierick Bouts und Joos van Gent behandelt. Friedländer charakterisiert in seinem Vorwort sehr treffend einen Teil der neueren Kunstliteratur als „leeres Gerede und lyrische Entladung, die in Verkleidung als gelehrte Beweisführung auftreten“. Ein Schriftsteller, der jedes Wort so mit Inhalt zu füllen weiß wie Friedländer, dessen Darstellung von einer in jahrzehntelanger Forschertätigkeit ständig genährten Erfahrung geleitet, den Stof nicht nur beherrscht, sondern wahrhaft meistert, ist wohl berechtigt, ein so strenges und nur allzu gerechtes Urteil zu fällen.

Was sonst an Versuchen zur Geschichte der altniederländischen Malerei neuerdings geboten wurde, vermag neben diesem Hauptwerk nicht zu bestehen, mit einer Ausnahme allein, der flämischen Buchmalerei, die Friedrich Winkler im Verlag E. A. Seemann erscheinen ließ. Winkler unternimmt zum ersten Male den Versuch, eine möglichst große Zahl erhaltener Bilderhandschriften auf Grund eingehenden Stilvergleichs auf eine Reihe von erkennbaren Meisterpersönlichkeiten zu verteilen und damit die Grundlage unserer Kenntnis altniederländischer Malerei erheblich zu erweitern.

Es ist charakteristisch für den Wandel des Interesses, der nicht allein auf der äußeren Ursache der Grenzsperre in Kriegs- und Nachkriegszeiten zurückgeführt werden darf, daß die italienische Kunst, die das Lieblingsgebiet der älteren

Generation deutscher Gelehrter gewesen ist, heute eher zu kurz kommt. Ja, es ist bereits so weit, daß ein Schriftsteller wie Hausenstein, der gern der Mode um ein Stück voraus ist, ein Buch über Fra Angelico (bei Kurt Wolff), erscheinen ließ. Ernsthaftere Wertung vom Standpunkt wissenschaftlicher Forschung, der Hausensteins mehr literarisch gerichtete Produktion kaum zu dienen beansprucht, erhebt Hartlaubs Giorgione (Allgemeine Verlagsanstalt), der eines der schwierigsten Probleme italienischer Kunstgeschichte mit neuer Beweisführung zu lösen unternimmt, und Weigelts Giotto (Klassiker der Kunst, Deutsche Verlagsanstalt), der alle Streitfragen der Zuschreibung noch einmal zur Diskussion stellt.

Im übrigen aber steht die Geschichte deutscher Kunst, die lange Zeit vernachlässigt war, heut im Mittelpunkt des Interesses, und wenn Georg Dehio zu seinem 75. Geburtstage als eigene Festgabe den dritten abschließenden Band seiner Geschichte der Deutschen Kunst (W. de Gruyter) erscheinen ließ, so erlebt er zugleich die Genugtuung, daß der Same, den er in einem langen Forscher- und Lehrerdasein ausgestreut hatte, nun vielfältig aufgegangen ist. Auf Dehios eigenstem Forschungsgebiet, dem der mittelalterlichen Baukunst, ist ihm ein würdiger Nachfolger in Ernst Gall erwachsen, der jetzt den ersten Band seiner Gotischen Baukunst in Frankreich und Deutschland" (Klinkhardt & Biermann) vorlegt, in dem die „Vorstufen" behandelt werden, die wichtige Frage der Bedeutung des Rippengewölbes und der Abgrenzung des spätromanischen von dem frühgotischen Baustil in Nordfrankreich auf Grund eingehender historischer Forschung geklärt wird. Der schwierigen Aufgabe, baugeschichtliche Probleme klar zu formulieren, unterzieht sich Gall mit einer sprachlichen Präzision, die von der gedanklichen Schärfe seiner sachlichen Auseinandersetzungen Zeugnis ablegt.

In der Reihe der „Deutschen Meister" des Inselverlages erschien als ein neuer Band Simon Meller „Peter Vischer der Aeltere und seine Werkstatt", eine außerordentlich aufschlußreiche Auseinandersetzung über die Zusammenarbeit der vielgliederigen Familie, in der sich handwerkliche Tüchtigkeit mit höchster bildnerischer Fähigkeit paart, zugleich ein wichtiger Beitrag zur Stilwandlung in einer der schicksalsreichsten Epochen deutscher Kunst. Zum ersten Mal ist die wechselreiche Geschichte des Sebaldusgrabes in allen ihren Phasen klargelegt. Als Ergänzung mag der mit guten Erläuterungen versehene Abbildungsband zur „Nürnberger Renaissance-

plastik" den Heinrich Höhn im Verlage von J. L. Schrag in Nürnberg erscheinen ließ, genannt werden. Besonders reich aber sind die neueren Beiträge zur Kenntnis der mittelalterlichen Plastik in Deutschland. Die gesamte Literatur über dieses Thema namhaft zu machen, würde einen eigenen Bericht erfordern. Hier kann nur auf die hervorragend ausgestatteten Tafelbände zur Geschichte der Plastik kurz hingewiesen werden, die der Verlag Kurt Wolff herausgibt. Pinder und Panofsky schrieben die Einleitungen zu den drei bisher erschienenen Bänden. Auch der Deutsche Verein für Kunstwissenschaft hat sich neuerdings durch die Publikation wichtiger Denkmäler deutscher Plastik nach längerer Pause wieder erfolgreich betätigt. Im Verlag Bruno Cassirer ließ er zuerst ein von Adolph Goldschmidt besorgtes Werk über die Skulpturen von Freiberg und Wechselburg, die Hauptdenkmäler romanischer Kunst in Sachsen, alsdann ein Werk von Herbert Kunze über die Plastik des 14. Jahrhunderts in Sachsen und Thüringen erscheinen. Erwähnung verdient endlich die von dem deutschen Kunstverlag besorgte Veröffentlichung der schönen von Walter Hege aufgenommenen Photographien der Bildwerke des Naumburger Domes, für die Pinder eine wertvolle Einleitung geschrieben hat. Allgemeinen Charakters ist das von Hermann Beenken verfaßte Werk über romanische Plastik im Verlag Klinkhardt & Biermann, das den Versuch einer entwicklungsgeschichtlichen Darstellung der deutschen Skulptur des 11. und 12. Jahrhunderts mit gutem Erfolg unternimmt.

Neben der Plastik nimmt die Handzeichnung weiter einen breiten Raum innerhalb der neuen Kunstveröffentlichungen ein, begreiflich schon aus einem äußeren Grunde, da die Reproduktion auf diesem Gebiet erheblich mehr und Vollkommeneres zu leisten vermag als auf dem der Gemäldewiedergabe. Große Abbildungswerke sind denn auch auf diesem Gebiete in erster Reihe zu nennen, zwei neue Mappen der Marées-Gesellschaft mit Nachbildungen altdeutscher Zeichnungen von Schongauer bis Holbein und mit einer Sammlung von Landschaftsstudien des Claude Lorrain, der einer der geistreichsten Zeichner aller Zeiten gewesen ist; eine neue Mappe der Frankfurter Prestel-Gesellschaft, die einen Teil der Schätze des Hamburger Museums wiedergibt, und eine von Edmund Schilling besorgte Publikation von altdeutschen Zeichnungen der Dresdner Sammlung Lahmann, die ein bisher vollkommen unbekanntes Material ans Licht zieht. Als kritische Bearbeitung eines besonderen Gebietes durch einen hervorragenden Kenner ist die Publikation venezianischer Zeichnungen zu nennen, die Detlev von Hadeln

im Verlag Paul Cassirer besorgt. Auf Tintoretto und Tizian folgten jetzt zwei Bände mit Zeichnungen des venezianischen Quattrocento und Cinquecento. Als Einführung in das Gesamtgebiet der Zeichnung gab Heinrich Leporini einen mit vielen Abbildungen geschmückten Band über die „Stilentwicklung der Handzeichnungen vom 14. bis zum 18. Jahrhundert" heraus (Manz, Wien), eine erwünschte Ergänzung zu dem mehr technisch orientierten großen Werke Josef Meders, das von der gleichen klassischen Stätte aller Zeichnungssammlung, der Wiener Albertina, seinen Ausgang genommen hat. Ebenfalls ein Wiener Forscher, Karl Tolnai, besorgte die Herausgabe der „Zeichnungen Pieter Bruegels" im Verlag R. Piper. Die Literatur über den alten Bruegel ist mit der Erkenntnis seiner überragenden künstlerischen Bedeutung, die lange Zeit durch das einseitige Interesse an dem gegenständlich auffälligen Inhalt seiner Darstellungen überdeckt war, neuerdings stark angewachsen. Tolnai geht von anderen Voraussetzungen aus und gelangt teilweise zu anderen Ergebnissen wie Friedländer, der dem Meister vor nicht langer Zeit eine ausgezeichnete Monographie (Propyläen-Verlag) gewidmet hat.

Ebenfalls in Pipers Verlag erschien ein Band über den Zeichner Hans von Marées, von Meier-Graefe eingeleitet, dessen schöne Abbildungen wohl geeignet sind, dem Meister neue Freunde zu werben. In die unmittelbare Gegenwart endlich führt das letzterschienene von „Arnolds graphischen Büchern", in dem W. Grohmann eine mit vieler Sorgfalt getroffene Auswahl von Zeichnungen E. L. Kirchners veröffentlicht. Die vorzüglich gedruckten Abbildungen geben eine ausgezeichnete Vorstellung von der eigenartigen, aus einer höchst gesteigerten nervösen Sensibilität geborenen Formbildung des Künstlers.

Im Todesjahr Lovis Corinths erschien eine kleine, „dem Ostpreußen" gewidmete Huldigungsschrift, die Paula Steiner herausgegeben hat, und kurz nach dem Ableben des Meisters die lange vorbereitete Monographie von Alfred Kuhn (Propyläen-Verlag), die aus einem Bekenntnis zu dem Lebenden zu einem Gedenkbuch für den Verstorbenen geworden ist.

Das Werk über einen der Größten unserer Zeit mag am Ende dieser kurzen Uebersicht stehen, die nicht Vollständigkeit anstrebt, nicht Titel und Namen aufzählen will, sondern im Gegenteil aus der immer noch reichen Fülle der Neuerscheinungen ein paar der Erwähnung würdige Bücher herausheben, die der an Kunst ernsthaft Interessierte nicht ohne Genuß und einigen Gewinn aus der Hand legen wird.

HELLMUTH FALKENFELD

DIE PHILOSOPHISCHEN BÜCHER DES JAHRES

1. Die Geschichte der Philosophie. Herausgegeben von Max Dessoir. Ullstein-Verlag.

Fünf Autoren suchen einen Leser zu belehren, indem sie ihn durch die Geschichte der Philosophie von den Griechen bis heute führen. Die fünf Autoren heißen Ernst Cassirer, Ernst Hoffmann, Josef Geyser, Ernst v. Aster, Max Frischeisen-Köhler. Der zuletzt genannte Denker ist leider verstorben. So erreicht ihn meine Klage darüber nicht mehr, daß er eine ebenso langweilige wie überflüssige Philosophie wie die William Sterns in einer Abhandlung über die Philosophie der Gegenwart erörtert, die von Nelsons umstürzender Tat so gut wie gar keine Notiz nimmt. Uebrigens habe ich auch in dem ganzen Buch laut Inhaltsverzeichnis nicht den Namen: Ernst Friedrich Apelt gefunden. Ich will aber die braven und ordentlichen Professoren, die zu diesem „Lehrbuch" sicherlich alle ihr Bestes gegeben haben, nicht herabsetzen. Ich denke mir freilich, daß ein Lehrbuch der Philosophie, das durch die Geschichte der Philosophie führt, anders beginnen müßte. Ich sehe zum mindesten in der pathetischen Art, mit der Ernst Cassirer seine Betrachtung der Griechen durchführt, nicht die Beobachtung des Stilgesetzes für den wahren Philosophen: Die Sache um keinen Deut leichter zu machen als sie ist, — aber den Ausdruck um keinen Deut schwieriger zu gestalten, als es unbedingt erforderlich ist. Wenn nun Cassirer sogleich auf der ersten Seite beginnt: „Die Autonomie des Denkens mag noch so scharf und klar als Grundforderung der philosophischen Methode aufgestellt werden, — — —" dann finde ich den Subjektsausdruck hier selber weder scharf und klar, noch halte ich es für instruktiv, dieses recht vieldeutige und gar nicht definierte Ding: Autonomie des Denkens dem Leser zu Anfang an den Kopf zu werfen. Im übrigen: Wenn Sokrates das wäre, was Cassirer aus ihm macht, hätten ihm die Athener keinen Schierlingsbecher, sondern eine Professur für Philosophie gegeben.

2. Johannes Rehmke, Die philosophische Erbsünde und Was bin ich? Elwertsche Verlagsbuchhandlung Marburg 1924.

Der große Denker Johannes Rehmke hat in diesem Schriftchen noch einmal all das zusammengefaßt, was er seit langem, und heute nicht mehr allein, sondern von einer ziemlich starken Gefolgschaft unterstützt, der offiziellen Philosophie entgegenhält. Der Laie wird allerdings einen Schreck bekommen, wenn

er hört, der Satz: „Ich bin ein Mensch" sei falsch. Rehmke versteht aber unter „Ich" die Seele und unter Mensch die Wirkenseinheit von „Leib und Seele" und muß so allerdings zu diesem Verblüffung erzeugenden Satze kommen. Aber nicht bloß verkappte Banalitäten enthält die Schrift. Sie enthält die zum mindesten gar nicht selbstverständliche These von der Ortlosigkeit der Seele. Die Seele ist vom Leibe wesensverschieden, — gut. Der Leib hat Gestalt und Größe, die Seele nicht, — auch da kann man mitmachen. Aber nun kommt die berühmte Rehmkesche Umwälzung. Der Körper hat einen Ort, — die Seele aber keinen Ort. Und so kommt denn Rehmke, der doch immer nur „Gegebenes" untersuchen will, zu der Ansicht, daß die menschliche Seele weder in noch außer dem Leibe sei. Aber wo ist sie denn? fragt der Laie, der nun tief bestürzt darüber ist, daß, wenn er eine Geliebte umarmt, die Seele der Betreffenden weder in noch außer dem Leibe der betreffenden Frau sein soll. Aber auch der Philosoph schüttelt den Kopf. Auch ihm scheint die Seele zwar mathematisch-quantitativ nicht meßbar zu sein, aber die Behauptung von ihrer vollkommenen Ortlosigkeit, so wie Rehmke sie im Gegensatz zur ganzen klassischen Philosophie auffaßt, scheint ihm um so weniger festzustehen, als das, was durch sie erklärt werden soll, selber nur eine sehr methaphorische, bildliche Bedeutung hat. Die sittliche Liebe, die nach Rehmke aus dem „Sich-eins-wissen eines Bewußtseins" mit einem anderen beruht, soll nämlich in der Ortlosigkeit der Seele ihren Grund haben. Aber dies „Sich-eins-wissen" ist ja doch ein Schein, niemals sind zwei Seelen eine; aus dieser Tatsache, daß zwei Seelen sich eins wissen, würde ich also eher rückwärts auf das Gegenteil schließen. Daß zwei Seelen eine sind, ist kein erklärungsbedürftiges Phänomen, sondern — ein logischer Widerspruch. Es liegt aber schon darum die Vermutung nahe, daß Theorien, die dazu gemacht sind, Widersprüche zu begründen, und nicht Tatsachen, ebenfalls auf schwachen Füßen stehen. — Trotz dieser Einwände ist mir Rehmke lieber als das meiste, was Philosophen zwischen Scheler und Cassirer heute produzieren. Dieser Denker zwingt einen, seine Gedanken aufs äußerste zusammenzunehmen.

3. Der Leuchter, Weltanschauung und Lebensgestaltung. Jahrbuch der Schule der Weisheit. 6. Band. Otto Reichl Verlag. Darmstadt 1925.

Ein Buddhist, ein Psychoanalytiker, ein Rabbiner und ein Vitalist haben unter anderem an diesem Buche mitgearbeitet. Es liest sich durchaus nicht schlecht. Es ist ein Buch für ästhetische Salons. Jeder kommt auf seine Kosten. Fast

nichts in diesem Buch ist ohne Geist vorgetragen, — am sympathischsten wirkt Paul Dahlkes begrifflich unscharfe aber unparfümierte Ost-Orientierung. Mit Philosophie hat natürlich nichts von dem zu tun, was hier über „Werden und Vergehen", über „Töten und Sterben" gesagt wird. Ich glaube, die meisten Autoren sind gar nicht böse, wenn man auch das Gegenteil von dem, was sie sagen, für richtig hält. Denn wie sagt Graf Keyserlingk, der Weiseste von Darmstadt? „Musik ist nur, insofern sie vergeht". Gerechterweise muß aber zugegeben werden, daß Drieschs und Hans von Hattingbergs Aufsätze durch Sachlichkeit angenehm auffallen. Hattingberg zumal hat einzelne ausgezeichnete Bemerkungen zum Thema: Moderne Ehe gefunden.

4. Gustave Geley, Vom Unbewußten zum Bewußten, deutsch von Rudolf Lambert. Union Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, Berlin, Leipzig.

Dies Buch des im Jahre 1924 tödlich verunglückten französischen Forschers will ein metaphysisches Weltbild gründen, in dem die okkulten Phänomene ihren gegründeten Platz haben. An Schopenhauer und Hartmann anknüpfend, erörtert Geley mit Sachkenntnis und zum Teil sehr instruktiv die Entwicklungstheorien Darwins, Lamarcks. Geleys eigene Theorie, nach der alles Bewußte aus dem Unbewußten hervorbreche, ist gleichsam eine Uebertreibung gewisser neuerer psychologischer Beobachtungen über das Unbewußte ins Metaphysische. Bergsons Theorien werden gerade an einem Punkte angegriffen, an dem sie recht fest stehen. Dogmatisch und unbewiesen ist Geleys eigene Lehre, laut der Unbewußtes und Bewußtes einander fortgesetzt durchdringen und in ununterbrochenem Uebergang zu einander stehen.

5. Peter Petersen, Wilhelm Wundt und seine Zeit. Frommanns Verlag. Stuttgart 1925.

Wenn es nach der Polymathie, zu deutsch der Vielwisserei, ginge, wäre Wilhelm Wundt einer der größten Denker der neuesten Zeit gewesen. Nach Petersen ist ers auch gewesen. Aber die Verdienste dieses fleißigen, um die Psychologie wohl verdienten Mannes in allen Ehren, — wenn nicht schon Wundts typische Professorenhaltung im Kriege uns belehrte, daß hier kein Philosoph, sondern eben nur ein Professor schrieb und redete, — auch die recht naive Metaphysik Wundts, die Petersen in seinem sauber geschriebenen Buche ebenso gründlich erörtert wie alles übrige, zeigt, daß dieser Mann mit dem großen Gedächtnis kein großer Kopf gewesen ist. Ein Leibniz nach Kant, — das ist eben nicht dasselbe wie ein Leibniz vor

Kant! Genau so wenig, wie einer ein Kerl wie Heine wäre, wenn er heute ein Buch der Lieder dichtete.

6. Ernst Marcus, Theorie einer natürlichen Magie. Gegründet auf Kants Weltlehre. Ernst Reinhardt, München.

Ernst Marcus ist ein Kantianer von eigener Schule. Früher betonte er das rein Logische an Kant, wobei er zweifellos die Macht des bloß Logischen überschätzte. Jetzt liest er Magie aus Kant heraus. Jetzt ist der Wille auf einmal „die physisch wirkende Kraft der Vorstellung", — eine in jeder Hinsicht problematische These, wenn man den an ihr eventuell richtigen Gedanken nicht zum mindesten klarer und gegen Mißverständnisse besser geschützt ausspricht. Ernst Marcus, der einst mit recht guten Argumenten den mystischen Logiker Cohen bekämpfte, wird nun selbst zum magischen Logiker und darum nicht weniger bekämpfenswert. Es ist ein Jammer, wenn man sieht, daß Köpfe wie Marcus ihre Gedanken immer äußern, bevor sie sie fertig gedacht haben. Ich kenne freilich außer Leonard Nelson wenige Denker, die Resultate des Denkens statt bloße Denkprozesse aufweisen.

7. Emanuel Swedenborg, Himmel, Hölle, Geisterwelt. Eine Auswahl aus dem lateinischen Text in deutscher Nachdichtung von Walter Hasenclever. Verlag Die Schmiede.

Interessant ist an diesem Buch, daß es Hasenclever übersetzte und mit einem Nachwort versah. Nämlich ein deutscher Dichter, von dem wir einmal sehr viel erwarteten und der nun, da — ob für immer oder für vorübergehende Zeit? — sein dichterischer Strom versagte, sich zu den Gespenstern des schon von Kant als Faselhans entlarvten Swedenborg bekennt. „Wir stehen an der Schwelle der vierten Dimension, deren Vorhandensein in der Mathematik durch die Errechnung der vierten Koordinate bereits formuliert ist." Ein Vorhandensein formulieren, heißt, hier, offenbar noch nicht es nachweisen. Denn berechnen kann ich manches, dessen Existenz noch gar nicht feststeht. Also warum da die Berufung auf die Mathematik, wenn man doch bloß ein Vorhandensein „formuliert", aber nicht nachweist? Denn auf den Nachweis kommt es doch wohl Hasenclever an. Allerdings sagt er am Schluß: Er wolle nicht im Kampfe der Meinungen Partei ergreifen. Ja, warum schrieb er dann dies wilde Buch? Wollte er uns, die er als Dichter nicht mehr zu beunruhigen vermochte, in unserer dreidimensionalen Stupidität erschüttern, ohne sich für die Existenz der vierten verantwortlich einzusetzen?

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, 2. Dezemberwoche.

Morgan hat sich bereit erklärt, von den Reparationsobligationen der Deutschen Reichsbahn im Gesamtbetrage von 11 Milliarden probeweise zunächst 400 Millionen Goldmark zu placieren. Die Schuldverschreibungen tragen zwar nur 5 Prozent Zinsen, wozu nach einigen Jahren 1 Tilgungsprozent hinzutritt, und 5proz. Papiere stehen gegenwärtig ziemlich tief im Kurs; auch ist es im internationalen Geschäft leicht Sitte, sich bei derartigen Emissionen vom Parikurs allzuweit zu entfernen, weil mit dem Disagio der angebotenen Papiere, sobald es ein normales Maß überschreitet, gewöhnlich das Mißtrauen der Kapitalisten wächst. Doch läßt sich die Verzinsung vielleicht der Lage der Geldmärkte etwas anpassen, wenn die Reparationskommission bereit ist, den Gesamteingang von 660 Millionen, den die Reichsbahn späterhin auf diese Obligationen zu tragen hat, anders auf die einzelnen Tranchen aufzuteilen, in der Weise, daß die jetzt zum Verkauf zu stellenden eine entsprechend bessere Ausstattung erhalten, als ein Rest, auf dessen Realisierung die Reparationsgläubiger ohnehin nicht rechnen können. Manche Vorfragen bleiben noch zu klären, ehe die geplante Auflegung wirklich erfolgen kann. Vor allem bedarf das Problem der Lösung, ob der Zinsen- und Tilgungsdienst, der zunächst nur in Reichsmark gezahlt wird, im Transfersystem einen Vorrang für die Umwandlung in fremde Währung beanspruchen kann. Das würde den Verkauf wesentlich erleichtern. Interessiert an einer baldigen Placierung ist in erster Linie Frankreich, das den Erlös im Kampfe um Franken und Budget gut gebrauchen kann. Deutschland ist an den Verhandlungen nicht direkt beteiligt. Wenngleich ein guter Erfolg mittelbar auch ihm zugute käme. Je höher der Erlös, desto größer die Aussicht auf Schonung beim übrigen Transfer. Als die Kollektivobligation abgeliefert war, hatte Deutschand formell seine Aufgabe erfüllt. Die Verwertung war vom Dawes-Plan ausschließlich den Gläubigern anheimgestellt. Diese Konstruktion erweist sich immer mehr als geschickt. Waren schon die Anstrengungen, die die Franzosen unternommen haben, um ihre eigene Schuld gegenüber Amerika zu konsolidieren, wohl geeignet, sie über die Schwierigkeiten zu unterrichten, die sich der Regelung solcher Schuldbeziehungen entgegenstellen, Hemmungen, die das Vor-Dawes-Frankreich ignorieren zu können geglaubt hat, als es sich um die Beitreibung der deutschen Kriegsschuld handelte — so bringen die jetzigen Verhandlungen über den Verkauf der Eisenbahnobligationen Frankreich abermals in

engsten Kontakt mit den ökonomischen Gegebenheiten. Diese dauernde Berührung mit der Realität, zu der der Dawes-Plan unsere Gläubiger gezwungen hat, bietet aber auf die Dauer die beste Gewähr dafür, daß auch in der Zukunft bei reparationspolitischen Auseinandersetzungen die rechnende Vernunft den Platz einnehmen wird, den früher die Illusion innehatte.

Daß die Passivität der Handelsbilanz ein höchst bedenkliches Symptom sei, das wurde lange Zeit auch von solchen Sachverständigen behauptet, die auf der anderen Seite ungeniert die Hereinnahme ausländischer Kredite als besten Rettungsanker in unserer Not bezeichneten. Erst allmählich hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, daß Auslandskredite auf die Dauer gar nicht anders gewährt werden können als in Form von Einfuhrwaren, und daß diejenigen, die glauben, ein Land könne Kapital anders als in Warenform importieren, denselben Fehler begehen, wie die Reparationsgläubiger, die jahrelang in dem Wahn befangen waren, sie seien imstande, Tributleistungen entgegenzunehmen, ohne den Waren des Besiegten die Grenzen zu öffnen. Wird also diese Kausalverkettung jetzt allgemein eingesehen, seit sich vor einiger Zeit selbst der Wirtschaftsminister Dr. Neuhaus auf dem Bankiertag zu ihr bekannt hat, so erhält sich ein anderes Vorurteil um so hartnäckiger, und mit ihm verschaffen sich nun die eingeschworenen Gegner der Auslandskredite Gehör. Aus der Zusammensetzung der Einfuhr lasse sich ersehen, so argumentieren sie, daß die bisherigen Auslandskredite gar keine produktive Verwendung gefunden haben, sondern nur zu Konsumzwecken aufgenommen worden sind. Wenn die Tabak- oder die Südfruchteinfuhr an den Mehrimporten beteiligt ist, so wird daraus geschlossen, Deutschland habe seine Auslandskredite „verraucht" oder in Form von Apfelsinen aufgegessen. Wäre wirklich der Strom des fremden Geldes nutzbringender Bestimmung zugeführt worden, so hätten in der Handelsstatistik die Rohstoffe einen Zuwachs aufweisen müssen, statt der Nahrungsmittel und Getränke und der Fertigfabrikate. Solche Vorstellungen müssen dann dazu herhalten, den wirtschaftlichen Pessimismus noch zu vertiefen. Sie bauten selbstredend auf einem Mangel an Einblick in das tatsächliche Geschehen. Wenn eine Unternehmung Auslandskapital hereinnimmt, so tut sie das in der Hoffnung, mit dem Gelde zu verdienen, und nicht um Südfrüchte zu konsumieren. Aber unvermeidlich ist es, daß ein großer Teil der Mittel zu Lohnzwecken Verwendung finden. Gleichgültig, ob damit der Produktionsapparat modernisiert oder der Betriebskapitalfonds aufgefüllt werden soll. In beiden Fällen zerstäubt

sich ein hoher Prozentsatz des Geldes im weiteren Verlauf des Wirtschaftsprozeßes in Unterhaltsmittel für die mehrbeschäftigten Arbeiter. Die Schaffung von Arbeitsgelegenheit ist nicht minder „produktiv" als die Rohstoffveredelung und diese ist ohne jene überhaupt nicht denkbar. Welcher Art aber die Nachfrage ist, die die Arbeitermassen mit ihren Löhnen entfalten, das entzieht sich der Bestimmung, und darauf kommt es auch gar nicht an. Folglich ist es grundverkehrt, aus der Zusammensetzung der Importe ohne größte Vorbehalte die Produktivität der hereingenommenen Auslandskredite ablesen zu wollen, wie es auch im Statistischen Reichsamt Brauch zu sein scheint. Man müßte die Hoffnung, diese herkömmliche Auffassung in naher Zeit auszurotten, wohl überhaupt begründen, wenn sich nicht ein großer Wirtschaftsverband (allerdings nur ein „verarbeitender", kein schwerindustrieller) in den Dienst der Aufklärung gestellt hätte. Der Verein deutscher Maschinenbauanstalten, auf dessen Tagung auch sonst manches vernünftige Wort gesprochen worden ist, hat eine Denkschrift über die Passivität der deutschen Handelsbilanz vorgelegt, in der es zu unserem Thema klipp und klar heißt: „Eine Verwendung der Auslandskredite nur für Rohstoffbezüge stellt etwas genau so unmögliches dar, wie eine Aktivität der Handelsbilanz in einer Zeit ausländischer Kreditgewährung."

In die Harmonie der amerikanisch-deutschen Kreditbeziehungen hat sich erstmals ein schriller Ton gemischt. Kurz vor Unterbringung des amerikanischen Abschnittes der deutschen Kalianleihe hat Hoover, der angesehene Staatssekretär des amerikanischen Handelsdepartements, ein Veto gegen diese Emission eingelegt. Finanziell fällt der Einspruch nicht sehr ins Gewicht, weil das englische Bankhaus, das bei den Anleiheverhandlungen führend beteiligt war, sich kurzerhand bereit erklärte, den größten Teil der amerikanischen Tranche in London mit zur Zeichnung aufzulegen. Eine Dissonanz bleibt trotzdem zurück, sofern es nicht gelingt, das Handelsdepartement in Verhandlungen umzustimmen und seine Einwilligung für die Auflegung eines weiteren Teilbetrages zu erlangen, der für Amerika noch freigelassen wurde. Bei allem schuldigen Respekt vor der Autorität muß gesagt werden, daß die Begründung, die er für seine Maßnahme angeführt hat, verblüffend dürftig gewesen ist. Hätte der Staatssekretär dargelegt, daß der Kapitalexport nach Deutschland einstweilen überhaupt gestoppt werden müsse, weil das gesetzte Kontingent erschöpft sei, oder hätte er bei irgendeiner Anleihe darauf hingewiesen, daß ihre

Fundierung mangelhaft sei, so würde man dafür volles Verständnis gehabt haben. Aber es waren gar nicht finanzielle Gesichtspunkte, die Herrn Hoover zu seinem Einspruch veranlaßt haben. Maßgeblich war ausschließlich die wirtschaftspolitische Anschauung, daß ausländische Produktionsmonopole keine Kreditunterstützung aus Amerika verdienten. Wir kennen diese Auffassung bereits aus einer Rede, die derselbe Staatssekretär vor einigen Wochen in Erie gehalten hat. Er fand damals scharfe Worte gegen die Produzenten von Gummi, Kaffee, Kali, Salpeter und anderen Rohstoffen, die angeblich ihren amerikanischen Kunden das Fell über die Ohren zögen. Begründet hat er seine Angriffe damals allein gegenüber den Gummierzeugern mit dem Hinweis, die Grenze des angemessenen Verdienstes sei überschritten, und was die brasilianische Kaffeevalorisation anbelangt, so hat er hinzugefügt, daß es sich damit ähnlich verhalte. Aber aufs deutsch-französische Kali war er nicht näher eingegangen, sondern hatte es bei der bloßen Behauptung belassen. Wäre es richtig, daß ein Mißbrauch des Kalimonopols vorliege, so könnte man es den Amerikanern nicht verdenken, daß sie mit ihrem Kredit zurückhalten, wenngleich es immer eine mißliche Sache bleibt, die Hergabe von Krediten nach indirekten Erwägungen zu orientieren, statt einfach nach Ertrag und Sicherheit, denn das Kapital strömt auf die Dauer unaufhaltbar doch dorthin, wo ihm die günstigste Chance winkt, und den Kredit, den der eine aus besonderen Motiven nicht gibt, den wird dann eben ein anderer gewähren, wie gerade der Fall der Kalianleihe gezeigt hat. Aber von einem Mißbrauch des Kalimonopols kann gar nicht die Rede sein und Herr Hoover befindet sich in einem fundamentalen Irrtum. Nach jahrelangen Kämpfen hat sich im deutschen Kalisyndikat endlich die entgegengesetzte Politik durchgesetzt, die gerade davon ausgeht, daß es im eigensten Interesse der Kaliproduzenten liege, sich nicht bequem auf den selbstfließenden Revenüen auszuruhen, sondern nach Fordschem Muster alle Hebel daranzusetzen, um durch mäßige Preisgestaltung den Absatz so zu verbreitern, daß die deutschen Kalischätze voll nutzbar gemacht werden können. Diese Auffassung ist tatsächlich seit einiger Zeit die maßgebende und daran ändert auch nichts der Umstand, daß der Kaliverkauf vom Syndikat zentralisiert betrieben wird. Jede andere Organisation wäre Verschwendung, da beim Kali auf eine einheitliche Propaganda viel ankommt. Kali ist billiger als vor dem Kriege, wenn man die allgemeine Teuerung berücksichtigt, und mit den amerikanischen Abnehmern bestand volles Einvernehmen, bis Hoover mit seiner Theorie den Streit heraufbeschwor.

Durch ein Versehen unserer Druckerei sind in der vorigen Nummer des „Tage-Buches" verschiedene Korrekturfahnen in Verlust geraten, sodaß das Heft eine große Zahl von Druckfehlern aufwies, deren Berichtigung im Einzelnen kaum möglich ist. Wir haben die Zusicherung von unserer Druckerei erhalten, daß derartige Vorfälle sich nicht mehr wiederholen werden. Den Artikel von Dr. Theodor Heuß, der durch Vertauschung von Zeilen und Absätzen fast unverständlich geworden war, bringen wir im folgenden noch einmal zum Abdruck.

Das Gedächtnis notiert allerhand Namen von Büchern, die in diesem Jahre erschienen sind und gelesen wurden; es läßt sich durch Spaziergänge an dem großen Bücherregal anfrischen und schließlich ist eine stattliche Reihe aufgeschrieben, eine sehr bunte Reihe zugleich — was soll mit ihr geschehen? Die Bücher sind so verschiedenartig, so ungleichwertig, und gewiß ist das Verzeichnis so unvollständig — es soll von der historischen und politischen Literatur des Jahres gesprochen werden, und der Ehrgeiz eines irgendwie erschöpfenden Kataloges darf fehlen, so muß ein besonderer Vorbehalt, eine Entschuldigung wegen der subjektiven Auswahl und der gewiß spürbaren Lücken nicht breit gemacht werden.

Soll ich mit dem Geständnis beginnen, daß ich Emil Ludwigs Buch über Wilhelm II. (Rowohlt) nicht gerade für die wichtigste Bereicherung halte? Es ist gewiß mit großer journalistischer Verve geschrieben und geschickt genug auch in der Charakteristik der kaiserlichen Umgebung — aber ein Peinliches haftet dieser Sammlung von Bemerkungen Waldersees, Zedlitzens, Eulenburgs und der andern an: die psychologische Isolierung vernachlässigt notwendig die historische Führung, die betonte Objektivität aber raubt ihm die packende Leidenschaft eines großen Pamphlets, das es doch im letzten sein will. Wenn schon die Problematik der Monarchie illustriert werden soll, an einem Menschen, an einer Atmosphäre, dann gibt es wohl nichts Aufwühlenderes als das Tagebuch, das M. Paléologue, der ehemalige französische Botschafter in Petersburg, erscheinen ließ: „Am Zarenhof" (Bruckmann). Es ist ein wahrhaft bedeutendes Werk und im sachlichen Beitrag wie in der menschlichen Haltung wertvoller als die Mehrzahl jener Autobiographien der Kriegszeit, die nun immer weiter erscheinen. Gewiß ist es wichtig, Lord Grey zu lesen, nachdem man die apologetischen Studien von Asquith und

Lloyd George zur Kenntnis genommen hat, man wird an dem sehr stattlichen Band nicht vorübergehen, in dem Masaryk seinen Anteil am politischen Kriegsgeschehen vorträgt, allzu umständlich, mit Reflexion durchsetzt; der Titel des Werks „Weltrevolution" ist ein bißchen zu pastos für die geheimdiplomatische Vorgeschichte der tschechoslovakischen Staatsgründung. Diese Werke studiert man, wenn man sich um ein geschlossenes Bild der Zeitgeschichte bemüht, bei Paléologue schwingt die Historie wohl mit, bei den Notizen, in denen die Kriegsaktionen ihre Seelenbewegungen auslösen, die Manometerzeichen der Petersburger „Gesellschaft" — aber die Niederschriften über das russische Leben, die sozialen, religiösen, politischen Typen, die knappen und geistvollen Schilderungen führender Persönlichkeiten, das alles verrät eine ganz ungewöhnliche geistige und literarische Kultur. Die Partien über Rasputin, sein Ende — da ist keine Fabel, die Dostojewski nachempfindet, sondern mit fabelhafter Eindringlichkeit eine wilde und groteske Wirklichkeit gestaltet. Wo sind unsere entsprechenden Diplomatenbücher? Freilich: wo auch ein entsprechender Stoff? Zu den angenehmen, neueren Büchern, an die man dabei denken mag, gehören die „Aufzeichnungen und Erinnerungen" des Botschafters J. M. von Radowitz (Deutsche Verlagsanstalt): ein diplomatisches Wanderleben, das Japan, die Türkei, Frankreich vor allem sicht, im Rückblick des Greises beschrieben, der Bismarcks Mitarbeiter gewesen, aber dann in Madrid auf die Seite gestellt wird; kein Buch intensiver politischer Fragestellung und kräftigen Temperaments, doch gebildet, „abgeklärt" und lehrreich genug im Atmosphärischen: Der Hof des dritten Napoleon, zehn Jahre später der Kampf um Gambetta — das sind Abschnitte von starkem Reiz.

Soll noch von der Memoiren- und Briefliteratur gesprochen werden? Seltsame Nachbarschaften sind auf dem Tische entstanden: Vergangenheiten reden, die große, prachtvolle, von G. Mayer besorgte Ausgabe des Lassalleschen Briefwechsels ist jetzt abgeschlossen (Deutsche Verlagsanstalt), mehr als ein biographischer Beitrag, ein Zeitbild in vielfacher Brechung zeigend; man wird daneben nicht ohne Gewinn den im gleichen Verlag erschienenen Nachlaß von Max Duncker halten und die „politische Briefsammlung", die J. Heyderhof herausgab: „Sturmjahre der preußisch-deutschen Entwicklung" (K. Schroeder), der Kreis der Sybel, Mohl, Twesten u. s. f. Als Stimme dieser Generation tönt daneben das „Kriegstagebuch" des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, des späteren Kaisers; man weiß, daß 1888 Teile davon erschienen und ein

politischer Skandal die Folge war; der Verfasser hatte 1922 als frühesten Veröffentlichungstermin bestimmt; heute die Aufzeichnungen zu lesen, wirkt fast ein bißchen anachronistisch. Wer übrigens für jene, heute von der Geschichtsforschung gerne aufgesuchte Zeit, eine Führung sucht, hat seit einigen Wochen, einen Mentor mit sicherem Schritt. Das breite Werk von E. Brandenburg, über Sybels Materialienbuch hinausführend, das er der Reichsgründung widmete, bleibt verdienstvoll; aber es wird nun ergänzt durch den eben erschienenen ersten Band der „Politischen Geschichte des neuen Deutschen Kaiserreiches" von Johannes Ziekursch (Frankfurter Societätsdruckerei); dieses, auf drei Bände angelegte Werk des Breslauer Historikers, lebendig geschrieben, sachkundig und die deutsche Entwicklung aus der europäischen Perspektive begreifend, scheint mir für die deutsche Bildungsschicht eine Aufgabe zu besitzen.

Der deutsche Verlag ist so tapfer, auch fremde Historiker, die in ihren Heimaten Ruf und Namen besitzen, herauszubringen: Aulards Geschichte der französischen Revolution (Duncker und Humblot), Klintschenoskys vielbändige Geschichte Rußlands — ich wage nicht, sie zu bewerten. Der große Versuch einer Weltgeschichte von Wells (Verlag für Sozialwissenschaft) ist ja gewiß in seiner Konzeption kühn, und er mag anregend wirken — die deutsche Geschichtsschreibung, die an der Spitze unserer wissenschaftlichen Leistung steht, hat uns anspruchsvoller gemacht. Wenn wir schon nach neuerer Weltgeschichte greifen, dann nach der, die Hans Delbrück zurzeit schreibt (O. Stollberg & Co.); der zweite Band, Spätantike und Mittelalter umfassend, liegt jetzt vor; nicht die Handschrift eines Greises, der zu den achtzig unterwegs ist, sondern voll der plastischen Kraft und persönlichen Führung, die wir, Delbrücks Hörer, vor Jahrzehnten in uns aufgenommen. Mit Spannung erwarten wir Fortgang und Abschluß dieses großen Unternehmens.

Der knappe Raum erlaubt nicht, von Biographien und Aktenpublikationen zu reden; man weiß, wie die Archive zu sprechen begannen, bei uns, bei den Russen, demnächst bei den Engländern — eine Generation von Historikern bekommt Arbeitsstoff hingeworfen, aus Motiven, Farben und Bewegungen Gemälde zu entwerfen, damit Aktenkunde nicht bloß geheimwissenschaftlich bleibe. Uns mag es genügen, noch einen Blick auf Neuerscheinungen zu werfen, die mehr der Theorie der Politik, ihrem Ablauf, ihrer geistigen Lage gewidmet sind. Man weiß, wie fruchtbar für diese Fragen die Freundschaften Max Weber-Troeltsch, Troeltsch-Meinecke geworden sind: ihre Frucht ist Fr. Meineckes schönes Werk

„Die Idee der Staatsräson“ (Oldenbourg) — von Machiavell bis zu Hegel und Treitschke wird der ideengeschichtliche Ablauf des Gedankens vom Machtstaat, von den Staatsinteressen, und seine naturrechtliche Gegenbewegung dargestellt; auf der gleichen Ebene der Problemstellung finden sich die unter dem Titel „Deutscher Geist und Westeuropa“ gesammelten Aufsätze, die H. Baron aus dem Nachlaß von E. Troeltsch (Mohr) herausgab. Hans Vorländer behandelt in seinem Werk „Von Machiavelli bis Lenin“ (Quelle & Meyer) einen der Meineckeschen These verwandten Stoff, freilich nicht mit der Konzentration auf eine Grundfrage, gelöster in der philologischen Lehrbetrachtung. Und man mag ähnlich E. R. Curtius „Französischer Geist im neuen Europa“ (Deutsche Verlagsanstalt) zu Troeltsch kontrastieren; der Ausgangspunkt ist freilich bei der Dichtung genommen, führt aber in der feinsinnigen und weltoffenen Art des Verfassers zu den weltanschaulichen Dingen. Die Wendung zu der konkreten und aktuellen Lage, die sich an solche mehr kulturphilosophische Betrachtung anknüpfen mag, bringen zwei verwandte Schriften: Alfred Webers Betrachtungen über die Krise des modernen Staatsgedankens (Deutsche Verlagsanstalt) und M. J. Bonns „Krisis der europäischen Demokratie“; Bonn ist in der Analyse überlegener, klarer, mit einer überzeugenden Sicherheit entfaltet er die Problematik der staatlichen Gegenwart; Weber wirbt für den Sinn des Führergedankens.

Eine Schlußbemerkung zu einem Büchlein, das man „metapolitisch“ nennen mag, mit einem modischen Schlagwort: Karl Christian Bry „Verkappte Religionen“ (Perthes). In diesem sehr fruchtbaren Begriff sammelt Bry die modernen Erlösungsbewegungen, die die Welt aus einem Punkte kurieren wollen: Antroposophie, Rassenideologie, Naturheilbewegung, Antialkohol u. s. f. — recht munter, gelegentlich sehr witzig. Es kommt gar nicht darauf an, ob Bry in jedem Stück recht hat. Sein Buch ist eine Wohltat durch die Unbefangenheit, mit der es die Ideenverkrampfungen der „Hinterweltler“ löst.

GLOSSEN

WELCHE BÜCHER WERDEN AM MEISTEN VERKAUFT?

Auch in diesem Jahre hat das „Tage-Buch“ an eine Reihe von Buchhandlungen in Berlin und im Reich die Frage gerichtet, welche zehn Bücher am meisten begehrt wurden. Wir geben aus der Fülle der eingelaufenen Antworten die folgenden wieder.

Buchhandlung Potsdamer Brücke, G m. b. H.

Allen weit voraus:
Ludwig: Wilhelm II.
Dann (geordnet nach der Nachfrage):
Mann: Der Zauberberg,
Anet: Ariane (Deutsch und Französisch),
Kayserlingk: Das Ehebuch,
Klabund: Der Kreidekreis,
Ludwig: Napoleon,
Ludwig: Genie und Charakter,
Zweig: Der Kampf mit dem Dämon,
Hamsun: Das letzte Kapitel.
Michaelis: Mette Trapp,
Larsen: Der Stein der Weisen,
Lulu Hunt Peters: Hallo! Dein Gewicht,
Die Balzac und Casanova - Bändchen des Rowohlt-Verlags,
Die Gautier-Bändchen des Avalun-Verlags.

Hugo Rothers Buchhandlung, Berlin

Heilborn: Die Reise nach Berlin,
Molo: Bobenmatz,
Ludwig: Napoleon,
Larsen: Stein der Weisen
Leip: Godekes Knecht,
Wassermann: Laudin und die Seinen,
Ulitz: Barbaren
Mann: Zauberberg,
Hamsun: Das letzte Kapitel,
Graf Kayserlingk: Das Ehebuch,
Ludwig: Wilhelm II.

Franz Leuwer, Bremen

Ludwig: Napoleon,
Zweig: Kampf mit dem Dämon,
Muschler: Bianca Maria,
Erinnerungen der Gattin Dostojewskis,
Birt: Alexander der Große,
Hesse: Kurgast,
Michaelis: Die sieben Schwestern,
Laurent: Vivis Reise,
Mann: Der Zauberberg,
Kronprinz Wilhelm: Ich suche die Wahrheit.

Heinrich Bender, Dresden

Chesterton: Bernard Shaw,
Curtius: Französischer Geist im neuen Europa,
Kayserlingk: Das Ehebuch,
Gautiers Werke,
Haenel: Das alte Dresden,
Hegemann: Fridericus,
Larsen: Stein der Weisen,
Ludwig: Wilhelm II,
Marcel Proust,
Marcel Schwob: Lebensläufe.

Georg Tamme Buchhandlung, Dresden

Das Feld beherrscht Thomas Manns Zauberberg. Von Aerzten infolge der Angriffe seitens medizinischer „Größen“ viel gekauft. Claude Anet: Ariane, Larsen: Stein der Weisen, Hamsun: Das letzte Kapitel, erfreuen sich vieler deutscher Freunde. An schöngeistigen Werken wanderten Zweig: Kampf mit dem Dämon, Wilde: Epistola, Brandes: Jesussage, als wertvoller Neuerwerb in vielen Bibliotheken. Im Mittelpunkt des Büchermarktes stehen als Biographien unbestritten Emil Ludwigs: Napoleon und Wilhelm II.

Es ist leider jetzt üblich geworden, daß vom Buchhändler die Bücherkäufer als Parteigänger verlangen, in ihrer Tendenz sie nicht

zufriedenstellende Werke nicht zu führen und nicht zur Auslage zu bringen. Vom Buchhändler ist nicht zu verlangen, daß er sein Lager nach den Wünschen einer politischen Partei, nach Rassengrundsätzen usw. einkauft. Der Sortimenter ist verpflichtet, den Einkauf guter, literarisch wertvoller Bücher für sein Lager unabhängig von seiner Privatmeinung zu besorgen, gleich ob sie von einem Völkischen, Juden oder Kommunisten, verfaßt sind. Sortimenter, die gegen dieses Prinzip verstoßen, schaufeln ihr eigenes Grab.

Wenn diese Wünsche und Boykotterklärungen seitens der Bücherkäufer so weiter gehen, wird es bald nur noch deutschvölkische, deutschnationale oder demokratische Buchhandlungen geben. Daß es sozialistische und kommunistische Buchhandlungen gibt, versteht jeder, der die Einstellung vieler deutscher Sortimenter kennt.

Schrobsdorffsche Hofbuchhandlung, Düsseldorf

Ludwig: Napoleon,
Ludwig: Wilhelm II.,
Shaw: Heilige Johanna,
Feuchtwanger: Jud Süß,
Kayserlingk: Das Ehebuch,
Chronik von St. Johann,
Muschler: Bianca Maria,
Hamsun: Das letzte Kapitel,
Anet: Ariane,
Coué: Selbstbemeisterung.

Bücherstube und Antiquariat Walter Schatzki, Frankfurt a. M.

Auf Ihre Rundfrage nach den zehn meist verlangten Büchern erlaube ich mir, folgendes zu antworten. Es kostet mich einige Mühe, überhaupt 10 Titel in diesem Jahre zusammenzubringen, die Anspruch darauf erheben können Ihrer Voraussetzung zu genügen. Immerhin glaube ich mit einigermaßen gutem Gewissen die folgenden Bücher nennen zu dürfen.

Ludwig: Wilhelm II und Napoleon,
Zweig: Kampf mit dem Dämon,
Mann: Zauberberg,
Hamsun: Das letzte Kapitel,
Undset: Kristin Lavranstochter,
Brod: Rëubeni,
Feuchtwanger: Jud Süß,
Michaelis: Mette Trap,
Anet: Ariane (in der französischen Ausgabe).

Es ist für Sie vielleicht nicht uninteressant zu hören, daß in diesem Jahr nach meinen Beobachtungen die Wünsche der Bücherkäufer im allgemeinen sehr viel weniger präzis sind, so daß dem Rat des vertrauengenießenden Buchhändlers mehr Betätigungsfeld als je zuvor offen steht. Das liegt wohl daran, daß von keiner autoritativen Seite ein Modebuch geprägt worden ist.

Bücherstube Severin G. m. b H., Hagen i. W.

Ihre Frage ist schwer zu beantworten. Zehn der am meisten begehrten Bücher sind in diesem Jahr kaum vorhanden. Vermutlich wird sich der Literaturfreund darüber klar sein, welche zehn Werke dieses Bücherwinters vielleicht in seine Bibliothek gehören. Aus der Flut des Mittelmäßigen sind die wenigen Ausnahmen rasch hergezählt. Aber auch die Anschaffung dieser Ausnahmen scheitert im Allgemeinen am Geldmangel. Andererseits macht die geistige Uniformierung des Deutschen Volkes durch die Buchgemeinschaften jedweder Art bedrohliche Fortschritte. Es ist entzückend zu beobachten, wie sonst ganz einwandfreie Menschen sich dem bequemen Zwang fügen, schlecht zubereitete literarische Kost nach einem festgelegten Programm hinunterzuschlucken. Die Verdauung ist auch danach. Der deutsche Verlag kann sich getrost zum Sterben hinlegen. Ein so ausgezeichnetes Buch wie Wassermanns „Laudin“, das bereitwilligst gekauft wird, gehört zukünf-

tig nur noch den letzten 500 Denkenden. Viel verlangt wird das vom Grafen Kayserlingk herausgegebene „Ehebuch". Die Käufer scheinen anzunehmen, das einer der „24 Köpfe" die brennendste Frage der Gegenwart löst. Hamsuns letztes Kapitel verkaufen wir an Stelle eines zweibändigen Wälzers, dessen physisch angenehme Atmosphäre von uns nicht weiter verbreitet werden soll. Marcel Schwobs „22 Lebensläufe", Hegemanns „Fridericus", des russischen Divionärs Krasnow „Amazone der Wildnis" sind private Leidenschaften einer Provinzbuchhandlung, die auch ein entsprechendes Echo finden. Timmermanns „Das Licht in der Laterne", Ulitz „Barbaren", Karin Michaelis „Die sieben Schwestern" und Tage- und Wochenlang in einemfort Balzac aus dem Rowohlt — und die Dostojewski — Nachlaßbände aus dem Piper-Verlag.

Wolff u. Hohorst Nachf., Hannover

Als ich Ihren Brief in Händen hielt, kam mir einen Augenblick der Gedanke, Sie möchten glauben, Sie riefen Ihre Frage in vollgepfropfte Buchläden, darinnen man sich um die Güter des Geistes drängte: „Welche mein Lieber sind nun die zehn, nach denen man am meisten begehrt!"

Ach, es sieht nicht aus, als ob wir direkt vor Weihnachten stünden, dem Fest, das ansonsten manchen ans Buch erinnerte . . .

Wir stehen auf Trümmern und suchen uns zu orientieren. Diese Aus- und Innenschau reiht verwandte und gegensätzliche Erscheinungen aneinander. Da ist das Buch des Kronprinzen Wilhelm „Ich suche die Wahrheit", das Buch von Emil Ludwig über „Wilhelm II." Da lockt das Problem der Probleme: Die Ehe — ein Ehebuch des Grafen Kayserlingk und ein prachtvoll gestalteter Roman Jacob Wassermanns „Laudin und die Seinen". Dasselbe Motiv steigt auch aus dem erschütternden Buche der Norwegerin Sigrid Undset, „Kristin Lawranstochter". Der Zusammenbruch des Christentums im Kriege hat einen schwanken Boden für die metaphysische Fragestellung und heftiges Begehr nach einem sicheren Punkt geschaffen. Hier tönt den Suchenden die Stimme des dänischen Dichters Anker Larsen in seinem konfessionslosen Werk „Der Stein der Weisen" entgegen, das schon in 14 Sprachen übersetzt ist. Der vagantenselige, freiheits- und lebensdurstige Leser langt nach „Godekes Knecht" dieser wundervollen herben Dichtung des Hamburgers Hans Leip.

M. Lengfeld'sche Buchhandlung, Köln

Ludwig: Napoleon,
Ludwig: Wilhelm II.,
Kayserlingk: Das Ehebuch,
Anet: Ariane,
Feuchtwanger: Jud Süß,
Zweig: Kampf mit dem Dämon,
Undset: Kristin Lavranstochter,
Brod: Rëubeni,
Larsen: Stein der Weisen,
Dubnow: Weltgeschichte.

Paul Neubner, Köln

Anet: Ariane,
Feuchtwanger: Jud Süß,
Frank: Tage des Königs,
Ludwig: Wilhelm der II.,
Ludwig: Napoleon,
Mann: Zauberberg,
Michaelis: Sieben Schwestern,
Moore: Liebesleute in Orelay,
Wassermann: Laudin,
Zweig: Kampf mit dem Dämon.

Buchladen Ida Dormitzer, Nürnberg

Anet: Ariane,
Fechenbach: Zuchthausbuch,
Feuchtwanger: Jud Süß,
Kisch: Der rasende Reporter,
Ludwig: Napoleon, Wilhelm II.,
Mann: Zauberberg,

Michaelis: Sieben Schwestern und Mette Trapp,
Schleich: Es läuten die Glocken,
Unruh: Flügel der Nike,
Wassermann: Laudin und die Seinen.

Konrad Wittwers Buchhandlung, Stuttgart

Begehrte Bücher sind auf allen Gebieten der Literatur zu suchen. Zunächst ist zu erwähnen, daß das Werk von Coué: „Die Selbstbemeisterung durch bewußte Autosuggestion" einen sehr großen Erfolg erzielt hat. Gleich hinter der Erfolgziffer dieses Werkes kommt ein Buch auf einem ganz anderen Gebiet, und zwar Emil Ludwigs „Wilhelm II."

Die Werke von Fleuron (Eugen Diederichs Verlag, Jena) sowie die Werke von Frank Thieß (Engelhorns Verlag, Stuttgart) sind weiterhin von den Lesern sehr gesucht und geschätzt.

Einen großen Erfolg hatte auch die deutsche Uebersetzung des Werkes des schwedischen Schriftstellers Siwertz: „Seelambs, Die Geldjäger".

Nicht nur historisches, sondern auch lokales Stuttgarter Interesse machte auch den Roman von Feuchtwanger „Jud Süß" und als Werk eines geborenen Stuttgarters: Bruno Franks „Tage des Königs" beliebt und begehrt.

Die „Aufzeichnungen und Erinnerungen des Botschafters J. M. v. Radowitz" (Deutsche Verlagsanstalt) waren auf dem Gebiete der diplomatischen Erinnerungen für das Jahr 1925 ein großer Erfolg.

ANDRANG BEI STERNHEIM

In einer begeisterten Ankündigung seines neuen Lustspiels schreibt Karl Sternheim:

> Das junge Mädchen von 1926 ist aus Neugier und Langeweile einem durch Kriege und Geschäftshast ausgepoverten Männergeschlecht gegenüber nicht weniger entschlossen. Schon riegeln allein reisende Männer, wie sie mir mitteilen, nachts ihre Zimmer gegen weibliche Zudringlichkeiten ab.

Sternheim, 1878, geboren, hat, wie mir mitgeteilt wird, sein Männergeschlecht ehedem nicht so unerbittlich abgeriegelt.

FILM

Das verbotene Paradies

Dieser Film Ernst Lubitschs gehört nicht zu den großen Schinken, nicht zu den wilden Sensationen, — seine hübschen Bilder tragen uns auf lauen Wellen ans Gestade behaglich-ironischen Wohlseins, dessen Genuß dem Großstädter in der Wirklichkeit wie in der Kunst sonst nicht beschieden ist. Erst rückdenkend gewahrt man, mit welchem Raffinement, mit welcher Durchdachtheit so ein amerikanischer Film Lubitschs gearbeitet ist.

Während die Deutschen gegenwärtig Stoffe und Probleme im Theater und Film gern ins Historische rückübersetzen und so durch Kostüm und Zeitdistanz schwächen, kleiden die Amerikaner, wissend, daß die Möglichkeiten des historischen Dramas und Films erschöpft sind, jetzt Historisches mit Vorliebe ins Kleid der Gegenwart. So versetzten sie Fuldas „Zwillingsschwester" — Libretto aus der Renaissance in unsere Tage; so werden hier die Spielereien der großen Katharina von Rußland einer Puppchenkönigin auf dem gegenwärtigen Balkan angedichtet, in deren Ländchen ein Revolutiönchen mit einem Scheck zugedeckt werden kann.

Birós und Lengyels „Zarin" ward von Christine Johnston und Hans Kräly nicht, wie so etwas bei uns zu Lande immer noch gemacht wird,

von der Bühne direkt ins Atelier transportiert, sondern völlig und sehr geschickt in Aufbau und Verzahnung umgemodelt. Lubitsch, der sehr wohl weiß, wie kitschig das Sujet von der Wonnegans auf dem Throne wirkt, die lieber auf die Stimme ihres kokett-gierigen Herzens als auf die ihres Volkes hört und so sich und den geliebten, bereits anderweit verlobten Hauptmann in abgebraucht - pseudotragische Konflikte bringt, — Lubitsch nimmt nicht nur das Ganze spielerisch und ein bißchen satirisch, sondern biegt jeden Einzelmoment, sobald er an die Grenze des Banalen oder Scharferotischen kommt, einfallsreich ins Spaßig-Ironische um. Ein Liebespaar, das in Mondscheinnacht auf der Parkbank sitzt, zeigt im Spiegelbild des Teichs seine Zärtlichkeit, bis sie durch das Wellenschlagen eines dazwischenschießenden Fisches gestört wird. Zusammenbruch der Königin und Hinrichtung des Geliebten wird verhindert, weil schon als „bitte, der Nächste" ein französischer Gesandter im Vorzimmer harrt. Und ein Ordensstern auf der Brust des jeweils Ausgezeichneten deckt sittsam jene Szenen zu, deren Darstellung in Amerika unmöglich gewesen wäre.

Daß der Film mit peinlichster Sorgfalt und mit wohlgefälliger Bewegtheit gearbeitet ist, daß er nicht nur das abgebraucht Banale, sondern auch das Alberne meidet, versteht sich bei Lubitsch von selbst. Was aber unsere Filmleute von solchen Amerikanern lernen müssen, ist nicht, wie man meistens glaubt, das Technische, sondern (worauf hier immer wieder energisch gewiesen werden muß) das Spiel der Hauptdarsteller, das ohne jedes gewaltsame Ausspielen mit einem Minimum von Ausdrucksmitteln ein Maximum von Ausdruckswirkung erreicht. Wie die Liebhaberin Pola Negri, wie der Charakterdarsteller Adolphe Menjou mit den uns schon vertrauten verschmitzten Augen- und Mundwinkeln, wie der Liebhaber Rod la Rocque fern zugleich von Süßlichkeit wie von Muskelroheit spielen, — das müssen sich alle unsere Liebhaberinnen, Charakterspieler und jugendlichen Helden genau ansehen, von der Putti und Dagover, Jannings und Veidt angefangen bis zu allen, die es einst werden wollen.

Kurt Pinthus

ALTENBERG-QUITTUNG

Das „Prager Tagblatt" druckt in seiner Festnummer (es wurde 50 Jahre alt) einen Brief von Peter Altenberg ab, worin der Wiener Dichter Nachdrucks - Honorare quittiert:

Sehr geehrte Redaktion „Prager Tagblatt", ich danke allerherzlichst für das Honorar (Abdruck der Skizzen aus der W.

A. Z.). Mögen doch alle Blätter, die uns durch den Abdruck unserer Sachen ehren, noch dazu diese Noblesse haben, sich erkenntlich zu zeigen in realerer Art! Ich habe den Abdruck meiner kleinen Sachen stets als eine besondere Ehrung empfunden und keinerlei Gefühl gehabt eines Anspruches auf Honorar. Wenn man mir es liebenswürdiger Weise spendet, so nehme ich es, bei meinen tristen ,Umständen gern und freudig an!

Ergebenst

Peter Altenberg.

Das ist ein anderer Stil als der Karl Sternheims.

HUGO VON HOFMANNSTHAL

Aus einem ungedruckten Buch.

Der Mensch ist begierig nach vorgestellten Erlebnissen, aber er weigert sich, seine gehabten Erlebnisse zu erkennen.

*

Es handelt sich nicht darum, uns in der Sprache, sondern die Sprache in uns auszuprägen.

*

Die Pflanze in uns ist's, die mit unsäglichem Grauen und Staunen das Mysterium der Ortsveränderung jedesmal durchmacht wie einen Tod.

*

Das geliebte Wesen ist immer nur der Docht in der Liebesflamme.

*

Das Geld, die Krankheit, die Zukunft: Verkleidungen des Nichts.

*

Das, was den großen Künstler ausmacht, ist ein großer Wille, aber ein Wille, der gewollt wird, nicht der will.

VON DER MARLITT BIS ZU RUDOLF HERZOG

Seit Paul Schlenther im Tageblatt der Bourgeoisie über die Marlitteratur spottete, gilt es am Kurfürstendamm als guter Ton, die alte Dame aus Arnstädt zu verachten. Warum eigentlich? So lange es Millionen Bürgersfrauen gibt, die ihre Zeit mit Romanen totschlagen müssen, so lange muß es Marlitte geben! Wir dürften über die gute Marlitt nur dann spotten, wenn wir nicht die Nachgeburten, die Stratz, Höcker, Rudolf Herzog bekommen hätten. Solang aber der völkisch parfümierte Schundroman in Hunderttausenden von Exemplaren in die erweichten Gehirne deutscher Strumpfstrickerinnen gegossen wird, so lange sollten wir uns lieber an Gottfried Kellers Anerkennung der Marlitt halten. Gemessen an den Damen Herzog und Stratz ist die Marlitt noch immer ein aufrechter Mann! Gottfried Keller, der — übrigens mit vollem Recht — den Fluß und Schwung der Erzählung der Marlitt rühmte, beendete seine Hymne auf die Marlitt mit folgenden Worten:

> Und dann noch eins, es lebt in diesem Frauenzimmer etwas, das viele schriftstellernde Männer nicht haben, ein hohes Ziel; diese Person besitzt ein tüchtiges Freiheitsgefühl und sie empfindet wahren Schmerz über die Unvollkommenheit in der Stellung der Weiber. Aus diesem Drang heraus schreibt sie. In allen Romanen, die ich von ihr gelesen habe, war immer das Grundmotiv, einem unterdrückten Frauenzimmer zu der ihr ungerechterweise vorenthaltenen Stellung zu verhelfen, ihre Befreiung von irgendeinem Druck, damit sie menschlich frei dastände —

und hierin besitzt die Marlitt eine Kraft, das durchführen zu können, eine Macht der Rede, eine Wortfülle, eine Folgerichtigkeit in der Entwicklung ihrer Geschichten, daß ich Respekt vor ihr bekommen habe. — Setzt die Marlitt nicht herunter!

Tüchtiges Freiheitsgefühl? Befreiung der Frauenzimmer? O, Rudolf Herzog, wärst Du wenigstens eine Marlitt!

GEMEINGEFÄHRLICHES

In einer Zeitschrift „Das Gasthaus" schreibt Herr Prof. Bornhak, Ordinarius an der Berliner Universität über „die Gemeingefährlichkeit der Antialkoholbewegung":

„Die Pazifisten wollen das kriegstüchtige deutsche Volk, nachdem es äußerlich entwaffnet ist, auch innerlich zu einer Masse von Waschlappen machen, und die Antialkoholiker ihm die äußere Lebensfreude und Lebensbejahung rauben . . . In den großen Zeiten der deutschen Geschichte haben die Deutschen auch immer ordentlich getrunken . . . Mit Rücksicht auf das Ausland sollte man sich vor der Behauptung hüten, daß in Deutschland zu viel getrunken würde. Sonst glauben unsere Feinde um so mehr aus uns herauspressen zu können. Die Bekämpfung des Alkoholismus ist also eine ebenso patriotische Pflicht wie die der Kriegsschuldlüge.

Der Antialkoholismus ist aber auch unvereinbar mit den Grundlagen des Christentums . . . Nach der Sündflut gab Gott der Herr Noah den Weinstock als Freude nach dem Leid . . . Wo bleiben da die Abstinenzler? Sie müssen an der Himmelstür umkehren und zur Hölle fahren. Da gehören sie hin. Denn beim Teufel gibt es nur höllische Glut und nichts zu trinken. Die Bekämpfung des Antialkoholismus ist also Pflicht jedes gläubigen Christen, der noch an Gottes Wort festhält . . . Deshalb nicht Ruh noch Rast, sondern auf zum Kampfe!"

Der Herr Professor gehört übrigens nicht zur Theologie, sondern zu den Staatswissenschaften. Es ist kein Zweifel, daß die Wissenschaft mit ihm Staat machen kann.

DEUTSCHE WEIHNACHTS-ANDACHT

Aus dem Nachrichtenblatt des Hamburger Kriegerverbandes vom 5. Dezember:

> Verein ehemaliger Angehöriger Res. 76 Hamburg. Einladung zum Deutschen Abend verbunden mit Schützengraben - Weihnachtsfeier in der Heimat am Donnerstag, den 10. Dezember, abends 8 Uhr, im Borgfelder Gesellschaftshaus, Oben Borgfelde 22. Die Festrede hält Herr Generalmajor von Heynitz, Lübeck, Weihnachtsandacht.

nehmer dieser Schützengraben-Feier im Borgfelder Gesellschaftshaus recht tief eingebuddelt.

PARISER ANEKDOTEN

Der bekannte französische Kommunist Charles Rappoport ist häßlich, aber ebenso witzig. In seiner Jugend sollte er Rabbiner werden. Da fragte ihn der isrealitische Theologe, der ihn in die Religion Jehovas einführen sollte: „Sagen Sie mal, junger Freund, wem sehen Sie eigentlich am meisten ähnlich, Ihrem Vater oder Ihrer Mutter?" Der junge Rappoport aber antwortete: „Ich möchte keinem Menschen Unrecht tun."

Bei einem Literatendiner, so erzählt Willy, ging die Rede von der Ehe einer in Liebessachen „vielseitigen“ jungen Schauspielerin, die eben geschlossen worden war. Man erwähnte, daß an demselben Tag ihr Onkel gestorben war.

„Du verstehst“, sagte Larbaudière zu Willy, „ihr Mann wußte, daß sie beim Heiraten etwas verlieren müsse. Sie tat, was sie konnte, sie verlor ihren Onkel.“

*

Der Dramatiker Pierre Frondaie fuhr an einem Wintertag in der Eisenbahn. Da trat ein Mann in den Wagen. Sofort öffnete Frondaie das Fenster. Der Mann aber zog es wieder hoch, worauf Frondaie es wieder öffnete. Als das Spielchen sich wiederholte, rief der Mann ganz entrüstet: „Aber es ist kalt, mein Herr!“ „Das ist wahr,“ sagte Frondaïe, „aber wissen Sie auch, daß Sie stinken?“ „Das ist mein gutes Recht“, sagte der andere, „aber das Fenster bleibt geschlossen, gemäß dem Reglement.“

Ein Kontrollbeamter, der vorbeikam, gab dem Mann recht. Da nahm Frondaie ruhig seinen Schal ab, wickelte ihn um seine Faust und schlug das Fenster ein. „Und nun, mein Herr‘, sagte er mit gewinnendem Lächeln, „nun können Sie in Frieden stinken.“

F. C.

Dem heutigen Heft unserer Zeitschrift liegt je ein Prospekt des S. Fischer Verlages sowie des Pontos Verlages mit bei, auf den wir unsere Leser besonders aufmerksam machen.

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 49)

Redaktion des „Tage-Buch“: Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79813. Wien 156791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6 — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25 vierteljährlich Reichsmark 6.50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, dritte Dezemberwoche.

Zu der Stunde, in der diese Zeilen geschrieben werden, ist noch nicht abzusehen, ob Herr Koch in seinen Mühen um die Regierungsbildung Erfolg haben wird. Aber das eine kann ihm schon jetzt zugutegehalten werden: daß er sich wenigstens redlich anstrengt. In den anderen Parteien dagegen scheint eine Art negativen Kompetenzkonfliktes ausgebrochen, — ist man schließlich auch noch zur Beteiligung an einer Koalition bereit, so will man sie doch um Gottes willen nicht führen. Das Zentrum hat den Kanzlerposten, der ihm angeboten war, höchst auffälligerweise unter jeder Bedingung abgelehnt. Herr Dr. Luther, der als Exponent der Volkspartei gelten darf, hat sich mit ganz ungewohnter Passivität in ein unsichtbares Eckchen zurückgezogen. Und die Sozialdemokraten, die für das Kanzleramt übrigens auch sonst nicht in Betracht kommen, wissen noch nicht einmal, ob sie auch nur einen Minister stellen sollen. Was ist der Grund für diese merkwürdige Abstinenz, die aller bisherigen Erfahrung widerspricht? Es ist plötzlich eine schwere Nervenkrankheit ausgebrochen, eine Art Platzangst: die Furcht vor den Kalamitäten des Winters! Man weiß nicht, wer die Parole ausgegeben hat, aber plötzlich war sie da und verbreitete sich epidemisch: dies wird ein Kabinett des Winters werden, mit keiner anderen Aufgabe, als tausendfachen wirtschaftlichen und sozialen Keulenschlägen den Buckel hinzuhalten; und mit keiner anderen Aussicht, als nach einigen Monaten völlig invalid in die politische Charité abtransportiert werden zu müssen. Warum also diesem Kabinett, wenn es sich schon nicht vermeiden läßt, an ihm teilnehmen, auch noch den Namen geben? Massennot droht; schon heute gibt es fast 700 000 Arbeitslose, Anfang Januar werden es 900 000 sein, im Februar vielleicht über eine Million. Warum die Parteimannschaft selbst von sich wegscheuchen, die unter allen Umständen grollen wird, teils, weil man den Massenforderungen nicht genug wird nachgeben können, teils weil man zu viel wird nachgeben müssen?! Eine sauve qui peut-Stimmung plötzlich! Und eine allgemeine Erleichterung, daß die Demokraten, die zur Mission der Prügelknaben- und Unpopularitätspartei historisch bestimmt zu sein

scheinen, auch diesmal wieder mit dem Opfermut des Marcus Curtius in den Abgrund zu springen sich bereit erklären. In den Abgrund des „schwersten Winters, den wir je hatten". Allerdings gab es seit zehn Jahren unausgesetzt nur schwerste Winter. Und sind doch allesamt überstanden worden. Ob nicht auch diesmal die Aengste übersteigert sind? Auch die Duldfähigkeit des Menschen ist eine Eigenschaft, die durch langjähriges Training vervollkommnet werden kann.

Während des Krieges haben die Zeitungen Erhebendes von dem Befreier Hindenburg erzählt. Erst ganz am Ende des Krieges sickerte durch, daß der Generalfeldmarschall eigentlich recht alt sei und von vielen Dingen, die unter seinem Namen geschahen, in Wirklichkeit doch wenig wisse. Vor dem Untersuchungsausschuß der Nationalversammlung zeigte sich dann für die anwesenden Zivilisten zum ersten Male ganz klar, daß dem redlichen alten Herrn Dinge zugeschoben worden waren, denen er nicht einmal in der Erinnerung gewachsen war. Später vergaß man das. Erst im Wahlkampf wurde es wieder hervorgehoben. Aber auch die Anekdoten der Wahlkampagne verflüchtigen sich wieder. Und wenn man heute genauer zusieht, entdeckt man, daß aus dem Kriege wie aus der Wahl schließlich nur das haften geblieben ist, was die verherrlichende Legende zu erzählen wußte —: der Befreier und der Retter, der Held der Schlachten und der Meister der Staatskunst. Wie im großen Hauptquartier einst die militärischen, so laufen, wenn man den Zeitungen glauben soll, im Präsidentenpalais jetzt die politischen Fäden zusammen. Hindenburg übersteht zur Zeit die erste Regierungskrise; im Sinne der Verfassung wird er also überhaupt zum ersten Mal politisch tätig. Er selbst ist bescheiden genug, seine Rolle nicht zu überschätzen. Trotzdem mag es für ihn schwer sein, zu unterscheiden, was er selber tut und was mit ihm getan wird. Aber was in aller Welt nötigt die Oeffentlichkeit, abermals eine Hindenburglegende zu schaffen, was nötigt sie, so zu tun, als ob der zurückhaltende, seine Personen- und Sachunkenntnis freundlich betonende alte Herr mit meisterlicher Hand und überlegener Weisheit die Fäden des Krisenknäuels entwirre? Hindenburgs Verdienst ist seine Offenheit. Er gibt sich keine Mühe, sein Alter zu verbergen. Auch seine Steifbeinigkeit trägt er tapfer zur Schau. Um so kläglicher ist es, daß es schon wieder Untertanen gibt, die so tun, als ob er auf dem parlamentarischen Parkett ein gewandter Tänzer sei. Ist Ehrlichkeit und guter Wille so wenig, daß noch hinzugedichtet werden muß?

Sobald die große Koalition drohte, begann in Berlin die bekannte Krisenkrankheit. Sie äußert sich in einer eigentümlichen Lockerung der Knochen, die in bestimmten Augenblicken zu besonderer Biegsamkeit führt; in fortgeschrittenem Stadium tritt eine völlige Neuorientierung des Skeletts von der Senkrechten zur Wagerechten ein. Befallen werden vor allem Beamte, vom Amtsdiener bis zum Geheimrat, aber auch Umlerner und Renegaten. Wenn man in diesen Tagen in Korridoren und Klubs, im Reichstag und in Regierungsgebäuden einmal beobachtete, wer wen grüßte, wer vor wem sich verbeugte, wer wessen Hände schüttelte, dann konnte man glauben, die große Koalition sei bereits verwirklicht, die Sozialdemokraten seien schon wieder Regierungspartei. Die Ministerkandidaten aber gingen erhobenen Hauptes durch die Reihen der klugen Männer, die mit vorgebeugtem Rücken vorbauten, genossen die Gunst der Stunde und freuten sich als gute Republikaner, daß nicht mehr aller Männerstolz von Fürstenthronen absorbiert werden kann.

Zwischen die Meldungen von der Kabinettsbildung, mitten ins Ratespiel der Krisenlösung kommt die bedeutsame Nachricht: „Frau Außenminister Stresemann läßt die Montagsempfänge im Dezember ausfallen. Der nächste Empfang findet erst nach Neujahr statt.“ Ein Fingerzeig vom diplomatischen Himmel! Nein, sie will nicht Frau Reichskanzler werden, sie will aber Frau Außenminister bleiben. Wichtige Probleme der Regierungsbildung sind damit schon gelöst.

Ist es wahr, daß Graf Brockdorff-Rantzau, der deutsche Botschafter in Moskau, der sich seit langen Wochen in Berlin befindet, noch immer nicht seinen Antrittsbesuch bei dem Staatsekretär von Schubert gemacht hat? Es ist bekannt, daß Graf Brockdorff-Rantzau Gegner des Locarno-Paktes ist, daß er die etwa noch schwankenden Deutschnationalen eifrig in diesem Sinne beeinflußte. Ließen wir auch die etwas chimärische Ostpolitik des Herrn Grafen als dessen Privatpläsier gelten, Neigungen und Abneigungen eines beamteten Diplomaten dürfen sich nicht in Oppositionshandlungen gegen die Politik seines Ministeriums umsetzen, und der Glaube an die Ueberlegenheit seiner Auffassung darf ihn nicht dazu führen, die Spitzen seines Amtes zu behandeln, als wären sie nicht da. Dem Herrn Grafen Brockdorff-Rantzau wird sicher als altem Diplomaten die Geschichte jenes

Grafen Arnim wohl vertraut sein, der als Botschafter in Paris durch eigenmächtige Aktionen Bismarcks Politik durchkreuzte. An den richtete der Kanzler, ehe er gröberes Geschütz auffuhr, am 19. Juni 1873 ein Schreiben (enthalten in der Aktenpublikation des Auswärtigen Amtes), dessen wesentlichster Abschnitt lautet:

> Nachdem die Färbung Ihrer Berichte seit 8 Monaten im Gegensatz mit der von mir bei Seiner Majestät vertretenen Richtung in bezug auf unsere Politik in Frankreich gestanden und mir durch den bei Seiner Majestät gefundenen Anklang die wirksame Unterstützung des Herrn Thiers unmöglich gemacht hat, befinde ich mich in der Lage, die Verantwortlichkeit für diesen politischen Fehler und die sich daraus ergebende ganze Situation auf meine Rechnung zu nehmen, obwohl ich mich nach den Anstrengungen, die ich in der entgegengesetzten Richtung unausgesetzt zu machen gehabt habe, hierzu nicht verpflichtet halten kann. Eine Einwirkung, wie sie durch Ew. pp. Berichterstattung im Widerspruch mit der von mir befolgten Politik auf Seine Majestät geübt worden ist, hat nicht mehr den Charakter einer gesandtschaftlichen, sondern den einer ministeriellen Tätigkeit. Dieselbe tritt in Rivalität mit der legitimen Wirksamkeit des Ministers der auswärtigen Angelegenheiten und ist daher staatsrechtlich ebenso unberechtigt, als in ihren Folgen für das Land gefährlich . . . .

Hat die Tätigkeit des Herrn Grafen Brockdorff-Rantzau heute mehr einen ministeriellen als gesandtschaftlichen Charakter? Das wäre zu klären. Uebrigens, sein Platz ist in Moskau.

Ernst Toller, der ernsthafteste Volkserzieher unter den Sozialisten und deshalb in keiner Partei heimisch — was hätte ein gesinnungsvoller Mensch in einer Partei zu tun, wie könnt' er sie, wie könnt' sie ihn ertragen? — Ernst Toller hat im November eine Rede über die „Deutsche Revolution" gehalten, die in der E. Laub'schen Verlagsbuchhandlung soeben erschienen ist. In dieser Rede waltet die Strenge des bitter Enttäuschten, aber sie klingt immerhin in den Appell des noch nicht Hoffnungslosen aus. Den alten Herren, welche die deutsche Revolution bis in den Grund verkorkst haben, ruft Toller einige kräftige Worte nach:

> Das Proletariat hatte die Macht
> Aber hatte es den Willen zur Macht?
> Euch, uns Alle fand die Stunde unvorbereitet. Denn hätten wir gewußt das Entscheidende zu tun, keiner wäre so mächtig gewesen, wider unsern Willen zu handeln, die Revolution preiszugeben den alten Gewalten.
> Was verstanden wir vom Kreis der Aufgaben?
> Wir wußten keinen Bescheid über den Gegner und die Art seiner Mittel.
> Das deutsche Proletariat hatte kein Vertrauen zu sich, wie auch

die Führer, die schwächlich waren, kein Vertrauen zu ihm hatten.
Selten getraute sich der deutsche Arbeiter zu verantwortlichem Führertum.
Immer war er bereit, Führung und Aemter dem ersten Besten, dem ersten Schlechtesten zu übertragen — aus Furcht vor Verantwortung. Der deutsche Arbeiter hatte Mut, für die Revolution zu sterben, aber die Barrikade revolutionären Lebens fand ihn kleinmütig und furchtsam.
Uns fehlte die Kühnheit,
Wir hatten Angst.
Auf dem Götzenberg verkalkter Gewohnheit saß eine furchtbar dreinschauende Vogelscheuche, und die alte Dame drohte mit dem Finger und schrie:
„Ich bin das Chaos! Hütet euch!"
Und wir hüteten uns. Wir hüteten uns so sehr, daß wir unsere Gegner baten, sie möchten um der allgeliebten Ruhe willen die Revolution doch ja in das rechte Geleise führen. Was sie denn auch taten.

Toller beendet seine Bußtagspredigt mit einem Appell an die Jugend. Aber wo ist sie? Es gibt eine geistfeindliche, Windjackenjugend mit rotem oder schwarz-weiß-rotem Abzeichen, und es gibt eine gehorsame, anständige, innerlich greisenhafte Jugend, die abgeklärt ist, ohne gegohren zu haben. Das Altern eines Menschen ist traurig. Aber das Altern der deutschen Arbeiterbewegung ist niederschmetternd. Sie ist kaum fünfzig Jahre alt, zittert an jedem Wendepunkt, vergißt alle Aktivität, leidet an Todesgedanken und hat ihre Jugend ganz vergessen.

Als der Reichsbankpräsident Schacht in der Börse Bericht über seine Amerikareise erstattete, saßen zu seinen Füßen auf Ehrenplätzen die Größen der Handelskammer, der Bankwelt und der benachbarten Bezirke. Unter denen aber, die stehen mußten, war der Reichstagspräsident Löbe. Die übrige Welt feiert den 50jährigen; er ist als Politiker bekannt und beliebt. In den Räumen der Berliner Börse muß der Vertreter des deutschen Parlaments in der Ecke stehen.

Seit dem Kriege ist die Presse aller Länder im Verfall. Die fetten Lettern der mageren Generalstabsberichte haben gesiegt, die unscheinbare Sachlichkeit, welche sich schwer „aufmachen" läßt, ist seither obdachlos. Welche Zeitung hätte den Mut, sich selbst das ruhige, aufregungslose Bild der Vorkriegszeit zurückzugeben? Fast keine. Und keine kann es, denn nicht nur die Zeitung, auch der Leser hat sich

verschlechtert. Er nährt sich hauptsächlich von Ueberschriften, er will das hohle Windgebäck. In diesem Zusammenhange verdient ein Bekenntnis festgehalten zu werden, das sich in der Jubiläumsnummer des „Prager Tagblattes“ findet — beiläufig, die besten Zeitungen erschienen immer nicht in den Hauptstädten, sondern in den stilleren Großstädten, nicht in Berlin, sondern in Frankfurt, nicht in London, sondern in Manchester, nicht in Wien, sondern in Prag —

> Wider Fürstenmacht zu streiten, gegen eine Regierung zu kämpfen, ist eine Kleinigkeit; dabei findet man immer sein organisiertes, dankbares Publikum. Weit riskanter ist es, in einer Zeit, die für Kreuzworträtsel schwärmt, sich gegen sie zu erklären; das kann die bürgerliche Existenz gefährden.

Wehe den Zeitungen, die nicht als Rätsel-Rummelplatz dienen wollen, wehe den Zeitschriften, die ohne nackte Mädchenbilder auskommen wollen. Es ist die Kundschaft, die so bedient wird, wie sie's will, es ist der Verfall des Lesers, der den Verfall der Presse bedingt.

Man muß davon Notiz nehmen, daß sich in der letzten Woche, zum ersten Male seit Jahrzehnten sämtliche Parteien eines deutschen Parlaments absolut und begeistert einig gezeigt haben. Es war kein Unterschied mehr zwischen rechts und links, — Kommunisten und Katholiken, Völkische und Sozialdemokraten, alle stimmten sie für denselben Antrag. Das ereignete sich im bayerischen Landtag. Und die gemeinsame Forderung war, daß der Bierpreis im Hofbräuhaus herabgesetzt werden müsse. Woraus zu ersehen ist, daß, wenn es sich um höchste Belange der Stammeseigenart handelt, ein gesundes völkisches Zusammengehörigkeitsbewußtsein eben doch alle künstlichen Parteischranken zerbricht.

Ein kleines Ereignis der vergangenen Wochen: Siegfried Wagner sprach im Verein „Berliner Presse“. Wenn man nicht wüßte, was Richards Sohn den Berliner Zeitungsschreibern erzählt hat, so wäre die Tatsache — dieser Redner vor diesen Hörern — allein schon bemerkenswert. Dem Vater wäre dieser Besuch unmöglich gewesen, er konnte das „Gelabber“ nicht hören, er schilderte die Rede der Juden „als durchaus fremdartig und unangenehm; ein zischender, schrillender, summsender oder murksender Lautausbruch der semitischen Sprechweise“ schien Richard Wagner unerträglich. Siegfried, der Sohn, ist unempfindlicher geworden, er nahm

alles Zischende, Schrillende, Summsende im Verein „Berliner Presse“ mit der Demut des Schwergeprüften hin, der in sich gegangen war. Nichts vom Ingrimm des Vaters, der gerade den „gebildeten Juden“ haßte: „Was der gebildete Jude in seiner Stellung auszusprechen hatte, wenn er sich künstlerisch kundgeben wollte, konnte natürlich eben nur das Gleichgültige und Triviale sein, weil sein ganzer Trieb zur Kunst ja nur ein luxuriöser, unnötiger war“. Siegfried stand dem luxuriösen Kunstjuden diesmal sanftmütig gegenüber. Vergessen die Zeit, da Adolf Hitler in Wahnfried empfangen und verherrlicht wurde, vergessen, was Schwager Houston Chamberlain über die reine Heldengestalt des Braunauer Anstreichers in die Welt posaunt hatte, vergessen der Sommer, da es sich nicht empfahl, auf dem Bayreuther Hügel ohne Stahlhelmabzeichen zu erscheinen. Siegfried kam in Demut, er war von einem sanften jüdischen Gastfreund eingeführt, er hatte vorher im kleinen Kreise ein Kreuzfeuer von Fragen eines jüdischen Justizrates und Führers überstehen müssen, aber er ließ sich den Friedenspreis nicht aus den Händen nehmen, er hatte sich in den Kopf gesetzt, das aggressiv völkische Bayreuth öffentlich abzuschwören, es drängte ihn, der selbst noch vor kurzer Frist zu Tischnachbarn von der Judenherrschaft geplaudert hatte, sich als unpolitischen Musikanten vorzustellen, der seine Hand allen hinstreckte, allen, vor allem der Berliner Presse. Und es standen die Recken der zeitungsschreibenden Hauptstadt auf, einer nach dem andern, und sie zählten die frischen Sünden der Vergangenheit auf, aber Siegfried, in Demut verharrend, senkte bloß das Haupt und hob es erst wieder als er nochmals die Friedenshand ausstreckte: „Bayreuth für Alle“ . . . Das Ereignis braucht nicht überschätzt werden. Es hat sich eben herausgestellt, daß das völkische Deutschland nicht imstande ist, das Festspielhaus zu füllen. Defizite stimmen europäisch, ja sogar amerikanisch, aber in der Reihe der Niederbrüche, die der hysterische Nationalismus hintereinander erlebt hat, ist Siegfrieds friedevolles Freien um die Berliner Presse ein kleines heiteres Stück für sich.

DR. HANS SIMONS
Oberregierungsrat z. D.

DAS ZERBROCHENE RECHTSGEFÜHL

Deutschland hat sich in Locarno gemeinsam mit den anderen beteiligten Staaten auf den Boden des Rechts gestellt. In einem sorgfältig ausgedachten Verfahren ist Vorsorge getroffen, daß dieses Recht gewahrt werde. Aber welches ist es denn? Die Gleichheit der vereinbarten Formen bedeutet noch nichts für die Einheit des Inhalts. Es ist nur allzu wahrscheinlich, daß wir unter Recht etwas ganz anderes verstehen werden als die anderen. Gibt es eine deutsche Rechtsidee, die auf die internationale Rechtsrealität mit gestaltender Kraft einwirken könnte?

Ach nein! Denn dazu wäre wohl die mindeste Voraussetzung, daß wir uns zu Hause über das Recht etwas einiger wären. Vor allem müßte der Staat, der nach außen Recht durchsetzen will, nach innen wenigstens Recht setzen können. Er kann das aber nur formal. Gesetztechnisch entsteht wohl Recht, wenn die Aufwertungssätze die nötige Mehrheit gefunden haben und ordentlich verkündigt sind; im Sinne der Wissenschaft wird wohl Recht gesprochen, wenn ein Gericht in einer ihm zustehenden Sache sein Urteil fällt. Aber was hilft das, wenn das Gefühl der Betroffenen sich immer häufiger dagegen auflehnt, weil es im formalen Recht das moralische Unrecht findet?

Es mag sein, daß sich mit den Artikeln der Verfassung und den Paragraphen der Gesetze alle Vorwürfe widerlegen lassen, die gegen den Staat, seine Minister, Beamten und Richter erhoben werden. Aber es gibt ein untrügliches Empfinden, das selbst aus einer einseitigen parteiischen Darstellung den Kern von Wahrheit spürt. Es mag sein, daß man von unzulässiger Verallgemeinerung bedauerlicher Ausnahmen, von Uebertreibungen und Sentimentalitäten reden kann. Aber es gibt Fälle, die, jeder für sich allein, völlig genügen, um die Gemeinschaft des Rechtsbewußtseins zu zerstören. Es gibt eine Statistik des Herzens, wo anders aufgezeichnet wird, richtiger, als in den Prozenttabellen. Da wird das Menschliche als Einzigkeit gewertet. Hundert in Gnaden erlassene, tausend mit Recht verhängte Strafen wiegen den einen Fehlspruch nicht auf.

Prüft man diese Statistik, so kommt man zu dem Schluß, daß es in Deutschland nicht mit rechten Dingen zugeht, und daß dieser Umstand im allgemeinen mit unfaßlicher Ruhe und Gleichgültigkeit ertragen wird. Rechtsbewußtsein und Rechtsgefühl sind gleichermaßen krank.

Der Staat bringt sich durch seine Staatsanwälte mehr noch als durch seine Richter in die unmöglichste Lage. Er zerstört

das Recht, aus dem er seine Ansprüche gegen die Staatsbürger herleiten sollte; er sägt, wie das prägnante Sprichwort sagt, den Ast ab, auf dem er sitzt. Erst seit dem Barmat- und dem Höfle-Fall kann die Oeffentlichkeit übersehen, daß innerhalb der Justiz ein vielleicht systemloser, aber jedenfalls zielbewußter Kampf gegen Republik, Demokratie und Parlamentarismus geführt wird. In seinem Sinne greifen Beamte, zum Schutze eines imaginären überlieferten Rechts, die tatsächlichen Grundlagen der heutigen Staatsordnung an. Sie selbst retten sich dabei vor der Unsicherheit, in die auch sie dadurch geraten, durch einen grauenhaften Formalismus und eine beängstigende Unduldsamkeit.

So kommt es, daß ganze Schichten der Bevölkerung es in jedem Falle mit voreingenommenen Behörden zu tun haben. Wo das einmal hervortritt, helfen grundsätzlich alle Gegenbeispiele nichts mehr. Durchaus nicht nur vor Gericht, aber dort doch am stärksten, faßt den Staatsbürger, der nicht engste Verbindung zu der gesellschaftlichen Oberschicht des alten Staates hat, ein sehr richtiges, mit Vernunftgründen nicht besiegbares Gefühl der Verlassenheit. Ob es sich dabei um einen Straf- oder Zivilprozeß handelt, um die Ruhrentschädigung oder den Anteil der kleinsten Einkommen an den Steuereinnahmen des Reichs, — ob der Staat durch seine Polizisten mit Strafverfügungen wirkt, oder durch seine Kanzlisten mit abgelehnten Beschwerden: eine bestimmbare breite Schicht der Getroffenen fühlt, daß ihr Unrecht geschieht; und je weniger sie es beweisen kann, desto tiefer leidet sie darunter.

Immerhin wäre das noch erträglich, wenn es irgendwo Instanzen gäbe, die dank einer klugen und großzügigen Handhabung der Gesetze im Stande wären, die Fehler der unteren Stellen wieder gutzumachen. Aber es gehört zum System, daß Beschwerden praktisch von denen entschieden werden, gegen die sie gerichtet sind. Im krassesten Falle bekommt man den berüchtigten Abgabebescheid, sonst geht die Sache zur Stellungnahme dahin, wo das Unrecht geschehen sein soll. Da den höheren Behörden keine anderen Informationen zur Verfügung stehen als die Berichte ihrer Organe, kommt es schließlich auf die Selbsterkenntnis des Landjägers oder Kreissekretärs an, ob der Beschwerdeführer sein Recht findet. Diese Praxis, die beim Militär im Beschwerdeverfahren und in der Sonderjustiz am stärksten entwickelt worden ist, hat sich inzwischen auch den Zivilisten als selbstverständlich aufgedrängt. Nur so ist es möglich, daß beispielsweise im Falle Wandt Berichterstatter über den Wiederaufnahmeantrag im neuen Senat des Reichsgerichts gerade der Richter ist, der am früheren Urteil beteiligt war.

Natürlich gibt es für solche Erscheinungen sachliche Gründe. Aber diese Sachlichkeit ist darum so schrecklich, weil sie menschliches Schicksal genau so bewertet, wie Bequemlichkeiten einer Verfahrensvorschrift. Wenn etwas formell zulässig ist, dann stellt überhaupt niemand mehr die Frage, ob es auch innerlich einwandfrei ist. Der Laie wird mit Paragraphen eingeschüchtert. Schließlich glaubt auch die Kritik, daß leider alles richtig sei, weil sie sich von einem äußerlichen Ordnungsbegriff imponieren läßt. Je öfter es aber gelingt, die Rebellion des Gefühls durch logische Erwägungen niederzuschlagen, desto selbstbewußter und gefühlloser wird die Technik des Rechts und der Verwaltung. Ihre Jünger trauen sich übermenschliche Unberührbarkeit und Unerschütterlichkeit zu. Wann kommt es vor, daß ein Richter sich für befangen hält, daß ein Staatsanwalt sich einen Irrtum eingesteht, daß ein Schutzmann gegen sich selbst Zeugnis ablegt?! Die Glorifizierung des Beamtentums hat alle Funktionäre der Staatsgewalt blind gegen sich selber gemacht. Sie betrachten die Dienstvorschrift als verbindlich auch für Privat- und Innenleben. Sie scheitern selbst im Glauben, weil das erste Gebot ihres Berufes ist, Recht zu haben. Dieses Recht aber setzen sie voraus statt es zu suchen.

Das Wesen der Rechtspflege besteht dann natürlich darin, von dieser Voraussetzung aus zu entsprechenden Schlüssen zu kommen. Darum ist das Grundübel alles Juristentums die Rechthaberei. Abstrakte Logik statt Einführung in die Wirklichkeit, Einpressen der Tatbestände in die Paragraphen, statt Anpassen der Gesetzesauslegung an die Gerechtigkeit: das sind die technischen Künste, die das juristische Studium vermittelt. Bitter richtig ist das Wort eines Kandidaten, der noch nicht unempfindlich geworden war: Jetzt habe ich jahrelang Rechtswissenschaft studiert, aber nicht einmal ist mir dabei das Wort Gerechtigkeit vorgekommen. Wie die juristische Vorbildung für das öffentliche Wirken in Deutschland die Regel ist und bleiben wird, so ist die juristische Grundhaltung des Beamtentums, der Volksvertretung und sogar eines Teiles der Oeffentlichkeit entscheidend für die moralische Stellung Deutschlands.

Es soll gar nicht geleugnet werden, daß diese Uebelstände auch innerhalb des Apparates bei Behörden und einzelnen erkannt und bekämpft werden. Aber die Art, wie das geschieht, ist oft selbst wieder kennzeichnend für das Uebel. Wenn sich Münchhausen noch am eigenen Schopfe aus dem Sumpf ziehen konnte, so kann der Staat sich doch mit seinen eigenen Formeln und Methoden nicht aus der Befangenheit und Bindung befreien, die ihm gefährlich wird. Ein Landgerichts-

rat, der in Strafsachen offenbare Fehlsprüche gefällt hat, wird mit Rücksicht auf seine persönlichen Beziehungen zum Landgerichtspräsidenten wegbefördert; Kollegen, die politisch mißliebig sind, werden einfach von der Strafkammer an die Zivilkammer versetzt. Einem Verurteilten, der Opfer eines Fehlspruchs geworden ist, wird die Strafhaft bis zur Unkenntlichkeit erleichtert; einem Untersuchungsgefangenen aber, gegen den die Stimmung ungünstig ist, wird schon die Haft zur vorweggenommenen Strafe gemacht. Das sind auch ohne Rücksicht auf die Politik unerträgliche Zustände. Der Staat schafft so, wenn die in ihm gebundenen Menschen ein Unrecht gutzumachen suchen, nur neues Unrecht, das er für äußerlich erträglicher hält, ohne zu fragen, ob es nicht innerlich viel unerträglicher ist. Gnade wird ausgleichende Bequemlichkeit. Ein verfehlter Fall wird nicht wieder aufgenommen, sondern vertuscht. Es kommt nicht auf Wahrheit, sondern auf Verschwiegenheit an, weil äußere Stille mit innerer Ruhe verwechselt wird und sogar das Gewissen verstummt, wenn die Oeffentlichkeit nur schweigt.

Gibt es denn kein öffentliches Gewissen? Außerhalb und oberhalb der einzelnen kann es sich nicht bilden, solange es nicht von der Kraft gemeinsamer Gesinnung ausgeht. Die aber fehlt. Sicherlich hat der Krieg, die unerwartete und als ungerecht empfundene Niederlage, die wirtschaftliche Ungerechtigkeit der Inflation moralisch zerstörend gewirkt. Aber sie alle sind doch zum Teil erst möglich oder erst wirksam geworden aus einem innersten Mangel. Wenn man ohne Kommentare, Handbücher und Lexika das Rechtsleben in Deutschland miterlebt, kommt man zu dem furchtbaren Schluß: es gibt hier keine allgemeine leidenschaftliche Gerechtigkeitsliebe. Daß sich gerade die Richter ihre Fehlerlosigkeit selbst bescheinigen, ist eher ein Beweis dafür als dagegen. Wenn bei den geschulten Juristen das Gefühl der Unparteilichkeit so wenig entwickelt ist, daß sie sich in eigener Sache am eigenen Zeugnis genügen lassen, wie kann man sich dann über die allgemeine Voreingenommenheit wundern?

Wäre es anders, dann sähe auch die Wirklichkeit und Wirksamkeit des Rechtes anders aus. Hier und da hat die Unermüdlichkeit eines einzigen der Gerechtigkeit gegen die Gerichte zum Siege verholfen. Aber wie oft begnügt sich jedermann mit einem Achselzucken! Fühlt nicht jeder bei sich selbst die hoffnungslose Müdigkeit, die Angst vor dem Paragraphen, vor der Dialektik der Fachmänner, vor den unbekannten Einzelheiten? Halten wir nicht alle schließlich unser Herz zur Trägheit an, auch wenn es zuerst noch hämmert und zu Taten treibt? An mangelnder Gegenwehr

erstarkt in der Wechselwirkung das Unrecht. Es wird selbständig und wächst über seine Vorbedingungen hinaus. Denn die Staatsgewalt geht nicht nur verfassungstheoretisch vom Volke aus. In ihren Wirkungsformen beruht sie heutzutage tatsächlich auf dem Wesen des Volkes. Darum heißt es in der österreichischen Verfassung in schöner Folgerichtigkeit: Das Recht geht vom Volke aus. Darum sprechen unsere Gerichte im Namen, handeln unsere Behörden im Auftrag des Volkes. Es ist also weder richtig noch recht, die Fehler nur bei den Handelnden zu suchen; auch die Leidenden sind schuldig. Mag sich manches aus geschichtlichen Gründen durch die Entfernung des Beamtenstandes vom Volksganzen zunächst verschlimmert, durch die Gewöhnung des Volkes an den Obrigkeitsstaat hernach erhalten haben: einen entscheidenden Anteil muß die besondere Anlage haben, ohne die sich die äußere Lage schnell ändern würde.

Diese Anlage wirkt auf allen Gebieten. Man kann weder in der Wirtschaft, noch in der Politik, weder in der Wissenschaft noch in der Technik den Menschen von sich selbst loslösen. Ebensowenig aber kann sich ein Volk nach außen anders darstellen, als es innerlich ist. Alle technischen Bemühungen um den Aufstieg in Ehren! Sie werden umsonst sein, wenn nicht sittliches Bemühen hinzukommt. Denn neben allen Schlagworten neudeutscher Befreiungspolitik behauptet sich der alte Satz: Gerechtigkeit erhöhet ein Volk.

PAUL WESTHEIM

BERLINER KUNSTPFLEGE

Was wird eigentlich aus zahllosen Bildern und Plastiken, die die Stadt Berlin Jahr um Jahr ankauft? Einzelne der Plastiken werden auf Schmuckplätzen oder in den öffentlichen Parks aufgestellt und dienen so zu einer Verschönerung der Stadt, die öfters auch von den betroffenen Anwohnern als Nichtverschönerung aufgefaßt wird. Im übrigen aber — — Statt einer Antwort eine Anekdote, die in Künstlerkreisen kursiert. Vor kurzem war die städtische Kunstdeputation wieder einmal in einer Ausstellung und man war schon so ziemlich einig, ein Bild: die Lämmerherde anzukaufen. Worauf plötzlich einer der mitagierenden Stadtverordneten die Frage aufgeworfen haben soll: „Ja, meine Herren, haben Sie auch daran gedacht, in welchem Fraktionszimmer die „Lämmerherde“ aufgehängt werden soll?“ Worauf ebenso einmütig von dem Ankauf abgesehen wurde. Was für den betroffenen Maler, der das Geld gewiß gut gebrauchen konnte, gewiß schmerzhaft

gewesen sein dürfte, was aber sonst wohl für die Stadt, für die Bürgerschaft und für die Kunst kein Verlust zu sein braucht. Die Episode, ob wahr, ob nett erfunden, besagt doch auch das, daß diese Kunstpflege in weiter gar nichts besteht, als an einen gewissen Kreis von Künstlern Geld auszuzahlen. Denn wer sonst hätte noch was davon? Die Berliner Bevölkerung?! Den Kunstbesitz der Stadt bekommt ja niemand zu Gesicht. Allenfalls wenn einer mal in einem Magistratsbüro zu warten hat, kann er sich die Zeit damit vertreiben, ein da aufgehängtes Bild anzusehen. Ob allerdings das Warten in einem Magistratsbüro angetan ist, in die rechte Stimmung zum Kunstgenuß zu versetzen, ist eine andere Frage.

Genau genommen, tut die Stadt nur dies: sie schafft jedes Jahr einen Teil der Berliner Kunstproduktion aus der Welt. Was, da ja nun einmal nicht die besseren Werke oder gar das Beste gekauft wird, in gewissem Sinne beitragen könnte, das Ansehen der Berliner Kunst zu heben. Doch, ist diese Art von Berliner Kunstreinigung nicht ein zu kostspieliges Verfahren?! Im Ernst, wenn die Stadt es vermocht hätte, in den letzten 25 Jahren etwa die charakteristischsten und bedeutsamsten Leistungen der Berliner Künstlerschaft zu erwerben und das alles wäre dadurch der Oeffentlichkeit entzogen, es wäre einfach unerträglich. Es wäre gerade so, als wenn die Stadtbibliothek immerfort Bücher kaufte und kein Mensch bekäme sie zum Lesen oder wenn die Stadt die Oper: Sänger, Musiker, Dirigent, Regisseur, Haus und Fundus bezahlte und schließlich keine Musik machen ließe oder doch nur für ein paar Stadtverordnete und Magistratsmitglieder. Es kann nicht bestritten werden, daß die Bevölkerung Berlins ein Anrecht, wenigstens ein moralisches Anrecht hat, teilzuhaben an dem Kunstgenuß und den Bildungsmöglichkeiten, die durch einen Ankaufsfonds von mehreren 100 000 M. jährlich ermöglicht werden. Dieses Kapital — die Sache einmal von der Seite gesehen — arbeitet nicht, liegt unproduktiv fest.

Richtig ist, die Stadt Berlin hat keine Räume und keinen Apparat, um ihre Kunsterwerbungen der Oeffentlichkeit zugänglich zu machen. Es fehlt neben dem Märkischen Museum, das eine kulturgeschichtliche Sammlung ist und dessen Räume auch museumstechnisch unbrauchbar wären, eine städtische Galerie.

Die Forderung nach einer städtischen Galerie, einer Sammelstelle der zeitgenössischen Berliner Kunst ist nicht neu, ist wohl fast so alt wie die Kunstpflege der Stadt Berlin. Als vor zwanzig Jahren Tschudi die Nationalgalerie verlassen mußte, ist der Stadt Berlin aufs dringlichste nahegelegt

worden, diesen genialen Kunstpfleger der Reichshauptstadt zu erhalten und ihn eine städtische Galerie organisieren zu lassen. Wozu man sich freilich nicht entschließen konnte, vor allem wohl mit Rücksicht auf den Kaiser; von der Affäre mit dem Märchenbrunnen hatte man gerade noch genug. Was freilich auch zur Folge hatte, daß die Tschudi-Spende — nicht nur ein künstlerischer, sondern ebenso sehr ein materieller Wert — nicht in Berlin, sondern in München ist und dem bayrischen Staat gehört. Von der Zeit an ist von allen kunstverständigen Kreisen diese Forderung nach einer städtischen Galerie gestellt worden. Curt Glaser hat eine Zeitlang fast mit stereotyper Regelmäßigkeit die Gründe dafür wiederholt. In meinem Archiv finde ich aus dem Jahre 1913 einen Zeitungsausschnitt, in dem es heißt:

> „Jedenfalls ist der jetzige Zustand, wo die gekauften Bilder alsbald nach Schluß der Ausstellung aus der Oeffentlichkeit verschwinden, kein solcher, der den Nutzen ausschöpft, der mit jenen Mitteln gestiftet werden könnte. Also — wir brauchen für die Bilder, die wir haben wollen und müssen, eine Galerie . . . . Und nun will ich noch ein offenes Geheimnis sagen: eine solche Galerie kostet nichts. Oder vielmehr: sie kostet nur einen Mann. Ein tüchtiger Direktor, der mit der lebendigen Kunst in enger Fühlung steht, der auch dem jeweils neuesten Kunstschaffen, wie ungebärdig es sich auch oft noch benehmen mag, mit Verständnis oder wenigstens mit Liebe gegenübertritt — ein solcher Mann kann uns für ein Butterbrot allmählich eine herrliche Galerie zusammenkaufen. Abgestempelte Berühmtheiten mit Zehntausenden von Mark erwerben, das kann jeder Kunsthändler fertigbringen — aber von Malern und Bildhauern, die noch n i c h t berühmt sind, Bilder kaufen, die e i n s t hoch im Werte stehen werden, das ist die Aufgabe eines solchen Galerieleiters.“

Der Mann, der das geschrieben, auf den man, wie ich annehmen darf, im Berliner Stadthaus noch immer etwas mehr hören wird, als auf einen von uns Kunstschreibern, ist der — ehemalige Bürgermeister Reicke. In der Tat, wenn man, statt in der biherigen Weise anzukaufen, einen solchen Galerieleiter, oder lieber noch einen Stadtkunstwart gehabt hätte, dann hätte man wahrscheinlich statt absinkender Werte auch einen großen materiellen Besitz.

Eine Kommission, eine Deputation kann das beim besten Willen nicht. Noch niemandem ist es eingefallen, ein Museum

etwa von einer Kommission leiten zu lassen. Eine Kommission kann unerläßlich scheinen aus verwaltungstechnischen Gründen, als Rückendeckung gegenüber einem parlamentarischen Plenum, das Abrechnung fordert über die Verwendung bewilligter Mittel. Eine Kommission kann zu- und abstimmen, kann Kompromisse machen — aber weiter kann sie eigentlich nichts. Jedenfalls nicht dem künstlerischen Schaffen der Zeit und einer Stadt Rückhalt und Antrieb geben. Das kann nur die dieser Deputation verantwortliche Persönlichkeit, jener Mann, den bereits der Bürgermeister Reicke forderte.

Diese Persönlichkeit, dieser Stadtkunstwart, ist sogar viel wichtiger und viel dringlicher noch als die Galerie. (Ob das Ermeler-Haus, das, wie uns mitgeteilt worden, bereits für eine städtische Galerie vorgesehen sein soll, der geeignete Bau ist, erscheint fraglich. Sicherlich wird die von der Stadt erworbene Sammlung alten Porzellans sich hier gut machen, aber auch das, was heute künstlerisch geschaffen wird? Und dann könnte es — ähnlich wie beim Märkischen Museum — allzu leicht nur so kommen, daß man zur Wahrung der Reize des Bauwerks lieber vorzieht auf den Inhalt zu verzichten, für den das Gebäude eigentlich da und gedacht ist.) Schließlich ist die Galerie ja auch nur ein Mittel zum Zweck. Eben der Apparat, durch den allein es nun einmal möglich ist, den Kunstbesitz der Stadt — der zugleich ein Charakterbild dessen sein könnte, was Berlin innerhalb der gesamtdeutschen Kunstentwicklung bedeutet — zum Besitz der Bevölkerung zu machen. Wobei, wie anzunehmen ist, diese Oeffentlichkeit der städtischen Kunstpflege ihre Rückwirkung auch haben dürfte auf das, was an Kunst gepflegt wird. (Daß in Zukunft, wie inzwischen vom Oberbürgermeister zugesagt worden ist, die Ankäufe der Stadt, der Kunstkritik zugänglich gemacht werden sollen, ist in dem Sinne gewiß schon ein Fortschritt. Freilich sind die Kunsterwerbungen der Stadt schließlich nicht dazu da, daß die Kunstkritiker, sondern daß die Berliner Bürger sie zu sehen bekommen.) Es wäre immerhin denkbar, daß dadurch allein schon mancherlei „Kunst" nicht erworben würde, die die Oeffentlichkeit nicht verträgt. Was eigentlich ja auch wohl niemand will: weder der Oberbürgermeister, noch der Magistrat, noch die Deputation. Die Galerie kann man ansehen als das Unvermeidliche; das Unerläßliche aber ist der Mann. Der Mann mit Sachkenntnis, der Mann, der gegenüber dem jetzigen System der Sachkenntnislosigkeit und der Unverantwortlichkeit dem Magistrat, der Kunstdeputation, der Bürger- und der Künstlerschaft gegenüber die Verantwortung trägt, daß etwas für und nicht gegen die Kunst

geschieht. Der Mann, der seine Mission darin zu sehen hätte, die (doch wohl unvermeidliche) Kunstdeputation so anzuleiten, daß die zur Verfügung stehenden Mittel nicht planlos, sondern planmäßig, nicht sinnlos, sondern künstlerisch, kulturell und volksbildnerisch sinnvoll ausgegeben werden.

Dann brauchte die Stadt Berlin sich mit ihrer Kunstpflege auch nicht mehr zu beschränken auf die unverbindlichste Methode des bourgeoisen Kapitalismus, nämlich aus dem, was Jahr für Jahr so oder so auf den Markt kommt, etwas auszuwählen und anzukaufen. Dann wäre es auch wieder möglich, durch Anregung und Auftragserteilung Künstler, die man für wert hält, instand zu setzen, Werke zu schaffen, die sonst ungeschaffen bleiben müssen. Wobei gewiß nicht nur an die Bildermaler zu denken ist, sondern ebenso sehr auch an das im eigentlichen Sinne künstlerische Handwerk und vor allem an künstlerische Bauaufgaben, in denen (wie auch Behne in jener Sitzung sehr richtig bemerkte) eine produktive Kunstpflege ihren eigentlichen Ausgangspunkt zu sehen hätte.

ROBERT SCHEU

LANDRU oder: WELTMANN BIS ZUM LETZTEN ATEMZUG

Die Gerichtskommission erscheint eines Morgens im Gefängnis und macht Landru die Eröffnung, daß das Todesurteil bestätigt wurde. Es entwickelt sich der folgende Dialog:

Die Kommission: Der Präsident der Republik hat beschlossen, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen. Das über Sie verhängte Todesurteil wird somit heute um zehn Uhr Vormittag vollstreckt werden.

Landru: Es ist sehr freundlich von den Herren, daß Sie sich persönlich herbemüht haben. Die Mitteilung, welche Sie mir soeben gemacht haben, ist für mich von großem Interesse.

Die Kommission: Landru, wir sind zu Ihnen gekommen. . .

Landru (unterbrechend): Um mir die Zeit bis zur Exekution zu verkürzen. . .

Kommission: Um Ihnen Gelegenheit zu geben, sich ein letztes Mal auszusprechen.

Landru: Sehr gütig. Ich meinesteils habe kein Bedürfnis. Aber was würde die Herren allenfalls interessieren?

Kommission: Vielleicht haben Sie irgend etwas auf dem Herzen, ein Geheimnis, oder sonst eine bedeutsame Mitteilung.

Landru: Interessiert sich denn die Welt dafür, was in meinem Kopf vorgeht?

Kommission: O gewiß, ganz außerordentlich.

Landru: Dann sollte sie ihn mir nicht abschlagen.

Kommission (schweigt verlegen).

Landru: Zu welchem Zweck sollte ich mich äußern?

Kommission: Zu Ihrer Erleichterung.

Landru: Ich vermute vielmehr zu Ihrer Erleichterung. Ich meine, daß es den Herren etwas unbehaglich ist, einen Mann auf Grund einer halben Ueberzeugung zu köpfen und da soll ich die fehlende Hälfte nachliefern?

Kommission: Sie irren sich, Landru, das Gericht ist vollständig davon durchdrungen, daß Sie schuldig sind.

Landru: Ob ich gemordet habe, ist einigermaßen bestritten, aber daß der Staat heute einen Mord begehen wird, steht fest. Uebrigens, das Thema ist zur Genüge erschöpft, sprechen wir von etwas anderm.

Kommission: Landru, Sie werden bald vor Ihrem Richter stehen. . .

Landru: Ich dachte, ich sei schon vor meinen Richtern gestanden?

Kommission: Vor dem irdischen, aber nicht vor dem himmlischen.

Landru: Es ist ein Grundsatz, daß man wegen desselben Deliktes nicht zweimal zur Verantwortung gezogen werden darf. Wenn ich schon meinen Kopf hergebe, dann möchte ich die Angelegenheit damit auch definitiv erledigt haben. Wird den Herren die Zeit bis zur Exekution nicht zu lang werden?

Kommission: Sie sind zu rücksichtsvoll, Landru. Geht Ihnen die Sache sehr zu Herzen?

Landru: Sie steigt mir eher zu Kopf. Wie Sie sehen, nehme ich die Angelegenheit nicht tragisch. Ich bin überzeugt, in acht Tagen wird niemand mehr darüber sprechen.

Kommission: Es wäre schön, wenn Sie ein reumütiges Geständnis ablegen möchten. Jetzt kann es Ihnen ja nicht mehr schaden.

Landru: Aber auch nicht mehr nützen.

Kommission: Sie würden damit der Moral einen erhabenen Dienst erweisen.

Landru: Ich bin überrascht, daß ein Mann wie ich noch in der letzten Stunde seines Daseins so viel Nutzen stiften kann, während es andere in ihrem ganzen Leben nicht so weit bringen.

Kommission: Entschließen Sie sich rasch, Sie haben nicht mehr viel Zeit.

Landru: Lassen Sie mir Zeit.

Kommission: In einer Stunde betreten Sie das Tor zur Ewigkeit.

Landru: Dann haben Sie mehr Eile wie ich.

Kommission: In einer Stunde sind Sie ein toter Mann.

Landru: Ich bedaure es selbst am meisten.

(Pause)

Ein Journalist (tritt vor): Was haben Sie jetzt für ein Gefühl?

Landru: Das Gefühl, belästigt zu werden.

Journalist: Ich meine, in bezug auf das, was Ihnen bevorsteht?

Landru: Daß es der angenehmere Teil des heutigen Vormittags ist.

Journalist: Sie scheinen heute schlecht gelaunt zu sein. — Hören Sie mich an, Landru! — Sie könnten mir einen großen Erfolg verschaffen, wenn Sie mir, sozusagen privat, wenigstens zehn Prozent der Morde eingestehen würden, die man Ihnen zur Last legt. Es würde Sie nichts kosten und mir wäre damit ein riesiger Gefallen getan. Sie lesen das heutige Abendblatt ohnehin nicht mehr, Ihnen kann es egal sein, was darin steht, aber für mich wäre es ein großer Triumph.

Landru: Nun denn, ich gestehe. . .

Journalist (erfreut): Endlich. . !

Landru: Ich gestehe, daß mir eine solche Zudringlichkeit noch nicht vorgekommen ist.

Journalist (enttäuscht): Ich hätte Sie nicht für so ungefällig gehalten. Aber erlauben Sie mir noch eine allerletzte Frage: Sie haben doch, alle Achtung, auf die Damen einen faszinierenden Einfluß ausgeübt. Warum haben Sie von diesem Vorteil keinen praktischeren Gebrauch gemacht? Alle diese Damen hätten Sie im Wege des Betruges viel gefahrloser ausbeuten können. Wozu hatten Sie es nötig, sie außerdem noch umzubringen? Wenn Sie allen diesen Frauen das ganze Vermögen herausgelockt hätten, kein Hahn hätte danach gekräht. Sie hätten sich viele Scherereien erspart, auch die heutige. . .

Landru: Was folgern Sie daraus?

Journalist: Daß Sie ein eminent unpraktischer Mensch sind.

Landru: Sie könnten aber auch den Schluß ziehen, daß ich unschuldig bin, weil ich es nicht nötig hatte, zu morden.

Journalist: Wir haben einander zu spät kennen gelernt.

Landru: Mir war es noch immer zu früh. . .

(sieht nach der Uhr)

Ich meine, wir sollten aufbrechen, wir dürfen die Herren nicht zu lange warten lassen. . .

Kommission: Sie haben noch eine Viertelstunde.

Landru: Ich hätte nicht gedacht, daß sich das Leben zuletzt noch so in die Länge zieht. . .

Journalist: Sie nehmen also Ihr Geheimnis mit ins Grab?

Landru: Mit Ihrer gütigen Genehmigung. Wenn es Sie übrigens durchaus interessiert, besuchen Sie mich dort. — Adieu.

(Er erhebt sich, die Kommission folgt ihm.)

WILHELM HAUSENSTEIN

GENTILEZZA

Reisen gibt die Objektivität der Vergleichung zurück.

Im lunch-room sitzt mir an einem Tisch, der ebenso klein, ebenso intim, ebenso weiß ist als der meine und ebenso wohl geeignet, die Fülle des Behagens zu verbürgen, indem er den Spielraum exakt macht und die Bewegung reduziert — an solchem Tische sitzt mir als mein symmetrisches Widerspiel ein Italiener gegenüber. Ich könnte mir denken, ich sehe mich im Spiegel. Nicht um einer Aehnlichkeit willen, die behauptet wird; vielmehr um der Symmetrie willen, dank der Ordnung. Und aufrichtig — auch deshalb: ich sehe ihn an, betrachte unbefangen seine gebogene Nase, seinen glatten dunklen Scheitel, seine braunen, nicht eben heiteren Augen, seinen mageren, etwas angezehrten Kopf; er sieht mich mit der nämlichen Unbefangenheit an, und einen Augenblick lang verweilt auf seinem Gesicht ein fast unsichtbares Lächeln gegenstandslosen Vertrauens, einer Sympathie über aller menschlicher Erfahrung, einer menschlichen Gegenseitigkeit vor der Erfahrung. Es ist nicht ein Tausendstel zu viel in diesem Lächeln, das beinahe keines ist. Es ist nur wie ein Reflex unbewußter Erinnerung an irgend eine unmeßbare Gemeinsamkeit menschlichen Ursprungs; mehr als etwas „Internationales" — das Menschliche selbst, das sich mit einer angenehmen Liberalität naiv im Andern bestätigt wissen mag. Der Abstand bleibt derselbe; es ist zumal nichts Persönliches in der Gegenseitigkeit — doch freilich mehr als das Persönliche: Humanes, das die Uebereinstimmung mittelbar auch für das Persönliche garantiert. Ein Moment aus Eden, nichts von Pazifismus, wohl aber eine Sekunde Paradies für Imponderabilien; mir scheint, daß

die menschlichen Begegnungen vom Himmel so gemeint sind. Ich bin glücklich. Nicht „sehr glücklich“, sondern glücklich im bloßen Positiv. Auf diese Weise, in diesem Grad, der besser ist als aller Superlativ, bin ich glücklich — vollends da es mir wie von obenher vergönnt ist, zu sehn, über jeden Zweifel zu sehn, daß der Nachbar für den Teil einer Sekunde, zwischen dem Rand des Glases mit dem dunkelgelben Orvieto abboccato und der Lippe, das Nämliche nicht sowohl weiß als einfach besitzt wie ich selbst. Muß ich sagen, daß ich kein Wort mit ihm gewechselt habe?

Ich sehe umher. Es sind viele Deutsche im Saal mit den weißen Wänden und den vergoldeten Stukkaturen. Ich versuche instinktiv, die Unbefangenheit der verbindlich-anonymen Berührung fortzusetzen, im beschwichtigenden, balsamischen Aberglauben, sie sei selbstverständlich. Ich schaue den nächsten, freilich etwas zu unverkennbaren Landsmann an. Er ist blond, blauäugig, ein wenig atrophisch, ziemlich norddeutsch, sehr korrekt; er ist natürlich zu knapp geschoren. Ich schaue ihn an, wie ich den Italiener angeschaut habe. Mit einem Male wird mir enger, ungemütlich, säuerlich zumute; denn das Gesicht (ich schätze es auf ein Gesicht aus der Provinz Sachsen) zieht sich zusammen, wird streng über jeden erdenklichen Anlaß hinaus, verklemmt sich in sich selbst, wird bedrohlich für mich. Allzu langsam begreife ich wie durch eine absurde Erinnerung, daß dies blonde Gesicht sich von mir „fixiert“ fühlt; daß ich nicht so sehr auf ein Gesicht als auf einen „Comment“ gestoßen bin, auf einen Rest chimärischer Feudalität; daß der Landsmann voll von Mißtrauen, voll von verkehrter Empfindlichkeit zwischen ihm und mir den Strich der Trennung zieht (und a priori), der in Deutschland, ach, das physiognomische Kennzeichen nationaler Zusammengehörigkeit ist. . . Ich schwöre ihm im stillen, versuche, blickend es auszudrücken und auch mit einer Lösung jeder Spannung um meine eigenen Lippen: ich „fixiere“ Dich n i c h t. Vergeblich. Wird er sich erheben, um mich „hinauszubitten“? Ich fühle mich rot werden: nicht aus Verdruß, nicht sanguinisch, sondern aus Traurigkeit, den Tränen nahe, aus Beschämung um seinet- und meinetwillen, aus Verantwortlichkeit für uns beide in diesem entspannenden und einheitlichen Lande; ich fühle die sympathetische Wallung zu mir zurückschlagen, von mir zu mir; es ist schrecklich; es ist erstickend; es ist furchtbar, wie wenn eine Welle warmen und roten Blutes von einer Betonmauer mit Eisenbalken zurückschlüge.

Ich suche weiter. Ein anderer Landsmann tritt ein. Probiere ich mich an ihm? Es ist dasselbe. Er straft mich, fast schon bevor er mich gewahrt, mit klemmenden Zügen. Er

BENEDIKT F. DOLBIN



ALBAN BERG,
der Komponist des „Wozzeck“

geht an seinen kleinen, intimen, weißen, an seinen feinen und behaglichen Tisch, und seine Empfindung, vom klemmenden Gesicht blockiert, spürt nicht das Verpflichtende, ja Heitere der reizenden Symmetrie. Er geht und setzt sich: unlose in Schultern und Hüften, mit einem Anspruch, dessen Gegenstand nicht ersichtlich ist, ziemlich drohend, sehr unsicher, voll von unbenennbarem Verdacht, dabei sein eigenes Alibi; unfrei und abermals unfrei. . . Mein Bester, wozu dies alles? Auch Du bist ein guter Junge, nur etwas zu wenig locker, etwas zu knapp geschoren, etwas zu töricht appretiert, eingebildeter Feind eingebildeter Feinde; allzu befangen und auch ein wenig zu schwach, um Dich zu Deiner Harmlosigkeit zu bekennen, die wir Dir so herzlich gerne glauben. Kein Mensch hier will Dir übel. Du produzierst in Gang und Gesicht ein Ressentiment gegen alle andern — aber es ist nichts als Dein eigenes Mißvergnügen über Deine eigene Beklommenheit, die im Sachlichen keinen Grund hat.

Und leider, leider — die Frauen der Landsleute sind zuweilen nicht fern von der unglückseligen Appretur ihrer Gatten und Brüder. Nur die alten Herren, die vor 1870 erzogen sind, blieben jovial. . .

Nachher die angenehme Savoia unter den Orangenbäumen und Palmen, auf der Strandpromenade, wo das Wasser weich, ohne Gewaltsamkeit und noch immer lau gegen die Balustrade schlägt und die Italienerinnen, die Französinnen unter großen roten Parasols auf weißen Stühlen sitzend die vorübergehenden Männer mit einer Aufrichtigkeit betrachten, die zur Kühnheit, zum Heroismus verpflichtet.

Zwischen den Begonien, Rosen, Veilchen steckt unaufdringlich ein Porzellanschild. Es könnte immerhin von Uebel sein, aber es wird durch den Zauber der Phrase legitim:

Alla gentilezza degli ospiti è affidata la bellezza di questo giardino.

Das würde bedeuten: die Schönheit dieses Gartens ist der Liebenswürdigkeit der Gäste anvertraut. Indessen — ich lese:

Die Anlagen werden dem Schutz des Publikums empfohlen.

Ach, es ist der Weg von der Generosität der Poesie zur noch eben leidlichen Appretur schon fast der Polizeivorschrift. . . . Die englische Version ist kaum gentiler als die deutsche. Aber die französische Version hat jede Verbindlichkeit.

Ich bin sehr traurig. Denn ich würde wünschen, die Höflichkeit eines deutschen Herzens hätte diese Wendung gefunden: die Schönheit dieses Gartens ist der Liebenswürdigkeit der Gäste anvertraut. Ich weiß: stünde dies zu lesen, so würde ich, selbst ein Deutscher, wagen dürfen, die anderen

Deutschen in Italien (und auch in Deutschland) unbefangen anzuschauen, und daran läge mir — ich sage nicht **w i e** viel; sie würden ihre Gesichter gegen mich nicht in Falten kneifen, ihre Stirnen nicht runzeln, ihre Augen nicht scharf, spitz und sauer machen.

Während ich dies bedenke, schnarrt ein Hydroplan vorüber: mit dem brutalen Lärm des Motors die Süßigkeit der Luft, das dünstend-blasse Blau des herbstlichen Himmels, die Milde des Wassers sabotierend. Der Kellner sagt mir, das Flugzeug kreise zu Ehren der Erinnerung an den Waffenstillstand, und versichert mit einiger Selbstgefälligkeit, der Pilot sei von Gabriele d'Annunzio begleitet. Die Atmosphäre scheint mir in dem Verhältnis unliebenswürdiger zu werden, in dem sie politisch wird; Spannungen scheinen zu entstehen, die dem Ursprünglichen Eintrag tun; und ich frage mich, ob der fliegende Dichter wird verhindern können, daß die Schönheit der Gärten, die angerufene gentilezza der Gäste selbst auf der imaginären Tribüne der Poesie nach schon absehbarer Zukunft an einer neuen, ach so veralteten Disziplin zerschelle. . .

Ich bin gezüchtigt — wieder ich. Doch mir geschieht auch Gutes, beschämend Gutes. Denn ich kann nicht leugnen, daß diese kaum mehr jugendliche, diese etwas mürbe, etwas einsame und traurige Dame, die von unendlichem Charme umzeichnet ist, diese Frau mit dunkelblondem Haar, sehr blauen Augen, etwas angegriffenen Zügen, die Dame mit dem fliederfarbenen Kleid und Hut, eine der elegantesten, unbefangensten, sympathischsten, der liebenswürdigsten Frauen dieses Nachmittags ist und daß meine Genugtuung über ihre Nationalität in aller Heimlichkeit keine Grenzen kennt. Sie ist eine Deutsche, und ich biete ihr im Vorübergehen mit unendlicher Wärme, doch ohne eine Silbe mein Herz an — so ungefähr, wie ich es vorhin dem Italiener angeboten hatte, nur etwas anders. Ich glaube, daß sie das Hinschauen ertragen hat wie jener Italiener: zwischen Sympathie und Abstand. Ich gehe meinen Weg mit grenzenloser Zufriedenheit; ein wenig zu rasch; ich trete den Sand der Riviera mit einer Zuversicht, die eine Form der Herzlichkeit ist — vielleicht auch eine gentilezza. Am Ende des Gartens steht mein Italiener; er hält die gebogene Nase an die süß und verweslich-faulig duftende Blüte eines Baums, schließt das blasse, etwas olivene Lid und bricht den Zweig. Triumph der gentilezza. Ein Triumph abseits, ohne Hydroplan, gewissermaßen im Schatten der Vergangenheit.

HIER GIBT ES EIN PAAR GUTE BÜCHER

Die neuen Bücher kommen und gehen wie menschliche Bekanntschaften. Man nimmt sie auf, betreut sie eine Weile und glaubt in ihnen die großen, erregenden Entdeckungen fürs Leben gemacht zu haben. Zieht man, wie der Kaufmann, gegen Jahresschluß die Bilanz, so ist vieles schon wieder abgeflossen. Weniges hat sichtbare Spuren hinterlassen, Seltenes scheint sich dem dauernden Bestand einzuordnen, wenngleich von jedem noch so untüchtigen Buch ein Sarkom, eine virulente Zelle in unserm Hirn haften bleibt.

Sie, der Mann des „Tage-Buches", wollen Ihren Lesern Bücher empfehlen und bitten uns, Ihre Mitarbeiter, zu sagen, was uns wertvoll schien. Es ist begreiflich und gut, daß wir zu allererst Umschau halten unter den Büchern dieses Jahres; denn die großen Entzünder unserer Liebe haben wir längst schon alle gefunden und bekannt — wenn wir nicht aus einem gewissen Schamgefühl heraus ebenso darüber schweigen wie über die Neigung einer Frau. Für die erwählten Bücher gilt es kaum zu werben, sie sind so sehr sanktioniert, und wäre es selbst nur vor dem eigenen Bewußtsein, daß die Ostentation der Verehrung uns lächerlich erscheinen mag. Den neuen Büchern aber gebührt eine hörbar betonte Aufmerksamkeit, weil sie im Irr-Land der heute Vielzuvielen sich bisweilen verlieren.

Ja, ich möchte sogar auf einige von den allerneusten Erscheinungen hinweisen, weil sie gewissermaßen obenauf liegen und weil sie mir — circulus vitiosus (s. o.) — vor allem gut und reich zu sein scheinen. Da ist ein Geschichtenbuch von Felix Timmermans, dem Dichter des „Pallieter". Es heißt „Das Licht in der Laterne" (Insel-Verlag, Leipzig) und ist ganz herrlich unproblematisch. Man sitzt sozusagen hinter dem Ofen, die Aepfel schmoren, es riecht allenthalben nach Weihnachten. Und in die Dunstkringel der Luft malt Timmermans biedermeierisch, bäuerisch seine märchenhaften Figuren: er gibt ihnen sogar sichtbar zwischen den Zeilen Gestalt. Man braucht sein Buch nur aufzuschlagen, da stehen Zeichnungen, simpel und witzig, ein bißchen naiv wie die primitiven vlaemischen Heiligenbilder, aber so gar nicht nachempfunden, sondern rein und heiter und gelungen.

Das nächste Buch scheint einen tollen Lärm von sich zu geben. Ein großer Pathetiker ist auferstanden: Victor Hugo. Man will ihn, in der ganzen Titanie seiner epischen Erscheinung, jetzt den Deutschen geben. Das ist kühn, vielleicht sehr gewagt. Aber es liegt im Sinne dieser Zeit, die das Absonderliche und Temperamentvolle, das Riesenhafte und

Phantastische liebt, weil sie in ihrem Geist nichts davon hat (wohl aber in ihrem Leiden). Wie Balzac uns, d. h. hunderttausend deutschen Lesern, jüngst gegeben und als ein schaurig wahres Bild dieser Zeit von uns begriffen wurde, so könnte also auch manches von Hugo gerade jetzt seine zweite Erfüllung finden. Die große Ausgabe beginnt mit dem „lachenden Mann", dem Roman von Gwynplaine mit dem zerschnittenen Gesicht und von der blinden milden Dea. Der Verlag Erich Reiß, Berlin, verspricht elf weitere Bände, die alle ein einziger Uebersetzer, Carl Johann Perl, besorgen soll.

Ein Bilderbuch wird aufgeschlagen, aber noch ehe uns die Fülle der Photos recht beschäftigt, wird uns der Ernst eines Unternehmens bewußt, das über eine scheinbare Spielerei eine profunde sittengeschichtliche Studie bringt. Das ist „Die Hosenrolle" von Alfred Holtmont (Meyer und Jessen, München). Aus dem Spiel des Weibes, einen Mann vorzutäuschen, als Mann sich zu gebärden, wird ein Problem, gerinnt förmlich sichtbar eine Illusion, die allen Zeiten und allen Ausdrucksarten der Kunst eignet. Die Aktualität des Werkes liegt auf der Hand.

Claude Anet, dessen süße „Ariane" viele Leser verliebt machte, ist mit einem neuen Roman da: „Lydia Sergejewna" (Weller & Co., Leipzig). Der deutsche Titel ist eine Verlegenheitsbenennung; das Original heißt „Quand la Terre trembla". Nämlich von der russischen Revolution Wie „Ariane" geschieht auch dieses Buch in Rußland, schon von breiterem Format und von einer Beflissenheit, so etwas wie Historie zu schreiben. Anet erlebte den letzten Zerfall der russischen Gesellchaft, ihn gibt er wieder und die graue, heiße Luft rings um das Sterben, den ungeheueren seelischen Druck, der über den Stürzenden lastet. Die Konzeption des Romans verliert sich, bleibt Etliches schuldig, das Gemälde des historischen Moments wird wohl historisch bleiben, zu Seiten des wissenschaftlich und politisch bedeutenden Werkes „Rußlands Zusammenbruch" von Miljukow (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart).

Und nun ein großer Band mit dreihundert Aufnahmen aus Italien, das ganze Italien, in einer seltsam starken Erfassung seines gesamten landschaftlichen, kulturellen, künstlerischen, atmosphärischen Seins. Ich meine das Italienbuch von Kurt Hielscher (Verlag Ernst Wasmuth, Berlin). Ein Photograph ist unter die Dichter gegangen; er hat das Bekannte, das längst von uns allen Erlebte plötzlich zu neuem bildlichen Ausdruck gebracht. Tausend eifrige Federn haben versucht, den sinnlichen Reiz dieses Landes aufzuschreiben, tausend pinselnde

Maler, seinen Zusammenklang leuchten zu lassen. Mit der Sachlichkeit des Instruments, des photographischen Apparats, freilich eines Apparats, den das Auge eines unerbittlich schauenden Künstlers dirigierte, ist er nun gefunden.

Claire Goll, hat einen Roman voller Charme geschrieben, einen deutschen Roman mit Humor, Fingernervenfeinheit, eine trotz Tod und Teufel höchst unsentimentale Sache. Solche Bücher brauchen wir. Dieses heißt: „Der Neger Jupiter raubt Europa" (Rhein-Verlag, Basel). Einer jener Exoten, die in Paris zu Höhe und Würde gelangt sind, heiratet ein blondes französisch-schwedisches Mädchen. Irrtum der Gefühle hier, Eitelkeit und seelische Primitivität dort. Ein Ueberkreuzen und Zerbrechen. Das Ganze ein Problem, das sich um die härtesten Mauern der menschlichen Gesellschaft rankt. Sehr schön ist die unbeschwerte Art der Claire Goll und ihr Esprit, der deutsche Worte hat, sich auszudrücken, ihr glattes, klares Erfassen des Moments und der Gegensätze, ihre Natürlichkeit, Naturhaftes in die Luft der pariser Zivilisation hineinzustellen.

Ein Blick noch ins Leben zurück fällt auf Stevenson, auf die nun acht schöne Bände umfassende Gesamtausgabe (Buchenau u. Reichert, Berlin), mit der — man kann es wohl so sagen — das allgemeine und heute besonders stark grassierende Sensationsbedürfnis an ein literarisches Spalier geknüpft wurde. Und dahinter lagern viele nicht unwichtige Werke, kaum zu erfassen, möchten ihr zahlreiches Publikum haben, möchten wirken und Geltung behalten. Können wir sagen, dies ist von besonderem Wert und jenes muß man sogleich an sein Herz nehmen, sonst verlöre man etwas von dieser Zeit —? Für mein Teil greife ich nach Franz Kafkas hinterlassenen Roman „Der Prozeß" (Die Schmiede, Berlin), dessen Rettung man der treuen Bewahrersorge Max Brods verdankt.

Diesem Heft liegt eine ZAHLKARTE für den Abonnementsbetrag des neuen Quartals bei. Im Interesse unserer Registerführung und pausenloser Fortbelieferung bitten wir dringend, sich der Zahlkarte möglichst umgehend zu bedienen; nur so ist es uns möglich, Unterbrechungen in der Zustellung zu verhindern.

Tagebuchverlag m. b. H.

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, dritte Dezemberwoche.

Als der Dawesplan die Einsetzung eines Reparationsagenten vorsah, der die Entscheidung darüber zu treffen hat, ob die von Deutschland in Reichsmark zu entrichtenden Zahlungen in fremde Währung transferiert werden sollen oder ob es noch ratsamer sei, die Beträge in Deutschland selbst stehen zu lassen und vielleicht auszuleihen, da rieben sich unsere professionellen Sachverständigen bereits die Hände im Vorgefühl der Lust, diesen Mann aus dem Schatze ihrer Erfahrungen und profunden Kenntnisse über die wirkliche Lage der deutschen Wirtschaft und über das belehren zu können, was er zu tun und was er zu lassen habe. Und nun zeigt der Agent, der 30jährige Herr Parker Gilbert, in dem ersten Jahresbericht, den er der Reparationskommission vorgelegt hat, daß er der ganzen Klique von vermeintlichen Fachbeamten weit überlegen ist, — diesen Herren, denen man in Deutschland jahrelang alle Kompetenz zumaß, obwohl ihr Urteil über volkswirtschaftliche Fragen vielfach nur der Schnapsglasperspektive ihres engen Arbeitsbereiches entsprach. Gilbert analysiert mit dem gesamten Rüstzeug der modernen Wissenschaft das deutsche Wirtschaftsgeschehen. Da gibt es nichts von blauem Dunst und unverstandenen Zusammenhängen, die mit wichtigtuerischen Phrasen überkleistert werden; da steht nüchtern Zahl neben Zahl, Kurve neben Kurve und wer den hundert Seiten langen Report mit Verstand gelesen hat, der wird wohl endgültig die Hoffnung aufgeben, daß dem Agenten etwas vorgeflunkert werden könne. Die hohe Zahl derjenigen praktischen Wirtschaftler, die sich bei uns als Sachverständige aufgespielt haben, können ruhig einpacken und in des Agenten Büro in die Schule gehen, um Anleitung zu empfangen, wie man sich allgemein-wirtschaftliche Uebersicht verschafft. Es wird ihnen dann vergehen, weiter mit der Passivität der Handelsbilanz anzukommen, die jahrelang die Währungsstabilisierung verhindert haben soll und jeder Transferierung angeblich im Wege steht; oder mit der berühmten Forderung einer Diskontermäßigung zwecks Preisverbilligung. Herr Gilbert wird ihnen erklären, daß der Außenhandel eines Landes keine feste Größe ist, sondern durch verschiedene Kräfte beeinflußt werden kann und, daß eine künstliche Herabdrückung der Zinssätze zu einer

Vermehrung der Kreditnachfrage, zur Schaffung neuer Käufer auf dem Warenmarkte und zur Steigerung, nicht zur Senkung der Preise führen wird. Die Industriellen, die ihre Kalamität darlegen wollen, ohne eine zuverlässige Produktionsstatistik in Händen zu haben, müssen sich mit dem Ausdruck des lebhaftesten Bedauern begnügen und den Finanzministern wird offen gesagt, daß es ein Skandal ist, wenn Deutschland noch kein vernünftiges Bild über die Finanzen der Kommunen und Länder vorweisen kann.

So sehr wir von Herrn Gilbert erwarten müssen, daß er keine Gelegenheit versäumt, um im Dienste seiner Auftraggeber die deutschen Geldleistungen in barer ausländischer Münze einzukassieren, so können wir gerade nach diesem Bericht darauf vertrauen, daß der Mann auch nichts Unmögliches verlangen und nicht anstehen wird, den Reparationsempfängern immer wieder einzuhämmern, daß Tribute auf die Dauer nur in Warenform geleistet werden können; und das sich Zollbarrikaden vor den eigenen Grenzen nicht mit dem Wunsche vertragen, möglichst viel ausgezahlt zu erhalten. Hat sich aber erst einmal diese Erkenntnis durchgesetzt, ist dann aller Welt richtig klar geworden, daß die Tributleistungen dem empfangenden Land die Arbeit verkürzen und seine Entwicklung hemmen, dann wird der Zeitpunkt nicht mehr fern sein, wo auch die ehemaligen Gegner daraus ihre Konsequenzen ziehen werden. Weshalb das Rezept das richtige bleibt, sich nicht im voraus den Kopf über die Zukunft des Dawes-Planes zu zerbrechen. Nichts wird so heiß gegessen wie gekocht. Das gilt auch für die Reparationen, sofern man es der Zeit überläßt, die notwendige Abkühlung auf die Temperatur der Vernunft zu bewirken.

Übrigens hat es Herr Gilbert Parker, obwohl er eigentlich nur seinen Auftragsländern zur Berichterstattung verpflichtet ist, als eine ganz selbstverständliche Anstandspflicht empfunden, sein Material auch den deutschen Interessenten zur selben Zeit zu überreichen wie den Organen der alliierten Oeffentlichkeit. Andere Auffassungen herrschen im deutschen Reichsfinanzministerium. Dort ist in den letzten Monaten der Entwurf des Reichsetats für 1926/27 fertiggestellt worden, und die deutsche Presse erhielt einen Auszug davon am 10. Dezember. Aber einzelnen englischen Zeitungen wurden die

Ziffern nebst Kommentaren schon reichlich 14 Tage vorher zugestellt. Und die wenigen deutschen Blätter, die sich für solche Angelegenheiten ernstlich interessieren, hatten also das ehrenvolle Vergnügen, den Voranschlag ihres eigenen Landes aus dem „Economist" vom 28. November nachdrucken zu dürfen! Nun ist es ja notorisch, daß das Reichsfinanzministerium sich seit einiger Zeit in einem gewissen Kriegszustand mit dem deutschen Volke befindet. Aber scheint es ihm geschmackvoll, die Wahrzeichen der Geringschätzung, die es für die heimische öffentliche Meinung empfindet, gerade vor den amüsierten Augen des Auslands aufzurichten?

Daß die Berliner Börse von heute ihren Namen zu unrecht trägt und einem vereinsamten Trödelladen mehr ähnelt als dem Effektenmarkt einer Weltstadt, wurde jüngst im „Tage-Buch" schon dargelegt. Inzwischen sind Tatsachen bekannt geworden, die die Situation erschreckend beleuchten. In den Jahren 1923 und 1924 erhielten die Aktien der Riebewerke und der Deutschen Nileswerke — die beide zu dem jetzt in Bedrängnis befindlichen Richard Kahn-Konzern zählen — die Zulassung zur Berliner Börse. Die amtliche Notierung bot früher Gewähr für einen angemessenen Umsatz, und folglich konnte jeder, der eine Aktie zum offiziellen Kurs kaufte oder sie dafür als Unterpfand annahm, die Gewißheit haben, daß der Preis infolge ständigen Wettbewerbs zwischen Käufern und Verkäufern dem wirklichen Werte das Papiers einigermaßen entsprach. Nun stellt sich aber heraus, daß in den Aktien der beiden Gesellschaften, seit die Zulassung erfolgt ist, nicht mehr als je 50 000 Mark an der Börse umgesetzt worden sind, für normale Börsenverhältnisse ein Zwergbetrag. Und dies nicht etwa an einem einzigen Tage, sondern in den ganzen zwei Jahren! Die Börsenorgane haben es also geduldet, daß ein Konzern sich für Aktien, die er im Portefeuille hatte, mit wenigen tausend Mark einen Kurs zurecht „machte", den er gutgläubigen Dritten als Basis von Lombarddarlehn angeben vermochte. Es könnte eingewendet werden, daß dieser Fall nicht typisch sei, weil es sich um kleinere Werte handelt. Aber ein anderer Vorfall aus der jüngsten Zeit zeigt, daß es mit der Umsatzfähigkeit der größten Papiere nicht viel besser steht. Die Aktien des Anilintrustes, die sich zweifellos einer nicht geringen Popularität erfreuen, erfuhren binnen weniger Tage einen Kursabschlag von nicht weniger als 15 Prozent, obwohl die allgemeine Börsenstimmung günstig war und obwohl sich in der Geschäftslage des Unternehmens

nichts geändert hat, — nur weil ein einzelner Aktienbesitzer in die Geldklemme geraten war und einen durchaus mäßigen Posten seiner Papiere verkaufen wollte. Kaum war die Realisierung beendet, konnte sich der Kurs wieder erholen. Von solchen Zufälligkeiten ist heute die Preisbildung an derselben Wertpapierbörse abhängig, von der man einst behauptete, sie sei ein feinst reagierendes Barometer der wirtschaftlichen Entwicklung!

Es geschehen gottlob noch Wunder auf Erden! Eben streiten ernsthafte Leute darüber, ob die Auslandsverschuldung, die Deutschland zur Auffrischung seines Kapitalfonds auf sich geladen hat, nicht schon allzusehr die Zahlungsbilanz der Zukunft belaste —: da wird unversehens die Freigabe des deutschen Vorkriegseigentums in Amerika spruchreif. Und wenn, demnächst, das amerikanische Parlament zugestimmt haben wird, werden runde 1500 Millionen Goldmark ins Land hereinfließen, — ein Betrag also, der für ein halbes Jahrzehnt ausreicht, um alle bisher hereingenommenen Auslandskredite zu verzinsen und plangemäß zu tilgen. Man braucht es den Amerikanern — trotzdem das englische Mutterland sich noch anders verhält, — garnicht als Großtat anzurechnen, daß sie sechs Jahre nach Friedensschluß das beschlagnahmte Privateigentum freigeben und sich damit von einer Methode abwenden, die ihrer niemals würdig war. Auch braucht vielleicht die Vermutung nicht ganz unterdrückt zu werden, daß man sich drüben die Frage vorgelegt hat, was wohl im Falle künftiger Verwicklungen geschehen werde, wenn Amerika selbst das schlechteste Beispiel der Konfiskation gebe; denn Amerika ist jetzt ja nicht mehr Schuldner, sondern Gläubiger der alten Welt. Trotzdem haben wir allen Grund, das Abkommen mit Befriedigung zu begrüßen, nicht allein als ein Zeichen besserer Einsicht, sondern einfach wegen des unerwarteten Gewinnes, den es nach allem Vorangegangenen für Deutschland bedeutet. Wir können das Geld wahrhaftig gebrauchen, — obwohl es einigen der merkwürdigen Theoretiker, die einen großen Kreditstrom aus dem Ausland für unaufsaugbar erklären, schwer fallen wird, Erklärungen dafür zu geben, warum diese Art von Zustrom eigentlich verdaulicher sein soll, als eine andere. Wenn sie konsequent sein wollten, müßten sie wegen dieser Rückgabe eigentlich in bleichen Schrecken fallen. Aber sie tun es nicht, sie sind vernünftiger als man manchmal glauben möchte.

GLOSSEN

SCHACHT KONNTE HUNDERTTAUSEND HÜTE SPAREN

Der Direktor der Reichsbank versäumt keine Gelegenheit, dem deutschen Volke einzuschärfen, daß es jeden Pfennig ansehen müsse, ehe es ihn ausgebe. Spare, Deutscher, spare! In seiner letzten Rede klagte er die deutsche Frau an, weil sie zwei Hüte im Jahr verbrauche statt, wie es sich gehöre, alle zwei Jahre bloß einen Hut. Solche Predigten erleichtern den Predigern mehr als sie den Bepredigten beschweren. Die Frauen, die sich zwei, drei, vier Hüte im Jahr kaufen, kümmern sich um finanzielle Bußprediger nicht im geringsten, und diejenigen, die ihren Hutverbrauch nach der Finanzlage des Gatten oder gar des Reiches einrichten, die tragen ohnehin den Hut aus dem Vorjahre. Eine etwas schnippische Frau, die sich über Hjalmars strenge Predigt sehr geärgert hat, schreibt dem „T.-B.":

„Der Herr Reichsbankpräsident bezieht, wie ich mir von meinem Manne sagen ließ, ein Jahreseinkommen von ungefähr einer Viertelmillion Mark. Wozu eigentlich? Wenn man sich nur jedes zweite Jahr einen Hut anschafft, so kann man mit Frau und Tochter zur Not auch mit, na, sagen wir, 100 000 Mark im Jahre auskommen. Für die ersparten 150 000 Mark könnte man etwa 15 000 Frauenhüte anschaffen. Warum, wenn man mit einem Schlage so viel sparen kann, Reden halten, die freilich billiger sind, aber doch nur zu herzlich wenig Ersparnissen führen? Herr Reichsbankdirektor Schacht ist vor kurzem, so erzählt mir mein Mann, nach Amerika gefahren. Mit Frau und Tochter. Ich sah das Bild der Herrschaften in der Illustrierten, die Hütchen sahen nicht ganz vorjährig aus . . . Aber nun erzählt mir mein Mann, daß in einer Zeitung gestanden habe, daß Herr Doktor Schacht für diese kurze Amerikareise 40 000 Mark liquidiert habe. (Versteht sich, außer den 20 000 Mark Monatsgage.) Mitbürgerinnen, Käuferinnen von Sommer- und Winterhüten, ich frage Euch: Ist die Amerikareise eines Reichsbeamten des armen Deutschland nicht billiger zu bewerkstelligen? Ein Reichsbankpräsident soll nicht Zwischendeck und nicht zweiter Klasse fahren (obwohl solche öffentliche Armut vielleicht drüben auch Eindruck machen würde), aber selbst wenn Herr Dr. Schacht, nebst Familie, erster Klasse fuhr — Fürstenkajüte hat er wohl nicht genommen — so muß eine solche kurze Reise mit 20 000 Mark zu machen sein. Für die Differenz hätte man 2000 kleine Frauenhüte bezahlen oder vielmehr ersparen können.

Da wir aber nun schon das Schachtsche Verrechnungsbuch vor uns liegen haben, so möchte ich, in Erinnerung an mein bescheidenes zweites Filzhütchen, den Herrn Reichsbankpräsidenten folgendes fragen: Ich war einmal mit meinem Mann in Ihrer Wohnung. Sie sah ziemlich fürstlich aus. Von jener schnell besorgten Fürstlichkeit, die der alte, altpreußische Havenstein, der kein Demokrat war, verschmäht hat. All diese neue Renaissance- und Gobelin-Pracht muß schauderhaft viel Geld gekostet haben. Mein Mann erzählte mir, daß das Reichsbankdirektorium Ihnen, Herr Präsident, zur Einrichtung Ihrer Wohnung eine halbe Million Mark bewilligt hat. Eine halbe Million! Dafür hätte man 50 000 kleine Frauenhüte kaufen können. Aber diese halbe Million, so erzählte mir mein Mann, hat für die Renaissancepracht

noch nicht gelangt, es wurden Nachforderungen bewilligt und, wenn mein Mann mich nicht belogen hat, so sind für die Einrichtung Ihrer neuen Wohnung immer nach und nach 100 000 Mark bewilligt worden. War es am Ende vielleicht gar fast eine Million, die hier für die Wohnung e i n e s Mannes — verzeihen Sie das harte Wort — verschwendet wurden? Jedenfalls hätte man 100 000 kleine Frauenhütchen dafür anschaffen können.

Ich glaube das alles nicht, denn ich kann mir nicht vorstellen, daß ein Mann, der in diesen miserabeln, von Ihnen so ergreifend geschilderten Zeiten für seine Wohnung eine Million aus deutschen Steuergeldern ausgeben ließ, den Mut hat, mir mein kleinwinziges, bloß mit einem Glaskäfer geschmücktes Filzhütchen zu verübeln, noch dazu ein reiner Demokrat, der doch weiß, daß demokratischer Stil Einfachheit, nicht Protzerei bedeutet. Aber man hat mir und nicht nur mir diesen Floh ins Ohr gesetzt, dort hat er mich lange schon gekitzelt, dieser Floh springt durch ganz Berlin, jetzt habe ich ihn eingefangen und ich präsentiere ihn Ihnen, Herr Reichsbankpräsident, knicken Sie ihn!"

Dr. Hjalmar Schacht, Demokrat und Sparprediger, wird die verdrossene Besitzerin von zwei neuen Hüten gewiß einer präzisen Antwort würdigen. Mit solchen Aufklärungen sparen — das wäre das ungesündeste Sparsystem.

NEUES WECHSEL-FORMULAR

„Am . . . . . . 1925 prolongieren Sie für diesen Prima-Wechsel . . ."

KIPLING

Von Rudyard Kipling wird erzählt, er habe sich eines Tages gewundert, daß trotz vieler kleiner Schecks, die er ausgeschrieben hatte, sein Bankkonto gar nicht geringer werden wollte. Er habe nachgeforscht, und da sei ihm von seinen Gläubigern die Antwort zuteil geworden, so töricht könne doch wohl niemand sein, ein Kipling-Autogramm für ein paar lumpige Pfunde aus der Hand zu geben. Wahr oder nicht — die kleine Geschichte ist charakteristisch für den Ruhm, den dieser Erzähler in der englisch sprechenden Welt genießt.

Bei uns ist er noch immer nicht sehr berühmt. Man kennt das unsterbliche Dschungelbuch, und damit pflegt es aus zu sein. Die Erklärung ist einfach. Zerstreut unter mehrere Verleger war bis heute sein Werk nur in mäßigen Uebertragungen und in unansehnlichen Ausgaben vorhanden. Nun erwirbt sich der Verlag P a u l L i s t in Leipzig das außerordentliche Verdienst, Kipling würdig in einer zehnbändigen Auswahl dem deutschen Leser darzureichen. Die vier ersten Bände liegen vor.

Sie sind schön gedruckt, schön gebunden, bequem im Format, angenehm in der Hand zu halten. Ihr Herausgeber ist kein Geringerer als H a n s R e i s i g e r, der mit einer Umformung von ungemeiner Gewalt ja auch Walt Whitmann zu einem deutchen Dichter gemacht hat. Sein Kipling - Essay, der die neue Ausgabe einleitet, ist beschwingt und sachlich zugleich, eine schöne Leistung. Und dann hat er, man darf sagen zum ersten-

mal, „Kim“ übersetzt, das Buch vom doppelgesichtigen Indien, das Zauberwerk, darin sich uralte Frömmigkeit und imperiale Modernität gleich klar und gleich leuchtend abspiegeln, die Geschichte von Kim, dem jungen Spion der englischen Regierung, und vom Lama, seinem ehrwürdigen Freunde, der kindlich-ruhevoll den heiligen Fluß sucht. Es ist ferner der entzückende „Puck“ erschienen, von Ernst Hardt hingebend übertragen, das „Neue Dschungelbuch“, von Gerhart Hauptmanns Sohn deutsch gestaltet und endlich Kiplings frühestes Werk, das einst den Dreiundzwanzigjährigen mit einem Schlage berühmt gemacht hat, die so vollkommen erzählten „Kleinen Geschichten aus den Bergen“ in einer ebenfalls vollkommenen Uebersetzung von Wilhelm Lehmann.

Vier weitere Bände Novellen werden folgen, ein wahrer Schatz an dichterischem Klarblick und männlicher Lebensweisheit: Dinge werden darin enthalten sein wie „Die schönste Geschichte der Welt“, so humoristisch wie aufwühlend, oder „They“, diese innigste Gestaltung weiblicher Sehnsucht. Das erste „Dschungelbuch“ wird nachkommen und endlich „The Light that failed“, der so schmerzhaft ergreifende Roman des erblindenden Kriegszeichners, umschlossen wiederum vom ungeheuern Horizont des Imperiums.

Man darf den Verlag beglückwünschen. Er verschafft einem großen Autor die gültige, die endgültige deutsche Form. Der Erfolg kann nicht ausbleiben. Denn es gibt wenige Schriftsteller von diesem hohen Rang, die ihre Leser so hinreißend unterhalten.

Bruno Frank

FILM

Zum Eisgipfel Afrikas

Da die Amerikaner nicht nur reicher, sondern auch schneller produzieren als wir, und so jährlich etwa ein halbes Dutzend Mal ihre Stars nebst Bei-Spielern vorführen, sieht man während der letzten Wochen in den Berliner Kinos fast nur mittelmäßige amerikanische Produktionen mit immer denselben Motiven und denselben Darstellern. Deshalb zieht man es vor, sich abermals einen Expeditionsfilm anzusehen.

Aber im Gegensatz zu der Mount-Everest-Expedition ist dieser Afrika-Expedition der Ufa unter Böse und Pienaar die Erreichung ihres Zieles geglückt: sie war wirklich auf dem sechstausend Meter hohen Gipfel des Kilima-Ndjaro und drehten den Krater, dessen vereistes und verschneites Innere allerdings keineswegs anders aussieht als eine Gipfellandschaft der Alpen. Vorher und nachher jedoch durchquerte die Kolonne Urwälder und Steppen, die erfüllt sind von seltenen herrlichen Tieren und von kulturunbeleckten herrlichen Menschen, deren glatte, hohe, wunderbar harmonisch gebaute Körper im Bild zu sehen eine Augenwollust ist. So viele so nah aufgenommene Aufnahmen von Tieren aus der Wildnis zeigte bisher kein Expeditionsfilm.

Aber dem Menschen wird immer der Mensch interessanter erscheinen, als die interessantesten Tiere, zumal diese Afrikaner, deren Volksstämme allein auf der Welt ihre einfache, natürliche Kultur starrköpfig festhalten. Und doch: wir haben nun im Film Menschen aus Indien und Süd-Amerika, aus Grönland und der Südsee gesehen, aber in allen Erdteilen machen alle Menschen, de noch nie vor einem Kurbelkasten gestanden haben, ge-

nau dieselben Bewegungen. Sie versuchen (anscheinend vom Regisseur gespornt) in die Linse zu lächeln (im Lächeln und Weinen ist der Mensch überall gleich . . . aber im Essen, Lieben, Tanzen, Geschäftemachen überall verschieden), dann blicken sie verlegen nach der Seite und fahren, sich abwendend, mit der Hand über den Mund. Die absolute Einheitlichkeit dieser freundlichen Verlegenheitsgeste in aller Welt können die Verteidiger der Humanität als unanfechtbares neues Dokument für die Brüderlichkeit aller Menschen registrieren.

Kurt Pinthus

SCHNITZLERS UNTERLEIBSBESCHWERDEN

Adolf Hitler hat noch immer in München, das doch längst nicht mehr die dümmste Stadt der Welt sein will, seine täglich erscheinende Zeitung. Dort schreibt ein treudeutscher Mann über Arthur Schnitzlers Dichtungen:

> „Man könnte sich mit solchen Stücken gewiß abfinden, wenn daraus das Ethos eines Dichters spräche, der, indem er uns die Kehrseite solcher Liebeleien wie in Geschlechtskrankheiten, Unterleibsleiden, nervösen Zerrüttungen und der Degeneration der Masse der großstädtischen Bevölkerung zeigte, warnend und abschreckend wirkte."

Kein Zweifel, in Schnitzlers Dichtungen fehlen die Unterleibsbeschwerden, sowohl des Darmes als der anderen Organe. Eine kleine Verstopfung und Schnitzler wäre auch bei Hitler ein gemachter Mann.

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 50)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22 — Verlag: Tagebuchverlag G m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79813. Wien 156791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6 — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50. — Anzeigenannahme: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25 vierteljährlich Reichsmark 6.50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

TAGEBUCH DER ZEIT

Berlin, vierte Dezemberwoche.

Weihnachten ist das Fest des Friedens; und obwohl man nicht sagen kann, daß alle Deutschen Friedensgläubige sind, sind sie doch alle Gläubige des Friedensfestes. Wie es zuging, daß am 24. Dezember 1918, als Liebknecht mit einem mühelosen Ansturm Berlin hätte erobern können, die gefürchtete Aktion dennoch unterblieb, hat Gröner im Münchener Prozeß erzählt: auch die revolutionären Kommunisten wollten Weihnachten nach Hause. Aber zum zweiten Male ereignet es sich jetzt auch, daß über Weihnachten eine Regierungsbildung vertagt wird. Hindenburg hat wieder einmal ein Ebert'sches Beispiel befolgt: wie im vorigen Jahre die Krise (aus der später Luther siegreich hervorging) zwischen Christbaum und Silvesterbowle zunächst einmal abgeblasen wurde, so auch dieses Jahr wieder, und unter allseitigem Beifall. In Wahrheit kann eine kleine Pause, eine kurze Frist zum Nachdenken, nach allem Vorangegangenen niemand schaden. Und wenn wir uns beispielsweise Herrn Dr. Hilfferding unter den Lichtern seines jung-gewohnt und alt-getanen Tannenbäumchens vorstellen, so bewegt uns die innig liebevolle Hoffnung, daß der heilige Abend auch für ihn eine Ros entspringen lasse, ein Gedankenblümelein von der Gattung, die in diesem herben Winter bisher verwelket, gestorben, verdorben schien. Denn wenn man sich die Krisentaktik der Partei ansieht, in der Herr Dr. Hilfferding den bestimmenden Einfluß ausübt, so muß man in der Tat feststellen, daß sie bisher nicht gerade einem Stern von Bethlehem folgte und entweder im richtigen Augenblick stets das falsche tat, oder, bestenfalls, das Richtige nur im falschen Augenblick. Wollte sie ernsthaft in die Regierung, so durfte sie, wie im „Tage-Buch" wiederholt gesagt wurde, ihre Forderungen nicht bis nach dem Locarno-Votum zurückhalten, — bis zu einem Zeitpunkt also, in dem man sie garnicht mehr nötig hatte. Wollte sie sich umgekehrt — wie hier ebenfalls schon ausgeführt wurde, — des peinlichen Winters wegen von der Regierung drücken, so mußte sie immerhin erreichen, daß die Volkspartei es war, die das „Nein, wir wollen nicht!" aussprach, (was schließlich ja hätte erfolgen müssen, denn die wahre Meinung der Volkspartei ist ja das Nein!) Die Taktik der Sozialdemokraten dagegen? Den Moment ihrer Stärke ließen sie

unbenutzt, benahmen sich ganz klein und schwach. Im Moment aber, in dem sie schwach geworden waren, benutzten sie nicht etwa, nun umgekehrt, gerade diese Schwäche, um den Gegner wenigstens zur Demaskierung zu zwingen —: nein, jetzt benahmen sie sich plötzlich stark und ersparten der Volkspartei durch ihr schmetterndes Nein die sichtbare Peinlichkeit, ihrerseits Nein zu sagen. Und plötzlich gibt es eine neue Weihnachtslegende: von der guten Volkspartei, die so gerne jedes Opfer gebracht hätte; und von den bösen Sozialdemokraten, mit denen einfach nicht zu leben ist. Ihr Kinderlein kommet und schaut die Bescherung!

Im „Tage-Buch" wird schon jahrelang auf die Notwendigkeit hingewiesen, das Ausführungsgesetz zum Artikel 48 der Reichsverfassung endlich zu erlassen. Aber hierzulande werden die Brunnen nicht einmal zugedeckt, nachdem die Kinder hineingefallen sind. Die Formen, in denen die Reichswehr vor zwei Jahren in Deutschland geherrscht hat, sollten doch dazu geführt haben, daß die schwersten Gefahren des Ausnahmezustandes nach Rückkehr normaler Verhältnisse durch gesetzliche Sicherungen verhütet würden. Aber nichts ist geschehen. Es ist also möglich, daß der Inhaber der vollziehenden Gewalt jedes Rechtsmittel gegen seine eigenen Anordnungen auch künftig ausschließt. Umso unbegreiflicher, daß man die Initiative in diesen Fragen weiter der Reichswehr überläßt. Sie hat ihre fertigen Pläne und kämpft um die Erhaltung der verfassungswidrigen Machtbefugnisse, die sie aus den Kriegszeiten und dem Belagerungzustand der Monarchie in die Republik hinüber gerettet hat. Sie hat die Lust am Regieren nicht verloren. Aber Herr Geßler scheint nicht zu wissen, daß kein Mensch mehr Lust hat, von ihm regiert zu werden. Er vermischt seine beiden Eigenschaften als Wehr- und Innenminister, um die Vorschläge seiner militärischen Ratgeber innenpolitisch zu erproben. Man hört plötzlich wieder von Ausnahmezustand munkeln. Reichskommissar Kuenzer, den seine Vergangenheit als Gendarmerieoberst für seine Gegenwart als zivilen Beamten verdorben hat, möchte selber gerne Wehrminister werden. Er hofft sich seinen künftigen Kameraden durch besonderen Schneid gegen links zu empfehlen. Dazu gehört, daß er kein Gesetz zum Artikel 48 ausarbeiten läßt. Es helfen aber auch andere Einflüsse. In Zeiten, wo die Minister in Demission sind und die parlamentarische Verantwortung nicht mehr zu scheuen brauchen, fühlt sich die Bürokratie am wohlsten. Schon manches Unheil ist in solchen Uebergangsperioden an-

gerichtet worden. Wenn nach Neujahr die Regierungsbildung mit frischen Kräften begonnen wird, dann erbarmt sich vielleicht eine der beteiligten Parteien und stellt einen Programmpunkt auf: kein Ausnahmezustand, bevor er nicht reichsgesetzlich geregelt ist! Warum aber hat nicht längst eine von ihnen das entsprechende Initiativ-Gesetz im Reichstag eingebracht?

Vor Wochen und Monaten ist Herr Doktor Eckener hier davor gewarnt worden, in diesem Winter Geld für einen neuen Zeppelin in Deutschland zu sammeln. Er hat die Warnung leider überhört. In einem Augenblick unerträglicher Wirtschaftsnot, während in Berlin jeder zehnte Mann Arbeitslosen-Unterstützung bezieht, sollen fünf Millionen Mark für ein neues Luftschiff aufgebracht werden? Solche Sammlungen müssen hurtig, in der ersten Begeisterung, von schenklustigen Leuten angefangen und abgeschlossen werden. Nach dem Unglück von Echterdingen fielen dem Grafen Zeppelin in einer Nacht eineinhalb Millionen in den Schoß. An der quälenden Eckener-Zeppelin-Sammlung von heute laborieren wir jetzt schon über ein halbes Jahr. Ein mächtiger Werbeapparat, mit Ehrenvorsitzenden, Kuratorium, Beisitzern, Generalvertretern und Subagenten, ist in Bewegung gesetzt worden. Wo die klingende Zeppelin-Begeisterung fehlt, dort wird freilich auch die Zeppelin-Provision der rührigsten Akquisiteure keine Wunder wirken. Es ist in einem halben Jahr nicht einmal das Viertel der notwendigen Summe zusammengesammelt worden und etwa ein Viertel dieses Viertels ist schon an Provisionen, Aufwandsentschädigungen und Werbe-Unkosten verpulvert worden. Die Erfahrung lehrt, daß je länger eine solche Sammlung dauert, um so spärlicher tröpfeln die Gaben, aber der „Apparat", will sagen, die zur Zeppelin-Begeisterung fix Angestellten, bleibt! Wär es da nicht das Klügste, die Sammlung, ehe der Mißerfolg eklatant ist, jetzt einzustellen und auf bessere Zeiten zu vertagen? Herr Dr. Eckener ist, leider, zu einem so vernünftigen wie heroischen Entschlusse nicht zu bringen. Was aber sagen die Herren vom Kuratorium, die zu keiner Sitzung kommen? Was werden die Herren, die so freigebig ihre Unterschrift zur Verfügung gestellt haben, dazu sagen, wenn man sie eines Tages für das Fiasko verantwortlich machen wird? Diese Leichtfertigkeit, mit der in Deutschland Aufrufe unterschrieben werden, ohne daß der Befürworter auch nur ein klein bißchen Verantwortung für das mit seinem Namen empfohlene Werk übernehmen will, diese Unterschriften-Frivolität könnte sich eines Tages bitter rächen. Die Zeppelin-Sammlung ist, man weiß aus der harten Wahrheit heraus, zurzeit hoffnungslos, es wird in diesem Winter viel dringendere Ausgaben für uns alle

geben. Haben die Veranstalter sich eigensinnig in das unglückselige Projekt festgebissen, so wird es Aufgabe des preußischen Wohlfahrtsministers sein, dem ärgerlichen Unfug schnell ein Ende zu bereiten!

Der tschechische Staatspräsident ist einer der wenigen Politiker Europas, die ihrer Bildung und Gesinnung nach wirkliche Europäer genannt werden können. Der tschechische Außenminister Benesch ist einer der eifrigsten Förderer des Völkerbundes. Die Tschechoslowakei ist die Heimat des Paneuropäers Coudenhove. Es macht einen betrüblichen Eindruck, wenn gerade im Prager Parlament drei verschiedene Vaterlandslieder nicht um der gemeinsamen Liebe, sondern um des gegenseitigen Hasses willen gesungen werden. Man muß sich fragen, ob die internationalen Anstrengungen der Tschechen überhaupt etwas anderes sind als nationalistischer Opportunismus. Denn im eigenen Staat sind sie von der praktischen Betätigung der Duldsamkeit, ohne die keine internationale Zusammenarbeit möglich ist, allzu weit entfernt. Sie und ein paar andere notwendige Bestandteile Europas bringen das Maß von Anpassung, Einfügsamkeit und Gemeinschaftsgefühl, noch nicht einmal im eigenen Staatsleben auf, das für das europäische Zusammenleben unentbehrlich wäre. Die europäische Minderheitenpolitik, fast überall bestimmt von kulturfeindlichen und machtgierigen Tendenzen, ist eine Schande für unseren Erdteil. Seit einiger Zeit ist Europa in Europa modern geworden. Aber wenn in einem einzelnen Nationalitätenstaat ein Volk die Gewaltherrschaft über die anderen behauptet, was will es dann im europäischen Verband und im Völkerbund? Schließlich wird es auch dort nur sein Vaterlandslied singen können. Traurige Tatsache: Europa ist einstweilen doch noch ein Katzenkonzert.

Viele Leute, denen auch das Schwarz auf Weiß der Archive nicht genügt, und die der Geschichte sozusagen unter die Unterröcke gucken, behaupten, daß die wahren Promotoren des Weltkrieges nicht die Diplomaten, nicht die Generalstäbe, sondern die Industriestäbe waren. Es war ein Krieg um die Absatzmärkte. Und der nächste Ueberweltkrieg wird ein Krieg um die Absatzmärkte und die Rohstoffe sein. Schlagen nicht jetzt schon vereinzelte Stichflammen des unterirdischen Feuers hier und dort empor? Marokko — Erzlager; Amerika — Mexiko — Petroleum; Mossul — Petro-

leum; England — Aegypten — Baumwolle. Streitet man nicht sogar schon um den Besitz des Nordpols, weil dort Kohlenlager sein sollen? Ueberall das unverkennbare Streben, im ersten Stadium eine erschöpfende Mannigfaltigkeit der Industrien im eigenen Lande zu schaffen, im zweiten Stadium eine erschöpfende Mannigfaltigkeit der industriellen Grundstoffe aus eigenem Boden zu heben. Das erste Ziel kann man zur Not durch den Windschutz der Zollmauern erreichen. Um zum zweiten Ziel zu gelangen, muß man — erobern. Denn die Erde ist nun einmal kein homogenes Gebilde, keine gleichmäßige Mischung aller Stoffe. Und wahrscheinlich hat von allem Anfang an schon Mars seine Hand im Spiele gehabt, als das Gold dahin, die Kohle dorthin, das Petroleum an jene Stelle gelegt wurde. Sollen die Völker der kleinen Erde noch weiter einander spießen und schlachten, weil von den 100 Grundstoffen immer eines einen hat, den das andere nicht besitzt? Zwei Wege zur Erlösung sind gegeben. Der eine ist eine allerdliche Völkerorganisation, ein wirtschaftliches Weltbürgertum. Der zweite erscheint utopisch. Aber wer weiß, ob er bei dem cholerischen Charakter der Nationen am Ende doch nicht der kürzere ist? Das ist der chemischtechnische Weg. Wenn es der Forschung gelingt, aus allem Alles zu machen, ist die Rohstoffrage gelöst! Ist diese Alchemie heute wirklich noch so utopisch? Machen wir nicht schon aus Kohle Farben und Medikamente? Flüssige Brennstoffe, die das Benzin und Petroleum ersetzen? Aus der Luft bauen wir den Salpeter, den wir früher von den chilenischen Guanolagern beziehen mußten. Gelingt es der Chemie nicht jetzt schon, viele Körper, besonders organische, aus ihren Grundelementen aufzubauen? Machen wir nicht Seide aus Holz? Kann es uns nicht auch mit der Baumwolle gelingen, die doch auch nur Holzstoff ist? Ja, kann es uns nicht sogar glücken, das Holz selbst aus Elementen aufzubauen? Ja, aber die Elemente? Nicht jedes Land enthält alle Elemente. Platin wird nur an wenigen Stellen der Erde gefunden, ebenso Mangan, Osmium, Radium etc. Gewiß, gewiß! Aber — bauen wir nicht auch schon Elemente? Ist es nicht schon gelungen, Blei, Thallium, — Gold aus gegebenen Elementen herzustellen? Es ist nicht mehr lächerlich, zu behaupten, daß eine Zeit kommen kann, wo wir mit dem allgegenwärtigen Urbaustein der Welt selbst hantieren werden, kurz, daß es uns gelingen wird, aus Allem Alles herzustellen. In diesem Momente wird jedes Land sein Genügen, seinen Rohstoff in sich selbst finden. Und die Menschheit wird endlich soweit sein, — den ersten wahrhaft edlen Krieg, sozusagen „la guerre pour la guerre“, zu betreiben und zu führen. Oder sollte es am Ende auch bis jetzt immer nur dieser eine edle Krieg gewesen sein?

1916

HERMANN BADT
M. d. L.

STEIGERS FREISPRUCH

Als am 5. September 1924 in Lemberg eine Bombe gegen den Wagen des polnischen Staatspräsidenten Wojciechowski geschleudert wurde, eine Bombe, die glücklicherweise nicht explodierte, da wurde als angeblicher Täter, lediglich auf die Aussagen einer hysterischen Ballettänzerin hin, eines Fräulein Pasternack, der jüdische Student Stanislaus Steiger festgenommen. Er wurde vor ein Standgericht gestellt, sein Schicksal schien besiegelt. Schon stand die Exekutivabteilung bereit, um sogleich nach Fällung des Urteils die Todesstrafe zu vollstrecken. Der Sarg war schon beschafft. Da, im letzten Augenblick, stimmte einer der vier Richter mit „nein". Die übrigen drei bejahten die Schuldfrage. Da das Standgericht Todesurteile nur einstimmig fällen kann, mußte der Prozeß dem Schwurgericht überwiesen werden. Warum verweigerte der vierte Richter seine Zustimmung zum Todesurteil? Schon im September 1924 waren an die Lemberger Tageszeitung „Chwila" zwei Briefe einer geheimen ukrainischen Militärorganisation zur Weiterleitung an das Gericht geschrieben worden, in denen behauptet war, der Täter sei in dieser Organisation zu suchen, das Attentat sei als politische Demonstration gegen die Unterdrückung der ukrainischen Bevölkerung durch die Polen gedacht gewesen.

Diese Briefe mußte man beachten. Bei dem angeblichen Täter Steiger war irgend ein Motiv für seine Tat schlechterdings nicht zu entdecken. Nach übereinstimmenden Aussagen aller Zeugen war Steiger ein stiller, in sich gekehrter Mensch, er hat sich nie mit Politik befaßt. Ihm, als einem überzeugten Pazifisten, lag jeder terroristische Akt vollkommen fern. Er hat nur ein Verbrechen begangen, er war Jude und nicht nur das, er bekannte sich zu seinem Judentum, er war Mitglied der zionistischen Vereinigung Makabi. Für den Staatsanwalt bedeutet dieses Bekenntnis freilich fast schon einen Schuldbeweis. Er leistete sich vor dem Standgericht das unvergeßliche Geständnis:

„Man hat hier während der Verhandlung eine Frage gestellt, aus welchen Gründen das Attentat vollbracht worden ist. Das weiß ich nicht und ich will auch nichts davon wissen. Es sagte der hohe Beschädigte, daß es nicht in seiner Absicht liegt, den konzentrierten Kreis des Verbrechens zu verbreitern." Das heißt ins Deutsche übersetzt: Das polnische Interesse Polens erfordert es, daß das Bestehen einer Organisation mit revolutionären Zielen geleugnet wird. Keine ukrainische Organisation, ein einzelner Jude sollte es sein.

Während der Untersuchungshaft war versucht worden, von dem unglücklichen Steiger durch Schläge und Mißhandlungen ein Geständnis zu erpressen. Es war vergebens. Je länger die Untersuchung dauerte, desto mehr Menschen begannen zu glauben, zu wissen, daß Steiger unmöglich der Täter sein konnte. Angesehene polnische Juristen, aber auch die Leiter der Polizei in Warschau und Lemberg, schließlich sogar der frühere polnische Innenminister Hübner äußerten sich in diesem Sinne. Aber alles das prallte an der vorgefaßten Meinung des Untersuchungsrichters und der Lemberger Kriminalpolizei ab. Mit einer Handbewegung gingen sie über diese Bedenken hinweg.

Ueber die Briefe des „ukrainischen obersten Rates" ging man hinweg, weil nach den Berichten der Polizeibehörde „bis jetzt in der ganzen politischen Bewegung die Tätigkeit irgend einer ukrainischen revolutionären Militärorganisation nichts gezeigt habe, was zur Behauptung berechtigt, daß eine solche Organisation gar nicht besteht".

Dabei wußte schon damals in Lemberg jeder, der sich auch nur oberflächlich mit den Verhältnissen in dem polnisch gewordenen Teile der Ukraine befaßt hatte, daß eine solche Militärgeheimorganisation nicht nur bestand, sondern daß sie auch äußerst aktiv war, daß die zahlreichen Attentate auf Staatseigentum, die Sprengungen von Brücken und öffentlichen Gebäuden auf diese Organisation zurückzuführen waren, daß auch das Attentat auf den früheren Staatspräsidenten Pilsudski, das gleichfalls in Lemberg geschehen war, von diesem Kreise beschlossen und ausgeführt worden ist. Das wußten alle. Nur der Staatsanwalt wollte oder durfte nichts davon wissen.

Es mehrten sich die Dinge, von denen man nichts wissen wollte. Eines Tages entdeckte nämlich einer der Verteidiger in den umfangreichen Gerichtsakten ein ganz unscheinbares Blatt, das bisher auch der Aufmerksamkeit der übrigen Verteidiger entgangen war. Das geschah kurz vor der Eröffnung der Verhandlung im Oktober 1925. Das Blatt enthielt den Bericht eines Polizeiagenten über ein Geständnis, das ein Ukrainer namens Olczanski schon vor Jahresfrist beim Ueberschreiten der deutschen Grenze vor der Polizeibehörde in Beuthen abgelegt hatte. Olczanski hatte dort zum erstenmal seine Tat eingestanden. Er bat, ihm das Asylrecht zu gewähren. Dieser Bitte sei entsprochen worden. Olczanski habe sich nach Berlin gewendet, wo er sich aufhalte. Was hatte nun der Untersuchungsrichter während der ganzen Zeit der Voruntersuchung auf diesen Bericht hin unternommen? Er hatte sich damit begnügt, daß er auf diesen Polizeibericht folgenden Vermerk setzte:

„Ein Ukrainer namens Olczanski war z. Zt. des Attentates in Lemberg nicht polizeilich gemeldet.“ Auf Grund dieses Vermerks, der ja natürlich die Täterschaft des O. vollkommen ausschloß, wurde dieser Bericht „zu den Akten“ geschrieben. Fürwahr, ein weiser Richter, ein gerechter Richter. Denn daß jemand eine Tat begeht, ohne daß der Täter sich vorher polizeilich ordnungsmäßig angemeldet habe, liegt außerhalb der Grenzen möglichen Geschehens. Vermutlich geben Attentäter in Lemberg, wenn sie nach ihrem Berufe befragt werden, treuherzig an: „Von Beruf Bombenschleuderer.“

Am 12. Oktober d. Js. begann der Prozeß vor dem Lemberger Schwurgericht, wobei nicht weniger als 61 Zeugen und Sachverständige aufgeboten waren, um den jüdischen Studenten Steiger der Tat zu überführen. Aber am gleichen Tage schon sollte das mühsam errichtete Gebäude der Anklageschrift einen empfindlichen Stoß erhalten. Dieser Stoß kam aus Berlin.

Am gleichen Tage ließen sich bei mir im Landtag zwei Herren melden, die mir in meiner Eigenschaft als Abgeordneter wichtige Angaben über den wirklichen Täter und die völlige Unschuld Steigers machen wollten. Die Angaben erschienen mir zunächst kaum glaublich, jedoch bürgte mir die Persönlichkeit der beiden Herren dafür, daß sie selbst, soweit es in ihren Kräften stand, diese Angaben bereits gewissenhaft nachgeprüft hatten. In eingehenden Besprechungen gewann auch ich schließlich den Eindruck, daß hier wieder einmal die lebendige Wirklichkeit viel unwahrscheinlicher war, als der verschlungenste Roman, daß aber diese Angaben sofort ohne Zeitverlust durch die zuständigen Behörden nachgeprüft werden müßten. Wäre das nicht geschehen, dann wäre — das kann nunmehr gesagt werden —, bereits am 16. ein neues umfassendes Geständnis des Olczanski vor der Berliner Polizei erfolgt. Denn O., der sich bis Anfang September 1925 als polnischer Flüchtling in Berlin befunden und dort als Schüler der Hochschule für Leibesübungen an dem Unterricht teilgenommen hatte, war einige Wochen in Marienburg gewesen und am 15. Oktober, also wenige Tage nach Beginn des Lemberger Prozesses wieder nach Berlin zurückgekehrt. Nur durch einen Zufall unterließ er, sich noch an diesem Tage polizeilich anzumelden. Als er nun am 16. und 17. seinen Namen in allen Blättern las, zog er es natürlich, was verständlich erschien, schließlich vor, aus Berlin zu verschwinden. Er ging ins Ausland. Am Abend des 17. Oktober brachte ich im Landtag eine „kleine Anfrage“ an das Staatsministerium ein, um auf diese Weise möglichst schnell authentisch festzustellen, wieweit der bei den Lemberger Akten befindliche

Bericht über ein angebliches Geständnis Olczanskis den Tatsachen entspräche. Ich wollte verhindern, daß etwaige Unterlassungen preußischer Polizeibehörden in der Weitergabe dieses ihnen bekannten Geständnisses zur Folge hätten, daß in Lemberg ein Todesurteil gegen einen Unschuldigen gefällt würde.

Die Antwort, die in dankenswerter Weise seitens des Ministeriums des Innern schon nach drei Tagen erteilt wurde, brachte völlige Klarheit. Darin wurde festgestellt, daß Olczanski nicht nur bei seinem Grenzübertritt im Oktober 1924 vor der Polizeibehörde in Beuthen, sondern auch vor dem Gericht, und zwar in öffentlicher Sitzung des Amtsgerichtes, sich zu dem Attentat bekannt und daß das Gericht das Geständnis für glaubhaft erachtet hatte. Diese Anwort wurde durch Mitteilungen des Auswärtigen Amtes den polnischen Justizbehörden unverzüglich weitergeleitet; auf deren Wunsch wurde später ein Auszug aus den Akten des Beuthener Gerichtes übersandt. Unbegreiflicherweise setzte sich das Lemberger Gericht über diese Selbstbeschuldigung Olczanskis hinweg und lehnte eine Reihe von Beweisanträgen der Verteidigung, die seine Täterschaft einwandfrei dartun mußten, schlankweg ab. Das Gericht bekundete dadurch eine großzügige Nichtachtung der preußischen Polizei- und Gerichtsbehörden, indem es durchblicken ließ, diese Behörden seien offenbar auf den Schwindel irgendeines Menschen hereingefallen, der sich durch solche Angaben das Asylrecht in Deutschland sichern wolle. Das Gericht ging sogar soweit, in einem weiteren Beschlusse zu verkünden, daß die Angelegenheit Olczanski für das Verfahren gegen Steiger ohne jede Bedeutung sei. Als wäre gar nichts dazwischen gekommen, wurden Tag für Tag und Woche auf Woche die von dem Staatsanwalt benannten Zeugen vernommen, die Steigers Schuld beweisen sollten. Da waren angeblich in der Dachkammer einer früher von ihm bewohnten Wohnung Handgranaten gefunden worden, deren chemische Zusammensetzung ähnlich der der vorgefundenen Reste der Sprengbombe gewesen sein sollen. Da erschien plötzlich eine neue Zeugin Viktoria Ledel, von der niemand vorher etwas gewußt hatte und die gleichfalls beschwor, daß Steiger die Bombe geworfen habe. Der Hauptbelastungszeugin, der Balletteuse Pasternack wurde allerdings eine Reihe unangenehmer Widersprüche nachgewiesen. Während sie sich in dem ersten Verfahren vor dem Landgericht recht unbestimmt geäußert hatte, insbesondere nichts davon gesagt hatte, daß sie g e s e h e n habe, wie Steiger die Bombe warf, schilderte sie nun die Ausführung des Wurfes in allen Einzelheiten. Während sie früher mehr

mit Mutmaßungen geantwortet hatte („natürlich war es der Jude“, „Wer anders als ein Jude wirft denn sonst Bomben?“) beschwor sie jetzt sogar, daß sie gesehen habe, wie Steiger die Bombe aus der Brusttasche seines Mantels gezogen und gegen den Wagen des Staatspräsidenten geworfen habe. Daß der Mantel Steigers, wie sofort nachgewiesen war, gar keine Brusttasche hatte, irritierte sie dabei wenig, irritierte aber auch — und das war weit schlimmer — anscheinend auch einen Teil der Geschworenen nicht. Ueberhaupt zeigte es sich immer mehr, daß die Hetze der polnischen Presse auf einen Teil der Geschworenen nicht ohne Eindruck geblieben, man mußte allen Ernstes damit rechnen, daß hier ein viel entsetzlicherer Dreyfus-Prozeß mit der Verurteilung eines Schuldlosen enden würde.

Da trat wiederum eine unerwartete Wendung ein. Denen, die von der Täterschaft Olczanskis überzeugt waren, war von vornherein eines völlig unverständlich gewesen: Wie konnte seine militärische Organisation untätig zusehen, daß in Lemberg ein Unschuldiger eine Tat mit dem Tode büßen sollte, an der er in keiner Weise beteiligt war? Abgesehen von allen ethischen Momenten, die den wirklichen Täter veranlassen mußten, zur Rettung des Unschuldigen beizutragen, erschien unter politischen Gesichtspunkten folgendes unverständlich: Sollte diese Tat der Ukrainer eine politische Demonstration sein, dazu bestimmt, die Augen der Welt auf die Lage der ukrainischen Bevölkerung in Polen zu lenken, so mußten sie sich doch zu ihrer Tat bekennen. Ihr Schweigen hätte ihnen die Mißbilligung der ganzen Welt eingetragen.

Ich hatte in jener Zeit oft Gelegenheit, mit Führern der ukrainischen Bewegung, Politikern und Militärs, zu sprechen. Ich habe nicht verfehlt, immer und immer wieder auf diesen Standpunkt hinzuweisen. Ich habe Grund zu der Annahme, daß es diese Erwägungen waren, die schließlich die Führer dazu bestimmten, Olczanski zu gestatten, sein früheres Geständnis zu wiederholen und zu ergänzen. Gegen Ende November meldete sich schließlich Olczanski freiwillig beim Berliner Polizeipräsidum und legte hier nochmals ein eingehendes Geständnis ab, gab eine genaue Schilderung der Vorgeschichte des Attentates, seiner Beweggründe und aller Einzelheiten der Ausführung, daß, wie es am Schlusse des amtlichen Berichtes des Polizeipräsidiums heißt, jeder Zweifel an der Täterschaft Olczanskis ausgeschlossen sein mußte. Das preußische Ministerium des Innern hat die Uebersendung dieses Geständnisses an das Lemberger Gericht derart beschleunigt, daß es bereits am Tage nach dem Eingang beim Ministerium durch Vermittlung des Auswärtigen Amtes der

Berliner polnischen Gesandtschaft überreicht war. Wenige Tage darauf wurde es in Lemberg verlesen. Und trotz der überzeugenden Darstellung des wirklichen Täters wollte die Lemberger Staatsanwaltschaft auch über dieses neue Geständnis zur Tagesordnung übergehen. Die polnische Presse verbreitete das Märchen, man habe das Geständnis Olczanskis für 60 000 Dollar gekauft. Die Verteidiger sahen sich genötigt, das Gericht um Schutz wegen der ihnen täglich zugehenden Drohbriefe zu bitten. Auch die Geschworenen erhielten Briefe mit Todesandrohung für den Fall, der Freisprechung Steigers und ein Zeuge, der für Steiger günstig ausgesagt hatte, wurde auf der Straße von antisemitischen Studenten überfallen und mißhandelt.

Das Urteil, das vor wenigen Tagen gefällt wurde und bei dem die Geschworenen mit acht gegen vier Stimmen die Schuldfrage verneinten, hat aber gezeigt, daß alle Drohungen, Lügen, Aufregungen umsonst waren. Immerhin muß die Tatsache, daß vier Geschworene die Schuldfrage bejaht haben, viel zu denken geben.

Die Folgen einer Verurteilung Steigers wären nicht abzusehen gewesen. Die bisher noch latente Pogromwelle hätte sich in Lemberg kaum länger zurückdrängen lassen. Ein Jude, noch dazu ein Zionist, als Attentäter gegen den Staatspräsidenten verurteilt! Das hätte genügt, um in Polen eine entsetzliche Juden- und Zionistenhetze zu entfachen. Zu dem europäischen Skandal dieses Gerichtsverfahrens hätte sich der weitere Skandal einer neuen Pogromwelle gesellt und wieweit bei der latenten Pogromsteigerung in Rumänien und Ungarn diese Welle gebrandet wäre, ist nicht abzusehen. — Aber wir wollen hier in Berlin ganz bescheiden sein und uns an die eigene Brust schlagen. Es gibt nämlich nicht nur einen Skandal in Lemberg. Wenn man die Haltung weiter Kreise des deutschen Judentums diesem Prozeß gegenüber betrachtet, dann wird man beschämt das Haupt verhüllen. Hält man es für möglich, daß, während die Presse aller Länder immer wieder auf das ungeheure Unrecht hinwies, ein Teil der jüdischen Presse nicht mit einem Worte den ganzen Prozeß zu erwähnen wagte? Würde man es für möglich halten, daß das wöchentlich einmal erscheinende Organ der der Zahl nach größten Vereinigung „deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens", daß eine führende „jüdisch-liberale Zeitung" in Berlin bei ihren Lesern keinerlei Interesse für diese Dinge voraussetzt, oder jedenfalls glaubte, keinerlei Interesse zeigen zu dürfen, um nicht Gott-behüte in den Verdacht des mangelnden deutschen Patriotismus zu geraten? — Der Prozeß war bereits wochenlang im Gange, ohne daß in diesen Blättern eine Berichterstattung erfolgte.

FRANTZ CLÉMENT (PARIS)

DIE HERREN PRÄSIDENTEN SCHREIBEN BÜCHER

Der Eine ist Herr Präsident Georges Clemenceau. Er schrieb einen „Demosthenes" der zuerst in der „Illustration" erscheinen wird und dessen „bonnes feuilles" eben durch die Blätter gehen. Man sollte nun meinen, was ein Mann wie Clemenceau schreibt, könne nie gleichgültig sein, besonders nicht, wenn er sich über eine politische Figur ausdrücke. Und siehe da, was ich von diesem „Démosthene" bisher gesehen habe — dabei hat man sicher die besten Seiten gewählt, um das Publikum vorzubereiten — ist furchtbar gleichgültig. Es ist banal und mühsam, wimmelt von Gemeinplätzen und langweiligen Konstruktionen; von der Seele des glorreichen alten Streithahns habe ich in dieser Studie keinen Hauch verspürt.

Nun meint ein boshafter, aber aufrichtiger Kritiker, André Billy, der schlechte Stil dieser Bücher sei keine Alterserscheinung, denn Clemenceau habe immer schlecht geschrieben. Nein, André Billy, das ist nicht so. Clemenceau hat in reifer Zeit in einigen sogenannt philosophischen Büchern Trivialitäten auf Trivialitäten gehäuft, aber er war ein großer Journalist, vielleicht einer der größten des letzten halben Jahrhunderts. Und wenn er nur Journalist war, schrieb er eine nervige Prosa, nervig wie sein Kalmückenantlitz und warf durch die Wucht seines Temperaments die Schwächlinge über den Haufen. Die Greisenhaftigkeit des Demosthenes-Buches ist aber weniger eine Alterserscheinung als eine Frucht der Einsamkeit. Der „Tiger" hat sich in eine Cincinnatus-Rolle eingesponnen und er hat keine Begabung dazu. Wenn er als Schriftsteller sein Bestes geben soll, muß es um ihn herum dampfen; er war immer nur groß in der Tagesschlacht, in den Aufgaben, die die Aktion seiner Feder stellte. Und nun ist der Gewaltsame, der Kraftmensch zur Beschaulichkeit verurteilt. Da kommt nichts weiter dabei heraus, als die intellektuelle Langweiligkeit eines alten Mannes, der im Widerstreit mit seiner Natur lebt. Ich gebe keine zwei Seiten seiner bissigen Dschungelphilosophie für die Bände, die er noch vor seinem Tode schreiben wird.

Der Andere ist Eduard Herriot. Sein Buch heißt „Dans la forêt normande". Er schrieb es während seines Sommeraufenthaltes in Bagnole sur l'Orne, wo er sich von den Nachwehen einer Venenentzündung erholte. Es ist ein freundliches, frisches Buch, der Verherrlichung der Normandie gewidmet und ihren großen Figuren. Die liebreichste dieser Figuren ist Charlotte Corday und von der jungfräulichen Charlotte kommt Herriot zu ihrem Opfer Marat. Was er über den „Ami du Peuple schreibt, steht auf dem Niveau eines vorzüglichen, sich schärfenden politischen Essais.

Aber das ist auch alles von Politik, was in dem neuen Buch des Kartellführers vorhanden ist; im übrigen ist es eine Erholung von der Politik. Hier liegt der Unterschied zwischen Clemenceau und Herriot. Wenn es diesem eines Tages politisch an den Kragen geht, wird er keine Schwierigkeit haben den Cincinnatus zu spielen, und wird dann kluge und aufschlußreiche Bücher schreiben, denn seine Schriftstellerei ist nicht aus dem Kampf geboren, ist ein Teil seiner Natur; er ist normalien, Literat von Haus aus und nur Politiker und Journalist aus Notwendigkeit. Gewiß ziehe ich den peacemaker und sogar den Bürgermeister von Lyon dem Biographen der Madame Récamier vor; aber wenn er in der politischen Arena ausgespielt hat, ist er mir hinterm Ofen, am Schreibtisch immer noch willkommen, dreimal willkommener als der „Tiger", dessen Schicksal doch so viel gewaltiger gewesen und auch heute noch ist.

BERNHARD DIEBOLD

ABSCHAFFUNG DER KRITIK?
ANTWORT AN DÖBLIN

Auf Döblins Attacke gegen die Theaterkritik in Nr. 50 des „T. B." antwortet hier der angesehene Kritiker der „Frankfurter Zeitung", der Verfasser der „Anarchie im Drama".

Sie wollen die Kritik abschaffen? So? Ja und wer soll dann Ihren schönen Büchern zum neunten oder neunundzwanzigsten Tausend verhelfen? Etwa die Inserate? Da werden Sie gegen den neuesten Courths-Mahler nicht aufkommen, Verehrter. Die Dame ist weit kurzweiliger als Ihre „Drei Sprünge" und viel mobilmacherischer als Ihre „Dampfmaschine", die Sie Herrn Watzek geschenkt haben. Schimpfen Sie was Sie wollen auf die schlechte Kritik. Aber warum den Lessing mit dem Bade ausschütten?

Ob ich von der Notwendigkeit der Theaterkritik überzeugt sei? — fragt mich Stefan Großmann. Dabei weiß er aus Kürschners Literatur-Lexikon ganz genau, daß ich selber Theaterkritiker bin. Muß also ohne großen Scharfsinn ahnen können, daß ich nicht Nein sage. Im Gegenteil: daß ich mir in Ausübung dieser Betätigung unerhört wichtig vorkomme. Denn wäre es anders — ich müßte ja ein Lump sein, wenn ich weiter rezensierte. Ich bin aber durchaus kein Lump und schreibe weiter Kritiken.

Ist es denn wirklich Ihr Wunsch, geschätzte Herren, daß wir überhaupt nur noch Operetten, Revuen und Schwänke auf den Brettern zu sehen bekommen? Glauben Sie wirklich, daß

ohne das Kultur-Getue selbst der miserabelsten Kritik vom süßen populus noch etwas anderes als nackte Weiber und Revolver-Sketches gewünscht würden? Für mich ist es gewiß, daß ohne die Philister-Kritik der Literaturgreise keine Klassiker mehr gespielt würden und ohne die Snob-Kritik der Unreifen keine moderne Jugend mehr die Bretter beträte. Also selbst das Proletariat der Zeitungskritiker hat nach der extensiven Seite hin seinen populären Nutzen für die sogenannte Kultur. Vom praktischen Vorteil für den Intendanten, Theateragenten, Prominenten, Verleger und (Döblin!) Autoren nicht zu reden.

Gewiß: im ganzen sind sie die Rotte Korah. Aber es gibt doch einen Fechter! einen Polgar! Müssen die auch weg — nur weil die anderen schlecht sind? Aber, aber! Wir erwarten doch nicht die Vollendung der Menschheit, Herr Döblin. Wir sind doch nicht mehr siebzehnjährig und expressionistisch? Wir kennen doch die Welt? Nicht?

Wahrlich wissen wir, daß in allen Berufen des täglichen Wirkens zirka 50 Prozent überhaupt nichts taugen, weitere 40 Prozent die erbärmlichste Mittelstandsarbeit im Weinberge der Herren verrichten, und daß sich höchstens über die letzten 10 Prozent im Ernste diskutieren läßt. Das gilt für Schuster, Richter, Balletmädchen, Nervenärzte, Kontrabassisten und Uhrmacher genau so wie für die Kritiker. Und gilt noch genauer für die sogenannten Dichter! Weiß Gott.

Wollen Sie behaupten: wir hätten etwa mehr schlechte Kritik als schlechte Dichtung? Der Himmel bewahre Sie vor diesem krausen Irrtum. Wir sind leider im allgemeinen immer noch kritisch besser beraten als poetisch. Man „schreibt" in den Zeitungen heute verhältnismäßig eher besser als vor zwanzig Jahren. (Das „Tage-Buch" ist eine journalistische Meisterleistung — zum Exempel.) Der Stil ist fixer und beweglicher geworden. Ob man aber besser *dichtet*, ist eine viel zweifelhaftere Frage.

Ich möchte das Naturgesetz aufstellen, daß eine bestimmte Quantität an schlechter poetischer Produktion die gleiche Quantität an kritischer Produktion hervorruft. Und da sich aus der größeren Quantität nach ewigen Gesetzen die mindere Qualität ergibt, so wird in Poesie und Kritik immer „das meiste" miserabel sein. Und es ist miserabel! Also, Herr Döblin, machen Sie's wie ich (soweit es unsere Metiers erlauben): Lesen Sie nicht das meiste, sondern lesen Sie das wenigste. Das wenigste ist gut. Auch in der Kritik.

Ja, es wird viel zu viel Theater gemacht, gegründet, vergemeindet. Aber diese lächerliche Ueberschätzung der Theater ist durchaus nicht „ein privater Irrsinn der Theaterkritiker" — wie Sie ungerechterweise sagen —, sondern das ist die

Schuld aller Beteiligten: vom vergnügungstollen Publikum bis zum theatertollen Autor. Ihr schreibt ja viel zu viel fürs Theater, ihr Autoren! Sie, Döblin, bekennen selber: „Stücke habe ich selbst nur nebenbei geschrieben." Warum aber schreiben Sie Stücke nur „nebenbei"? Man schreibt doch als ernster Autor überhaupt nicht ernstgemeintes „nebenbei". Sie haben aber Ihre Stücke hoffentlich ernstgemeint?? Hoffentlich ernstgemeint??? Sonst müßte ich Sie des unerhörtesten Mißbrauchs des Theaters zeihen und müßte als Kritiker (der seine Tätigkeit in diesem Falle für überaus notwendig erachtet) Anklage gegen Sie erheben! Denn wenn Sie „nebenbei" den Theatermarkt vermehren helfen, so vermehren Sie damit auch nebenbei das kritische Proletariat, das sich mit Ihnen beschäftigen muß — und gegen das Sie nun ihre unbedachte Fanfare blasen. Auch erinnere ich mich sehr wohl, von Ihnen höchstselbst Theaterkritiken gelesen zu haben — und ich will wieder hoffen, daß Sie diese auch nicht etwa nebenbei geschrieben haben. Spotten Sie nicht über meinen ironischen Ernst, Herr Döblin! Denn ich bin nicht der Kritiker Nebenbei.

Ich halte die Kritik für die natürliche, unvermeidbare Komplementär-Erscheinung der mangelhaften Kunst. Nebenbei-Kritik soll bekämpft werden wie Nebenbei-Dramatik. Die Rotte Korah ist überall in der Welt nur zur Zeugung des „Uebermenschen" da. Ein einziger Lessing reinigt ein Jahrhundert — daran ändern tausend lumpige Skribenten nichts (ich meine damit sowohl die faulen Rezensenten wie die faulen Poeten).

Wir haben aber als Kritiker nicht nur im Lessing-Rang die Existenzberechtigung. Neben den Herren gibt es noch brave Offiziere und Unteroffiziere. Die darf man ruhig achten. Sie sind nicht prophetisch, aber sie halten das Niveau. Die übrigen dürfen Sie ja anspucken. Niemand wehrt es Ihnen. Nur treffen Sie die richtige Auswahl.

Oder, der Sie ja so energisch Schluß mit dem ganzen kritischen Mumpitz machen wollen, so verbitten Sie sich doch persönlich für Ihre bisherigen und weiteren Werke jede kritische Beurteilung. Vielleicht macht's Ihnen der eine oder andere nach. Bei m i r wird Ihr Wunsch aber auf keinen Fall Erfüllung finden. Ich bin nämlich nicht nur „nebenbei" Kritiker (wie andere Leute nebenbei Dramatiker), sondern ich muß es sein. Jedenfalls, ich schaffe die Kritik nicht ab.

Ein pünktlich für die Zeitung dichtender Journalist hat dieser Tage im „Tag" Verse veröffentlicht, die den Titel tragen: „Das Land der Sehnsucht." Ich beschränke mich auf das Notwendigste und zitiere die 1. und 4. Strophe:

„Kennst du das Land, wo der Faschist so kühn,
Ohrfeigen jedem blonden Fremdling blüh'n,
Wo man den Tropf, der nach Venedig reist,
Glatt auf acht Tage ins Gefängnis schmeißt?
Kennst du das Land?
Dahin, dahin,
Möcht ich mit dir, o mein Geliebter, zieh'n! . . .

Kennst du das Land, wo stramm und unbeirrt
Die deutsche Goldmark zwar genommen wird,
Der Gast jedoch, nachdem man ihn geneppt,
Fußtritte kriegt nach römischem Rezept?
Ironisch seh'n dich Marmorbilder an:
Was hat man dir, du armes Tier, getan?
Kennst du das Land?
Dahin, dahin,
Kann wirklich nur der dumme Deutsche zieh'n."

Als „dummer Deutscher" bin ich in den letzten Jahren wiederholt in Italien gewesen. Ich habe dort weder Ohrfeigen bekommen, noch bin ich ins Gefängnis geschmissen worden; wenn ich Appetit auf Goldorangen hatte, so kaufte ich sie mir, ohne dabei geneppt zu werden, für ein recht bescheidenes Entgelt auf dem nächsten Markt; und in Sizilien durfte ich mir die kostbaren Früchte sogar eigenhändig von den Bäumen brechen und wurde, nachdem ich vergebens versucht hatte, meinen Geldbeutel zu zücken, von dem mir völlig unbekannten Besitzer des Segens noch aufs liebenswürdigste eingeladen, ihm doch bald wieder die Freude meines Besuches zu machen.

Eines Tages, das war vor reichlich zwei Jahren, war ich unachtsam genug, mir von einem Mosaikhändler bei San Paolo fuori le mura meine Geldtasche stehlen zu lassen. Inhalt: die Gesamtheit meiner kostbaren Devisen, die noch für einen mehrmonatlichen Aufenthalt in Rom ausreichen sollten. Verdammter Spitzbube! Aber so etwas soll's ja schließlich auch in Deutschland geben. Ich krabbelte mich heraus, so gut es anging, hielt einen Vortrag, betätigte mich kaufmännisch, buchhändlerisch, „fremdenführerisch". Nur um die Mittel zur Heimreise, die ich etwa acht Wochen später antrat, war es nicht zum besten bestellt. Ich ging also mit einem Empfehlungsschreiben der deutschen Botschaft zur Polizeizentrale, der Quästur, und es

wurde mir dort in liebenswürdigster Form eine Freikarte bis zum Brenner angeboten. Als ich die Befürchtung aussprach, daß ich das wohl als eine Art Abschiebung anzusehen hätte und vermutlich auf eine schwarze Liste gesetzt werden sollte, die mir einen erneuten Besuch Italiens erschweren oder unmöglich machen würde, unterbrach mich der Beamte in verbindlichstem Ton. Mein Mißgeschick sei ja der Polizei bekannt, man dächte also gar nicht daran, derartige Konsequenzen zu ziehen und bedauerte nur, daß man mir nur eine Karte dritter und nicht zweiter Klasse bieten könnte. Doch die Bestimmungen ließen es nicht anders zu. Ich kam zum Brenner, kam zur deutschen Grenze in Kufstein. Auch dort gab ich ein Schreiben der deutschen Botschaft in Rom ab; die Antwort war — Achselzucken und Kopfschütteln. Ich weiß ja, der Mann in Kufstein hatte ganz recht! Was geht ihn die deutsche Botschaft in Rom an, was meine mißliche Lage? Das alles darf ihm, muß ihm nach amtlicher Vorschrift Hekuba sein, und nur in einem Gaunerland wie Italien kommen derartige Nebensächlichkeiten für die amtliche Praxis in Betracht.

Gott half weiter, so daß ich das Vergnügen hatte, 15 Stunden später Berlin wiederzusehen. Nach einem Jahr passierte mir hier in Berlin etwas Aehnliches: Einbruch bei hellichtem Tag, wobei allerhand Goldenes und diverser Kleidertand mit fortging. Last no least auch ein Revolver, mit dem ich dem frechen Burschen so gern bange gemacht haben würde. Es war ein sehr alter Revolver, beinahe ein Museumsstück, und deshalb scheute ich mich nicht, ihn bei der Verlustanzeige mit zu erwähnen. Die Folge? Zurückgebracht hat ihn mir die Polizei nicht. Der Dieb erfreut sich vermutlich heute noch der Freiheit und des besten Wohlseins, und kein Härchen wurde ihm gekrümmt. Ich aber erhielt eine Strafverfügung über 50 Mark, weil ich im unrechtmäßigen Besitz einer Waffe betroffen worden sei. Ich führte aus, daß ich ja leider, leider! nicht im Besitz einer Waffe betroffen, oder, besser gesagt, im Nichtbesitz einer Waffe betroffen wurde. Aber die Komödie ging trotz dieses Witzes ihren Gang, und es kam zur öffentlichen Verhandlung, wobei sich allerdings zu meinen Gunsten herausstellte, daß die von der Amtsanwaltschaft herangezogene Verfügung aus der längst verflossenen und vermutlich niemals wirklich dagewesenen und somit rein legendarischen Ebert-Scheidemann-Haase-Zeit von meinem Regierungspräsidenten nicht ordnungsgemäß verkündet worden war, so daß ich als schuldloser Engel aus dieser Schande hervorging.

So geht's dem Deutschen in Italien, so geht's dem Deutschen in Deutschland.

1928

KLEINE FANFARE

1.

Da die Berliner heute so fleißig und so gerne Paris beschreiben, möchte ich zur Abwechslung von Berlin erzählen. Ich hatte es zweimal während des Krieges, zuletzt im Winter 1921 gesehen. Damals war es noch sehr grau in grau, schwer umdüstert, die Verkehrsmittel teils spärlich, teils eine Qual, Kriegskrüppel und Kriegsgewinnler im Vordergrund, die Unterkunft ein Glücksfall, die Leintücher gestückelt, der „Bohnenkaffee" sprach für den anderen. Man gewöhnte sich auch jenen ab, im Hinblick der zu Bleiwasser verdünnten Condensmilch, dünn und bläulich wie die Papierserviette. Der einzige Lichtpunkt, das einzige was fesselte und zurückhielt: Busoni, seine strahlende Existenz und seine Konzerte.

Als ich im November 24 wiederkehrte, lag Nacht an der Stelle, wo er gewirkt, war die Stadt um vieles ärmer durch die Lücke die sein Tod ihr gerissen hatte, ob sie auch wieder hell beleuchtet, lebensfroh, rastlos wie einst, den lang entbehrten Annehmlichkeiten des Lebens, den Vergnügen und Genüssen, auch den geistigen, mit allen Pulsen entgegenschlug.

Berlin wird — selbst von den Berlinern — nicht selten „gräßlich" genannt. Auch der Besucher nennt es gerne gräßlich, und verbringt dabei ein paar höchst angeregte Wochen. Denn die Spannung ist außerordentlich. Ob es immer östlicher hinausrückt, es bleibt eine Weltstadt, mögen noch so viele Blitz- und Luxuszüge sie boykottieren.

Die Politik lasse ich unerwähnt. Sie ist natürlich ekelhaft. Wo ist sie dies heute nicht? Politik ist besten Falles das kurz befristete Uebergewicht guter Kräfte, meistens der erfolgreiche Ansturm der Schlechten. Dies wird so bleiben, bis wir auch hier einmal aufräumen. Zu solchen Ufern aber winkt noch auf lange Zeiten hin kein Tag. Reden wir also nicht von unserer Nacht. Zugegeben, daß sie bei uns am dicksten ist. Schwärzer ist sie in England.

2.

Direkt aus meiner Waldklause hervorgekommen, durch Abgeschiedenheit wiederum ein Neuling, war ich reif für Impressionen. Als ich nach langer Zeit zum ersten Male wieder einen Theatersaal betrat, umringte gerade ein Chor befrackter Herren die köstliche Gestalt der Massary, und lustig tuschte das Orchester —. Wie vergessen war der Krieg! Auch in anderen Städten, Paris, Rom oder Neapel wird die Erinnerung an ihn nervös und ungeduldig zurückgedrängt, aber sie lauert

noch in den Coulissen. Hier ist man robuster; er hat seine Aktualität eingebüßt, er ist wirklich vergangen.

Dies war mein erster Eindruck von Berlin. Aber nicht lange, da hatte mich seine Strömung erfaßt; willig ließ ich mich treiben, und zerflatterte.

Das Geld, das in zwei Verlagen meiner harrte, hatte ich abgehoben. Es reichte nicht, um es zurückzulegen, wohl aber um es auf eine Weile nicht zu zählen. Dies ungewohnte Gefühl machte die Welt für mich zum Sanatorium. Beschleunigten Schrittes an den Modemagazinen vorübergehend, denn Einkäufe hätten alsbald ein Rechnen bedingt und die Kur unterbrochen, nahm ich die Lilie auf dem Felde zum Vorbild, und blieb stehenden Fußes und unausstaffiert wie ich war, statt der zehn vorgenommen, zweiundvierzig Tage. Mit steigendem Durst die Darbietungen der Woche verfolgend. Kein Variété, kein Kino, kein Konzert, kein Theater sollte mir entgehen. Abgelenkt will man sein. Die Trauer ist uns auf den Fersen. Wenn eine Premiére ohne mich stattfand, so dünkte mich dies schon befremdend. Ich schrieb dann unverweilt an den Theaterdirektor oder seinen Flügeladjutanten, oder einer Schauspielerin, daß meine Abreise verschoben sei und ich gerne zwei Karten entgegennähme. Denn zu Umschweifen blieb keine Zeit. Natürlich konnte man Berlin nicht verlassen ohne die heilige Johanna zu sehen. Auf die höfliche Frage, wie viele Billette ich denn wünsche, nahm ich blitzschnell die Gelegenheit wahr und sagte: „drei." Denn wer viel fragt, kriegt viel Antwort, und andere hegten auch den Wunsch, dies Stück zu sehen. Die Eintrittspreise seien aber sehr hoch. Ich wußte dies nur vom Hörensagen. Und nicht etwa, daß ich zum Dank mich auf Anerkennung des Gebotenen einstellte, sondern immer flink die Kritik bei der Hand! Den Liebling der Berliner, die Bergner, als Johanna? — abgelehnt. Auch in ihren besten, wirkungsvollsten Szenen abgelehnt. Ein glänzendes Talent, aber keine Johanna, weder die Sprache, noch das Organ, noch die Auffassung. Ich dachte an die Höflich, mit welcher Genialität sie diese Gestalt vor uns aufgebaut hätte, und an ihren goldenen Timbre. Hier waren wir ergriffen, bei ihr aber wären wir zerknirscht gewesen.

Im Wallenstein (zwei Karten) bog und krümmte ich mich vor Langeweile, erklärte, unmöglich bis zum Ende aushalten zu können, mit Ausnahme der Lossen und des Titelhelden werde in geradezu unerträglicher Weise geschrien, und die Vorstellung sei entsetzlich ausgeleiert. Ich blieb dennoch, aus Gefälligkeit, und verdankte ihr einen der größten Bühneneindrücke meines Lebens. Hart vor Wallensteins Tod, Piccolomini war Gott sei Dank gefallen, schien plötzlich der Geist über

die Schauspieler gekommen, der letzte Dialog mit der Tertzky war eine im Flüsterton geführte Liebesszene, weit über das Leben hin schattend, geisterhaft, als gäbe es, das Sterben im Auge, Verabredungen noch, ja als sei dies der Augenblick, wo die Liebe siegreich, ganz sich selbst, der Fesseln dieses unvollkommenen Daseins spottete.

Es war gar kein Drandenken, daraufhin nach Hause zu gehen. Ich verbrachte den Abend in Gesellschaft.

Und nun . . . aber wie sage ich es meinen Berlinern?

Die Damen waren in großer Toilette, einige sogar wirklich gut angezogen. Hinter einer jungen Schönen in Silberflor mit schneeigen Armen trat ihr edeljüdischer Gatte Valerius Pfeil hervor, mich zu begrüßen: südwestdeutsch, lang gebügelt, etwas dekadent: taubengraue Augen in einem glatten, matten Gesicht, gelassen und charmant. Wir trafen uns seit Jahren zum ersten Male wieder.

„Ich ziehe es vor," sagte ich, „mich nicht mitten unter die Lüster zu stellen."

Ich trug meinen Nizzafrack, das heißt eine dort erworbene lange Kutte aus schwarzem Chiné, und, — ja, was kann man da machen, und in Gottes Namen — meinen Tschako aufgestülpt.

Wir fanden eine Nische, von der aus man alles sah und selber übersehen wurde.

„Also nein, wissen Sie, unter uns," fing ich an, „ein Jude darf nicht den Piccolomini spielen."

„Doch," sagte er, „das darf er schon."

„Nun gut, meinetwegen," sagte ich, „aber dann darf er nicht mauscheln."

„Er darf auch mauscheln," entgegnete er, und setzte erst nach einer kleinen Pause hinzu, „nur nicht als Piccolomini."

Unsere Blicke kreuzten sich. Wir verstanden uns.

„Auf die Diskussion kommt es an," sagte ich.

„Es gibt nun einmal Rollen," sagte Valerius, „welche Juden nicht geben können."

„Ich muß Ihnen mein Herz ausschütten," sagte ich.

Er kannte meine Passion, das jüdische Problem mit Juden zu erörtern.

„Da, wo ich lebe, gibt es keine," sagte ich, „der Ort ist ihnen zu langweilig. Hier trifft man viele. Aber sie machen's einem so schwer. Gott, o Gott."!

Wie handelseinig wir in unserer Nische wurden!

Ein Diener näherte sich uns mit einer Platte voll der wunderbarsten kleinen Pasteten. Schöne Pastetchen, die ich nie vergessen werde. Warum nahm Valerius keine? Er kam von einem Diner, aber warum winkte ich ab? Hatte der lange Theaterabend mich nicht ausgehungert?

„Wovon sprachen wir?" sagte ich. „Ja, von München."

„Schad' um das schöne München," sagte er.

„O Stadt der schönen Ausnahmen," rief ich aus, „bevor es Ausnahmezustände erfuhr."

„Irgendwie keine robuste Stadt," meinte er. „Man hätte sie nicht so beunruhigen sollen. Beschaulichkeit ist ihre Natur. Sie verträgt keine preußischen Importe; sie werfen sie aus ihren Fugen."

„Zum Beispiel," sagte ich, auf mein Thema versessen, „daß sie zum Antisemitismus zurückgriff. Im Grunde war er längst eine protestantische Angelegenheit. Vollends München hatte längst aufgehört, sich über seine Israeliten aufzuregen. Sie spielten keine Rolle. Die meisten waren kleine Budiker. Ein paar Wenige taten sich im dortigen Leben scheinbar obwohl, in Wirklichkeit weil sie Juden waren, hervor. Erinnern Sie sich des alten Bernheimers, und des patriarchalichen Flirts, den er mit seinen, meist hochkatholischen Kunden unterhielt?"

„Ich höre ihn noch," lachte Valerius: „mein bester Baron, mein lieber Graf....."

„Am liebsten war ihm ein Fürst. Ich glaube, er setzte seine Ware im vornherein höher an, nur um des Vergnügens willen, recht tief herunter zu gehen. Es waren die einzigen Rolläden, die er selber herabließ."

„Er hatte Allüre," sagte Valerius.

„Geschmack und Allüre," sagte ich; „sonst wäre er in München niemals populär geworden."

Es wurde jetzt auch Champagner gereicht. Fast mit Gier ergriff ich das dargebotene Glas. Wir tranken einander zu, doch ohne uns unterbrechen zu lassen. „Zweimal die Woche," schloß ich sogleich an, „pflegte, als wir halberwachsen waren, unser Haus gegen Abend von einem wilden Freudengeschrei zu ertönen. Der Grund war immer das Erscheinen eines Bedienten, der uns im Auftrag einer Frau von Hirsch ihre Loge im Hoftheater zur Verfügung stellte. In diesem Hoftheater wuchs ich auf, als es noch unter Levis Leitung und in seiner höchsten Blüte stand. Ueber die Zuneigung unserer jüdischen Freundin zerbrachen wir uns nicht den Kopf. Auch für uns war die starke Gegenständlichkeit ihres... copiösen — ich finde kein anderes Wort — ihres copiösen und dabei irgendwie geheimnisvollen Wesens nicht ohne Reiz. Sie war so anders. Sie hatte eine komische Art, die Stoffe unserer Kleider zu befühlen mit einer instinktiven Neugier für das Gewebe, aus dem sie hergestellt waren, auf reine Wolle oder Baumwolle, Seide oder Halbseide sie prüfend. Wen interessierte das von unseren sonstigen Bekannten? Wer aber

nahm einen so regen Anteil an unserem Tageslauf? Wer war so sehr auf unser Vergnügen erpicht? Unseren tollen, mehrtägigen Ausflügen redete sie stets das Wort, zu Weihnachten überhäufte sie uns mit Geschenken. Sie besaß ein entzückendes Palais, das, ich weiß nicht aus welchen Gründen, niedergerissen wurde, und mit ihm auch ihr Glück. In das neue banale Haus, das sie bezog, paßte sie nicht hinein. Ich hatte indes auch angefangen in Gesellschaften zu gehen. Außer ihren zahlreichen Verwandten, auf die sich ihr Familiensinn alle erstreckte, traf ich nie Glaubensgenossen bei ihr an. Sie lachte gutmütig, wenn auch wider Willen zu den Späßen eines witzigen Vetters, eines Herrn Hirsch ohne „von", der ihren Umgang, ihren Salon, ihren Ehrgeiz unablässig verspottete. Plötzlich war sie fort; hatte eine Reise nach Konstantinopel angetreten; kein Mensch begriff warum. Sie blieb lange abwesend. Als sie endlich zurückkehrte, eilten wir zu ihr, aber sie weigerte sich, uns zu sehen. Schroff und finster schloß sie sich ab. Sie ließ uns einmal grüßen, das war alles. Kurz darauf starb sie an einer entsetzlichen Krankheit. Man glaubte, sie habe sie im Orient geholt. Es verging so manches Jahr. Ihr viel älterer Mann überlebte sie. Er war eher abstoßend, wir mochten ihn nicht, ja, wir hatten manchen Schabernack mit ihm getrieben. Eines Tages forderte er uns dringend auf, ihn zu besuchen, wir gingen also hin. Er empfing uns nicht selbst, sondern eine Freundin seines Hauses, mit der verblüffenden Eröffnung, er mache sich unseretwegen Gewissensbisse. Zwar sei er der alleinige Erbe seiner Gattin. Laut ihres Testamentes aber, sollte nach seinem Tode eine sehr namhafte Summe an uns gehen, damit wir unsere Jugend mehr genössen, die nach ihrem Dafürhalten zu ernst verlief. Indes drohe sie zu vergehen, ohne daß der Wunsch seiner Frau sich erfülle. Er habe nie gedacht, daß es so lange währen würde, bis er ihr folge. Er zöge es daher vor, uns das Legat zur Stelle auszuzahlen. — Es lagen mehrere Schriftstücke bereit, die wir unterzeichnen mußten. Damit war die Unterredung zu Ende. Draußen auf der Straße sahen wir uns groß an. Unsere Gönnerin hatte keine Kinder hinterlassen, wohl aber mehrere Nichten, welche sie der Reihe nach in die Welt führte und sammt und sonders mit armen aber feudalen Freiern verheiratete. Diese Nichten hatten uns oft ihr Leid geklagt über den schwierigen Charakter, die Ungerechtigkeiten ihrer Tante. Woher ihre Vorliebe für uns? Wissen Sie?"

„Ja" sagte er.

„Ich auch," sagte ich. Aber wir fragten uns, um welche Zeit sie wohl das Testament aufsetzte. Hatte die Krankheit sie schon erfaßt? Jämmerlicher war niemand zu Grunde

gegangen. Zuletzt in einem Bade liegend, von Eiterbeulen täglich mehr zersetzt. Sogar ihre Finger. Hatte sie mit solchen Fingern die Verfügung hingeschrieben, die unserer Jugend Vorschub leistete, unter der Begründung, daß sie zu arm an Freuden sei? Zu unserer Ehre sei es gesagt, daß unsere Erschütterung nicht sogleich der Freude wich.

„Den witzigen Vetter Ihrer Freundin kannte ich," sagte Valerius Pfeil nach einer Weile. Eine ihrer Nichten trieb es einmal zu toll. Er gratulierte ihr daraufhin zu Neujahr und adressierte unter folgender Aufschrift: Frau Gräfin X X nez Hirsch. Das neé mit einem recht ausgiebigen Z geschrieben. Wir sahen und lachten uns jetzt nur mehr von der Seite an. Merkwürdig, diese Kopfstationen, sagte ich, — in ihm kein Tropfen unjüdischen Blutes — und daß Ehen mit Jüdinnen so gern ihr Ende dort nehmen. Unwillkürlich sah er zu seiner skandinavischen Gattin hinüber mit der licht flackernden Mähne, von der nördlichen Sonne geradewegs belehnt. „Ich bin froh", fügte ich hinzu, „daß Sie das Thema nicht fallen ließen; eigentlich steht die Diskussion desselben, nach so vielen Jahrhunderten noch immer aus."

„Mag sein," erwiderte er nachdenklich, „daß alles, was heute ein Volk oder eine Rasse sich selbst aussagt, nur mehr ein unbedingtes Interesse hat."

„Da soll es zum Beispiel taktvoll sein", rief ich, „es als taktlos zu empfinden, jüdische Dinge mit einem Juden zu erörtern, taktvoller also sich zu stellen, als hielte man ihn für keinen, ihm also hiermit zu wissen gebend, man erachte die Tatsache, daß er eben doch einer sei, für einen wunden Punkt. Zu einer solchen Unverschämtheit konnte ich mich nie verstehen."

Valerius lachte.

„Sie lachen", sagte ich, „und doch fuhr gerade ich mit meiner Methode so übel. Ich habe mir die schlimmsten Feinde gemacht durch die Frage :sind Sie Jude? oder gar die Konstatierung: Sie sind Jude."

Valerius lachte hell auf: „Das glaube ich Ihnen."

„Aber andererseits brüsten Sie sich heute doch. Also wie reimt sich dies?"

Kam da nicht ein Diener mit einer Nußtorte auf uns zu? Sie hatte eine Glasur, die schier zerging in ihrer Frische. Weshalb zog der ärgerliche Mann gerade jetzt mit ihr vorbei? Hatten wir denn Muße, uns Torten zuzuwenden?

„Sagen Sie," fragte plötzlich Valerius, „haben Sie einen Juden, den Sie interviewten, jemals im Zweifel darüber gelassen, daß Sie lieber zu den Goys gehören?"

„Was tut dies zur Sache?"

„Welch' unehrliche Antwort!" rief er aus.

„Aber warum glauben S i e an meine Unvoreingenommenheit? warum mißverstehen S i e mich nicht?“

Vielleicht weil ich mich nicht tangiert fühle.

„Aber, hegte ich je einen andern Wunsch? War mein Sinn nicht stets auf Rede und Gegenrede gerichtet?“

„Meine Glaubensgenossen,“ sagte da Valerius, „sind nun einmal für Gegenreden von Außenstehenden reizbar.“

„Sagten Sie nicht selbst, daß man so nicht vorwärts kommt?“

„Zeit, Zeit,“ sagte er.

„Sagten Sie nicht selbst, daß man so nie vorwärts kommt?“

„Seit Jahrhunderten,“ sagte ich mutlos, „steht“ die Diskussion des jüdischen Problems aus, das endlose Perspektiven eröffnet, gleich einer Flucht von Spiegelsälen. Man gleitet wie von selbst dahin. — Sattheit. Kolorit der jüdischen Rasse, wo sind sie geschöpft, wenn nicht in ihrer rätselhaften Kreuzung, die in nichts, dem, letzten Endes, unrätselhaften Bruch vergleichbar ist, wie er in der Seele des Russen sich begibt. Der Jude ist stofflicher —“ Valerius sah mich an — „er ist stofflicher,“ sagte ich; „das Wort ist von mir. Er ist mit der Materie inniger verknotet. Und dabei entleuchtete gerade ihm die geistigste der Flammen. Struktur und Umrisse des blässeren Christen. Der Begriff des entjudeten Typs, was ist er, wenn nicht eine jüdische Geburt? — als erste dieser Art — weltabgewandt und sinnesfroh zugleich, die unendlich schattierte Gestalt des Josephs von Aegypten? Wie verjudet ist Napoleon, ist sogar Julius Cäsar im Vergleich?“

Von einem Tablett, das jetzt an uns vorüberzog, hob ich ein zweites Glas Champagner und leerte es unverweilt. Und nunmehr überkam mich jene Art von Seligkeit, die ich einmal im Cirque d'Hiver an einem überlebensgroßen Schimmel wahrgenommen hatte. Scheinbar unbekümmert um seine schöne Amazone, als berühre sie nur von ungefähr seine Weichen mit ihrer Gerte, als wäre er nur zu dekorativen Zwecken von ihr beritten, und führe ganz aus freien Stücken seine hohe Schule aus. Etwas in den Rhythmen hatte ihn entrückt. Hin horchend tanzte das gewagte Tier — o dieses Wagnis einer Kreatur — vor sich her, weltvergessener Schauer teilhaft, Akkorde des Seins erlauschend, welche die Decke des Raums fortrissen, Staub und künstliches Licht, und die tausendköpfige Menge ausbliesen, sterblich wie das Roß, das endlich in völliger Exstase dem Ausgang der Arena zutrieb. So hatte auch ich mich abgeworfen; meiner ledig, den Schwingungen gewährend, pendelte ich mit meinem Glase hin und her, und wollte es erheben. Doch da stand es leer. „So gut wie heute habe ich

es nicht alle Tage," sagte ich nach einer Weile. „Wenn Sie wüßten, was für Anstoß ich erregte, zu welchem Hader ich schon den Anlaß gab. Mit der Zeit wurde ich vorsichtiger, doch es genügte nie. Hätte ich dem jüdischen Romancier, der mir einmal sagte: „Ihre Sachen sind mir zu christlich," erwidert: „Und die Ihrigen sind mir zu jüdisch," so wäre die Hölle los gewesen; aber allein, daß ich lachte, dünkte ihm zu viel. Es war auf einer Fahrt nach Ischl, mehrere Jahre vor dem Krieg. Wir saßen im Auto eines gemeinsamen Verlegers, und ich hielt mich noch für sehr gerissen. Blitzenden Auges, und mit, wie mir dünkte, fingierter Naivität, warf ich den Satz hin: Vorschuß sei das schönste Wort der deutschen Sprache; und sah dann kühn in die Luft. Dies dünkte mir eine bahnbrechende Art, mit Verlegern umzugehn. Wir fuhren im Zick-Zack wie der Wind den weitläufigen Ufern eines Gebirgsees entlang, es war ein Wetter wie von Gottes Hand. Weiße Riesenwolken paradierten vor der Sonne mit feierlichem Schwanken, dann strahlte das Salzkammergut aus eigenem Vermögen, das voll erblühte Laub trieb Spiel und Scherz. Wir erstiegen eine hochgelegene Terrasse. Ischl war mir neu, alles so ungewohnt; meine Umgebung, die rein jüdische Ambiens der letzten Tage, mit Ausnahme Franz Bleis, nachdem ich mich nachgerade wie nach einem Verwandten umsah. Er trat jetzt zu mir heran und bat mich mit leiser Ungeduld, das Wort Vorschuß nicht unrichtig zu gebrauchen. Es bezöge sich auf noch nicht gelieferte Arbeiten, die meine aber sei ja schon im Druck. Solche kleinen Erratas machten mich an meiner Geschäftstüchtigkeit nicht irre. Was wußte Blei? Der konnte immer nur andern helfen und kam selbst auf keinen grünen Zweig. Auch ihn sollte mein originelles und zugleich schneidiges Auftreten zu Reichtum verhelfen. Wir tranken Mélange mit einem Kipfel, und nochmals Mélange mit nochmal einem Kipfel. Aux frais de l'éditeur. Man übersah ganz Ischl von hier oben, ein köstlicher Wind schlug die Fahnen hin und her, die zu Ehren des alten Kaisers von den Häusern und den Toren wehten. Er fuhr mit einer seiner Töchter in offener Kalesche durch die mächtigen Alleen. Unzerstörbar schien der Friede dieses Landes. Wie im hellen Uebermut verstellten die Wolken hin und wieder die Sonne, und spielten Wetterumschwung. Da wurden plötzlich Stühle gerückt, gelassen wallte ein neuer Jude heran. Es war Beer-Hofmann, und mit ihm seine Frau: blond, schwebend, wie eine sienesische Madonna auf Goldgrund. Nun war ich, wie gesagt etwas israelmüde: ein bischen arg viel jüdische Kritiker, Essayisten und Dramaturgen versperrten mir den Ausblick auf die Christenheit. Wie aber ließ dies stolze Paar sich an! War das nicht Salomon in aller

seiner Pracht? Und daß einem so vollendeten Typ seiner Rasse diese fast gotische Frau entsprach, o wie paßte dies in meinen Kram! Ich dachte an mein Honorar. Die Fülle der Stunde stieg fast bis zur Melancholie. Zwar war es nur ein kurzes Beisammensein. Vor uns lag noch die weite Rückfahrt im Zick-Zack den Kurven des Sees entlang mit dem Romancier und dem Kritiker als meine Gegenüber. Aber ich hatte nur Beer-Hofmann vor Augen. „Meine Herren", sagte ich, „war das nicht Salomon in aller seiner Pracht?" Mir schien, daß insbesondere dem Romancier, der meine Sachen zu christlich fand. einige Freude über meinen Enthusiasmus zustand, aber sowohl er wie sein Kollege schwiegen. Sie waren zu eingesponnen, vielleicht von dieser himmlischen Natur. Unmerklich floß der Tagesschein in Dämmerung über. Als wir die Villa erreichten, in welcher unser Verleger Hof hielt, lag sie schneeweiß im Mondlicht. Ihre mächtige Terrasse überhing den See. So leichten Herzens schritt ich auf und ab, als könnte das Seidenmäntelchen, das mir anhing, mich ohne weiteres zum andern Ufer hinwehen, oder zu den verklärten Spitzen der Berge hinauf flattern lassen: „Nein, dieser Beer-Hofmann!" fing ich wieder an.

„Salomon in seiner Pracht; wir wissen schon," schnitt mir der jüdische Kritiker das Wort ab.

„Fürwahr," sagte ich, wie von der Tarantel gestochen, „ich glaube, ich schreibe einmal etwas über Juden." Aber finster, ja drohend, trat er da hart an mich heran und sagte: „Sehen Sie sich vor! Hüten Sie sich!" „Mich hüten? warum denn?" rief ich empört über seinen Ton. Da er sich anschickte das Haus zu betreten, flog ich ihm nach, und ihn vor der Tür stellend: „Sagen Sie es doch, daß Sie uns hassen," forderte ich ihn heraus. „Ja" kam es da mit letzter Inbrunst hervor, „wir hassen Euch." Und er zeigte ein von Zorn so geschwärztes, so mosaisches Gesicht, daß der Name Zebedäus in mir aufstieg. Er sieht aus wie Zebedäus, dachte ich.

„Wer ist das?" fragte Valerius.

„Irgend jemand in der Bibel. Unterbrechen Sie mich nicht." Er sieht aus wie Zebedäus, dachte ich, streckte den Arm aus, und sagte: „Es wäre sehr einfach, wenn es sich so verhielte. Aber Sie hassen uns nicht nur, Sie lieben uns. Das ist die große Komplikation, daß Sie uns lieben." Und zufrieden, diesen Pfeil nach ihm abgeschossen zu haben, kehrte ich zur Terrasse zurück. Er zeigte sich nicht mehr.

Tags darauf ging ich frohgemut mit Blei den See entlang, als plötzlich Zebedäus vor uns stand. „Man hat Sie den ganzen Tag nicht gesehen," rief ich ihm zu, denn in mir war kein Stachel über den gestrigen Auftritt zurückgeblieben.

„Ich habe eine sehr schlechte Nacht verbracht," sagte er.

„Wie schade! Warum denn?"

„Sie fragen?" gab er zurück, und nahm kurzen Abschied von uns.

„Den haben Sie sich gründlich verscherzt" sagte Blei.

Es dämmerte endlich auch mir.

„Und was haben Sie in der Folge über die Juden geschrieben?" fragte Valerius Pfeil.

„O nichts natürlich, obwohl die Frage nie aufhörte mich zu beschäftigen. Hin und wieder drückte ich einen Hinweis, eine Glosse durch. Und was geschah indessen, das spannendste, ungeheuerste der Probleme einer Lösung näher zu führen? Zwar werden heute allerorts Bücher über Bücher geschrieben, die es zu ihrem Thema nehmen. Aber ihre Verfasser sind ausschließlich Juden, nie auch nur ein Halbjude darunter. In Paris fand ich ganze Stöße in einem Laden vor: „L'âme juive", „La légende juive", „Le réveil juif", „Nouvelles juives".....

„Qui les achète?" fragte ich. „Les juifs" erwiderte der Buchhändler.

Ueber ein ernsthaftes Buch, von einem Christen über Juden, oder einem Juden über Christen verfaßt, würde man sich voll Eifer stürzen. So geschah es mit dem „à l'ombre de la Croix" der Brüder Tharaud. Im übrigen lassen wir einander liegen und stehen. Wir sagen ja von unserer Epoche, sie sei so interessant. Mag sein. Wir selbst sind jedenfalls zum Auswachsen langweilig. — Könnte ich noch ein Glas Champagner haben?"

„Ich glaube nicht," sagte Valerius Pfeil, sich umsehend. „Es ist zu spät, die meisten sind schon gegangen." — Auch die skandinavische Gattin mahnte jetzt zum Aufbruch. Beide nahmen mich mit in ihrem Wagen.

„Ich habe den Berlinern gegenüber noch etwas auf dem Herzen," sagte ich, während wir fuhren. „Neulich mauschelte in einem Lustspiel der primo amoroso. Ich hielt alsbald in der Pause eine erschrockene Rundfrage bei allen meinen Bekannten ohne Unterschied der Konfession. Aber keinem war es aufgefallen."

„Es ist eben die Landessprache," sagte Valerius trocken.

Nun lachten wir alle drei.

In einem Zustand unbeschreiblicher Depression jedoch betrat ich mein Hotelzimmer.

(Schluß im nächsten Heft.)

TAGEBUCH DER WIRTSCHAFT

Berlin, vierte Dezemberwoche.

Sanfte Friedensklänge ertönen aus der Kaiserin-Augusta-Straße. Die Denkschrift, die der Reichsverband der deutschen Industrie über die deutsche Finanz- und Wirtschaftspolitik veröffentlicht hat, ist in einem bemerkenswert versöhnlichen Geiste verfaßt; versöhnlich gegenüber dem Handel, dessen Existenzberechtigung anerkannt wird („Groß- und Einzelhandel sind für eine geordnete Versorgung der Verbraucher unentbehrlich"); versöhnlich gegenüber den Konsumenten, die sogar ermuntert werden, überall die billigste Kaufgelegenheit aufzusuchen. Natürlich ist nicht vergessen, die Wichtigkeit der Landwirtschaft zu betonen, und selbst den vielbefehdeten Banken wird bei ihrem Kampf gegen die rivalisierende öffentliche Kreditorganisation Bundesgenossenschaft zuteil. Erst „im Anschluß" an die geforderte Herabsetzung des Reichsbankdiskonts werden sie zu einer Verbilligung ihrer Sollzinsen, Kreditprovisionen und sonstigen Unkosten aufgefordert. Der Lohnpolitik ist nur ein spärlicher Raum gewidmet. (Sie untersteht ja der Kompetenz des Arbeitgeberverbandes, der andere Töne anzuschlagen beliebt.) Immerhin befürwortet die industrielle Spitzenorganisation unter gewissen grundlegenden Voraussetzungen „eine wirksame soziale Fürsorge". Es ist klar, daß nicht die Weihnachtsstimmung allein den Reichsverband zu einer so verträglichen Haltung veranlaßt hat. Es geht der Industrie zurzeit nicht gut, und in der Not — kommt selbst der Reichsverband zur Einsicht. Ueberdies zog mit Herrn Duisberg, dem Chef der Anilingruppe, ein wirklichkeitsnaher, „verarbeitender" und beinahe wissenschaftlicher Geist dort ein. Früher gab es einmal eine Zeit, da mußte man fürchten, daß die Herren vom Reichsverband überschnappen würden, damals, als in Deutschland noch alle Welt vor dem Hauch des Wortes „Industrieller" in Ehrfurcht erstarb. Inzwischen hat sich die Hybris gerächt. Das Vermögen des Hugo Stinnes, dem das Podium des Reichsverbandes stets zur Verfügung stand, ist in Nichts zerronnen. Die Wunderhand der Industrieführer, durch deren Berührung sich gepumptes Geld in reale Vermögenswerte zu verwandeln schien, hat mit dem Notendruck die Zauberkraft verloren. Jetzt hilft es nicht mehr, den Mund aufzureißen, sondern es heißt, die Gedanken zusammennehmen, um die Bekanntschaft mit dem Konkursverwalter zu vermeiden. Die Denkschrift des Reichsverbandes ist ein erfreuliches Dokument dafür, wie in der Bedrängnis die Phrasen verdunsten und der Verstand zu seinem Rechte kommt.

So friedfertig die Einstellung des Verbandes gegenüber den übrigen Wirtschaftsgruppen — mindestens auf dem Papier der Denkschrift — sich ausprägt, so geharnischt ist die Kritik, die Reich, Länder und Kommunen wegen ihrer Finanzgebarung über sich ergehen lassen müssen. Aber wie schon in anderen Abschnitten die Absicht, Gegensätze zu überbrücken, dazu führt, daß wichtige Konflikte vertuscht werden, so scheut auch im finanzpolitischen Kapitel der Verband vor den letzten Konsequenzen zurück. Sehr treffend wird dort das verschwenderische Neben- und Gegeneinander bei der Verwaltung des Reiches und der Einzelstaaten geschildert und die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, daß die deutschen Parlamente mehr als 2000 Abgeordnete beherbergen und infolge der Vielstaaterei, daß die Behörden nebst „Unterbau" sich ins unerträgliche angehäuft haben. In Sperrdruck wird betont, daß hier die Hauptmängel der Organisation und die Grundursache des unwirtschaftlichen Aufwandes an Verwaltungskosten und also auch die Hauptersparnismöglichkeit liegen. Aber zu einem mutigen Bekenntnis zum Einheitsstaat, das sich jedem wirtschaftlich Denkenden bei dieser Betrachtung aufdrängt, hat sich der Verband nicht aufgerafft. Er wollte offenbar sein Programm nicht mit einer Forderung belasten, die es in den Augen der Eigenbrödler, Bierbankpolitiker und Ewiggestrigen unrettbar diskreditiert hätte. Dabei könnte ein Apell von dieser Stelle vielleicht am ehesten dazu beitragen, einer Entwicklung den Weg zu bereiten, die im verarmten Deutschland auf die Dauer doch unentrinnbar ist.

Während Deutschland die Rentenmark abbaut und die Tilgung dieser provisorischen Noten wahrscheinlich schneller vorankommt, als sich die Dawesexperten ausgerechnet hatten, überlegt sich jetzt Frankreich, ob es zur Rettung seiner Währung beim Rentenfrank Zuflucht suchen soll. Die Pläne sind noch unreif und scheinen sich mehr im Namen als in der Sache mit dem deutschen Währungsexperiment zu decken. Aber bezeichnend ist es immerhin, daß Frankreich sich anschickt, im Interesse seiner Währung eine ähnliche Maßnahme zu ergreifen, wie das besiegte Deutschland schon vor zwei Jahren. Während wir trotz aller Wirtschaftsschwierigkeiten wenigstens ohne Währungssorgen herumlaufen, ist Frankreich immer noch auf die Inflationsfolter gespannt, und die Reichsbank des besiegten Deutschland ist aller Voraussicht nach von der internationalen Finanz dazu ausersehen, zu der bevorstehenden französischen Währungssanierung ihr Teil beizutragen. Welch überraschende Wendung!

Auch das Statistische Reichsamt präsentiert eine freundliche Gabe zum Fest. Die Passivität der Handelsbilanz die im August noch über eine halbe und im Oktober immerhin noch eine viertel Milliarde betrug, ist im November auf wenige 65 Millionen zusammengeschmolzen. Und für Dezember wird bereits auf völlige Beseitigung des Defizits der Handelsbilanz vorbereitet. Nun herrscht arge Bedrängnis. Jene Sachverständigen, die die Passivität als die Quelle alles Uebels hingestellt haben, sind jetzt in arger Bedrängnis. Denn obwohl die vielbeklagte Unterbilanz des Außenhandels verschwunden ist, geht es uns nicht besser, sondern schlechter als zuvor, wodurch von neuem bestätigt wird, daß es auf das Plus und Minus allein gar nicht ankommt, sondern auf das Gesamtvolumen des Außenhandels.

Das Wirtschaftsjahr 1925 geht zu Ende und vieles hat sich geändert. Die schleichende Krisis ist schließlich offen ausgebrochen. Insolvenzstatistik und die Arbeitslosigkeit sind in letzter Zeit enorm angeschwollen und alle Wirtschaftsbarometer stehen auf Sturm. Nur eines nicht: die Preise sind am Ende des Jahres fast noch genau so hoch wie zu Beginn. Hier liegt das eigentliche Rätsel unserer Wirtschaftssituation. Nach allen Vorkriegserfahrungen kann eine Krise nicht anders gelöst werden als mittels einer Reduktion der Warenpreise, die auf der einen Seite zur Einschränkung der Produktion und auf der anderen Seite zur Erhöhung der Nachfrage führt. Aber der Preisautomatismus, der ehedem die Wirtschaft einigermaßen zuverlässig lenkte, funktioniert heute nur träge. Denn während es früher im wesentlichen die einzelnen Wirtschaftssubjekte waren, die in freiem Spiel der Kräfte einander gegenüberstanden, und während infolgedessen der kleinste Wink der Preise Beachtung fand, rücken die Beteiligten jetzt in breitgeschlossener Phalanx an, hier die Kartelle der Käufer und Verkäufer aller Produktionsstufen, dort die Vereinigung der Arbeitgeber und die Gewerkschaften der Arbeitnehmer. Mit einer Unerbittlichkeit, die man früher nicht kannte, wird heute um die Aufrechterhaltung des Preisniveaus gekämpft, und während also das Auge in dieser Hinsicht eine fortschreitende Abkehr vom liberalen System zu erblicken vermeint, sieht es doch nicht, wo der neue Regulator ist, der diese planwirtschaftlichen Fronten in Uebereinstimmung hält. Die Preise, denen früher die Aufgabe der Steuerung zufiel, scheinen erstarrt zu sein. Ist es nur ein Scheintod und wird im neuen Jahre der allzulange gehemmte Ausgleich durch Preissenkung nur um so schroffer sich vollziehen?

GLOSSEN

PARISER BILDER

1.

Blauhemden

Es ist getan. Es ist erreicht. Was der General de Castelnau und Herr Pierre Taittinger, was die bußfertigen früheren Marxisten Emile Buré vom Eclair und Gustave Hervé von der Victoire — derselbe Hervé, der vor fünfzehn Jahren in seiner revolutionären Ueberschwenglichkeit die Fahne auf den Misthaufen pflanzen wollte — seit dem Marsch auf Rom ersehnten, ist strahlende Wirklichkeit geworden: Paris hat seinen Faszio. In der Halle Wagram, wo sich sonst Faustkämpfer und ähnliche friedliche Leute dem versammelten Publikum präsentieren, ist er vor einigen Wochen aus der Taufe gehoben worden. Einstweilen fehlt noch die Hauptsache, nämlich ein Mussolini, aber bei der großen Zahl der Anwärter wird es wohl möglich sein, einen regelrechten Duce auszuknobeln.

Wer sind die mutigen Männer, die der mit Sünden beladenen Demokratie den Garaus machen wollen? Zunächst Georges Valois, der sich feierlich von den Royalisten getrennt hat, Arthuys und Mathen, die bisher unter Ausschluß aller Oeffentlichkeit reaktionäre Feuerchen schürten. Der kleine Philippe Barrés, der müde ist, der Sohn eines großen Vaters gescholten zu werden, und einige streitbare Gymnasialprofessoren. Die Truppen werden gestellt von den arbeitslos gewordenen Ueberläufern der Camelots du Roy, denen die intellektuelle Fuchtel von Charles Maurras langweilig geworden ist, der Jeunesse patriote des Herrn Taittinger und einigen geräuschvollen Jünglingen aus dem Quartier latin.

Ich weiß nicht, ob ich was von den Franzosen verstehe, aber wenn ich in Paris Aufrufe zum Faszismus lese, kann ich mich eines süffisanten Lächelns nicht erwehren. Es kommt mir unglaublich vor, daß die Franzosen, die in der Revolutions- und Diktaturtechnik so vielerlei Erfahrungen hinter sich haben und so erfinderisch waren, auf einmal bei den Italienern in die Schule gehen sollen. Wenn es hier einmal zu einem Putsch kommt, wird man dafür doch eine französische Form suchen und finden. Mussolini mag seinen Bonaparte mimen, aber da, wo das Original ausgebildet wurde, hält man darauf, das Vorbild nicht aus zweiter Hand zu beziehen.

Nun habe ich zum Ueberfluß die Sommermonate in einem Dörfchen nahe bei Paris verbracht, unter Bauern und anderen „mittleren Franzosen". Mein lieber Gott, was muß da noch geschehen, ehe die reif zum Faszismus werden! Ein Diktator, ein starker Mann, jawohl! Obschon man sich recht empfindlich an den General Boulanger mit seinem berühmten weißen Pferd erinnert. Aber Faszismus, uniformierte politische Stoßtruppen? Lieb Vaterland, magst ruhig sein. Was der Franzose am allerwenigsten verträgt, und was er — wohlgemerkt! — den Deutschen alleweil übelnimmt, das ist der Aufmarsch, die Parade in kämpferischen, gedrillten und uniformierten Formationen. Es mögen sich ein paar tausend müßige Knäblein finden, die gelegentlich einen republikanischen Redner niederbrüllen, der Bauer und Bürger betrachtet die „Bewegung" als fait divers, über die sich beim Apèritif gut spötteln läßt.

Was den neugeborenen Pariser Faszismus sicher am meisten rui-

niert, ist die Uniform. Mussolini hat seine Schwarzhemden; die Leute vom Nouveau Siècle haben ihre Blauhemden. Vor Nachahmung wird gewarnt! Zu haben in der Belle Jardinière, dreißig Franken pro Stück, mit zwei Kragen. Ich werde Euch nächstens sagen, was die Blauhemden angerichtet haben. Es ist nicht leicht, da der Vorzugspreis der Belle Jardinière verlockend ist und wohl auch andere Bürger sich für dreißig Franken ein blaues Hemd anschaffen möchten (mit zwei Kragen). Es ist sogar nicht ausgeschlossen, daß ich selbst mich nächstens in einer funkelnagelneuen Faszistenkluft auf dem Boulevard herumtummele.

2.

Eine tolle Geschichte

Es ist ja unglaublich, was dieser Tage in Paris vorgekommen ist. Eine leichtfertige junge Dame wurde verhaftet, weil sie Luftkriegspionage trieb für England. Ihre Karriere weist keine außergewöhnlichen Merkmale auf; sie war zuerst Krankenpflegerin und darnach Fallschirmakrobatin. (Es ist mir überhaupt unverständlich, daß auf jedem französischen Flugmeeting von einiger Bedeutung eine mehr oder weniger reizlose Dame einen Fallschirmtrick vorführt.) Das letztere war Mittel zum Zweck. Ihre Freundinnen nannten sie Mademoiselle Foxtrott, was ja keineswegs strategische Kenntnisse verbürgt.

Aber das alles ist gleichgültig. Was jedoch nicht gleichgültig ist, das ist die Persönlichkeit der drei englischen Herren der Bleriot, Dundept - Co., die Miß Foxtrott kommandierten. Also: mit aller Liebenswürdigkeit, aller smartness spioniert der Bundesgenosse den Bundesgenossen aus. Wie die englischen Herren sich aus der Verlegenheit ziehen, tut nichts zur Sache. Aber allein die Hypothese, die Hypothese, daß sowas denkbar ist!! Unbegrenzte Möglichkeiten tun sich auf. Die Bahn ist frei für die herrlichste Heuchelei, die Europa je erleben könnte. Diese Heuchelei muß den Krieg töten, wenn er überhaupt getötet werden kann. Mit der flachen Hand auf der Männerbrust schwört man sich Treue — Marseillaise und God save the king erklingen! — und hinterrücks schickt der Gentleman eine kleine Französin aus, um dahinter zu kommen, wie Old-England die französische Luftflotte am besten besiegen kann. Der Menschheit wird gedient durch die Groteske. Die Notwendigkeit von Locarno wird durch diese wunderbare Komödie besser erhärtet als durch den schneidigsten Leitartikel.

Soll man sich restlos darüber freuen? Nein, und abermals nein. Denn nun wird der französische Spießer über den Engländer fluchen wie ehemals über den Boche, und es geht dabei immer ein Stückchen vom europäischen Geist in die Brüche. Die Engländer werden noch unbeliebter werden in Frankreich trotz Briand und Chamberlain, und das ist nicht gut, weil der Kriegsgeist von je aus der Unbeliebtheit eines Volkes bei dem anderen genährt wurde. Der Deutsche hört es manchmal gern, wenn der Franzose über den Engländer flennt, es sollte ihn aber eher nachdenklich stimmen. Hier fällt mir ein reizendes kleines Abenteuer ein, das ein deutscher Künstler in Südfrankreich erlebte. Er war in einer Pension Tischnachbar eines freundlichen französischen Ehepaares. Da er himmelschlecht französisch sprach, entschloß er sich, nach einigen Tagen verschämt zu gestehen, er sei ein Deutscher. „Sie sind ein Deutscher, das ist ja charmant!"

sagte daraufhin die französische Dame. „Verzeihen Sie, wir hatten Sie für einen Engländer gehalten." Und beide wurden von da an noch freundlicher. Der Deutsche fiel aus den Wolken; ich nicht. Er freute sich darüber, ich nicht.

Frantz Clément (Paris)

UND DIE KONTORISTIN ANNA K . . .?

Ein Fall wie der Selbstmord der Jurjewskaja wirkt erschütternd. Ein junger, schöner, begabter Mensch, eine Künstlerin, schon heute auf einen ersten Platz gestellt, nimmt sich das Leben. Die Doppelseitigkeit ihrer Existenz wird entschleiert. Während sie auf der Bühne stand, Menschen beglückend mit dem Klang ihrer Stimme, mit dem Liebreiz ihrer Erscheinung, bereitet sich in ihrem Privatleben die Tragödie vor. Wir spüren den Widerspruch und können ihn nicht fassen. Der Selbstmord der Jurjewskaja ist ein ungelöstes Rätsel.

Es geschah vor etwa vierzehn Tagen in Berlin ein anderer Fall. Er wurde aufgeklärt bis in seine letzten, grausamsten Details. An ihm ist weder Rätsel noch Widerspruch. Aber es ist die Tragödie eines Dutzendmenschen, und sie wurde zur Zeitungsnotiz.

Anna K., achtzehnjährig, Tochter ehrbarer Eltern, ist Näherin für die Konfektion. Eines Nachmittags nimmt die Freundin sie mit in ein Café, in dem ein Bekannter sie erwartet. In Begleitung dieses Bekannten befindet sich der Kaufmann Friedrich Hildebrandt. Friedrich Hildebrandt ist Personalchef einer Konfektionsfirma. Er verschafft Anna K. eine Stellung im gleichen Geschäft. Anna K. wird seine Geliebte.

Friedrich Hildebrandt, der Don Juan der kleinen Mädchen, ist geschlechtskrank. Anna K. weiß es nicht, daß andere Mädchen in dem Geschäft bereits krank geworden sind. Sie weiß nicht, daß während sie an der Schreibmaschine sitzt, er in seinem Büro nebenan ein anderes Mädchen bei sich hat. Sie weiß von ihm, daß er wegen Betruges steckbrieflich verfolgt wird: „Irgendeine Bagatelle . . ." Sie vertraut ihm.

Anna K. ist krank. Beim Arzt erfährt sie die Wahrheit. Die Firma geht in Konkurs. Anna K. und Friedrich Hildebrandt sind stellungslos.

Anna K. hat kein Geld, sie weiß nicht, was sie tun soll. Sie wagt sich nicht nach Hause, fürchtet die Schande. Er ist ihr einziger Halt.

Am Bußtag, nachts um 10 Uhr, trifft sie sich mit Friedrich Hildebrandt. Sie weiß nicht, wo sie schlafen soll. Er hat keine Wohnung. Sie gehen zu einem seiner Freunde.

Der Freund kann Friedrich Hildebrandt aufnehmen. Selbstverständlich. Aber das Mädchen? Was ist das überhaupt für ein Mädchen? Mit welchem Recht verlangt sie, von einem anständigen Menschen beherbergt zu werden? Friedrich Hildebrandt bleibt bei seinem Freund. Anna K. steht auf der Straße.

Sie geht in ein Café. Am Nebentisch sitzt ein Mann, lächelt ihr zu. Sie gibt das Lächeln zurück. Er setzt sich zu ihr. Sie berät sich mit ihm.

Anna K. geht ans Telephon und ruft einen Kriminalkommissar an: „Ich kann Ihnen behilflich sein, den Kaufmann Friedrich Hildebrandt, der steckbrieflich gesucht wird, festzunehmen — hallo — hallo!" — Die Verbindung ist unterbrochen; nicht wieder herzustellen. Anna K.

setzt sich an den Tisch, schreibt zwei Briefe: einen an ihre Eltern, einen an den Kriminalkommissar. Der Mann nimmt ein Auto. Sie fahren zusammen zur Polizeiwache, geben den Brief ab, steigen wieder in den Wagen. „Zur Adalbertbrücke" ruft das Mädchen dem Chauffeur zu.

Kurz vor der Adalbertbrücke läßt sie den Wagen halten. Beide steigen aus. Der Mann will, daß das Mädchen mit ihm geht. Anna K. weigert sich. Vielleicht nur, weil sie krank ist, sie hat ja keine Wohnung, es bleibt ihr ja keine Wahl. Sie schämt sich, den Grund ihres Widerstrebens zu sagen. Der Mann hat ihr bisher geholfen, er wird sie nicht allein lassen. Er hat ihr geholfen — gewiß. Aber er will seinen Lohn. „Du kommst nicht mit? Adieu!"

Um 2 Uhr nachts steht Anna K. auf der Straße, achtzehn Jahre alt, krank, allein, stellungslos, ohne Geld. Sie geht zur Adalbertbrücke, steigt über das Geländer, springt in den Kanal. Achtzehn Jahre alt.

Kurze Zeit darauf wurde die Leiche von der Feuerwehr geborgen. Die Ermittlungen begannen, man dachte an Mord. Mord? Nein: „Selbstmord ohne fremde Einwirkung."

Dies ist die lückenlose Wiedergabe eines Tatbestandes, der in der Großstadt Berlin kein Ausnahmefall ist. Dies ist das Schicksal eines achtzehnjährigen Menschen, der, wie aus den Briefen hervorgeht, über den Durchschnitt gebildet, klug und anständig war, zugleich eine Episode aus dem Leben eines Gewissenlosen, eines Verbrechers, der — heute noch nicht ermittelt — vielleicht niemals zur Verantwortung gezogen werden kann.

Man hat soviel über den Selbstmord der Sängerin Jurjewskaja gehört.

Und die Kontoristin Anna K.?

Und Friedrich Hildebrandt, der Mann, der sie in den Tod trieb...?

Joachim

FILM

Bergers „Walzertraum"

Ludwig Bergers Träume sind schön, das sah man in dem unvergeßlichen Film: „Der goldene Schuh"; sein Walzertraum aber ist süß. Da das Süße auf dem Weltmarkt die weitaus wichtigste Ware ist, so wird der neue Bergerfilm die Zustimmung aller Verleiher und Händler Europas und Amerikas finden. Ein Meister, wie Ludwig Berger braucht auch das, eine Weltfirma wie die Ufa erst recht, und ob wir Berger-Gläubige nun um ein Hundertstel weniger begeistert sind, das ist schnuppe.

Es ist übrigens ein Irrtum, wenn man glauben wollte, Wien und die Wiener Landschaft, Wien und die Wiener Weichheit, Wien und die Wiener Anmut liege Berger besonders. Er hat eigentlich nur das Fremden-Wien eingefangen, die Hofburg, Schönbrunn, den Graben, die Fiaker, die Heurigenschenke, mit einem Wort: jene Vergnügungsstraße, die der eigentliche Wiener so selten betritt wie der Pariser die Amüsierindustrie von Montmartre. Unwienerisch, ja geradezu pamphletisch gegen Wien, ist die Hauptfigur des Filmes, jener österreichische Offizier, der mit so selbstverständlicher Schäbigkeit seine geliebte „Franzi" sogleich im Stich läßt, wenn sich die ihm angetraute Prinzessin in ein paar Stunden oberflächlich verwienert hat. So fördert dieser Film-Hymnus auf Wien das Vorurteil gegen den falschen Wiener. Der Wiener falsch? War es Grillparzer, der sein Lebtag von seiner Kathi Fröhlich nicht wegkam? War es Friedrich von Gentz,

der bis ins Greisenalter der reizenden Fanni Eßler zu Füßen lag? War es Hugo Wolf, der noch im Irrenhaus die eine, ewig Geliebte seiner Seele besang? War es Nestroy, der Boshafte, der jahrelang unterm Pantoffel seiner energischen Freundin witzelte? War es der alte Kaiser Franz Josef, der vierzig Jahre, Tag für Tag, in die Hietzinger Villa seiner Katharina Schratt marschierte? Der Wiener ist impulsiver und ungewohnter Dummheiten fähig und er hat von diesem Talent immer reichlich Gebrauch gemacht. Aber dieses schnöde Im-Stich-Lassen einer nach Norddeutschland verschlagenen Wiener Geigerin — nein, solche Härte paßt zur Bequemlichkeit des goldenen Herzens nicht. Das ist weniger ein Einwand gegen die im übrigen sehr geschickten, sehr witzigen, sehr taktvollen Manuskriptdichter, als vielmehr ein Vorwurf gegen Berger, der ja immer der Oberdichter seiner Librettisten ist.

Einwände gegen den Bergerschen Walzertraum? Man darf sie getrost äußern, weil man ja in diesem Fall nicht fürchten muß, den Welterfolg des Films zu gefährden. So wahr Wien verhüllt und vertrauert, so sicher wird dieser Film voll äußerer Wien-Verliebtheit über die ganze Welt wandern.

St. Gr.

*

Peter Pan

Dieser Vorname klingt wie ein biederer deutscher Junge, dieser Zuname wie der griechische Gott, der als Symbol der reinen Natur galt. Und das Ganze ist doch nichts Deutsches und nichts Griechisches, sondern der Märchenheld eines in allen englischsprechenden Ländern verbreiteten Kinderbuchs. Aber dieser Held ist doch ein Junge und ist eine Naturgewalt: nämlich ein Elf aus dem Zauberland, der als Menschenknabe, um frei zu sein, einst den Eltern davonlief. Nun erscheint er, von einer winzigen Lichtfee begleitet, einsamen Kindern und holt sie in sein Wald-, Meer- und Felsenreich, wo Seeräuber mit Indianern kämpfen.

Mit drei Geschwistern fliegt er aus dem Bürgerhaus vor unsern Augen davon in dies abenteuerliche Kinderzauberland voll Gefahren und Lustigkeiten. Und das Wunderbare geschieht, daß das Wunderbare garnicht mehr wunderbar, sondern sachlich-natürlich erscheint, weil es nicht reizend auf die Phantasie, sondern in seiner Anschaulichkeit nur reizend auf das Auge wirkt.

Trotzdem muß man sagen, daß dies alles wunderhübsch gemacht ist, und daß die Gefahren, trotz Krokodil und grausamem Kapitän, immer von Heiterkeit, die Heiterkeit aber wiederum von einer seltsamen Melancholie umhaucht sind (Sehnsucht der vielen elternlosen, wesenlosen Kinder nach dem Elternland). Als Peter Pan sieht man die Schauspielerin Betty Bronson in einer so knabenhaften Anmut, wie man sie, trotz unseres gymnastischen Zeitalters, nirgends zu finden glaubt.

Der Dieb von Bagdad

Dieser Film ist ebenso schön wie lang. Er ist sehr schön und sehr lang. Er ist zu schön und zu lang. Er hatte von allen Filmen der Welt in Amerika den größten Erfolg. Er erforderte von allen Filmen der Welt den größten Aufwand an finanziellen wie an szenischen Mitten. Wodurch wirkt er auf uns? Wie wirkt er auf uns?

Er wirkt auf uns nicht eigentlich durch die Entfaltung von Prunk,

sondern durch das rasche und unendliche vielfältige Vorüberflitzen aller, oft nur angedeuteter Möglichkeiten der Prunkentfaltung. Sein Prunk ist nicht prunkend dargeboten, sondern ist ein stilisierter Prunk, photographiert aus der Distanz, aus der Höhe, so daß wir die Straßen Bagdads, die Bilder im Palast, die bewegten Aufzüge, die Massenszenen gewissermaßen in Ferne erblicken, ohne Einzelheiten, als flüchtige, huschende Visionen. Das ist kein altorientalisches Bagdad, sondern in der malerischen Weichheit der modernen englischen Märchenillustratoren hingetuscht, mit entzückender Sicherheit der Belichtung und der photographischen Einstellungen.

In diesem Milieu, zugleich jenseits von Phantastik und Realistik, bewegen sich einige Menschengestalten, auch sie sind weder Märchenmenschen, noch Wirklichkeitsmenschen. Allesamt mit sparsamen Gesten und wenig Mimik, am sparsamsten und wirkungsvollsten zwei asiatische Spieler: So-Jin, unter den Freiern der schönen Prinzessin (Julianne Johnston) der liebenswürdig-grausame, starr-hintergründige Mongole, der unter Unbewegtheit die Wildheit seiner Rasse ahnen läßt. Und mit wundervoller Ausdrucksfähigkeit des geschmeidigen Leibes und des großäugigen, breitflächigen Gesichts Anna May-Wong. Am beweglichsten ist der Held, Ali der Dieb: Douglas Fairbanks, fast nackt, schmal, lang und geschmeidig, mit tänzerischen Gesten; wie er aber schleichend springt, zwischen Menschen sich windet, an Stangen gleitet, ist ästhetisierte Akrobatik.

All dies gilt von den ersten Akten und von den letzten. Dazwischen aber geschieht ein phantastisches Intermezzo: die Abenteuerfahrt Fairbanks durch alle Schauer der Erde, der Luft und des Wassers. Da nun empfindet man Kulisse, Pappe, Tricktechnik so sehr, daß die Wirkung oft komisch, statt schaurig ist. Wie bei „Peter Pan" erstaunt man hier: Der Film scheint doch nicht so zur Darstellung des Märchenhaften geeignet, wie wir glaubten. Das Zauberhafte wirkt wie verkitschte Wirklichkeit, zu greifbar, statt ahnbar; und deshalb phantasietötend, statt fördernd; mehr verblüffender Trick, statt ins Unheimliche fortreißend. Aber da gibt es wirklich glänzend erdachte und durchgeführte Tricks, besonders den fliegenden Zauberteppich und das Kästchen mit den Wunderkörnern, die, auf die Erde geworfen, alles Gewünschte realisieren, — bildhaft am schönsten, wenn aus diesen, wie Leuchtkugeln auf dem Wüstensand platzenden Körnern riesige Heere aufstehen.

Man sieht herrliche Bilder. Alle Möglichkeiten des Films sind mit äußerstem Raffinement genutzt. Nur nicht die eine: Konzentration. Weil dieser Film nichts zu wünschen, nichts zu ahnen übrig läßt, sind wir am Schluß müde, wie nach einem Traum, der entzückend, aber nicht entrückend, der schön, aber zu lang war. Lernen können wir für die Filmpraxis aus dem „Dieb von Bagdad" nichts Neues, außer: daß er ein Abschluß, die feuerwerkartige Höchstleistung seines Genres ist.

Kurt Pinthus

TISCH MIT BÜCHERN

Das Ehebuch, Stimmen führender Zeitgenossen, angeregt und herausgegeben von Graf Hermann Kayserling. Niels Kampmann-Verlag, Celle. — Fürs Erste: Das Ehebuch des Grafen Kayserling bedeutet keine leichte oder bequeme Lektüre. Was hier Psychologen, Ethnologen, Historiker, Belletristen, Aristokraten, Künstler, Aerzte über das Thema sagen, ist meistens in der nicht ganz durchsichtigen Sprache der „Schule der Weisheit" vorgetragen. Das Wichtigste, finde ich, sagen die Ethnologen: Frobenius, der vom Mutterrecht spricht, Rabindranath Tagore, der die indische Ehe, Richard Wilhelm, der die chinesische Ehe behandelt. Hier freilich fehlen einige Berichte, besonders der historische Orient, der für das Problem besonders wichtig wäre. Die Literaten, im besonderen Wassermann und seine Gattin, geben Literatur und nicht einmal klare. Freier ist Ricarda Huch in dem Essay über die romantische Ehe. Sehr offenherzig die Aristokraten, die sich für die Standesehe erwärmen, und zwar mit mehr Recht als romantische Libertiner ahnen. Das Beste geben die Psycho-Analytiker: C. G. Jung, Alfred Adler, Hans von Hattingberg. Merkwürdig, daß in diesem Ehebuch das eigentlich erotische Problem, vom spezifisch-sexuellen gar nicht zu reden, nur gestreift wird. Man hätte einige Pfund Belletristik für ein paar Gramm Physiologie gern eingetauscht. Aber das ist wohl bei einem so vornehmen, für den Salongebrauch bestimmten Buch nicht anders zu machen gewesen.

Gr.

DIE ZIGEUNERIN

Eine reiche Dame, die einem unheilbaren Bohêmesnobismus verfallen war, erschien unter Pariser Literaten in einem verschlissenen unsauberen Sweater. „Guten Tag, gnädige Frau", sagte Alfred Jarry zu ihr, „ich habe zu Hause einen Sweater, genau wie den Ihrigen, nur ist er noch schmutziger."

DIE BESTE DEUTSCHE ZEITSCHRIFT EINGEGANGEN

Die Monatsschrift „Der neue Merkur" ist im achten Jahre ihres Bestandes still verschieden. Sie war die gediegenste, geistvollste Revue, die wir in Deutschland hatten. Sie starb an der Teilnahmslosigkeit des Publikums. Frankreich, England, das verschriene Amerika, jedes von ihnen hat eine ganze Anzahl solcher Heimstätten reiner und kühner Geistigkeit.

Wir Deutschen haben für den „Merkur" nicht einmal einen Nachruf übrig gehabt. Die Presse, auch die gebildete, so gern europäisch scheinende, hat vom Dasein der besten Zeitschrift so wenig Notiz genommen wie von ihrem Ende.

Und die Leser? Die deutschen Leser! Warum rührten sie sich nicht zur Rettung ihrer besten Zeitschrift?

LORD BYRON'S EPITHAPH

In dem Saale der „Foreign Office", in welchem der Vertrag von Locarno unterzeichnet wurde, war nach journalistischen Berichten ein Bild des Lord Castlereigh aufgehängt, das als einziges neben dem des regierenden Königs Georg die kahlen Wände schmückte. In der Geschichte hat dieser englische Lord und Premierminister keinen besonders guten Leumund: er war einer der kleinen Staatsmänner, die über den großen Napoleon triumphierten und späterhin Metternichs englischer Partner in der heiligen Allianz. Den kleinen reaktionären

Staatsmann hatte schon zu seiner Zeit ein großer landsmännischer Dichter durchschaut; einer, dem es im tiefsten Innern leid tat, einmal wieder die Mittelmäßigkeit über den Genius triumphieren zu sehen. Von diesem Dichter — es war Lord Byron — stammt die folgende Grabschrift, die er einst seinem Adelsgenossen widmete und die, außerhalb der englischen „Foreign Office", das einzige ist, was ihn bisher vor vollkommener Vergessenheit gerettet hat. Die Grabschrift lautet:

„Posterity will ne'er survey
A nobler grave than this:
Here lie the bones of Castlereigh
(sprich: Caasselreh)
Wanderer, stop and — piss!"

(„Niemals wird wohl die Nachwelt seh'n
Ein edler Grab als dies,
Das birgt den toten Castlereigh'n
Wanderer, bleib' und — piss!")

Hoffentlich blüht aus dem Vertrage von Locarno neues Leben und es ist ihm ein besseres Schicksal beschieden, als dem Grabe des toten Lords, der sein einziger Schutzpatron bei der Unterzeichnung war.

O. L.

ANEKDOTE

Kollegen

Eines Tages gastierte Barnay in Breslau. Er spielte alle großen Heldendarsteller und ersten Liebhaberrollen. Infolgedessen ging der normale erste Held und Liebhaber 14 Tage unbeschäftigt spazieren. Eines Tages begegnete dieser beschäftigungslose erste Held Barnay und begrüßte ihn: „Was machen Sie hier, in Breslau, Herr Kollege?"

Barnay erwiderte kurz: „Furore".

INHALT DES LETZTEN HEFTES

(Heft 51)

Redaktion des „Tage-Buch": Berlin SW 19, Beuthstraße 19. Telefon: Merkur 8790, 8791, 8792. Verantwortlich: Carl v. Ossietzky, Berlin W 35, Genthiner Straße 22. — Verlag: Tagebuchverlag G. m. b. H., Berlin SW 19, Beuthstraße 19 — Postscheckkonto: Berlin 15 129. Postscheckkonto in der Tschechoslowakei: Prag 79 813. Wien 156 791. Bankkonto: Commerz- u. Privatbank, Depositenkasse C, Berlin W 8, Charlottenstr. 47. Bankkonto in der Tschechoslowakei: Böhm. Commerzialbank, Prag, Prikopy 6 — Druck von Wilhelm Greve, Berlin SW 68, Ritterstraße 50. — **Anzeigenannahme**: Karo-Reklame G. m. b. H., Beuthstr. 19.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion, auch wenn Rückporto beiliegt, keine Verantwortung.

Bezugspreis durch die Post in Deutschland pro Monat 2,— Reichsmark, pro Quartal 6,— Reichsmark; unter Streifband im Inlande und nach Oesterreich monatlich Reichsmark 2,25 vierteljährlich Reichsmark 6.50. Für das übrige Ausland nur Streifbandlieferung monatlich Reichsmark 2,50, vierteljährlich Reichsmark 7,—. Zahlungen in ausländischer Währung werden zum amtlichen Tageskurs der Berliner Börse am Eingangstage gutgeschrieben.

Inseratenpreise: Grundpreis für die ganze Seite 125 Goldmark. Bei größeren Abschlüssen progressive Wiederholungsrabatte auf den Grundpreis.